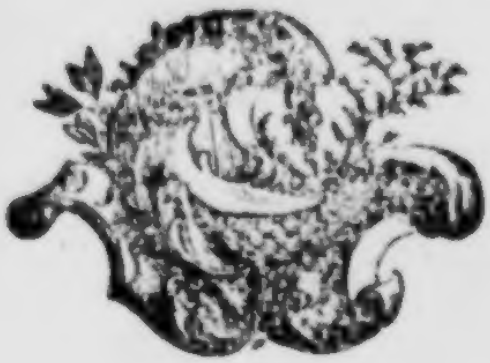
Sammlung kleiner Hallerischer Schriften.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit der Stände Zürich, Bern und Basel gnädigsten Privilegien.

Erster Theil.



BERN,
im Verlag Emanuel Hallers.

Gedrukt bey Dan. Brunner u. Albr. Haller.
1772.

Ex Bibliot
Universitat
Frider. Gu
Berolin

cher löblichen That gewesen ist. Wir schmeicheln uns mit dem Beyfalle derjenigen, die wir nicht zu kennen versichert sind, und freuen uns auf das Urtheil einer Nachwelt, die nicht eher auf die Erde treten kann, als bis wir sie verlassen haben.

Man hat manchmal einige Mühe diesem dichterischen Gefühle sich zu entziehen, und, eben da ich dieses schreibe, streut es auf mein Gemüthe ein stilles Vergnügen.

Wann ich nicht mehr seyn werde, so werden die künftigen Bürger unserer Vaterstatt, bey Erblickung dieser Blätter, die dem Rathe Euer Hochwohlge-

gebohrnen ihre Bekanntwerdung zu danken haben, ſich der Freundſchaft erinnern, die zwiſchen Denſelben und mir ehemals geweſen iſt. Jenſeits Unſerer Gräber, des ſonſt fürchterlichen Aufenthaltes unſerer entſeelten Gebeine, ſehe ich mit angenehmer Wehmuth dieſem Gedanken unſerer Enkel entgegen.

Eines tugendhaften Mannes Freund zu ſeyn, iſt ein vortheilhaftiges Vorurtheil. Die Redlichkeit, die Gottesfurcht, die Einſicht ſchenkt ihre nähere Liebe nicht den entgegengeſetzten Gemüthsarten. Euer Hochwohlgebohrnen Freundſchaft wird mir anſtatt einer rühmlichen Grabſchrift ſeyn.

Aber mit wahrhaftigerer Freude öfnet sich meine Seele einer rührenden Hofnung. In die ewigen Wohnungen des Friedens wird unsere Freundschaft mit uns übergehen. Sie ist unschuldig, sie ist kein Band, das die Wollust oder die Ehrsucht geknüpfet habe, sie hat nichts unreines, daß sie auf der Erde lassen müßte.

Ich habe Euer Hochwohlgebohrnen als einen Freund, einen Patrioten und einen Christen geliebt und geehrt; Diesen Gesinnungen weihe ich diese Blätter, ich nehme von der Ehre Besitz, Dero bekannter Diener gewesen zu seyn.

Möchte

Möchte doch die Vorsehung Euer Hochwohlgebohrnen noch lange dem Vaterlande erhalten; möchten Dieselben nach vielen Jahren noch auf diese Zeilen eines abgeschiedenen Freundes einen mitleidigen Blick werffen, und, bey der Erfüllung meiner Wünsche in der würdigen Belohnung Dero erhabenen Verdienste nicht ungerühret sagen, er würde sich freuen, wann er diesen Tag erlebt hätte.

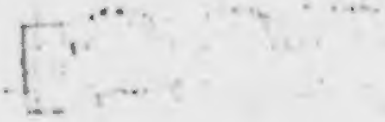
Bern, den 21. Decemb.
1755.

[illegible]

Vorrede
zur zweyten Auflage.

Die Fehler der ersten auszubessern, und hin und wieder etwas zu ergänzen, ist meine Hauptabsicht bey dieser neuen Auflage gewesen, worinn insbesondre die Schreibart aufs neue übersehen worden ist, die von verschiedenen und zum Theil unbekannten Uebersetzern herrührt. Die neuen Schriften sind zusammen in den zweyten Theil gekommen, der unter der Presse ist.

Bern, den 24 October 1771.



I.

Vorrede
zur
Prüfung der Sekte
die an allem zweifelt.

Vorrede des Ueberſezers.

Es ſind über dieſen wenigen Bogen mir zehn Jahre verfloſſen, ein ſo langer Zeitraum, daß ich erſchreke, wenn ich zurükdenke, wie wenig Zeit ich vermocht habe, auf eine Arbeit zu wenden, die ich, aus vielen Gründen, für vorzüglich wichtig anſehen konnte. Es iſt an dem, daß ich weit mehr als

dieſes überſezt habe, was ich izt liefere: ich ſah mich genöthigt, einen guten Theil zurükzubehalten, um in dieſem Jahrhunderte die wenigen Leſer nicht abzuſchreken, die ich für eine ſo ernſthafte Arbeit zu hoffen hatte. Es iſt auch freylich durch Krankheiten, und andere Zufälle, manche Stunde mir entrükt worden, und die pflichtmäßige akademiſche Arbeit, ſamt andern in das menſchliche Leben ſich einflechtenden zeitverluſtigen Bemühungen, haben mir nicht erlaubt, mehr Zeit zu der Ueberſezung anzuwenden, als einen Theil derjenigen, die ein weiſes und gnädiges Geſez uns zur Ruhe angewieſen hat.

In den zehn Jahren, in welchen wider mein Verſprechen dieſe Arbeit hat zurükbleiben müſſen, iſt die Nothwendigkeit eines ſolchen Buches vielfach gewachſen. Der Unglauben hat ſich über mehrere Länder ausgebreitet. In einem groſſen Reiche, wo der Aberglauben ſonſt ſeinem Wachsthum entgegenſtund, nimmt er ſchleunig und beſtändig überhand. Unſer Deutſchland, das ſonſt nur einzelne Freygeiſter bey unzählbaren äuſſerlichen Bekennern der Lehre Jeſu hatte, iſt in einigen Gegenden faſt ohne äuſſerlichen, und, wie vielmehr zu befürchten iſt, ohne wahren und thätigen Glauben.

Ich ſchäze weder meine Wahl bey der übernommenen Arbeit, noch meine angewandte

Mühe

Mühe so hoch, daß ich mich bereden sollte, es würde mit meinem Werke einem so mächtigen und so erschreklichen Uebel ein genugsamer Einhalt geschehn; der Unglauben ist dem Menschen viel zu angenehm, als daß unser Verderben sich so leicht eine so trostvolle Stüze sollte rauben lassen. Keinen Gott über sich zu erkennen, vor keinen Straffen nach dem Tode sich zu fürchten, und in diesem Leben ohne Gewissen, ohne Einschränkung alles zu thun was uns gelüstet, ist eine solche Religion, die eben so viel Liebhaber haben muß als das Laster selbst, dessen Theorie sie ist.

Ich hoffe indessen, es werde auch diese Bemühung nicht gänzlich ohne Nuzen seyn. Die Ungläubigen, die Halbgläubigen, die Spötter trozen gar sehr auf das Ansehen ihres Vorgängers des Bayle. Ein Mann von solcher Einsicht hat nichts geglaubt ⁂ er hat so viel unauflösliche Schwierigkeiten in der Religion gefunden ⁂ wann er erst die Freyheit gehabt hätte zu schreiben, wann er die izigen verklärten Zeiten erlebt, und ein Vaterland gehabt hätte, wo man nicht nur alles denken, sondern auch alles druken darf ⁂ Dieses sind die gewöhnlichen Reden der Leute, denen die Religion, wie ein despotisches Joch, unerträglich auf dem Halse liegt, und die nach einer allgemeinen Revolution seufzen, die den Menschen in seine natürliche Vorrech-

te

te wieder einsezt, wie die Thiere nach seinen Trieben zu leben.

Es wird also eine philosophische Prüfung der wahren Kräfte des Herrn Baile diese verhoffte Wirkung haben, daß diejenigen, die ihn als ihren Anführer an die Spize stellen, die Schwäche des Mannes einsehen lernen, unter dessen Fahne sie so zuversichtlich fechten. Wenn man ihnen zeigt, daß ein Theil seiner Schlüsse blosser Wiz und Scherz, ein andrer eine überspizige und eben deßwegen kraftlose Künsteley, und noch ein andrer seiner eigenen von ihm selbst bezeugten Ueberzeugung gerade entgegen ist: so steht es von vernünftigen, und fast von halbvernünftigen Menschen zu hoffen, sie werden dieses berühmte Zeughaus von Einwürfen wider die Religion minder hochschäzen und minder herausstreichen.

Es ist mir besonders bekannt, daß wohlmeinende, aber in dem alten Schulstaube auferzogene Männer, da sie das Bailische Werk bey männlichen Jahren erst kennen gelernt, von der Anmuth seiner Schreibart, von der anziehenden Verschiedenheit der Materien, und von dem neuen Reize seines Vortrages berükt, in Zweifel verfallen sind, die, durch eine beständige Treppe, sie endlich bis in den Abgrund geführt haben. Es scheint also nöthig zu seyn, diesen Kämpfer des Unglau-

glaubens gerade vor der Stirn anzugreifen, und zu zeigen, daß auch seine Gaben, den Irrthum stark zu machen, zu schwach sind.

Ich glaube, so viel ich meinem Urtheile trauen darf, der Herr von Crousaz seye in diesem Stüke in so weit glüklich gewesen, daß er die Gründe des Herrn Baile erläutert, und durch die Erläuterung entkräftet habe.

Aber sein Werk war in folio; ein bedenklicher Format für diejenigen, die wegen ihrer Flüchtigkeit am meisten nöthig hatten ein solches Werk zu lesen, das ihren Glauben befestigen sollte. Eine Widerlegung kann fast niemals die Annehmlichkeit eines historischen Vortrags haben, und am allerwenigsten eine Widerlegung, in welcher man die Blumen von den Bailischen Schlüssen abreissen, und ihre nakte Schwäche entblössen will. Aus dieser Bemühung entsteht eine unvermeidliche Trokenheit, und diese ist, nebst dem heimlichen Verständnisse mit dem menschlichen Verderben, stark genug, den meisten Lesern ein solches Werk unangenehm und widrig zu machen.

Diese Betrachtung hat schon vor ziemlich vielen Jahren den berühmten Herrn Formey bewogen, die hauptsächlichen Gründe der Zweifler und ihre Beantwortung in einen kurzen Auszug zu bringen, dessen geschmeidige Grösse niemand abschreken könnte, und

und aus welchem auch alle die allzutiefen und weitläuftigen Untersuchungen wegbleiben sollten.

Dieses ist nun dasjenige Werk, das ich hier dem Leser anbiete. Da ich es selbst übersezt habe, so habe ich mich genugsam überzeugt, daß fast durchgehends, die wenigen von mir bemerkten Stellen ausgenommen, der Ungrund der spottenden Zweifler zuverläßig gewiesen, und so viel gesagt ist, als für ein unverfangenes Gemüthe zureicht, den grossen Fürsprecher des Pyrrho in seinen wahren Werth zurükzusezen. Ich gestehe, daß ich einige Stüke gerne entbehrt hätte, die entweder des thörichten Sextus ungefährliche Spizfündigkeiten betreffen, oder physische Schwierigkeiten auflösen, die den Glauben nichts angehen, und die auf unsere Unwissenheit in den allerersten Begriffen des Raums hauptsächlich hinauslaufen. Ich hätte gewünscht, daß bloß dasjenige hätte mögen geprüft werden, was gerade dem Glauben entgegengesezt ist, oder auf dessen Wahrheit einen Eindruk haben kann. Man hätte dabey nicht nur eine beliebte Kürze gewonnen, sondern auch Gelegenheit gehabt, die angewandte Philosophie mehr zu heiligen, und die Wahrheit geradezu ans Herz des Lesers zu bringen, da sie izt mehr auf seinen Verstand wirksam ist.

Ich

Ich habe mich aber nicht unterſtehen wollen, und meine Zeit hat es nicht zugelaſſen, eine ſo tiefe Veränderung mit meiner Urkunde vorzunehmen, da ſie zumal mit des ehrwürdigen Alten, des Herrn von Crouſaz Unterſchrift gutgeheiſſen, und dadurch authentiſch geworden war.

Ich habe alſo mit möglicher Treu überſezt, was ich von Herrn Formey empfangen hatte, und nur mit wenigen Anmerkungen hin und wieder den Beweiß zu erklären oder zu beſtärken geſucht. Das Werk hat auch izt dieſen Hauptnuzen behalten, daß man in der Nähe ſieht, wie dieſe in der Entfernung ſo fürchterlichen Blize des Unglaubens nur bloſſe unkräftige und kleine Feuerwerke ſind.

Meine Abſicht hierbey iſt nicht aus einer blos philoſophiſchen Liebe zur Wahrheit entſtanden, obwohl ich dieſe im geringſten nicht misbillige. Aber meine vornehmſte Rükſicht geht auf die praktiſchen Folgen des Unglaubens, auf das in unſäglicher Geſchwindigkeit zunehmende Verderbnis, das aus der Aufnahme der Gottesverleugnung quillt.

Man müßte weder Gott noch die Menſchen lieben, wenn man ſich nicht über die unſelige Wirkung betrüben ſollte, die die Freygeiſterey in den Ländern gehabt hat, wo ſie überhandnimmt. Ein Shaftsbury, ein

ein Bayle mag die theoretische Atheisterey beschönigen, sie mögen eine Gesellschaft von Gottesleugnern so tugendhaft abmahlen als sie wollen; die lebhaftesten Farben können ihrem Gemählde eine Schönheit, aber keine Aehnlichkeit geben. Erfahrung und Vernunft stimmen hier zusammen, und wir wollen ihre vereinigten Beweißthümer kürzlich vortragen. Was ich zu sagen habe, ist tausendmal dem Wesen nach gesagt worden; aber die Ursachen es zu wiederholen, werden täglich stärker.

Der Mensch handelt nach Absichten, er sucht sein Glük, und folget ihm auf dem Wege, den ihm sein Erkenntnis als den leichtesten, den kürzesten und den gewissesten vormahlt.

Die Verleugner eines rächenden Gottes und eines ewigen Lebens, schränken unsere Glükseligkeit auf die kurze Dauer unsrer wenigen Jahre, und auf den Genuß der Wollust, der Ehre, und, mit einem Worte, auf angenehme Empfindungen ein.

Der unselige Verfasser des Traité de la Vie heureuse, hat in soweit der Welt einen Dienst gethan, daß er, mit abgeworfener Larve, den Menschen die wahre Gestalt eines Gottesverleugners, und die natürlichen Folgen der bisher noch so sehr beschönigten Theorie entdekt hat. „Die Glükseligkeit, sagt er, ist eines jeden Menschen sein Recht,

er

er muß ſie finden wo ſie iſt, ſie gehört dem Laſterhaften ſowohl und ſo billig, als dem Beſten unter den Menſchen zu. Der Genuß der Liebe in ſeinem natürlichen und den Thieren vernemlichen Verſtande, die feineſte Kizelung der Sinne iſt unſer einziges Gut, es macht allein, auch ohne die Ehre und den Beyfall der Welt, uns glüklich. Dieſes zu erhalten, muß ihn die Pedantin, die Tugend nicht hindern. Sie iſt ein Hirngeſpinſt, eine Brut der Kunſt, und ein fremdes Gewächs, das in unſerm Herzen nicht von Natur keimt. Die Reue, die ſo hartnäkig iſt uns zu verfolgen, muß man aus unſern Gedanken verbannen, und das unbequeme Gewiſſen, eine Frucht der in unſrer Kindheit empfangenen Schläge und eingeſogenen Vorurtheile, muß man betäuben, ſchweigen heiſſen, und ſo lange ihm den Mund ſtopfen, bis es nicht mehr ſprechen kann. An Gott iſt nicht zu gedenken, und daß es kein anderes Leben gebe, iſt erwieſen: alſo hat man nichts zu fürchten, als das einzige Weſen, das unſerm Glüke im Wege iſt, den Henker = = Vor dieſem Richter muß der Philoſophe freylich ſich in acht nehmen, da er ſonſt nichts weder über der Erde noch unter derſelben ſcheut.“

Der Verräther der atheiſtiſchen Freymäurerey hat uns noch einen Dienſt gethan: Er giebt uns eine brauchbare Erklärung des

sittlichen Bösen und des sittlichen Guten. „Ein Böser ist, der sich alleine liebt; ein Tugendhafter, der auch anderer Menschen Glükseligkeit zu befördern sucht.“ Diese Erklärung des Erzfeindes des Glaubens ist zu unserm Zweke zureichend.

Wann der Unglauben so sehr überhandnehmen sollte, daß er herrschend würde, so werden unfehlbar dieses die ersten Folgen seyn, daß man die allgemeine Theorie in die Uebung brächte. Im Fortgange unsrer Betrachtung werden wir zeigen, daß es schon izt geschieht, da die Gottesverleugner noch unter einem Stande des Druks, und unter Königen stehen, und mit anderen Menschen gesellig leben, die einen Gott glauben, und an Mord, Blutschande, Vergiften, und andern sichern Mitteln zu unserm Glüke kein Gefallen tragen. Wenn aber ganz Europa diese Lehrsäze wird angenommen, wenn ein neuer Flaminius öffentlich den Völkern wird bekannt gemacht haben „Ihr seyd frey von dem Gott, den ihr gefürchtet habt, lebet hinfüro nach eurer Willkühr,“ was würde denn wohl die Welt für ein Ansehen gewinnen?

Ein jeder liebt nunmehr, als ein wahrer Weltweiser, sich selber einzig und ohne Theilung. Er sieht alles dasjenige als sein an, was ihn glüklicher machen kann, sobald er

nur

nur die Kräfte hat, es zum seinigen zu machen. Seine Kinder, seine Eltern, seine Brüder, seine Mitbürger, haben nichts von ihm zu fodern; jenen ist er keine Auferziehung und Erhaltung, diesen keine Ehrfurcht, und den übrigen kein Mitleiden, keine Dienste schuldig. So denkt izt ein Ofrai; so werden tausende, so werden, wenn es ihm gelingt, alle Menschen denken. Die Bande des menschlichen Lebens werden alle aufs vollkommenste aufgelöset. Es wird zwar die Liebe zur Wollust noch eine Art einer unbeständigen und kurzen Vereinigung beider Geschlechter zuwegebringen; ein Priester des Pantheon wird vielleicht eine Formel zum Kebin zweyer gewissenfreyer Philosophen von beiden Geschlechtern sprechen, an welche sie sich nicht weiter gebunden erachten, als bis der Mann eine schönere Frau, und das Weib einen angenehmern Buhler findet. Die Natur wird ihre Wirkung behalten; es werden, wiewohl weit seltener, Kinder gezeugt werden: denn die Erfahrung hat es gewiesen, daß die einer Atheisterey ziemlich ähnliche allgemeine epikurische Freyheit, so viel als irgend eine andere Ursache, zum Untergange von Rom beygetragen hat, bloß weil die gränzenlose Unzucht beider Geschlechter fast allen adelichen Familien ein Ende, und insbesondre die meisten Kayser (fast den einzigen tugendhaften Antonin ausgenommen) kinderlos gemacht

hat.

hat. Die Brunst der Männer wird in ihren eigenen Kindern, in den natürlichen Schwestern, einen Reiz finden, den kein Widerstand mehr hemmt, und dessen Wirkungen die bittersten Feindschaften in jedem Hause erweken, und die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern sowohl, als der leztern befehlende Macht gegen die Kinder, unterbrechen werden.

Aber was wird die erleuchtete Schöne mit ihrem Kinde, der unbequemen Last, der Hindernis neuer Buhlschaften, dem unwillkommen Theilnehmer ihrer Zeit und Nahrung, anfangen? Sie wird es, wie zu Rom, Athen, und in China, den Thieren zum Raub hinsezen, und, philosophischer als eine säugende Hündin, ohne Zeitverlust sich zu einer neuen Liebe geschikt machen.

Wird ein Kind durch glükliche Zufälle groß, so hat es von den Eltern keine Liebe zu gewarten. Es thut nichts für sie, so werden sie für ihr Kind auch nichts thun. Soll ich das Geld, womit ich mir einen wollüstigen Abend verschaffen kann, hingeben, und das Heulen eines schreyenden Kindes besänftigen, oder einem halberwachsenen Sohne einen Hofmeister bezahlen? Wo steht im Gesezbuche des La Metrie die Stelle, die mich dazu verbindet?

Der Sohn wird zufälligerweise groß;

er

er weigert seinem Vater den Gehorsam; er hat seine eigene Wollust zu sättigen, und sucht durch alle Mittel die nöthigen Gelder, die ihm der Vater aus gleichen Absichten weigert. Ein ewiger Streit trennet die Familien. Der Sohn wird stärker als sein durch Wollust und Unmäßigkeit geschwächter Vater; und hier kehrt sich das Schauspiel um: der Alte ist mir im Wege: wäre er nicht mehr, so könnte ich die schönsten Kleider tragen, den reizenden Sängerinnen gefallen, die besten Speisen essen, und den theuresten Verschnittenen zuhören. Wer wird den weisen Sohn hindern, daß er nicht den Feind seines Glüks aufreibe?

Die Atheisten werden auch krank, sie erfodern eine Wartung, und die gedultige Liebe der übrigen. Aber wie können sie dergleichen hoffen? Der unbequeme Mann! wird die eben herrschende Beyschläferin sagen, werde ich seiner nicht bald los seyn? Er wird, wie ein verlassener Wilder in Amerika, ohne Hülfe verschmachten: denn was geht sein Elend andere Menschen an, die für ihr eigenes Vergnügen zu sorgen verpflichtet sind.

Wird unter den neuen Philosophen jemals der Freundschaft angenehmes Band entstehen können? Es wird wohl Tafelfreunde und Gefährten in dem Genusse der Wollüste geben. Aber wird nicht der geringste Eigen-

nuz, die Misgunst eines Vorzugs, die Ungleichheit der Gedanken, diese schwachen Bande alle Augenblike trennen, wo ein Freund den andern blos als das Werkzeug seiner Wollust ansieht, und eben so leicht haßt, sobald dessen Triebe den seinigen entgegen sind; wo man nichts einander vergiebt; wo keine Treu in Geheimnissen, keine Freundesdienste in der Noth, keine edelmüthige Entziehung von unserm eigenen Nuzen und unsrer eigenen Lust, zu Beförderung des Vergnügens und Milderung des Leidens unsres Freundes, mehr Statt haben werden?

Ein Kind wird vaterlos, es verliert den Beystand (wenn es ja einen Beystand genossen hat) seiner Eltern; wer wird sich seiner annehmen? Die Liebe, die die Christen Charitas zu nennen um destomehr Recht gehabt haben, weil die christliche Religion vornehmlich sie unter den Menschen bekannt gemacht hat, ist mit allen andern Vorurtheilen ausgerottet. Der Waise, der hülflose Wandersmann, der entkräftete Arme wird, wie ein verlassenes Vieh, hinsterben.

Die Ehen werden vielleicht nicht mehr seyn; sollten sie aber fortdauren, was wird für ein Band zwischen zweyen Menschen seyn, davon der eine sein Vergnügen besser bey einer fremden Person, als bey der schon gewohnten Buhlerin findet: und die andere

ihrem Manne keine Treu und keine Liebe schuldig ist, sobald sie dabey ihr Vergnügen nicht hofft; dann die neue Lehre hebt aus dem Grunde alle Bänder auf. Ich verspreche: aber warum soll ich halten? Mein Halten ist nichts Gutes, mein Brechen nichts Böses; jenes ist eine Thorheit, eine Pedanterey, sobald es mich an meinem mehrern Vergnügen hindert, und die Treulosigkeit wird eine Pflicht, ja meine einzige Pflicht, sobald sie mich glüklicher macht.

Kauf und Verkauf, und alle Handlung, wird unter diesen neuen Troglodyten nicht anders als baar gegen baar, und mit allen den beiderseitigen Versuchen zum Betrügen zugehen, die nur möglich seyn werden. Warum sollte ich nicht betrügen? für eine Verfälschung in der Waare kann ich Wein kaufen und bessere Speisen geniessen, es ist meine Pflicht zu betrügen, weil es mein Nuzen ist. Die fast ganz religionslosen Chineser bringen diese Theorie bekanntlich in aller ihrer Vollkommenheit in die Uebung.

Die neuen Philosophen werden über den Besiz der Güter miteinander streiten: wie hart wird nicht ein jeder bey der Behauptung seines Rechtes seyn, da alles ihn anspornt, dasselbe zu behaupten, und nichts ihn zurükhält? Wir geben zu, es werden noch Richter seyn; aber diese Richter kennen kein

Recht, keine Ehre, keinen Gott, sie sind Menschen und Atheisten, die nicht durch ein Hirngespinst der Tugend und Ehre, sondern durch das wesentliche Gut, die Wollust, glükselig werden wollen. Warum sollen diese vorurtheilfreyen Richter nicht die grössere Bestechung vorziehen, und denjenigen glüklich machen, bey dessen Glüke sie das ihrige finden?

Der Stolz des einen stößt wider den Stolz des andern: die Wollüstigkeit des einen sucht ihr Vergnügen wo der andere; die Gränzen sind dem begierigen Nachbarn zu eng und zu unbequem. Rache und Haß wird alle Herzen trennen. Ein jeder will alles, er hat ein Recht zu allem, ein jeder ist ein Feind aller andern Menschen. Das Gift wird unbequeme Väter und Verwandte, und unangenehme Ehegatten wegräumen: der Dolch eines erkauften Mörders wird einen Beleidiger, oder einen Beleidigten, dessen Rache man befürchtet, aus dem Wege schaffen; denn der wird der gröste Feind seyn, von dessen Untergang man am meisten hoffet.

Der Arme, dem die Nothdurft fehlt, der Spieler, dem die Würfel zuwider gewesen sind, der Müßiggänger, der nichts hat, womit er seinen Abend hinbringen kann, der wollüstige Bürger, der über den Trieben der Natur, denen er weislich gefolget hat, um alle Mittel sich zu erhalten gekomen ist, wird bald

auf

auf der Landstrasse, mit der Pistole in der Faust, dem ersten Reisenden beweisen, daß er kein Recht zu seinem eigenen Gelde hat. Der Richter wird aus Ohnmacht, aus Mangel tugendhafter Bedienten, aus Eigennuzen, aus Trägheit, zu der Störung der öffentlichen Ruhe die Augen schliessen, oder gar die Beute mit dem Räuber theilen. Der Bürger verschwendet die Frucht seiner Arbeit in der Art der Ueppigkeit, die er erreichen kann: er sucht in der Vermeidung der Zölle, in schlechterer Waare, in offenbarem Betrug, ein Mittel zur Unterhaltung seiner Frühstüke, zur Besuchung der Schauspiele und der Vauxhalls.

In allen andern Verhältnissen des menschlichen Lebens wird eben die Unordnung herrschen. Der Herr wird von dem Diener, von dem Unterthan alles, und noch mehr fodern, als seine Kräfte zu seinem Vortheile aufbringen können. Der Diener hingegen und der Unterthan, werden zu der geringsten Arbeit, zu der gemäßigtesten Abgabe, um so viel unwilliger seyn, je deutlicher sie überzeugt sind, daß der Herr kein ander Recht habe etwas von ihnen zu verlangen, als die überlegene Macht. Und wenn einmal ein philosophischer Pöbel, eine in den Geheimnissen unterwiesene Armee, merken wird, daß sie stärker ist als der einzelne Fürst und Feld-

herr, so wird diese gerühmte Entdekung ihre Wirkung bald kräftig an den Tag legen.

Aber ein Fürst wird richten, wird strafen, wird die Philosophen durch Schwert und Strik überzeugen, daß es besser für sie seye, ehrlich zu seyn, und ungefehr so zu leben, wie das Christenthum befiehlt. Aber warum soll er diese Mühe über sich nehmen, und diese Aufsicht führen? Hat er nicht nähere, nöthigere Geschäfte? Muß er nicht geniessen? Muß er nicht in der Wollust das einzige wahre Gute suchen, der Wollust, die er so leicht und so verschieden haben kann? Wann er kriegerisch gesinnet ist, muß er nicht dem Ruhme seiner Waffen, seinem einzigen Abgotte, folgen; und was sicht es ihn an, wenn einige tausend erlegte Maschinen seinem Siegeswagen den Weg ebener machen? Sein erleuchteter Verstand sieht die Nichtigkeit des Rechts viel zu deutlich ein, er ist von der Thorheit der Tugend viel zu vollkommen überzeugt. An seinem Hofe herrschen die Erfinder der neuen Wollüste, die nach dem Geschmake des Despoten sind, und wer sich am tiefsten beugt, steigt am höchsten, wenn er ein Werkzeug des Vergnügens seines Fürsten ist. An keine milde Stiftung, an keine zur Verbesserung des Verstandes und der Sitten abzielende Anstalt ist zu gedenken. Warum sollte der Fürst seinen Schaz anwenden, andere

dere glüklich zu machen, die nicht Er selber sind? Der Statthalter, der Feldherr, und die übrigen Obrigkeiten folgen, nach dem Maasse ihrer Kräfte, dem Beyspiel ihres Herrschers, und der gemeine Mann muß den Preis bezahlen, womit die Grossen bey Hofe ihre Strafloſigkeit bey seiner Unterdrükung erkaufen. Zudem was ist ein Fürst, sagt sein atheistischer Feldhauptmann? Worauf gründet sich sein Recht? Wer hat mir befohlen ihm zu gehorchen? dann die Eide wären bey einem Gottesleugner eben so lächerlich, als wenn man izt in Wien oder in Paris vor den Gerichten die Leute beym Apollo und Neptun schwören liesse. Die Folge dieses philosophischen Beweises wird seyn, daß Gift und Schwert von allen Seiten nach dem Fürsten zielen wird; dann welcher Unterthan wird ihm sein Serrail, seine schönen Pferde, und seine Lustgärten gönnen?

Werden ihn die Leibwachen schüzen? Wird ein zahlreiches und unter guter Mannszucht stehendes Heer seine unwilligen Unterthanen unter dem Joche halten? Aber wer schüzt ihn wider seine Leibwache, wider den beliebten Feldherrn etlicher Legionen, wider den Statthalter einer Provinz? Rom im dritten Jahrhunderte, das heutige Persien, und die noch neuern Empörungen unter den Ottomanen, dienen zum Beweisthum, wie

wenig

wenig die Armeen einen Fürsten bewahren können, wo einmal das Band zwischen ihme und seinen Unterthanen gebrochen ist. Der überall eingerissene Bau des Staates wird bald fallen, und ein Arbaces, ein Mahmud, ein Galba, der philosophischen Monarchie ein Ende machen. Sardan Pul, Nero und Borgia waren Demetrische Weltweise und Fürsten, in der Uebung und in der Theorie.

Alle diese Züge sind der Natur nach gemahlt, und ihre Farben haben noch bey weitem nicht ihre behörige Lebhaftigkeit. Ich habe zu Rom, zu Algier, in Persien und auch wohl näher, die Urbilder dieser Beschreibung gefunden.

Ich glaube, es seye genug erwiesen, daß diese neue Weisheit der Untergang des gesellschaftlichen Lebens seyn wird. Da sie einem jeden Menschen sein einziges Glük, und zwar sein blos sinnliches Glük, zum Zweke giebt, so erregt sie eine unendliche Widerstrebung in den Kräften aller Menschen, da ein jeder die seinen gegen alle andre anspannt, und muß also den allgemeinen Zustand der Feindschaft und des Krieges einführen, den Hobbes sehr aufrichtig schon erkannt hat, und der nicht eher aufhört, bis der Glauben Friede macht.

Der Glauben thut gerade das Widerspiel

ſpiel des Unglaubens. Alle dieſe Kräfte, dieſe Willen, die gegeneinander ſtreiten, verbindet er in einem Mittelpunkte, in Gott. Nach ſeinen Geſezen ſollen wir Gott über alles, und den Nächſten lieben wie uns ſelbſt. Was für ein unendlicher Reichthum von Weisheit, und das Glük der Welt beförderender Güte!

Wir ſind, nach der Offenbarung, nicht für dieſe Welt beſtimmet; ihre Güter ſind eine Probe für uns; wir ſollen ſie mit einer beſtändigen Zurükhaltung genieſſen, die uns verwehrt, unſer Herz gar zu ſehr daran zu hängen. Wir müſſen ſie verlaſſen. Wir ſind beſtimmt in eine Geiſterwelt überzugehen, woraus des Leibes Wollüſte verbannet ſind, und in welcher wir, als niedrige und aus Gnaden verklärte Geſchöpfe, in der Gegenwart Gottes, und tauſend weit herrlicherer Weſen als das unſrige, den Trieb der Ehrſucht ausziehen müſſen.

In dieſer izigen Welt ſind wir alle Brüder, es iſt uns anbefohlen, gegen den Nächſten alles das zu thun, was wir gegen den unendlich belohnenden Gott thun würden wenn er in menſchlicher Geſtalt erſchiene, und unſrer Hülfe bedürftig wäre; eine Vorſtellung, die allen Reiz menſchlicher Beredſamkeit an zwingender Rührung übertrift.

Aus diesen kurzen Grundgesezen fliessen alle bürgerliche Tugenden, und, wann sie befolget würden, die Glükseligkeit der Welt, ungezwungen und dennoch nothwendig.

Wir wollen die christliche Gesellschaft gegen die atheistische in allen den Fällen vergleichen, in welchen wir die leztere abgemahlt haben.

Die Ehe zweyer Christen ist ein Schauplaz der Liebe und der Sanftmuth. Das eine Gemahl soll des andern Last tragen: das stärkere soll seine Macht nicht misbrauchen, das schwächere soll gehorchen. Kein fremder Reiz soll sich wider die unzerbrüchlichen Gesezе der ehelichen Treu auflehnen; dann die Begierde ist schon ein Ehebruch. So sagt Christus, so sagt die nunmehr von ihm erleuchtete Vernunft; denn die gefällig empfundene Begierde wird zur That, sobald die Macht dazu da ist. Das Alter trennt die Liebe zweyer Christen nicht, es kann sie vermehren. Eine mehrere Zunahme im Guten macht den einen Gatten dem andern verehrungswürdig und werth, und diese ist mit den Jahren vermuthlich.

Die Kinder sind bey den Christen ein Pfand, ein anvertrautes Gut, das wir bauen sollen, auf daß es dem allgemeinen Herrscher Früchte trage. Wir sollen sie nicht nur lie-

ben, sondern zur Tugend, zur Gottesfurcht, zum ewigen Glüke erziehen. Gott hat uns ihnen zu Pflegeltern, und an seine eigene Stelle gesezt, er, der der allgemeine Vater unser aller ist.

Die Kinder sollen ihre Eltern als Gottes Statthalter verehren; sie können sie, da sie von ihnen geliebt werden, nicht anders als hinwieder lieben: Pflicht und Natur vereinigen sich, das zärteste, das vergnüglichste Band in einer jeden Haushaltung zu knüpfen.

Confucius hat mit Recht gelehrt: ein Reich würde glüklich seyn, wenn eine jede Haushaltung in Ordnung unter sich selbst stünde, wenn die Haushaltungen in einer Stadt in eine Verfassung zusammenstimmten; wenn die Städte in einem Reiche unter einer allgemeinen und obersten Quelle der Ordnung sich vereinigten. Dieses Reich hat Confucius nie erlebt; und dieses findet sich, sobald das Christenthum zum Ernst und zur Uebung kömmt, weit vollkommener in der That, als beym Confucius in der Hofnung.

Der Diener des Christen ist sein Bruder, der Christ ist ihm alle Liebe, alle Pflegung, alle Billigkeit schuldig. Kann der Diener eines solchen Herrn ihn nicht lieben, nicht sein Vergnügen wünschen, da ihm Gott befiehlt, seinen Herrn zu ehren, und seinen nicht unbil-

lig-

lig, nicht vom Herrn aufgedrungenen, sondern von Gott selbst für ihn ausgesuchten Stand als genugsam, als den besten anzusehen, dessen er fähig ist.

Handel und Wandel erhält durch das Christenthum eine Treu, die kein Gesez verschaffen kann. Der Christ ist niemals allein, Gott sieht ihn, und er steht in der tiefsten Einsamkeit der Nacht unter einer weit ehrwürdigern Aufsicht, als der Atheist in der Gegenwart seines Fürsten. Das heimlichste Pfand, das allen Menschen unbekannte Vertrauen eines verstorbenen Freundes, reizt uns zu keiner Untreu. Sollte ich ein so grosses Uebel begehen, da es Gott sieht? sollte ich dem leichtgläubigen Nächsten schlechte oder theure Waare verkaufen, weil er es nicht versteht, weil er meine Waare höchstnöthig bedarf? ist dieses dem Gesezе gemäs: zu thun, wie ich will daß man mir thue? soll ich die Ewigkeit für etwas mehr Geld vertauschen, das ich nur ein paar Jahre geniesse?

Der Richter, der Vorgesezte, sieht seine Macht an, als eine von Gott ihm anvertraute und zur Prüfung für eine kurze Zeit überlassene Statthalterschaft, nach deren Gebrauch er befördert oder gestraft werden soll. In diesem Lichte verschwindet aller Eigennuz und alle Begierde, die ewige Belohnung für den Genuß eines Augenbliks zu vertauschen.

Er

Er wird ohne Mühe gerecht, sorgfältig und unerkäuflich. Er handelt unter den Augen seines obersten Fürsten, dem keiner von seinen Gedanken unbekannt ist.

Der König sizt auf seinem Throne ruhig. Alle Unterthanen sehen in ihm das Ebenbild Gottes auf Erde, die sichtbare Quelle der Ordnung, die Sonne der bürgerlichen Welt, die, mit dem empfangenen Glanze, ihre weit ausgedähnte Sphäre erleuchtet und erwärmet. Unter dem Zepter eines christlichen Königes wachsen Schulen zur Auferziehung der Jugend, Kirchen zur Besserung der Alten, Hospitäler zur Pflegung der Kranken, Colonien zur Ruhstätte bedrängter Bürger und Fremden. Seine Statthalter, seine Unterrichter kennen ihn, sie wissen, daß mit ihrer Tugend ihre Ehre und ihr Glük verbunden ist; seine Gottesfurcht prägt vielen tausenden die Aehnlichkeit seines Gemüths und seiner Gaben ein. Keine Aufruhr steigt auch nicht einmal im Herzen der Unterthanen auf. Wer haßt die Sonne?

Alle diese Vortheile flieſſen aus dem einzigen, daß Gott der Eigenliebe in der Offenbarung Schranken sezt, daß er uns von der Unersättlichkeit der Begierde nach Wollust und Ehre befreyt, und uns ein anderes Glük zeigt, das werth ist, dafür Wollust und Ehre zu verleugnen. Die innern Triebe, die im

Körper

Körper nach der Wollust, und in der Seele nach der Ehre liegen, sind noch übrig stark, unsre Trägheit zu stören, und die Offenbarung schränkt diese reissenden Ströme nur in Dämme ein. Sie fahren fort zu fliessen; sie tragen nüzliche Schiffe, aber sie verwüsten das Land nicht mehr. Es wird niemals zu befürchten seyn, daß eine Windstille in der Seele des Menschen entstehe. Ehrsucht, Wollust und Geiz keimen mitten unter der Sorgfalt der aufmerksamen Religion, und sie selber hat Pflichten, die uns zur Arbeit, und zur würdigen Bekleidung unsrer Bedienungen, verbinden.

Nichts wird wohl mehr übrig seyn, als einigen Einwürfen vorzukommen, die den Gönnern des Unglaubens leicht einfallen können; und eben diese Einwürfe werden uns zum zweyten Theile unsrer Vorstellung führen, der durch die Erfahrung dasjenige bestärkt, was wir aus der Theorie vorgetragen haben.

Sind dann die christlichen Reiche mit tugendhaften Menschen besezt, sagt der Atheist? sind die Heiden nicht eben so gut gewesen? ist China nicht unter einer atheistischen Herrschaft und Regierung ein gesittetes und ordentliches Reich? und, ist dieses alles wahr, was rühmet man uns dann die Offenbarung, die den Menschen nicht besser macht? was

schilt

schilt man auf den Unglauben, der ihn nicht hindert gut zu seyn?

Es ist an dem, Griechenland und Rom haben in verschiedenen Absichten Männer hervorgebracht, die aus blosser Ehrbegierde, zum Vortheile ihres Vaterlandes, grosse Thaten begangen, tapfer gefochten, gerecht geurtheilt, herzhaft im Rathe gesprochen, und andere äusserliche, dem gemeinen Wesen nüzliche, Tugenden ausgeübt haben. Unsre heutigen Gottesverleugner können sich aber der Exempel dieser Männer schwerlich wider uns bedienen. Sie sind, ihrem Lehrgebäude zufolge, ebensowohl Thoren, als die Christen gewesen. Wie diese für ein ewiges Leben im Himmel, so haben iene, mit gleicher Enthusiasterey, für eine Unsterblichkeit in den Reden der Menschen gearbeitet, und dabey die Hauptabsicht des Menschen, und das wahre Glük, die Wollust, thöricht verabsäumt. Sie sind auch eben nicht Atheisten gewesen; die tugendhaftesten unter den Heiden haben ein göttliches, und auf die Menschen aufmerksames Wesen geglaubt, und eine Dämmerung von dem wahren Lichte scheint bis auf ihr Gemüthe durchgedrungen zu haben. Hieher zählen wir den Antonin, den Epiktet, und gewissermassen den Sokrates. Ja die Römer, zu den Zeiten des Polybius, waren noch so voller Ehrfurcht gegen die Götter, daß man keinen unter ihnen hätte erkauffen können, einen falschen Eid zu thun.

Es

Es fehlt aber sehr viel, daß selbst Athen und Rom diejenige Art der Tugend besessen haben, die ein Volk glüklich, und einen Menschen selig macht; und die Ursach, warum diese gerühmten Staaten diese ächte Tugend nicht besessen haben, liegt eben darinn, daß ihnen das Licht der Offenbarung noch nicht aufgegangen war. Diese Betrachtung dient wesentlich zu unserm Vorhaben.

Die Tugend der noch freyen Römer gieng vornemlich auf die Aufnahme des Staats. Alle Bürger waren mit einem fanatischen Begriffe eingenommen, die Herrschaft der Welt sey den Römern zugedacht, und ein jedes Mitglied der Republik arbeitete an diesem grossen Werke mit Eifer und Vergnügen. Die Triumphe, die Bildsäulen und die Siegeszeichen erhielten diesen Trieb, und feureten die Ehrbegierde an. Aber es fehlete diesen Römern (und noch mehr den Griechen) an sehr vielen und an sehr nöthigen Tugenden. Die Accusationes, oder gerichtlichen und peinlichen Klagen wider ihre und ihrer Eltern Feinde, waren eine der gemeinesten Strassen, auf welcher die jungen Römer nach der Ehre strebten. Die Feindschaft zwischen den Familien war fast unversöhnlich, und ein Sohn konnte, wenn er sich nicht entehren wollte, die Feinde des Vaters nicht unverfolget lassen. Hieraus entstanden zwar keine Zweykämpfe,

die

die weiter im Norden ihre Erfinder gehabt haben, aber doch Aufruhr und Zwietracht. Die Römer kannten, so viel ich mich erinnern kann, die Liebe und Mildthätigkeit gegen die Armen nicht; die Almosen und Hospitäle sind neue Erfindungen, und gehören dem Wesen und dem Namen nach dem Christenthume zu. Gegen ihre Feinde waren sie, auch die besten unter ihnen, grausam und unerbittlich, und ein König, über den man triumphirt hatte, mußte samt seinem Geschlechte sterben, ja die unschuldigen Töchter wurden, einem abscheulichen Gebrauche zufolg, vom Henker zuerst ihrer Ehre, und dann des Lebens beraubt. Die herrschenden Absichten, selbst des noch tugendhaften Roms, waren ungerecht; es mischte sich in alle Anliegenheiten seiner Nachbaren ein, und unterdrükte eben die Völker, die es zu beschüzen übernommen hatte. Die Vorzüge der Keuschheit waren dem männlichen Geschlechte ganz unbekannt; man weiß des Cato heillosen Rath, die Vergötterung der Flora, und die Schauspiele der Römer, deren sich das Volk schämte, und sie dennoch nicht entbehren konnte. Ein Antonin selbst hielt seine Beyschläferin. Die Trunkenheit wurde eben so wenig, als der Geiz, für ein sonderliches Laster angesehen; der jüngere Cato hat die erstere mit seinem Exempel, und der ältere den leztern mit seinen Vorschriften rühmlich gemacht. Der Selbstmord war eine erlaubte

Frey-

Freylassung, die man sich selber gab, und der übertriebenste Ehrgeiz nicht nur eine Heldentugend, sondern eine Mutter der Helden. Die Eitelkeit und der Eigenruhm waren, auch bey den besten Römern, allgemein; der Brief des Cicero an den Lucceius ist ein immerwährender Beweiß, wie weit sich auch philosophische und gutgesinnte Männer in diesem Stüke vergessen haben, und die Münzen sind ewige Zeugnisse der Ruhmgierigkeit der Römer. Die grausame Aufopferung der gefangenen Fechter, die eine der vornehmsten Belustigungen des Volkes, sogar bey den Mahlzeiten, war; die Aussezung der Kinder, die man selbst in den vornehmsten Geschlechtern, um keinen neuen Aufwand zu machen, dem Tode überließ; die Knechtschaft, sind lauter wider die Menschenliebe streitende Fehler, und Merkmale einer allgemeinen Unbarmherzigkeit. Kurz, es bleibt von allen den Römischen Tugenden wenig über, als die Herzhaftigkeit, und der Eifer für die Vergrösserung des ewigen Roms.

China ist nichts weniger, und ist auch niemals dasjenige gewesen, wozu es, aus eigenen Absichten, die Jesuiten gemacht haben. Anson, Le Gentil, Rinius und andere neue Reisende haben es nach dem Leben abgemahlt.

Wir könnten zwar den Freygeistern ableugnen, daß die Gelehrten in China Atheisten seyen.

seyen. Der Kayser selbst opfert dem Gott des Himmels: die Aufmerksamkeit des Tien (oder obersten Wesens) auf die Aufführung der Menschen, und seine Bestrafung lasterhafter Völker, ist angenommen und kanonisch. Aber wir wollen die heutigen Chineser, bey ihrer grossen Lauigkeit in der Religion, den Atheisten gerne überlassen, sie werden bey dieser Vermehrung ihrer Anzahl nichts gewinnen.

China hat seine Geseze und Anordnungen von seinen, ersten Kaysern, von den tugendhaften Yen und Yuvang, und von andern Herrschern, die, soviel ich finden kann, der allerältesten Religion zugethan gewesen sind, und einen einzigen Gott, als einen Schöpfer, Versorger und Richter der Menschen, verehrt haben. Diese Geseze sind ungemein ordentlich. Die scharfe und despotische Aufsicht und Macht steigt vom Kayser auf die Statthalter der Provinzen, von diesen auf die Obrigkeiten der Städte, und endlich auf den Hausvater herunter, der eine vollkommene Herrschaft gegen seine Hausgenossen, und einen eben so vollkommenen Gehorsam gegen seine Obern ausübet, die man sehr unrichtig Mandarinen nennt. Diese und viele andere Verordnungen, samt der natürlichen Feigheit des Volks, haben dieses grosse Reich noch so ziemlich in Ruhe, und in einer gleichen

Verfassung erhalten. Die neuen Herrscher, die von Zeit zu Zeit das blödherzige China mit den Waffen bezwangen, haben diese despotische Macht ihnen selbst sehr zuträglich, und zugleich sehr nöthig gefunden, ein unzählbares Volk, das seine Ueberwinder allemal wohl hundertmal an Mannschaft übertroffen hat, zugleich im Zaume, und in einem erträglich guten Willen gegen seine Ueberwinder zu erhalten. Aber was ist die gerühmte Wirkung dieser Gesetze und dieser gepriesenen Sittenlehre, in welcher kein Gott ist? eine allgemeine Herrschaft vieler Laster, mit überaus wenigen Tugenden. Der Chineser ist feig, falsch, rachgierig, eigennüzig, betrügerisch, wollüstig. Es ist wahr, er ist höflich, arbeitsam, und im äussern gelassen und sittsam. Aber wie gering sind diese Tugenden gegen die überwiegenden Laster?

Selbst die innere Verfassung hat mehr Fehler, als die schlechtesten europäischen Staate. Alles ist voll Räuber, und alle Jahrhunderte sind voll von solchen Störern der allgemeinen Ruhe, die durch die Feigheit des Volkes, durch seine Gleichgültigkeit gegen seine Beherrscher, und durch die Ungelenksamkeit der langsamen Regierungsform fürchterlich, und den Kayfern selbst gefährlich geworden sind. Die Gerechtigkeit, die gelehrten Beförderungen sind durchgehends verkäuflich. Alle Jahre

leidet

leidet dieſe oder jene Provinz von der Hungersnoth; die öffentlichen Vorrathshäuſer ſtehen, durch die üble Beſorgung eigennüziger Obrigkeiten, ledig, und der Unterthan ſtirbt zu tauſenden. Der kayſerliche Hof iſt voll Unruhen; ſelbſt der geprieſene Kanghi hat ſeinen erwählten Thronerben hinrichten zu laſſen ſich gezwungen geſehn. Kurz, in China iſt der bloſſe Schatten der Tugend, und das weſentliche des Laſters anzutreffen.

Hier wird der Freygeiſt mir die europäiſchen Sünden vorwerfen. Er wird die Greuel des ſo andächtigen Conſtantinopolitaniſchen Hofes, das zu Rom herrſchende Verderben, und der proteſtantiſchen Länder Fehler vorrüken. Herr Bayle hat dieſen Einwurf ſchon vorgetragen, er fällt auch leicht in die Augen. Seht die Folgen des Chriſtenthums, ſagt man: der Spanier betet und mordet in einer Viertelſtunde: der andächtige Italiäner ermahnet ſeinen Feind zur Beichte, und ſchießt ihm die mördriſche Kugel, nachdem der Elende ſein Ave Maria geendet hat, mit beruhigtem Gewiſſen durchs Herz. Die Chriſten geben vor, ſie glauben ein ewiges Leben, und dieſes ſey die Hauptabſicht ihrer Thaten; aber ſeht ſie näher an: ſuchen ſie etwas anders, als Geld, Wolluſt und Ehre? und was ſucht der Atheiſt anders? alſo kömmt, in der ausübenden Sittenlehre, der Atheiſt und der

Christ überein, und die Wirkung der Offenbarung ist nur in den Geberden zu finden.

Dieser Einwurf scheint stark; aber er scheint es nur. Das Christenthum hat zu allen Zeiten seine wahren Kräfte genugsam gezeigt, und die Tugend hat allemal in dem gleichen Verhältnisse mit der Frömigkeit zugenommen.

Die ersten Christen waren Muster der Keuschheit, der Liebe, der Demuth, der Uneigennüzigkeit; und warum sollten sie es nicht gewesen seyn, da sie alle Augenblike gewärtig und erbietig waren ihr Leben zu lassen, und alle die Güter zu verlieren, wonach andere Menschen streben? Der jüngere Plinius ist ihr erster Zeuge; und sie haben bey ihren Verfolgern allemal herzhaft auf die Untersuchung sich beruffen, ob sich wohl unter ihnen, unter ihren tausenden, ein einziger Lasterhafter befände? Solang sie wahre Christen waren, solang trieben sie die Tugend über alle bekannten Gränzen der Menschlichkeit: Seine Feinde lieben, sein Leben für die Wahrheit niederlegen, sich ohne Widerstand von der wütenden Obrigkeit mishandlen und ermorden lassen, sind freylich Tugenden, die nicht in der Menschen Herzen ursprünglich sind, und die die weisesten Heiden nicht gekannt haben.

Es ist an dem, in der Folge der Zeit hat man

man erlebt, daß in dem Herzen Unzucht, Ehrsucht und Rache aufgewachsen sind, da zugleich der Mund die Sprache der feurigsten Liebe zu Gott nachgeahmet hat. Eine grosse und mächtige Sekte der Christen hat den Mord, und alle Arten der Verfolgungen, eben so weit, und vielleicht weiter getrieben als die Römer: dann schwerlich wird man in der Geschichte einen Tag finden, der dem Bartholomäustage an der Anzahl, dem Adel der Erschlagenen, und der Treulosigkeit der Mörder gleichkömmt: einen Tag, den der angebliche Statthalter Jesu mit Münzen, mit Jubelreden, mit allen möglichen Freudensbezeugungen gutgeheissen und geweihet hat.

Es ist gleichfalls an dem, daß in den gereinigten Kirchen der Christen selbst, die menschlichen Laster in einem unläugbar hohen Grade herrschen. Es giebt Unzüchtige, Ehrsüchtige, Geizige, Ungerechte, in allen Ständen und in allen Gemeinen. Aber alles dieses beweiset für die Gottesverleugner nichts, und beweiset vieles für uns.

Der Aberglauben ist ein fast eben so abgesagter Feind der Religion, als der Unglauben. Dieser läßt das menschliche Verderben frey, weil kein Gott ist der es straft; und jener, weil sich Gott durch Ceremonien, durch fremde Verdienste, durch eine äusserliche An-

hän-

hängigkeit an eine wahre Kirche, gewinnen läßt. Beide machen die Menschen zu bösen Schuldnern gegen Gott. Der Atheist leugnet die Schuld, und der Abergläubige will für Gold Papier bezahlen. Was gehen also die Religion die Folgen des Aberglaubens an, und warum sollte sie die Uebelthaten ihres Feindes verantworten?

Die Laster der laulichten, der Namens-Christen, fallen eben so wenig der Religion zur Last. Wenn wir sie mit dem Unglauben vergleichen, so halten wir das Lehrgebäude der Offenbarung, und das Lehrgebäude des Unglaubens gegeneinander. Jene führt uns zur allgemeinen Liebe, die das wesentliche der Tugend, nach dem Geständnisse unsrer Feinde, ausmacht; und diese trennet uns von allen Menschen, sie macht uns selbst und unsern Willen zu unserm Gott, und zum einzigen Endzwek unsrer Thaten. Der Christ ist lasterhaft, weil er kein wahrer Christ ist; und der Atheist, weil er ein wahrer Atheist ist. Die Tugenden, die diesem bleiben, kommen von seiner Scheu vor seinen Mitbürgern, von den übriggebliebenen Empfindungen der Auferziehung her, und er ist kein ächter Atheist, er handlet nicht nach bündigen Schlüssen, sobald er etwas anders liebt als sich selbst.

Wir bemerken ferner, daß bey allen diesen Mängeln, eine ungemeine Menge Gutes

im Chriſtenthum übrig bleibt, deſſen Quelle wir einzig in der Religion zu ſuchen haben, da dieſes Gute, nach unſrer Gegner Bekenntnis, eine fremde Pflanze bey uns, und nicht eine Frucht unſers Herzens iſt. Eine allgemeine Redlichkeit im Handel und Wandel, eine noch groſſe Uebermacht ehelicher Huld und Treu gegen die entgegenſtehenden Laſter, eine durchgängige Liebe der Kinder, der Freunde, der Armen, eine weit über das Gegentheil vorziehende Gerechtigkeit, ein faſt unbegreiflicher Gehorſam gegen die öfters unbarmherzige Obrigkeit, eine ununterbrochene Treu in den Kriegesheeren, herrſchet noch faſt in der ganzen Chriſtenheit. Wie viele Arme werden noch geſpeiſet, wie viele Kranken gepflegt, wie viele Waiſen erzogen, wie manche aufſteigende Begierde zur Rache, zur Unkeuſchheit, wird noch durch das Gewiſſen, durch die dem Gemüthe gegenwärtige Erinnerung an Gott, gebrochen? und wie mancher Menſch bleibt, wider den Dank ſeines Verderbens, eben deßwegen ein guter Bürger, ein liebreicher Ehemann, ein zärtlicher Vater, ein nüzlicher Magiſtrat, bloß weil er ein Chriſt iſt?

Viel allgemeiner, viel reiner würde das Reich der Tugend unter den Menſchen ſeyn, wenn mehrere Chriſten wären, wenn die meiſten Menſchen die groſſen Wahrheiten der Offenbarung ihrem Gemüthe tieffer eindrükten,

wenn

wenn sie nicht von der Macht der göttlichen Drohungen und Verheissungen sich durch eine freywillige Unterlassung aller Mittel befreyten, dadurch die Religion zur Kraft kommen kann. Die Vergleichung eines der Religion ergebenen Staates, und eines andern, wo die Freygeisterey herrschet, ist ein augenscheinlicher Zeuge für uns.

Engelland war unter der grossen Elisabeth, und noch später, noch fast gänzlich frey vom Unglauben. Die grösten Geister dieser Zeiten, ein Verulam, und lang hernach ein Milton, waren voll der tiefsten Achtung gegen Gott. Damals war die englische Nation häuslich, eingezogen, arbeitsam, tapfer, freygebig, gastfrey, mitleidig, und in allem ordentlich. Der Eindruk der Religion haftet selbst auf den Erzählungen ihrer Reisenden, und auf den Entschliessungen des Parlaments. Dieses Engelland war dem Philip, und der ganzen Gewalt des Pabstes zu stark. Auf einmal und zu gleicher Zeit hoben sich die Schiffart, die Gelehrtheit, die Handlung und der kriegerische Ruhm in die Höhe, und der Namen dieses glükseligen Volkes flog über den bewunderten Erdboden.

Es kam die Zeit, da Freygeister herrschten, da unter Carl dem Zweyten alles, was der Religion ähnlich sah, zum Gelächter und zum Vorwurf ward. Ein noch unbekehrter

Rochester,

Rocheſter, ein Hobbes, ein Dryden, waren die Schooskinder des Hofes und der Nation. Der Unglauben drang bald von dem Throne zum Adel, vom Adel endlich bis auf das gemeinſte Volk, und bis in die Gemächer des Frauenzimers. Was folgte darauf? ein herrſchendes, ein allgemeines Verderben. Keuſchheit und Eingezogenheit, häusliche Sorgfalt, Treu im Handel und Wandel, patriotiſche Liebe des Vaterlandes, Ordnung in der Einnahme und Ausgabe, alle Tugenden flohen, faſt zuſehens, aus dem von der Gottesfurcht verlaſſenen Lande. Es iſt leider mehr als zu bekannt, daß dieſe Wunden ſeit dieſer Zeit nichts weniger als zugeheilt ſind. Das Verderben hat bey dem Pöbel auf eine erſtaunliche Weiſe zugenommen. Die kluge Liebe unſers Monarchen hat ein alles Fluches würdiges Getränke zu verbannen geſucht: aber ſelbſt die Geſeze haben dem erſtarketen Laſter weichen müſſen. Unglükliche Heirathen, Feindſchaften in den Familien, Verſchwendung und Betrug, und alle Laſter, haben unter dem Schuze des Unglaubens ſo ſehr zugenommen, daß, ſelbſt im äuſſerlichen, die Handlung durch die unnöthige Erhöhung der Preiſe, durch die betrügliche Ausarbeitung der Waaren, und durch den unbegreiflich niederträchtigen Schleichhandel mit feindſeligen Nachbaren, das Kriegsweſen aber durch die Feigheit der Anführer, und die Regierung

durch

durch eine unsinnige Anhängigkeit an einen der verfolgenden Religion zugethanen Fremden, die bittern Früchte der Freygeisterey empfunden hat.

Ein Protestant würde an seinen gereinigten Glauben gedenken, er würde diesen Schaz mit seinem Blute bewahren. Aber ein freydenkender Troglodyte denkt, und sagt auch wohl: was geht mich die Sicherheit einer Sekte an, von welcher Lehre ich nichts glaube? Was frage ich darnach, ob mein Land frey oder glüklich ist? Mag es doch zu Grunde gehen, wenn ich über seinem Schutt zum Glüke steigen kann!

Und dennoch bleibt auch bey den verdorbensten Ländern, und in den Gemüthern der Freygeister selbst, noch viel Gutes, das eigentlich dem Christenthum zu verdanken ist. Sie treffen, selbst wenn sie groß und mächtig sind, eine Menge guter Einrichtungen und Anstalten schon gemacht an, die sie umzustossen bedenklich finden, und deren guter Nuzen für den Staat gar zu augenscheinlich ist. Sie sind selber, aus der Auferziehung, aus dem Lesen solcher Bücher, deren scharfsinnige Verfasser sie durch die Anmuth ihres Vortrages zur Anhörung ihrer Sittenlehren anloken, noch voll von moralischen Begriffen, deren sie sich so wenig, als der epikurische Lucretius, entschütten können. Die Scham zwingt sie,

sich

ſich zu verſtellen, und der noch nicht genugſam erleuchteten Welt nicht allzufrüh zu erkennen zu geben, daß die Freygeiſterey die Religion des Laſters ſey. Und endlich muß man geſtehen, daß in einem Lande, wovon wir eben das Verderben bedaurt haben, nicht ſowohl eine undenkende Verleugnung eines oberſten Weſens herrſcht, dazu die Vernunft dieſes ſcharfſinnigen Volkes zu erleuchtet iſt, und daß es nicht viel tiefer als auf die natürliche, und einen Unterſcheid des Guten und Böſen übriglaſſende Religion verfällt; da hingegen unſre herzhaftern Weiſen einen allgemeinen Krieg wider alles beginnen was göttlich iſt, oder was über den Menſchen ein Recht behaupten will, und alle Schranken des Guten und Böſen, alle Furcht und Hofnung, auf einmal umzureiſſen und auszurotten ſich beſtreben. Es iſt auch in allen Ständen eine Anzahl rechtſchaffener Chriſten übrig geblieben, deren Licht nicht zuläßt, daß eine allgemeine Finſternis überhandnehme. Auch unter den Geſezgebern der Nation wenden Littleton und Weſt ihre Gaben zur Vertheidigung der Wahrheit an, und auf der erhabenſten Stelle unter den Sterblichen könnten wir erlauchte Verehrer der Wahrheit anzeigen, vor denen Laſter und Unglauben ſich ſchämen muß.

Hat nun der Unglauben dieſes alles unter

ter dem Druke und im Finstern gethan, da noch eine Religion bey vielen im Herzen, und äusserlich bey allen geherrschet hat, so kann man sich den Zustand eines Reichs vorstellen, von welchem die Religion gänzlich verbannet, und das mit lauter neuen vorurtheilfreyen Philosophen bewohnt ist. Rom unter dem Nero ist ein ziemlich ähnliches Vorspiel dieses Zustandes gewesen, obwohl die christliche, die jüdische Religion, und die stoische Weltweisheit, noch hin und wieder die allgemeine Herrschaft des Verderbens in etwas gehemmt haben. Und doch hat schon damals der noch seltene Liebhaber der alten römischen Tugend sich sorgfältig gehütet, etwas davon merken zu lassen, daß er für diese verhaßte Lehrerin einige Hochachtung behalten hätte. Er konnte der Furcht nicht widerstehen, mit seiner Anhängigkeit an die Tugend sich einem allgemeinen Gelächter bloszusezen.

Es ist also unser Streit mit den Freygeistern nicht eine blosse theoretische Zwistigkeit, ein Krieg über den vollen und leeren Raum, wobey der Irrende eben so rechtschaffen bleiben kann, und der Rechthabende keinen nähern Weg zur Tugend erwählt. Es ist ein Krieg zwischen dem Guten und Bösen, zwischen dem Glüke der Welt und ihrem Elende.

Doch

Doch wir haben dieſes Reich des Verderbens ſchon abgemahlt, und es iſt vermuthlich deutlich, wie nöthig es ſey, daß ein jeder Freund der Menſchen und des Vaterlandes, der über die Aufnahme der Freygeiſterey erſchrikt, ernſthafte Mittel ergreiffe, womit er von dem Haupte ſeiner Bürger, ſeiner Kinder, und vielleicht von ſeinem eigenen Kopfe, die Gefahr abwenden kann, die über ihm hängt. Sollte nicht ein jeder Chriſt mit gedoppeltem Eifer ſich ermuntern, bey ſeinen Kindern, bey ſeinen Freunden, bey der Welt, den Glauben fortzupflanzen, und der Nachwelt Chriſten zu erziehen? Sollten nicht die noch übrigen Groſſen, die ihre Kronen von Gott empfangen zu haben nicht vergeſſen, durch Beförderung der Tugendhaften, durch Verachtung und Zurükſezung der Freygeiſter, durch ernſtliche Ordnungen in Schulen und in Kirchen, durch eine behutſame Wahl in Miniſtern, in Vorgeſezten und in Obrigkeiten, den Unterthan in den Gehorſam gegen den Glauben zu ſezen trachten, wovon ihr und ſein Glük ſo natürlich abhängt? Sollten nicht die Gelehrten, die vorzügliche Gaben empfangen haben, dieſelben ihrem Geber heiligen; und anſtatt kleiner gleichgültiger Unterſuchungen nach Sprachen, Geſchichten und Philologie, das einzig Nöthige, das Kreuz Chriſti, mit Rührung, mit Wehmuth und Nachdruk, predigen?

Und

Und ſollte nicht ein jeder Chriſt in ſeinem eigenen Buſen den Keim des Uebels auszurotten ſich beſtreben, und bey ſich ſelbſt anfangen, dem Unglauben das überzeugende Beyſpiel eines wahren Chriſten entgegenzuſtellen, gegen welches die Gözen des Heidenthums, und die Pralereyen der Weltweiſen, wie der Schatten der Nacht beym Anbruch der Morgenröthe, verſchwunden ſind?

Gegeben zu Göttingen,
den 26. Decemb. 1750.

II.

Vorrede

zum

Erſten Theile der allgemeinen

Hiſtorie der Natur.

II.

Vorrede

zum Ersten Theile der

allgemeinen Historie der Natur

In allen Meinungen der Menschen herrschet eine Mode, eine mehrentheils unüberlegte und veränderliche Gewohnheit, deren ganze Völker folgen, ohne eine Ursache ihres Gehorsams angeben zu können; diese Moden sind eben darum veränderlich, weil sie auf keine wahren Gründe gebauet sind. Es ist der Wahrheit unmittelbares Vorrecht, daß sie ewig bleibt.

Es sind kaum hundert Jahre verflossen, daß in Europa die Erklärungen der natürlichen Begebenheiten, und die willkürlichen Lehrgebäude, angesehene Vorzüge grosser Gelehrten waren.

Nachdem einmal Rene' Des Cartes auf eine mechanische Weise die Bildung und den Bau der Welt ausgelegt, und sich die Freyheit genommen hatte, solche Figuren den kleinesten Theilen der Materien zu geben, und ihnen solche Arten von Bewegung mitzutheilen, wie er sie zu seinen Erklärungen nöthig hatte, so sah ganz Europa diese schöpferische Gewalt als ein unzertrennliches Vorrecht eines Weltweisen an; man baute Welten, man verfertigte Elementen, Wirbel und Schrauben, und meynte dem gemeinen Besten ausnehmend gedient zu haben, wenn die wirklichen Begebenheiten in der Natur sich nur einigermassen durch den angeblichen Bau erklären liessen, den man für sie ausgesonnen hatte.

Aber dieser bequeme Gebrauch dauerte nicht so lang, als die faulen Naturlehrer wohl gewünscht hätten. Die Erfindungen der Einbildung sind wie ein gekünsteltes Metall, es kann die Farbe, aber niemals die Dichtigkeit und die unzerstörbare Festigkeit besitzen, die die Natur ihrem Golde giebet; eine falsche Münze ist gangbar, weil die Neuigkeit ihr einigen Glanz giebt, die Zeit dekt ihre Röthe und ihre unächte Herkunft auf. Die Streitigkeiten, die der natürliche Stolz und die Ruhmbegierde der Menschen nothwendig erregten, waren das erste Mittel die Blösse der Hypothesen aufzudeken. Ein junger Weltweiser

weiser fand einen bequemen Weg zur Grösse in der Widerlegung eines berühmten Mannes, und es war ihm viel leichter, dessen Schwäche zu finden, als etwas besseres an die Stelle des niedergerissenen Lehrgebäudes zu sezen; ein gemeiner Probstein entdekt das Kupfer in dem edlen Metalle, aber Gold zu machen ist für die Menschen zu schwer. Hieraus folgte ein allgemeiner Krieg unter den Gelehrten, und da nichts von ihren Meynungen auf die Natur gebauet war, so blieb nichts von demjenigen übrig, was mit so grosser Bewundrung war aufgebauet worden; der Cartesianer verdrang den Schüler der Peripatetischen Sekte, der Gassendiste fand die Schwäche des Cartesianers, und eine allgemeine Vergessenheit hat nunmehr die streitenden Lehrer begraben. Die siegenden Meynungen, und die überwundenen, sind in ein unpartheyisches Nichts zurükgesunken, aus welchem sie die Einbildung ohne die Erlaubnis der Natur gezogen hatte.

Ein grosser Vorzug der neuern Zeiten war die immer steigende Kunst der Arbeiter, die zur Entblössung der Natur Werkzeuge verfertigten. Bequemere Sternrohre, ründere Glastropfen, richtigere Abtheilungen eines Zolles, Sprizen und Messer thaten mehr zur Vergrösserung des Reiches der Wissenschaften, als der schöpferische Geist des Des

Cartes, als der Vater der Ordnung Aristoteles, als der belesene Gassendi. Bey jedem Schritte, den man näher zur Natur that, fand man das Gemählde ähnlicher, welches uns die Weltweisen von derselben gemacht hatten.

Die Verachtung der Hypothesen wuchs mit der Ueberzeugung, daß sie eben so wenig richtig wären, als ein aus der Einbildung hingemahlter Kopf eines Aeneas, eines Romulus, eines Pharamunds, dem wahren Urbilde ähnlich seyn kann; der Mahler und der Weltweise hätten das Urbild nie gekannt.

Die mathematische Lehrart breitete sich über Europa aus, sie lehrte uns kriechen, da wir vorher fliegen wollten, und lieber langsam uns der Wahrheit nähern, als geschwind von derselben entfernen. Man trug den Menschen das schwere Gesez auf, nichts zu glauben als was erwiesen wäre, und nach und nach wurde es von den gesitteten Völkern angenommen. Engelland fieng an, Boerhaave und Holland folgte nach, Deutschland bequemte sich dazu, und Frankreich, so ungern es seinen Landsmann verließ, so unangenehm als es ihm war, der Einbildung Rechte zu verleugnen, in welcher es einen Vorzug vor seinen Nachbaren hatte, schämte sich endlich, und that in seiner Akademie, in der Person seines Reaumürs, seines Maupertuis, seines

Clai-

Clairauts, der Wahrheit die längſtverſchuldete Abbitte.

Die Mittelſtraſſe iſt für den Menſchen der allerſchwerſte Weg; er wird viel eher aus dem Unglauben zum Aberglauben übergehen, er wird aus einem üppigen Leben viel leichter ein Mönch in der Trappe, als daß er zwiſchen beiden Abwegen in einem vernünftigen Chriſtenthum fortleben ſollte. Die Mittelſtraſſe iſt eine Linie, ein Weg ohne Breite; wer wollte ſich auf demſelben erhalten können? So wenig das Herz des Menſchen ſich auf der Mittelſtraſſe feſtſezen kann, ſo wenig kann es auch ſein Verſtand; auf einer Seite fliegt der Menſch zu hoch mit eigenen Schwingen, und wird ein Pelagianer, er ſinkt auf der andern, und wird unter den Händen des Janſeniſten zur Maſchine. Eben ſo gieng es der Naturlehre; man hatte ſich bey den willkürlichen Erklärungen übel befunden, und ward zum Zweifler; die Akademie zu Athen wollte ſich vor dem Irrthume hüten, ſie ſank immer tiefer, und glaubte endlich gar nichts mehr, um nicht zu irren.

Ich glaube mit Recht zu den Ausſchweifungen des menſchlichen Verſtandes, zu ſeiner Uebermäßigkeit (dann die glükliche Sprache unſers gemäßigten Vaterlandes hat keine rechten Wörter für Excès und Caprice), die Gewohnheit rechnen zu können, alle Hypotheſen,

alle Systeme zu verachten, eine Gewohnheit, die immer mehr und mehr zunimmt, und die dem menschlichen Geschlechte schädlicher werden kann, als die Träume der Schulweisen nimmermehr haben seyn können.

Der Mensch ist von Natur faul, seine träge Kraft senkt ihn mit einer ewigen Gewalt zur Ruhe. Alle wilde Völker, die sich den Trieben der Natur wehrlos überlassen, sind zu aller Arbeit äusserst verdrüßig, sie huken auf der Erde, sie schmauchen Tobak, sie schlafen in ihren Hangbetten, und würden niemals aufstehen, wenn sie der Hunger und die Noth nicht aus ihrer Gemächlichkeit triebe.

Die Europäer haben mehrere elastische Kräfte, die ihre Schläfrigkeit stöhren. Der Ehrgeiz, das Exempel, die Scham, die Ermahnung, die Neubegierde, lassen ihren Verstand nicht so Brache liegen, wie bey den Völkern, die für Ehre und Weisheit keinen Namen haben. Aber alle diese Triebe sind noch kaum stark genug, uns zu der schweren Arbeit anzufeuren, die die Nachforschung der Wahrheit erfordert. Im scharfsinnigen Italien, im tiefdenkenden Spanien, ruhen tausend und tausend fähige Köpfe, unter dem Schatten des Aberglaubens und der Gewohnheit, und verträumen ihre Kräfte.

Noch wallen doch die Gemüther der Euro-

Europäer mit Ehrbegierde, mit der Liebe zur Neuigkeit, die Linnäus als das hauptſächliche Vorrecht des Menſchen anſieht, womit er ſich über die Thiere erhebt, und wodurch er der Bezwinger beider Welten, der natürlichen und derjenigen geworden iſt, die er ſelber aufgeführet, und die Theorie genennet hat.

Man ſtelle ſich nun eine Zeit vor, wo aus ganz Europa alle willkürliche Meynungen, alle Hypotheſen gänzlich, nach dem Wunſche vieler neuern Weiſen, verbannet ſind; man nehme die Säze dieſer des menſchlichen Herzens nicht recht kundigen Geometern an: daß der menſch die innere Natur der Dinge zu kennen unvermögend ſey: daß wir nichts zu hoffen haben, als die Wahrnehmung einiger Erſcheinungen: und daß die Wahrheit in einem Abgrunde liege, über welchen wir keine Brüke haben:

Was wird wohl die Wirkung dieſer Sprache der Verzweiflung ſeyn, wenn ſie die Oberhand gewönne? eben die, ſo die erkannte Unfruchtbarkeit eines neuen Landes hat. Sobald der reiſende Waghals kein Gold, keine ſeines Wunſches würdige Waare an dem ungaſtfreyen Ufer mehr hoffet, ſo verläßt er die angefangene Entdekung, niemand verfolgt die erſten Unterſuchungen, das Land bleibt unbebaut, und ſein bloſſer Namen ha-

stet auf dem gleichgültigen Gedächtnisse der Nachwelt.

Ich befürchte sehr, das Reich der Wahrheit werde eben dieses Schikſal erfahren, sobald wir in demselben keine fruchtbaren Entdekungen zu machen hoffen, sobald unsre Neugierigkeit und unser Ehrgeiz kein Eigenthum in demselben mehr erwarten. Wann der Weg zur Wahrheit uns so weit, so ungewiß, so schwer gemacht wird, wenn man uns vorsagt, daß wir nicht anders als mit dem Senkbley in der Hand gehen sollen, und doch dabey uns zu wissen thut, daß wir mit aller Vorsicht alle Augenblike fallen werden, wann alle unsre Bemühungen uns zu nichts, als von einer pöbelhaften Unwissenheit zu einer gelehrtern führen: werden wir uns wohl bewegen? werden wir in einer mühsamen Reise fortfahren, die uns nirgendshin führt? wird nicht die Gemächlichkeit, wie ein neuer Cineas, einem jeden gelehrten Pyrrhus ins Ohr sagen: warum willst du die gewissen Vergnügen der Wollust und der Ruhe verleugnen, und mit einer chimärischen Ritterschaft die Rechte der Wahrheit, ohne den geringsten Anschein etwas auszurichten, unfruchtbar vertheidigen? wann du alles gethan hast, so bist du wieder wie izt, bey der Unwissenheit.

Sollte jemand mich mit dem Beyspiele

der

der Mathematik widerlegen wollen, von welcher man alles Willkürliche, alles Halbwahre und Unerweisliche glaubt verbannet zu haben, ſo würden mir doch ſolche Antworten auf dieſen Einwurf bleiben, die mir zureichend vorkommen, meinen Gegner mit mir zu vereinigen.

Die Mathematik gehet mit überaus einfachen Dingen um, mit Linien, mit Dreyeken, mit Viereken, mit Ziffern, deren Eigenſchaften wenig an der Anzahl, und vollkommen ausgemacht ſind. Sie beſchäftiget ſich mit dieſen einfachen Gröſſen, und ſuchet derſelben Verhältniſſe und Zuſammenſezungen. Keine andern menſchlichen Wiſſenſchaften haben dieſen Vortheil, und es läßt ſich bey keiner eine gleiche Strenge gebrauchen.

Da ich von der Naturlehre in ihrem ganzen Umfange hauptſächlich ſchreibe: ſo iſt es bekannt, daß uns von den Körpern, aus denen die Natur beſteht, und von der Bewegung, die ihre Kräften ausmacht, das meiſte unbekannt iſt. Ein mathematiſcher Lehrer fängt vom Punkte, von der Linie, von ſolchen einzelen Dingen an, deren vollſtändige Erklärung er zur Hand hat. Wo fängt der Naturlehrer an? Die Elemente der Körper ſind völlig verborgen, die erſten aus den Elementen entſtandenen Körner der Materie, die Urkräfte der Schwere, der Schnellkraft, des elektriſchen und des magnetiſchen Weſens,

des

des Lichts und des Feuers, sind uns nur hin und wieder stükweise, und unvollkomen bekañt.

Der gröbere Bau der Thiere und Pflanzen, der Bau, den die Vergrösserungsgläser einsehen, und der nur Gebürge von Elementen in Ordnung bringt, ist noch wenig und selten in einzelnen Körpern entworfen. Selbst der noch gröbere Bau, den ein Messer zergliedert, den eine Richtschnur mißt, und ein Treibofen trennet, ist noch so unausgeführt, so unzuverläßig, daß die gröstem Mathematiker, wenn sie von den Kräften der Thiere haben schreiben sollen, die Feder niedergeleget, und verlangt haben, man solle ihnen Maasse und Winkel, und einen Grund schaffen, auf den sie bauen könnten. Kann man denn von uns eine mathematische Strenge verlangen? kann eine Summe von Begriffen gewiß werden, wenn die einzelnen noch unbestimmt sind?

Es ist wahr, diese spröde Schöne, die Mathematik, ist den Hypothesen nicht so feind als sie sich anstellt: sie sieht sie als eine Schwachheit an, deren sie sich schämet, und sich derselben doch nicht ganz entziehen kann; und hierinn kömmt sie mit den irrdischen Schönen überein. Der grosse Vorzug der heutigen obern Mathematik, diese verblendende Meßkunst des Unermeßlichen, ist auf eine blosse Hypothese gegründet. Newton, der Zerstörer der willkürlichen Meynungen,

hat

hat dieſelben nicht gänzlich entbehren können. Wie am Leibe des Achilles, muß doch an ſeiner Sehkunſt eine verwundbare Stelle ſeyn, wie könnte ſonſt ein Euler, und ſogar ein Mahler, ein Gautier, dieſelbe widerlegen? ſeine allgemeine Materie, das Mittel des Lichts, des Schalls, der Sinne, der Schnellkraft, war es nicht eine Hypotheſe; und da dieſer Prometheus ſich näher zur Erde lenkte, da er die Zeiten ausmeſſen, und den Begebenheiten feſte Schranken ſezen wollte, wurde er nicht gezwungen, willkürliche, und gar ſehr einem Zweifel unterworfene Meynungen zum Grunde zu ſezen?

Nach einem Newton wird ſich nun wohl niemand ſchämen, etwas nicht völlig erweisliches zu lehren. Hat ein ſo guter Kenner das Wahrſcheinliche als eine Münze gebraucht, ſo kann es doch nicht ſo gar ohne Werth ſeyn. Es iſt an dem, es iſt eine Nothmünze, es dient blos ein Gewerbe unter den Gelehrten zu unterhalten: die Gewißheit iſt ein ächtes Gold, deſſen Preis niemals heruntergeſezt werden kann; es würde uns lieb ſeyn, wenn wir deſſen ſo viel hätten, daß wir die willkürliche Münze entbehren könnten.

Da aber dieſes nicht angeht; da wir ohne dieſe leztere faſt von der ganzen Naturlehre ſchweigen müßten; da alle die Theile der menſchlichen Wiſſenſchaft einzelne

zelne Bruchstüke ohne Zusammen-hang und ohne Verbindung würden; sollten wir nicht diese mangelnden Theile mit dem Wahrscheinlichen ergänzen, und anstatt eines Schutthauffens ein Gebäude aufrichten? Ich bediene mich mit Fleiß dieses Gleichnisses; ich habe Bücher von mathematischen Lehren gesehn, die vom Bau des menschlichen Leibes geschrieben haben, und die von ihrer Arbeit alles Unerläuterte zu verbannen sich verbunden zu seyn glaubten: wie unzureichend, wie abgebrochen, wie allgemein, wie unbestimmt haben sie reden müssen, um das Wahrscheinliche zu vermeiden!

Doch ich komme zu dem wahren Nuzen der Hypothesen. Sie sind zwar noch die Wahrheit nicht, aber sie führen dazu, und ich sage noch mehr, die Menschen haben noch keinen Weg gefunden, der glüklicher zu derselben geführet, und es fällt mir kein Erfinder ein, der sich derselben nicht bedienet hätte. Als Kepler dem Lauffe der Planeten seine Gesezе bestimmen wollte, so bildete er sich eine Meynung, eine unwahrscheinliche Meynung, deren Ungrund erwiesen ist: und dennoch führte ihn diese Meynung zu dem wunderbaren und von der Nachwelt bestärkten Gesezе des Verhältnisses der periodischen Umläufe der Planeten gegen ihre Entfernung von der Sonne, zu einem Grunde, der dem Newton fest genug war, darauf zu bauen.

Die

Die Alchimiſten mahlten ſich Geſpenſter, güldene Berge, und mehr als ovidiſche Verwandlungen vor: ſie arbeiteten, um ſich dieſen Geſpenſtern zu nähern, und fanden auf dem Wege eben ſo nüzliche, und vielleicht dem menſchlichen Geſchlechte noch nüzlichere Wahrheiten, als ein Mittel wäre, Bley zu Gold zu machen; eine Erfindung, die uns in kurzer Zeit mit allem möglichen Golde in die Armuth zurükbringen, und uns in die Nothwendigkeit verſezen würde, mit Diamanten, oder mit einem andern Preiſe, unſern Handel zu treiben, der zugleich ſelten und beſtändig genug wäre.

Die gröſten Geſezgeber der Botanik haben ſich willkürliche Grundregeln gemacht, nach welchen ſie Claſſen, Geſchlechter und Gattungen bildeten, und nach welchen ſie Gewächſe vereinigten oder trennten. Alle dieſe Geſeze ſind willkürlich, ſie ſind noch alle unzuverläßig erfunden worden; aber ſie haben uns dennoch unglaubliche Dienſte gethan. Man hat nunmehr die unzählbare Menge der Gewächſe in eine ſolche Ordnung geſezet, daß wir leichter, und unendlich gewiſſer, zehntauſend Pflanzen unterſcheiden, als die Alten ihre ſechshunderte.

Die angenommenen Hypotheſen haben wirklich erweisliche Aehnlichkeiten entdekt; ſie haben uns noch nicht ganz zur Wahrheit, aber

aber doch weiter auf dem Wege dazu fortgeführet; jedes neue Lehrgebäude leitet uns etwas näher, und ohne dieselben hätten wir keinen Schritt gethan.

Ich finde dieses Gleichnis für meinen Zwek so deutlich, daß ich es noch nicht verlassen werde. Wenn man keine Hypotheſen bey der Kräuterkenntnis gebrauchet, und nur wie Cluſius oder Bauhin einzelne Pflanzen wohl zu beſchreiben geſuchet hätte, ſo würde, nach dieſer von unſern Gegnern geprieſenen mathematiſchen Methode, gar nichts zum Beſten dieſer Wiſſenſchaft gethan worden ſeyn.

Cluſius und Johann Bauhin waren groſſe Kräuterkenner und gelehrte Männer; ihr Verſtand und ihre Arbeitſamkeit ſind ohne Tadel. Da ſie aber kein Lehrgebäude hatten, noch haben wollten, ſo blieben ihre Pflanzen ohne Ordnung.

Die unähnlichen waren untereinander vermengt, die ähnlichen getrennt, der Natur widerſprochen, und der Gebrauch der Namen ſo verdorben, daß dieſes groſſe Hülfsmittel des Gedächtniſſes mehr ſchadete als es Nuzen that. Wenn ein Ehrenpreiß, eine Onagra, eine Scutellaria, ein Epilobium, eine Peplis, eine Lyſimachia, alle Lyſimachia heiſſen, und alle eben denſelben Namen führen, ſo ſollten ſie, nach den Reglen der Charakteriſtik, ähnliche

liche Weſen ſeyn. Da aber dieſer Namen ohne Syſtem ausgetheilet wurde, ſo bezeichnete er verſchiedene und unähnliche Dinge, und verführte alſo mit ſeiner Gleichförmigkeit die Lernenden, die bey einem ähnlichen Namen ähnliche Dinge erwarten.

Da dieſe groſſen Männer kein Syſtem hatten, und keinem Theile der Pflanzen ein beſonderes Vorrecht anwieſen, daß es das Kennzeichen der Art ſeyn ſollte, ſo bemerkten ſie von den meiſten Kräutern die Geſtalt, die Anzahl und die Lage der Blume, ihrer Deke, der Staubfäden, der Staubwege, der Saftgruben, und der Fache der Frucht ganz und gar nicht. Ihre Beſchreibungen wurden dadurch ſo unvollkommen, daß man ſie ſehr oft gar nicht würde brauchen können, wenn nicht der Fleiß der neuern von vornen an eben dieſelben Gewächſe zergliedert, und Maaß und Zahl beſtimmet hätte.

Schon zu den Lebzeiten des Cluſius erſchien Cäſalpin, ein Mann, der in der Peripatetiſchen Schule die Liebe zur Ordnung, und den Wunſch alles zu erklären, angenommen hatte. Er war ein mittelmäßiger Kräuterkenner. Cluſius hat mehr Kräuter erfunden, als Cäſalpin gekannt hat, da ſein Kräuterbuch, nach des Micheli Zeugnis, noch nicht 900 Gattungen in ſich faſſet.

Mit

Mit einem so geringen Vorrathe sezte sich Cäsalpin vor, die Botanik systematisch zu machen. Es war fast nicht möglich, daß er bey seiner kleinen Kenntnis der einzelen Theile, das Ganze untadelhaft hätte übersehen und anordnen können. Er nahm also die Frucht allein, und zwar mehrentheils nur denjenigen Theil zum Leitfaden an, an dem die Keime sizen, und dennoch trat er der Wahrheit näher, und bestimmte mehr wahre Aehnlichkeiten, mehr natürliche Classen, als alle Kräuterkenner vom Theophrastus bis zum Tournefort.

Dieser leztere sah die Pflanzen auf einer andern Seite, bey der Blüthe, an, einer Seite, auf welcher die Franzosen alle Dinge anzusehen pflegen. Er wählete wenige Gestalten von Blumenblättern, die noch dazu weder genug bestimmt, noch genug unterschieden waren, und nach dieser unvollkommenen Hypothese führte er ein Gebäude auf, das sich die Verwunderung von ganz Europa zuzog. Selbst sein Gegner Ray bediente sich seines Lichtes, die Ordnung zu erheitern, die er in seinem hohen Alter den Kräutern vorschrieb.

Tournefort genoß fast dreißig Jahre nach seinem Tode seinen Ruhm, und war ein Gesezgeber in seiner Wissenschaft. Aber die Hypothesen sind, wie wir schon gesagt haben, ein Gerüste, gemacht sich zur Wahrheit zu nähern: sie dörfen

sen nicht immer aufrecht bleiben. Linnäus trat in Norden auf. Er wählete sich neue Grundsäze, er gründete seine Methode auf eine Hypothese, auf die willkürliche Ordnung der Pflanzen nach ihren Staubfäden und Staubwegen, die nach einer wahrscheinlichen Meynung eine Aehnlichkeit mit den befruchtenden und befruchteten Theilen der Thiere haben. Dieses neue Lehrgebäude that die gröſten Dienste. Alles wurde rege; von allen Kräutern wurden alle Theile der Blume und der Frucht aufs genauſte beschrieben, dann sie waren nunmehr alle nöthig geworden. Die Botanik hebt seit dem ihr Haupt über alle andere Wissenschaften empor: sie ist nicht nur der Vollkommenheit selbst am nächsten, sie hat nicht nur nach und nach der Natur fast alle ihre Classen und Aehnlichkeiten abgerathen, sondern sie hat dem ganzen Naturreiche ihre Lehrart mitgetheilet. Die Kenner der Thiere und der Erzte haben bey ihr, wie die Römer beym Areopagus, ihre Geseze geholet, und sich denselben unterworffen.

Ich habe bishieher meinen Saz mit Exempeln bewiesen; es wird mir eben so leicht seyn, mit abgezogenen Begriffen mich zu vertheidigen. Wenn die Menschen handeln sollen, so werden sie wirksamer nach dem Verhältnisse der Stärke ihrer Triebe. Ihre natürliche Trägheit wird durch den Ehrgeiz,

und durch ihre andern der Schnellkraft ähnlichen Gemüthsbewegungen überwunden. Leben, Geld und Ruhe, werden willig aufgeopfert, sobald ihr herrschender Trieb es erfodert; und dieser herrschende Trieb ist hauptsächlich eine eigene Hypothese, und gleich nach derselben das Vergnügen, die Hypothese eines andern zu zerstöhren.

Ein Lehrgebäude, das unsern Namen führen soll, eine Meinung, die aus unsern Kräften entsprossen ist, thut bey dem Gelehrten, was die Ehrsucht bey dem Alexander that: Mühe, Aufwand, Zeit, Erfahrungen, Kunst und Werkzeuge, alle Kräfte des Willens und des Verstandes, werden mit Lust, und ohne Widerspruch angewandt, wenn wir einen Zwek dabey haben, wenn dadurch unser Lehrgebäude wahrscheinlicher, gewisser und angenehmer wird. Wer würde die Staubfäden in fast unzählbaren Blmen gezählet und gemessen haben, weñ sie nicht das Wesentliche seines Lehrgebäudes bey dem Linnäus, und also die Hauptmittel gewesen wären, dasselbe vollständig zu machen, und die allgemeine Monarchie in der Botanik zu erhalten? Da Newton einmal auf den Gedanken gekommen war, die Strahlen des Lichtes zu spalten, so dauerten ihne keine Kosten, die Künstler mußten ihr äusserstes thun, ihn mit Werkzeugen

zu

zu versehn, die für seine Absicht fein genug wären, und er unterwarf sich den mühsamsten und schwersten Abmessungen und Abtheilungen, weil es um die Wahrheit seiner Lehre zu thun war.

Doch die Hypothesen haben noch einen ernsthaftern Nuzen, den sie auch bey den fühllosesten Weltweisen behalten, wenn schon einer entstehen würde, der die Wahrheit bloß wegen ihrer Schönheit, und ohne Rükſicht auf seinen Ruhm, lieben sollte. Sie werffen nemlich Fragen auf, deren Beantwortung von der Erfahrung gefodert wird, und die ohne Hypothese uns nicht eingefallen wären, eine Wirkung, die ihren unsäglichen Vortheil in den Wissenschaften hat.

Die wenigsten Menschen hätten Scharfsicht genug, von sich selbst sich Fragen vorzuschreiben, und einzusehen, auf was vor einer Seite ein Vorwurf am nüzlichsten anzusehen wäre. Aber ein System, oder die Zerstöhrung desselben, wirft eine unzählbare Menge von solchen Fragen auf, die wir der Natur vorlegen, und die sie öfters beantwortet. Also hat das Ptolomäische, das Tychonische, und das Copernikanische Weltgebäude den Sternkennern gewiesen, worauf sie zu merken hätten, und ihnen die Wahrnehmungen ausgezeichnet, aus welchen die Wahrheit erkannt werden sollte.

Eine jede Wahrscheinlichkeit besizt einen Theil der einzelnen Wahrheiten, die einen allgemeinen Saz mit noch andern ausmachen, die uns diesesmal noch mangeln. Wir ersehen also genau aus dem, was wir haben, dasjenige, was wir ermanglen, und finden ein Verzeichnis von denjenigen Erfahrungen und Bemerkungen vor uns, die unsere Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit machen würden, wenn wir sie besässen. Wie ein Feldmesser, der eine Landcharte entwirft, von welcher er einige Stellen bestimmet hat, dazwischen ihm aber die Stellungen anderer Oerter fehlen, dennoch einen Umriß macht, und nach halbgewissen Nachrichten die übrigen Städte anzeigt, die er noch nicht mathematisch kennet, eben so thut der Naturlehrer. Hätte jener gar keinen Entwurf gemacht, in welchem er nebst dem Gewissen das noch Ungewisse in eine zusammenhangende Verfassung gebracht hätte, so würde seine Arbeit die noch übrigen Stellen, und die Gränzen genauer zu bestimmen, viel schwerer, viel unangenehmer und fast unmöglich seyn, weil sie keinen Zusammenhang hätte, und kein Ganzes ausmachte.

Endlich sind die blos wahrscheinlichen Lehrgebäude auch um deßwegen höchst nüzlich, weil sie eine Eifersucht und einen Wettstreit unter den Gelehrten erweken. Ein Läufer, der um einen Preiß mit seinem Nebenbuhler

Buhler rennt, greift sich ganz anders an, und macht viel geschwindere Schritte, als wenn er für sich seinen Weg gienge.

Der Preiß ist die Ehre des Rechthabens, und das gemeine Beste genießt die Früchte des Bestrebens der Streitenden.

Darf ich mich selber zum Beyspiel geben? es kann ohne Eitelkeit geschehn: Wäre Boerhavens und meine Meynung von dem Athemholen niemals in Zweifel gezogen worden, so hätte ich mich mit einem oder zweyen Gründen vergnügt, und meine Ueberzeugung nicht vermehret.

Der Umfang der Wissenschaften ist unermeßlich; man weiß nicht, wo man anfangen soll, in einem Felde zu arbeiten, dessen Weite und Fruchtbarkeit gleich groß sind. Aber der Streit lehret uns einen Theil dieses Feldes wählen, den wir fleißiger umarbeiten, und wann man ihn uns streitig macht, mit Ernst umzäunen. Ich wurde genöthiget, neue Versuche zu machen, und diese öfters zu wiederholen, und fand nicht nur die Wahrheit dessen, das ich vertheidigte, ich fand auch neue Gründe dazu, und überzeugte mich, daß kein Grund mehr bleiben könnte, warum man an einer Lehre zweifeln sollte, deren Richtigkeit ich mit Augen an so vielen Thieren gesehen hatte.

Dies ist ein kleines Beyspiel; die Figur der Erde ist ein grosses. Newtons Meynung davon war etwas mehr, und des Cassini Ausmessung etwas minder als wahrscheinlich. Man stritt; und dieser Streit brachte uns die zwo vortreflichen Reisen nach dem Pol und nach der Mittellinie zuwege, die nunmehr die Sache nicht nur nach des Newtons Säzen entschieden, sondern viel genauer und gewisser gemacht haben, als eine blosse allgemeine Rechnung hätte thun können.

Blosse geometrische Säze, oder allgemeine und vollkommen wahre Erklärungen der natürlichen Erscheinungen, würden keine Streitigkeit, keine Nacheiferung erweken. Dieses thun die Hypothesen, woran zwar vieles ist, das sie in Stand sezet vertheidiget zu werden, vieles aber doch bleibet, das man angreiffen kann.

Streitende Sekten sind wie Stahl und Feuersteine: sie zeugen zwar Feuer, aber auch Licht dabey, uns zu erleuchten.

Niemand wird wohl glauben, daß meine Schuzrede für die Hypothesen so gemeint sey, daß ich das Wahrscheinliche dem Wahren an die Seite sezen wolle. Nein; der Mond wird niemals wie die Sonne scheinen, aber doch ist sein schwächerer, sein kalter Schimmer uns nüzlich. Die Ptolomäische Einrichtung war

war falſch, niemand zweifelt mehr an ihrem Ungrunde: viele Erfahrungen die richtig waren, lagen unter noch mehrern Meinungen, die nichts Wahres hatten, vermiſcht; und dennoch hat die Welt mit einem ſehr groſſen Nuzen dieſe Hypotheſe ſo viele Jahre gebraucht, und davon im gemeinen Leben faſt eben den Vortheil gehabt, den wir von der Wahrheit ſelber haben. Endlich iſt der Tag gekommen, und hat den kryſtallenen Himmel, die übermüthige Lage der Erde in der Mitte der Welt, die unnöthige Geſchwindigkeit der Sonne und der Fixſterne, und die andern Fehler dieſes Lehrgebäudes, von dem Wahren getrennet. Hätte man vor der Zeit von den Sternkündigern eine allgemeine Gewißheit verlangt, die ſie nicht im Stande waren zu liefern, ſo hätte man ſo viele Jahrhunderte gar keinen Begriff von der nähern oder weitern Entfernung der Geſtirne von uns, von ihrer Ordnung und Bewegung, und von dem Verhältniſſe der Theile der Welt unter einander gehabt; man hätte von den gemeinſten Erſcheinungen, den Finſterniſſen, ſich keinen Begriff machen können, und wäre in einer barbariſchen Unwiſſenheit geblieben, aus welcher doch Ptolemäus uns ſchon halb herausgeriſſen hat.

Alsdann wird niemand ſich über die angenommenen und unerwieſenen Lehrſäze beklagen

beklagen können, wenn wir der Wahrheit ihren unendlichen Vorzug lassen, und das Wahrscheinliche nur um den Preiß ansezen, den es an sich selber hat. Niemand wird betrogen werden, wenn wir zwar mit dem Wahrscheinlichen die Lüken des Wahren ergänzen: wenn wir aus demselben über den Abgrund der Unwissenheit Erwartungsbrüken bauen, aber dabey warnen, daß sie nur bis auf einen gewissen Grad zuverläßig sind. Wir können annehmen was wir wollen, wenn wir den Leser nur bey dem angenommenen aufrichtig erinnern, unsere wahrscheinliche Meinung seye von dem Wahren noch sehr, oder noch ziemlich, oder nur wenig entfernet: wenn wir gestehen, es fehle uns noch zur Ueberzeugung diese noch ungemachte Erfahrung, jenes Maaß, oder der Bau von diesem noch nicht bestimmten Theile. Kann jemand klagen, wenn man Scheidemünze für Scheidemünze angiebt, und ihren Preiß nicht höher sezt, als das Silber an derselben werth ist? der betrügt allein, der sie für lauter Silber anbietet.

Ich glaube, aus diesen Betrachtungen werde man denjenigen, die der Natur Werke und Thaten zu erklären sich bestreben, die Freyheit vergönnen, nebst dem Erwiesenen etwas Unerwiesenes, etwas Wahrscheinliches zuzubauen, und also ein Gebäude aufzuführen,

dessen

dessen Hauptsäulen zwar feste, dessen Theile aber nicht alle von einer gleich unerschütt-baren Stärke sind. Die Erfahrung hat uns belehret, daß solche Erwartungsstüke mehrentheils die Ursache gewesen sind, daß sie mit der zuverläßigsten Materie in kurzem von ihrem Verfasser, von seinen Gegnern, oder von der Nachwelt ersezt worden; und ich glaube, es ist nunmehr wahrscheinlich, die Hypothesen seyen sowohl in Ansehung des Verstandes, als des Willens, dem Wachsthume der Wissenschaften zuträglich.

Diese Betrachtung ist um desto natürlicher, je öfter der Herr von Büffon, als der Hauptturheber des gegenwärtigen Werkes, die Freyheit genommen hat, Hypothesen, und zum theil ganz neue, ganz fremde, und einem ungewohnten Leser unwahrscheinliche Lehrsäze vorzutragen; dann auch diese Freyheit hat ihren grossen Nuzen. Geht man mit seinen Vorgängern immer auf eben dem Pfade, suchet man nicht neue Wege, so wird nichts entdeket. Es ist wahr, die Erfinder neuer Welten sind nicht allemal glüklich; einige leiden Schiffbruch, andere kehren ohne Verrichtung zurük, und andere entdeken unfruchtbare Gegenden, deren Bekanntschaft uns gleichgültig ist. Aber wäre kein Colon, kein Magelhaens, aus Spanien abgesegelt, so wären viele Schiffbrüche vermieden, aber auch keine neue Welt entdekt worden.

Der Herr von Büffon scheinet von denjenigen Reisenden zu seyn, die gerne neue Seen und neue Welten entdeken mögen, und sich dabey weder die Mühe der Schiffahrt, noch die Gefahr des Schiffbruchs verdriessen lassen; dann eine irrige Lehre ist für einen Erfinder ein Schiffbruch.

In den drey Theilen des Werkes, das ich ansage, ist keines, worinn er nicht eine eigene, und auch wohl mehr als eine Hypothese, vorgetragen habe. Sein Gefährte, Herr d'Aubenton, scheint sich mehr an die Natur selber zu halten, und democh hat er, in der Vergleichung der Geburtsglieder beider Geschlechter, eine angenommene Meinung, und zwar eine alte, aufs neue zu beweisen vorgenommen.

Der Titel dieser Werke verspricht bloß ein Verzeichnis samt einer Beschreibung der Seltenheiten der königlichen Kunstkammer; ich brauche das Wort bloß, obwohl ein solches Verzeichnis schon ein sehr grosses, ein sehr nüzliches, und ein fast unnachahmbares Werk ausmachet. Wen man die Grösse von Frankreich, die Menge seiner in Amerika, Asien und Afrika blühenden Pflanzstätte, und die allgemeinen Befehle betrachtet, die schon lange gegeben, und schon oft wiederholet worden, aus allen Gegenden, alles zu der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, und

zur

zur königlichen Sammlung zu schiken, was die Natur in so vielen Gegenden Merkwürdiges zeuget; wenn man den Eifer und die Ehrsucht der Franzosen betrachtet, mit welcher sie brennen, sobald sie den Namen ihres Königes hören, und mit demselben in einige Bekanntschaft zu kommen hoffen; wenn man ferner bedenkt, wie vieler grossen Naturkenner Sammlungen in die königliche zusammengeflossen sind, so wird man von dem gegenwärtigen Werke etwas ungemeines erwarten, und wir zweifeln nicht, die Ausführung werde diese Hofnung, so groß sie auch seyn kann, erfüllen und unterstüzen.

Die zur Beschreibung des Cabinets gehörigen Theile dieses grossen und prächtigen Werkes werden, nach den dreyen, die wir in Händen haben, so auf einander folgen, daß im vierten alle vierfüßigen, im fünften alle Thiere beschrieben werden, die zu Wasser und zu Lande leben, im sechsten werden die Fische, im siebenten die Muscheln, im achten die Insekten, im neunten die Vögel, im zehnten, eilften und zwölften die Pflanzen, im dreyzehnten, vierzehnten und fünfzehnten diejenigen Dinge beschrieaen werden, die man aus der Erde gräbt, und folglich findet man den ganzen Umfang der Natur, und das ganze Reich der Geschöpfe hier, die dem

Menschen

Menſchen unterworfen, und zu ſeiner Betrachtung geſchaffen ſind *.

Aber dieſes Werk faßt weit mehr als dieſes in ſich: hievon werden zwar noch mehrere Beweißthümer in den folgenden Theilen folgen, indem man im fünften Bande eine Phyſiologie der Thiere, in dem eilften eine Abhandlung von dem Baue der Pflanzen und vom Akerbau, und im dreyzehnten eine andere von der Erzeugung der Steine und Erzte finden wird.

Doch auch ſchon der erſte Theil, der zweyte, und ein Theil vom dritten, ſind weit über den Innhalt eines Verzeichniſſes erhoben, und hier liegt eben der Grund unſrer Vertheidigung der noch nicht völlig erwieſenen Meynungen; dann dieſe Theile enthalten des Herrn von Büffon Gedanken vom Urſprunge und der Bildung der Welt, von der Erzeugung der Thiere, und andere zum allgemeinen Baue der Erdkugel, und zum beſondern Baue der kleinern Welt gehörige Hypotheſen.

Sie ſind eben von der Art, die einer Vertheidigung bedürfen, aber auch einer Vertheidigung

* Dieſer Entwurf iſt nicht ausgeführt worden. Die fünfzehn Bände füllen bloß die vierfüßigen Thiere an. Die Vögel hat Hr. d'Anbenton groſſentheils abgezeichnet geliefert, und eben izt (1771) fangen wir an, die Erklärung zu erhalten.

theidigung fähig ſind. Man findet überall viel Kenntnis der Dinge, viele Erfahrungen und viel Einſicht: aber doch geht der Verfaſſer immer etwas weiter als ſeine Kenntnis, ſeine Erfahrung, und ſeine Einſicht. Ich würde mit Vergnügen hievon den Leſer unterhalten, und meine Gedanken über des Herrn von Büffon Meinungen mit Freyheit und Beſcheidenheit ſagen, wenn es möglich wäre ſie kurz zu ſagen, oder meine Zeit mir eine Ausführlichkeit zulieſſe, die anſtatt einer Vorrede zu einem Buche werden könnte.

Da dieſe beiden Fälle nicht möglich ſind, ſo kann ich nichts weiter, als den Leſer ermahnen, mit einer philoſophiſchen Achtſamkeit dieſes Werk zu leſen. Er wird viel Neues, viel Eigenes finden, und es werden wenige Leſer ſeyn, die nicht etwas hierbey werden zu lernen haben. Sie werden aber auch ſolche Säze antreffen, die mit derjenigen Einſchränkung müſſen angeſehen werden, davon ich oben geſprochen habe.

Gegeben zu Göttingen,
den 23. Sept. 1750.

III.

Vorrede

über des

Herrn von Büffon

Lehre von der Erzeugung.

ARCHIVE
http://Archivebeta.Sakhrit.com

III.

Vorrede

über des

Herrn von Büffon

Lehre von der Erzeugung.

Es geſchieht faſt mit etwas Scheu, daß ich dieſesmal den Leſer anrede, deſſen Gedult den Werth ſeiner Gewogenheit bey einem Schriftſteller niemals verringern muß.

Mein kränklicher Leibeszuſtand ſchwächet die Kräfte meines Gemüths, und dieſe wären bey meiner Unternehmung alle nöthig. Eine Kritik wider einen Mann, den eine ſcharfſinnige Nation für ausnehmend ſcharfſinnig anſieht, erfodert billig eine verdoppelte Stärke in meiner Einſicht und Beurtheilungskraft. Aber die dringende Zeit zwingt mich mit einer gedämpften Munterkeit zu ſchreiben, weil

die instehende Messe den Abdruk dieser Vorrede auf einen bestimmten Monat einschränkt.

Meine Gedanken über des Herrn von Büffon Lehre von der Erzeugung machen, wider meine Gewohnheit, eine Theilung in meinem Vortrage unvermeidlich. Ich will erstlich einige Gründe anführen, die mir nicht zulassen, dieses sinnreichen Franzosen Meinung völlig anzunehmen; und hernach untersuchen, ob seine erneuerte Festsezung einer Erzeugung aus der Fäulnis dem geoffenbahrten Glauben schaden könne.

Da mein Namen hier nicht verborgen bleiben kann, so seze ich mich freylich seiner Ahndung in so weit bloß, als ich in meiner Meinung von der seinigen abgehe.

Die Billigkeit aber meiner Art zu denken, die Hochachtung, die ich für des Herrn von Büffon Bemühungen und Gaben trage, und die ungezweifelte Vermuthung, daß sein Herz eben so viele Vorzüge als sein Verstand besizen müsse, lassen mich hoffen, daß ich durch meinen Widerspruch diesesmal keinen Feind mir zuziehen werde. Ich bin ohnedem in der Sache der Wahrheit nur allzuoft unglüklich gewesen; man hat mich gar zumanchmal miskannt, und meinen Eifer für die Erhaltung ihrer göttlichen Rechte für eine Begierde angesehen, den Ruhm anderer

Ge-

Gelehrten zu verringern; ein ungerechter Verdacht, den, wie mich dünkt, die allgemeine und abſichtsloſe Gerechtigkeit nach und nach entwafnen ſollte, die ich allen denenjenigen wiederfahren laſſe, durch deren Arbeit das Reich der Wiſſenſchaften bevölkert oder erweitert wird.

Der Herr von Büffon hat ſeine Gedanken und Erfahrungen ſelber im zweiten Bande auf der 420 Seite zuſammengezogen, davon ich eine verkürzte Ueberſezung einrüken will, auf daß meine Anmerkungen einen zuverläßigen Grund haben mögen.

„Es giebt in der Natur eine Materie, „die zur Ernährung und Entwikelung alles „desjenigen dienet, was entweder lebt oder „wächst.

„Dieſe Materie nähret und entwikelt „ſich, indem ſie einem jeden Theile des Thiers „oder Gewächſes ähnlich wird, und durch ei„ne tieffe Eindringung in alle Theile deſſel„ben ihre Geſtalt annimmt, oder ihr innerer „Abdruk wird. Wann dieſe nährende Ma„terie häuffiger da iſt, als es die Ernährung „und Entwikelung des Thiers oder Gewächſes erfordert, ſo wird ſie aus allen Theilen „des Thiers in ein (oder mehrere) Behält„niſſe hingeſchiket, wo ſie einen Saft aus„macht, in welchem alle dem Thiere ähnliche

„Theilchen enthalten ſind, und worinn alſo „nichts fehlet, was zur Hervorbringung ei„nes dem erſtern ähnlichen kleinern Thiere „gehöret.

„Wann dieſe nährende und zeugende „Materie, die überall anzutreffen iſt, durch „das innere Model (Moule intérieur) eines „Thiers oder Gewächſes gegangen iſt, und ei„ne bequeme Mutter (Matrice) antrift, ſo „bringt ſie ein Thier oder ein Kraut der glei„chen Gattung hervor. Iſt aber die Mut„ter nicht bequem, ſo entſtehen daraus andere „gebildete (organiſirte) Weſen, die von den „Thieren und von den Pflanzen unterſchieden „bleiben, wie die bewegten und wachſenden „Dinge, die man in dem Saamen der Thiere „und Pflanzen, und in dem Waſſer antrift, „worinn einige Gewächſe eingeweicht wor„den ſind.

„Dieſe erzeugende Materie beſteht aus „beſtändig wirkſamen organiſchen Theilchen, „deren Bewegung und Wirkſamkeit durch die „ungebildeten (brutes) Theile der Materie über„haupt zur Ruhe und Feſtigkeit gebracht wird, „und ſonderlich durch die öhlichten und ſal„zichten Theile derſelben. Sobald man ſie „aber von dieſer fremden Materie befreyet, „ſo geht ihre Wirkſamkeit wieder an, und „zeuget verſchiedene Arten von Gewächſen

„und

„und von beſeelten Thieren, die ſich bewegen,
„und ihre Stelle ändern.

„In dem Saamen (Liqueur ſeminale)
„der Thiere beyder Geſchlechter ſieht man die-
„ſe erzeugende Materie. In den Weibchen,
„die lebendige Junge werfen, wird ſie in den
„gelben drüſigten Körpern der Everſtöke ab-
„geſchieden, in deren Höhle man einen ziem-
„lichen Vorrath von dieſem Saamen antrift.

„Die Eyer legenden Weibchen haben auch
„ihren Saamen, der noch weit wirkſamer,
„als in den Weibchen von der Claſſe iſt, die
„lebendige Junge zeuget.

„Dieſer Saamen iſt dem männlichen ü-
„berhaupt ähnlich, er zertheilet ſich auf eine
„gleiche Weiſe, er enthält eben ſolche orga-
„niſche Körper, und man ſieht in beyden ganz
„gleiche Erſcheinungen.

„In allen Theilen der Thiere und
„Pflanzen trift man gleichfals eine groſſe Men-
„ge ſolcher organiſchen Theilchen an, wie die
„im Saamen ſind, ſobald man ſie von den
„unförmlichen Theilen entlediget, in welchen
„ſie verwikelt ſteken. Wann man ſie nemlich
„in Waſſer einweicht, die Salze alſo ſchmelzt,
„das Oel aber abſcheidet, alsdann zeigen die
„organiſchen Theilchen ihre Bewegung. Doch
„beſizt der Saamen eine gröſſere Zahl derſel-
„ben, dann alle andere Theile der Thiere,

„oder sie sind vielmehr unter wenigere unge-
„bildete Theile verwikelt, und können also
„ihre Bewegung eher sichtbar machen. . . .
„Im Anfange, wann das Fleisch nur oben-
„hin aufgeweichet ist, sind diese Thierchen fast
„eben so groß, als im Saamen. Aber die
„Entwikelung vermindert ihre Grösse, wie sie
„ihre Bewegung vermehret, und nach einer
„langen Fäulnis werden diese Theilchen über-
„aus klein, und überaus beweglich: sie kön-
„nen in diesem Zustande zum Gifte wer-
„den, wie der Saft in den Nattern, und das
„verdorbene Mehl in den Kornzapfen.

„Wird eben diese Materie gesammelt,
„und in einem Theile des Leibes eine Zeit-
„lang aufbehalten, so zeuget sie in demselben
„allerley Gewürme, wohin die flachen Wür-
„mer in den Schaflebern, die Nestel und
„Spuhlwürmer, die Würmer in dem faulen
„Eiter, und endlich die kleinen Aele im Essig
„und im Kleister, und alle Joblotische mi-
„croscopische Thiere gehören, die nichts an-
„ders sind, als eben diese Materie. Sie
„nimmt von sich selber allerley Gestalten an,
„nachdem die Umstände sich verändern, und
„hat eine beständige Neigung gebildet zu wer-
„den (tend à l'organisation.)

„Sie zeiget sich zuerst, wie eine Pflan-
„ze, und macht Fäden aus, die wie ein Kraut
„wach-

„wachsen, und sich ausbreiten; hierauf schwel-
„len sich die äussern Theile der Fäden und
„Knoten dieser Gewächse auf, sie zerspringen,
„und lassen eine Menge bewegter Körper
„aus, die Thiere zu seyn scheinen.

„ Die Leibesfrucht der Menschen und
„Thiere wächset selbst im Anfange wie eine
„Pflanze (Vegete).

„ Gesundes Fleisch zeuget erst nach einer
„langen Zeit solche bewegliche Theile. Aber
„die Fäulnis beschleuniget ihre Erzeugung in
„dem Honige, dem Kornzapfenmehle: in
„dem leztern zeigen sie sich so fort, und in den
„übrigen nach wenig Stunden.

„ Es ist also eine gebildete (organisee)
„Materie vorhanden, die belebt, und in allen
„Theilen der Thiere und Kräuter ausgethei-
„let ist, und die ihnen zur Ernährung, zur
„Entwikelung und zur Erzeugung dienet. Sie
„nähret, indem sie in alle Theile der Thiere
„und Gewächse eindringt: sie entwikelt sich durch
„eine weiter ausgedehnte Ernährung, die so lan-
„ge fortgeht, als die Theile nachgeben und
„sich auseinander sezen lassen: sie bringt
„neue Thiere hervor, indem sie, nachdem sie
„in dem Leibe des Thieres oder des Krautes
„überflüßig geworden ist, von jedem Theile
„des Thieres oder Krautes zurükgeschiket
„wird, als der sich desjenigen entladet, was
„er nicht annehmen kann.

„Dieſe, einem jeden Theile des Thie„res oder Krautes, von dem ſie zurükge„ſandt worden, ganz ähnlichen Theilchen, (deñ „ſie waren ja eben dieſen Theil zu nähren „gewidmet) verſamlen ſich, und können nichts „anders als einen Leib ausmachen, der demje„nigen ähnlich wird, aus welchem die Theilchen „entſtanden ſind, dann ein jedes derſelben iſt ei„nem Theile des Thieres ähnlich. Auf dieſe Art „werden die Kräuter, die Bäume, die Viel„füſſe, die Neſſen erzeuget, in denen überall „ein einzelnes Thier oder Kraut ein ſich ähn„liches Thier oder Kraut erzeuget. In den „Thieren aber, wo der Saamen beyder Ge„ſchlechter zur Befruchtung nöthig iſt, müſſen „ſich beyder Eltern Saamen in einem zur „Entwikelung gelegenen Orte vermiſchen, und „dieſer Ort iſt die Gebährmutter des Weib„chens.

„Folglich giebt es keine vorhergebilde„te Keime, und keine unendlich in einander „geſchobene Entwürfe künftiger Thiere, ſon„dern eine gebildete beſtändig wirkſame Ma„terie, die immer bereit iſt ſich abzumodeln, „eine Aehnlichkeit anzunehmen, und andere „Dinge hervorzubringen, die demjenigen ähn„lich ſind, von welchem ſie angenommen wor„den iſt. Alſo können ſich die Gattungen der „Thiere und Pflanzen nie erſchöpfen; ſo lang „als es einzelne Thiere oder Pflanzen giebt,

„ſo

„so ist die Gattung immer neu, und eben so „neu, als vor dreytausend Jahren: und alle „Gattungen werden so lang von sich selber „dauren und bleiben, bis sie durch den Wil„len des Schöpfers vernichtiget werden.“

Dieses ist das Lehrgebäude des Herrn von Büffon. Habe ich einige einzelne Ausdrüke unrichtig übersezt, so wird der Leser in der Folge doch erkennen, daß mein Irrthum keine Absicht gehabt, und mir zu keinem Vortheile wider den Herrn von Büffon gedienet hat. Aber es sind doch verschiedene Umstände in diesem Auszuge weggelassen, die anderswo in dem Werke stehen, und von mir werden berühret werden müssen.

Es wäre ein Zeichen einer unverantwortlichen Verachtung gegen den Leser, wenn ich ihn belehren wollte, daß des Hrn. von Büffon Meinung zwar in Ansehung des von allen Theilen des Thieres abfliessenden Saamens eine Aehnlichkeit mit der uralten Lehre des Hippokrates, aber in Ansehung des Sazes einer allgemeinen gebildeten und bildbaren Materie, die gleichgültig ist, ein Mensch, ein Thier, oder ein Kraut zu werden, wieder etwas besonders hat, und von der durchgängig angenommenen Lehre der Entwikelung sich sehr weit entfernet.

Ihre

Ihre erſte Wahrſcheinlichkeit erhält dieſe Lehre allerdings von der Uebereinſtimmung der ganzen Natur.

Die weit herrſchenden Geſeze der Schwere, der anziehenden Kraft, und der federhaften Schnellkraft, ſcheinen bey der Natur eine groſſe Geneigtheit zu beweiſen, viele Körper mit gleichen Kräften zu verſehen, und viele Wirkungen mit eben den Geſezen zu bewerkſtelligen. Es ſcheint eine Spur eines unendlichen Verſtandes in dieſer Kunſt zu liegen, ſo verſchiedene, ſo widerſprechende, und ſo zuſammengeſezte Wirkungen durch einerley Mittel zuwegezubringen, und man findet in dieſer ſparſamen Schöpfungskraft einen Beweis der alles beherrſchenden Weisheit, die vermuthlich in allen Thaten die kürzeſten Mittel ergreift, und niemals zwey Geſeze brauchen wird, wo ein einziges zureicht.

Die einfachſte Bildung, die wir kennen, iſt die Bildung der Salze, mit denen die Kriſtalle in Anſehung des Baues übereinkommen. Aus einem dem Anſehen nach gleichförmigen Waſſer, ſcheidet ſich in der Kälte eine Menge eckichter Theilchen, die, nach der Verſchiedenheit des Salzes, in dreyeckichte, viereckichte, und auch wohl in vieleckichte Figuren, und durch deren Anlegung und Zuſammenhang in verſchiedene Arten ziemlich regelförmiger Körper anſchieſſen. Man kennt ohne meine

Erin-

Erinnerung die Viereke des Kochsalzes, die Häuserchen des Zukers, und die Dreyeke der Spizen des Salpeters und Kristalles.

Die grossen Zinken Bergkriställ, deren ich einige auf den Alpen gesehen habe, die wenig unter sieben Zentnern gewogen haben, und die fast unsichtbaren Anschüsse der Salze, bestehen alle aus vollkommen ähnlichen Theilen, die unter sich und mit dem grossen Klumpen gleich gestaltet sind, den sie zusammen ausmachen.

Die Homœomeria des Anaxagoras herrschet in diesem Reiche der Natur augenscheinlich, und man sieht hier ähnliche Theilchen in ein Ganzes sich zusammenbilden, das seine beständige und ordentliche Bildung hat, ohne daß die geringste Vermuhtung von einem Saamen oder einem Keime sich hier einschleichen könne.

Von den Salzen zu den artigen und blühenden Schneefloken, zu den Dianabäumen, dem gewachsenen Erzte, und den Federbüschen des Eises, geht eine beständige Kette von Bildungen fort, die ohne weitere Kunst durch eine anhangende Kraft bewirket werden. Sollte es von da bis zum Wasserfaden so weit seyn, der bald kurz und bald lang, bald knoticht und bald glatt, sich aus einem grünen Schaume nach der mehrern oder wenigern Bewegung des Wassers unter unsern Augen bildet?

Und

Und ist diese allereinfachste Pflanze nicht mit dem Schwammgeschlechte, und vermittelst dessen mit dem ganzen Gewächsreiche verwandt? Auf der lebenden Seite sollte es so weit seyn, wenn man von den obenbenannten keimlosen Bildungen zu den einfachsten Thieren übergeht, die in allen ihren Theilen ein ähnlicher und gleichförmiger Gallert sind, und die entweder in dem Schaume des faulenden Wassers in allerley rundlichten Gestalten entstehen, oder unter der Scheere des Naturkündigers sich aus einem blossen klebrichten Leim ergänzen, in welchen sie in kurzer Zeit wieder zerfliessen? Wo höret die Macht der allgemeinen Gesezze auf? Wo ist die Gränze, diesseits deren sie bilden, und jenseits deren nicht mehr bilden können?

Diese Betrachtung ist eine blosse Vorbereitung, sie macht uns des Herrn von Büffon Vortrag minder fremd, aber seine Erfahrungen sollen ihn beweisen. Er, Herr d'Aubenton, und Hr. Needham haben öfters und mit gelehrten Augen gesehen, daß die Milch aus einem gährenden Korne gewachsen, in Hörner und Zinken aufgeschwollen ist, sich aber an den Spizen gespalten, und aus den Rizen derselben rundlichte bewegte Körper herausgelassen hat, die von den andern mikroskopischen Thieren gar nicht verschieden, und keine Brut unsichtbarer Müken sind, da

das

das ſiedende Waſſer ein tödliches Gift für alle Thiere, Eyer und Keime iſt, und doch dieſe Kraft zu erzeugen nicht hindert.

Hier reicht alſo Hr. Needham einen Ring aus der Kette des Pflanzenreichs, und gleich darauf verbindet der Hr. von Büffon ihn mit einem andern aus dem Thierreiche.

Der Saamen aller Arten von Thieren zeuget unter dem Vergröſſerungsglaſe Fäden, aus deren Knoten ſich rundlichte bewegliche Dinge hervordringen, die in dem Saamen ſchwimmen, und eine überaus deutliche Aehnlichkeit mit denjenigen beweglichen Dingen haben, die aus dem Kornmehle entſtehen.

Hier iſt alſo das Thier- und Pflanzenreich, die wachſende Kraft (Vegetatio) und die zeugende verbunden *.

Das Leben iſt ein höherer Staffel als die Vegetation, und dieſe um etwas höher als der Anſchuß (Cryſtalliſatio).

Von der Bildung eines Alexanders zu der Entſtehung eines Schneeflokens geht eine ununterbrochene Kette in einem fort.

Ich glaube nicht, daß mich jemand bisher einer Partheylichkeit in dem Vortrage der Büffoniſchen Lehre und Gründe beſchuldigen

* Dieſe Verbindung der Erzeugung mit dem Wachsthume hat Hr. Spallanzani durch ſeine Verſuche widerlegt.

digen werde. Ich fahre also fort seine Meinung auszuziehen.

Die bekannten Saamenthierchen des Hamms, oder des Hartsoekers, die man dem Leeuwenhoek zuzuschreiben pflegt, weil er am meisten Mühe auf sie gewandt, und in dem meisten Thieren sie beschrieben hat, sind nach dem Herrn von Büffon nicht eigentliche Thiere, es sind gebildete Theile der zeugenden Materie, und man sieht sie aus den Knoten der Fäden im Saamen hervorquillen: sie ändern ihre Gestalt, sie werden, anstatt zu wachsen, kleiner, sie legen ihre Schwänze nach und nach ab, die ihnen nicht eigenthümlich zugehören, und es können nicht Thiere seyn, die vorher im Menschen gelebt haben, da sie in dem mit gebratenem Fleische abgekochten Wasser anzutreffen sind, wo die Hize alle vorher enthaltenen Keime getödtet haben würde **. Sie sind endlich dem männlichen Geschlechte nicht eigen, und man findet sie in dem Safte der gelben Drüsen, die in dem Eyerstoke befruchteter Thiere gefunden werden, wiewohl in etwas geringerer Anzahl. Beide Ge-

** Dieses Vorgeben ist unrichtig: denn einerseits tödtet die Hize die Thiere nicht so leicht: der Mensch selbst kann, nach dem Zeugnisse der Hrn. du Hamel und Tillet, eine gröſſere Hize ausstehn als das siedende Wasser ist; und andererseits bezeugt Hr. Spallanzani, wenn man die Bratenbrühe sogleich in sehr warme Flaschen fasse, so entstehen in derselben keine Thiere, wie der Hr. von Büffon geglaubt hat.

Geſchlechter haben alſo ihren Saamen, und in demſelben gebildete bewegte Theilchen, aus deren Vereinigung die Leibesfrucht entſteht. Hier nähert ſich des Hrn. von Büffon Meinung der Alten, die bis auf Stenonis Zeiten geherrſchet hat.

Dieſe Theilchen enthalten die Aehnlichkeit aller Theile des Vaters oder der Mutter. Sie ſind von der erfahrnen Künſtlerin, der Natur, aus den rohen und ungebildeten Theilen der menſchlichen Säfte abgeſchieden, und nach allen den Theilen des Vaters (und der Mutter) abgedrukt worden. Hieraus entſteht die Aehnlichkeit der Kinder mit den Eltern, die Vermiſchung der Züge des Vaters mit den mütterlichen in den Kindern, die Flekken in den Thieren, deren Eltern von ungleichen Farben ſind, und der Mulatten Mittelſtand zwiſchen Weiſſen und Mohren. Viele andere durch die Lehre der Entwikelung ſehr ſchwer aufzulöſende Fragen erhalten hier auch ihre Erledigung.

Frägt man, wie dieſe Theilchen den innern Bau des väterlichen Leibes annehmen können, da ſie billig nur Abdrüke holer Gefäſſe ſeyn ſollten? ſo antwortet der Hr. von Büffon: wir kennen die Kräfte der Natur nicht alle, und ſie hat mit Ausſchlieſſung ihrer Schüler, der Menſchen, die Kunſt ſich vorbehalten, innere Modelle und innere Abdrüke

zu machen, die des Modells ganze Dichtigkeit ausdrüken.

Ich habe genug für meinen Zwek gesagt, und bishieher den Herrn von Büffon sprechen lassen. Es ist Zeit, daß die Reihe an den Leser kömmt.

Ich finde keinen Zweifel übrig, daß dem Herrn von Büffon der Preis von der Wahrheit wegen zukomme, der auf die Stürzung eines angenommenen Irrthums sollte gesezt seyn. Es scheint durch seine und der Hrn. Needhams Erfahrungen unwidersprechlich erwiesen, daß die sogenannten Saamenthierchen kein Eigenthum des Mannes, sondern ein gemeines Geschlecht von lebenden Dingen sind, das in allen thierischen und wachsenden Materien unter gewissen Umständen sich zeiget. Daß es aber doch wohl wahre Thierchen seyn möchten, bekräftiget mir ein im Gebrauche der Vergrösserungsgläser erfahrner Mann, der in den Gästen des wahren Saamens alle Zeichen des Lebens antrift. Der Abt Needham selbst geht hier von seinem Freunde ab, und gesteht den Saamenwürmern die Vorrechte des Lebens und der willkürlichen Bewegung zu, und zwey erfahrne Kenner der Insekten haben, nachdem sie die Büffonischen Versuche wiederholet, eben diese Würmchen in die Klasse der Thiere zurükgeruffen.

Aber

Aber sollten wohl diese Würmer etwas anders seyn, als ein Insekt, das in allen faulenden Säften entsteht, und in dem Saamen eben deswegen häufig wohnet, weil es in den Saamenbläschen und sonst in der Nähe der diken Därme, und in einer zur Fäulung sehr bequemen Lage wohnet? Und ist nicht der Geruch des Saamens bey den meisten Thieren ein Beweis der flüchtigen laugenhaften und fäulichten Art dieses nöthigen Saftes?

Sollte es aber auch wahrscheinlich seyn, daß diese Würmer, als organische Theilchen, jemals in dem Leibe des Vaters und der Mutter gesessen hätten, und wieder zu einer Leibesfrucht werden sollten? Hier kann ich dem Hrn. von Büffon, dem scharfsinnigen und erfahrenen Hrn. v. Büffon nicht beypflichten, und die ewigen Rechte der Wahrheit ruffen mich von seiner Meinung ab. Eine Menge von Einwürfen, die sich meinem Gemüthe auf einmal darbieten, streiten um das Vorrecht zuerst sich zu zeigen, und andern Naturkündigern sind noch andere beygefallen.

Ich will bey den innern Modellen und Abdrüken anfangen. Kann man sich etwas dergleichen vorstellen? Jsts möglich, daß die Natur aus einer zähen Materie die Aehnlichkeit eines Vaters in seinen Adern unendlich verjüngen kann? Vermag diese Materie eine andere Gestalt anzunehmen, als die Ge-

ſtalt der Zwiſchenräume der genährten Theile, zwiſchen welchen ſie ſaß, und von welchen ſie, nach dem Hrn. von Büffon, ihr eigener Ueberfluß ausgetrieben hat? Machen ſolche elementariſche Zwiſchenräume die perſönliche Bildung eines Menſchen aus? Kömmt es von den Zwiſchenräumen her, daß jener eine groſſe Naſe, und dieſer einen weiten Mund hat? Doch dieſe Einwürfe und andere, die anderswo dem Hrn. von Büffon entgegengeſezt worden, ſind vielleicht nicht ſtark genug. Ich will ſie auch nicht auseinander ſezen, ſondern lieber dem Hrn. von Büffon geradezu leugnen, daß die Kinder den Eltern ähnlich ſind. Erweiſe ich dieſes, ſo ſind die Kinder keine Abdrüke mehr von ihren Eltern, und das übrige Gebäude fält von ſich ſelbſt.

Ich will hier nicht anmerken, daß gegen die Beyſpiele der ihren Eltern ähnlichen Kinder, eine weit gröſſere Menge von andern vorhanden ſind, die nichts kennbares, nichts ähnliches von ihren Eltern an ſich haben. Mein Gedanke geht weiter: kein Menſch iſt in ſeinem innern Baue dem andern ähnlich, und folglich kein Kind ſeinem Vater.

Die Zergliederung hat mich von dieſer ſehr verdrießlichen Wahrheit belehret, die meine Arbeit vielfach verdoppelt hat.

Wann die Menſchen einander ähnlich wären,

wären, so wäre eine Beschreibung und eine Abbildung der Schlagadern der Hand genugsam; wann sie einmal dem Urbilde ähnlich wäre, so würde sie es allemal bleiben. Aber von dieser bequemen Aehnlichkeit finden wir die Natur weit entfernt. Es sind niemals zwey Menschen gesehen worden, in denen nicht alle Nerven, alle Schlagadern, alle zurükführende Adern, und selbst die Muskeln und die Knochen unendlich von einander unterschieden gewesen sind. Nachdem ich fünfzigmal die Schlagadern des Armes, des Kopfes oder des Herzens beschrieben habe, so sind diese fünfzig Beschreibungen alle einander unähnlich, und es kostet mich die verdrießlichste Mühe, auch nur die gröbsten Theile in eine allgemeine übereinstimmende Erzählung zu bringen. Diese Verschiedenheit herrschet in der ganzen Natur, und kein Kraut ist jemals demjenigen gleich gewesen, aus dessen Saamen es entsprossen ist, wie es doch nach dem Hrn. von Büffon aufs vollkommenste seyn sollte: denn hier ist keine Vermischung eines männlichen und weiblichen Saamens, davon der eine des andern Bau in etwas verändern könnte.

Diese Verschiedenheit ist gar viel gröſſer, als man sie, bey der gewöhnlichen Weise die Anatomie zu lehren, anzugeben pflegt. Sie ist zumal in den Nerven und den zurükführenden Adern so groß, so unendlich, daß man

faſt keine Beſchreibung derſelben zu ſtands zu bringen vermögend iſt, und bald glauben ſollte, die Natur arbeite nicht nur ohne Modell, ſondern auch ohne Grundriß die Thiere aus, obwohl man hierinn gleichfalls zu weit gehen würde. Nicht nur ſind die Gröſſen der Aeſte, ihre Winkel, ihre Lagen, ihre Theilungen, die Stelle der Fallthürchen, und der Ausgang der Zweige verſchieden, und allemal ohne Ausnahme verſchieden, ſondern die Anzahl ſelbſt der Theile iſt niemals einerley. Die groſſen Aeſte ſind öfters, die mittelmäßigen allemal, und die kleinern ſogar auf den zweyen Seiten des nemlichen Leibes beſtändig einander unähnlich. Das Kind iſt alſo nicht ein Abdruk des Vaters: wie könnte es ſonſt in ſeinem Baue von dem Vater ſo verſchieden ſeyn, und, was noch mehr auf ſich hat, wie könnte es Theile haben, die der Vater nicht hat? Einem Zergliederer iſt bekannt, daß tauſend, und Millionen, und tauſende von Millionen Gefäſſe in dem erwachſenen und zeugenden Menſchen fehlen, die in der Leibesfrucht noch da ſind. Sie hat groſſe Nabelſchlagadern, einen Harngang, eine Nabelader und ein eyförmiges Loch, und ſo viele andere Theile, die der Vater nicht hat, und eine doppelte Reihe Zähne gegen ſeine einfache.

Die Zergliederung iſt nicht ein Licht, das einem jeden leuchten kann, aber die Natur

ſtekt

ſtekt uns hier ein Licht an, das auch dem gemeinſten Auge zum leiten genugſam iſt.

Ein Hottentott, der nur einen Geilen hat, ein Schweizer, dem man, wegen eines für das arbeitſame Landvolk vereinigten unglüklichen Hanges der Natur und der Kunſt, den einen Geilen in der Kindheit ausſchneidet, lang ehe nach dem Hrn. von Büffon die überflüßigen Theile des erwachſenen Menſchen zum Saamen zurükgeſandt worden ſind, zeuget einen ganzen Menſchen mit zweyen Geilen. Ein Mann der eine Hand, ein Bein, ein Auge verliert, zeuget auch einen vollſtändigen Sohn. Hier könnte zwar der Hr. von Büffon den erſezten Arm und das ergänzte Aug der Mutter zuſchreiben, den Geilen aber kann ſie nicht liefern, und es bleibt dem Hrn. von Büffon nichts übrig, als zu einem allgemeinen Ehebruch in ganzen Völkern, und bey alten reizloſen Weibern, ſeine Zuflucht zu nehmen, eine Anklage, die viel zu hart und viel zu unwahrſcheinlich wäre, und dennoch ihn nicht aus dieſer Schwierigkeit befreyen würde; denn es zeugen doch täglich wohlverwahrte und mit einem einzigen Mopſe eingeſperrte Hündinnen, die ſo wenig als der Vater ein Ohr haben, Junge mit vollſtändigen Ohren.

Es iſt nach dieſem Beyſpiele nicht nöthig anzumerken, daß lahme Eltern und Krüppel wohlgeſtalte und geſunde Kinder zeugen, die

die Aehnlichkeit des Rükgrades ihrer Eltern im geringsten nicht an sich haben; denn das vorige Beyspiel erweiset mehr, und macht mehrere Gründe überflüßig.

Das Kind, das Kraut, ist also nicht der Abdruk seines Vaters, seiner Saamen Pflanze. Es ist von ihm in dem ganzen feinern Baue ohne Ausnahm, und sehr oft im groben Baue unterschieden, und allemal reicher an verschiedenen Theilen, als der Vater und die Mutter.

Die zweyte Schwierigkeit ist eben so groß als diese, und ich bin eben so begierig unsres scharfsinnigen Verfassers Antworten zu vernehmen.

Lasset seyn, daß die Abdrüke der Zwischenräumchen der Augen, der Ohren, der Knochen, im Saamen zusammenkommen: lasset seyn, daß sie die Aehnlichkeit des Vaters völlig beybehalten; diese gebildeten Theilchen schwimmen aber doch ohne Ordnung in dem flüßigen Saamen herum, und der Hr. von Büffon hat noch keine Ursache angezeigt, die sie in Ordnung bringt, die die Augentheilchen des Vaters mit den Augentheilchen der Mutter, und zwar die von der rechten Seite mit denen von der rechten, und die linken mit den linken, die von Sterne mit dem Sterne, die von dem Nezhäutchen mit ihrem Gefährten vereiniget, die die Theilchen des Ohres an

ihren

ihren Ort und in ihre gebührende Entfernung vom Auge hinweiſet, die die Lage und das Verhältnis in allen Theilen aufs richtigſte ausmißt. Es fehlet ein Baumeiſter, der die tauſend einzelnen Abdrüke verſchiedener Theile der groſſen Schlagadern in einer gehörigen Reihe der Länge des Körpers nach hinlegt, und der, mit einem Worte, die zertrennten mikroſcopiſchen Theile der Leiber nach dem wundervollen Plane eines menſchlichen Körpers aufbauet, der hindert, daß niemals ein Auge an das Knie, oder ein Ohr an die Stirne zu kleben, oder eine Zähe an die Hand, und ein Finger an den Fuß verirren kann, ſo wie in dem Anſchuſſe der Salze und Kriſtalle alle Augenbkike mahnliche, unförmliche und verſezte Zinken gefunden werden. Ich finde in der ganzen Natur die Kraft nicht, die die einzelnen Theile, die Millionen von Millionen Adern, Nerven, Faſern und Knochen eines Körpers nach einem ewigen Grundriſſe zuſammenzufügen weiſe genug wäre. Mich dunkt, der Hr. von Büffon habe dieſe allergröſte Schwierigkeit ganz übergangen, ſo wie Timanthes, anſtatt den Schmerzen des Agamemnons zu mahlen, mit einem entſchuldigenden Tuche ihm das Geſicht überworfen hat. Der Hr. von Büffon hat hier eine Kraft nöthig, die ſuchet, die ausliest, die einen Zwek hat, die wider alle die Geſeze der blinden Zuſammenfügung (Combinatio) allemal und unfehlbar

einen

einen gleichen Wurf wirft; dann die meisten Thiere empfangen bey der ersten Begattung, und gebähren allemal ordentliche Thiere, gegen deren Anzahl die Mißgeburten so selten sind, daß man sie, nach den Reglen der Rechnungskunst, für nichts ansehen kann. Ich wünsche die nüzliche Ehre zu genieſſen, daß der sinnreiche Hr. von Büffon diesen Einwurf, der mich so schwer drükt, lesen und heben möchte. Einige Geister haben, wie Virgil von den Helden älterer Zeiten sagt, solche Kräfte, daß sie Lasten wegräumen könen, die auch die vereinigte stärke vieler gemeinen Sinen nicht bewegen kan.

Näher diese innern Modelle zu beleuchten, erinnern wir uns auch, daß schon in der Leibesfrucht der Leib nicht eine einzelne Fläche, sondern einen dichten Körper ausmacht, der alle drey Ausmeſſungen beſizt, deſſen Haut zu äuſſerſt, denn die Muskeln, und im innerſten die Wirbelbeine auf einander folgen. Nach dem Hrn. von Büffon müßten also die aus dem Vater abgebildeten Theilchen an die Theile, die die Mutter hergiebt, sich auf die folgende Weise ansezen: Die Theilchen, die im Vater von den Muskeln herkommen, müßten durch die Haut der väterlichen Theilchen dringen, um die Abdrüke der mütterlichen Haut berühren zu können: die Abdrüke des väterlichen Rükgrades müßten beides durch die Haut und die Muskeln sich einen Weg öfnen, um sich an die mütterlichen

chen Rükgradstheilchen anzusezen. Dieses Durchdringen müßte ferner von vornen nach hinten, von hinten nach vornen, und in allen Richtungen geschehn, so daß man sich die väterlichen Theilchen, auf gut Linnäisch, als einen Cylinder vorstellen müßte, der durch den mütterlichen Cylinder von allen Seiten gleich durchdränge.

Ich habe noch einen Zweifel übrig, der mir eben so wichtig vorkömmt, und dessen Prüfung ich dem Leser überlasse. Unser Hr. von Büffon nimmt ohne Bedenken den weiblichen Saamen an, der die Hälfte seines ganzen Gebäudes ausmacht, und unvermeidlich ist, weil sonst der Abdruk eines Manns niemals zu einem Mädchen werden könnte. Aber ich sehe für diesen Saamen nicht den geringsten Beweis. Ich finde nichts, das mich überzeuget, daß das schöne Geschlecht einen Saamen habe, noch daß es etwas dergleichen ergiesse, und mit dem männlichen Safte vermische. Die Feuchtigkeit in der gelben Drüse ist zwar voll bewegter Theilchen: wir wollen die Erfahrung des Hrn. v. Büffon mit Hochachtung annehmen. Aber dieses hat dieser Saft mit allen menschlichen Säften gemein, da die Fleischbrühe selber gleiche Gäste hat; und diese gelben Drüsen geben mir selbst einen sehr starken Grund wider den Hrn. von Büffon her.

Der

Der Mann hat seine Geilen von Jugend auf; sie sind reif wenn er sich begattet, und der befruchtende Saft, den er zum grossen Werke der Erzeugung liefert, ist in seinen vorher dazu zubereiteten Geilen fertig und zubereitet worden.

Aber das Weibchen, und insonderheit die junge Schöne, hat keine gelbe Drüsen. Alle diejenigen Frauenspersonen, die ohne befruchtet zu werden, gestorben sind, haben niemals eine gelbe Drüse gehabt. Wann ein junges, gesundes und fruchtbares Frauenzimmer sich zum erstenmale begattet, so hat sie dieses Werkzeug des vermeinten Saamens noch nicht: wie kann sie dann den Saamen haben, der in diesem Werkzeuge erst gesammelt werden soll? Der Hr. von Büffon begeht hier einen anatomischen Fehler, den wir ihm gerne vergeben, da wir ihm, als einem ansehnlichen Kriegsbedienten, vielmehr für das, was er weiß, verbunden sind, als daß wir ihm seine Fremdheit in den Künsten vorrüken sollten, die vielleicht zu tief unter seinem Stande liegen. Aber die Rechte der Wahrheit sind unveränderlich, obwohl die Schuld bey ihrer Verlezung für den einen, der sie verlezt, kleiner, und für den andern grösser ist, der das Wahre kennen sollte und könnte, und dennoch nicht kennt. Unser Hr. von Büffon hat vermuthlich aus dem Baue

ge-

geſchwinde nacheinander fruchtbarer Thieren angenommen, ein jedes zum Erzeugen geſchiktes Weibchen habe eine gelbe Drüſe, und folglich Saamen und Saamentheilchen. Es iſt aber vollkommen zuverläßig, daß dieſe gelbe Drüſe nicht die Urſache, ſondern die Folge der Befruchtung iſt, und erſt nach der geſchehenen Begattung einer Frauen bey ihr entſteht, eine zeitlang nach den Wochen währet, nach und nach vertroknet, und niemals durch eine andere ihr ähnliche Drüſe erſezet wird, wann die nemliche Perſon nicht wieder aufs neue befruchtet worden iſt.

Da alſo das empfangende Frauenzimmer noch keine gelbe Drüſe hat, ſo hat es keinen Saft in denſelben, und keinen Saamen: und das Lehrgebäude des Hrn. von Büffon fält auf dieſer Seite unvermeidlich ein.

Dann es wäre umſonſt, etwas zu leugnen, oder einige nicht genugſam anatomiſche Verehrer der gelben Drüſe zu Hülfe zu ruffen. Ich habe ohne Vorurtheil, und ohne Abſicht, hundert und hundert, alte und junge Weibsperſonen eröfnet, und nicht über zehnmal den gelben Körper, und allemal in Schwangern, Kindbetterinnen, oder kurz nach dem Kindbette geſtorbenen Weibsleuten angetroffen, und es ſind die Zergliederer vielleicht nicht gemein, die dieſe gelbe Drüſe zehnmal im Menſchen geſehen haben. Es iſt mir noch

aus mehrern Umſtänden, und insbeſondre aus der Unempfindlichkeit vieler empfangender Frauen und Thiere ſehr unwahrſcheinlich, daß, überall in einer nicht überaus unkeuſchen Perſon ein Saft in dem Werke der Erzeugung ausgegoſſen werde, und daß dieſer geile Saft nicht in die Mutter ausgegoſſen wird, folglich auch nicht zur Erzeugung dienet, iſt wohl wenig minder als erwieſen. Denn woher ſollte die Gebährmutter dieſen Saamen haben? Wer hat ihn geſehen? Wer findet im weiblichen Körper etwas, das einem männlichen Saamen ähnlich iſt? Dringt nicht der Geruch des leztern durch das Fleiſch der männlichen Thiere, da der Weibchen Fleiſch zart und ohne unangenehme Ausdünſtung bleibt? Und iſt dieſer Geruch nicht eine nöthige Bedingung zur Herberge der Saamentheilchen, die ohne einen Anfang der Fäulung ſich nicht entwikeln könnten?

Ich bemerke hier im Vorbeygange, daß der Hr. v. Büffon in der Zergliederung des weiblichen Geſchlechts keinem guten Anführer gefolgt hat. Er leugnet das Daſeyn eines häutichten Zeichens der unbefleckten körperlichen Zucht; dieſes Zeichen iſt aber weſentlich da, es fehlt niemals ohne die Verlezung der Zucht, weder in Kindern, noch in den Erwachſenen ſelber, wo ich es in ledigen Weibsperſonen von allerley Stand und Alter geſehen habe. Die

Natur

Natur ſcherzet niemals, und es iſt vermuthlich kein Vorrecht unſrer kältern Gegenden, daß ſie uns von der Keuſchheit unſrer Schönen untrügliche Pfänder giebt. Ich ſehe aber leicht ein, warum der Hr. von Büffon gegen das Frauenzimmer ſo mistrauiſch iſt: Eine Mutter hat dieſen Theil nicht, und kann ihn, nach der Lehre der Modelle, ihrer Tochter nicht mittheilen.

Ich habe genug wider den Hrn. von Büffon geſagt; es geſchieht mit Unwillen, wenn ich widerſpreche. Nichts iſt angenehmer als wiſſen; wie gerne würde ich glauben, ich ſähe das groſſe Geheimnis der Erzeugung ein. Meine Einwürfe gehen wider mich ſelbſt, ſie berauben mich eines Schazes, den mir der Hr. von Büffon unerkauft und ohne meine Arbeit anbeut, und ſenden mich in die mühſame Nothwendigkeit zurük, ſelber zu ſuchen. Das übrige dieſer Vorrede iſt der Vertheidigung des Hrn. von Büffon gewiedmet, und ich ſchreibe mit eben ſo viel mehrerm Vergnügen, um ſo viel angenehmer die Freundſchaft iſt als der Streit.

Gewiſſe Freunde der Vorſehung ſehen das Lehrgebäude des Hrn. von Büffon und Hrn. Needhams für gefährlich an: Die Materie hat bey dieſen Gelehrten das Recht ſich ſelbſt zu bilden: Aus gewiſſen allgemeinen dähnenden und anziehenden Kräften entſteht

ſteht der göttliche Bau einer Thereſia oder eines Newtons: Die Macht, die Menſchen bilden kann, iſt auch ganze Erden zu bauen fähig, und die ewigen nothwendigen Kräfte der Natur reichen ohne einen Schöpfer zu, die Ordnung und die Schöpfung der Welt zu erklären: Räumet man dieſen Beweisthum einer Gottheit weg, ſo iſt die eine Stüze des Glaubens umgeriſſen, und die Ueberzeugung den Menſchen entzogen, die allen Völkern ſonſt am deutlichſten in die Augen geſtrahlet hat.

Dieſes iſt die Furcht der Sorbonne geweſen, die, wie ich zuverläßig vernommen habe, auf die Ausgabe des Büffoniſchen Werkes ihre argwöhniſche Aufmerkſamkeit eine zeitlang gerichtet hat. Iſt aber dieſe Furcht auch gegründet, und verliert der Glauben wirklich etwas, wenn die bauenden Kräfte durch die Erfahrung der Natur zugeſprochen werden?

Ich bin hierüber noch ohne Sorge. Das Daſein Gottes iſt auf die körperliche Welt und auf die Offenbarung gegründet. Jene fodert von dem Gottesverleugner einen Baumeiſter. Dieſe zeigt in der Uebereinſtimmung der Prophezeyungen und ihrer Erfüllung, in den Wunderwerken, und in dem Zuſammenhange des einmal gegenwärtigen Chriſtenthums, mit ſeinen erſten Quellen, eine unaufhör-

aufhörliche und überall ſich ſelbſt unterſtüzende Kette von Beweiſen.

Es ſcheint zwar allzu freygebig von uns zu ſeyn, wenn wir dem Freygeiſte einräumen, die Materie werde durch gewiſſe Kräfte gebildet und gebauet, die ihr beywohnen, und die Needham auf eine anziehende und ausdähnende Kraft eingeſchränket hat. Und dennoch bin ich, auch bey dem noch weit entfernten Beweiſe dieſer bildenden Kräfte geruhig. Die Wahrheit iſt, wie eine richtige Rechnung, rund herum gegründet, alles muß ihren Bau tragen helfen, nur der Irrthum bricht ein, ſobald man ihm ſeine einzige Stüze wegnimt, weil ſonſt alles wider ihn ſtreitet.

Wir ſehen augenſcheinlich, daß gewiſſe allgemeine Kräfte die Salze, die Kriſtalle, die Erzte bilden, wo kein Saamen, kein Keim vermuthet werden kann.

Die Bewegung der himmliſchen Körper wird durch zwey Kräfte, zwey den Needhamiſchen ſehr ähnliche Kräfte beherrſchet; und was folget hieraus wider das Daſein eines Schöpfers?

Verlieren wir bey der neuen, oder vielmehr der alten und erneuerten Meinung, die Abſichten, den Finger eines vorſehenden Gottes? Iſts möglich, daß ein Lehrgebäude uns die augenſcheinliche Ueberzeugung entreißt, daß

ein

ein Auge zum Sehen gemacht seye, es mag nun auch das Auge aus einem Keime oder ohne Keim entstehen? Und sobald ein Auge in allen seinen Häuten, in allen seinen Feuchtigkeiten, in allen Maassen und Verhältnissen, in der Verschiedenheit des Baues, nach der Verschiedenheit der Thiere, zum Sehen, zum eigenen Sehen eines jeden Thieres, nach seinen besondern Umständen gemacht ist: erkennen wir denn nicht den austheilenden, den vorwissenden Willen eines Schöpfers, der dem mit Händen versehenen Menschen die natürlichen Waffen aller Thiere, und die Rüstung der Zähne versagt, ihm die bequeme Länge der Kinnbaken entzogen, und alle die Vortheile der Thiere benommen hat, die er zwar mit seinen Händen entbehren kann, die Thiere aber zu ihrer Erhaltung nicht missen können?

Hat dann die Materie Absichten, und ists ihr Einfall, daß die Augenlinse eines im dichten Wasser sehenden Fisches runder, als des in der dünnern Luft sehenden Menschen seyn muß? Ist es der Klugheit der schlauen Schwere, und der scharfsinnigen Federkraft zuzuschreiben, wenn dem sprechenden und lernenden Menschen der Geruch und der Geschmak stumpf gemacht worden, den Thieren aber, die aus eigener Erfahrung die heilsamen oder schädlichen Eigenschaften der Speisen

lernen müssen, eben diese Sinne samt ihren Werkzeugen, viel stärker und vollkommener verliehen worden sind? Ist es die Wahl einer der Geometrie kundigen Materie, wenn in den Fingern des Menschen das Verhältnis der Länge so getroffen ist, daß die äussersten am kürzesten, so wie die äussern an Ost und West gränzenden Durchschnitte einer Kugel am kleinsten, die mittelsten Finger aber, so wie der Umfang beider Pole, am längsten sind, da sie diese Pole umschliessen müssen? War es unvermeidlich, daß alle Thiere, zur Zeit da sie gebähren, auch Milch zeugen müssen; und konnte kein anderer Bau durch den Wurf einer Materie erhalten werden, als der, der sich so ausnehmend zur Ernährung eines neugebohrnen Thieres schiket? Wie ist es dem Ungefehr gelungen, daß die Brüste in einem beständigen Verhältnisse mit der Anzahl der Jungen sind, und daß der Hund und das Schwein zahlreiche Euter, die einzeln gebährende Kuh, die Ziege und das Pferd nur zwey haben? Warum hat das Thier, und nicht der Mensch, unter den vier Fussen, die es tragen sollen, schon in Mutterleibe Verhärtungen, da diesem nur unter den längern Fussen, weil nur diese ihn zu tragen gewiedmet sind, eine harte Ueberhaut anerschaffen ist?

Es iſt alſo nicht eigentlich der Wachsthum oder die Art der Erzeugung der Thiere, die uns von der Gottheit überführet, ſondern die deutlichſten Spuren der weiſen Hand eines Schöpfers in der Uebereinſtimmung des Baues mit ſeinen Abſichten.

Wenn die Materie Kräfte hat, die etwas bilden, ſo hat ſie ſie nicht auf eine blinde Weiſe. Sie ſind mit ewigen Schranken umſchloſſen, und bilden immer vollkommen, nicht das mechaniſch Gleiche, ſondern etwas ähnliches, etwas das in einem unverlezlichen Grundriſſe vorgeſchrieben iſt, aber zu einer Verſchiedenheit die Erlaubnis hat, die den Zwang einer blindlings wirkenden Materie ausſchließt. Ich habe ſchon gewieſen, daß niemals zwey Menſchen, und niemals zwey Thiere, in ihrem Baue einander ähnlich ſind, ob ſie wohl in allen Haupttheilen miteinander übereinſtimmen. Wer hat der Materie des Saamens erlaubt, mehr oder weniger Gefäſſe zu zeugen, mehr oder weniger Nerven zu bilden, die Zweige zu verdopplen oder zu vermindern: aber ihr dabey monarchiſch und unwiderſprochen befohlen, dennoch allemal eine groſſe Schlagader, allemal ein Herz, allemal die groſſen ſympathiſchen Nerven, allemal die groſſen Muskeln, und alles dasjenige, was nicht nur zum Leben, ſondern zu deſſen Bequemlichkeit und Glüke nöthig iſt, unverſäumlich her-

hervorzubringen? Wäre die Natur nicht die Hand der erschaffenden Weisheit, so würden eben sowohl in der Hauptanlage als in den kleinen und zahlreichen Theilen des Baues Verschiedenheiten seyn, und dennoch geschieht dieses beständig, und jenes niemals.

Wer macht diese Kräfte so gelehrt, so beständig im Hervorbringen der Thiere, wann eine blos anziehende und ausdähnende Kraft im Saamen einen Menschen oder einen Hirschen bildet? Wann dieses ungefehr geschieht, warum entsteht aus dieser, nach dem Hrn. v. Büffon selbst, zu allen Gestalten gleichgültigen Materie, niemals anstatt eines Menschen ein Affe, der doch mit dem Menschen so viel Aehnlichkeit hat? Wie ist es möglich, daß aus einem klebrichten Safte allemal (dann wir haben schon gesagt, daß die Thiere fast niemals unbefruchtet sich begatten) ein Thier, und allemal ein Thier von der Art wird, zu welcher seine Eltern gehören?

Diese Beständigkeit hat mich wider alle Erfahrungen des Hrn. Needhams überzeuget, es müsse demnach etwas vorgebildetes und gebautes im befruchtenden Safte der Menschen und Thiere seyn, ob es wohl noch keine Miniatur eines ganzen Leibes, und keine Raupe des denkenden Schmetterlings ist.

Die unveränderliche Wiederherbringung

allemal ähnlicher, allemal so göttlich künstlich gebauter Thiere, scheinet für die einfachen Kräfte zu groß, die etwas Staub in einen Staubfaden, und in einen Salzkristall sammlen können.

Der Anschuß der Salze selbst scheinet in der ursprünglichen schon gebildeten Figur der Salztheilchen gegründet zu seyn, und nicht aus einer blossen anziehenden Kraft zu entstehen: dann geschmolzener Salpeter ist gleichfalls Salpeter im Geschmake und an allen Eigenschaften, obwohl seine sichtbaren Kristallen izt geschmolzen sind.

Doch es ist dieses eine Materie, die ich hier nicht ausführen kann; schon izt schweife ich aus und sage zu viel. Es ist genug zu zeigen, daß Hr. von Büffon (und selbst Hr. Needham) eben so wenig der Religion schaden, als Newton, wann er den wundervollen Bau der grossen Welt, und die geheimen Geseze des Umlaufs der Sterne aus zweyen Kräften erkläret hat.

Der Hr. von Büffon ist noch viel unschuldiger.

Da seine gebildete Materie im Menschen sich zum Menschen modelt; da im Anfange die Erde ganz im Feuer geschmolzen, und hernach mit Wasser ganz überzogen gewesen ist, so sind die ersten Menschen ohne ein Modell ent-

entſtanden, da ſie weder im Waſſer noch im Feuer einen ältern Stammvater haben antreffen können, und ihr Bau, das allgemeine Muſter des menſchlichen Geſchlechts, iſt unmittelbar aus den Händen Gottes gekommen. Bey dem Hrn. von Büffon bildet eigentlich die Materie nicht, ſie macht nur Abdrüke nach erſchaffenen Modellen.

Wir können alſo ruhig erwarteg, ob die Erfahrungen der Weiſen die wachſenden und belebenden Kräfte des Hrn. Needhams beſtärken oder widerlegen werden. Sie werden uns allemal näher zur Wahrheit führen, und dieſe zu Gott.

Gegeben

den 30. Mart. 1752.

IV.

Vorrede

zu den

Göttingiſchen

Gelehrten Zeitungen,

bey

Unternehmung der Direction derſelben
zum Jahrgange 1747, die er im
Merzen 1753 abgelegt hat.

IV.

Vorrede

zu den

Göttingiſchen gelehrten Zeitungen

zum Jahrgange 1747.

Es iſt zwar hier nicht der Anfang dieſer Zeitung. Wir haben auch ſchon mehrere Jahre *, wiewohl an einem wenigern Theile derſelben gearbeitet; dennoch haben wir geglaubt, eine nicht unnütze Sache zu thun, wenn wir unſere Gedanken über die vornehmſten Eigenſchaften einer guten gelehrten Zeitung eröfneten, und dadurch den Leſer von dem Vorbilde benachrichtigten, nach welchem wir uns beſtreben unſere Arbeit einzurichten.

Die Vorzüge eines Wochenblattes von dieſer Art beſtehn in dem äuſſern Vorſchube, im Verſtande, und im Willen des Verfaſſers.

Zum

* Seit 1745.

Zum äuſſern Vorſchube gehört hauptſächlich die genugſame Zufuhr der nöthigen Bücher. Es müſſen aus den verſchiedenen Ländern, wo die ſchönen Künſte blühn, aufs geſchwindeſte, vornemlich die guten, und auch neben dieſen ſo viel neue Bücher als möglich, zur Hand gebracht werden. Dieſes kann einigermaſſen in einer vornehmen Handelsſtadt durch die bloſſe gewöhnliche Buchhandlung erlanget werden. Auch ein reicher Gelehrter, ein Trew, kann endlich durch die Handelsleute es erzwingen, daß er die Neuigkeiten der meiſten europäiſchen Länder erhält. Aber weit erwünſchter iſt es, wann der Fürſt, oder die Räthe des Fürſten, ſelbſt die Auslage thun, und ohne die nothwendig furchtſamen und langſamen Anſtalten eines Kaufmanns abzuwarten, mit der Eile und mit dem uneigennüzigen Aufwande die Neuigkeiten anſchaffen, die niemand in einer minder erhabenen Stelle übernehmen kann.

Der Verfaſſer ſelber muß überdem einen ſo viel möglich ausgedehnten Briefwechſel haben: er muß von den Schikſalen der Gelehrten, von ihrer Bemühung, von ihren Arbeiten, eine eilfertige Nachricht einziehen, von welcher der Beſizer die Wahl der anzuſchaffenden Neuigkeiten abnimmt. Er wird durch dieſen Briefwechſel viele geheime Umſtände erfahren, die ſein Urtheil richtiger und

origi-

originaler machen, wenn ich dieſes undeutſche Wort hier gebrauchen darf. Eben hiezu dienen die Wochen- und Monatſchriften, und ſogenannte Journale. Der Verfaſſer der gelehrten Zeitungen muß derſelben ſo viele haben als immer möglich iſt; aus ihnen nimmt er gleichfalls das Verzeichnis der in entfernten Ländern gedrukten Bücher: Er kann zwar nicht vollſtändige Beurtheilungen und Auszüge, aber doch zuverläßige Nachrichten von der Wirklichkeit neuer Werke für ſeinen Leſer aus denſelben nehmen, der dadurch ſo viel erhält, daß er ſich die nüzlichen und unentbehrlichen Bücher anzuſchaffen gemahnt iſt. Es können auch einige Länder ſo entfernt, oder durch Kriege von uns ſo ſehr getrennet ſeyn, daß man die wirklichen Bücher zu ſpät erhalten würde, und daß man alſo die Beurtheilungen wohl geſchriebener Tagebücher mit Nuzen ſeinen eigenen Anzeigen einrüken kann, welches aber dennoch nicht anders als aus Noth, und mit einer furchtſamen Vorſicht geſchehen muß.

Der Verſtand des Verfaſſers iſt der zweyte nothwendige Beding, ohne welchen eine gelehrte Zeitung pöbelhaft und elend wird. Er muß ſo viele Sprachen, als möglich iſt, verſtehn, und ſo viele Wiſſenſchaften beſizen, als die menſchliche Schwachheit zuläßt: und weil es nicht möglich iſt, den Umfang vieler

Künſte

Künſte mit gleicher Stärke zu beſtreiten, ſo iſt es beſſer, wañ verſchiedene Gelehrte zuſamentreten, von welchen ein jeder die ihm ſelbſt bekañteſten Wiſſenſchaften ſich zum Vorwurfe wählt.

Ein Verfaſſer einer gelehrten Zeitung muß die Geſchichte ſeiner Kunſt inne haben, er muß wiſſen was alt, gemein, neu, wahrſcheinlich, wahr, und glaubwürdig iſt: dann alle dieſe Eigenſchaften eines Buches, und der Stellen eines Buches, müſſen unumgänglich den Hauptwerth ſeiner Beurtheilungen ausmachen. Er muß in ſeinen Wiſſenſchaften ſo gründlich ſeyn, daß er ein gültiges Urtheil über den Werth der Dinge fällen kann. Seine Aufmerkſamkeit bey Durchleſung der Bücher, von denen er Auszüge macht, muß ihm das wahre, neue, und vorzügliche derſelben entdeken, er muß einſehn, wodurch ein jeder Schriftſteller ſich von andern unterſcheidet, und entweder weiter geht oder zurükbleibt. Sein Auszug muß ſo viel als möglich kurz ſeyn, auf weſentliche Dinge gehn, und eben ſo wenig Kleinigkeiten wählen, als wichtigere Dinge auslaſſen. Es iſt dabey zu wünſchen, daß ein Verfaſſer rein, ſcharfſinnig und aufgewekt ſchreiben möge. Groſſe und ſchöne Werke können weitläuftiger, kleine und ſchlechte kürzer abgethan werden. Gar zu ſchlechte, unnüze, und kleine, flüchtige Schriften werden völlig unangezeigt gelaſſen.

Was

Was den Willen betrift, finden wir die Billigkeit des Verfaſſers ſo nöthig, als ſeine Gelehrtheit. Eine gelehrte Zeitung ſoll das gute anpreiſen, das mittelmäſſige anzeigen, das ſchlechte entſchuldigen, das falſche und elende beſtrafen. Sie iſt ein Zeugnis, worauf ein Käufer ſich ſoll verlaſſen können: der Leſer muß daraus zu guten Büchern ermuntert, und von ſchlechten abgehalten werden: kein Eigennuz muß des Verfaſſers Feder beſtechen. Ich rede nicht von dem groben Eigennuzen einer feilen Feder, die man um Geld, um geſchenkte Bücher, oder um niederträchtiges Bitten erkaufen kann. Nein ſelbſt der feinere Eigennuz der Gleichheit eines Verfaſſers mit unſrer Meinung oder unſrer Secte, und ſeine Freundſchaft, oder gegen uns bezeigte Abneigung, muß uns zu nichts vermögen, das der Wahrheit zuwider wäre. Ich wehre einem Mitgliede einer gelehrten Geſellſchaft, wie eine hohe Schule iſt, deswegen nicht, von ſeinen Mitarbeitern eine höflichere und günſtigere Nachricht zu geben. Der Fürſt, der den Verfaſſer einer gelehrten Zeitung und ſein Werk beſchüzt, verlangt ausdrüklich, daß durch daſſelbe dem gemeinen Beſten gedienet werde, und dieſes kann nicht befördert werden, ohne die beſondern Vorzüge der Perſonen der Geſellſchaft zu erheben, deren Aufnahme man ſucht. Aber auch hier muß dennoch die Wahrheit niemals leiden.

Die

Die Farben können lebhafter und angenehmer ſeyn, das Gemählde aber muß democh ähnlich bleiben.

Nichts iſt niederträchtiger und ſchädlicher als die Aufführung derjenigen Zeitungsſchreiber, die niemand loben, als wer das Lob mit Geſchenken, mit ſeiner Unterwerfung, oder mit ſeinem Eintritte in ihre Secte bezahlt, die hingegen alles ſchelten, was ihren Meinungen, Abſichten und Freunden zuwider iſt. Dieſe Leute bedenken nicht, wie ſehr ſie ſich gegen die Wahrheit, die Billigkeit, und das allgemeine Beſte vergehen. Sie reiſſen der Wahrheit und der Gründlichkeit ihre Kronen ab, und ſezen ſie auf den unwürdigen Kopf eines Schmeichlers, eines Clienten, eines Sectirers, eines Käufers. Sie ſchlagen die nöthige Hofnung der bemühten Arbeitſamkeit nieder, und ermuntern den Frevel der ſchwazhaften Frechheit. Wir wollen niemand bezeichnen; aber es hat zu allen Zeiten nur gar zu viele Zeitungsſchreiber von dieſer Art gegeben.

Wir wollen gern anrathen, daß überhaupt ein gelehrter Zeitungsſchreiber gelinde ſeyn, und eher mit Höflichkeit als mit Schärfe zuweit gehen ſolle. Wir ſind allen Menſchen Liebe, und folglich die Beförderung ihrer Glükſeligkeit ſchuldig: dieſe hängt auf Erden in einem groſſen Grade von ihrem Nachruhm

ruhm ab: diesen müssen wir also, so lang es die Wahrheit leiden kann, eher vergrössern als mindern, es mag dann auch die beurtheilte Person fremd oder unbekannt, oder auch gar uns zuwider seyn.

Wann jemand eine scharfe Beurtheilung verdient, so sind es diejenigen Schriftsteller, die mit einer seichten Gelehrtheit eine grosse Meinung von sich selbst besizen, die ihre Gedanken für neu, für wahr, für erwiesen ausgeben, wann sie schon alt, zweifelhaft oder falsch sind: die auf die Verachtung andrer sich selbst Altäre zu bauen suchen, und deren gute Meinung von ihren eigenen Verdiensten in die Gemüther der Leser, zum Schaden der Wahrheit, einen Eindruk machen könnte.

Niemand aber ist weniger eines Mitleidens würdig, als gelehrte Diebe, die mit der Frucht der bescheidenen Arbeitsamkeit zu prangen suchen. Es scheinet eine Pflicht zu seyn, wenn man ihnen den fremden Schmuk auszieht, und sowohl den Eigenthümern die verdiente Ehre wiedergiebt, als dem vermessenen Räuber seinen unverdienten Ruhm entreißt.

Sind wir den Menschen so viele Pflichten schuldig, so sind wir mit unendlich mehrerm gegen Gott verbunden. Die Ehre des obersten Wesens zu befördern, muß uns nicht

eine

eine kalte unwirksame Pflicht, es muß uns eine Lust, ein reizendes Vergnügen seyn. Sollten wir nicht gegen unsern wahren Vater eben so kindlich, eben so liebend, so treu und so ergeben seyn, als gegen unsere sterblichen, öfters so fehlerhaften Eltern?

Hier haben die Leser das Vorbild, welches wir nachzuahmen suchen, und nach welchem wir unsere Bestrebungen einrichten. Von Seiten der Anstalten glauben wir einen Vorzug vor fast allen Verfassern von dergleichen Arbeiten zu haben.

Die bemühte Gnade unsers Beschüzers schont weder seinen theuren Stunden, noch dem kostbaren Werthe. Es werden uns von den entlegensten Orten neue, und für einen Gelehrten manchmal unerschwingliche Werke zugeschikt. Keine Post kommt fast an, die uns nicht die frühesten Neuigkeiten mitbringt, die dem Leser noch mehr in die Augen fallen würden, wann die Menge selbst sie nicht hinderte, und nicht die einen auf die andern warten müßten.

Was unsern Willen betrift, so suchen wir ihn in allem den Regeln nachzubilden, die wir uns festgesezt haben.

Den Verstand allein können wir nicht verbessern, und überlassen von den Kräften desselben das Urtheil dem Leser.

Wir

Wir fügen nur noch einige Kleinigkeiten bey. Unsere Weise wird allemal seyn, die Jahrzahl des beurtheilten Buches anzuzeigen. Es ist besser, der Leser wisse dieselbe, als daß wir ihn mit dem falschen Anscheine einer unrichtigen Neuigkeit hintergehen. Setzen wir die Jahrzahl nicht aus, so ist das Buch von eben dem Jahre. Die Aufsätze unsrer Freunde, und auch einiger unbekannt bleibenden, aber unsrer Hochachtung würdigsten Gönner und mitarbeiter, werden die Zugaben zu ihrem Eigenthume, und wo diese nicht zureichen, allemal den Vorzug haben, den sie über unsere eigene Arbeit verdienen. Es werden alle Monate zwey Zugaben herauskommen. *

Die Register und Vorreden sollen allemal im Jennermonat, gleich nach dem geendigten Jahre, samt einem Verzeichnisse der bey solchen eiligen Arbeiten fast unvermeidlichen Fehler, ausgetheilt werden.

Man

* Dieses ist seit Anno 1752 geändert, und hinzugegen sind drey wochentliche Blätter, anstatt zwey, dem Leser geliefert worden, so daß nunmehr die Anzahl der Seiten und der Auszüge ungefehr auf das doppelte der ersten Jahrgänge, und auf zwey Bände gestiegen ist. Und seit eben diesem Jahre ist die gelehrte Zeitung ein Eigenthum der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften geworden. Seit 1770 hat man aber über die drey wochentlichen Blätter, zur Beschleunigung der Nachrichten, noch eigene Zugaben angehängt. Unstreitig sind solglich diese Anzeigen das reichste Wochenblatt worden, das in Europa über gelehrte Sachen herauskömmt.

Man wird alle mögliche Sorge tragen, daß die auswärtigen Posten den bishieher allzuhoch gesezten Preiß der Fracht so mildern, wie es uns immer durch Vorsprache, Bitten und Gegendienste erhalten werden.

Göttingen
den 30. Decemb. 1747.

Der Director und die übrigen Verfassen der gelehrten Zeitung.

V.

Vorrede zur Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen, zu Wasser und zu Lande.

Aus verschiedenen Sprachen übersezt.

Göttingen 1750.

V.

Vorrede

zur Sammlung

neuer und merkwürdiger Reisen

zu Wasser und zu Lande.

Aus verschiedenen Sprachen übersezt.*

Ich nehme hier die Gelegenheit, dem geneigten Leser die Gründe und die Absicht der angefangenen Sammlung verschiedener Reisen zu eröfnen. Ich habe zu allen Zeiten für die Aufsäze vernünftiger und wissensbegieriger Reisenden eine besondere Neigung gehabt. Ich fand in denselben die Naturgeschichte im grossen, die Kenntnis der Erdkugel und des Menschen. Ich lernte von jener die wahre Ertragenheit eines jeden Landes, und seine Früchte aus den dreyen Reichen, die wir aus dem blossen Ansehen der Himmelsstriche nicht erlernen

* Es sind eilf Theile dieser Sammlung bishieher abgedrukt worden.

lernen können, indem die gesammelte Erfahrung aller Reisenden beweiset, daß Europa in Ansehung der kleinen Entfernung vom Pol das wärmste Land in der Welt, Asien in gleichem Abstande vom Nordpol schon kälter, Amerika im Nordtheile sehr kalt, und im Südertheile am allerkältesten ist. Ich lernte aus denselben die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit der Gewächse und Thiere, davon sehr viele, und je länger man sucht, je mehrere sich in beiden grossen Welttheilen befinden. Man hat in Jamaika schon ziemlich viele europäische Kräuter, in Nordamerika aber mehrere gefunden, und die von den wärmern Gegenden trift man je mehr und mehr sowohl in den heissen Inseln unter Asien, als in den Antillischen an. Die Thiere finden sich auch immer häuffiger in beiden grossen Strichen des festen Landes: Der Bär, der Löwe, das Elend, der Luchs, das Pferd, der Stier, der Bieber, und die meisten andern vierfüssigen Thiere sind in beiden anzutreffen, und die Lama hat man nunmehr auch in Bengala, den Lamantin aber um Kamtschatka entdekt. Ich erfuhr aus der allgemeinen Uebereinstimmung der Reisenden, daß auf allen Bergen der Welt sich versteinerte Muscheln fanden. In Carolina, im Caucasus, im Taurus, in Arabien, in China, und in allen Ländern die wir kennen, hat die Erfahrung diesen Saz bestätiget: dann die Andischen

dischen Gebürge, worauf die Parisischen Weltmesser keine versteinerte Muschelu gefunden haben, sind zu hoch, und auf einer gewissen sechstausend Schuhe übertreffenden Höhe haben die Alpen ebenfalls keine. Ich bemerke aus allen Nachrichten, daß auf dem meisten Theile des Erdbodens überhaupt die See abnimmt und schwindet: die Carolinischen Ufer sind die Schwedischen nehmen zu, und selbst die süssen Seen in den Gebürgen nehmen ab, welches beweiset, daß diese Abnahme des Wassers nicht von den Winden, sondern von einer viel allgemeinern Ursache herkömmt, obwohl das Maaß dieser Abnahme allzufrühzeitig bestimmet worden ist. Ich finde, daß das Gold in heissen Gegenden am häuffigsten, in gemässigten minder häufig, in kältern mehr Silber, das Eisen aber fast über die ganze Welt zerstreuet ist, woraus jenes Erz zur Seltenheit und zum Preise der Waaren, dieses aber zur Nothdurft der Menschen hergegeben zu seyn scheinet. Ich stelle tausend andere Betrachtungen von dieser Art an, die alle auf die Nachrichten der Reisenden gegründet sind, und die mir die Wohnung des menschlichen Geschlechts bekannt machen.

Aber die gröste Bemühung der Menschen ist das Kenntnis seiner selbst, und dieses sind wir grossentheils den Reisenden schuldig. Wir werden in einem Lande unter Bürgern

erzogen, die alle einen gleichen Glauben, gleiche Sitten, und überhaupt gleiche Meinungen haben; diese flechten sich nach und nach in unsre Sinnen ein, und werden zu einer falschen Ueberzeugung. Nichts ist fähiger, diese Vorurtheile zu zerstreuen, als die Kenntnis vieler Völker, bey denen die Sitten, die Geseze, die Meinungen verschieden sind, eine Verschiedenheit, die durch eine leichte Bemühung uns lehrt dasjenige wegzuwerfen, worinn die Menschen uneinig sind, und das für die Stimme der Natur zu halten, worinn alle Völker miteinander übereinstimmen. So wild, so grob die Einwohner der in der friedlichen See zerstreuten Inseln sind, so weit der Grönländer von Brasilien oder vom Vorgebürge der guten Hofnung abliegt, so allgemein sind doch die ersten Grundsäze des Rechtes der Natur bey allen Völkern: Niemand beleidigen, einem jeden das Seine lassen, in seinem Beruffe vollkommen seyn, sind der Weg zur Ehre bey den alten Römern, bey den Anwohnern der Strasse Davis, und bey den Hottentotten.

Eben diese Reisen deken uns eine unendliche Verschiedenheit in der Herrschaft des Verderbens auf, die sich über alle Einwohner der Welt ausgebreitet hat. Wir finden überhaupt die Einwohner südlicher Länder faul, geil, grausam und verrätherisch: gegen den

Pol

Pol nehmen diese Laster immer mehr ab, und die äusserſten Theile gegen den Nordpol ſind mit ſolchen Völkern vom Eiß-Cap bis zur Wagersbay bewohnt, die faſt ohne Leidenſchaften, und eben deswegen ohne Obrigkeiten und ohne Krieg ſind: in den wärmern Ländern herrſchet faſt ohne Ausnahme eine monarchiſche Herrſchaft, auch auf den kleinen Inſuln der friedlichen See. Die freyen Staaten ſind mit wenigen Ausnahmen an das einzige Europa gebunden, und ſcheinen alſo eine Erfindung der durch die Wiſſenſchaften erleuchteten, und über die Fehler der königlichen Regierung nachdenkenden Menſchen zu ſeyn. Beide äuſſerſte Theile der alten Welt zeigen uns künſtliche und geſittete Völker, auf einer Seite die Europäer, auf der andern China und Japan, faſt unter einem gleichen Himmelsſtriche: da hingegen die ſchönen Künſte und die innerliche ordentliche Eintheilung der Regierung von dem übrigen Erdboden verbannet zu ſeyn ſcheinet. Das Alter der Menſchen iſt überhaupt ziemlich gleich, doch länger in den etwas kältern Gegenden, und ohne Zweifel am allerkürzeſten in den heiſſen, wo die Menſchen eher zu ihrem Wachsthume und zur Kraft zu zeugen, und vermuthlich alſo auch am eheſten zu den übrigen, und zur lezten Stuffe des Lebens gelangen.

In der Bildung der Menſchen finden ſich

sich einige geringe Verschiedenheiten, wovon die gröſste die Schwärze ist, die in Afrika hauptsächlich in den heissesten Gegenden herrschet, hingegen in Amerika unter eben der Linie gar nicht, und in Asien viel geringer angetroffen wird. Die andere, eben so merkliche, ist die von den Weissen in dem innern Afrika und in der Darienischen Meerenge befindlichen Menschen, deren Haut pferdeweiß, und die Augen zu blöde sind, die Sonne zu vertragen. Alle diese Menschen kommen dennoch in ihren Haupteigenschaften überein, und die lezte allereinfältigste Art hat doch ihre Sprache, ihre gesellige Lebensart, und ist der Unterweisung fähig, und nimmt sich also von dem allerklügsten Orang Utang noch beträchtlich aus.

Doch wir haben bisher nur einige kleine Proben von den Gedanken gegeben, die die Reisebeschreibung bey uns erweket haben, und die ohne Ende häuffig und verschieden sind. Mit einem Worte, wir lernen durch sie die Welt kennen, und ersezen einigermassen den Mangel eigener Reisen und eigener Erfahrung. Wir bereichern uns mit tausend nüzlichen Wahrheiten; wir legen unsere Vorurtheile ab, und wir geniessen die Frucht der Lebensgefahren und der langwierigen Bemühungen andrer Männer, die in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten für

uns

uns gearbeitet haben. Der Arzt, der Kräuterkenner, der Mineralienliebhaber, der Naturkündiger, der Sittenlehrer, der Staatsgelehrte, der Patriot, der Gottesgelehrte, der Kaufmann, der Künstler, lernen auf tausenderley Arten, sie erweitern ihre Begriffe, und kommen auf Spuren, auf die ihr eigener Verstand sie niemals hätte führen können.

Sollen aber alle diese Vortheile wirklich seyn, so muß man solche Nachrichten lesen, die von wahrhaften und kündigen Männern herstammen, bey welchen das Vermögen und der Willen die Wahrheit zu sagen sich vereinigen. In einem Thevet, einem Lucas, einem Le Blanc, einem Pinto, lernet man nicht die von Gott erschaffene Welt, sondern eine Fabelwelt kennen, die nirgends als in dem Gehirne ihrer Verfasser eine Wirklichkeit hat.

Man sieht, wohin diese Betrachtung führt. Nicht alle Reisebeschreibungen sind nüzlich, und viele können wirklich schaden. Gegen einen Kämpfer, einen Tournefort, einen Rauwolf, findet man hundert trokene Seefahrer oder abentheurliche Helden, die weder die Sprache, noch die Gesezze, noch die Natur der Länder gekannt haben, wo sie gewesen sind, und deren Reisen dem Leser eben so wenig Nuzen schaffen als ihnen selbst. Diese Wahl ist nun eben so schwer nicht, und wir hoffen versprechen zu können, daß man sie in

unsrer

unsrer Sammlung finden werde. Wir sezen uns also vor, aus allen Sprachen und Zeiten, doch aber vornehmlich aus den allerneusten Schriftstellern, die zuverläßigsten und reichsten an Erfahrung auszulesen, und dieselben in einer getreuen Uebersezung dem Leser zu liefern. Alle Jahre wollen wir zwey Bände herausgeben, und der Stoff wird uns sehr späte mangeln, indem wir schon für mehrere Jahre Vorrath haben, als die Unbeständigkeit weltlicher Dinge uns hoffen läßt, daß unsre Ausgaben dauren werden: ohne zu gedenken, daß durch neue Reisen dieser Vorrath beständig anwächset. Der Uebersezer wird eben derjenige geschikte Mann seyn, dem man Ansons Reise um die Welt zu danken hat, * und man wird für die Sauberkeit des Druks und der Kupfer alle Sorge tragen.

Man wird hierbey allemal des Verfassers Ordnung und Worte beybehalten. Ich gestehe, daß es mich dünkt, des Salmons und andrer Weise, aus verschiedenen Reisebeschreibungen eine zusammenhängende Geschichte zusammenzutragen, seye nicht so nüzlich und nicht so angenehm, als wenn man bey der Urkunde bleibt. Diese findet mehr Glauben: der Leser lernt aus dem ganzen urtheilen, ob die Verfasser sein Zutrauen verdienen, sie ist auch angenehmer, weil sie die Natur abmahlt. Wir haben bey der allgemeinen

* Hr. Professor Tozze in Bützen.

meinen Reisegeschichte überall alles trokener, und manchmal eine Menge von Widersprüchen verschiedener Reisebeschreiber bemerkt, aus welchen sich der Leser auf keine Weise helfen kann. Man hat diese Fehler durch die schlechten Quellen vermehrt, woraus man geschöpft hat. Die Naturgeschichte ist zumal mehrentheils unzureichend, und mit unähnlichen zusammengestoppelten Kupfern mehr verstellt als bereichert worden. Wider diese Fehler wollen wir uns sicher genug stellen. Kein schlechter, kein mittelmäßiger, kein unzuverläßiger Schriftsteller soll in unsrer Sammlung Raum finden.

Diejenigen, die nach des Hrn. Ellis Reise unmittelbar folgen, werden die Herren de la Condamine und Barrere seyn, wovon jener Peru und den Amazonenfluß, dieser Guiana beschrieben hat. Die erstere Nachricht werden wir mit des Hrn. Bouguer in die Mémoires de l'Academie des Sciences eingerükter Abhandlung vermehren. In andern Theilen werden wir aus den philosophischen Transactions die einverleibten nüzlichsten Reisen, und andre aus denjenigen auslesen, die eigene Bücher ausmachen.

VI.

Vorrede

zu den

Werlhofischen Gedichten.

VI.

Vorrede

zu den

Werlhofiſchen Gedichten.

Ich habe die Ehre, ſeit neun Jahren, als ein Mitglied, bey der hieſigen königlichen deutſchen Geſellſchaft, in einer gleichen Verbindung mit dem würdigen Dichter zu ſtehen, deſſen Poeſien ich anſagen ſoll. Das Vertrauen, welches derſelbe, und mit ihm die Geſellſchaft, gegen mich bezeugt hat, iſt für mich ſo ſchmeichelhaft, daß mich leicht ein kleiner Stolz berüken könnte, wenn ich nicht dieſe Wahl mehr der Freundſchaft, als dem genäuern Geſchmake, zuſchreiben müßte. Doch dieſe Freundſchaft ſelber hat ſo viel vortheilhaftes, daß es mir eben ſo rühmlich vorkömmt, als ein Freund des liebenswürdigen Werlhofs dieſe Verrichtung übernehmen zu dörfen, als es mir immer rühmlich ſeyn könnte, wann ſie mir wegen einer bekannten Ge-

schiklichkeit anvertrauet würde. Die Freundschaft rechtschaffener Männer ist ein Vorurtheil für unser Herz: und wie weit ziehe ich die Vorzüge des Herzens den Vorzügen des Verstandes vor!

Es hätte zwar der gepriesene Verfasser in eben dieser Gesellschaft noch mehrere Freunde gefunden, die zu der Ehre, die mir wiederfährt, fast ein näheres Recht haben. Der berühmte Präsident derselben, Herr Professor Geßner, hat, sowohl in Ansehung seiner Freundschaft mit meinem Freunde, als nach dem Recht seiner grossen Kenntnis in den schönen Wissenschaften, einen gegründeten Anspruch auf das Vergnügen gehabt, der Welt ein so angenehmes Geschenk anzubieten.

Da es indessen mein Glük gewesen ist, sowohl mit des Hrn. Verfassers, als mit Hrn. Professor Geßners und der Gesellschaft Beyfall, diese gewünschte Arbeit zu übernehmen, so überlasse ich mich ohne ferneres Bedenken dem wahren Vergnügen, von eines hochachtungwürdigen Freundes ruhmwürdigen Schriften den Leser zu unterhalten.

Sie sind solche Früchte, an deren Güte die Kraft des fruchtbaren Geistes, aus dem sie entsprossen sind, einen grössern Antheil hat, als eine mühsame Antreibung des Fleisses.

Hr.

Hr. Werlhof ist nicht ein blosser Dichter. So groß dieser Namen scheinet, wann man einen Virgil, einen Homer nennet, die nichts als Dichter gewesen sind, so ist er, fast wie gewisse Mahlereyen, nur in einer ziemlichen Entfernung groß. Ein Dichter, der nichts als ein Dichter ist, kann für die entferntesten Zeiten und Völker ein glänzendes Licht seyn. Aber für seine eigenen Zeiten, und für seine Mitbürger, ist er ein entbehrliches und unwirksames Mitglied der Gesellschaft. Seine Gaben erweken Verwunderung, aber sie haben keinen Antheil an seiner Bürger Wohlseyn; er kann für einige Stunden einen Leser vergnügen, aber er vermehret niemanden sein Glük, und vermindert auch niemanden seine Sorgen und seine Schmerzen.

Weit grösser sind die Vorzüge eines gelehrten, geübten, und folglich glüklichen Arztes. Seine Gaben sind ein Werkzeug, durch welches die Vorsehung ihre Güte ausbreitet. Erschrokene Ehegatten, zitternde Kinder, tief gerührte Eltern hoffen, und erhalten öfters von ihm das erwünschte Leben eines unschäzbaren Ehemanns, einer zärtlich geliebten Frau, eines unentbehrlichen Vaters, eines hofnungsvollen Kindes: die Sehnsucht beschleuniget seine Wege, die Hofnung begleitet ihn, und der Segen derer, die er gerettet hat, folgt ihm nach, wenn er zurükgeht.

Ein Dichter vergnügt eine Viertelstunde; ein Arzt verbessert den Zustand eines ganzen Lebens.

Ich nehme vielleicht mein Amt schlecht in acht, wenn ich die Vorzüge der Dichtkunst erniedrige, die ich bey den Schriften eines beliebten Dichters erheben sollte. Aber mein Freund verachtet die falsche Beredsamkeit, die dem Heiligen des Tages heuchelt, und ihm denjenigen weit nachsezt, den sie morgen eben so weit über ihn erhebet.

Unsers Herrn Leibarztes beliebte Poesien zeugen von seinen grossen Gaben, und mahlen sein menschenliebendes Herz ab. Aber als ein Arzt wendet er dieses Herz und diese Gaben unmittelbar zu dem wahren und wesentlichen Wohlseyn seiner Mitbürger, und der höchsten Häupter der Welt an. Er dichtete also nur in den kleinen Zwischenräumen, in welchen der Arzt nicht wirken kann. Reisen, schlaflose Nächte, Krankheiten selber, sind die einzige Zeit, die er auf die Dichtkunst wendet, und so sehr wir diese in ihm lieben, so wenig läßt uns die Menschenliebe zu, seine Zeit der mitleidigsten aller Künste, der Arzneywissenschaft, zu misgönnen. Wir verzeihen dieser leztern um desto eher ihren Vorzug, weil sie zwar den Hrn. Werlhof hindert, mehrere Früchte seiner Dichtkunst an den Tag zu legen, aber an derselben völligen Reife keine

Ab-

Abnahme verursachet hat. Die Reinigkeit der Sprache, die Flüßigkeit des Sylbenmasses und der Wortfügung, die richtige Wahl der Reime, könnten nicht vollkommner seyn, wann dem Hrn. Werlhof schon keine andere Bemühung von der Vorsehung aufgetragen wäre, als die Dichtkunst.

Es giebt Reime, die die Obersachsen eingeführt haben, und worinn weder die Buchstaben vollkommen ähnlich sind, noch der Laut bey den andern Deutschen übereinstimmig ist. Alle Dichter haben sie, als eine nöthige Ausdehnung der Freyheiten der ohnedem so eng eingeschränkten deutschen Poesie, freymüthig angenommen, und ohne Scheu gebraucht. Hr. Werlhof ist fast der einzige Dichter, der auch diese Nachsicht verschmäht, und mit der beständigsten Richtigkeit die vollkommene Uebereinstimmung des Lautes in seinen Reimen beobachtet hat.

Eben so sorgfältig und zärtlich auch ist Hr. Werlhof in allen andern Schönheiten des Reims gewesen, die den Abschnitt, den Wohlklang, die Wortfügung, die Richtigkeit der Sprache, und die Wahl der Wörter betreffen.

Alle diese Vorzüge würden in unsern Augen nicht mehr als mittelmäßig seyn, wenn sie die einzigen wären. Die Absicht des Dich-

ters

ters ist zu gefallen und zu rühren, und die äusserliche Richtigkeit hat bey dem Verstande ihren Werth, aber keine Macht auf das Herz des Lesers. Es sind zu allen Zeiten Dichter gewesen, die sich mit dieser äussern Schönheit vergnügt haben, und alle diese Dichter haben ihres Zweks verfehlt. Aber bey unserm Verfasser sind sie, wie sie in der That seyn sollen, nur zierliche Kleider der wahren Schönheit. Wahre und gründliche Gedanken, wohl ausgefundene Aehnlichkeiten verschiedener Begriffe, scharf unterschiedene Unähnlichkeiten ähnlicher Ideen, kurze und dennoch das Wesen der Dinge abmahlende Beywörter, wohlständige Vorstellungen wirklich zärtlicher Leidenschaften, alles dieses sind Schönheiten, die auch ohne die Zierde des Schalles und der Sprache gefallen; aber die sich der Vollkommenheit nähern, wenn dieser äussere Schmuk sie begleitet. Ich finde diese Vereinigung beider Vorzuge nicht nur deßwegen schön, weil Wohlklang, Reinigkeit und Richtigkeit Eigenschaften guter Gedichte sind, sondern auch deswegen, weil es sehr schwer, und folglich sehr ungemein ist, wenn ein Dichter sie mit der Stärke der Gedanken, und dem Feuer des Ausdrukes verbindet.

Unter diesen wenigen Dichtern, die keine Art von Schönheit verabsäumt haben, wird ein ieder Kenner unsern Hrn. Verfasser zählen,

len, und ich sehe seine Gedichte als eine der seltenen Schönheiten an, bey welchen nicht nur einige Gesichtszüge schön sind, sondern alles, was eine Schönheit ausmacht, in einer regelmäßigen Uebereinstimmung zusammen eintrift.

Und dennoch ist noch ein Vorzug, den ich über alle diejenigen schäze, die ich noch benennet habe: Dieser ist die herrschende Tugend, und die ungeschminkte Gottesfurcht, die alle Gedanken des Verfassers belebet.

Wann die grösten Gaben Werkzeuge des Unglaubens, der Ueppigkeit, oder der zügellosen Satire sind, so sind mir diese Vorzüge eben so verhaßt, als die Stärke an einem Tieger, oder die Macht an einem unbilligen Fürsten.

Wenn aber ein grosser und erhabener Geist seine Gaben dem Glauben, der Wahrheit und der Tugend zu Füssen legt; wann ein Newton die Offenbarung aus der Natur vertheidigt, ein Fenelon die Tugend mit dem Reize der Beredsamkeit ziert, und ein Racine die Religion mit den herrlichsten Farben der Poesie ausschmüket, so entsteht bey mir ein reines Vergnügen, das mit demjenigen eine Aehnlichkeit hat, welches wir vermuthlich empfinden würden, wenn wir in die Bekanntschaft eines seligen Geistes von einer höhern Ordnung kämen.

Des

Des Hrn. Werlhofs Gedichte sind zum theil scherzhaft; sein Feuer und die leutselige Munterkeit seines Wizes haben auf verschiedene Glüksfälle seiner Freunde Blumen gestreut. Aber nicht eine Zeile ist in dieser Sammlung zu finden, nicht eine Zeile ist, wie ich zuverläßig zu versichern mich getraue, jemals aus seiner Feder gekommen, die den Probstein der schärfsten Sittenleher zu scheuen habe.

Ich enthalte mich mit Willen, von den Gedichten insbesondre dem Leser einen Vorgeschmak zu geben, da ich mich versichere, er werde aus eigener Einsicht eben das Urtheil fällen, worinn ich ihm vorgegriffen haben würde. Sie sind von Herrn Werlhof selbst in einige Classen abgetheilt worden, worunter man geistliche, moralische, scherzhafte, Glükwünsche, Lobgedichte, Trauergesänge, und endlich einige Denkmale treuer Liebe finden wird. Wenige darunter sind, hier und da zerstreut, einzeln, oder in Samlungen herausgekommen, die meisten aber noch niemand als ihm, und einigen Freunden bekannt worden.

Einige Mitglieder der hiesigen königlichen deutschen Gesellschaft haben sich um die Liebhaber ächter Schönheiten darinn verdient gemacht, daß sie die Gedichte des Hrn. Verfassers in Hannover ausgeforscht und zusammenge-

mengeſucht haben, und ſeine Leutſeligkeit hat den vermerkten Vorſaz der Geſellſchaft in Erfüllung gebracht, indem er dieſelbe mit richtigen und zuverläßigen Abſchriften derjenigen Stüke verſehen hat, die hier herausgekommen ſind. Ich ſehe alſo meinen unlängſt bey der Ausgabe meiner eigenen Gedichte ausgedrukten Wunſch völlig erfüllt, den ich vor noch ſo kurzer Zeit faſt ohne Hofnung hinſchrieb, und ich habe mehr als meinen Wunſch erhalten, indem der Hr. Verfaſſer mir erlaubt hat, meinen Namen mit dem ſeinigen auf eine mir ſo vortheilhafte Weiſe zu vereinigen.*

Göttingen,
den 26 Mart. 1749.

* Man hat ſich nicht geſcheut, dieſe Vorrede der Politik zuzuſchreiben. Aber ſeit 1753 habe ich Göttingen verlaſſen, und ſeit 1766 iſt der verehrungswürdige Werlhof todt, und in den zwey lezten Auflagen meiner deutſchen Schriften bleibt dieſe Vorrede, unabſichtlich, als ein reines Zeugnis meiner wahren Hochachtung.

VII.

Vorrede

die der

Herr von Haller

unter dem Namen des Buchhändlers,
der ersten französischen

Ausgabe seiner Gedichte

beygefüget hat,
die zu Göttingen Anno 1750 herausgekommen ist.

Aus dem Französischen übersezt.

VII.

Vorrede

die der

Herr von Haller,

unter dem Namen des Buchhändlers,

der ersten

Französisch. Ausgabe seiner Gedichte

beygefüget hat.

Aus dem Französischen übersezt.

Ich schreibe hier eine Vorrede von einem ganz besondern Geschmak. Der Zwek davon ist, alles mögliche Böse von dem Buche zu sprechen, das sie ansagt. Dieses ist eine feine Betrügerey, wird man mir antworten: nichts als eine blosse List, um einer ernsthaften Critik vorzukommen, und dem satirischen Leser zum voraus die Waffen aus den Hän-

den

den zu winden, die er wider mich gebrauchen könnte. Es ist nicht ganz und gar, aber dennoch beynahe so. Der Verfasser der Gedichte, davon man hier die Uebersezung sieht, glaubt, sein Geschmak in der Dichtkunst seye besser, als seine Gaben. Das kann seyn; es ist viel leichter, die Schönheiten eines Virgils zu empfinden, und die Fehler eines Voltaire zu beurtheilen, als eine Aeneis oder einen Catilina zu schreiben.

Der Herr v. Haller hat nicht geglaubt, daß er sich auf das Urtheil seiner Freunde verlassen könne, das beständig verdächtig ist, weil ein jeder Freund weiß, daß ein Schriftsteller ihm eher hundert übermäßige Lobsprüche, als ein einziges Urtheil, das ihn schlägt, zugute hält. Der Ausspruch seiner ehmaligen und gegenwärtigen Mitbürger hat ihn nicht von seiner Meinung zurükgeführt. Man hat ja, sagte er, in Deutschland einen Ablaß für alle mittelmäßige Poeten, den man aber in Frankreich nicht hat. Ein Trauerspiel, das in Leipzig wohl wäre aufgenommen worden, würde in Paris zu nichte gepfiffen werden, wenn die Uebersezung auch am vollkommensten mit der Urkunde übereinkäme.

Ein ehrlicher Mann, sezte er hinzu, kann ziemlich gleichgültig über Lobsprüche seyn, er kann sie auch nicht mit Eifer wünschen. Beides die Religion und die Vernunft sagen ihm,

er

er verdiene sie sehr wenig; seine Bestimmung werde nicht durch seine Gaben in der Poesie erfüllt.

Aber es ist wohl schwer, ohne Schmerzen eine Critik auszustehen, die man nicht verdienet hat. Sie erniedrigt uns sogar in den Augen unsrer Mitbürger und unsrer Freunde; sie giebt unsern Neidern Waffen gegen uns in die Hände; sie entdekt an uns Fehler, die man vielleicht nicht würde beobachtet haben, weñ ein unbesonnener Verfasser sich nicht einem allzuhellen Lichte blosgesezt hätte, das viel zu durchdringend ist, wenn es auf schwache Stellen fällt.

Man hat wohl dem Herrn von Haller das Beyspiel eines Pope, eines Miltons anführen wollen, aber er hat diese Vergleichung sehr weit von sich geworfen. Man kann, sagte er nach dem Horaz, auf dem Clavier spielen, ohne ein Händel zu seyn: man kann singen, ohne dem Farinelli gleichzukommen. Pope hat in seinen Gaben, auch sogar in seinem Grundrisse, Schönheiten, die ohne Rükſicht auf die Harmonie, in welcher er alle englische Dichter übertroffen hat, Schönheiten, die für alle Zeiten und für alle Völker sind; seine Satire ist scharf, sinnreich, wohl getroffen und beissend; in seiner Philosophie selbst herrscht das neue, das reizende. Dieses ist Gold; und wenn man ihm auch

schon

schon durch einen neuen Guß seine vorige Gestalt nimmt, so bleibt es doch ein kostbares Metall. O ihr Scribenten! die ihr nur mit Pinsbek handelt, bleibet bey eurer vorigen Gestalt, der Tiegel wäre euer Grab!

Ich will es zugeben, sagt der Herr v. Haller, ich habe in wenigen Silben hin und wieder einige Wahrheiten gesagt, die von den Deutschen vor mir nicht in Reimen gebracht worden sind: andere Nationen aber können sie vorgetragen haben, unendlich viel besser vorgetragen haben. Die Uebersezung wird die Vorzüge der Kürze nicht mehr besizen, die man mit dem Titel der Stärke beehret. Was wird mir dann bleiben, wann ich das Wesentliche und die Form zugleich verliere?

Mein Beruf hat mich niemals zur Poesie geführt, und derjenige, den ich habe, hat mich zu allen Zeiten allzusehr beschäftiget, als daß ich etwas ausarbeiten sollte, was ausser der Sphäre meiner Pflichten ist. Daher habe ich mir den Geist nicht genugsam mit Lesung der Dichter und sinnreichern Schriften ausgezieret; ich habe auch nicht die Zeit gehabt, die kleinen Werke auszufeilen, die mir meine Gefälligkeit abgezwungen, oder die die Bewegung meines Gemüthes mir eingegeben hat. Man sieht wohl aus den Jahrzahlen, die bey meinen Gedichten stehn, daß ich der Poesie nur in meinem zwanzigsten Jahre,

re, oder wenige Jahre nachher, obgelegen bin. Man kann in diesem Alter eine aufgewekte Einbildungskraft haben. Aber es ist nicht wohl möglich, in einer solchen Jugend einen genugsam ausgezierten Geist, und eine zulänglich starke Beurtheilungskraft zu besizen, die Fehler ausweichen zu können, und etwas neues und wohl überlegtes zu sagen.]

Aber ihr habt vor dem Pope * gesagt, die Menschen seyen ein Mittelding zwischen den Engeln und dem Vieh? Ennius hat viele Dinge nicht nur vor dem Virgil gesagt, sondern Virgil hat sie sogar in die Aeneis versezet: war Ennius deswegen ein guter Poet?

Ein Kunstrichter, dessen Geschmak sicher und schwer zu befriedigen ist, hat die Urkunde und die Uebersezung gutgeheissen: ist dieses nicht ein Vorurtheil zu euren Gunsten? Ein vortrefliches, wann nicht Herr Bodmer mein Freund und mein Landsmann wäre. Die Franzosen beschüzen den Descartes bis in die lezte Verschanzung seiner zerstörten Hypothese: würden sie die Wirbel vertheidigen, wenn sie nicht in Frankreich wären erdacht worden?

Aber warum gebt ihr dann zu, daß man eine Uebersezung druke, davon ihr den schlechten

* In dem Gedichte über Vernunft, Aberglauben und Unglauben.

ten Ausgang vorherſehet? Soll man ſich da blosgeben, wo man weiß, daß man den kürzern ziehen wird?

Man könnte etwas auf dieſe Frage antworten, aber der Herr von Haller will nicht, daß ich für ihn antworte. Er hat ohne Zweifel ſeine Gründe dazu. Alles was er mir erlaubt zu ſagen, iſt, daß die Ehrerbietung und die natürliche Achtung, die er für würdige Freunde hat, ihn bewegen, von ſeiner eigenen Meinung abzugehen. Vielleicht hat er gefürchtet, man möchte zu viel Hochmuth in ſeiner Beſcheidenheit finden. *

Der junge Edelmann, der ſich hat gefallen laſſen ſein Ueberſezer ** zu werden, und der

* Ein Fehler, den Voltaire dem berühmten Congreve nachdrüklich vorwirft. Er vergieng darinn ſich ſehr, ſagt Voltaire, daß er von ſeinem theatraliſchen Beruf zu wenig hielt, der ihm doch ſeinen Ruhm und ſein Glük zuwegegebracht hatte. Er ſprach mir von ſeinen Werken, wie von Kleinigkeiten, die weit unter ihm wären, und bat mich gleich bey meinem erſten Beſuche, ich möchte nur mit ihm, als mit einem Mann, der ganz einfach lebte, umgehen. Ich antwortete darauf, wenn er unglüklich genug wäre, ein Mann wie ein andrer Mann zu ſeyn, ſo würde ich ihn gewiß nicht beſucht haben, u. ſ. f. V. Lettres ſur les Anglois, p. 169.

** Herr Gottſched hat die Sache anders eingeſehen. Ein Deutſcher unterſteht ſich ſehr leicht, ſich ſelbſt in einem Journale zu rühmen: warum ſollte er

der auch neulich eine Ueberſezung des deutſchen Miltons zu Stande gebracht hat, verdienet ohne anders dieſe Achtung. Es iſt wahr, er iſt kein Franzoſe, und es war auch ſchwer, allenthalben Wörter zu finden, die die Gedanken des Herrn von Haller ausdrüken möchten. Man hat ja ſchon geklagt, ſie ſeyen ſelbſt in der Urkunde viel zu tiefſinnig; eine andere Sprache wird ſie nicht aufheitern. Aber es iſt ſo ſelten, daß Leute vom Stan-

nicht einem andern zumuthen dörfen, daß er ſich Ueberſezer ſeiner eigenen Werken dinge? Dieſes lezte iſt ein Vorwurf, den der Leipziger Sprachlehrer ſich unterſtanden hat, dem Herrn von Haller (im Neuſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit) zu machen. Der erſtere hat ſich darüber in den Göttingiſchen gelehrten Zeitungen vom 15 Merz 1753 mit folgenden Worten vertheidiget: Auch unſerm Herrn Haller, dem alten Vorwurfe ſeines Unglimpfs, wirft Herr Gottſched eine Thorheit vor, die nicht den Anſchein der Wahrheit hat. Derſelbe hat den Herrn Bernhard Tſcharner, den Ueberſezer ſeiner Gedichte, einen mit den gröſten Vorzügen des Glükes vor allen Verſuchungen zu einer erkäuflichen Feder geſicherten Edelmann, nie geſehen noch geſprochen. Die Ueberſezung iſt weder in Göttingen geſchrieben, noch von unſerm Lehrer veranſtaltet worden, und dergleichen elende Wege ſich auszuhelfen, ſollte man niemanden zuſchreiben, von dem man nicht die völlige Gewißheit hätte, daß er dieſelben mehr gegangen wäre. Unſer Herr von Haller hat blos verlangt, daß die Ueberſezung unter ſeinen Augen gedrukt würde, um etwa ſeinen Sinn, wo er nicht getroffen wäre, beſſer ausdrüken zu können.

de ſich einer Arbeit ergeben; es iſt ſo wohl angenommen, daß ſie ihr ſinnliches Vergnügen für ihre einzige Pflicht anſehen, daß es ſcheint, man ſeye ihnen für alles, was ſie ernſthaftes vornehmen, gar viel mehr verbunden, als denen, deren Gaben nur durch die Armuth oder die Nothwendigkeit ſich zu erheben, erwekt werden.

So viel hieß mich der Herr von Haller ſagen; er hat einzig unter dieſem Bedinge zugeben wollen, daß ich die Ueberſezung ſeiner Gedichten drukte, ꝛc. ꝛc.

VIII.

Von den

Vortheilen der Demuth.

1732.

VIII.

Von den

Vortheilen der Demuth.

Demuth iſt die Erkenntnis ſeines eigenen Unwerthes; Beſcheidenheit iſt die Demuth in unſern Thaten ausgedrükt. So ſelten als die Demuth iſt, ſo ſehr haben die Menſchen ihre äuſſerliche Stellungen nachzuahmen ſich bemüht: ſie haben darüber Regeln gegeben, und das weſentliche der Höflichkeit iſt die Verbergung unſers Stolzes; dann nichts iſt dem Hochmuth empfindlicher, als ebenderſelbe in andern Perſonen. Eines andern Bemühung uns übertreffen zu ſcheinen, greiffet was uns am liebſten iſt, aufs lebhafteſte an, und wir meinen eben ſo viel an unſerm Ich verlohren zu haben, als ein andrer dem ſeinen beylegen will.

Der grobe Stolz iſt allzu verächtlich. Niemand ſagt mehr, wie ehmals wohl gewöhnlich

wöhnlich war: Ich bin der Mann. Der Alten Hochmuth war einfältig; der unsere ist feiner worden, und dennoch ist er allen andern unerträglich, als dem, der ihn zeiget.

Wer flieht nicht den Rutilius; wer ist nicht lieber allein, als mit ihm in guter Gesellschaft? Nicht daß eben grosse Laster ihn verächtlich machen! Er besitzet Wiz und Fähigkeit, und würde Ruhm erlangen, wenn er denselben von andern erwarten möchte. Aber er gefält sich selber so wohl, daß man über keinen Vorwurf reden kann, wo er sich nicht zum Text des Gesprächs mache. Jenes hätte er anders angefangen. Hier ist ihm etwas ähnliches begegnet. Er hat es vorgesagt, aber man hat ihm nicht glauben wollen. Damals ist er aufgeräumt gewesen, und hat jenen also abgefertiget. In diesem Buche sind gute Sachen, aber wenn er sich bemühen möchte, es wäre viel zu sagen. In die Messkunst hat er sich nicht einlassen mögen; auch sind es nur unfruchtbare Grillen. Man saat von Beraldo, er habe Verstand, aber Rutilius kennet seine Stärke. Mit einem Worte, durchgehet alles was man wissen kann, Rutilius wird euch immer eines bessern belehren, oder seine Unwissenheit selber wird Klugheit seyn. Rutilius irrt, sein Hochmuth führet ihn unrecht. Er meint der Ehre nachzueilen, und er entfernet sich davon.

Modestino

Modeſtino ſpiegelt ſich an ihm, und empfindet wohl, wie lächerlich es ſeye, gutes von ſich ſelber zu ſagen. Ich, ſagt er, bekenne, daß ich mich auf dieſes nicht verſtehe: In jener Begebenheit hätte ich mich anders aufführen ſollen: Mein Gedächtnis iſt das ſchlimmſte von der Welt: Meine Gedanken ſind nie bey einander: Mein Geiſt iſt zum groſſen unbrauchbar. Er durchgeht alle ſeine kleine Schwachheiten, und bekennet ſie auch gegen Unbekannte. Dich betriegſt du Modeſtino: uns wirſt du nicht betriegen. Wir wiſſen alle ſchon lange, daß Ausſchweifen Wiz, ein ſchlechtes Gedächtnis Verſtand, und geringe Fehler die Abweſenheit von gröſſern bedeuten.

Die Verachtung ſeiner ſelbſt iſt öfters eine verborgene Ruhmredigkeit, die in ihrer Entfernung vom Hochmuth die Ehre ſuchet, weil der Hochmuth ſelber ſie dazu nicht führen kann.

Wie aber? ſoll man ſich ſelber niemals nennen, und ſeinen Verdienſt vor andern verbergen? Unter den Gliedern der Geſellſchaft du Port Royal war das Wort Ich völlig aus der Sprache verbannet. Sie ſagten nicht, ich habe zu Mittag geſpeiſet, ſondern, man hat die Mittagsmahlzeit zu ſich genommen. Dieſe Bedenklichkeit iſt allzu gekünſtelt; die Natur hat uns zu Perſonen gemacht. Man begehrt nichts mehr, als daß wir nicht ſo oft

an uns selber gedenken, daß wir andrer darüber vergessen.

Vergebens umschränkt man die Worte, wann das Herz ungebessert bleibet. Ein jeder betrachtet sich auf seiner schönen Seite, und würde sich unselig schäzen, wenn nicht etwas wäre, wodurch er sich über alle Menschen erheben könnte. Jener Gelehrte, der zwanzigtausend verschiedene Arten zu lesen über einen unnüzen Dichter gesammelt hat, würde mit keinem Pelopidas Verdienste tauschen, der sein Vaterland befreyet hat. Ein Tänzer betrachtet sich in den Füssen, ein Frauenzimmer im Angesichte, und Agenes im Hute. Niemand ist so verachtet, daß er nicht in etwas sich selber gefalle. Kann Minuto nichts anders als Reiten: er wird sich heimlich überzeugen, eine schulrechte Stellung auf einem Pferde seye eine genugsame Anwendung einer vernünftigen Seele.

So lang der Hochmuth in unserm Herzen herrschet, werden aus dieser Quelle immer unanständige Bezeugungen entspringen, und was der Mund verbeissen gelernt hat, wird aus dem Auge, aus der Stellung, aus jeder Mine hervordringen. Der wahre Weg zur Bescheidenheit ist also die Demuth. Alle andere Regeln lehren uns nur diese Tugend, wie du Fresne einen Achilles vorstellen. So edel und natürlich er spielet, so sieht man doch, daß er spielet, und kein Achilles ist.

Demnach sollte der Hochmuth selber eben sowohl zur Bescheidenheit führen, als seine Feindin die Demuth; dann es ist gewiß, man verliert von seinem Verdienste so viel, als man unanständigerweise zeiget: und von allem Reden, worein man seine Treflichkeit künstlich einflicht, wird nichts haften, als das Angedenken unsrer Unbescheidenheit.

Ueberlege doch ein jeder, wie verhaßt an andern ihm seye, was er sich selber zuläßt. Messe er an ihm selber ab, wie ruhmredige Bezeugungen aufgenommen werden, und wie schädlich es dem Hochmuth seye, sich zu zeigen. Will er näher zur Tugend treten, so betrachte er sich nicht auf seiner glänzenden Seite allein, sondern oft an derjenigen, die er sich selber verbergen möchte. Niemand kann sich selbst belügen, wenn er nur sich untersuchen will. Denke Horatio, er seye zwar edel und reich, er habe Wiz, und wenig Bürger seyen nicht unter ihm: aber er seye nicht gelehrt, noch arbeitsam, und sein innerstes möge keine Untersuchung vertragen: kein Seneca wird ihn demüthiger machen, als sein eigener Anblik. Ein jeder sehe, worüber er sich groß dünket, und schäme sich. Wie selten ist einer in der geringsten Gabe ungemein, und wie oft findet er die Leute verächtlich, die in eben derselben Gabe ihm vorgehen. Canoro meint sich viel mit seiner Musik. Tausend Operisten übertreffen

treffen ihn darinn, seinem eigenen Geständnisse nach; und wie hoch schäzt er einen Overesten?

In der Gelehrtheit und in den Wissenschaften, die eher gemacht sind uns zu demüthigen, als uns aufzublasen, betrachte man, wie alle Stüke unsers Wissens so fehlhaft und so unvollkommen sind, und wie wenig man von demjenigen wisse, was wir Menschen wissen können. Wie stammelt und zweifelt nicht ein Newton; und wie lange bist du noch kein Newton, der so wenig ist?

Höhere Wahrheiten gehören nicht auf eine Schaubühne, wo das Lächerliche der vornehmste Actor ist. Wäre diese Betrachtung nicht, wie elend würde ich mir nicht in den Augen der Engel einen Menschen vorstellen, der in der Gegenwart Gottes etwas zu seyn sich einbildet.

IX.

Von den

Nachtheilen des Wizes.

1734

IX.

Von den

Nachtheilen des Wizes. *

Die Menſchen ſind in vielem Kinder, am meiſten aber darinn, daß ſie ſich nach Gütern ſehnen, in deren Beſize keine Glükſeligkeit, in deren Verlangen aber ein gewiſſes Misvergnügen ihnen bevorſtehet. Der Seele, dem Leibe, den äuſſerlichen Umſtänden, haben ſie gewiſſe Vollkomenheiten angedichtet, mit deren Erhaltung ſie ihre Glükſeligkeit verknüpfen. Wiz, Schönheit, Reichthum, Anſehen, ſind die Gaben des Schikſales, worüber beide Geſchlechter dem Himmel am meiſten danken, oder ihn anklagen: in allem dieſem aber iſt ſo wenig Urſache zum Verlangen, daß, nach einer tiefern Einſicht, man ſie vom Himmel verbitten würde. In dieſem Blatte werden wir den Wiz allein betrachten, deſſen Vorrechte

* Aus dem zu Bern alle Freytage herausgekommenen Wochenblatte, 1734. Num. 13.

rechte am lebhaftesten und beständigsten in die Augen strahlen.

Der Wiz ist entweder innerlich, und heisset Scharfsinnigkeit, oder äusserlich unter dem eigentlichen Namen des Wizes. Jener ist ein scharfes Gefühl der Staffeln der Schönheit, dieser ist eine Fähigkeit solches Gefühl auszudrüken; beider Gaben Vortheil ist leicht abzusehen. Ein scharfsinniger Verstand geniesset tausend reine Wollüste, die den gemeinen Geistern verborgen sind. Die wohl ausgearbeiteten Gedanken eines guten Dichters, die vernünftige Bündigkeit eines gründlichen Weltweisen, die reizende Anmuth feuriger Einfälle, sind für ihn eine beständige Quelle verschiedenen Vergnügens. Wie entzükte nicht Scaligern jene Ode des Horatius *? Wie angenehm bewegt nicht einen guten Geschmak die Abbildung der unschuldigen Liebe unsrer Altväter in Miltons verlohrnem Paradiese, oder das lebhafte Gemählde eines innig gerührten Herzens in Canizens Doris? Kein irrdisches Vergnügen kömmt demjenigen bey, das aus dem vertrauten Umgange vernünftiger Freunde fliesset. Der Wiz, das angenehmste Vorrecht der Seele, macht uns zu einer beweglichen Schaubühne der Lustbarkeiten; Scherz und Aufgeräumtheit folgt lebhaften Geistern nach, Verwunderung begleitet

* Quem tu semel Melpomene &c.

tet sie, und die Erwartung meldet sie an. Wie manchmahl hat nicht das Glük eines Lebens von einem einigen wizigen Einfalle seinen Anfang genommen? Der Wiz hat in Baurenhüten für Könige Freunde gefunden, und der Nachwelt mehr Namen übergeben, als Macht und Siege: Die berühmtesten Helden sind, was ihre Dichter sie gelten gemacht haben, und ohne den Homer würde des Achilles Namen entweder nichts oder wenig seyn.

Die schmeichlende Hofnung so empfindlicher Vortheile bewegt uns, vom Himmel für unsere Kinder Wiz zu erflehen, und ihre Bosheit selbst für genehm zu halten, wann sie dieses Fürwort hat.

Ungeachtet aber aller dieser Vortheile habe ich den Wiz immer für ein gefährliches Geschenk des Himmels gehalten, das einem Brande gleich in die Ferne leuchtet, und in der Nähe brennet. Die Scharfsinnigkeit und ein zärtlicher Geschmak würden ein Vorrecht zur Glükseligkeit seyn, wann die Vollkommenheit den mehrern Theil menschlicher Sachen ausmachte, und wann in der beständigen Vermischung des guten mit dem bösen, das Vergnügen vom guten den aus dem bösen entstehenden Verdruß endlich noch überwöge. So aber sind der Menschen Thaten eher ein Vorwurf der Verachtung und des Hasses,

als der Bewunderung. Gegen einen guten Dichter zählt man tausend matte Reimer; ein witzreicher Freund verlieret sich in dem Gedränge abgeschmakter Zeitverderber; in den Schriftstellern selber, denen den Wiz ihren Zunamen giebet, wird ein gründliches Urtheil tausend Schwächen finden, und die lebhaftesten Einfälle verlieren an der Richtigkeit des Verstandes sehr oft, was sie durchs Feuer gewinnen. Stelle man sich einen Kenner der Music vor, der sein zärtliches Gehör in unaufhörlichen Verstimmungen muß martern lassen, man wird einigermassen einen Begriff haben, was ein scharfer Geschmak in den Umständen des menschlichen Lebens leidet. Wie unglükselig wird nicht der scharfsinnige von Einsicht durch die Strengigkeit seines Verstandes? Unter seiner Gesellschaft findet er niemand, der würdig seye sein Freund zu seyn, unter den Büchern keines, das seine Zeit bezahle, in seinem Leben selten etwas, worüber er vergnügt seyn könne. Selbst an seiner Schönen sieht er die wenigen Fehler, und vergißt der mehrern Zierden.

Aber um desto weniger ist dieses lebhafte Gefühl zu wünschen, weil bey den Menschen das geringste Mißvergnügen die gröstten Lustbarkeiten verbittert, und hingegen die lebhaftesten Belustigungen gegen einen mittelmässigen Verdruß kraftlos sind. So

verkehrt

verkehrt sind wir, daß an einem künstlichen Gemählde, eine einige falsche Abmessung, in einem Gedichte wenig matte Stellen, über alles darinn befindliche gute hervorstrahlen. Eine Zeit ist gewesen, da Ronsard, Theophile, Menantes, Postel, Dichter waren, man fand bey ihnen lebhafte Gedanken und glänzende Stellen. Alle diese Zierde ist verschwunden, und das gute von dem schwachen also verschlungen worden, daß niemand mehr in eben denjenigen Dichtern Schönheiten suchet, wo ganze Völker dieselben gefunden haben.

Was ist die gröste Ursache der mangelnden Freundschaft? Die Bemerkung der Fehler an seinem Freunde. Die Vertraulichkeit überhebt uns der Bemühung unsere Blösse zu bedeken, und eröfnet dadurch der Verachtung die Thüre. Je zärtlicher des einen Geschmak ist, je minder wird er in einem Freunde, in einem Ehegatten Vergnügen finden. Dann die Scharfsinnigkeit ist ein Vergrösserungsglas, unter welchem die angenehmen Farben verschwinden, und die Höker und Gruben zunehmen.

Zudem so schränkt sich dieses gleich scharfe Gefühl nicht in die Vorwürfe des Verstandes ein, es breitet sich in alle Empfindungen des Herzens aus. Aller menschlichen Betrübnis ist niemand lebhafter unter-

worffen, als die, deren Wiz andere überleuchtet.

Cicero fand, bey seiner Verweisung, und beym Absterben seiner werthen Tochter, in seiner Weltweisheit mehr Ursachen zum Schmerzen, als zum Troste. Horatius starb neun Tage nach seinem gutthätigen Freunde dem Mäcenas, Ovidius und Bussi Rabutin konnten in ihrem ganzen übrigen Leben ihre Entfernung vom Hofe nicht vergessen, und nicht vergebens redet von Besser den innig gerührten Canitz an

Du bist von den belebten Seelen,
Die an der Musen Brust gesäugt
Und zur Empfindlichkeit geneigt,
Sich mehr als grobe Sinnen quälen.

Ein grosser Geist plagt sich zugleich mit dem gegenwärtigen, das auch andere empfinden, und mit dem zukünftigen, das nur er einsieht. Er sieht den ganzen Zusammenhang verdrüßlicher Möglichkeiten aus ihrer Quelle mit gegenwärtig an, und dähnet seinen schmerzlichen Vorwurf in tausend wahrscheinliche Umstände aus. Der Tod einer geliebten Person, ein Angriff an der Ehre, tödet keinen Bauren, aber wohl

wohl einen Horatius, einen Creech * Wer wollte also den Wiz, ein wahres Vorrecht zu mehrerer Qual wünschen, da er die Freuden des Lebens geringer, und die Verdrüsse doppelt macht.

Der Wiz, wie wir ihr nennen, erfordert nicht nur einen klaren, sondern auch einen deutlichen Begriff der Staffeln der Schönheit, vereinigt mit der Fertigkeit, dieselben andern kenntlich zu machen. Sehr oft trennen sich diese zwey Gaben, so daß man ein gesundes Urtheil ohne Wiz, oder Wiz ohne richtigen Verstand antrift. Seht den ehrlichen von Scheu, so bündig, so gesund er urtheilet, so wenig kann er seine Gedanken andern beybringen. Unvergnügt über seine ersten Ausdrüke, sucht er andere, und ersezt diese mit neuen, die zusammen drey Abrisse seiner Begriffe machen, davon keiner kenntlich ist: wer würde seine Schriften und seine Reden dem nemlichen Manne zuschreiben? Dieser Fehler entsteht meistentheils aus einer Langsamkeit sich auszudrüken, begleitet mit einer grössen Ekelheit in der Prüfung seiner selber.

* Creech war ein Englischer Dichter, der bey der Ueberseszung des Lucretius Ruhm erwarb, und als eine gleiche Arbeit am Horatius ihm nicht wohl ausfiel, vor der Verachtung seiner Mitburger sich an dem Strang rettete.

Der Wiz erfordert eine grosse Geschwindigkeit in der Ausfertigung der Worte, die eine Abschrift der Gedanken sind. Vielen Leuten mangelt dieselbe, und solche, wann sie zugleich ein scharfes Urtheil besizen, finden ihre Begriffe nicht in ihren Worten: hieraus entsteht ein Mißtrauen und ein Stammlen. Möchte also nicht das Gefallen an sich selber auch ein nöthiges Beding zum Wize seyn? Wenigstens sind eben die Völker wegen ihrer Ruhmredigkeit und wegen ihres Wizes berühmt, ehemahls die Griechen, jezt die Franzosen.

Hingegen entspringt der Wiz so wenig von einem bündigen Urtheile, daß er dasselbe in einer nehmlichen Seele auszuweichen suchet. Die Natur der Dinge ist schlecht und ungeziert, unsere Begriffe sind desto einfältiger, je deutlicher sie sind. Gereinigt von allem, was wir ihr leihen, wird die Welt zur Bewegung, zur Dichte, zu Linien. Solch abgezogenen Gemählde rühren und reizen nicht, weil sie der Einbildung widerstehen, die im undeutlichen Anblike des Zusammengesezten sich gefällt. Es werden also nicht die nehmlichen Kräfte zum Wize, und zum Erkentnis der Dinge erfordert. Die Männer, die in ernsthaften Wissenschaften andere übertraffen, sind sehr oft am Wize unter andern gestanden, und die Dichter haben

ben hingegen in mathematischen Künsten und dem Gebrauche der Vernunft, weder gefallen noch Ruhm gefunden. Leibniz war ein grosser Weltweiser, und ein mittelmässiger Dichter; Voltaire ein guter Dichter, und ein mittelmässiger Weltweiser. Es ist wahr, Beredsamkeit und Dichtkunst ziehen vom richtigen Gebrauch der Vernunft ab, weil sie nicht die völlig wahren Begriffe sich vorstellen, sondern solche suchen, darinn etwas über die Natur erhöhetes, etwas daran verändertes, etwas ähnliches, aber ungleiches ist. Solche heimlichen Lügen sind die Figuren, in denen doch der Unterscheid zwischen der Beredsamkeit von der gemeinen Rede bestehet. Durch den Gebrauch derselben gewöhnt man sich, etwas an der Wahrheit zu ändern, und die Sachen sich nicht einzubilden, wie sie sind, sondern wie sie uns gefallen. Die Gewohnheit macht, das ein Jäger in der Ferne, ein Uhrenmacher in der Nähe besser sieht: solglich führt der Wiz von sich selbst von der Natur ab, und macht sich eine neue Welt, darinn die Wesen verschönerte Abbilder wahrer Dinge sind. Fern davon, daß er unsre Vernunft bessern solte, ist der Wiz mit denen Künsten, wo er herrschet, ein Weg, die Vernunft zur Wahrscheinlichkeit, und Uneigentlichkeit zu verleiten. Eben darum ist in den feurigsten Dichtern die Ver-

nunft so seltsam, als die Zieraten in der Mathematic.

Vielleicht scheinet dieses Nachtheil denjenigen nicht empfindlich genug, die ihre Glükseligkeit nicht in den Kräften ihrer Seele suchen. Aber aus der unnatürlichen Vorstellung der Dinge, fliessen tausend Fehler im gemeinen Leben. Zu hoch für so schlechte Umstände, vertieffet sich der Wiz nicht gern in die niedrigen Bemühungen des bürgerlichen Lebens, und irret, weil er den rechten Weg zu gehen für allzu leicht hält. Daher sind die Dichter gar oft abgesönderte Leute gewesen, die eben so viel Gelächter bey ihren lebenden Mitbürgern, als Verwunderung bey der Nachwelt erwelet haben. Aus eben der Verachtung der häuslichern Klugheit ist die Armuth eine Gespielin der Dichtkunst geworden. Dann das zeitliche Glük erfordert Aufmerksamkeit und Fleiß, nicht nur in wichtigen allein, sonder in den geringsten Geschäften. Folglich wird der Reichthum, und die Ehre, mehr durch die gesezten Gaben gemeiner Vernunft erlanget werden, als durch die flüchtigen Anfälle lebhafter Geister. Auch grosse Fürsten und Staats-Bediente, wird man eher unter mittelmäßigen Gemüthern finden, als unter denen, derer Kräften alle andere ausstechen. August hat seine Gedichte selber ausgelöscht, Dionysius durch Kerker und Marter kein Lob für seine

Traur-

Traurspiele erpressen können, Mäcenas weich und matt geschrieben, Richelieu, der alles vermochte, für seine Comödien keine Zuschauer finden können.

Vielleicht ersezt den geistreichen Köpfen die Ehre, was ihnen am Reichthum abgeht. Aber nein, die Verehrung seiner Mitbürger ist schwerer zu erlangen. Haben doch grosse Staatsleute, tiefsinnige Weisen, ruhmwürdige Patrioten, den Beyfall ihrer Bürger erst nach dem Tode erlangen können: was soll man von einigen wizigen Einfällen, oder von wohlklingenden Reimen hoffen?

Lebhafte Geister erweken meistentheils viele wiedrige Bewegungen bey andern. Der Menschen Hochmuth kann niemand über sich leiden, und sieht keinen Vorzug ohne keinen innerlichen Haß an.

Zudem so zeiget sich der Wiz nur alzuoft auf anderer Unkösten, die ihre Verkleinerung mit einem dauerhaften Widerwillen rächen. Wenige Poeten haben lange an einem Hofe leben können, noch wenigere die Liebe ihrer Bürger erhalten. Schon Griechenland hat manches Gedicht vergöttert, dessen Verfasser es Hungers sterben lassen, oder gar hingerichtet hat. Homer hat gebettelt, und Anaxagoras der Geist ist im Kerker gestorben. So verhaßt ist die Einsicht fremder Fehler,

so schwer ists Hochachtung und Liebe zugleich zu verdienen.

Ich vermeine, diese Betrachtungen seyen stark genug uns zu überzeugen, daß Wiz und Scharfsinnigkeit kein Weg zum Vergnügen, noch zur Vollkommenheit seyen. Wenigstens können sie zeigen, wie unrichtig auch die überall angenommenen Preise der Dinge sind, und wie viel nichtiges die Gaben haben, wodurch die Menschen am grösten zu seyn sich bereden.

Aletheus.

X.

Auszug

der Trankenbariſchen

Miſſions-Berichte.

Aus der franzöſiſchen Urkunde überſezt,

durch

Herrn D. Z.

1744.

Erſter Abſchnitt.

Vom

Lande und ſeinen Einwohnern.

Wir haben, in einem der leztern Theile unſrer Monatſchrift *, von einer proteſtantiſchen Miſſion geſprochen. Es ſcheint dieſe Nachricht ſeye mit Vergnügen geleſen worden: wir nehmen daher Gelegenheit die Geſchichte einer weit beträchtlichern Miſſion mitzutheilen, die ſich nur gar wenig ** in ſolchen Ländern bekannt gemacht hat, wo die deutſche Sprache nicht gebräuchlich iſt.

Schoromandalam, das die Europäer Coromandel nennen, iſt der Namen einer Hälfte des groſſen Vorgebürges von Aſien, das ſich mit dem Cap Comorin endet. Ziemlich hohe Berge, die aber den Europäern wenig

* *Bibl. raiſ. T. XXXI. P. I.* 37.

** Der Herr de la Croze hat hiervon mit vielem Eifer geſprochen im *Chriſtianiſme des Indes L. VII.* Aber ſeine Nachricht hört *Ao.* 1720. mit dem Tode des Herrn Gründlers auf, und die Trankenbariſche Miſſion hat erſt nach dieſer Zeit ihren gröſten Fortgang gehabt.

nig bekannt sind, und von den Missionarien Gad, in den Charten Gate genennt werden, sondern Coromandel oder die östliche Küste von dem eigentlichen Malabar *, nemlich von der westlichen Küste des eben benennten Vorgebürges ab.

Diese Küste ist in verschiedene Staaten abgetheilt, unter denen die allersüdlichsten ihre eigenen Könige haben, die nördlichsten aber einen Theil der Länder des Kaisers von Indostan ausmachen **. Tanjour, oder Tanschaur, welches die eigentliche Aussprache zu seyn scheinet, ist derjenige Staat, worinn die Dänische Mission ihren Siz hat.

Dieses Königreich (dann der Beherscher desselben leget sich den Namen eines Königes, und sogar eines und ein viertheil Königes zu, der sein wahrer Titel ist), lieget unter einem der heissesten Himmelsstriche in Asien, von dem zehnten Grade nördlicher Breite bis an den zwölften.

Schnee

* Malabar kommt von Maleybar, Bewohner der Gebürge, her, eine Benennung die sich die Einwohner von Coromandel niemals geben, die aber den Völkern der Westlichen Küste zugelegt wird, wo Calicut, Goa ꝛc. anzutreffen sind.

** Auch diese Länder sind nach der Zerreissung der Monarchie der Timuriden unabhängenden Fürsten unterworfen, oder stehen unter dem Brittischen Zepter.

Schnee und Eis sind in diesen Ländern gänzlich unbekannt. Die Bäume verlieren ihre Blätter nie, und die Früchte folgen auf die Blüthe in einer ununterbrochenen Ordnung.

Man hat hier, wie in andern Ländern, die zwischen den Wendezirkeln liegen, eine trokne und eine nasse Jahrszeit.

Der Monat Jenner bringt die Wärme wieder, aber die Winde, die von dem Meere herkommen, mildern die Hize, und machen sie erträglich.

Der Hornung ist viel heisser, viel troknet und ungesünder. Im Merzen wird die Hize einigermassen von den Winden vermindert.

Der Aprill ist noch heisser; Der May und Brachmonat machen die schönste Jahrszeit aus. Aber ein gefährlicher Landwind herrschet in dieser Zeit von sieben Uhr des Morgens bis zum Mittag, der so heiß ist, als die Luft, die aus einem Ofen herauskömmt, und dem das allerstärkste Temperament kaum widerstehen kann. Die Europäer halten diese Jahrszeit mit der grösten Mühe aus. Es gibet Leute unter ihnen, die sich vom frühen Morgen bis in die Nacht mit Wasser besprengen lassen, damit sie das Feuer vermindern, das sie verzehret. Die Nacht ist eben so ungesund als der Tag. Es ist gar

nicht

nicht ein seltenes Unglük, Leute mit gelähmten Gliedern aufstehen zu sehen, die des Abends an einem Orte, der der Nachtluft ausgesezt war, gesund schlafen giengen. Diese Jahreszeit würde die Früchte der Erde zu nichte machen, wann nicht mitten in der Hize des Brachmonats, die Gewässer, die von den Gadischen Gebürgen entstehen, immer zunähmen. Sie sind im Heumonat am höchsten, und in diesem Monate wird die Hize wieder gemäßigter.

Die Herbstzeit macht auf Malabar den Winter aus, aber einen Winter, der unsern Frühlingen gleich kömmt. Es ist wahr, man hat dannzumahl viel Regen, aber wann die Sommershize vorbey ist, so grünet alles. Die Bäume blühen im September. Man sammelt zum erstenmahle die Früchte der Erde in diesem Monate und im October. Die Luft wird abgekühlt, und durch die balsamischen Ausflüsse der aromatischen Pflanzen zugleich erfüllet, die ihre Blüthen verbreiten: die Europäer finden gemeiniglich diese Jahrszeit für die Gesundheit am zuträglichsten. Es ist wahr, die Kranken, und vornehmlich die Schwermüthigen, leiden dabey hauptsächlich im November und December, wann die Kälte und die Regengüsse aufs höchste steigen. Die halbnakten Malabaren zittern vor Kälte zu dieser Jahreszeit, wider

welche

die sie sich weder durch die warmen Kleider, deren sie nicht gewohnt sind, noch durch die Hülfe des Holzes verwahren können, welches in einem Lande sehr selten ist, da man mehrentheils, auch in den Küchen, nur gedörten Kühmist brennet. Diese armen Leute erstarren bald in dem Grade der Wärme, der den Europäern noch kaum erlaubt, ihre Blösse zu bedeken.

Das Land ist fast durchgehends fruchtbar. Diese Fruchtbarkeit hat man den Flüssen, eben wie in Egypten dem Nilstrome, zu verdanken. Wann die Hize auf den höchsten Staffel gekommen ist, so schwellen die Ströme ohne Zweifel von dem geschmolzenen Schnee der Gebürge auf, auf denen sie ihren Ursprung haben; denn auch unter dem allerheissesten Himmelsstriche, auf der Insel St. Thomas und in Peru, gerade unter der Linie, sind die höchsten Gebürge mit Schnee und Eiß bedeket. Zu dieser Zeit nun öfnet der Landmann seine Schleussen, und ein jeder nimmt so viel Wasser vom Flusse weg, als seine Reißfelder bedörfen. Bleiben diese Nilströme aus, so ist das ganze Land eine dürre Wüste, und die Einwohner sterben zu tausenden vor Hunger und Elend. Dieses geschiehet aber mehr durch den Fehler der Menschen selbst, als durch eine Abänderung in der Natur. Dann oft hindern die Streitigkei-

ten, die diese Völker unter einander haben, die Unterhaltung der Schleussen, und alsdann ist ihr Untergang unvermeidlich.

Die Luft ist in diesen Ländern sehr durchdringend, und das Eisen wird zehnmal geschwinder von dem Roste angefressen, als bey uns in Europa. Das Licht der Sonne ist stärker, und die Augen können dasselbe am Mittage kaum vertragen. Die Sterne selbst geben ein helleres Licht von sich, und die Venus wirft einen sehr kenntlichen Schatten. Die Dämmerung ist sehr kurz, Tag und Nacht trennen sich fast ganz auf einmal, und man ist der angenehmen Erscheinungen gänzlich beraubet, die in Europa vor der Morgenröthe hergehen. Wann ein Regen oder Nebel entstehen soll, so hört man gemeiniglich ein dunkeles aber sehr starkes Geräusche aufsteigen. Man siehet öfters brennende Luftzeichen, die den Cometen ähnlich sind, aber viel minder sich erheben, und die Luft mit einer grossen Geschwindigkeit durchschneiden. Die Winde sind von einer ungemeinen Stärke: sie zerstören die Häuser, sie reissen Bäume aus, und ein Mensch, der in einem solchen Sturme auf dem Felde sich befindet, ist unumgänglich gezwungen, sich auf die Erde niederzulegen, wann er nicht will fortgetragen werden.

Die

Die Europäer sind unter diesem Himmelsstriche sehr kränklich. Die Missionarien haben nicht leicht ihr fünfzigstes Jahr erreichet, oft leben sie nicht über drey oder vier Monate.

Die Ankunft muß man insgemein mit einer Art von einem sehr schmerzhaften Purpurfieber bezahlen, wobey es tödtlich ist, sich zu erkälten, wann die grosse Hize die Schweißlöcher eröfnet hat.

Die Malabaren können ihr Clima besser vertragen, es giebt viele alte Leute unter ihnen; aber die Zahl ihrer Jahre übertrift diejenige nicht, die man in Europa erreichet. Die Krankheiten unter ihnen sind hestig: plözliche und tödtliche Convulsionen, Lähmungen, hizige Fieber. Die Pest ist ihnen gleichwohl unbekannt. Diese grausame Landplage scheint der Bottmäßigkeit der Türken eigen zu seyn, und vielleicht hat sie ihren eigentlichen Siz blos in Egypten, wo das in einer unendlichen Menge von Canälen und unterirdischen Gräben stehende Wasser, unter einem so heissen und trokenen Himmel, zu faulen, und die Luft mit einer grössern Kraft anzusteken scheinet, als in der übrigen Welt.

Die eigentliche Farbe dieser Völker ist schwarz, aber die Braminen, und überhaupt

die Maratten sind gelblicht, und in ihrer Farbe wenig von einem recht verbrannten Portugiesen unterschieden. Die Pareier, die die niedrigste Classe der Malabaren ausmachen, sind unendlich viel schwärzer, als der übrige Theil der Nation. Ein sehr natürlicher Begriff wird daher bekräftiget, den man neulich streitig machen wollte. Alle Menschen sind von eben der Art, und die drey Classen von weissen, schwarzen, und rothen Menschen, haben nur in gewissen zufälligen Eigenschaften eine Verschiedenheit an sich, die von dem Clima, von der Art sich zu kleiden, von der Auferziehung, oder von einer andern zufälligen Ursache abhängt. Vor zweyhundert Jahren war die gelbe Tulpe die einzige, die man in Europa kannte; was vor eine erstaunende Verschiedenheit von Farben hat man nicht seit der Zeit in diesen Blumen gesehen.

Die Thiere haben in diesem Lande nichts sehr besonderes. Doch giebt es kleine Hirsche, die nicht grösser als Hasen sind, und gleichwohl ein vollkommenes Geweyhe haben. Es giebt auch ganz schwarze Steinböke, sehr eifersüchtige Thiere, die mit ihren Hörnern bis auf den Tod kämpfen; Fledermäuse so groß wie Kazen, die den ganzen Tag herum fliegen, und übrigens auch ohne den geringsten

ringsten Ekel gespe'set werden; unterschiedene Arten Vögel von prächtigen Federn, deren Gesang aber um so viel unangenehmer ist, als ihre Farben reicher sind; weisse Ameisen, die sich Gebäude von Erde machen, und in solcher Menge herumschwärmen, daß man das Hausgeräthe vor ihnen nicht anders verwahren kann, als wann man die Füsse in Wasser stellt. Ich führe diese sonst genug bekannten Ameisen an, weil die Schriftsteller sagen, daß in einer jeden Schaar einige Alte aus ihrem Mittel vorkommen, die gröſſer seyen als die übrigen. Das sind die Mütter der Ameisen: dann diese Thiere haben sowohl als die Bienen, ein Volk ohne die Unterscheidungszeichen eines Geschlechtes, und das zur Arbeit gebohren ist; dann Männchen, die geflügelt sind, und Weibchen in einer geringen Menge, die man Könige heissen würde, wann man sich so viele Mühe gegeben hätte, die Ameisen zu erforschen, als bey den Bienen geschehen ist.

Die Pflanzen dieses Landes haben mit den Europäischen gar nichts gemein, und man könnte kein Blümchen von der Erde aufheben, das für einen Kräuterkenner nicht eine Merkwürdigkeit wäre. Die Missionarien haben uns von vielen Gewächsen lehrreiche Nachrichten gegeben. Der Palmbaum, dessen Blätter den Malabaren anstatt des Papiers

dienen, iſt von dem Cocos und dem Dattelbaum unterſchieden. Der Ala, oder Wurzelbaum, der niemals ſo freudig wächſt, als wann Vögel die Saamen deſſelben verſchlungen haben, und nachgehends mit ihrem Kothe auf die Erde fallen laſſen. Der in Aſien ſo berühmte Betel, der ſich wie die Hopfen um ein feſtes Punkt herum erhebt, und reyhenweiſe zwiſchen eben ſo vielen kleinen Gräben gepflanzet wird, die immer mit Waſſer müſſen angefüllet ſeyn. Eine Art von Melongena, die man wie Salat genieſſt, und die von verſchiedenen Verfaſſern für das wahre Dudaim der heiligen Schrift gehalten wird, weil ſeine Frucht einer Art von einem irdenen Geſchirre ähnlich iſt, das man in den orientaliſchen Sprachen Dod nennet. Ganſchy, eine berühmte Pflanze, von welcher die Miſſionarien ſagen, daß ſie der Artemiſia durch ihre Geſtalt und den Geruch ähnlich ſey, deren Saamen und Blumen aber dem Hanf nahe kommen. Dieſes iſt eben die Pflanze, deren Saamen wie Tobakrauch zu ſich genommen, angenehme Verwirrungen im Geiſte verurſacht. Die Soldaten halten viel darauf, weil bey ihnen durch die Kraft dieſes Gewächſes eben die mechaniſche Herzhaftigkeit entſtehet, die das Opium bey den Türken erweket. Die Tader, eine Art von Mönchen, bedienen ſich dieſes Mittels auch, wann ſie in Entzükungen gerathen wollen.

Man

Man spricht noch immer von der Datura, und man versichert, es seye das Stramonium, das nunmehr in Europa bekannt ist, und in Indien gebraucht wird, die Leute um ihre Sinnen zu bringen, und nach irgend einem unbekannten Orte zu schleppen, wo man sie zu Sclaven macht. Die grosse Art vom Ricinus, deren Nüsse mit Wasser abgekocht, und hernach gedörrt und eingenommen, sanft abführen, hingegen wie der Coffee gebrandt, ein Oehl von sich geben, das in Indien zu den Lampen, und auch das Haupt zu salben sehr viel gebraucht wird. Malakische Körner, die eine Art von Wolfsmilch zu seyn scheinen, ein heftiges Purgiermittel, dessen sich manchmal die Malabaren bedienen. Tamarci, eine Blume, die im Wasser wächset, und hier den Göttern geheiliget ist. Dieses kann zur Probe genug seyn, mehrere Nachrichten hierüber wird man in der neun und zwanzigsten Fortsezung antreffen. Ich will nur eine einige Beobachtung beyfügen, die eine Anmerkung des Linnäus bekräftiget: In den heissen Ländern werden die Stämme aller Gewächse viel höher als in kältern Climaten; die Melisse wird auf Malabar zu einem wahren Bäumchen, da sie in Nieder-Deutschland ein Kraut bleibt, und mit Noth die Winterkälte ausharret.

Aber die Königin der Malabarischen Pflanzen ist der Reiß. Er nährt fast allein den grösten Theil der Nation, und dient auch dem Reichen anstatt des Brodtes, weil der Weizen auf Malabar nicht fortkömmt. Der Akerbau besteht fast einzig in der Anpflanzung des Reises; diese Bemühung ist auch in Ehren, und diejenigen, die dieselbe über sich nehmen, haben vor den Handwerkern den Vorzug.

Man säet den Reiß im Junius in ein weiches Land, das zu einem wahren Morast vermittelst der ausgetrettenen Flüsse wird. Wann die Pflanze einer Hand hoch ist, so zieht man dieselbe wieder aus, und verpflanzt sie in ein bewässertes Feld. Die Erndte geht im Anfange des Winters vor sich. Nichts ist einfacher, als der Pflug, und ein Baum, der voller Aeste ist, dient ihnen anstatt der Ege.

Wann der Reiß dürre ist, so kocht man ihn mit Wasser oder Milch, und ißt ihn mit vollen Händen. Man bedienet sich auch desselben noch auf andere Art: man zieht von ihm einen Brandtewein ab, den die Europäer oft mißbrauchen: dann die Einwohner des Landes entsezen sich vor starken Getränken, die freylich nicht anders als ihre Tage verkürzen würden; sie würden Feuer in das

Feuer

Feuer giessen, das die Menschen ohnedem nur allzusehr verzehret.

Man ißt hier beynahe kein Fleisch, auch die Europäer enthalten sich davon; die Einwohner haben keine Fleischbank, und begnügen sich mit einigen Hünern, Böklein, und Fischen. Aber die Lehre von der Seelenwanderung ist vielleicht doch nicht die wahre Ursache von dem Gesetze, das den Heiden in Indien verbietet, Thiere zu schlachten. Es kan seyn, daß es nur ein heilsamer Befehl etwa eines alten Königes ist, der auf das unvermeidliche Ungemach aufmerksam war, das nach einer Nahrung folget, die in den heissen Ländern der Fäulnis so sehr unterworfen ist: oder der vielleicht die Thiere damit erhalten wollte, die zu dem Landbaue dienen, weil sie mit vieler Mühe zu ihrem Wachsthum gelangen, und auf Coromandel klein und schwach sind. Diese Vermuthung wird bestärket, weil unter allen Thieren die Kuh am höchsten gehalten wird, und die Fische von der Lehre der Seelenwanderung keinen Vortheil ziehen: die Fische arbeiten für den Menschen nicht, daher macht sich auch der Mensch auf Malabar gar kein Bedenken, dieselben zu seiner Speise zu gebrauchen.

Die Grossen, und insonderheit die Maratten, haben nicht eine gleiche Achtung für die Thiere; sie bedienen sich derselben ohne

Bedenken auf ihrer Tafel. Aber überhaupt lebt man doch fast einzig von Gewächsen. Das vornehmste Gericht bey den Grossen, ist ein Stük Ambra, das manchmal bis sechstausend Piastern werth ist, und wovon sich ein jeder Gast ein sehr kleines Bißgen herausnimmt.

Das dem Lande angemessene und auch gemeinste Getränke ist das Wasser; man kennt den Wein nicht, obschon die Trauben in den Gärten zur Zeitigung gelangen. Die Missionarien verbessern das rohe Wesen des Wassers mit etwas Mumme, einer Art eines starken Bieres, das sich unter der Linie vollkommen erhält.

Die Malabarische Nation, die man seit den Missionen nun besser kennt, ist von der Barbarey weit entfernet, und scheint auch wohl niemals in dieselbe verfallen gewesen zu seyn. Ungeachtet der Erniedrigung, in welcher sie durch eine harte, unumschränkte, und dabey nichts destoweniger beständig wankende Regierung gehalten ist, hat diese Völkerschaft dennoch ihre Künste, ihre Religion, und sogar ihre Wissenschaften: und sie scheinet vielmehr etwas von der Einsicht ihrer Vorfahren verlohren zu haben, als daß sie weiter gekommen seye. Man findet zu Sidambaram ein Schloß von vier erstaunenden Thürmen, das mit seinen Balken ganz in Felsen eingehauen ist. An dem

dem nehmlichen Orte siehet man verschiedene Tempel von einer verwunderungswürdigen Grösse, die mit einer Menge von Figuren und unbekannten Buchstaben prangen, und alle aus blossen Felsen bestehen, die mit einer alle Einbildung übersteigenden Kunst gehauen sind. Zu Masulipatnam findet sich eine Pagode von Stein, die auf eben die Art ausgearbeitet ist, und zu Mahalitburam trift man einen abgerundeten Felsen an, dessen Masse, die von einem ungeheuren Gewichte ist, auf einem einzigen Punkte ruht, womit sie auf das spizwinklichte Ende des übrigen Berges stüzet. Die Kunst zu distillieren ist auch hier sehr alt: die Europäer haben dieselbe von den Arabern, und sie war bey jenen auch zu den Zeiten des Paracelsus noch sehr selten.

Es ist wahr, die Malabaren von der niedersten Classe sind sehr verdorben, sehr dumm und unwissend, aber ihr Elend ist es, das sie oft tief herunter bringet. Dann die Missionarien haben aus den schlechtesten Leuten, den Pareiern, sehr geschäftige und eifrige Catecheten gezogen, die durch ihre Bemühungen einen grossen Antheil an der Bekehrung der Heiden erlangt haben. Ich rede hier vom Naianaiken, einem Pareiischen Soldaten, der, von allen Untermissionarien, sich am allermeisten durch seine Arbeiten und sein Leiden hervorgethan hat.

Die

Die Malabaren kommen, ungeachtet der Einfalt und Grobheit ihrer Werkzeuge, sehr wohl in allerhand Künsten fort. Ihre schönen gemahlten Tücher sind ein Beweiß davon. Ein Tischer ist zugleich ein Drechsler und ein Zimmermann, und zu allen diesen Arbeiten bedienet er sich blosserdings einer Art von einer sehr unvollkommnen Hake, eines Bohrers, eines Hammers, und eines Hobels. Auch findet man sogar in den Colonien wenig Europäische Handwerksleute; die Einwohner des Landes sind zulänglich, alles zu verfertigen, dessen man bedarf, und man kann ihre Arbeit gar viel wohlfeiler haben, als sie die Europäer zu liefern im Stande wären.

Die Malabaren haben eben so wie wir, ihre Wissenschaften, oft meinten sie gar dieselben allein zu besizen, und wollten nicht glauben, daß sie den Europäern bekannt seyen. Sie halten viel von der Arzneykunst, die überall den Römisch-Catholischen Catecheten den Zugang eröfnet. Auch ist dieselbe unter allen Wissenschaften die tröstlichste, und die, die uns in unsern gröften Uebeln beyspringt. Die Malabaren haben sich der Arzneykunst so sehr ergeben, daß der verstorbene Herr Gründler ein vollkommenes Lehrgebäude ihrer eigenen Kenntniß in derselben hat auszeichnen können. Ihren Bemühungen ist man hauptsächlich den prächtigen Malabarischen Garten schuldig, der

durch

durch die Freygebigkeit des Herren von Rheeden zum Vorschein gekommen ist, ein Werk das eben so merkwürdig durch seine guten Figuren, die doch alle von Malabaren gezeichnet sind, als durch die Menge der Kräuter wird, und den Dioscorides unendlich übertrift.

Diese Arzneywissenschaft der Malabaren bestehet in der Kenntniß der Pflanzen, und der Fähigkeit dieselben nach gewissen Formuln zu gebrauchen, die diese Aerzte auswendig lernen, oder von ihren Voreltern ererben. Sie verabsäumen doch auch die Chymie nicht. Sie bedienen sich verschiedener Steine und Pulver, die durch das Feuer herausgebracht werden, und sie ergeben sich sogar der Alchymie. Man hat in unsern Zeiten zu Tanschaur einen Landläuffer enthauptet, der dem Könige versprochen hatte, aus geringern Metallen Gold zu machen, aber nicht im Stande war, dem Golde die Beständigkeit zu geben, die es von der Natur empfängt. Diese Liebe zu der Alchymie scheinet mir ganz besonders, weil in diesem Lande das Feuer selten und theuer ist, und es mir vorkömmt, als wann der Kühmist nicht zureiche, denjenigen Grad der Hize hervorzubringen, der zu einer rechtschaffenen Zubereitung der Metalle nöthig ist.

Doch muß man aus diesen Aerzten keine Hippocraten machen, noch dieselben mit den Euro-

Europäern in eine Vergleichung ſezen. Können vornehme Herren in Indien von den lezteren haben, ſo werden ſie dieſelben immer den Aerzten aus ihrem eigenen Volke vorziehen; auch hat ſich zu unſern Zeiten der Mogol ſelbſt eines Wundarztes bedienet, der in dem Gefolge eines Abgeſandten der Engliſchen Compagnie nach Dehli gekommen war.

Die Malabaren üben ſich auch in der Poeſie, wenigſtens nennen die Miſſionarien einige Malabaren Poeten, und dasjenige Verſe, was ſie dichten; dann ich habe weder Reim noch Silbenmaaß in einigen Proben angetroffen, die man davon in den Nachrichten von Trankenbar gegeben hat.

Ihre Sprache ſcheint zu der Poeſie nicht geſchikt. Man ſagt zwar, ſie ſeye reich, deutlich, ordentlich, und auf beſtändige, und auch wohl angenehme Regeln gebaut. Aber der Geſchmak dieſer Nation iſt von dem unſrigen zu ſehr verſchieden. Sie lieben die Wiederholungen der Silben patta und kappa, die uns ſehr unangenehm ſcheinen; und ihre Wörter, inſonderheit die poetiſchen Wörter, ſind von einer Länge, die in den übrigen Sprachen der Welt unbekannt iſt. Ein König von Tanſchaur trägt einen Namen, der aus dreyzehn Silben beſtehet; und ich ſehe nicht, wie man dergleichen Wörter in einem Verſe anbringen kann.

Das

Das schlimmste ist, daß die Malabaren eben diese langschweifigten Wörter lieben, und daß ihre Dichter mit Vorbedacht lange Wörter aus einzelnen aneinander stiken.

Die Missionarien machen dreyerley Arten Malabarischer Sprachen: Das Tamulische, das die Sprache von Tanschaur ist, und in welchem die Bibel gedrukt ist; das Warugische oder Telugische, das in den nördlichern Gegenden gebräuchlich, und vom Herrn Schulze zuerst erlernet worden ist; und endlich das Kerendumische, welches die Sprache der Braminen ist, die auf Malabar ihren Ursprung nicht hat, und aus Caseia, einem wenig bekannten Striche von Indostan, ursprünglich herkömmt. In dieser leztern Sprache sind ihre Schriften über die mystische Gottesgelehrtheit abgefasset. Anstatt des Papiers bedienen sie sich der Olie, die lange und schmale Blätter von einer Art Palmbaumes sind, auf welchen man mit einem eisernen Griffel schreibet, und die man mit einer Art von Oel bestreicht, das in der Absicht die Feuchtigkeit abzuhalten, mit gebrandtem Zuker und Safràn vermischt ist.

Giebt es Malabaren, die sich einer Wissenschaft ergeben, so muß man doch nicht glauben, die Gelehrten seyen so gemein, als in Europa. Unter zehntausend Menschen wird man nicht einen antreffen, der

fähig

fähig sey, mit einer erträglichen Volkommenheit, seine eigene Sprache zu reden und zu schreiben, dann dieses ist schon eine sehr schwere Sache, die eine Bemühung von sechs Jahren erfordert *. Die Aussprache ist auch sehr mühsam. Herr Ziegenbalg, den die allergeschiktesten

* Einige Leser werden hier billig fragen, warum man dann mit so vieler Mühe die Sprache seines Vaterlandes erlernen müsse? Das Chinesische hat in diesem Umstande mit dem Malabarischen eine grosse Aehnlichkeit: eine Nachricht von dem Wesen desselben wird dasjenige aufklären, was hier von der Malabarischen Sprache zu wissen nöthig ist, und der Herr v. Haller kann mir selbst hierinn die Hand bieten. Ich habe einen alten philosophischen Grossen, sagt Er an einem Orte, (Extrait de la Logique de Mr. Holman in der *Biblioteque raisonnée T. XXXVII.* P. II. p. 369.) wegen der Sprache der Chineser, wider einen Gelehrten, der ein Bewunderer davon ist. Es ist wahr, eine Sprache scheint reich zu seyn, wann sie achtzigtausend Buchstaben hat. Aber man kan sich in diesem Urtheile betriegen, wann man sich blos an der Anzahl hält. Ein Cabinet von funftausend Medaillen, die alle sehr von einander verschieden sind, ist mehr werth, als ein anderes von achtzigtausend Medaillen, die mehrentheils von gleichem Stempel wären, und nur achthundert verschiedene Reverse hätten, die bey einer jeden Art hundertmal wiederholet würden.

Die Chineser haben ein Wort für ein Pferd, ein anderes für ein Pferd von zwey Jahren, ein anderes für ein Pferd, das einen gewissen Fehler, oder eine gewisse gute Eigenschaft hat; sie haben hundert Substantiva, die nichts anderes als ein Pferd nach

schikkesten Pandarame, wegen der Reinigkeit, in welcher er diese Sprache redete, bewunderten, hat seinen Nachfolgern noch viele Fehler zur Verbesserung hinterlassen. Er machte aus einem T. ein D, und er schrieb tsch, wo er nur sch, oder s hatte schreiben sollen. Es giebt insonderheit zwey Buchstaben, die für die Fremden nicht herauszubringen sind. Der eine, den Herr Ziegenbalg rh schreibt, spricht sich fast wie rch, oder gar wie ch aus; die Europäer hingegen geben demselben den Ton eines l, Palläcatta zum Exempel anstatt Parbejakadsu. Der ander Buchstabe wird durch dh ausgedrukt, und ist vielmehr einem r ähnlich.

nach seinen verschiedenen Eigenschaften bedeuten. Ich bin immer überzeuget gewesen, diese wunderbare Sprache habe die Chinesen gehindert, sich in den Wissenschaften hervorzuthun. Man kann ihnen wirklich den Geist der Erfindung, die vollkommenste Aemsigkeit in ihren Unternehmungen, und ein gewisses abgesemtes Wesen, das vom Climat herzukommen scheinet, nicht absprechen. Ueberdem geniessen sie noch den beträchtlichen Vorzug, ein unzählbares Volk auszumachen, das gleichen Gesetzen unterworfen ist, und eben die Sprache redet, ein Volk, wo die Wissenschaften mehr geehret sind, als in der übrigen Welt. Nichts desto weniger haben es die Chinesen fast einzig in der Sittenlehre irgend wohin gebracht, die die Wissenschaft des Herzens ist, und von den Arabern, den Persern, und den ersten östlichen Völkern, ohne Denkereyen, und öfters ohne Bücher, eben so weit ist getrieben worden

Anmerkung des Uebersezers

Eben der Fluß wird von dem Herren la Croze Collaram, und von dem Herrn Ziegenbalg Colladham geschrieben.

Die Malabarische Rechenkunst ist ganz mechanisch. Sie lernen die Regeln derselben, und sogar die Exempel auswendig; sie haben eine unbeschreibliche Mühe, wann sie nur die Multiplicationen der einfachen Zahlen sich bekannt machen sollen.

Ihre Naturlehre ist sehr grob. Man darf nur ihre Anatomie ansehen, so wie sie in dem Wedam gelehret wird. Sie ist ganz und gar auf die Egyptische Weise eingerichtet. Bruhma herrscht in dem Gehirn; Pulejar in den Schlagadern der Hust; Wischtnu um den Nabel; Ruttiren um das Herz herum u. s. f. Sie machen, ich weiß nicht was für eine weitläuftige Eintheilung der Metalle, und sie wissen nicht die fremden, und den Hammer nicht aushaltenden, Materien von denselben abzusondern. Sie haben zwey Arten Metall, die ziemlich besonder sind, den wahren Tambac, eine Art von Kupfer, die sie dem Golde selbst vorziehen, und die bey ihnen fremd ist; und ein klingendes Metall, das aus zwey Theilen Zinn und acht Theilen Kupfer besteht; eben dieses ist das Metall, aus welchem durch ganz Ostindien alles Küchengeschirre gemacht wird.

Ihre

Ihre Aſtronomie iſt nicht vollkommener. Sie kennen in der That ſieben und zwanzig Sternbilder, in welche ſie das ganze himmliſche Heer, die zwölf Zeichen und die ſieben Planeten eintheilen. Aber ſie haben noch zwey Planeten, die ihnen eigen ſind; es ſind zwey Schlangen, deren ſie ſich bedienen, die Sonne- und Mondsfinſterniſſe zu erklären. Dieſe Himmelslichter werden durch dieſe ungeheuren Thiere, wie ſie glauben, mit ihren zahlreichen Hydrakopfen verdekt.

Ihr Jahr iſt ungefehr dem unſrigen gleich, es fängt den 21. Merz an; und alle vier Jahr bekommen ſie ein Schaltjahr, das um einen Tag länger iſt. Anſtatt der Wochen haben ſie beſondere Namen für vierzehn Tage, die ſich von dem Vollmond bis an den Neumond erſtreken; und dieſe Namen kommen, wie man gefunden hat, ſowohl von dem lateiniſchen her, als die Zahlen ihres Kerendum, der Sprache der Gelehrten. Es entſtehet daher nicht ein günſtiges Vorurtheil für das hohe Alter ihrer Wiſſenſchaften. Anſtatt eines Jahrhunderts, bedienen ſie ſich, wie viele andre Indianiſche Volker, eines Cycli von ſechszig Jahren, den ſie Antie nennen, und in welchem iedes Jahr ſeinen beſondern Namen hat.

Ihre Geschichtskunde erstreket sich in eine unglaubliche Menge von Jahren zurück. Aber wenn sie zu viel von der Fabelwelt wissen, so ist hingegen ihr Gedächtnis in Ansehung der wahren Welt, und der neuern und wahrhaften Geschichte sehr kurz. Man hat viele Mühe gehabt, dieselbe bis an den Anfang des siebenzehnten Jahrhundertes zu bringen, weil sich kein Verfasser findet, der aufrichtig und arbeitsam genug sey, die Mühe zu nehmen, der Nachkommenschaft eine wahre und umständliche Nachricht von den Geschichten seiner Zeiten zu hinterlassen. Sie werden von Darma, von Schoren, von Pandien, und vielen andern Königen sprechen, die weit über den Anfang der Welt nach unserer Zeitrechnung hinausfallen: aber man muß sie nicht nach den Namen der Fürsten fragen, die vor drey Jahrhunderten ihr Land beherrschet haben.

Die Malabaren wollen auch noch Lehrer der Ethic, der Dialectic, der Rhetoric, der Geographie, der Politic, der Mathematic, der Muße, und der Geometrie haben: Wenigstens trift man bey ihnen die Namen aller dieser Wissenschaften an; dann ich glaube nicht, daß sie vermittelst ihrer Geometrie, ihrer Geographie, oder ihrer Logic, jemals ihr Glück machen werden, wann ich nach den elenden Proben davon urtheile, die in ihrem

Wedam, das ist, in ihrer heiligen Schrift, enthalten sind. Sie kommen fast einzig in den Wissenschaften fort, die ganz allein von Vernunftschlüssen, oder vom Naturrechte abhangen, das in die Herzen aller Nationen eingeprägt ist.

Ich will es wiederhohlen, sie kennen die Tugend und die Gesetze der Natur, und man versichert, diese Tugenden würden von ihnen ausgeübet werden, wenn sie nicht unter der Tyranney schmachteten.

Die Diebe, sind selbst in den Zeiten der Unruhe, und der bürgerlichen Kriege, ziemlich selten. Das Mitleiden und diejenige Eigenschaft des Herzens, die bey den ersten Christen Charitas hieß, sind die den Malabaren am meisten angemessenen Tugenden, sie üben sie in aller ihrer Vollkommenheit, und Ausdähnung, bis gegen die Thiere aus: und sie bauen auf dieselbe ihre Seligkeit.

Aber die herrschende Religion verderbet alles. Sie ist das allergrobste, und auf das äusserste ausschweifende Heidenthum.

Zwar ist eine Art von einer ziemlich vernünftigen Deisterey ihren Gelehrten nicht gänzlich unbekannt. Wann man ihnen das ungeschliffene Wesen ihrer Religion und die unanziemenden Begriffe, die sie von der Gottheit geben, vorwirft, so wissen sie gar

klüglich die Religion der Gelehrten von der Religion des Pöbels zu unterſcheiden. Sie ſagen: eben der Gott, den ſie dem Volk mit fünf Angeſichtern, einem Hirſchen in der Hand, und andern noch ungebührlichern Eigenſchaften vormahlen, ſey ganz eigentlich ohne Materie, ohne Farbe, auch allenthalben gegenwärtig, und trage den Namen eines oberſten Weſens; denn das iſt, Wort für Wort, der Sinn des Malabariſchen Ausdrukes. Die Miſſionarien haben aller Orten Aerzte, Philoſophen, Pandarame, und ſo gar Braminen angetroffen, die ganz rund heraus ſagten, ihre Götter, und ihre geheiligten Bilder ſeyen nur für den Pöbel gemacht; man ſey dem wahren Gotte allein alle Anbetung ſchuldig; die geſezmäßigen Abwaſchungen dienen zu nichts, und man könne allein durch die Aufrichtigkeit und Güte des Herzens dieſem oberſten Weſen gefallen. Ihr Dichter, Tiru-wallnver, dann er wird ſo genennet, hat eine ganze Sittenlehre nach dieſen Grundſätzen geſchrieben; er verlacht in derſelben den Dienſt der falſchen Götter, und dringet allenthalben auf die Reinigkeit der Sitten, und auf die Verehrung des einigen Gottes.

Wann die Braminen und Pandarame ſich gezwungen ſehen, die Einheit Gottes zu beiahen, ſo wiſſen ſie eben die Ausflüchte zu finden, die die Römiſche Religion den Proteſtanten

teſtanten entgegen ſezt. Wir beten keine Marmor-Stüke an, ſagen ſie, wir machen aus denſelben Bilder, blos die Aufmerkſamkeit des Volkes zu erhalten, das ſich keine abgezogenen Begriffe von einem unkörperlichen Weſen zu machen weiß. Unſer Dienſt iſt, nur dem Scheine nach, dieſen Sinnbildern gewidmet, er gehöret allein dem Weſen aller Weſen, dem ewigen, dem einigen Schöpfer aller Dinge zu. Ihre Gnanis oder Nianis, ihre betrachtungsvollen Gelehrten, die ſich ganz den Sinnen entziehen, und, wie ſie ſagen, die volkommenſten unter allen Menſchen ſind, beten wirklich, auch nicht einmal dem Scheine nach, keines von dieſen Gözenbildern an, und haben für die Götter des Pöbels nichts als Verachtung. Die Türa-wark-hianen, eine unter den Nianis erhabene Secte, die alle Dinge dieſer Erde nichts achtet, hält auch nichts mehr von den Ceremonien; und die Scaniacanen, das iſt Leute die kein Blut haben, die gänzlich allen Gemächlichkeiten des Lebens, allem was den Sinnen angenehm ſeyn kann, ſich entzogen haben, würden es für eine Schande halten, Göttern zu dienen, deren ſie ihre Seligkeit zu würken gar nicht bedürfen, die ſie ohne dem ſo wohl verdienen.

Andere Pandarame wiſſen Gründe zu finden, womit ſie ihren Aberglauben und

das Chriſtenthum vereinigen wollen. Wir haben drey groſſe Götter, ſagen ſie, die nur einen ausmachen; das iſt eure Dreyeinigkeit. Der Zweyte dieſer Herren iſt in menſchlicher Geſtalt erſchienen; da habt ihr euren Chriſtus: eine Vergleichung, die ganz eigentlich mit den Erklarungen des Biſchofs von Condom überein kömmt.

Andre Gelehrte gehen in ihren Betrachtungen noch weiter, und Malabar hat ſeine Virrho, ſeine Montagne, ſeine la Motte le Vaver gehabt. Der Herr Ziegenbalg verſichert zwar, dieſe Zweifler greiffen bloß die ſtreitigen Puncten der verſchiedenen Malabariſchen Secten, und nicht die Gottheit an. Dann Atheiſten habe er weder unter den Hottentotten, noch unter den heidniſchen Schriftſtellern auf Malabar angetroffen. Aber er habe freylich freygeiſteriſche Braminen gekannt, die nach dieſem Leben nichts hoften, und ihr Glük blos in dasjenigte ſezten, was die Sinne kizelt.

Ihre Schriftſteller nehmen ein mehr als ſtoiſches Schickſal an, das ſich bis auf die freyen Handlungen erſtrecket; und Bruma, (das iſt der Namen eines ihrer drey groſſen Götter, des Schöpfers der Menſchen,) hat auf die Hirnſchale eines jeden Menſchen die Begebenheiten und die Beſtimmung ſeines künftigen Lebens geſchrieben.

Die

Die Braminen ſind kindiſch genug, die kleinen gezähnten Linien, welche die drey vornehmſten Nathen der Hirnſchale ausmachen, für die Handſchrift des Bruma anzuſehen.

Die Lehre von der Seelenwanderung iſt einer der vornehmſten Puncten ihrer Religion. Sie iſt es ſchon in den Zeiten angenommen geweſen, die weiter als die Geſchichte der Griechen hinausreichen, und ſie wird auch jezt noch, mit der allergröſten Leichtgläubigkeit von der Welt angenommen. Ein Engliſcher Capitain hätte bald eine traurige Erfahrung hierüber gemacht. Er handelte der Küſte nach, und beluſtigte ſich einmal mit der Jagd, da eine Windſtille ſein Schif aufhielt. Unglüklicher Weiſe mußte er einen Vogel tödten, den ſie Perumal nennen, und für das Pferd eines ihrer Götter vom erſten Range anſehen. Jemand hatte den Capitain ſchieſſen geſehen, und verklagte denſelben, ſo gleich verſammelten ſich die benachbarten Dörfer. Der Engliſche Religionsſchänder wurde gefangen, und man war im Begriff ihn aufzuopfern, da ein Mahometaner unternahm, um eine Summe Geldes, denſelben zu befreyen. Er rieht ihm an, ſeine Miſſethat zu bekennen, aber zugleich einen gültigen Grund für dieſelbe anzubieten.

Der unterrichtete Engelländer antwortete auf dem Stuhle der Uebelthäter: Mein Va-

ter, ist vor einiger Zeit gestorben, man hat ihn in die See geworfen, er ist eine Karpe geworden. Der Perumal war im Begrif, denselben unter meinen Augen zu verschlingen, könnte ich meinen Vater sterben lassen? Die Areopagiten des Ortes waren von der gerechten Sache des Engelländers gleich überzeuget, und es kostete ihn nichts als hundert Goldstücke, die der Mahometaner foderte, der ihm diesen heilsamen Rath gegeben hatte.

Diese Seelenwanderung ist das Fegfeuer der Malabaren. Die Menschen sagen sie, die gänzlich nach den Gesezen der Natur gelebet haben, kommen gerade nach den Tode in den Siz der Seligkeit. Aber solche Leute finden sich sehr selten: die meisten sind mit einem Laster befleket, dem sie sich vorzüglich ergeben: damit sie nun dafür abgestraft werden, so muß ihre Seele in neuen Körpern aufleben. Die Seele eines sündigen Monarchen büßt ihre Missethaten in dem Körper einer Sau oder eines Bettlers ab: und die Seele eines Gelehrten, dessen Unschuld nicht mit seinem Erkenntnisse übereinstimmig gewesen ist, erhält zum Urtheil, in den Körper eines Königes verbannet zu werden.

An dem grossen Gerichtstage, werden die Seelen unter der Gestalt eines Wurmes, oder eines unreinen Thieres auferstehen.

Da

Da muß die Seele noch ihre Versöhnung leisten, bis sie bereitet ist, in das Land der Götter einzugehen, ein Fabelland, davon diese Völker die Charte haben, und so gar die Entfernung der Oerter und die Ausmessungen der güldenen Erde, und der Meere kennen, die von Wein und Honig fliessen, und einen Theil dieser Elisеischen Gegenden ausmachen.

Die Malabaren sind nicht gleichgültig über das Schicksal, das sie nach diesem Leben zu gewarten haben; es ist nichts, das sie nicht vornehmen, sich eines bessern Lebens zu versichern: daher sie dann auch eine unendliche Menge gottseliger Werke von allerhand Arten verrichten.

Es giebet welche, die zum Glüke der Gesellschaft, oder wenigstens zu einer Zierde derselben, und zu der Unterhaltung der Priester zielen. Man bauet Pagoden auf, und machet Stiftungen dazu: man läßt Wasserbehältnisse zu den aßezlichen Abwaschungen graben, man richtet Häuser auf, die den Reisenden zur Ruhe und zur Erquikung dienen sollen, und man vermacht zu denselben Einkünfte, die man anwendet, Wasser und Milch zum Dienste derjenigen herbeyzuschaffen, die die Müdigkeit zwinget, sich in diese Ruhstätte zu begeben. Man bezahlt die Unkosten bey dem Verlöbnisse der Armen, und sorget hauptsächlich

sächlich für die Bedürfnisse der Braminen; man bürdet seine Sünden einer Kuh auf, und ein Bramin übernimmt das ganze Pak zusammen mit samt der Kuh. Die Malabarischen Priester sind so sehr von der Kraft dieser guten Werke überzeuget, daß einer ihrer besten Gründe wieder die Mission war, man solle diesen Fremdlingen den Gefallen nicht erweisen, Wohlthaten von ihnen zu empfangen, die denselben eine grosse Widervergeltung zuziehen würden.

Eine zweite Classe von guten Werken bestehet in den Abwaschungen, davon die feyerlichste im Meere geschieht, wo die Götter hingetragen werden, und ganze Völker sich zusammen baden. Zu eben dieser Classe gehöret das schamlose Lingam, und die Halsbänder Rutschiram, die aus einer Art von Früchten gemacht wurden, wovon der Vorrath aus Malacca kommt. Sie meinen auf diesen Nüssen eine Vorstellung der Angesichter des Tschiwen zu finden.

Die dritte Classe machen die Bussen aus, und diese ist der einzige Weg, den die Armen haben, ihre Sünden auszusöhnen; und worzu verstehet sich der sündige Mensch nicht, damit er die Vorwürfe seines Gewissens besänftigen könne, ohne verbunden zu seyn, sein verdorbenes Herz zu bessern! Man schleppet in Italien Crucifixe nach, man trägt hä-

härene Kleider, man hat Geisseln, und zuweilen bedienet man sich derselben.

Auf Malabar thut man unendlich mehr. Man trägt Bußpantoffeln, die inwendig mit Nägeln und Dornen bewafnet sind; man läßt sich den Rüken durchstechen, ein Seil durch die zwey Oefnungen der Wunde durchziehen, und sich mit demselben an eine Art eines Galgens aufhängen.

Andere Bußfertige wälzen sich nakend in dem Sande herum, oder bringen ganze Tage darmit zu, daß sie immer auf das Angesicht fallen, und jedesmal wieder aufstehen, und eben diese Uebung so oft wiederhohlen, als sie einen Weg, der von der Länge ihres Körpers ist, zurükgeleget haben. Andere stellen sich einem langsamen Feuer bloß, das sie beräuchert. Andere lassen ihre Haare vier bis fünf Ruthen lang wachsen. Andere sezen sich der allerstärksten Sonnenhize aus, und bleiben ganze Monate mit entblößtem Leibe stehen, der die senkelrechten Strahlen von allen Seiten her empfängt. Andere streken einen Arm oder ein Bein unbeweglich von sich, bis die Muskeln durch ihre Erstarrung die Kraft das Glied zu regieren verlieren. Andere schiessen lange Gebeter ab, da sie unterdessen den Kopf im Wasser versenket halten, oder sich auf die Hände stüzen,

zen, und ihre Beine in die Höhe streken. Andere verlassen ihr Vaterland, wandern in der Irre herum, und leben blos vom Allmosen, oder vermeiden die menschliche Gesellschaft, und schlagen ihre Wohnung in Höhlen auf, wo sie sich in sich selbst verhüllen, und in der Betrachtung leben.

Man sieht aus dieser umständlichen Erzehlung, daß, so viel als die Bussen betrift, die Römischkatholischen Geistlichen die Malabaren nichts lehren werden, und daß ein Franciscus von Assis übel zu recht käme, wann er sich mit den Jogis oder den Dawaschis vergleichen wollte.

Der Begriff, den sich die Malabaren von der himmlischen Glükseligkeit machen, ist gewissermassen nicht ungereimt. Sie haben mystische Bücher, wo man diese Seligkeit in drey Staffeln abtheilet. Der erste bestehet darinn, daß man in dem nahen Anschauen Gottes lebe: der zweite, daß man seinem Bilde ganz ähnlich werde, und der dritte, daß man gänzlich mit dem Wesen aller Wesen vereiniget seye. Das Volk hat freylich viel sinnlichere Begriffe, und so gar ihr Wedam redet blosserdings von einem ganz Mahometanischen Paradiese. Was für ein anderes Paradies könnte auch wohl Thieren zukommen, die diese armen Leute gleichfalls der ewigen Seligkeit eben so fä-

hig

hig achten, als die Menschen selbst, und aus einer gleichen Blindheit die Pareier davon ausschliessen, weil sie unreine Dinge berühren.

Ihre Hölle ist ganz körperlich, und etwa so, wie uns die Gemählde dieselbe in den Klöstern vorstellen. Wann die Seelen der Gottlosen aus ihren Körpern herausgetreten sind, wann sie ihr Endurtheil von dem GOtt des Todes Emen empfangen haben, der die Bücher des Lebens vor sich liegen hat, worinn die Thaten der Menschen enthalten sind, so werden sie in einem Sacke nach der Hölle hingetragen. Aber diese Hölle ist würklich nur ein Fegfeuer; die Seelen kommen aus derselben nach zwanzig Geschlechtern wieder heraus, und treten unter der Gestalt dieses oder jenes Thieres wieder in die Welt, und die allgemeine Ueberschwemmung der Erde, ihr Brand an dem Ende der Tage, und ein allgemeines Gericht über die Menschen, sind zu allen Zeiten in den Büchern der Malabaren erkannt worden. Die Opfer für die Verstorbenen sind bey ihnen gebräuchlich, und es giebt Priester, die Zettel verkaufen, welche dem Gotte des Todes zugeschrieben sind, und eine Empfehlung enthalten, daß man dem Vorweiser derselben ein Quartier auf der güldenen Erde, oder in einer andern glükseligen Gegend des Götterlandes verschaffe.

Nichts

Nichts ist bequemer, als nach seinen Begierden, so lange als es möglich seyn kann, zu lebzn, und seine Seligkeit nach dem Tode auf die Unkosten seiner Erben zu bewürken. Die verdorbenen Menschen, und die Priester, werden gleich kräftig durch den Eigennuzen angehalten, dieses Lehrgebäude zu vertheidigen; man muß sich also nicht wundern, daß daßelbe in der Welt sein Glük gemacht hat.

Die Religion des Pöbels ist sehr ungeschliffen und wiedersinnisch. Sie nimmt bis auf dreyhundert und dreißig Millionen Götter an, die alle zugleich da sind, alle mächtig, alle bemühet sind, auf der Menschen Thaten acht zu haben, und dieselben dafür entweder zu belohnen oder zu strafen. Sie sind den Göttern des Homers und des Ovids durch ihre Missethaten, und durch ihre schlechten Sitten ähnlich. Sie sind der allerschändlichsten Unreinigkeit, dem Zorne, und so gar dem Diebstahl ergeben; sie sind mächtige Teufel, denen man den Namen von Göttern beygeleget hat, um denselben zu entheiligen.

Die Völker haben aber neben diesen Göttern noch wahre Teufel, die dafür erkannt sind, aber nichts desto weniger von einigen Leuten der niedersten Casten angebetet werden. Diese Teufel haben die Seelen der Menschen, die sich selbst entleibet, oder die eines plözlichen Todes gestorben sind,

zu

zu Untergebenen. Sie glauben, diese bösen Geister können die Menschen besitzen, und sie haben Beschwerungen, womit sie dieselben austreiben. Diese angeblichen Besessenen sind aber blosse Kranke, und die Betriegerey der Braminen in ihren Beschwerungen ist mehr als einmal von den Missionarien entdeket worden.

Der Dienst der Götter kömmt mit den Neigungen dieser boßhaften Gottheiten überein. Die Pagoden der Braminen sind, wie die Tempel in Cypern, mit einer Caste von liederlichen Weibsbildern angefüllet, deren einzige Beschäftigung darinn besteht, daß sie vor ihren Göttern tanzen, und die Unzucht der Priester befriedigen: Diese schändliche Caste erhält, und vermehret sich, ganz allein durch ihre Ausgelassenheit: weder diese Tänzerinnen, noch ihre Kinder, können heyrathen; und von Geschlechte zu Geschlechte pflanzt sich dieses Gesindel nicht anders, als durch eben das Laster fort, dem sie ihre Geburt schuldig sind.

Dieses unordentliche Wesen ist um so viel verwunderungswürdiger, da die Gesetze des Landes die Hurerey nicht zulassen, und den Ehebruch hart verbieten. Können diese armen Völker dann glauben, die Götter werden sich eben die Unthaten gefallen lassen, die die Menschen selber verabscheuen?

Das Indianiſche Heydenthum hat weder ein Oberhaupt, noch ſymboliſche Bücher, und die Vernunft enthält ſich darüber zu urtheilen; man muß ſich alſo nicht ohne dem verwundern, wann daſſelbe in 360. verſchiedene Secten eingetheilet iſt. Dieſe Secten ſind freylich ſehr verträglich, und es iſt in ganz Indien eine herrſchende Lehre, daß die Menſchen, die das Geſetz der Natur beobachtet haben, ſelig werden ſollen, ſie mögen nun immer von einer Religion ſeyn, wie ſie wollen.

Die Prieſter ſind von verſchiedenen Arten. Die einen werden dazu gebohren, die andern haben keinen Beruf, als ihren bloſſen Willen.

Die Braminen ſind alle gebohrne Prieſter. Sie haben keine andre Beſchäftigung, als die Pagoden zu bedienen, und die öftern Feſte ihrer Götter anzuordnen. Dieſe Feſte beſtehen in Proceßionen und Tänzen. Es iſt ganz natürlich, daß derſelben viele ſind, und daß eine iede Woche ihr eigenes hat. Nichts läßt angenehmer, als ſingend und tanzend ſeine Seligkeit zu bewürken, und den Himmel eben ſo zu erobern, wie die Helden in der Oper ihre Siege erhalten.

Dieſe Prieſter verſtehen ganz und gar nichts, ſie unterrichten niemals das Volk, und ſie glauben keinen Beruff zu haben, die

Sit-

Sitten desselben zu verbessern. Tausend mal hat ihnen vor den Missionarien das Volk vorgehalten, sie denken nur an ihren Bauch, und bekümmern sich keineswegs um das Heil der Menschen; auch dorften sie es nicht verneinen. Wirft man ihnen ihre Trägheit und ihre Unwissenheit vor, so schicken sie die Missionarien an die Propheten, die allein sich mit der Erkenntniß der Wahrheit abgeben; und entschuldigen sich wegen der schweren Bemühungen, die ihr Götterdienst von ihnen fodert.

Die Malabaren haben zu Gesetzbüchern vier Wedam, die nicht geschrieben sind, und von den Braminen auswendig gelernt werden, so wie es vormals die Druiden thaten. Diese Vorsorge ist sehr dienlich, wann man das einträgliche Monopolium der Religion für sich behalten will. Die Missionarien haben gleichwohl einen Braminen zu bereden gewußt, daß er seinen Orden um die vier Bücher ihres Wedam betrogen hat, und man findet dasjenige, das sie Jadsur nennen, in der sechs und vierzigsten Fortsetzung. Es enthält eine lächerliche Beschreibung ihrer eingebildeten Welten, mit einigen Anweisungen zu den Ceremonien, die den Götterdienst angehen. An die Sittenlehre ist nicht gedacht, und der Namen der Tugend ist nicht erwehnt. Der Wedam ist daher den Legenden einer gewissen Kirche nur allzu

ähnlich, nur daß diese die Leute besser zu überreden weiß. Das vierte Buch wird nicht öffentlich gelehret, und enthält blos die abergläubigen Ceremonien ihrer Zauberkunst.

Sechs andre Bücher, von einem niedrigern Range, sind das Lehrgebäude der Malabarischen Theologie, und die Lehren des Wedam sind in denselben in Ordnung gebracht. Achtzehen Bücher sind eben so viele Auslegungen von diesen, und setzen die eingebildete Geschichte ihrer Götter fort.

Ausser dieser heiligen Bücher giebt es noch eine ganze Menge, die die Sittenlehre und die Wissenschaften abhandeln. Unglücklicher weise sind alle diese Bücher in der Sprache der Gelehrten geschrieben, die dem Volke, und auch selbst einem Theile der Gelehrten unbekannt ist. Auf diese Weise werden die Braminen zu unumschränkten Herren der Religion, denen der Weg zum Heile allein bekannt ist: eine Handlung, die eben so viel abträgt, als die Gold- und Diamantminen.

Es giebet nach den Braminen noch eine ziemliche Anzahl Priester von allerhand Arten, die aus allen Classen gezogen sind. Die Jogis das ist Reisende, die Dawaschis (Bußfertige), die Pandarame (Gelehrte), und hauptsächlich die Niani (Betrachtende), sind

Leute

Leute von verschiedenen Orden, die sich gänzlich der Religion gewidmet haben. Die Pareier sogar, die von den Braminen, denen sie sich nicht nähern dürften, so sehr verachtet sind, haben ihre besondere Priester, die sie Walumver nennen, und unter denen die Missionarien geschickte Leute gefunden haben.

Da die Götter fast alle auf der Erde, und hauptsächlich in Coromandel erschienen sind, so sind daher eine unendliche Menge geheiligter Oerter entstanden, wohin man Wallfahrten anstellt, und wo man glaubt, daß die Götter sich der Sterblichen mehr annehmen, als in solchen Gegenden, die nicht mit ihrer Gegenwart beehret worden sind. In dem kleinen Königreiche Tanschaur finden sich drey hundert vier und sechszig dergleichen heilige Oerter. Hier lieget wieder eine deutliche Aehnlichkeit des Heydenthumes mit einer Kirche, die sich den Titel der Wahren anmasset, da doch ihre Lehre mit ausgedrückten Worten in beyden Büchern des alten- und neuen Testaments verworfen wird.

Das Heydenthum kömmt ferner mit eben dieser Kirche in dem Vorzuge überein, den es den Ceremonialischen Gesetzen vor den Sittlichen giebet. Schlagt euren Vater tod, ein Tutschei, das ist eine Versöhnungsceremonie, wird die Sache schon vergleichen.

Aber wenn ihr eine Kuh umbringet, so ist auch sogar um Geld kein Heil mehr zu finden. Eben so sind der Mangel der Liebe seines Nächsten, und die Treulosigkeit in den Bündnissen nur kleine Sündchen, wenn man sie mit dem Verbrechen zusammen hält, an gewissen Tagen Fleisch zu essen.

Die Tugenden, die der Aberglauben lehrt, kosten unser verdorbenes Herz nichts. Nur die Verbesserung des Inwendigen ist uns zuwieder. Wie angenehm ist es nicht zu glauben, man habe seine Pflicht gethan, wann man nichts als Fische ißt!

Dieser grossen Unvollkommenheiten ungeachtet, hat dennoch die Malabarische Religion eine Ehrerbietung für die ewigen Gesetze der Natur beybehalten. Sie verdammt die Laster, und sogar die Laster, die man nur hat begehen wollen, und die die Gesetze nicht verbieten können, obschon die Sittenlehre dieselben mißbilliget. Die Trägheit, der Undank, und das verletzte Gastrecht werden von den Malabaren unter die größten Missethaten gezählet.

Die Tugenden, die das Heydenthum anbefiehlt, sind eben die, die man in Europa hochschätzet. Der Unterscheid des Guten und des Bösen muß sehr deutlich und leicht zu fühlen seyn, weil er von allen Secten und von allen Religionen erkannt wird.

Unter

Unter den Positivgesetzen ist das allerstärkste die Enthaltung vom Fleisch, und insonderheit vom Kuhfleisch. Man muß sich gänzlich aller Nahrung, die von Thieren kömmt, enthalten, um das Lingam tragen zu dörfen, das ein unreines Sinnbild von dem Werke der Erzeugung ist, womit diese schändliche Religion durch einen ausdrüklichen Befehl einen andächtigen Menschen ausziert. Die mit gewissen Ceremonien geweyhete Asche vom Kuhmist hat eine grosse Macht auf die Götter; sie ist eine Reliquie, womit man sich die Stirne reibet, um der Gottheit angenehm zu werden. Welche Blindheit, zu glauben, Gott werde uns unsre Sünden verzeihen, weil wir einen wurmstichigen Knochen, ein wächsernes Bildchen, oder ein halbes Quentchen Asche bey uns tragen! und gleichwohl herrschet diese Blindheit unter den gesittetesten Völkern des Erdbodens.

Ein sehr gefährliches Stück der Malabarischen Religion, ist ihre Meynung von dem Ursprunge des Uebels. Sie glauben, das Verderben, das sie Zorn nennen, sey den Menschen angebohren, es sey ihm eigen, und Gott habe die Zeichen desselben auf dem Leibe des Kindes ausgedrücket, ehe es an das Tageslicht gekommen ist. Sie suchen freylich die Folgen dieser Lehre zu lindern, in dem sie zeigen, daß dieses Verderben durch

die Betrachtung, und durch die guten Werke könne überwogen werden. Aber ſie bleibt nicht weniger die allgemeine Entſchuldigung aller laſterhaften Menſchen, denen man den ſchlechten Zuſtand ihrer Seele vorwirft.

Die Vielweiberey iſt in Indien zugelaſſen. Doch iſt nur den Königen erlaubet, bis auf fünf Weiber zu heyrathen; Halten ſie ſich aber einige Buhlſchaften über dieſe Zahl hinaus, ſo kömmt es daher, weil ſie ſich über die Geſetze erhoben glauben.

Von dieſen fünf Weibern iſt nur eine die wahrhafte Königinn, und dieſe hat das Vorrecht, nach dem Tode ihres Mannes leben zu dürfen; die andern müſſen mit ihm in den Tod gehen. Sie werfen ſich in einen brennenden Scheiterhaufen, der ihre Aſche mit der Aſche des verſtorbenen Gemahls vermenget. Dieſe Gewohnheit iſt zum Geſetze geworden, und die Mißionarien haben in unſern Zeiten in den Jahren 1721. und 1738, einige Wittwen vom Adel geſehen, die ſich freywillig mit ihren Männern verbrannt haben. Die Maratten, von welchen das Königliche Haus von Tanſchaur herſtammet, haben dieſe barbariſche Gewohnheit nicht angenommen.

Die Regierung aller Indianiſchen Völker iſt unumſchränkt, und aufs äuſſerſte hart; und die von Tanſchaur iſt es noch

mehr,

mehr, wegen der vielfältigen Streitigkeiten, die der König mit den Mogolischen Statthaltern von Narkadhu und seinen heydnischen Nachbarn hat. Der König nimmt von seinen Unterthanen drey fünftheil ihres Reises; einen übermäßigen Antheil, der den Unterthanen kaum so viel überläßt, als sie zu ihrem Unterhalte nöthig haben. Manchmal nimmt man bis auf drey fünftheil und einen halben. Die Awalutar, oder Oberbefehlshaber, nehmen den Unterthanen ihres Bezirkes weg, was sie nur immer rauben können. Die Unterbefehlshaber bedienen sich der Feldwachen, Kühe und Lebensmittel zu stehlen. Die Grossen haben Soldaten, die ihr Recht erhalten; und die Gemeinen, die dasselbe nicht durch Gewalt sich schaffen können, haben wenig Trost von den Gesetzen zu hoffen, weil die Richter insgemein zu Gunsten dessen sprechen, der sie am besten bezahlt.

Diese Unterthanen sind in vier Casten oder Classen eingetheilet, die sich niemals durch heyrathen mit einander vermischen, und unter welchen die Niedrigern eine unendliche Ehrerbietung gegen die Obern zu bezeigen schuldig sind. Die erste Caste begreift die Braminen, die von dem Gott Bruma herstammen, und die sich über den König selbst erhaben glauben. Sie dürfen für keine Missethat mit dem Tode bestraft

werden, und ſie würden ſich für beflekt halten, wenn jemand aus einer niedrigern Claſſe ſie nur berührt hätte. Es iſt ihnen verboten etwas zu eſſen, das nicht von Braminen zugerichtet iſt; mit einem Worte ſie haben ſo viele Vorzüge, daß ſie dardurch dem gemeinen Weſen unnütz werden, und ſich ſelber gewiſſermaſſen zur Laſt ſind.

Die Tſchattiren, oder Edelleute, haben den zweiten und die Suttiren oder Bürger, den dritten Rang; der letzte iſt für die Pareier, die faſt aller Ehren beraubt ſind, die allerniederträchtigſten Werke über ſich nehmen müſſen, und ſich nicht einmal unterſtehen dörfen, eben die Götter anzubeten, die der geehrten Caſten Götter ſind.

Das Königreich Tanſchaur iſt mehr reich als es groß iſt. Seine Reichthümer kommen von der groſſen Handlung her, die die Einwohner in Reiß, gemahlten Tüchern, Färberholz und andern Waaren mit den Europäern treiben, und wofür ſie ſich mit Silberſtangen bezahlen laſſen. Es iſt in vier Provinzen eingetheilet, die manchmal den Brüdern des Königes zur Ausſteuer dienen.

Etwa vor hundert Jahren herrſchte eine andre Linie in Tanſchaur. Raguola-Naicker ſaß im Jahr 1650. auf dem Throne. Er war ein gerechter Fürſt, deſſen Angedenken noch immer in Ehren iſt. Er nahm nur zwey Drittheil von den Früchten der Erde weg.

Er

Er hielt auf das genaueſte aufs Recht, und des Nachts ließ er mit Fackeln die Unglücklichen aufſuchen, die Hülfe möchten nöthig haben.

Sein Sohn, deſſen Namen zu weitläuffig iſt, als daß man ihn hier wiederholen könnte, war ein wahrer Tyrann. Er ließ zwey von ſeinen Söhnen Hungers ſterben, weil ſie zu viel Herzhaftigkeit bey einem Einfalle des Mogolen gezeiget hatten. Sein Tod war ſeines geführten Lebens würdig, er wurde durch den König von Tirutſchinapalli in ſeiner Hauptſtadt belagert, ſie wurde bezwungen, und er ſelbſt getödet, nachdem man den Pallaſt angezündet hatte, wo alle ſeine Reichthümer, und die zahlreichen Schönheiten ſeines Serails, im Rauche aufgiengen.

Eine andre Linie beſtieg den Thron. Sie ſtammete von eben der Familie her, aus welcher Sivóſi entſprungen war, den man in Europa unter dem Namen von Sevagi kennet. Sie regieret noch, und Egoſchi Raſcha war auf dem Thron, da die Miſſion anfieng. Er war ein gerechter Fürſt, und führte eine glükliche Regierung. Aber ſeine Söhne Sarubóſchi und Duccóſchi ſchlugen aus der Art, und das Volk mußte darunter leiden. Die Indoſtaniſchen Völker verheereten das Land, viele Jahre hintereinander: die

die Könige von Tanschaur wurden nach einer kurzen Regierung nach einander vom Throne gestürzet; Madurei und Tirutschinapalli wurden von dem Mogol bezwungen, und Tanschaur sollte eben ein gleiches Schicksal erleben, da der König sich entschloß, bey den Marattischen Fürsten, als seinen Anverwandten, Hülfe zu suchen.

Diese wilden, aber tapfern Volker schlugen die Mogolischen Truppen im Jahr 1740. tödteten einer ihrer Generale, machten den andern in Tirutschinapalli zum gefangnen, und wurden die Befreyer ihrer Götter, die man aus Furcht vor den Mahometanern in die Erde vergraben hatte. Aber im Jahr 1712. hatten sich diese Hülfstruppen noch nicht zurückgezogen, und verwüsteten selbst das Land, dem sie zu Hülfe gekommen waren. Eben diese Völker haben im Jahr 1740. Porto-novo geplündert, und sich angestellt, als wenn sie Pondichery, die vornehmste Colonie der Franzosen angreiffen wollten. *

So-

* Die Marattен haben sich in die Kriege verschiedentlich gemischt, die die Engelländer mit dem Franzosen auf Koromandel geführt haben. Sie wohnen weiter nach Norden in den Gotischen Gebirgen, und stehen nunmehr im Kriege mit Hyderall dem Könige von Maissur. Die Könige von Tan-

So viel hatten wir von der Geſchichte des Landes zu ſagen: Nunmehr werden wir von der Miſſion ſelber ſprechen.

Tanſchaur ſind noch immer frey und unabhängend: aber der Nabab von Arcot hat ſehr nahe an ihren Gränzen zu Tirutſchinapalli ſeinem Sitz aufgeſchlagen, und die Engelländer haben daſelbſt eine ſtarke Feſtung. An beyden Orten, dort und zu Tanſchaur, haben nunmehr die Däniſchen Heydenlehrer einen freyen Zugang.

Zweyter Abſchnitt.

Von den Miſſionen.

Nachdem wir bis hieher eine Beſchreibung des Landes, der Sitten und Gewohnheiten der Einwohner von Trankenbar gegeben haben, ſo werden wir nunmehr dem Leſer die Abſicht und die Folgen einer Mißion bekannt machen, die der proteſtantiſchen Religion zur Ehre gereicht. Im Lande Tanſchaur lieget nun Trankebar, oder Taragu-Wadhi, eine Däniſche Colonie mit einer Feſtung.

Die Stadt hat Ofre Giedde, ein Edelmann aus dieſer Nation, von dem Fürſten von Tanſchaur, im Jahr 1621. erhandelt, und ſeit dem iſt ſie beſtändig von den Königen von Dännemark beſeſſen worden. Sie enthält etwa fünfzehentauſend Seelen, meiſtentheils

theils Heyden oder Römisch Catholische. Man findet einen genauen Plan davon in der neun und zwanzigsten Fortsetzung.

An diesem Orte hat der gottselige Friedrich IV. eine Mission angeleget, die von Tag zu Tag auf eine beträchtliche Weise zunimmt. Das Herz dieses Fürsten war mit einer rechtschaffenen Ehrfurcht für die Religion durchdrungen. Man weiß, daß er im Jahr 1709. eine grosse Abneigung zeigte, mit den Schweden einen Krieg anzufangen, und daß er vielleicht die Niederlage bey Pultawa sich nicht zu nutz gemacht haben würde, wann sich sein Gewissensrath nicht für die Gerechtigkeit der Sache erkläret hatte. Ein solches Bedeuten wird einem Lamettrie oder einer Emilie schwach, und vielleicht niederträchtig vorkommen.

Die herrschtigste Religion von der Welt beugt sich vor dem Ehrgeitze der Fürsten, und ihren Beichtvätern ist es eine leichte Sache, das Gewissen der Grossen bey dem Bruche der feyerlichsten Verträge zu besänftigen. Die Andacht, die in dieser Kirche herrschet, scheint an den Höfen nur als eine Wiedervergeltung statt zu haben. Man hat den unanständigen Begriff von dem Herrn der Welt, seine Gerechtigkeit lasse sich durch die Ergebenheit befriedigen, die man seinen Priestern erweißt.

Die

Die Anhänger dieſer Kirche machen eine Art eines Vergleiches mit Gott. Sie verſprechen ihm in eben der Zeit Stiftungen und Tempel, in welcher ſie ſeinen furchtbaren Namen entheiligen, und ihn blos anrufen, um ihre betriegeriſchen Tractaten noch betrieglicher zu machen.

Friederich IV. ſah mit Bedauren, daß viele tauſend Heyden unter ſeinem Zepter lebten, ohne daß man ſich die geringſte Mühe gab, ſie aus ihrer Blindheit herauszuziehen. Er bemerkte mit einer gewiſſen Schamhaftigkeit, daß die Proteſtanten ſich einzig mit der Handlung abgeben, ohne ſich, auch ſo gar aus Dankbarkeit, des Heiles dieſer Völker anzunehmen, von denen ſie ſo viele Vortheile ziehen.

Der Namen Jeſu Chriſti iſt aber auf Malabar eben nicht unbekannt. Seit vielen Jahrhunderten hat ſich auf der Weſtlichen Küſte eine beträchtliche Anzahl Thomas Chriſten * aus der Syriſchen Gemeinde befunden. Man iſt nicht im Stande, die wahre Zeit ihrer Bekehrung zu beſtimmen, und die Däniſchen Heydenlehrer haben des berühmten Creutzes Richtigkeit gezeigt, welches zu St. Thomas ſoll gefunden worden

ſeyn,

* Der Herr de la Croze hat die Geſchichte eben dieſer Chriſten beſchrieben.

seyn, wovon eine Beschreibung im Jahr 1722. zu Lissabon herausgekommen ist. Sie erweisen, daß die Namen der Könige Pandien und Schoren, die auf der Ueberschrift erscheinen, älter als Christus sind. Diese Syrischen Christen sind in drey Gemeinden abgetheilet. Ein grosser Theil derselben ist von den Römisch Catholischen in derjenigen Zeit zum Gehorsam gebracht worden, da die Portugiesen Meister von Cotschin waren: mehr als siebenzig Kirchen wurden damals mit der Römischen verbunden. Ihr Oberhaupt nennte sich in diesen letztern Zeiten Mar-Gabriel; aber Mar-Thomas, der von Antiochien dahin kam, empörte sich wieder denselben, und mußte dabey sein Leben aufopfern, dann Mar-Gabriel hatte Heuchelmörder ausgeschickt, die ihn in seinem eigenen Hause umbrachten. Ein anderer Mar-Thomas ist auf denselben gefolget, und diese alte Kirche hat wieder einen Theil ihrer Freyheit erlanget. Sie halten nichts auf den Bildern, sie verwerfen die Verwandlung in dem heiligen Abendmahl, aber sie haben die Lehrsätze des Eutyches angenommen.

Die Hauptkirche dieser Christen ist jetzt ganz nahe bey Madras. Die Christen von der Westlichen Küste gehen nach dem berühmten Berge St. Thomas hin, ihre Andacht zuverrichten, welches eine gefährliche Reise von sechszig Tagen macht. Diese heilige

Stelle steht noch unter der Bottmäßigkeit der Portugiesen, obgleich dieselben durchgehends von der Küste von Koromandel verjagt worden sind. Ein Römischer Bischof hat daselbst seinen Sitz, aber seit einigen Jahren haben ihn die Treibungen seiner Gemeinde gezwungen, anderswo zu wohnen.

Näher bey Trankenbar, und in dieser Stadt selber, finden sich andre Christen in einer weit grössern Anzahl.

Die Römisch Catholischen Mißionarien haben sich in den Konigreichen Tanschaur und Madurei vor mehr als hundert Jahren niedergelassen: und die Anzahl der Bekehrten ist in diesen letztern Zeiten bis auf hunderttausend Seelen gestiegen, die in acht und fünfzig Kirchen eingetheilet sind. Ihre vornehmsten Mißionen haben sich zu Aur, und zu Elacuridschi, nicht weit von Tanschaur, niedergelassen; Pondischeri ist auch immer mit Französischen Jesuiten wohl versehen, die sich die Bekehrung der Heyden, die unter Französischer Bottmäßigkeit stehen, angelegen seyn lassen. * Es finden sich überdem noch zwölf andre Mißionen in Madurei und Carnate.

Man

* Damals, vor der Verweisung der Jesuiten aus Frankreich.

Man muß sich aber diese vielen Bekehrungen nicht ärgern lassen *. Sie verdienen weder durch die Mittel, durch die sie

* Wir wollen hier einige Betrachtungen nachholen, die der Herr v. Haller bey einer andern Gelegenheit in der *Bibliotheque raisonnée* gemacht hat, (*T. XXXVII. P. II. p. 277-279.*) Man erkennet in denselben, wie in vielen Stellen der vorgetragenen Geschichte von Malabar, den Verfasser der Gedichte über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und über die Falschheit der menschlichen Tugenden. Die Römische Kirche und eine gewisse Gesellschaft hauptsächlich, sagt er, werfen uns alle Tage ihre Missionen, ihre Märtyrer und ihre Wunder vor. Wir sind sehr entfernet, so wenig Mäßigung zu zeigen, als wie sie: Doch können wir uns nicht enthalten, eine Betrachtung zu wagen, die allzunatürlich und zu gerecht ist. Ist es gläublich, daß Gott zur Bekehrung der Ungläubigen, der nemlichen Art von Leuten sich bediene, die die Clement, Ravillak und Garnet beseelet? die das Blutbad im Veltlin, am St. Bartolomäustage, und in Irrland angerathen, gut geheissen und vertheidiget haben? Die die Könige zwingen, ihre getreuen Unterthanen zu verfolgen? Die die Hände verzweifelter Aufrührer mit Stahl und Feuer bewafnen? Die in ihren Verfolgungen, weder die Kraft der Bündnisse, noch die Ehrerbietung erkennen, die man der Tugend schuldig ist? Die den Königsmord predigen? Wann die Apostel den Argwohn von der allergeringsten dieser Missethaten auf sich gezogen hätten, wären sie nicht der Vorwurf der Verabscheuung des ganzen menschlichen Geschlechtes geworden? Und wäre die Christliche Religion jemals im Stande gewesen, die Herzen der tugendhaften Heyden zu bezwingen, wann ihre

bewürket werden, noch durch die Folgen davon, daß die Protestanten auf dieselben eifersüchtig seyen. Ich glaube, man könne den Däni-

ihre Vertheidiger nicht die sanftmuths- und geduldsvolle Sittenlehre ihres Herren Jesu ausgeübet hätten?

Man lese, wie ich, die Nachrichten von den Bekehrungen, die die Missionarien aus dem Jesuitenorden bewürken. Siehet man die Zeichen des Christenthums an denselben? Eifer trift man an, und das ist auch, worinn sich die Neubekehrten hervorthun. Dieser Ausdruck bedeutet einen grausamen Haß, wieder die Protestanten, den ihnen ihre eigennützigen Prediger beybringen. Der P. Charvelvix rühmt die gesegneten Würkung dieser Unterrichtungen, und der P. Bouchet führt an der andern Seite des ersten Meridians eben die Sprache. Die Wilden, die den Römischen Glauben angenommen haben, machen sich mit der Communion zu den barbarischen Thaten wieder die unglückseligen Englischen Pflanzer bereit, die ihnen eine unbarmherzige Religion einflößet. Nachdem sie schon fünfzig Jahre in dem Christenthum gelebt haben, fahren sie noch immer fort, ihre Feinde zu verbrennen, auszuschinden, und ihre Häute als Siegeszeichen zurück zu bringen, ohne daß ihre Missionarien im geringsten etwas darwieder einwenden. Fraget diese Neubekehrte nicht, was sie glauben. Die tiefe Unwissenheit, in welcher man sie läßt, würde sie hindern zu antworten. Haben sie die heilige Schrift gesehen? Kennen sie die Fundamentalgeheimnisse der Verdorbenheit des Menschen, und seiner Gerechtsprechung durch den Gott, der im Fleische erschie-

nen

Dänischen Missionarien hierüber Glauben zustellen, obgleich dieselben von einer andern Kirche sind. Ihre Nachrichten kommen allzusehr mit dem Zustande der Römischen Kirche in Italien und Spanien überein, als daß man einigen Zweifel in denselben sezen sollte.

Diese angeblichen Neubekehrten werden auf keine Weise von ihren Priestern unterrichtet, sie hören nichts von dem Evangelio sprechen, und ihnen ausdrücklich zu lesen verboten ist. Die Missionarien predigen niemals, und lernen sehr selten die Sprache des Landes. Die Messe und der ganze Gottesdienst wird in einer Sprache verrichtet, die dem Volke unbekannt ist. Das Geheimniß von der Erlösung wird gar nicht in ihren Unterrichtungen berühret. Man glaubt, wenn man das *Credo*, das *Pater noster*, und die Anbetung der J. Maria gelehrt hat, so seyen Christen

nen ist? Die J. Maria beten sie an, sie verehren den heiligen Xavier, und wollen mit Ceremonien, mit Reliquien, mit Gebeten in einer unbekannten Sprache, die göttliche Gerechtigkeit befriedigen. Ich fodere diesen so gelehrten, und so sehr auf seinen Nutzen bedachten Orden auf, mir ein einiges Beyspiel einer wahren Bekehrung anzuführen, einen einigen Wilden, dessen Herz sie gebessert, und den sie zu einem erleuchteten, gerechten, und sanftmüthigen Christen gemacht haben, so wie es die Reinigkeit des Glaubens erfoderte, den sie ihnen ankündigen sollen. A. D. U.

sten gemacht, die freylich eben so erleuchtet, eben so eifrig sind, als die Einwohner von Italien oder Portugall. Oft, damit die tausende der Bekehrten vollzählig werden, nimmt man sich die Freyheit heraus, kranke, oder Fündelkinder, und Leute, die in ihren letzten Zügen liegen, auf das Verzeichnuß der Bekehrten zu setzen, die die Empirischen Catecheten ohne ihr Vorwissen mit Wasser besprenget, und dazu einige zur Austheilung des Sacramentes gehörige Wörter ausgesprochen haben. Oft haben die Heyden unverschämter Weise den Dänischen Missionariis Geld gefodert; die Römisch Catholischen, sagten sie, würdens uns nicht versagen, wann wir in ihre Kirche gehen wollten.

Die Römischen Missionen bestehen aus Italiänischen und aus schwarzen Priestern: jener Anzahl ist sehr geringe, diese stecken in der tiefsten Unwissenheit, und besitzen nicht die Fähigkeit, den geringsten Unterricht den Heyden zu geben. Zu diesen kommen noch die Malabarischen Catechyten hinzu.

Die weissen Priester lieben den Pracht und die Hoheit, die der Römischen Kirche so eigen ist. Sie geben den Obrigkeitlichen Personen Geld, damit sie die Erlaubniß haben, auf Elephanten zu reiten. Sie legen sich den Namen von Braminen zu, die von Rom kommen, und deren Kerendum

die

die lateinische Sprache sey. Sie lassen sich ganz ohne bedenken Swámi und Tambiram heissen, Namen, die der Gottheit eigen, und von den Braminen manchmal unrechtmäßiger Weise sich zugeeignet worden sind; die aber die Dänischen Mißionarien beständig ausgeschlagen haben. Die Römischen Priester reisen zu Pferd, und haben die Hoheit ihres Ranges, und das zärtliche Wesen ihres Temperamentes zu erhalten, einen Koch, der ein Bramine ist, hinter sich her. Aber wann diese Priester einerseits hochtrabend sind, so schmeicheln sie doch auf der andern Seite den Heyden auf eine niederträchtige Weise. Sie machen sich kein Bedenken, die Stirn mit gelber Erde, wie die Vaudidischen Braminen, zu reiben, und das Ruttirá-Tschan, oder das Halsband von geheiligten Nüssen, und das Ohrgehänge nach der Braminischen Art zu tragen.

Ihre Neubekehrten sind nicht gewissenhafter. Sie behalten, ohne Bedenken, die Vielweiberey bey, die der menschlichen Verdorbenheit so angenehm ist. Es giebet welche, die Vorsteher der Heydnischen Pagoden werden, und zugleich dem Ruttiren und Christo dienen. Ihre Processionen gehen mit den Heydnischen auf eben die Tage vor sich, und nichts könnte einander ähnlicher seyn: sie haben gleichfalls Trommeln und Pauken, und verlarvte Tänzer, sie unterlas-

sen aber gleichmässig, in beyden Religionen, alle Arten von einem moralischen Gottesdienste. Der ganze Unterscheid lieget blos in dem Namen der Götter, deren Bilder herum getragen werden; auch hat es sich zum Glücke gefunden, daß die Namen von Xavier und Maria noch so ziemlich mit den Namen gewisser Heydnischen Gottheiten, übereinkommen, und daß man sie mit diesen bequem hat verwechseln können.

Die Catecheten der Römischen Kirche sind hier sehr zahlreich. Ein Mißionarius hat wohl dreyßig, die unter ihm arbeiten. Es sind Handwerksleute oder Aerzte, die sich die Stirn mit der geheiligten Asche reiben, wodurch sie den Verfolgungen entgehen, und das Land durchreisen, damit sie jemand mit der Taufe überraschen, oder irgend einen Heyden gewinnen können, der nur andre Götter anzunehmen glaubet, wann er Catholisch wird. Maria, sagen diese guten Apostel, ist wohl weit grösser als Christus, dann in dem Pater sind hundert und fünfzig Gebete an sie gerichtet, und zu Ehren ihres Sohnes erscheinen nicht mehr als drey und dreyßig.

Diese einfältigen Leute treiben eine vortheilhafte Handlung mit Reliquien, die sie mit grossem Vortheil vergeben; es sind papierne Magasse von dem Fusse Jesu Christi, mit

mit denen ein Ablaß von sieben Jahren verknüpfet wird: eben solche Maasse von dem Fusse der Maria, die dem heiligen Alfonsus erschienen ist, und andre Merkwürdigkeiten, deßgleichen man in den Erzählungen des Boccaccio nachschlagen kann.

Die Teufel treiben sie auf eine ganz einfache Weise, mit starken Stockschlägen aus, eine Cur, die sie den Bedienten der Tollhäuser nachthun.

Die Buchdruckerey ist seit langer Zeit in Goa verabsäumet worden. Man giebt sich die Mühe nicht mehr, die man von der Unterrichtung nicht trennen kann; und wann man sonst letzthin eine Presse zu Manilla gehabt hat, so ist sie doch nur für eine Schrift wieder die Protestanten gebraucht worden, die nach der bekannten Wahrheitsliebe der Römischen Kirche eingerichtet war.

Christen von dieser Art machen dem Evangelio keine Ehre; und Friedrich sah nichts desto weniger Koromandel für ein Land an, wo Christus noch gar nicht geprediget worden wäre.

* Dieser König ließ den 29. November 1705. die Herren Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau abreisen, die sich der Bekehrung der Ungläubigen wiedmeten. Herr Lütgens, ein Gottesgelehrter, dessen

Angedenken in Dänemark verehret wird, hatte diese Wahl getroffen.

Der erste dieser Geistlichen, der wahre Indianische Apostel *, scheint ein Mann von einer unveränderlichen Standhaftigkeit, und von einer einnehmenden Beredsamkeit gewesen zu seyn. Er hatte einen feurigen Eifer für die Religion, die er allen Vortheilen vorzog, die die menschliche Klugheit geben kann. Er war ein Mann von einem melancholischen Temperamente, das sich ganz einer einzigen Sache ergiebt, und sich allein mit dem Vorwurfe beschäftigt, den es sich zu befolgen, genommen hat.

Seine Reise war glücklich. Er langte zu Trankenbar den 9. Julius 1706. an. Hier befand er sich in einer neuen Welt, wo die abergläubischen Ceremonien der Heyden unter seinen Augen vorsich giengen, ohne daß es denselbigen ein einziges Wort entgegen setzen konnte.

Die zwey Missionarien mußten den Anfang mit Erlernung zweyer Sprachen machen, die eine war die Portugiesische, die an-

* So nennet ihn der Herr de la Croze, weil er der erste ist, der das Evangelium in die Malabarische Sprache übersetzet, und zuerst den Namen Jesu Christi ohne eingemischte Fabeln gepredigt hat.

andere das auf Coromandel gebräuchliche Tamulische. Die Portugiesische Sprache, wie sie in Indien geredet wird, ist ein verdorbenes Mischmasch, der einige Ueberbleibsel der Eroberungen, die diese Nation vormahls gemacht hatte, eine Sprache, die sich zu dem wahren Portugiesischen, wie die sogenannte Lingua Franca zum Italiänischen verhält. Es ist die ordentliche Sprache der Sclaven und der Soldaten der Compagnie, davon ein grosser Theil aus braunen Portugiesen besteht, die von den erstern Bezwingern von Indien herstammen, und deren viele lieber in dem Lande haben bleiben wollen, wann schon andere Nationen sich ihrer festen Plätze bemächtigt hatten.

Das Malabarische ist den Europäern sehr schwer; Baldaeus und Geddes haben ihnen alle Hofnung abgesprochen, und versichert, es seye unmöglich diese Sprache zu erlernen, wenn man nicht im Lande gebohren ist. Die Römischen Missionarien nehmen selten die Mühe mit einem so beschwerlichen Werke sich abzugeben: Und in der That wie soll man diese Sprache lernen? Herr Ziegenbalg fand nicht einen einzigen Europäer, der genug Malabarisch verstund, daß er eine Uebersezung hätte schreiben können, er traf auch kein Buch an, das ihm zu einer Anleitung gedienet hätte. Er fand einen einzigen Weg zu seiner Unterrichtung

vor

vor sich, einen Weg, der für einen jeglichen Menschen allzudemüthigend wäre, der einen andern Zweck vor sich hätte, als den Dienst des Evangelii. Er machte mit einem Malabarischen Schulmeister einen Vertrag, und setzte sich zu seinen Füssen unter eine Schaar von Kindern nieder, die bey ihm lesen und schreiben lernten. Er lernte da auf dem Sande Characteren schreiben, davon man ihm wohl die Aussprache begreiffen half, deren Deutung ihm aber unbekannt blieb, und nahm das nehmliche Tagwerk über sich, das dieser nackten Jugend aufgetragen wurde. Was für eine Einfalt! Wie standhaft muß man nicht seyn, sich so weit zu erniedrigen! Dann nichts wiedersteht dem angebohrnen Stolze des Menschen so sehr, als was uns lächerlich macht.

Die Begierde des Herrn Ziegenbalgs war so groß, daß er in weniger als einem Jahre die Malabarische Sprache so wohl erlernte, daß auch die gelehrtesten Leute in diesem Lande die Zierlichkeit seiner Ausdrücke bewunderten. Von dieser Zeit, und vom Jahr 1708. an, bemühte er sich das Evangelium zu übersetzen, kam damit im Jahr 1711. zum stande, und ließ es im Jahr 1714. in Trankenbar drucken. Er setzte auch ein Wörterbuch von zwanzig tausend Wörtern auf, und ein anderes, wo er siebenzehntausend Wörter in Ordnung gebracht

die aus den Dichtern gezogen waren. So bald er reden konnte, bediente er sich dieser neuen Gabe allein zur der Ausbreitung des Christlichen Glaubens. Er fand sich bey den Heydnischen Festen, in den Pagoden, bey den geheiligten Teichen, und überhaupt an allen Orten ein, wo sich die Heyden versammelten. Da beschämte er die Braminen, indem er ihnen das lächerliche ihrer Götterlehre zeigte, und erweckte die Verwunderung bey den Heyden, die niemals einen Menschen hatten reden hören, wie dieser Deutsche Priester sprach. Oft hielten die vornehmsten Gelehrten, aus den Heyden und Mahometanern, ordentliche Versammlungen, und disputirten mit ihm der Ordnung nach. Die Reinigkeit der Christlichen Sittenlehre hat einen Glanz, der auch die härtesten Herzen der Barbaren einnimmt. Man sah, wie die Pandarame, die Levi, (die Mahometanischen Priester), und die Braminen, die Kraft der Wahrheit empfanden, und nicht anders als stammelnd antworten konnten. Alle diese Gespräche sind nach den Aufsätzen abgedruckt, die Herr Ziegenbalg auf der Stelle abfassen ließ, und die für die männliche Beredsamkeit dieses Missionarii sehr rühmlich sind.

Man weiß, daß die Mahometaner fast unverbesserlich sind, und daß sich wenig Exempel von Bekehrungen finden, die unter ihnen gewürket

gewürket worden wären. Ihre Religion ist von dem Fabelhaften etwas mehr befreyet, da die Priester dasselbe mehrentheils zu Allegorien machen; eben deßwegen scheint sie nicht unvernünftig genug, daß sie darüber erröthen dürften. Sie glauben an einen Gott, sie glauben, demselben die schuldige Ehre zu erweisen, und bilden sich ein, dieses seye ihm zu gefallen genug. Ihr Fundamentalfehler ist, daß sie die äusserste Verdorbenheit des Menschen nicht erkennen, und sich schmeicheln, der Mensch könne sich selbst mit der Gottheit aussöhnen. Ueberdem macht sie ein gewisser äusserlicher Glanz ihrer Religion stolz, weil sie in Europa, Asien und Africa mächtig ist, es pflanzet ihnen eine unbillige Verachtung gegen die demüthige Wahrheit des Evangelii ein.

Die Malabaken sind viel unterwürfiger und biegsamer. Sie kamen von allen Seiten her, das wahre Gesetz anzuhören, dann sie gaben ihm diesem Namen. Die Braminen selber nahmen mit Sanftmuth die Unterichtung der Mißionarien, und sogar die Vorwürfe an, die man ihnen über ihre schändliche Gleichgültigkeit für das Heil ihres Volkes machte. Sie bekannten mehr als einmal, es fehle ihnen die wahre Weisheit, und ihre Ceremonien, und ihr Götterdienst, haben keinen andern Endzweck, als ihre Familien zu ernähren. Wie groß ist nicht diese Demüthigung an Priestern! Was für Pein, was

für

für Marter würde man nicht erfinden, den Uebermuth desjenigen zu bestrafen, der sich unterstünde, den Vorstehern der Römischen Kirche diesen Vorwurf zu machen, die doch gewiß weit mehr Macht und Einkünfte besitzt, als die Braminen.

Ziegenbalg und Plutschau erfuhren bald, daß es ihnen leicht sey zu überwinden, aber daß Siege nicht Eroberungen sind.

Herr Bourguet * räth ihnen in einem merkwürdigen Brief an, den er dem Herrn Ziegenbalg zuschrieb, sie sollten die Bekehrungen mit einem aus der Natur hergenommenen Erweise des Daseyn eines Gottes anheben.

Diese Ueberzeugung mangelt den Heyden nicht, und in übrigen ist die Absicht nicht, sie blos zu beschämen, sondern sie müssen gebessert werden. Dieses ist die grosse Hinderniß bey der Bekehrung, und der wahre Unterscheid zwischen der Arbeit der Römischen und Trankenbarischen Mißionen. Die Catholicken suchen nur zu bereden, die Protestanten wollen die Menschen unterrichten und sie bessern.

Der

* Man findet denselben in dem 2ten Theile der *Amoenitat. Literar.* des Herrn Schelhorn.

Herr Ziegenbalg wiederholte alle Tage die traurige Erfahrung, daß eben die Leute, die so sehr von seinen Predigten gerühret, und durch die Vortreflichkeit der Christlichen Sittenlehre so innig überzeuget waren, nichts destoweniger Heyden blieben. Es erfordert mehr, als man wohl gläubt, einem verdorbenen Herzen dasjenige zu entreissen, was seine Lust gemacht hat; einen Menschen, der von Natur träg ist, zu bewegen, sich dem Hasse der Seinigen, und der Armuth bloß zu setzen; und sich seinen liebsten Lastern zu entziehen, einzig und allein, weil das Gewissen überzeuget ist. Die Malabaren bekannten insgemein am Ende ihrer Unterredungen, sie lebten in der Sünde, und in der Unwissenheit; Herr Ziegenbalg lehre den wahren Weg zum Heile; aber sie blieben dabey, es seye ihnen nicht möglich, diesen Weg zu betreten, da er überdem nicht der einzige seye; da man der Gottheit durch die Mildthätigkeit und die guten Werke gefallen könne, der äusserliche Gottesdienst möge dann seyn, wie er immer wolle: und endlich geben sie vor, sie lebten in solchen verdorbenen Zeiten, in welchen man sich der Sünde nicht erwehren könne.

Diese traurigen Erfahrungen brachten den Herrn Ziegenbalg dahin, eine andere Lehrart zu versuchen, die den Römischen Mißionarien unbekannt war, und sich mit

ihrem

ihrem Stolze nicht vergleichen ließ. Er nahm sich vor, aus den Händen der Unschuld sich Kinder zu wählen, deren Herz noch nicht Zeit gehabt hatte, sich zu verderben, und nicht eher von ihnen zu weichen, als bis er sie in den Armen der wahren Religion verlassen konnte. Mit einem Worte, Herr Plütschau und Er machten öffentlich bekannt, daß sie unentgeldlich Schule halten wollten, wo allerhand Kinder aufgenommen, und daselbst lesen, schreiben, rechnen, und alles lernen sollten, was man von der Kindheit verlangen kann.

Der Zulauf bey diesen Schulen war ungemein groß. Schon im Jahre 1714. waren derselben in der Stadt und in den umliegenden Gegenden vier und zwanzig, und fünfhundert fünf und siebenzig Kinder wurden in denselben unterrichtet. In diesen Anfängen, da die Mißionarien keine andern Gehülfen als die Heydnischen Schulmeister hatten, konnten sie die Kinder nichts lehren, als die Sittenlehre, und einige aus der Bibel gewählte Sprüche, deren Vortreflichkeit den Heyden selbst gefiel. Aber nach und nach fanden sie Mittel und Wege, die Schulmeister selbst zu überzeugen, und die Herzen der Kinder zu gewinnen; und diese Anordnung trug am allermeisten zu der Fortpflanzung des Evangelii bey. Die Malabaren selbst bewunderten die Gutthätigkeit, die die-

se erleuchteten Vorsteher ihrer Schulen beseelte, und zählten dieselben unter die alleredelsten Werke.

Man ließ es aber nicht einzig bey den Schulen bewenden. Herr Ziegenbalg trat mit den Braminen und Pandaramen in einem Briefwechsel ein, er kündigte denselben den Weg zum Heile an, und diese gaben ihm anderseits von ihrer elenden Mythologie Nachricht. Man hat zwey ganze Bücher von diesen Briefen, die sehr merkwürdig und lehrreich sind. Man sieht in denselben das innere Gemüth der Nation, so wie es die Natur selbst entworfen hat. H. Ziegenbalg übernahm auch noch, öffentliche Unterweisungen für die Sclaven und Kinder der Christen zu halten, und sparte nichts, was zu der Erleuchtung dieser armen Leute dienen konnte, die in der Unwissenheit aus Mangel der Prediger und Schulen waren auferzogen worden. Die Die Herren Ziegenbalg, Schulze, Pressler, und einige andre von ihren Nachfolgern begnügten sich nicht mit der stillen Bemühung, in den Schulen, Unterweisungen und Zusammenkünften; sie thaten verschiedene Reisen mit vieler Mühseligkeit in das innere des Landes, und kündigten das Evangelium an Oertern an, wo es gänzlich unbekannt war. Dann ist es das Evangelium, das die Römischen Missionarien predigen? Ist Jesus Christus in die Welt gekommen, uns von

Ro-

Rosenkränzen, von Ave Maria und Bildern zu unterrichten?

Tausend und tausend Hindernisse wurden ihren gottseligen Bemühungen in den Weg geleget. Die erste kam von denjenigen her, die ihnen beyspringen sollten. Der Dänische Commandant wiedersetzte sich der Mission, er that alles, was in seinem Vermögen war, ihren Fortgang zu hindern, er ließ es so gar zu einem offenbaren Ausbruche kommen, und setzte den Herrn Ziegenbalg in dem Schlosse gefangen, der, feuriger als sein Mitarbeiter, die Sache mit dem meisten Ernste betrieb.

Es finden sich unter allen Nationen Vorurtheile. Die Malabaren haben die ihrigen, die nicht geringer sind, als diejenigen, die man bey den Mittägigen Völkern von Europa antrift. Sie haben eben die Ehrfurcht für das vorzügliche Alter ihrer Religion, eben die Zuneigung zu nichts verbessernden Ceremonien, eben das Vertrauen auf ein selbstverleugnendes Leben, und auf die guten Werke. Sie haben ausser dem einen unendlichen Widerwillen wieder das, was sie Unreinigkeit nennen. Ihre Gelehrten wissen den Mißionarien nichts vorzuwerfen, als ihr Wein trinken, ihr Kuhfleisch essen, die Vermengung der Casten, und die Unterlassung der Ceremonialischen Abwaschungen.

Diese Vorurtheile würkten mit mehrerer Macht nach dem Verhältnisse der angebohrnen Trägheit dieser Nation, die sehr leicht anhöret und mit Ja beantwortet, aber fast ganz und gar nicht mit Gründen in Bewegung gesetzet wird.

Die Brauminen begriffen nur allzusehr die Vortreflichkeit unserer Sittenlehre, und die Anständigkeit unsrer Gedanken von dem obersten Wesen; aber sollten sie ihre Pagoden, den einzigen Unterhalt für Leute verlassen, die allzuadelich sind, etwas zu lernen.

Die Wahrheit blieb ohne Würkung, und der Bramin gieng hin, eben die Götter zu verehren, die er blos vorher für Steine erkannt hatte.

Die Verfolgung hat zu allen Zeiten die Predigt des Evangelii begleitet. Die Bekehrten mußten sehr bald alle Arten derselben ausstehen. Die Handwerke sind durch ganz Indostan in den Familien erblich. Die Heyden machten ein neues Gesetz, einen jeden aus ihrem Mittel zu stossen, der ein Protestant geworden wäre; dieses war ein Bann, der einen Menschen auf einmal der Möglichkeit beraubte, sein Handwerk auszuüben, und von seinen nächsten Anverwandten einige Hülfe zu hoffen. Die Catholicken hatten diese neue Strafe unter dem

dem Vorwande erfunden, daß die Neubekehrten aus Trankenbar meistentheils Pareier wären: folglich würden diejenigen von einem erhabnern Stamme, die dem Dänischen Glauben beyfielen, sich vermehren, und selbst Parcier werden.

Die Kraft des Vorurtheiles ist hier so groß, daß die niedrigern Classen ohne Widerwillen sich dem stolzen Unterscheide ergeben, der sie den Edlern unterwirft, und würklich noch, da viele tausend Heyden das Evangelium angenommen haben, darf man doch nicht einen Catecheten, der sich durch seine Arbeit hervorgethan hatte, zum Priester ordnen, einzig und allein, weil er ein Parcier ist, und die Suttiren niemals das Abendmahl aus seiner Hand empfangen würden.

Diese Verfolgung gieng bey den Catholicken wohl viel weiter. Die Heiden rissen zwar die Schule zu Tillearhi nieder, obgleich dieselbe auf dem Dänischen Boden erbauet war: aber jene begnügten sich nicht, Steine um zu reissen. Sobald als die Dänische Mission in dem Lande bekannt war, so schrieb Beschi, ein Missionarius zu Elacuritschi aus, man müsse mit den Ketzern nicht einmal sprechen, und befahl, man sollte ihre Cathecheten mit Prügeln abweisen. Er liess die Protestantischen Bücher und die Namen

einiger Personen aus seiner Kirche verbrennen, die zu Trankenbar das Abendmahl empfangen hatten. Da die Uebersetzung des Evangelii heraus kam, begieng er die Niederträchtigkeit auszustreuen, man lasse in demselben zu, seine eigene Schwester zu heyrathen, weil man in der Epistel an die Corinther die Ausdrücke des Päulus beybehalten hatte. Man erlaubte sich lächerliche Verläumdungen wider Luthern, der, wie man sagte, als einer der zwölf Apostel des Pabstes, sich wieder denselben empöret habe, weil er wegen Schändung einer Jungfrau zur Strafe hätte gezogen werden sollen.

Auch hierbey bleiben die Römischen Priester noch nicht stehen, das Blut der Ketzer ist ihnen viel zu angenehm, als daß sie dasselbe nicht überall, wo sie im Stande sind den Meister zu spielen, vergiessen sollten. Zu St. Thomas ertapten sie einen neubekehrten Protestanten, und legten ihn in Bande, um mit demselben an einem Auto-da-Fe zu Goa prangen zu können. Die Mahometaner, auf deren Gebiete sie diese Grausamkeit begangen hatten, bekamen zu allem Glücke Nachricht davon, und befreyten diesen Unglückseligen. Rajanaiken, ein eifriger Catechete, war sehr oft in Gefahr, von ganzen Schaaren aufrührischer Catholicken, die ihre Catecheten zu Anführern hatten, ermordet zu werden. Sein Vater verlohr in einem andern Aufstan-

se

se, der durch die dieser Kirche so eigene Wuth war erreget worden, würklich das Leben. Josua, ein Protestantischer Catechet, brachte das Seinige mit Noth aus den Händen dieser Mörder davon, die ihn für todt auf dem Platz gelassen hatten.

Die Reisen durch das Land sind hier mit vielen Beschwerden begleitet. Der König von Tauschaur ist auf einen jeden Weissen sehr eifersüchtig, der durch seine Staaten geht. Man trift bey jedem Dorfe Zöllner an, die die Europäer auf die unbarmherzigste Weise mit Auflägen beschweren: sie thun noch mehr, sie halten sie an, bis man durch schweres Geld ihre Befreyung von dem Hofe zu Tauschaur erhalten hat, welches ohne eine Menge Geschenke niemals geschiehet. Die Hitze des sandigten Landes, und der Sonne, die viel stärker ist als bey uns, der Mangel an einer Europäischen Zubereitung der Speisen, sind gleichfalls Hindernisse, die ohne eben unübersteiglich zu seyn, dennoch abschrecken können.

Der Mangel an Arbeitern ist aber eine weit grössere Hinderniß. Was konnten doch zwey Menschen unter so vielen tausend Heyden thun, die sich nur einer nach dem andern ergaben, nachdem man sie zwanzig mal überzeuget hatte.

Auch die Armuth der Miſſion war der Aufnahme derſelben hinderlich. Man muß unumgänglich die Kinder der Armen ernähren, wann man ſie unterrichten will; und diejenigen Erwachſenen, die ſich unterweiſen lieſſen, waren unvermeidlich verbunden, ganze zwey Monate in Trankenbar zu verbleiben, wo ſie ſich nicht anders, als durch die Gutthaten der Miſſion, erhalten konnten. In den erſten acht Jahren war die Armuth der Miſſionarien ſehr groß; ſie befanden ſich daher auſſer Stand, im geringſten etwas zu unternehmen, das eine Auslage von Geld erforderte. Sie hatten nichts, als ihre Penſion von 200 Thalern, davon mehr als die Hälfte zum Unterhalt der Schule angewandt wurde; und die Beyſteuern, die man ihnen aus Europa zuſandte, giengen durch Schiffbrüche und andre Zufälle verlohren.

Alle dieſe Beſchwerlichkeiten verminderten den Eifer des Herrn Ziegenbalgs im geringſten nicht. Er hatte die Zeit ſeines Lebens der Bekehrung der Heyden gewidmet, was konnte ihm mehrers wiederfahren, als ſein Opfer mit dem Tode zu vollenden? Die Miſſionarii wandten im Jahre 1707. eine Hälfte ihrer Penſion zu Erbauung einer Kirche an, die man Jeruſalem nannte, und die ſeit der Zeit von neuem wieder auf eine Art erbauet worden, die des Gottes, den man in derſelben anbetet, minder unwürdig war. Ein andrer

Theil

Theil ihrer Besoldung war zum Dienst der Schulen gewidmet, und sie behielten für sich selbst nicht mehr, als was sie hindern konnte, Hungers zu sterben.

Der göttliche Seegen belohnete ihre Beständigkeit. Das Bestreben der Missionarien die Heyden zu unterweisen, die Reinigkeit der Lehre, die sie predigten, und ihre erhabene Einsicht pflanzten den Malabaren eine tiefe Ehrerbietung für so tugendhafte und so erleuchtete Priester ein. Zwar hat noch kein Bramine sich dem demüthigen Evangelio ergeben, das den König mit dem Hirten in eine Reyhe setzet: aber Pandarame, und Dichtern erkannten nach und nach die Wahrheit des Christlichen Glaubens, und das gemeine Volk gab die meisten Proselyten her.

Die Catholicken sollen hierüber nicht triumphiren. Jesus Christus selbst belehrte nur, was arm und verachtet war, und die Schriftgelehrten legten ihm keinen Glauben bey, da er doch mit der Kraft Wunder zu thun, und mit den Vollkommenheiten seines himmlischen Vaters ausgerüstet war.

Sie sollen auch über die Allmosen der Protestanten keine Verläumdungen ausstreuen. Diese kaufen ihre Neubekehrte nicht für Reiß: ihre Capitalien sind zu geringe, zu solchen Ausgaben zuzureichen, und die Auf-

richtigkeit ihrer Nachrichten iſt viel zu groß, als daß man ihnen nicht Glauben beymeſſen ſollte, wann ſie die Mittel erzählen, deren ſie ſich bey ihren Bekehrungen bedienen.

Im Jahre 1712. hatten ſich ſchon hundert und ſiebenzehen Malabariſche Heyden zum Chriſtlichen Glauben bekannt. Die Arbeit der Herren Ziegenbalg und Plütſchau wurde bald in Aſien und Europa bekannt; und die Ehrerbietung, die ſich dieſe Apoſtoliſchen Männer zuzogen, brachte ihnen von allen Seiten her eben ſo ſtarke als unverhoffte Hülfsmittel zu. Der König von Dänemark bewilligte im Jahre 1711. eine jährliche Zulage von 2000 Thalern auf der Stelle zu beziehen, die den Bedürfniſſen der Mißion abhelfen ſollte, und oft verdoppelten auſſerordentliche Geſchenke dieſe Summe.

Die Gottſeligkeit des jetzt regierenden Königes (Chriſtian des VI.) hat dieſes ſo überaus rühmlich und chriſtlich angelegte Capital vermehret

Deutſchland wurde durch die Nachrichten, die man in Halle von der Mißion bekannt machte, beweget, und ſchicklich im Jahr 1709. an, groſſe Summen zum Unterhalte derſelben hin.

Engelland aber that am meiſten für die Fortpflanzung des Evangelii. Vom Jahr

1709.

1709. an, wußte die Gesellschaft zu Fortpflanzung des Christlichen Glaubens freygebige Hände zu finden, die Herrn Ziegenbalg kräftig unterstützten; und die Summe, die man ihm im Jahre 1713. aus Engelland schickte, belief sich auf tausend ein hundert vier und neunzig Pfund Sterling, eine Summe, die bey weitem die ganze jährliche Einnahme der Mißion übersteiget, so wie sie seit einigen Jahren gewesen ist.

Man sah mit Vergnügen die Protestanten endlich von ihrer Schlafsucht aufwachen. Man gab den Herrn Plütschau, der nach Europa zurückgekommen war, tausend Zeichen der Achtung, die man für ihn trug, und man hat niemals aufgehöret, die Dänischen Mißionarien, die von dieser Zeit an, sich mehrentheils über Engelland, und auf Schiffen von dieser Nation, nach Indien begeben haben, mit allen Arten von Gunstbezeugungen zu überhäufen. Man schenkte ihnen auch eine Portugiesische Druckerey, die von den Franzosen in Rio de Janeiro, im Jahre 1711. weggenommen, ihnen abgekauft, und nach Trankenbar gesandt wurde. Bey dieser Gelegenheit theilte man 250. Exemplare von einer in London gedruckten Portugiesischen Uebersetzung des neuen Testaments in Brasilien unter die Portugiesen aus, die für

ihre

ihre Nation hierdurch die erste Gelegenheit erhielten, das Evangelium zu lesen.

Engelland hat seit der Zeit mit Macht fortgefahren, die Mißion von Trankenbar zu unterstützen. Die Mission zu Madras, die der Herr Schulze angefangen hat, und die zu St. David, die von dem Herr Sartorius herkömmt, wird einzig aus Engelland unterhalten, und in den letztern Jahren sind diese Mißionen noch auf eine besondere Weise der Vorwurf ihrer Mildthätigkeit geworden.

Zwey Erzbischöfe von Canterbury, Tennison und Wake, gaben das Exempel einer aufzunehmenden Steuer; die hohe Schule von Cambridge folgte diesem gottseligen Beyspiele, und König Georg I. beehrte die Mißionarien mit einem von seiner Königlichen Hand geschriebenen Briefe.

Man siehet mit Vergnügen die Reformirte Religion sich vor allen Kirchen in der Welt, durch ihre Entfernung von allem Eigennutzen, und durch die Billigkeit hervorthun, die sie gegen die übrigen Religionen ausübet. Was für eine andre Kirche hat jemals ihre Schätze eröfnet, um Bekehrungen zu veranstalten, die würklich nicht für sie waren. Sie ist unendlich mehr gemäßiget, sie ist weit klüger, als die andre Protestantische Kirche, und sieht sich selbst, als die al-

ler-

lerreineste an, ohne ihre Schwester zu verdammen, wann sie etwas zu viel von den Ceremonien und andern Grundsätzen der Römischen Religion beybehalten hat. Sie ist so nachsichtig gegen diese kaltsinnige Schwester, daß sie ihre Arbeiter zu Ebenetzer, zu Cudulur, zu Madras (zu Tirutschinapalli und zu Calcutta) unterhält, und niemals unterlassen hat, auf das zärtlichste an den Unglücksfällen Theil zu nehmen, die die Lutherische Kirche auszustehen gehabt hat. Wie groß wäre das Glück der Protestantischen Kirche nicht, wann die Lutheraner allemal eben so wären gesinnet gewesen! Zweymal haben die Lutherischen Fürsten in Deutschland die Erzbischöfe von Cölln lassen zu Grunde gehen, die die Reformirte Religion ergriffen hatten, und Sachsen half Friederich, den König in Böhmen, blos deswegen vom Throne stürzen, damit seine Religion nicht einzig den Nutzen eines glücklichen Erfolges genösse.

Tausend Dinge fehlten damals der Mission, und hauptsächlich war ein eigentlicher Begriff von ihren Arbeitern nöthig. Herr Plütschau kam zuerst nach Europa zurück, Herr Ziegenbalg folgte ihm nach, der in Deutschland, in Engelland und Dännemark die Könige, und die Vorsteher der Kirche von dem wahren Zustand der Mißion belehrte. Er fand Leute aus seiner Religion, die eifersüchtig genug waren, ihm bey allem dem, nichts

nichts als weltliche Absichten zuzuschreiben, da doch sein Einkommen auf zweyhundert Thaler eingeschränket war, davon er nur die Hälfte sich zukommen ließ, und für eine so geringe Summe Europa und sein Vaterland verlassen hatte. Er trat im Jahr 1714. seine Reise an, da unterdessen Herr Gründler die Schulen besorgte. Er hatte, ehe er sich auf den Weg begab, eine vollkommene Vergebung alles dessen unterschrieben, was er von den Verfolgungen des Commandanten auszustehen gehabt hatte, und er hielt so wohl sein Wort, daß man kaum noch eine Spur davon in den spätern Nachrichten antrift. Seine Reise hatte gänzlich den guten Erfolg, den er erwarten konnte. Friederich IV. gab ihm vor Stralsund, das er belagerte, ein gnädiges Gehör, und ertheilte ihm seinen Königlichen Schutz. Neue Missionarien wurden erwählet, ihm in seiner Arbeit behülflich zu sein. Man richtete im Jahr 1715. in Coppenhagen ein Collegium zur Fortpflanzung des Glaubens auf, unter welches seit der Zeit die besondere Aufsicht der Mißion gekommen ist. Herr Ziegenbalg kam mit Ehrenbezeugungen und Beysteuren aller Nationen, deren Länder er durchreiset war, überschüttet, im Jahr 1716. nach Trankenbar zurück, um daselbst das Opfer seines Lebens zu vollbringen.

Die

Die Sachen nahmen nach seiner Zurückkunft eine ganz andre Gestalt an. Man besaß schon zwey Druckereyen, dann Deutschland hatte eine für das Malabarische hergegeben. Man ließ die Pressen für die Bekanntmachung des Evangelii und die Ausgabe solcher Bücher arbeiten, die zur Bekehrung der Heyden bestimmt waren. Man streute durchgehends drey sehr kurze Tractaten aus. Der erste hatte zur Aufschrift: Brief an die Malabaren. Der zweyte: Der Weg zum Heile; und der dritte: Widerlegung des Heydenthumes. Diese Bücher, und noch mehr das allen Menschen nunmehr verständlich gemachte Evangelium, hatten eine bewunderungswürdige Würkung. Die Catholicken so gar wurden ihren Priestern zum erstenmal ungehorsam, und kamen, dieses Evangelium zu begehren, das sie, ohne es zu kennen, zum Grunde ihrer Religion angenommen hatten.

Herr Ziegenbalg machte sich wieder an die Malabarische Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift, die erst im Jahre 1725. durch Herrn Schulzen zum Stande gebracht wurde. Er catechesirte öffentlich mit den Kindern, um gewissermassen die Heyden zu zwingen, das Evangelium anzuhören. Er machte eine vortrefliche Einrichtung in allen Gottesdienstlichen Verrichtungen; und Herr Stevenson, ein Englischer Geistlicher, der

nach

nach Trankenbar kam, den Herrn Ziegenbalg zu besuchen, spricht mit Verwunderung von von der Anständigkeit des Gottesdienstes, und der guten Ordnung, die er bey allen Evangelischen Bemühungen angetroffen hatte.

Herr Ziegenbalg wurde von dem Könige mit dem Titel eines Probstes beehret, den er bis hieher allein unter den Missionarien getragen hat, und drey neue Gehülfen kamen aus Europa an, da der Tod ihn in seinem sechs und dreyssigsten Jahre den 23. Hornung 1719. hinwegraffte. Herr Gründler, sein getreuer Gehülfe, der sich insbesondere der Besorgung der Schulen gewidmet hatte, überlebte ihn nur um ein Jahr, und hatte blos noch Zeit, Herrn Schulzen den Priesterorden zu ertheilen, der der älteste und bemühteste von den drey neuen Dienern des Evangelii war.

Diese zwey Todesfälle zernichteten gewissermassen die Mission. Die neuangekommenen Lehrer fanden sich in eben dem Zustande, in dem die Herren Ziegenbalg und Plütschau bey dem Anfange der Mission gewesen waren. Sie mußten die Sprachen lernen, und einen Grundriß ihrer Arbeit entwerfen, wozu sie keine andre Beyhülfe, als in den Büchern ihrer Vorgänger fanden. Die Schulen wurden zerstreut, weil unter den Schulmeistern und den Missionarien keine

Ver-

Verbindung übrig war; da dieſe ſich jenen nicht verſtändlich machen konnten. Dieſe Abnahme der Kräfte der Miſſion daurte verſchiedene Jahre hindurch, und die Bekehrungen beliefen ſich im Jahr 1724. nur auf acht und zwanzig. Herr Schulze war nicht im Stande, allein den Pflichten der Miſſion zureichend abzuwarten, die ganz einzig bis 1725. auf ihm ruhten.

Die Catholicken erfreuten ſich ſchon über den nahen Untergang der Ketzeriſchen Miſſionen. Aber dieſe Freude währte nicht lange, und das Evangelium iſt erſt ſeit dieſen gefährlichen Zeiten am allermeiſten ausgebreitet worden.

Herr Schulze übte ſeine Pflichten mit einem groſſen Eifer aus, er that verſchiedene Reiſen auf der Küſte, und trat mit Telungu-Raſcha, dem Oheime des Königs von Tanſchaur, der viele Achtung für ihn bezeugte, in einen Briefwechſel ein. Die Ueberſetzung der heiligen Schrift brachte er im Jahr 1725. zum Stande; und es kamen neue Arbeiter, in einer gröſſern Anzahl, dem wankenden Gebäude der Miſſion wieder aufzuhelfen.

Gott wuſte auch noch andere Wege zu der Ausbreitung des Glaubens zu eröfnen. Er begeiſterte Malabaren, Catholiſche Malabaren, zu nüzlichen Werkzeugen deſſelben.

Das Evangelium drang bis in Tanschaur durch die Bemühungen des Rajanaiken durch, eines Mannes, der in der Römischen Religion gebohren war, und der eifrigste unter den Protestantischen Catecheten wurde. Aaron und Diogo, die man aus den Malabaren nahm, wurden tüchtig genug erfunden, das Evangelium zu verkündigen, und der erstere im J. 1733. und der andere in 1741. zu Priestern angenommen. Diese Mißionarien, die aus den Einwohnern selbst hergenommen waren, hatten zu Trankenbar ihre Unterweisung über die Grundsätze des Glaubens, und die Apostolischen Pflichten eines Priesters, erhalten. Man ließ sie durch verschiedene Staffeln gehen, und erhob sich nach und nach zu schwerern und ansehnlichern Bedienungen. Man gab ihnen Predigten, die ins Malabarische übersetzt waren, und Diogo lernte so viel Deutsch, daß er sich die vortreflichen, in dieser Sprache über die ausübende Gottesgelehrtheit geschriebenen Werke, zu nutzen machen konnte.

Die Braminen fanden sich von allen Seiten her beschämt, und die Römisch Catholischen wurden gerühret. Beschi selbst, der als ein wahrer Priester der Römischen Kirche seiner Heerde befohlen hatte, die Ketzer zu ermorden, wurde durch die mildthätigen Bemühungen des Rajanaiken für einen sterbenden Römischen Catecheten, der

wie

wieder ihn am allermeisten war erbost gewesen, gezwungen die Güte zu erkennen, davon er selbst kein Beyspiel gegeben hatte; und die Missionarien empfiengen einen Brief von ihm, durch den Beschi die Belohnung ihres gemeinsamen Meisters ihnen verhieß, unter dem sie alle arbeiteten; es waren seine eigenen Ausdrücke.

Herr Pressier, ein neuer Missionarius, dessen Leben allzukurz gewesen ist, wurde zweymale eingeladen nach Tanschaur zu dem Prinzen Telungu-Rascha zu gehen, und von demselben mit vielen Ehren- und Freundschaftsbezeugungen empfangen. Ein grosser Pandaram, der einen erhabenen Rang unter den Heydnischen Priestern hatte, bat sich seine Freundschaft aus, und man sah mit Erstaunen die vornehmsten Braminen ihr hohes Ansehen vergessen, und die Evangelischen Predigten der Mission anhören. Ein Heydnischer Priester, den man für einen Zauberer hielt, bekannte sich zur Wahrheit im Jahr 1727. und übergab den Missionarien die Werkzeuge seiner Betriegereyen.

Herr Dal legte sich einzig auf das Portugiesische. Er gab verschiedene erbauliche Bücher heraus, die er in diese Sprache übersetzet hatte, und hundert der vornehmsten Lieder der Lutherischen Kirche wurden zum Dienste des Volkes in Portugiesische Lieder verwan-

delt. Die Mißion dähnte sich aus, und war im stande Colonien anzulegen. Herr Schulze gieng im Jahr 1726. nach Madras, daselbst eine Schule wieder aufzurichten, die man zum Dienste der Malabaren unter dem Herrn Ziegenbalg aufgerichtet hatte, und die nach der Zeit aus Mangel der Arbeiter war verlassen worden. Er erlernte da die Warugische Sprache, und übersetzte in dieselbe im Jahr 1732. die ganze heilige Schrift.

Herr Sartorius brachte gleichfals die Schule zu Cudulur wieder zu stande, die Herr Stevenson im Jahr 1718. aufgerichtet hatte. Beyde Missionarien empfanden den Seegen ihrer Arbeit in den Bekehrungen, und sie waren noch behülflich, Catecheten zum Dienste der Holländischen Kirchen zu ziehen. Die Englische Gesellschaft unterhielt allein diese beyden Mißionen.

In Deutschland fuhr man fort, auf eine mildthätige Weise die Evangelischen Arbeiten zu unterstützen. Viele gottselige Personen nahmen eines oder mehrere Malabarische Kinder über sich, die sie auf ihre Unkosten auferziehen, und mit selbstgewählten Namen benennen liessen, Unkosten die sehr geringe waren, weil in solchen Zeiten, da Theurung und Hungersnoth im Lande herrschte, dennoch die jährliche Unterhaltung eines

eines Schülers sich auf nicht mehr als acht bis fünfzehn Thaler belief.

Die Holländer leisteten der Mission alle nur erdenkliche Beyhülfe. Der Herr van Elvon, *Gouverneur von Batavia*, vermachte ihnen tausend Thaler, und die Einkünfte stunden immer in einem gleichen Verhältnisse mit den Ausgaben, die mit der Anzahl der unterhaltenen Kinder, der Gebäude, und der Kirchendiener zunahmen.

Zwey Aerzte kamen von Halle aus, den Missionen beyzuspringen, die durch die öftern und plötzlichen Todesfälle der Missionarien in Unordnung geriethen. Herr Knolle, einer dieser beyden, der (damals) noch lebet, hat eine grosse Menge Malabarischer mit ihren in der Landsprache tragenden Namen bezeichneter, sehr wohl aufgetrockneter Pflanzen nach Europa gesandt: wir haben eine Sammlung von Gräsern in den Händen, die von ihm herkommen.

Man hatte so gar den traurigen Trost, den einigen Sieg der Catholicken in nichts verschwinden zu sehen. Ein Mathiar oder Dichter, der von Herrn Ziegenbalg war bekehret worden, hatte sich in Pondischeri zu der Römischen Kirche bekannt, weil er bey der damaligen Dänischen Regierung keine Beyhülfe mehr fand, und sich

von den Heyden verfolget sah, von denen er sich abgesondert hatte. Es war ein Triumph für die Missionarien der Römischen Kirche. Aber eben dieser Elende wandte sich endlich wieder zu seinen alten Irrthümern, er ist würklich Vorsteher einer Pagode, und hat hierdurch die weltlichen Absichten seiner Jesuitischen Bekehrung entdecket.

Die Anzahl der Bekehrten nahm im Jahre 1730. sehr stark zu. Es fanden sich derselben zusammen sechs tausend zweyhundert zwey und fünfzig in den fünf und dreyßig Jahren der Mißion, die mit dem 5ten October 1742. sich endigen, eine Anzahl, die ohne fabelhaft oder wunderbar zu seyn, nichts destoweniger einen beträchlichen Zuwachs der Evangelischen Kirche, und eine Belohnung ausmacht, die der Zahl und den Arbeiten der Missionarien angemessen ist. Diese Neubekehrten leben zum Theil in Trankenbar, und der Ueberrest sind hin und wieder in dem Königreiche Tanschaur zerstreut, wo die Missionarien fünf Kirchspiele unter den Heyden aufgerichtet haben.

Die Trankenbarische Mißion bestund im Jahr 1742. in acht Missionarien, zwey Malabarischen Geistlichen, drey Catecheten vom ersten Range, und einer angemessenen Zahl von Untercatecheten und Gehülfen.

Die

Die Schulen dieser Stadt sind in einer sehr guten Ordnung, es finden sich in denselben bey zweyhundert Kinder, die auf die Unkosten der Mission erhalten werden, es sind auch neue Schulen in der Provinz Tanschaur angeleget worden.

Die Geschäfte der Missionarien bestehen in Predigen, in der Unterweisung der Kinder, und in dem sechswöchigen Unterrichte derjenigen, die ihre Lehre angehöret haben, und in Trankenbar sich zu der Taufe bereiten. Sie versammeln sich alle Wochen, halten Unterredungen über den allgemeinen Zustand der Mission, und verbinden ihre Räthe und ihr Hebet. Sie bringen den Unterricht der Catecheten selbst zum Stande, und stärken sie in dem Glauben, auf daß sie fähig sein mögen, das Evangelium mit gutem Erfolge zu verkündigen. Oft thun sie Reisen zu den Heyden, und suchen sie in ihren Pagoden und in ihren Ruhestätten auf, um sie von der Wahrheit zu überführen.

Die Malabarischen Geistlichen und die Catecheten sind zu dieser Arbeit viel geschickter, als die Europäischen Heydenlehrer selbst. Die Malabaren bezeigen mehr Vertrauen zu denselben, weil sie aus ihrem Volke Art sind. Neben dem ist ihnen das Reisen weniger beschwerlich, und sie werden nicht mit einer gleichen Ehrsucht beobachtet.

Ihre Pflicht ists in dem Lande herum gehen, die Neubekehrten zu unterweisen, und das Evangelium den Heyden anzukündigen. Sie sollen die Vortreflichkeit des Glaubens denselben bekannt machen, und sie hernach auf Trankenbar führen, wo ihnen die Missionarii selber die Wahrheit desselben bestätigen. Man ist gar nicht eilfertig, die Taufe nach der Römisch Catholischen Art zu geben, nachdem man nur zu oft den Betrug dieser plötzlichen Bekehrungen erfahren hat, die blos auf eine vorübergehende Erweckung des Gewissens gegründet waren. Man schiebt die Taufe auf, oder man schlägt sie aus, wann man bey denjenigen, die sich in die Unterweisung begeben, herrschende Laster, oder Zeichen eines Leichtsinnes antrift. Die Heydnischen Anverwandten wenden in diesen Umständen alle ihre Bestrebungen an, die Lehrjünger des Evangelii durch Drohungen und Versprechungen von demselben abzuschrecken. Sie werfen sich zu ihren Füssen, und beschweren sie, ihre Familie nicht zu verunehren. Sie drohen ihnen die Weiber von ihren Brüdern, und die Bräutigame von ihren Töchtern wegzunehmen, wann sie in ihrer gefaßten Meynung verbleiben. Oft entstehet daher ein Eindruck auf schwachen und wenig erleuchteten Gemüthern, und man darf sich wieder diese Versuchungen nicht in Sicherheit glauben,

als

bis man aus der Erfahrung weiß, daß von der Wahrheit diese Wurzeln in ihre Herzen geworfen sind.

Man ist verbunden gewesen einige Catecheten für die Suttiren, und andre für die armen Pareier zu wählen. Dann Leute von einem höhern Range haben einen unüberwindlichen Wiederwillen, einen Pareier in ihre Häuser zu lassen. Alle Monate senden die Catecheten ein Tagregister ihrer Arbeiten an die Missionarien. Diese beschwerliche Bedienung trägt ihnen nicht mehr als monatlich drey Thaler ein, welches kaum zu ihrem Lebensunterhalte zureicht. Josua, einer der Catecheten, ist nach der Art des Landes ein Arzt, und diese Kunst ist ihm bey den Heyden sehr zuträglich gewesen. Herr Stevenson war sehr gegründet, da er den Missionarien anrieth, die Diener des Evangelii bey der Mission die Arzneykunst lernen zu lassen. Diese Wissenschaft ist unumgänglich nothwendig. Sie öfnet den Zutritt in vornehme Häuser, die ohne dieselbe, für Catecheten aus dem gemeinen Volke, verschlossen bleiben würden, und sie zwingt diese Leute, den Catecheten in der gelegensten Zeit zu berufen. Der nahe Tod weckt das Gewissen auf, er überzeuget uns auf eine lebhafte Weise von unserer

ferm Verderben, und das Evangelium rühret in diesen drohenden Umständen auch die allerhärtesten Herzen.

Eine aufrichtige und umständliche Nachricht von der Mißion und der Fähigkeit der Cathecheten ist in der fünften, dreyzehnden und neun und zwanzigsten Fortsetzung enthalten. Man verschweiget in demselben keinesweges die Fehler der Diener des Evangelii, noch die Ursachen, die sich der Fortpflanzung der Wahrheit entgegen setzen. Wann sich die Menschen wohl bedächten, so wären sie nicht eitel, sie wären keine Lügner. Man lese nur die *Lettres édifiantes*, fünfzig Seiten sind zureichend, uns fünfzig ihrer Bände verdächtig zu machen.

Die Namen der Mißionarien, die in den Protestantischen Mißionen gearbeitet haben, sind: Ziegenbalg, Plütschau der nach Europa zurückgekehret ist, Gründler *, Schulze, Kistenmacher, Dal, Bosse, Pressieer, Walther, Worm, Richtseeg, Obuch, Wiedebrock, Kohlhof, Sartorius, Geister, Fabricius, Zeglin, Kiernander.

Die

* Herr Böving, den der Herr de la Croze unter die Mißionarien zählt, ist nur ein Candidat der Mißion gewesen: Er hat sich, ich weiß nicht, aus was für Ursachen von derselben entfernet und ist nach Europa zurückgekommen.

Die Nachrichten, davon wir einen Auszug geben, sind in einer einfältigen Schreibart aufgesetzet, wo Lob und Vorwurf sehr sparsam angebracht wird. Man trägt in denselben fast immer die eigenen Worte der Neubekehrten oder Ungläubigen vor. Sie sind mit besondern Geschichten von ihren Bekehrungen und erbaulichen Todesfällen angefüllet. Wer aber kein Liebhaber der Gottseligkeit ist, oder die Bekänntnisse eines überführten Gewissens verachtet, der muß diese Nachriten nicht lesen. Er würde wenig Seiten antreffen, die ihm gefallen, oder ihn belustigen könnten. Dennoch finden sich eine unzählbare Menge merkwürdiger Sachen in der grossen Anzahl von Bänden ausgestreuet, die die Geschichte der Mißion ausmachen. Sie betreffen die Bürgerliche- und die Natur-Historie von Indien, die Erlernung der Sprachen, die genaue Kenntniß des Heydenthum, den Zustand des Christenthums in Asia; es finden sich auch in denselben eine grosse Menge von Tageregisteen der Reisen, die die Mißionarien vorgenommen haben, wo sich ein jeder angemerkt hat, was am allermeisten mit seinem Temperamente, und seinen vorzüglichen Bemühungen, überein kam.

Wir haben aus den meisten dieser Classen ausgezogen, was uns schien in einer Monatschrift platz finden zu können, da ein Artickel eben kein Buch ausmachen soll. Wir

wollen

wollen mit einigen besondern Umständen enden, die uns merkwürdig vorgekommen sind.

Die Holländische Ostindische Compagnie hat sehr vieles zur Fortpflanzung des Evangelii beygetragen, aber sie könnte etwas mehr thun, ohne fast die unermeßlichen Reichthümer anzugreiffen, die sie besitzet. Sie hat freylich in den grossen Städten eine gewisse Anzahl von Predigern, Vorlesern und Schulvorstehern errichtet. Sie hat in Portugiesischer Sprache das neue Testament des Juan Ferrero d'Almeida, eines Proselyten aus dieser Nation, abdrucken lassen, die bis hieher keine Uebersetzung von der Bibel in ihrer Sprache besessen hat. Die Holländer haben auch in zwey Dialecte der malayischen Sprache die Bibel übersetzen und drucken lassen. Viele hundert tausend Indianer stehen unter ihrer Herrschaft, die äusserlich die Reformirte Religion bekennen. In Ceylan, und hauptsächlich in der Provinz Jaffanavatnam, lebt eine sehr beträchtliche Anzahl dieser Bekehrten, und man hat daselbst noch neulich eine Pflanzschule für die Cingalesen aufgerichtet, (sie ist wieder eingegangen). Es sind auch zwey Candidaten aus dieser Nation entstanden; denen die Holländer eben die Würden haben zukommen lassen, die ein Pfarrer hat. Der Herr von Imhof, der als General von

In-

Indien neulich nach Batavia abgereiset ist, hat auf seine Unkosten eine Cingalesische Druckerey zu Colombo errichtet, und das Evangelium in der Landessprache bekannt zu machen gesucht.

Diese Anstalten zusammen beweisen auf eine überzeugende Art, daß die Protestanten nicht alle die Vorwürfe verdienen, die ihnen die Römische Kirche macht. Aber es bleibt noch eine Stiftung übrig, die der Mildthätigkeit dieser blühenden Gesellschaft, der mächtigsten Compagnie von Privatpersonen, die in der Welt ist, vollkommen würdig wäre.

Das Evangelium leidet in Indien Mangel an Arbeitern, und die Geistlichen sind daselbst in einer so kleinen Anzahl, daß sie kaum zum Unterrichte der Europäer zureichen, und um so viel weniger im Stande sind, sich unter den Ungläubigen auszudähnen. Die Trankenbarische Mission besteht aus acht Europäischen Priestern, und sie beklaget sich dennoch, mit recht, daß die Missionarii der nöthigen Arbeit nicht gewachsen sind. Dieses ist ohne Zweifel die Ursache, die gehindert hat, daß nicht ganze millionen Indianer, die der Compagnie untergeben sind, sich zu dem Evangelio bekannt haben. Dann so lange wir Cyristen seyn wollen, müssen wir glauben, das Evangelium sey Gottes Wort, und die Verkündigung desselben besitze

eine

eine obere Kraft, die nicht von den Gaben der Natur abhängt. Unser Gottesdienst, der allerreineste, den man auf der Erde findet, muß bey allen uneingenommenen Menschen den Beyfall finden, den das Gewissen und die Natur selbst der Wahrheit giebt. Aber man muß den Heyden das Evangelium ankündigen, damit sie sich zu demselben bekennen, man muß gelehrte Leute, von einer hochachtungswürdigen Aufführung haben, die sich einzig hierzu widmen, und von der Regierung in einer Gemächlichkeit und in einer Würde unterhalten werden, die das Evangelium in den Augen der Irdischgesinnten, und dem äusserlichen Glanze ergebenen Heyden, ehrwürdig mache.

Es hat dem Evangelio bis hieher an einer Anordnung gefehlet, die demselben dergleichen Arbeiter hätte zu wege bringen können. Es ist vielleicht aus Mangel der Unterweisung geschehen, daß die Cingalesen, die dem äusserlichen nach Reformirte seyn wollen, in dem Herzen blosse Portugiesische Catholicken sind, denen die Priester insgeheim die Sacramente zubringen, und ihre Taufe erneuern.

Man müßte, um bessere Christen zu machen, in Holland eine Pflanzschule aufrichten, wo fünfzig oder auch wohl hundert der Got-

tes-

rsgelehrtheitbeflissene auf Unkosten der Compagnie leben mußten. Sie sollten die verschiedenen Indianischen Sprachen erlernen, und hernach ausgehen, das Evangelium einzig unter den Heyden, in unterschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten, nach dem Verhältnisse ihrer Gaben, und ihrem Fortgange in der Tugend und der Gelehrtheit zu predigen.

Tausend arme Studenten, so gar aus Deutschland, würden mit Vergnügen in einem zum Dienste Gottes so angemessenen Berufe einen ehrlichen Unterhalt suchen. Und warum sollte die Wahrheit nicht können geprediget werden, da doch der Irrthum tausend Mißionarien findet, die einen fabelhaften Gottesdienst lehren? Die zu einer Stiftung nöthigen Gelder wären nicht unendlich groß. Man siehet in Holland eine beträchtliche Menge Waysen- und prächtiger Krankenhäuser, wovon ein einziges vielleicht mehr Unkosten erfodert, als die Pflanzschule für die Indianischen Mißionen.

Ich habe nur noch ein Wort zu sagen. Man findet in den Nachrichten von Trankenbar sehr vieles von den Orientalischen Sprachen, und von ihrer Aehnlichkeit mit dem Griechischen und Hebraischen. Die, so sich dieser Sprachen befleissen, werden hier mit Vergnügen die Ursprünge von vielen Wörtern

tern der Griechiſchen Sprache finden, die fremd ſcheinen, und man nirgend weiß herzuleiten. Tſcha-hal-paa, oder Vierzigfuß, iſt der Urſprung von dem Worte Scolopendra. Mandragora kommt von Mardcorab, welches auf Perſianiſch Menſchen ähnlich heißt. Saccarey iſt auf malabariſch der Saft von Zuckerrohren, und Kanthu bedeutet eben daßelbige in einem andern Dialect. Man findet auch noch in eben den Nachrichten Proben von Warugiſchen, Peguaniſchen, und Cingaleſiſchen Buchſtaben.

In der Nachricht vom Jahre 1727. trift man eine umſtändliche und genaue Erzählung von der Mahometaniſchen Religion an. In der 31. Fortſetzung kömmt eine Diſſertation über die Inſel Taprobana vor, die um ſo viel mehr original iſt, da ſie ſich auf Wortdeutungen gründet, die aus den Sprachen dieſer Länder hergenommen ſind, wovon kein Bochard und kein Saumaiſe nichts wußte.

Die neue Hiſtorie von Indien, die uns insgemein erſt fünfzig Jahre nach dem Verlaufe der Sachen bekannt wird, iſt hin und wieder hier beſchrieben, und bis auf unſere Zeiten fortgeſetzet. Man lieſet hier eine kurze Erzählung der Staatsveränderungen in Indoſtan vom Jahre 1707. an, da der alte Aureng-Zeb ſtarb. Sein Sohn Aſem-

Schach

Schach folgte ihm nach, der von dem Schach-Alem vom Throne geſtürzet wurde. Dieſer regierte noch im Jahre 1720. In den zehen Jahren, die von 1720 bis 1730. verfloſſen, ſaſſen nicht weniger als ſechs Kayſer auf dem Throne: Mues-Addin, Farruch-Ser, Raſiel-dara-Schach, Chaijan und Mahumed-Schach, der den Thron der Tapferkeit des Tſchingel-Chan zu danken hatte, und das Joch der zwey Gebrüder Saidos abwarf, das dieſe der Königlichen Familie bis hierher auferleget hatten, und vermittelſt deſſen unumſchränkter Herren des Reiches, und auch dem Lebens der Kaiſer geworden waren. Eben dieſer Mahumed-Schach, den Tſchingel-Chan im Jahre 1734. verließ, iſt der Fürſt, dem Schach-Nadir das Reich wieder gab, nachdem er ſich ſeiner Schätze bemächtiget hatte.

Das Frauenzimmer verliert eine Crone in Indien, die ihm eigen war. Das Königreich Adſchin, welches in dem vorigen Jahrhunderte von einer Königinn war beherrſchet worden, hatte im Jahre 1727. einen König. Seine Unterthanen ſetzten ihn ab, wurden aber reuig, und boten ihm den Thron von neuem wieder an. Aber er ſchlug denſelben aus, weil er zu ſehr von ihrer Unbeſtändigkeit gerühret war, und gieng nach Mecca, um daſelbſt ſein Leben zu enden.

Die Jesuiten sind, wie man durchgehends weiß, sehr in Gunsten bey dem Kayser Kang-hi in China, gewesen. Sein Sohn war ihnen zu wieder, er verwieß einige, andere ließ er umbringen, beschloß die Kirchen, und überließ den Christen nur die Stadt Canton, die er ihrem Aufenthalte wiedmete.

Ein andrer Kayser hat im Jahre 1736. den Thron bestiegen, der die Befehle seines Vorfahrers zu wiederrufen noch nicht gut gefunden hat. Aber die Römisch Catholischen Mißionarien wagen es, sich nach und nach unter allerhand Verstellungen wieder einzuschleichen.

In Tunking ist das Christenthum ganz ausgerottet, und mehr als hundert tausend Neubekehrte sind mit ihren Lehrern zu gleich ermordet worden.

XI.

Beurtheilung
der berühmten
Geſchichte der Clariſſa.

Aus der franzöſiſchen Urkunde überſetzt,
durch
Hrn. D. Z.

XI.

Beurtheilung
der berühmten
Geſchichte der Clariſſa.

Aus der franzöſiſchen Urkunde überſetzt,
durch Hrn. D. Z. *)

Der Buchhändler Richardſon in Bath, iſt der Verfaſſer dieſes berühmten Romans, man ſchreibet eben demſelben die Pamela zu. Ein Vorurtheil, das für ſeinen Ge-

t 3

* Man hat eine Engliſche Ueberſetzung dieſer Nachricht von der Geſchichte der Clariſſa in London in dem Gentleman's Magazine geliefert, und dieſelbe mit verſchiedenen Anmerkungen begleitet, die hauptſächlich die gemachten Einwürfe des damals unbekann-

Geſchmack und ſeine Geſchicklichkeit ſehr günſtig iſt.

Man kann die Clariſſa eine jüngere Schweſter der Pamela nennen, ſie iſt auf eben die Art geſchrieben. Aber es ſcheint, der Verfaſſer habe die Criticken, die man wieder ſein erſtes Werk gemacht hatte, zu ſeinem Nutzen angewandt; er hat inſonderheit in demſelben die langweilige Ernſthaftigkeit vermieden, die in dem letzten Bande der Pamela herrſchet, er hat die Schreibart und die Gedanken nach eben dem Maaſſe erhoben, nach dem ſich die Geſchichte ihrer Entwickelung nähert, und die Aufmerkſamkeit des Leſers wird ganze ſieben Bände durch nicht nur erhalten, ſondern beſtändig vermehrt. Eine jede Linie, ſo natürlich ſie ſcheint, hat ein Leben und ein Feuer, das man bewundern würde; wann nicht alle Linien gleich rührend und lebhaft wären. Da über dem in der Clariſſa eine weit gröſſere Anzahl von Perſonen erſcheint, ſo wußte auch der Verfaſſer eine weit gröſſere Anzahl von Characteren in derſelben aufzuführen, und gab ihr alſo

kannten Verfaſſers mit vieler Achtung und Beſcheidenheit beantworten. Herr Richardſon ſelbſt hat auch ſeit dem derſelben, auf eine dem Herrn von Haller gewiß nicht unangenehme Art gedacht.

Anmerkung des Ueberſezers.

alſo durch dieſe Abwechslung einen Vorzug, den die Pamela nicht beſitzt. Da die Hauptperſonen, die in der Clariſſa vorkommen, meiſtentheils Leute von Stande ſind, bey denen der Verſtand durch die Auferziehung auf eine Weiſe muſte ausgeziert ſeyn, die man von einem Baurenmädgen nicht erwarten ſoll, ſo hat auch hierdurch ihr Verfaſſer ſich eine Gelegenheit geſchaft, in dem Verfolge des ganzen Buches eine Menge wohlausgeſuchter, und auf die Erfahrung gegründeter Betrachtungen einzuſtreuen, die demſelben mit einem gröſſern Nutzen einen vorzüglichen Glanz geben. Anſtatt eines phlegmatiſchen Liebhabers, der faſt niemals ſpricht, führt hingegen der Liebhaber der Clariſſa in den meiſten Briefen die Feder, und wirft in dieſelben ein Feuer, und eine wunderſame Munterkeit, die aus der Feder eines Frauenzimmers mit keinem Anſtande hätte flieſſen können.

Die merkwürdigen Beſchreibungen finden ſich hier in einer weit gröſſern Menge als in der Pamela; ſie folgen faſt ohne Aufhören auf einander; der Leſer hat niemals Zeit ſtille zu ſtehen, und ſeine Ungedult wird immer auf eine angenehme Weiſe unterhalten. Auch iſt die Clariſſa in Engelland ungemein wohl auf genommen worden, und alle Leſer, die wir kennen, haben ſich vereini-

nigt, derselben den ersten Platz unter den Romanen zu geben.

Dieser Ausdruck wird die Franzosen wieder mich aufbringen, die Franzosen, die so viele Romanen geschrieben, und die sich schmeicheln, dieselben so wohl geschrieben zu haben. Doch nehmen sie vielleicht die Betrachtung an, die ich machen werde. Die französischen Romanen, die den meisten Beyfall gefunden haben, stellen überhaupt die grossen Thaten grosser Leute vor, sie unterlassen gänzlich in das gemeine Leben einzutreten, und führen blosse Helden auf, die weder unsere Bedürfnisse, noch unsere Lebensart, noch unsere Tugenden, noch unsere Laster haben. Die Eigenschaften, die man diesen Helden zuschreibt, gehen fast einzig nur auf die Tapferkeit, manchmal auf die Großmuth, und am allermeisten auf eine Beständigkeit und eine Ergebenheit gegen ein Frauenzimmer, die die Helden aufs äusserste verkleinert. Es ist lächerlich, wann man einen Cyrus ganz Asien blos deßwegen mit seinen Triumphen erfüllen sieht, damit er seine zehnmal entführte Schöne wieder finde. Die Liebe herrschet so allmächtig in allen Schriften der Franzosen, daß es scheint, sie kennen neben ihr keine andern Tugenden.

Der Herr von Marivaux hat sich freylich bemühet, seine Landsleuthe auf die Natur

tur zurückzuführen. Seine Mariane, ſein Paſan parvenu, ſtellen wahre Menſchen vor; Er läßt den Helden mehr als den Verfaſſer reden. Aber dieſer witzige Mann hat ſich doch nicht gänzlich der Mode entziehen können, er hat ſich nicht unterſtanden, ſeine Nation mit dem Innern des gemeinen Lebens zu unterhalten. Seine Mariane ſpricht als ein witziges Frauenzimmer, ſie liebet eine gewiſſe allgemeine Tugend, die darinn beſtehet, daß ſie ihre Ehre allem dem vorzieht, was ihr ſonſt zu nächſt am Herzen lieget. Aber man findet hier nicht eine umſtändliche Beſchreibung des Betragens, das ein tugendhaftes Leben ausmacht, man findet keine Abſchilderung von ihren eigentlichen Beſchäftigungen, und von ihrer Aufführung gegen die Perſonen, die ſie um ſich hat, und die entweder über ſie erhoben, oder unter ihr ſind. Die ganze Geſchichte iſt eine bloſſe Chronick, wo man nichts als einige merkwürdige und wohlbeſchriebene Vorfallenheiten antrift: da hingegen die Clariſſa eine eigentliche Hiſtorie iſt, wo eine Begebenheit aus der andern fließt, und der Zuſammenhang der Thaten mit ihren Urſachen niemals unterbrochen wird.

Mariane iſt ein vornehmes Frauenzimmer, die weder die Pflichten der Haushaltung, noch die Pflichten bey der Auferziehung

der Kinder, noch die Beſchäftigungen kennet, die die Tage und das Leben einer Perſon von Verdienſt erfüllen ſollen. Sie erſcheinet niemals anderſt, als im ihrem Putze, damit ſie ihrer Gutthäterinn, oder ihrem Liebhaber gefallen könne. Clariſſa iſt eine hiervon ganz verſchiedene Perſon. Sie iſt ein vornehmes Frauenzimmer, aber ſie kennet alle ihre Pflichten, und übet dieſelben alle aus. Sie drücket in ihren Briefen auf das allergenaueſte, und in der vollkommenſten Ausdähnung, ihre Pflichten gegen Gott, (die gänzlich von ſolchen franzöſiſchen Büchern verbannet ſind) ihre Pflichten gegen ihre Eltern, gegen ihr Haus, ihre Freund'innen, ihr Geſinde, und gegen ſich ſelber aus. Man findet in ihrer Geſchichte eine genaue Abſchilderung aller Stunden eines vollkommenen Lebens, und der Beſchäftigungen, die deſſen Vollkommenheit ausmachen.

Die Betrachtungen, die Anmerkungen, die dieſelbe mit einer ſo groſſen Anmuth in ihre Briefe einflieſſen läßt, ſind die Folgen einer groſſen Erfahrung in dem menſchlichen Leben. Alles ſteht in einer Verbindung mit unſern Begriffen, alles kann uns dienen, und unſere Wege beleuchten.

Mariane beluſtiget blos, Clariſſa unterrichtet und beluſtiget zugleich weit mehr, weil

ſie

ſie die Natur abmahlt, und weil uns nichts rühren kann, als die Natur ſelbſt.

Die Methode, deren ſich der Verfaſſer der Clariſſa bedient hat, iſt eben dieſelbe, die in dem Leben der Pamela vorkömmt. Es ſind Briefe, die auf der Stelle von denen Perſonen geſchrieben werden, die in die Geſchichte eingeflochten ſind.

Der Verfaſſer hat auf dieſe Weiſe einen Vortheil gefunden, den keine andre Art von Erzählung haben kann.

Die Umſtände der Begebenheiten, die Gedanken und die Reden können mit aller der Lebhaftigkeit vorgeſtellet werden, die die gegenwärtigen Gemüthsbewegungen einflöſſen, ſie bekommen alle die Ausdähnung, die nur das Gedächtniß einer ganz friſchen Geſchichte zu geben fähig iſt. Die gemeinen Romanen, diejenigen, davon der Herr von Marivaux der Verfaſſer iſt, wie die andern, haben gar keine Wahrſcheinlichkeit, weil man dabey zum Grunde ſetzet, die Geſchichte ſey erſt nach dem Ausgang derſelben verfaſſet worden. Man muß hierbey ein Ebentheuer von einem Gedächtniß bey den Perſonen annehmen, die in der Geſchichte vorkommen, ein Gedächtniß, das ihnen eine Unterredung in allen ihren Umſtänden nach vielen Jahren vorzuſtellen fähig ſey: oder

man

man ist gezwungen, eine noch weit unglaubwürdigere Vertraulichkeit zum Grunde zu setzen, in welcher der Verfasser der Geschichte mit den Helden derselben müßte gelebt haben.

Doch die Wahrheit zu sagen, die Art eine Geschichte in Briefe einzukleiden, hat auch ihre Unbequemlichkeit: Sie erfodert, daß die vornehmsten Personen der Geschichte einander in einem ausserordentlichen Geschmacke für den Briefwechsel ähnlich seyen, und sie setzet zum Grunde, daß sie keine Begebenheit, keine merkwürdige Unterredung vorbeygehen lassen, ohne dieselbe gleich auf der Stelle zu Papier zu bringen. Was die Verwahrung der Briefe betrift, so hat der Verfasser auf eine angemessene Weise dafür gesorget, und diese glaubwürdig gemacht.

Laßt uns zu der Geschichte selbst übergehen, die wir mit einigen Anmerkungen begleiten werden. Clarissa, ein junges Frauenzimmer, das mit den vollkommensten Verdiensten eine ausnehmende Schönheit besitzet, verwirft verschiedene Heyraths-Vorschläge, theils aus einem allzufeinen Geschmacke, und theils aus einer Abneigung wieder die Gemüthscaractere ihrer Liebhaber. Lovelace, ein junger Herr von vornehmem Hause, der überaus gut aussieht, und zugleich voller

Witz

Witz und Geiſt iſt, läßt ſich die ſchöne Clariſſa gefallen. Sein Oheim führt ihn aus einem Misverſtande zur ältern Schweſter der Clariſſa, die eben ſo unangenehm, als dieſe liebenswürdig iſt. Da die Anverwandten dieſes Herren ſich ſo weit erkläret hatten, daß er ſich mit der Schweſter, die er nicht liebte, einlaſſen mußte, ſo mußte er es auf eine Liſt ankommen laſſen, damit er dieſe unbequeme Schweſter bewegt, ihm den Abſchlag zu geben. Sein Herz war verdorben, er beſaß eine ungemeine Geſchicklichkeit, ſeine Neigungen durch Verſtellung und Intriguen zu befriedigen, es gelingt ihm, und er macht nunmehr der Clariſſa ſelber ſeine Aufwartung, die ihn, mit dem Beyfall ihrer Eltern, nicht ungern ſiehet. Ihr ſtolzer und geitziger Bruder, der ſeinen Vater gänzlich regiert, kömt dazwiſchen. Weil er dem Lovelace zu wieder iſt, ſo ſchlägt er ſeine Beyſtimmung zu deſſen Heyrath mit ſeiner Schweſter aus, er läßt ſich mit ihm in einen Duel ein, wird aber von demſelben verwundet und entwafnet.

Die nunmehr erzürnte und von der Schweſter, die den Lovelace verworffen hatte, nochmehr aufgebrachte Familie, verbietet demſelben das Haus. Man bringt einen unangenehmen Freyer auf das Tapet, der die Gunſt der Eltern für ſich hat, die ſehr

übel

übel mit Clariſſen umgehen, ſie zu bewegen den Liebhaber zu heyrathen, den ſie verwirft. Sie hat eine Art von Briefwechſel mit der Genehmhaltung ihrer Mutter mit dem Lovelace angefangen, der ihr gar nicht mißfällt: ſie führt denſelben aus zulänglichen Gründen, vielleicht auch aus Wohlgefallen fort, und hierdurch wird ſie endlich, nach vielen Scenen, die vortreflich gemahlt ſind, dahin gebracht, daß ſie dem bey den Eltern ſo übel angeſchriebenen Liebhaber zu einer Unterredung verhilft: dieſe endigt ſich, durch einen neuen Streich des Lovelace, in eine Entführung, welche zwar wieder Clariſſens Willen vor ſich geht, weil ſie ſich durch eine falſche Furcht übernehmen läßt, die in einem jungen Frauenzimmer nicht unwahrſcheinlich iſt. Lovelace hat nicht ſo bald dieſe ſchöne Beute in ſeinen Händen, da er ſchon in ſeinem Entſchluſſe zu einer Heyrath zu ſchreiten wanket: Er bemühet ſich ſeine Schöne zu vermögen, daß ſie auf dem Fuſſe einer Buhlſchaft mit ihm lebe, und ungeachtet die Regungen der Tugend, und der Großmuth manchmal in ihm aufwachen, und ihn bewegen, einem ſo vollkommenen Verdienſte Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ſo behält doch immer ſein ſchändlicher Entſchluß die Oberhand.

Damit er nun um ſo viel eher zu ſeinem Zwecke komme, ſo bringt er die Clariſſa in ein der Unzucht geweyhetes Haus, wo ſie ſich eine Zeitlang aufhält, ohne ihre Gefahr zu kennen: er ſpricht ihr von Heyrath und von dem Erlaubnißzettel der geiſtlichen Obrigkeit, in der Abſicht, ihre Zurückhaltung einzuſchläffern. Er bringt ihr ein Bekänntniß ihrer Gegenliebe ab, und verſucht, vermittelſt einer Feuersbrunſt, die er mit den Leuten im Hauſe abgeredet hat, um Mitternacht dieſelbe zu überfallen. Clariſſa weiß ſich aus dieſer böſen Schlinge zu ziehen, ſie entflieht, und findet zu Hampſtead einen ſichern Ort. Lovelace ſuchte ſie auf, und bringt es durch ſeine Intriguen dahin, daß er ihr allen Briefwechſel mit ihrer Freundinn abſchneidet, von welcher wir unten ſprechen werden. Clariſſa wird durch einen neuen Streich betrogen, ſie wird noch einmal nach dem ſchändlichen Hauſe gebracht, aus dem ſie entwichen war, man bringt ihr Opium bey, und ſie muß die allerniederträchtigſte Beleidigung ausſtehen. Die erſchrecklichſten Scenen folgen auf dieſe Miſſethat: Clariſſa entweicht einen zweyten Anfall des Lovelace, in dem ſie es in ihre Gewalt ſtellet, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, und begiebt ſich zum zweyten mal auf die Flucht. Die unſeligen Dirnen, aus deren Bande ſie ſich kaum losgemacht hatte, entdecken ſie, und laſſen ſie

unter dem Vorwand einiger Schulden anhalten: man führt ſie in ein häßliches Gefängniß, wo ſie tauſendfältig von dieſen ſchamloſen Creaturen beleidiget wird. Lovelake wird endlich durch ſeine Gewiſſensbiſſe, und durch die gerechte Ehrfurcht, die ihm die unglückliche Tugend abzwingt, gerührt, er empfindet ihre Bedrängniß mit wahrem Mitleiden; er ſchickt einen Freund aus, einen alten Gefährten ſeiner Thorheiten, der aber aufrichtiger und tugendhafter iſt als er; und läßt ſie durch ihn befreyen. Belford, welches der Namen dieſes Freundes iſt, bringt ſie aus ihrem Gefängniſſe heraus: aber das Elend, das ſie ausgeſtanden hat, und die barbariſche Begegnung, die ſie von ihren eignen Eltern und Anverwandten in dieſem tiefen Unglücke erfahren muß, wirft ſie auf das Krankenbette, und beraubet ſie durch eine Auszehrung des Lebens. Lovelace kömmt im Duel durch die rächende Hand eines Vetters der Clariſſa um, und alle Perſonen, die in ſeiner Miſſethat verwickelt waren, empfangen auf eine angemeſſene Weiſe ihre Strafe. Alle dieſe Begebenheiten tragen ſich in dem Verlaufe von etwa acht Monaten zu.

Die vornehmſten Charactere, nach der Clariſſa und dem Lovelace, ſind die folgenden: Fräulein Howe iſt eine Herzens-Freundinn der-

der Clariſſa; die Briefe der letztern ſind an dieſe Fräulein geſchrieben: Sie hat mit ſehr guten Eigenſchaften zu viel Feuer und Ungeduld; die Heftigkeit ihres Temperaments erhebet die Sanftmuth der Clariſſa.

Belford iſt ein vertrauter Freund des Lovelace; er iſt es, dem man zuſchreibt, er habe die Briefe geſammelt, aus welchem das ganze Werk beſteht. Er hatte in ſeiner Jugend mehr als zu viel Ausſchweifungen begangen, er läßt ſich aber durch den Reitz der Tugend, und durch die Gedanken überwinden, die ihm bey dem Hinſcheid verſchiedener ſeiner Freunde und Anverwandten aufſteigen, deren Tod er geſehen hat, und auch mit unnachahmbaren Zügen beſchreibt: er wird an dem Ende des Werkes die Hauptperſon der Geſchichte, und ſammelt die Belohnungen ein, die dem Lovelace, der ſich allzuſehr durch ſeine Laſter hinreiſſen ließ, ſonſt zugedacht waren. Er macht ſich ſeines Glückes, durch den großmuthigen Schutz würdig, den er der Clariſſa in ihren äuſſerſten Bedrängniſſen giebet. Seine Schreibart iſt natürlich, ſie hat den Schimmer der Lovelaciſchen nicht, doch iſt ſie voll guter Betrachtungen, und nimmt ſich vorzüglich durch die Schildereyen heraus.

Noch etwa zwanzig Characetere ſind weſentlich mit dem Hauptvorwurfe der Geſchich-

te verbunden; der Verfaſſer hat dieſelben auf eine Art unveränderlich durch das ganze Werk zu erhalten gewußt, die unendlich viel Geſchmack und Aufmerkſamkeit erfordert. Es kömmt keine einzige von dieſen Perſonen vor, deren Character nicht in allen ihren Briefen, wie das Bild eines Prinzen auf allen ſeinen Münzen, gleichförmig geſchildert ſeye. Man erkennet ohne Mühe, was aus der Feder der tugendhaften Norton, der grauſamen Arabella, des gutmüthigen Johann Harlowes, und des ſchnaubenden Antons fließt. Auch ſogar die mittelmäßigen Charactere ſind genau ausgezeichnet, welches dabey viel ſchwerer iſt, als ſolche Charactere zu mahlen, die mehr ausnehmendes und in die Augen fallendes haben. Die Briefe der Clariſſa haben eine ganz beſondere Art an ſich. Die Schreibart des Lovelace iſt mit neuen und ſelbſtgemachten Wörtern angefüllt, die in der Engliſchen Sprache angehen, und eine ganz beſondere Kraft beſitzen, ſeine Begriffe auszudrücken. Bey den übrigen iſt dieſelbe immer angemeſſen. Durchgehends aber herrſchet eine natürliche Anmuth, die ganz allein dieſem Buche einen vorzüglichen Werth geben würde, wann ſchon die Art zu denken, die in demſelben durch und durch beybehalten wird, nicht ſo vollkommen wäre, als ſie es würklich iſt. Wir ſagen nichts, als was die ganze ſonſt

eben

eben nicht leicht zu gewinnende Engliſche Nation ſagt, wann wir die Clariſſa für ein Meiſterſtück in der Abſchilderung der Sitten, der Art zu denken, und ſich natürlich und dennoch witzig auszudrücken, für ein Muſter der neueſten, reinſten und zugleich der blumenreicheſten Engliſchen Schreibart anſehen. Da die merkwürdigſten Scenen in Geſprächen ausgedrückt werden, ſo muß man mit Aufmerkſamkeit auf die Abwechslungen der redenden Perſonen acht haben, die zu bemerken der Verfaſſer der Mühe nicht werth gefunden hat.

Das rührende, das traurige, das bewegliche iſt nirgends weiter getrieben worden. Wir ſind durch überzeugende Beyſpiele verſichert, daß die allerhärteſten und fühlloſeſten Herzen ihre Thränen zu hemmen nicht fähig geweſen ſind, wann ſie die Betrubniß der Clariſſa, ihre Unfälle, und ihren Tod laſen.

Die unempfindlichſten Gemüther haben die Würkung des unwiederſtehbarn Pathos empfunden, und Augen haben geweint, die bey wahren Unglücken ihrer Freunde beſtändig trocken geblieben ſind. Wir haben in keiner Sprache etwas geleſen, daß der Geſchichte der Clariſſa hierinn beykomme; dann die Natur iſt hier in allen ihren Umſtänden abgeſchildert, und die Natur allein kann

unser Herz erregen. Wir sehen eine tugendhafte Person, die mit uns von gleichem Stande ist, wir sehen sie mit der erhabensten Reinigkeit des Herzens und einer verwunderungswürdigen Beständigkeit leiden. Die Unglücksfälle einer Ariane bewegen mich nicht, das Schicksal einer Prinzeßinn von Cleve rührt mich gar nicht. Diese Personen sind zu weit von mir entfernet, ihre Unfälle stehen in keiner Verhältniß mit denen, die mir selbst wiederfahren können, sie entstehen grossen theils aus strafbarer Liebe, ich empfinde, daß ich eine Fabel lese, und sogleich hört alle Rührung bey mir auf.

Die Beschreibungen sind eine der größten Zierden der Geschichte der Clarissa. Ich finde einige dergleichen, die sehr gut sind, in der Pamela, aber hier kommen derselben viel mehrere vor, sie sind edler und aufgeweckter, als in dem erstern Buche. Beltons Tod ist mit Zügen gemahlt, die den ruchlosesten Menschen, so unerschrocken er immer seyn mag, in die äusserste Bestürzung drängen müssen. Das Leiden der Clarissa in ihren grausamen Gefängnisse, die Zubereitungen zu ihrem Tode, ihr Tod selbst, ihre edelmüthige Vertheidigung wieder den zweiten Anfall des Lovelace, ihre Reu, ja so gar die Verstöhrung ihres Gemüthes, ihr

Lei-

Leichenbegängniß, iſt mit einem lebhaften, rührenden, einnehmenden, überzeugenden, und des ganzen Herzens ſich bemeiſternden Pinſel gemahlt. Ich habe nur eine Meynung hierüber gehört.

Aber was die Geſchichte der Clariſſa faſt unſchätzbar macht, das iſt die Gottesfurcht, die Tugend, die Großmuth, die Klugheit, die Demuth, die in der Perſon der Heldinn, in ihren Thaten und in ihren Worten herrſchet. Man kann die drey letzten Bände nicht leſen, ohne eine Erhabenheit des Herzens, ein gewiſſes reines und edles Vergnügen zu empfinden, wann man die menſchliche Natur in ihrer allerhöchſten Vollkommenheit vorgeſtellet ſiehet, zu der ſie die Gnade, und die reineſte Tugend erheben kann.

Aber ſollte dieſe Geſchichte der Clariſſa, die man uns ſo ſehr anpreiſet, keine Fehler haben? Dieſe Betrachtung bietet ſich oft einem Leſer an, wann man derſelben allzuſichtbarlich vorzukommen ſuchet. Das menſchliche Herz iſt von Natur böſe, es tröſtet ſich in der Nothwendigkeit zu bewundern noch blos mit dem Vergnügen, ſein Lob mit etwas Tadel zu mildern; Dieſes Betragen nähert uns um etwas dem Grade der Vollkommenheit, den wir uns nicht erwehren

können, zu erheben. Aber laßt uns im Ernſte und mit Billigkeit ſprechen: Clariſſa hat wenigſtens ihre Fehler, in ſo fern ich dieſelbe nach unſern Sitten und nach unſerer Lebensart beurtheile, dann ich will nicht für allgewiß verſichern, daß es Fehler für einen Engliſchen Leſer ſind.

Ich rede nicht von ſolchen Fehlern, die Clariſſa ſelbſt begeht, und die ihren Untergang nach ſich ziehen. Es iſt gewiß, daß ſie mit ihrer Tugend und der vollkommenen Reinigkeit ihres Herzens, allen Briefwechſel mit dem Lovelace hätte abbrechen ſollen, ſo bald dieſes ihrer Mutter Wille geweſen iſt. Die Nothwendigkeit dieſen Briefwechſel fortzuſetzen, damit ſie ein Unglück verhüten möchte, ſcheint nur ein Vorwand zu ſeyn. Eine gute Abſicht berechtiget uns nicht, übel zu handeln. Clariſſa begeht auch noch einen beträchtlichen Fehler, da ſie es zweymal mit ihrem Liebhaber zu einer heimlichen Unterredung kommen läßt, deſſen liederlichs Leben genugſam ihr bekannt, und der ausdrücklich von ihrem Hauſe, durch Eltern, die ſie ehret und hochſchätzet, verbannet iſt. Es ſcheint mir auch, ſie nehme ſich allzuſehr des Lovelace wieder ihre Verwandten an, ſie ſollte wenigſtens die Klagen, die ſie wieder ihn führen, anhören,

hören, und ſich gerne zu rechte weiſen laſſen. Sie begegnet dem Solmes viel zu übel, den ſie wohl ohne Hofnung laſſen, aber nicht beleidigen ſollte. Auf der andern Seite iſt ihre Aufführung viel zu genau, nachdem ſie ſich hat entführen laſſen: Sie hätte mit dem Lovelace unverzüglich zur Heyrath ſchreiten ſollen, der mehr als einmal bey den Aufwallungen, die bey ihm auch wider Willen ausbrachen, ihr ſeine Hand anbot. Ein junges Frauenzimmer, das ſich in die Gewalt ihres Liebhabers begiebet, iſt nicht mehr im Stande, die Spröde zu ſpielen.

Ich muß es aber wiederhohlen, dieſe kleinen Unvollkommenheiten der Heldinn ſollen des Leſers Beyfall nicht ermindern. Clariſſa mußte unglücklich werden, und dieſes ſollte theils den Eltern, theils den Töchtern eine Warnung ſeyn: jenen, daß ſie ihre Kinder auf keine harte Art zu einer unangenehmen Heyrath zwingen, und dieſen, daß ſie ſich niemals wegen einer verhofften Beſſerung der Willkühr eines unordentlich lebenden Liebhabers übergehen mögen. Damit nun dieſe Lehre um ſo viel natürlicher und gemeinnütziger herbeygebracht würde, that der Verfaſſer nicht übel, eine überaus tugendhafte Perſon durch die wenigen Fehler, die ſie noch hat, in ihr Unglück zu füh-

ren. Was für Betrachtungen müssen nicht junge Weibsversonen hierüber machen, die alle diese Fehler haben, ohne eine einzige der erhabensten Tugenden der Clarissa zu besitzen!

Es ist auch noch wahr, daß der Verfasser das Vorrecht misbrauchet hat, das ihm die herrschende Freyheit seiner Nation giebet. Er hat in vielen Stellen seines Buches die Freyheiten, die Lovelace weit über die Schranken der sich Geziemenheit heraus nimmt, allzu umständlich beschrieben. Das allzugemüthigende Unglück, das der tugendhaften Hauptperson der Geschichte begegnet, hat etwas, das unserer Zärtlichkeit widersteht, und macht, daß ich für Clarissen, wenigstens in Frankreich, das Schicksal befürchte, das die Theodora des Corneille gehabt hat. Alle die liederlichen Marquises zu Paris, alle die galanten Weiber, die vor der Sache selbst gar nicht erschracken, stiessen sich an der Häßlichkeit des Ausdruckes, und die Vorstellung eines Spieles, das den Pierre Corneille zum Verfasser hatte, konnte nicht einmal zu Ende gebracht werden.

Ich weiß auch nicht, ob das Wahrscheinliche in dieser verabscheuungswürdigen Dreistigkeit des Lovelace genugsam beobachtet

tet iſt *). Ein vornehmes Frauenzimmer in ein liederliches Haus zu führen, ſie daſelbſt gefangen zu halten, ihr Mohnſaft beyzubringen, und ſie zu ſchänden, kann dieſes alles wohl in einer Nation angehen, die auf ihre Geſetze und auf ihre Freyheit ſo eiferſüchtig iſt? Konnte ſich wohl Lovelace, dem es nicht am Verſtande fehlte, und der auch dachte, ein Peer von Engelland zu werden, den Gefahren blos ſtellen, die die Nachforſchungen einer mächtigen und wieder ihn aufgebrachten Familie nach ſich ziehen müßten? Gebohrne Engländer müſſen dieſen Zweifel beantworten.

Es kömmt noch eine Scene vor, in welcher Belford mit den eckelhafteſten Far-

*) Die Geſchichte der Clariſſa iſt mit der Schwachheit der Fräulein, die ſich einmal von einem freydenkenden und frevlebenden Jüngling entführen laſſen, mit dem heftigen Gemüthe des Lovelace, und mit dem nur allzuwahren Verderben, das in Londen regiert, ſo verknüpft, daß ſie zwar eine Unzufriedenheit bey einem tugendhaften Leſer, aber keinen Zweifel an der Wahrſcheinlichkeit erwecken kann. Es iſt wie ein Diſſonanz in einer künſtlichen Muſic, die das Nachfolgende vortreflich erhöhet, und der Verfaſſer hat auch deſſen ungeachtet die Heldinn in eine ſolche Erhabenheit wieder zu bringen gewußt, die faſt mehr bey den Engeln als bey den Menſchen iſt. Haller in den G. a. J. 1749. 202. und hauptſächlich 1750. S. 610.

Anmerkung des Ueberſetzers.

ben, das eigentliche Leben einiger öffentlichen Weibsbilder beſchreibet. Alles iſt gut gemahlt, aber was es nöthig es zu mahlen, und müſſen einem etwas feinen Geſchmacke dergleichen Schildereyen nicht wiederlich ſeyn?

Hat man nicht zu ſehr in Kleinigkeiten bey der Nachahmung der krummen und übel angeordneten Linien herunter gelaſſen, die die Clariſſa in der Verſtöhrung ihres Verſtandes geſchrieben hat? oder in ihrer Unterſchrift, die man in einem Holzſtiche nachgeahmt hat, die, um es nur im Vorbeygange zu ſagen, etwas gezwungen läßt *)? Sollte Lovelace auch nicht ſelbſt in dem Zweykampfe, der ihn zum Tode führt, allzuwenig ſtrafbar ſeyn? Morden hatte ihm gedroht, wird Lovelace hierdurch, nach den Begriffen der Welt, nicht allzuwohl entſchuldiget? und konnte man ihn nicht ſeinem Untergange durch den bloſſen Hang ſeiner unordentlichen Leidenſchaften entgegen gehen laſſen?

Doch wir brechen ab. Man wird niemals ein Buch ſehen, das ohne Fehler ſey, oder wenigſtens niemals ein Buch antreffen, wo man nicht Mängel anträfe, wann man gar zu

* Dieſe Kleinigkeiten ſind in den neuen Auflagen der Clariſſa weggeblieben.
Anmerkung des Ueberſetzers.

zu ſtark wünſchet, Mängel zu finden. Wir preiſen ſolche Schriftſteller glücklich, die, wie der Verfaſſer der Clariſſa, die Herzen einer ganzen Nation unleugbar gewinnen, und bloß noch etwa für den Beyfall einiger wahrer Kunſtrichter zu ſorgen haben.

XII.

Schreiben
des Herrn von Haller,
an den
Herrn von Maupertuis
wegen einer Schrift des Herrn Oſray de la Metrie, nebſt einer Antwort des Herrn von Maupertuis.

1751.

Vorbericht.

Der Tod des Herrn de la Metrie, der an eben dem Tage erfolgte, an welchem der Herr von Haller ſich über ihn beſchwerete, macht die Bekanntmachung dieſer Briefe nöthiger als iemals. Der Herr de la Metrie iſt nicht mehr vorhanden, und kann folglich das Unrecht, das er gethan hat, nicht wieder gut machen, die Beſchuldigung beſteht noch. Sie könnte dem Herrn von Haller aller Orten ſchaden, wo man ihn nicht perſönlich kennet. Er wird durch die Antwort des Herrn von Maupertuis völlig gerechtfertiget. Ich mache dieſe beyde Briefe mit ſo viel gröſſerm Vergnügen bekannt, da ſie zugleich das Unrecht des Herrn de la Metrie mindern. Seine Satyre und ſein Unglauben waren nur ein Schwindel, und eine Ausſchweifung des Witzes. Er hat mehr böſes gethan, als er zu thun Willens war.

XII.

Schreiben des Herrn von Haller.

Hochwohlgebohrner Herr!

Die Stelle, welche ich in ihrer Academie zu bekleiden die Ehre habe, giebet mir einen gegründeten Anspruch auf ihre Gewogenheit, und auf den Schutz des Königes.

Die gnädigen Gesinnungen, welche das großmächtigste Haupt dieser berühmten Gesellschaft gegen mich hat blicken lassen, und deren rechten Werth zu erkennen, ältere

Verbindungen mich gehindert haben a: Die Gütigkeit welche Ew. Hochwohlgebohrnen gehabt haben, mich davon zu benachrichtiden: macht mich so dreist, daß ich diejenigen Klagen, zu welchem ein anderes Mitglied der Academie mir Anlaß gegeben hat, Ihrer erleuchteten Einsicht unterwerfe.

Ew. Hochwohlgebohrnen kennen, und zwar besser als ich, den Verfasser einer unlängst zum Vorscheine gekommenen Schrift b. Er hat sich nicht die Mühe gegeben, unbekannt zu bleiben. Er giebt sich zwar für meinen Freund, für meinen Zuhörer, und für einen Gefährten meiner Belustigungen aus; Allein dieser Freund liebet auf eine so ausserordentliche Art, daß ich mich wieder seine Freundschaft zu vertheidigen genöthigt bin.

Es sind vier Jahre verflossen, seit dem er mir die unvermuthete Ehre anthat, und mir

a Dieser Brief erzieng an den Herrn von Haller im Jahr 1749. und der König von Preussen lud ihn damals mit grossen Bedingungen an seinen Hof ein. Im Jahr 1755. wurde er nochmal als Kanzler und Curator der Universität zu Halle in Preußische Diensten verlangt. Das erstemal ließ ihm die Dankbarkeit gegen den Großbritannischen Hof nicht zu, die angebottene Freygebigkeit anzunehmen, und das letztere opferte er alles der Liebe zum Vaterlande auf.

b Le petit Homme.

mir ein Buch c zueignete, in welchem er den allgemeinen Grundſatz aller Religionen, nemlich das Daſeyn des höchſten Weſens, in Zweifel zu ziehen, übernimmt. Man verwunderte ſich ſowohl in Paris, als in meinem Vaterlande, da man mich in einer Verbindung mit einem Schriftſteller ſah, der von demjenigen, was der übrige Theil der Menſchen für das Heiligſte hält, mit ſo wenig Mäßigung ſpricht. Man gab mir dieſe Verwunderung zu erkennen. Sollte der Herr von Haller, ſagte man, auch wohl dem Herrn de la Metrie ähnlich ſeyn? Ich war eben mit einem Werke beſchäftiget, das zur Vertheidigung eben derſelben Religion dienen ſollte d, die dieſer Arzt angriff. Seine Zuſchrift und meine Denkungsart machten einen Widerſpruch mit einander aus, den ich mich verbunden glaubte zu heben. Ich ſchrieb deswegen an den Herrn von Reaumür, und dieſer machte meinen Brief bekannt, den ich in den behutſamſten Ausdrücken gefaßt hatte. Ich begnügte mich blos die Welt zu verſichern, daß ich weder ein Freund noch ein Lehrmeiſter des Mannes wäre, deſſen Denkungsart ſo wenig mit der meinigen übereinſtimmte; daß ich

c L'homme machine.

d Die Vorrede, die den Anfang dieſer Sammlung macht.

ihn auch niemals gesehen, noch den geringsten Umgang mit ihm gehabt hätte.

Es scheint, dieser in dem Journal des Savans e bekannt gemachte Brief habe meinen vermeynten Schüler aufgebracht. Seine Schrift, die vor mir liegt, ist vermuthlich in der Absicht geschrieben, mich wegen der Art und Weise zu bestrafen, mit welcher ich seine Lobsprüche angenommen habe.

Ew. Hochwohlgebohrnen werden vielleicht einwenden, es seye alles nur eine Spötterey, und ein Scherz, der nichts zu bedeuten habe, weil die Falschheit der Erzählung einem jeden in die Augen fällt, weil der Verfasser selbst von allem demjenigen, was er gesagt hat, nichts glaubt, und weil man auf jeder Seite Spuren antrift, die den Leser verhindern, sich zu meinem Nachtheile zu betriegen. Allein es giebet allemal mehr als einen Bayle, und es werden sich beständig Sammler geheimer Nachrichten finden; Je beissender, je wiedersprechender dergleichen Nachrichten dem Character sind, zu dem ein Schriftsteller sich öffentlich bekannt hat, desto mehr Vortheile glauben diese Sammler aus denselben zu ziehen. Was für ein Wiederspruch wäre es nicht, zu eben derselben Zeit für die Religion zu schreiben, in welcher

e Im Mayn. 1749.

cher ich mit einem Demetrius die Atheiſterey predige, und zwar in Geſellſchaften, die ſich mit dem Tone meines ganzen Lebens ſo wenig reimen.

Ew. Hochwohlgebohrnen ſehen, wie weit ſich die Rache des Herrn de la Metrie erſtrecken könnte. Sie zielet auf nichts geringers ab, als mich ſowohl bey den Chriſten, mit welchen ich lebe, als bey den Freygeiſtern, denen er mich beygeſellet, verhaßt zu machen.

Was für eine Schmach würde ich nicht, ſo wohl den Menſchen als den höchſten Weſen anthun, wenn ich beyde zugleich zubetriegen ſuchte: Wann ich Empfindungen der Religion vorgebe, die mein Herz mit Lügen ſtrafte, und die ich in der Gegenwart eines Menſchen verläugnet hätte, der ſo geneigt iſt, ſich meine Unvorſichtigkeit zu Nutzen zu machen. Würde man ſich wohl entbrechen können, einen ſolchen Menſchen, als der Herr de la Metrie aus mir gemacht hat, auf das äuſſerſte zu verachten? Und was für ein Zuſtand kann wohl grauſamer ſeyn, als der Zuſtand eines Menſchen, der von dem ſchätzbarſten Theile der Welt, nemlich, von allen denjenigen verachtet wird, welche die Wahrheit und Tugend lieben!

Mir einige Ducaten zu entwenden, heißt mir den hundertsten Theil meines Vermögens rauben, den ich leicht wieder erwerben kann, ja dessen hundertfacher Verlust nicht unersetzlich ist. Mich bey allem Freunden des Guten und des Wahren verhaßt machen, heißt mir alles dasjenige nehmen, was mein Daseyn erträglich machen kann, und mir alle Menschen überhaupt zu Feinde machen, nach deren Freundschaft ich strebe.

Ich berufe mich auf Ew. Hochwohlgebohrnen. Kann ich anders als wünschen, einen wenigstens wegen seiner Absichten so gefährlichen Feind zu entwafnen! Kann ich meinen Character so sehr verachten, daß ich ihn nicht zu vertheidigen würdigen sollte, wann man mich mit den Heuchlern und den Freygeistern zugleich in eine Classe setzet! Mein Stillschweigen würde das Ansehen einer Ueberzeugung haben. Gegen einen Freund, der die ganze Falschheit der Satyre einsiehet, findet man zehn hochachtungswürdige Personen, die wie Ew. Hochwohlgebohnen mich nicht persönlich kennen: und deren Hochachtung das kostbarste Geschenk der Vorsehung ist.

Der

Der Herrr de la Metrie, hat mich, wie er sagt, im Jahre 1735. gesehen, gekannt f, und meine Vorlesungen angehöret; er hat sich im Jahre 1736. bey mir aufgehalten, und ist so gar eine lange Zeit mit mir umgegangen g. Er hat vermuthlich seine Ursachen gehabt, warum er eben dieser Zeitpuncten bestimmet; Es scheint, er seye noch im Jahre 1736. nach Frankreich zurück gegangen, da er im Jahre 1735. sein Lehrgebäude von den venerischen Krankheiten, und in den folgenden Jahren andre Werke hat drucken lassen.

Allein wann gleich das Jahr 1735. mit seiner Geschichte übereinstimmet: so stimmet es doch mit der Meinigen nicht überein. Wie hat er mich im Jahre 1735. zu Göttingen kennen, und meine Vorlesungen anhören können, da ich erst gegen das Ende des Jahres 1736. dahin gekommen bin? Ueberdem findet sich sein Namen in unsern Registern nirgends aufgezeichnet: Und ein Franzose, der eine Deutsche Hohe Schule besuchet, ist eine gar zu ungewöhnliche Erscheinung, als daß man solche nicht bemerken sollte.

f p. 38.

g. p. 50.

Er hat, sagt er, im Jahre 1736. eine gelehrte Probschrift h, unter meinem Vorsitze vertheidiget. Er führet so gar den Innhalt derselben an. Ich habe im Jahre 1736. gar nicht disputiret, und niemals eine Streitschrift vertheidiget, die von der güldenen Ader handelt?

Ich habe den Herrn de la Metrie bey dem Herrn Steiger von Wittighofen bekannt gemacht, den er allein uns hat kennen gelehret, und den ich gar nicht kenne. Er hat vermuthlich vergessen, daß er mich zu Göttingen gesehen, und dieser Herr Steiger beständig in der Schweitz gelebt hat. Es würde mir schwer gefallen seyn, den Herrn de la Metrie zu einem Manne zu führen, von dem wir beyderseits, wie der Herr de la Metrie selbst bekennet, 150 Meilen entfernt waren, er in Holland, ich in Göttingen.

Er und sein eingebildeter Freund haben mit mir auf eine unerlaubte Art ausgeschweifet, und bey unzüchtigen Weibern Mahlzeiten gehalten i.

Diese Geschichte ist abscheulich, und es kostet mich viel Gedult, daß ich sie nicht mit dem

h p. 19.

i p. 46.

dem Titel einer Verläumdung belege. Was für Meynungen auch manche witzige Köpfe von den Sitten hegen, so ist doch meine Meynung jederzeit dahin gegangen, daß die Sitten mit unsern Lehrsätzen übereinstimmen müssen. Wann ich gleich nicht so regelmäßig hätte denken wollen, so würde doch meine beständig schwächliche, und von harten Krankheiten unterbrochene Gesundheit, mich zum Begriffe der Nüchternheit, die den Plan meiner Lebensart bilden, gar bald zurück gerufen haben. Ich habe fast mein ganzes Leben in der Einsamkeit zugebracht, weil meine Beschäftigungen, und die Sorge für meine Gesundheit, solches erfoderten.

Was das Jahr 1751. anbelangt, welches der Herr de la Metrie bestimmt, indem er mich meine Vorrede zu der deutschen Uebersetzung der allgemeinen Historie der Natur des Herrn von Büffon anführen läßt k, so ist es gewiß grausam, daß er mir andichtet, ich habe auch damals bey Buhlschaften gespeiset. Mein Alter, die Anzahl meiner Kinder, der Wiederspruch, den eine öffentliche Ausschweifung mit den Sitten und der Lebensart zu Göttingen, einem kleinem Orte wo nichts verborgen bleibt, und mit dem regelmäßigen Leben macht, dessen ich mich

k p. 64.

iederzeit befliſſen habe: Der Zuſtand meiner Geſundheit, die eben, wie es Ew. Hochwohlgebohrnen nicht unbekannt iſt, durch eine gefährliche Krankheit aufs neue geſchwächt war, alles kömmt mir zu Hülfe, um den Wiederſpruch recht deutlich zu machen, den die Erzählung meines leichtſinnigen Gegners würket. So viel Bürger, ſo viele Studierende, als auf unſerer Hohen Schule ſind, ſo viel Zeugen werden ihm wiederlegen. Sollte es wohl erlaubt ſeyn, einem Menſchen Sitten anzudichten, die von den Sitten derſelben ſo gänzlich unterſchieden ſind! Duldet das gemeine Weſen Leute, die ihr ganzes Leben damit zubringen, daß ſie diejenigen, die ſie zu haſſen für gut finden, mit allen den Farben abſchildern, die eine erhitzte Einbildungskraft ihnen leyhet!

Die Rede, welche der Herr de la Mettrie mir zu leyhen, die Gütigkeit gehabt hat, hat zum Glücke die Merkmahle ſeiner Hand behalten. Es iſt ihm nicht gelungen, meine Sprache nachzuahmen. Das Glück des Herrn Bouillac, und einiger andern Aerzte des franzöſiſchen Hofes, iſt der Gegenſtand ſeiner Satyre in der Penelope; allein was für Urſachen ſollte ich haben, Männern ihre Stellen zu beneiden, deren Glück von meinen Hofnungen durch ſo unüberſteigliche

Schran-

Schranken abgesondert ist, als der Unterschied des Vaterlandes und der Religion ist, Männern die nichts geschrieben haben, oder deren Schriften wenigstens nicht bis zu mir gekommen sind. Frankreichs Entlegenheit von den Ländern, in welchen ich gelebt habe, wird mir wegen dieser Aerzte zur Entschuldigung dienen, wann ich versichere, ich habe niemals ihre Namen nennen gehört. Sie können sehr viele Hochachtung verdienen, ohne daß sie einem Göttingischen Lehrer bekannt seyen; allein sie können seinen Neid gewiß nicht rege machen.

Was die Lobeserhebungen anlanget, welche man in der Bibliotheque raisonnée findet, und die der Herr de la Metrie auf meine Rechnung setzt l: so ist davon nicht eine einzige Zeile aus meiner Feder geflossen. Es ist so lächerlich sich selbst zu loben, daß man aus lauter Eitelkeit sich vor einer solchen Thorheit hüten sollte. Wann man sich selbst den Zoll des Lobeserhebungen abträgt, so befreyet man die Welt von dieser Pflicht. Herr Massüet ist der Verfertiger der einzigen Lobschrift, in der Bibliotheque raisonnée, m die

l. p. 17.

m. T. 46. P. I. p. 169.

die mir bekannt ist. Er hat sich dadurch zu erkennen gegeben, daß er seine eigenen Schriften anführet.

Mein Wissen, und den rechten Werth meiner Arbeiten, gebe ich dem Urtheile der Welt preiß. Wenige Personen können mich kennen, und sich selbst von meinem Character versichern. Allein jedermann kann meine Werke lesen, und solche beurtheilen. Wann ich indessen wieder einige sehr unhöfliche Ausdrücke, eine Schutzschrift zu schreiben hätte, so würde ich den Herrn de la Metrie ihm selbst entgegen setzen. Er, dessen Geschmack so fein und so schwer zu befriedigen ist, würde er wohl sechs Bände von meinen Werken übersetzet haben, wenn er solche nicht fürtreflich [n] gefunden hätte? Besitzet dann dieser zwiefache Sohn des Apollo [o], dessen Verdienste er so prächtig besungen hat, im Jahr 1751. nicht mehr dasjenige, was ihm im Jahre 1747. so viele Lobsprüche, von dem Herrn de la Metrie, zu gezogen hat!

Wird

[n] Dieses sind den Herrn de la Metrie eigene Ausdrücke in der Vorrede zur Uebersetzung meiner Auslegung der Boerhavischen Vorlesungen, die er in 7 Octavbänden geliefert hat.

[o] In der Vorrede zum Homme machine.

Wird es wohl, nach dieser Anmerkung noch nöthig seyn, den Herrn de la Metrie zu bitten, diejenigen Stellen in meinen Gedichten anzuzeigen, in welchem er den Materialismum gefunden hat? Er wird solchen vielmehr in dem Character p eines zweifelnden Weltweisen gemißbilliget finden, zwischen welchem, und dem abergläubischen Pöbel q, ich die rechte Mittelstrasse setze, auf welcher meinem Bedünken nach, ein Weiser gehen soll, oder auf dem ich selber wenigstens wandle. Er wird auf jeder Seite das Wiederspiel seiner Klage finden, so oft ich meine eigene Gedanken vortrage r.

Es ist unnöthig, mich wegen meiner Doris zu vertheidigen, von welcher der Herr de la Metrie eine Art einer Umschreibung gemacht hat s. Wenn eine Liebeserklärung mich bey meinem jetzigen Alter lächerlich machen würde, so ist sie doch einem jungen Menschen von 20 Jahren zu verzeihen

p p. 36.

q Im Gedichte über den Aberglauben und Unglauben.

r Im Gedichte über den Ursprung des Uebels.

s Im Anfange der Art. de Jouir.

zeihen, der 4 oder 5 Monate vor der Hochzeit seine Liebste besinget.

Ich weiß nicht, ob Ew. Hochwohlgebohrnen selbst mir nach allem dem, was ich anzuführen die Ehre gehabt habe, noch erlauben werden, Sie zu ersuchen, Ihre Vermittelung anzuwenden, damit der gute Namen eines Mitgliedes ihrer Akademie, und eines Mannes, den Sie mit ihrem Briefwechsel und mit ihrer Freundschaft beehren, wieder hergestellet werde. Mich dünkt, es wäre keine zu niedrige Beschäftigung, Ew. Hochwohlgebohrnen einen scherzhaften und leichtsinnigen Schriftsteller, der vielleicht mehr Schaden thut, als er zu thun Willens ist, anzuhalten, mir Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und die lächerlichen Erzählungen zu misbilligen, die es ihm auf meine Rechnung zu setzen beliebet hat, und deren Unwahrheit er am allerbesten kennt. Wann er dem Unglauben noch die äusserliche Beobachtung der Tugend, und der unverletzlichsten Pflichten der Bürgerlichen Gesellschaft zugeschrieben wissen will, so glaube ich nicht, daß er sich selber verhalten könne, er sey mit mir auf eine Art umgegangen, die selbst wieder diejenigen Gesetze läuft, welche

che der Nutzen des menſchlichen Geſchlechts erfodern würde, wenn gleich keine Religion mehr vorhanden wäre.

Ich habe die Ehre mit der vollkommenſten Hochachtung zu verharren.

Göttingen, den 10 Octob. 1751.

Antwort
des
Herrn von Maupertuis.

Hochwohlgebohrner Herr!

Ich habe das Schreiben erhalten, welches Ew. Hochwohlgebohrnen an mich abzulaſſen mir die Ehre angethan haben. Ich habe nicht ſo lange angeſtanden, meinen Unwillen über diejenige Schrift zu bezeigen, über welche Sie ſich beſchweren. Ew. Hochwohlgebohrnen thun dergleichen Werken zu viel Ehre an, wann Sie glauben, daß ſolche ihren guten Namen im geringſten zu ſchmälern vermögend wären. Allein dem Character des Herrn de la Metrie thun Sie unrecht, wenn Sie vermeinen, derjenige Grad der Bosheit herrſche in ſeinen Schriften, der darinn zu ſeyn ſcheinet. Dieſes iſt für

alle diejenigen unwahrscheinlich, die den Mann nicht persönlich gekannt haben; allein die Liebe zur Wahrheit nöthiget mich, solches zu bekennen. Er ist gestorben: wann er noch lebte, so würde er ihnen mit eben der Leichtigkeit, mit welcher er wieder Sie geschrieben hat, alle Genugthuung geben, die Sie nur verlangen könnten. Er hat mir mehr als hundertmal geschworen, daß er nichts schreiben würde, was wider die Religion und Sitten liefe. Und bald darauf kam wieder ein Werk von der Natur derer-jenigen zum Vorscheine, über welche wir uns beklagen.

Ew. Hochwohlgebohrnen haben vollkommen recht, wenn Sie sagen, daß ich ihn besser kenne als Sie. Wir sind aus eben der Stadt gebürtig. Diese Ursache allein würde schon hinlänglich gewesen seyn, ihm wohl zu wollen. Ich leugne nicht, daß ich ihm mit dem wenigen Ansehen, welches ich in Frankreich hatte, gedienet habe. Er konnte sich aber bey einer ziemlich guten Bedienung, die seine Freunde ihm daselbst verschaft hatten, nicht erhalten. Nachdem er sich wegen seiner unbedachtsamen Werke sein Vaterland zu verlassen genöthiget gesehen hatte, so gieng er nach Holland, allwo er eine ganze Zeitlang in sehr kümmerlichen Umständen leben mußte, indem seine Verwandten,

ten, und diejenigen, die ihn bis dahin beſchützt hatten, über ſein Betragen ſehr misvergnügt waren. Ein König, der gewohnt iſt, die Fehler zu verzeihen, und die Gemüthsgaben gelten zu machen, wollte ihn kennen lernen, und befahl mir, ihn zu ſchreiben, daß er nach Berlin kommen ſollte. Ich empfieng dieſen Befehl, ohne daß ich den Herrn de la Mettrie vorher geſehen hatte, ich vollzog ihn, und de la Mettrie war ſo gleich hier.

Kurze Zeit darauf hatte ich den Verdruß zu ſehen, wie die Ausgelaſſenheit ſeiner Feder von Tage zu Tage zunahm. Ich mache mir noch immer den Vorwurf, daß ich an derjenigen Schrift Schuld bin, die vor ſeiner Ueberſetzung des Seneka ſtehet. Ich kannte ſeine Wuth zu ſchreiben, und fürchtete die Folgen derſelben. Er hat mir verſprechen müſſen, ſich bloß an Ueberſetzungen zu begnügen, weil ich ihn dazu für fähiger, als zu andern Werken hielte, und dadurch ſeine gefährliche Einbildungskraft einzuſchränken glaubte. Es fügte ſich eben, daß er den Seneka auf meinem Tiſche aufgeſchlagen fand. Und er erwählte alſo die Abhandlung vom glückſeligen Leben. Ich reiſete hierüber nach Frankreich, und bey meiner Zurückkunft fand ich eine Ueberſetzung gedruckt, und von einer Abhandlung begleitet, die eben ſo verabſcheu-

ungswürdig ist, als fürtreflich die Schrift ist, die er übersetzt hat. Ich machte ihm darüber die stärksten Vorwürfe. Er wurde gerührt, versprach alles, was ich haben wollte, und fieng hernach wiederum da an, wo er es gelassen hatte.

Er schrieb seine Bücher ohne Vorsatz, ohne sich um ihr Schicksal zu bekümmern, und öfters ohne zu wissen, was sie enthielten. Er hat von den schwersten Materien geschrieben, ohne zu denken, oder solche zu überlegen. Er schrieb wider jedermann, und würde seinen grausamsten Feinden gedienet haben. Er entschuldigte die ausgelassensten Sitten, und er besaß fast alle Bürgerliche Tugenden: kurz er betrog die Welt auf eine ganz andere Art, als man sie gemeinlich betrieget. Ich sehe sehr wohl ein, wie wenig glaubwürdig alles dasjenige ist, was ich Ew. Hochwohlgebohrnen zuschreibe, und doch ist alles unfehlbar wahr, und man fieng an, davon so überzeuget zu seyn, daß er von allen, die ihn kannten, geliebt wurde.

Allein alles dieses würde noch keine Ersetzung seyn, wann er Ew. Hochwohlgebohrnen würklich Schaden gethan hätte. So wenig Schaden aber seine Spöttereyen denen Wahrheiten gethan haben, die er angetastet hat, eben so wenig Schaden können

sie

ſie Ihnen thun. Ich habe dieſes nur angeführet, um ſein Herz zu vertheidigen, ſeine Fehler ſeiner wenigen Ueberlegung beyzumeſſen, und Ew. Hochwohlgebohrnen den Mann bekannt zu machen. Jedermann weis, und er hat es mir hundertmal geſagt, daß er Sie niemals geſehen noch gekannt hätte. Er hat Ew. Hochwohlgebohrnen nur deswegen ins Spiel gemiſchet, weil Sie berühmt ſind, oder weil ſeine Geiſter, die auf ein Gerathewohl in ſeinem Gehirn herumſchweiften, eben die Sylben Ihres Namens antrafen.

Dieß iſt es, wovon ich Ew. Hochwohlgebohrnen, und auch die Welt verſichern kann. Ich wünſche, daß mein Brief die Stelle der Genugthuung vertreten möge, die Sie zu fordern berechtiget waren, und daß es Ihnen zu einem unwiderſprechlichen Zeugniſſe der Ehrerbietung diene, die ich vor Ihre Sitten, und vor Ihre Einſichten, und vor Ihre ganze Perſon hege.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Maupertuis.

Berlin, den 25 October 1751.

XIII.

Zuſchrift
eines Bibeldruckes.
1755.

Zuſchrift

eines Bibeldruckes.

1755.

Das Wort Gottes, in welchem der Weg zur Seligkeit geoffenbaret worden iſt, hat einen Werth, der eben ſo hoch über alle andere Schätze geht, als weit die unendliche Währung der Ewigkeit die Zeit übertrift, in deren die Sterblichen ein irrdiſches Glück genieſſen können. Alle andere Weisheit lehret uns nur, die kurzen Tage dieſer Eitelkeit mit etwas minderm Ueberdruſſe durchbringen. Nur der Heiland kennt die Mittel, zu einer der Dauer und der Würde nach unend-

Wann Buchſtaben lächeln könnten, ſo ſollten es dieſe thun. Auf dieſes Anhalten der Verlegerinn, einer Wittwe, hat ſich der Verfaſſer der Arbeit unterzogen, in ihrem Namen eine Zuſchrift aufzuſetzen. Dieſe fand ſie allem Anſehen nach zu kurz, und lieſs ſie durch eine andere Hand vermehren und weitläuftiger machen. Deswegen giebt man ſie hier in ihrer urſprünglichen Geſtalt, in der Abſicht vom Verfaſſer die Zurechnung einer fremden Schrift abzulehnen.

endlichen Glückseligkeit zu gelangen. Und diese Lehre hat Er von dem Vater genommen, und den Menschen in dem Buche eröfnen lassen, daß ich Euern Gnaden in tiefer Ehrfurcht vorlege.

Es ist ein Vorrecht Unserer geseegneten Länder, daß man dieses alleredelste der Bücher leicht erhalten, und mit völliger Freyheit den Weg zum Heile in denselben lernen kann.

Die Finsterniß ist unendlich betrübt, in welche die Reiche gesetzt sind, deren Unterthanen vom Genusse dieses aus der Ewigkeit Uns anstrahlenden Lichtes ausgeschlossen werden. Die Ausbreitung dieser in die Seligkeit leitenden Feuersäule ist die Absicht der Bemühungen, deren mühsam erlangte Würkung der gegenwärtige Abdruck ist. Ich habe gehofft, eine neue Auflage, der in Unserer Kirche eingeführten Uebersetzung, werde den Gebrauch dieses heilsamsten unter den Mitteln zum Leben erleichtern und vervielfältigen. Durch tausend Hindernisse habe ich endlich diese gemeinnützige Absicht erreicht, und es geschieht mit der reinesten Freude, daß ich meine Arbeit Euern Gnaden ehrerbietig anbiete.

Hochdieselben sind die Häupter einer Regierung, die die Ausbreitung des göttlichen

chen Wortes, nicht allein in derſelben eigenen, ſondern auch in andern Ländern, zu einem Theil ihrer milden Verordnungen macht. Sie erkennt, daß ein Regent nicht den wahren Umfang ſeiner hohen Pflichten erfüllt, wenn ſeine Vorſorge bey den Mitteln zum zeitlichen Glücke ihrer Unterthanen ſtill ſteht. Die ewige Glückſeligkeit der Untergebenen, iſt das würdigſte Geſchäfte einer Gottgefälligen Regierung, und dieſe erfüllte Pflicht wird dereinſt mit einem ewigen Glanze die verklärten Häupter umſtrahlen, die ſich derſelben auf Erden gläubig unterzogen haben.'

In dieſer Abſicht habe ich mich dem Thron Euerer Gnaden genähert, und Dero erhabenen Namen dieſe Auflage des geſegneten Werkes gewidmet. Ich ſetze zu dem Schutze ein demüthiges Zutrauen, den Dieſelben meinem Unternehmen gewähren, und den Sie auf eine verlaſſene Wittwe ausdähnen werden: Sie, denen Gott die glorwürdige Laſt aufgetragen hat, die allgemeinen Väter der Wayſen, der Bedrückten Troſt, und der Wittwen Zuflucht zu ſeyn. Die Vorſehung hat mich in die Umſtände geſetzt, die eines ſo mächtigen Schutzes vorzüglich bedürftig ſind, und eben dieſe Vorſehung flehe ich an, die Herzen meiner theureſten Regenten gegen mich zur Gnade zu lenken.

Er

Er, ohne den keine Weisheit iſt, Er der den Sorgen das Gedeyhen, und der klügeſten Mühe den Ausgang giebt, Er ſegne die RätheEuererGnaden zum Beſten dieſesStaates, und verherrliche Dero Regierung mit dem allgemeinen Glücke Dero Untergebenen. Ich vereinige mich mit dieſen Wünſchen aller Freunde Unſrer Wohlfahrt, als eine unterthänigſt gehorſamſte Dienerinn.

Bern, den
1755.

Sammlung kleiner Hallerischer Schriften.

Zweyter Theil.

BERN,
im Verlag Emanuel Hallers.

Gedrukt bey Dan. Brunner u. Albr. Haller
1772.

Bibliothek
Universitäts-
Bibliothek
Bern

I.

Von den
empfindlichen und reizbaren Theilen
des
Menſchlichen Körpers.

Eine Vorleſung:
Am 22ten April 1752,
in der Kön. Geſellſ. der Wiſſ. zu Göttingen.

Aus dem II. Bande der *Comm. Soc. Reg. Sc. Gotting.* Seite 114.

I.

Von den

empfindlichen und reizbaren Theilen des

Menſchlichen Körpers.

Vor einigen Monaten, geehrteſte Mitglieder, trat hier in Göttingen meines guten Freundes, und ehemaligen Schülers und Hausgenoſſen, Herrn D. Johann Georg Zimmermann *, Inauguraldiſputation de Irritabilitate, ans Licht. Die zu dieſer Sache gehörigen Verſuche hat er theils in meiner Gegenwart ſelbſt gemacht, und ich werde ſie auf eben dieſe Art anführen, wie ich ſie mir aufgezeichnet habe, theils

* Jetzigen Königl. Großbritanniſchen Leibarzte zu Hannover.

hat er andere eigene. Was ich hiervon nicht selbst gesehen habe, werde ich aus dessen Dissertation beybringen. Ich habe auch viele andere Versuche seit dem Jahre 1746. in Gegenwart dieses Freundes selbst angestellet, und vom Anfange des 1751. Jahres an, auf hundert und neunzig lebendige Thiere auf mancherley Weise untersucht *. Ich habe in der That hierbey mir selbst verhaßte Grausamkeiten ausgeübet, die aber doch der Nuzen für das menschliche Geschlecht, und die Nothwendigkeit entschuldigen werden; da dabey sich gleichwohl der mitleidigste Mensch des Fleisches der Thiere ohne Vorwurf, und ohne sich ein Gewissen darüber zu machen, zu seiner Speise bedienet. Uebrigens würde daß vollständige Tagebuch von Versuchen, welches ich bey mir liegen habe, wegen der grossen Menge der Versuche hieher zu sezen, zu weitläufig werden **. Ich habe das allgemeine und beständige aus den Erfolgen gezogen, und werde Ihnen solches vortragen. Es ist aus diesen Erfahrungen eine Probe einer neuen Eintheilung der Theile des menschlichen Körpers entsprungen, wobey

* Seit der Zeit sind die Versuche auf mehr als vierhundert angewachsen.

** Es ist seit dem in verschiedenen Sprachen und zumal in den *Operibus minoribus Anatomici Argumenti* zu Lausanne 1762. in 4. geschehen.

bey ich mich keiner andern Benennungen bediene, als daß ich die Theile des Körpers in reizbare und empfindliche unterſcheide, und ſie von denjenigen abſondere, welche entweder nicht reizbar oder nicht empfindlich, oder keines von beyden ſind. Eine Theorie aber, warum eine von dieſen Eigenſchaften, oder beyde, dieſen Theilen mangeln, in andern Theilen des menſchlichen Körpers hingegen ſtatt finden; eine ſolche Theorie, ſage ich, kann ich nicht verſprechen; denn ich bin überzeugt, daß die Quelle dieſer beyden Kräfte in dem innerſten Baue der Theile verborgen liegt, und daß ſie viel zu fein iſt, als daß man ſie mit Hülfe des Anatomiſchen Meſſers, oder des Vergröſſerungsglaſes, entdeken könnte. Von dem aber, was ſich nicht mit dem Meſſer oder dem Microſcop entdeken läßt, wage ich nicht gern Muthmaſſungen, und enthalte mich, dasjenige zu lehren, was ich ſelbſt nicht weis. Es iſt eine ſtolze Art der Unwiſſenheit, andere leiten zu wollen, wo man ſelbſt nichts ſieht.

Um ſo viel mehr aber habe ich mir vorgenommen, die Materie meiner Abhandlung ſelbſt auszuführen, weil diejenigen Veränderungen, welche aus meinen neuen Verſuchen folgen, von einem weitläuftigen Umfange ſind, und einen Einfluß in die ganze Phyſiologie, Pathologie und Chirurgie haben: und

weil dasjenige, was ich durch Versuche wahrgefunden habe, den angenommenen Meinungen gerade zu wieder läuft. Auch ist die stärkste Ursache, warum ich so viele Grausamkeiten begangen habe, diese gewesen, weil ich leicht voraus sehen konnte, daß die gegenwärtige Meinung wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit niemand gefallen würde, der nicht durch die Anzahl der Versuche überzeugt wäre. Ich habe daher für nöthig gehalten, die Versuche zu wiederhohlen, und zu vervielfältigen, damit die Zweifler mit einer Menge einstimmiger Zeugnisse gleichsam überschüttet würden, und damit nicht etwa ein Irrthum mich betröge, den ein Zufall verursachen könnte. Ich bin gewiß, die gröste Ursache der Irrthümer sey gewesen, daß sich die meisten Aerzte weniger, oder auch wohl gar keiner Erfahrungen bedienet, sondern anstatt derselben die Analogie zur Hülfe genommen haben. Ich bin auch zu dieser Untersuchung noch mehr aufgemuntert worden, weil ich die Reizbarkeit von berühmten Männern solchergestalt annehmen gesehn habe, daß sie auf diese Wirksamkeit der Fasern ein fast allgemeines System der Bewegungen in dem menschlichen Körper gebauet, und alle Verrichtung der Fasern, der Gefässe, der Nerven, der Muskeln, kurz der ganzen menschlichen Maschine, von dieser Reizbarkeit einzig hergeleitet haben: denn dahin

gehn des berühmten Herrn Johann Friedrichs Winters im Jahre 1746. zu Franeker gehaltene Rede, des Herrn Johann Luys Diſſ. de Irritabilitate, und der Herrn Wilhelm von Magny und J. G. J. la Motte Säze, Ergò à Vaſorum aucta aut diminuta irritabilitate omnis morbus. Dieſe Meinung iſt mit derjenigen nicht einerley, nach welcher alle Bewegung aus der Empfindung hergeleitet wird, und deren J. G. Krüger, E. Anton Nicolai, Robert Whytt, H. Fr. Delius, und andere groſſe Phyſiologen zugethan ſind.

Denjenigen Theil des menſchlichen Körpers, welcher durch ein Berühren von auſſen kürzer wird, nenne ich reizbar: ſehr reizbar iſt er, wenn er durch ein leichtes Berühren, wenig aber reizbar, wenn er erſt durch eine ſtarke Urſache, ſich zu verkürzen, veranlaſſet wird.

Empfindlich nenne ich einen ſolchen Theil des Körpers, deſſen Berührung ſich die Seele vorſtellet; und bey den Thieren, von deren Seele wir nicht ſo viel erkennen können, nenne ich diejenigen Theile empfindlich, bey welchen, wenn ſie gereizet werden, ein Thier offenbare Zeichen eines Schmerzes oder einer Unruhe zu erkennen giebt.

Unempfindlich nenne ich hingegen diejenigen Theile, bey welchen, wenn sie gleich gebrannt, gehauen, gestochen, und bis zur Zerstöhrung zerschnitten werden, dennoch kein Zeichen eines Schmerzes, kein krampfichtes Züken, und keine Veränderung in der Lage des ganzen Körpers, erreget wird. Denn es ist bekannt, daß ein Thier, welches Schmerzen empfindet, den leidenden Theil von der Ursache, die den Schmerz verursacht, wegzuziehen sucht, daß es den verlezten Schenkel an sich zieht, wenn es in die Haut gestochen wird, daß es sich schüttelt, und andere Zeichen von sich giebt, daraus man erkennet, es fühle Schmerzen.

Meines Bedünkens kann einzig und allein aus den Erfahrungen erkläret werden, welcher Theil des Körpers empfindlich, oder welcher reizbar sey. Was die Physiologen und Aerzte von der Gegenwart dieser Eigenschaften, ohne darüber angestellte Erfahrungen, zu bestimmen unternommen haben, ist eben die Quelle der Irrthümer, nicht allein bey diesen, sondern auch bey anderen Dingen, gewesen.

Da Boerhaave die Nerven für den wahren ersten Grundstof des menschlichen Körpers angenommen hatte, so durfte er nicht viel weiter gehen, zu bejahen, daß kaum ein Theilchen des menschlichen

Kör-

Körpers ſey, welches nicht empfinde oder ſich bewege a: und dieſe Meinung, wider welche ich anderwärts verſchiedenes erinnert habe b, iſt faſt durch ganz Europa angenommen worden.

Die einfachen Theile des menſchlichen Körpers ſind die Nerven, die Schlagadern, die Blutadern, die kleinen Gefäſſe, die Häute, die Muskelfaſern, die Faſern der Sehnen, der Bänder, der Knochen, und das zellichte Gewebe.

Die zuſammengeſezten Theile ſind die Muskeln, die Sehnen, die Bänder, die Eingeweide, die Drüſen, die groſſen Behälter, die Ausführungsgänge, die groſſen Puls- und Blutadern.

Dieſes ſey nur obenhin geſaget: denn wir brauchen dieſe Dinge hier nicht ausführlich, und mit Fleiß durch zu gehn, weil wir blos ein Verzeichniß der Theile des menſchlichen Körpers geben.

Welche aber von dieſen Theilen empfindlich ſeyen, will ich nunmehro aus folgenden Verſuchen zeigen.

Ich habe bey lebendigen Thieren von mancherley Gattung und von verſchiedenem

a Inſtit. rei medic. n. 301.

b Comment. in Prælect. Boerh. I. a

Alter, denjenigen Theil entblösset, von welchem die Frage war; ich habe gewartet, bis das Thier ruhig gewesen ist, und zu schreyen aufgehört hat, und wenn es still und ruhig war, so habe ich den entblößten Theil durch Blasen, Wärme, Weingeist, mit dem Messer, mit dem Aezsteine, (Lapis infernalis) mit Vitriolöle, mit der Spießglasbutter, gereizet. Ich habe alsdenn Acht gehabt, ob das Thier durch berühren, spalten, zerschneiden, brennen oder zerreissen, aus seiner Ruhe und aus seinem Stillschweigen gebracht würde; ob es sich hin- und her würfe, oder das Glied an sich zöge, und mit der Wunde zükte; ob sich ein krampfhaftes Züken in diesem Gliede zeigte, oder ob nichts von dem allen geschähe. Ich habe die oft wiederholten Erfolge gerade dazu aufgezeichnet, wie sie ausgefallen sind. Dann was liegt mir daran, ob die Natur für diese oder für jene Meinung sich erklärt! oder was für eine Unbesonnenheit würde ich nicht begehen, wenn ich einen Erfolg erzählete, davon der allerleichteste Versuch, den ein anderer Zergliederer wiederholen könnte, so leicht das Gegentheil beweisen würde.

An der Ordnung der Versuche wird meines Bedünkens nicht viel gelegen seyn: ich fange also von der äussern Haut (cutis) an.

an. Denn von dem Oberhäutchen iſt gewiß, daß es keine Empfindung hat, weil es leicht von dem rauchenden Salpetergeiſte ſo gebrannt werden kann, daß es eine lang daurende gelbe Farbe an ſich nimmt, und gleichwohl demjenigen, welcher den Verſuch an ſich ſelber anſtellt, keine Empfindung verurſacht.

Der malpighiſche Schleim kann bey den Verſuchen ſchwerlich von dem Oberhäutchen abgeſondert werden. Ich habe alſo damit keine Verſuche angeſtellt, weiß aber gewiß genug, daß er nicht empfindlich iſt.

Die Haut iſt empfindlich, und zwar unter den Theilen des menſchlichen Körpers in einem überaus ſtarken Grade: denn man mag ſie reizen, wo man will, ſo wehklaget das Thier, es ſchüttelt ſich, und giebt alle Zeichen des Schmerzes von ſich, ſo viel als in ſeiner Gewalt ſteht. Die Haut hat mir daher zum Maaſſe der Empfindlichkeit gedient: und denjenigen Theil des Körpers ſehe ich als wenig empfindlich an, bey deſſen Reizung das Thier ruhig bleibt, dahingegen zu eben der Zeit, eben daſſelbe Thier Schmerzen bezeugt, wenn es an der Haut gereizet wird

Das Fett, und das zellichte Gewebe ſchmerzen nicht, wie bekannt, und wie von an-

andern Schriftſtellern gezeiget worden iſt. Was vom Tyrann von Heraklea erzählet wird, und von den Schweinen den gemeinen Leuten bekannt iſt, kann hiervon ein zulängliches Exempel abgeben c. Bey beyden wurde kein Schmerz erregt, wenn man ſie mit einer Nadel ſtach, bis dieſe Nadel durch das Fett durchgegangen war, und das darunterliegende Fleiſch berührete.

Das Fleiſch der Muskeln empfindet Schmerzen, ob es wohl dieſe Eigenſchaft vielmehr von den Nerven, als von ſich ſelber hat. Denn wenn man den Nerven eines gewiſſen Gliedes, wenn es nur einer iſt, oder die vornehmſten Stämme, wenn es mehrere ſind, unterſticht und bindet, ſo wird das ganze Glied unempfindlich: das Thier wird auch durch die Gewaltthätigkeit nicht mehr gereizt, welche man dem Gliede anthut, das durch die Unterbindung der Nerven ſeines Gefühls beraubet worden iſt. Daß aber alle Muskeln ſchmerzen, iſt ſehr wohl bekannt, ja auch die hohlen und weitausgeſpannten Muskeln, der Magen, die Gedärme, die Blaſe, ſind hiervon nicht ausgenommen.

Schmerzet aber gleich der Muskel, ſo empfindet und ſchmerzet doch die Sehne in der That nicht. Dieſes iſt das erſte, das ich

c Comment. Boerh. T. III. n. 133. not. b.

ſich den angenommenen Meinungen entgegen ſeze, und worinnen mir kaum jemand Beyfall geben wird. Denn alle, und die neueſten Schriftſteller, ingleichen wie G. de la Faye d, L. Heiſter e, J. R. C. Garengeot f, ſehen die Wunden der Sehnen für die gefährlichſten, und kaum für heilbar an. Eben der Meinung ſind auch Boerhaave und dieſes groſſen Mannes Schüler und Nachfolger Gerhard van Swieten g, ingleichen Olaus Acrell h, und Franz Quesnai i.

Indeſſen werde ich ſogleich zeigen, daß jezt beſagte Meynung nicht völlig von mir herſtammt: denn daß eine Sehne nicht ſehr empfindlich ſey, hat ſchon der erfahrene Wundarzt Hiob van Mekern k erinnert, und die Sehne der Kniefcheibe zum Exempel angeführt. Daß einem lebendigen Hunde das Reizen der Sehnen keine groſſe Beſchwerung gemacht hat, bezeuget Bryan

d Beſ. die neue Ausgabe des Dioniſiſchen Werkes, p. 680. 681.

e Inſtit. Chirurg. pag. 423. edit. 1717.

f Operat. de Chirurg. T. III. c. 7.

g T. I. n. 163. p. 238.

h Om Fiicka ſot. p. 261. Sqq.

i De la Suppur. p. 222.

k Obſ. c. 62.

Bryan Robinson l; und daß das Fleisch empfindlicher sey als die Sehne, und sich auch bey Verlezung einer Sehne keine Bewegung äussere, hat George Thomson m wahrgenommen; eben dasselbe hat auch Joh. Daniel Schlichting n am Menschen und am Hunde gesehen.

Ich habe meistens die Sehne der geraden ausstrekenden Muskeln (recti extensores) des Schienbeins, oder die Fersen-Sehne (des Achilles) entblößt und gestochen; ich habe einen Theil der Fasern zerschnitten, ich habe einen Schnitt bis zur Hälfte gethan, und habe die Sehne so zerschnitten, daß die andere Hälfte ganz blieb, welchen Zustand der Sehne Boerhaave vornehmlich für gefährlich hielt. Ich habe vom Jahre 1746. an, an Hunden, Böken, Ratten, Kazen, Kaninchen und sonst in mancherley Thieren diesen Versuch mehr als hundert mal, und allezeit mit einerley Erfolge wiederholet.

Aus eben diesen Versuchen erhellet auch, daß das gereizte Fleisch zwar in ein krampfhaftes Züken geräht, keineswegs aber die Sehne; und daß, wenn man dieselbe gleich sticht

l Animal œconom. p. 90.

m Anatom. of human. bon. pag. 170.

n Traumatograph. pag. 213. Eph. nat. Cur. vol. IV. obſ. 24.

ſticht und zerret, dennoch keine Bewegung in dem Muskeln erfolget; gleichwie überhaupt kein zuſammenziehen in der Sehne wahrgenommen wird, wenn ſich der Muskel zuſammen zieht, wie ich wohl hundert mal, und vor mir ſchon Willis o, geſehen. Es iſt alſo offenbar, daß in der Sehne weder Empfindung noch Bewegung iſt.

Das Thier, deſſen Sehnen geriſſen, gebrannt oder geſtochen wurden, iſt allezeit ruhig geblieben, es hat kein Zeichen eines Schmerzes von ſich gegeben, und iſt, wenn es losgelaſſen wurde, wann auch nur ein geringer Theil der Sehne ganz geblieben war, leicht und ohne Beſchwerung fortgelaufen. Ich habe einen Hund, dem beyde Ferſen-Sehnen halb durchgebohrt waren, auf beyden Hinterfüſſen gehen, und einen Bok, dem beyde Ferſen-Sehnen zur Hälfte durchſchnitten waren, frey laufen geſehen. Bey einem andern Hunde, den blos der innere Wadenmuskel ganz geblieben war, und bey dem die zerſchnittenen Sehnen der äuſſern Wadenmuskeln ſich in eine Art eines Knottens zurük gezogen hatten, habe ich keinen Zufall beobachtet, da ich das Thiere bewachen lieſs. Auch ſind die Wunden aller Sehnen ſehr leicht, und blos durch Hülfe

o De motu muscul. p. 118. Man beſehe hier auch des Baglivi Werke, pag. 317.

Hülfe der Natur, ohne die geringste Arbeit und Mühe, und ohne den geringsten Zufall geheilet. Es ist also ganz und gar nichts wunderbares in derjenigen Beobachtung, welche G. de la Faye p, erzählet, da keine Steifigkeit in dem Gliede erfolgt ist, nachdem die Sehne des zweyköpfichten Muskels zerschnitten worden war: auch ist es keine strafbare Kühnheit gewesen, da Johann Vesling q und andere, die Sehnen haben zusammen nähen lassen. Nachdem auch dieser Versuch an einem Hunde gemacht worden, so ist der Wundarzt Bienaise durch den guten Erfolg zur Unternehmung dieser Operation aufgemuntert worden r. Auch hat Hr. J. G. Zimmermann in der breiten Sehne des Unterleibes, die er mit Vitriolöle berühret, keine Empfindung wahrgenommen s.

Da ich nun diesen Erfolg gesehen, habe ich die Ursache davon leicht gefunden: in die Muskeln gehen Nerven, in die Sehnen aber keine. Hieronymus Fabricius hat schon nicht geglaubt, daß einige Nerven zur Sehne gehn, da er sah, daß sich dieselben vorher in eine Art

p Am angeführten Orte, pag. 681. not. a.

q Vef. die von Bartholin herausgegebenen Epist. posthum. p. n. XV.

r Verduc. oper. de Chirurg. c. 32.

s In angef. Diss. p. 16.

Art eines Häutchens ausbreiten t; und Lecúwenhök geſteht willig u, daß er durch das Vergröſſerungsglas nur ſelten, und nur in der Oberfläche der Sehne, Nervenfäſerchen geſehen hat.

Da alſo alle Empfindung in dem menſchlichen Körper von den Nerven herrühret, ſo iſt es nichts auſſerordentliches oder unwahrſcheinliches, daß die von Nerven entblößte Sehne nicht empfindet. Ich habe aber auch mehr als einmal bey den Menſchen entblößte Sehnen geſehen. Ich bin durch die an den Thieren angeſtellten Verſuche ſo kühn geworden, daß ich bey einem jungen Menſchen von Stande den an ſeiner Hand entblößten Beuger (Flexor) des dritten Gelenkes des Zeigefingers mit einer Zange angefaßt habe, da denn der Kranke nicht einmal empfand, daß war berührt worden.

Ich habe geſehen, daß die Sehne des langen Muskels, der die hole Hand nach oben bewegt, wegen einer Blutſtürzung mit warmem Terpentinöle umgoſſen wurde, welches in der Haut den herbeſten Schmerz verurſachte; und doch iſt kein Zufall veranlaſſet worden, dieſes iſt eine alte Erfahrung. Denn die Wundärzte haben vorlängſt ſehr warmes

t De fabric. muſcul. p. 27.

u Epiſt. phyſiolog. p. 443.

Oel, das in die Wunden der Sehnen gegossen wird, für ein herrliches Mittel gehalten: wovon doch gleichwohl die Sehne, weil sie sowohl als die Haut davon berühret wird, unerträgliche Schmerzen leiden würde, wenn sie die geringste Empfindlichkeit hätte.

Wir wollen also unsere Furcht vor den Wunden der Sehnen ablegen, sie mögen gestochen, gebrannt, gehauen oder geschnitten seyn. Der Kranke wird zwar hievon, wann er eine grosse Sehne verlohren hat, hinken, und das unvermögende Glied mit den andern herumführen müssen: denn es ist offenbar, daß man die Glieder nicht mehr regieren kann, wenn der Muskeln Anwachs in die Knochen zerschnitten worden ist. Ausser dieser Lähmung aber hat man nichts zu befürchten, und auch diesem Uebel hat die Natur durch ein neues zellichtes Gewebe, und durch die Nebenmuskeln so vorgebauet, daß öfters durch das zerschneiden der Sehnen der Bewegung der Glieder nichts abgeht.

Woher kam denn aber die wunderbare Einstimmigkeit bey einem Irrthume so vieler Schriftsteller, welche sonst ihre Gelehrsamkeit und andere Verdienste billig verehrungswürdig gemacht haben? Nichts scheint mir gläublicher zu seyn, als daß die Ver-

Verwirrung unter den Aerzten daher rühret, weil das griechiſche Wort νευρον, für Nerven, Sehnen und Bänder genommen worden iſt x. Auf einen verlezten Nerven aber folgen, wie gleich geſagt werden ſoll, die heftigſten Zufälle. Beym Aderlaſſen kann der Mediannerve, und vielleicht bisweilen ein Aſt des in die Haut und in die Muskeln ſich zertheilenden Nerven, durch den unvorſichtigen Wundarzt zerſchnitten worden ſeyn, da alle beyde vor der Medianader herunter laufen. Daher leiten wir die grauſamen Zufälle her, die man der verlezten Sehne des zweyköpfigten Muskels zuſchreibt. Ein berühmtes Exempel an dem Könige von Frankreich Carln dem IX. iſt bekanntermaſſen vom Paré beſchrieben worden. Die öftern Klagen über den tiefen Siz des Umlaufes in der Scheide der Sehnen der Beugmuskeln ſind noch neulich von R. J. C. Garengeot wiederholet worden y; man wird aber die Schuld anſtatt der Sehnen auf die groſſen Nerven legen müſſen, die auf beyden Seiten nach der ganzen Länge des Fingers hinlaufen.

x Galen. de uſu part. L. XV.

y Operat. de Chirurg. n. III. p. 286. 301. 302.

Die zunächst mit den Sehnen verwandten Theile sind die Bänder und die Einfassungen, der Gelenke: jene sind mit unter dem Namen νευρον beschrieben worden, diese sind so wohl wegen der gefährlichen Wunden an denselben, als deßwegen berüchtiget, weil berühmte Männer sie beschuldiget haben, sie seyen den vornehmsten Siz der Gicht und des Podagra z.

Bey den Versuchen selbst habe ich einige Schwierigkeit gefunden, und da man bey den engen Gelenken kleiner Thiere die Muskeln beynahe von einander zerren muß, damit die verwundende und reizende Kraft in die Hohlung des Gelenkes gebracht werden kann, so hat es ostmals geschienen, als wehklage das Thier.

Jedoch ist der Versuch öfters, auch mit den Giften gelungen. Ich habe die Pfanne des Beckens, worinn das Schenkelbein sich bewegt, voll Vitriolöl gegossen: von diesem gewaltigen Gifte, das die berührte Gebährmutter eines Kaninchens innerthalb einer Minute verzehret, ist doch kein Zeichen einer Klage verursacht worden, wenn man das Gelenk damit brannte. Einige mal habe ich auch in das Gelenke des Knies, zu dem der Zugang leicht

z Boerhaave aphorism. de cognosc. & curand. morb. 1254. 1259. wo jedoch dieser berühmte Mann auch die Nerven mit als einen Theil annimmt, in welchen diese Krankheiten ihren Siz haben.

leicht iſt, weil es faſt blos liegt, mit Vitriolöle oder mit Spiesglasbutter getränkte Stäbchen gebrannt; ich habe ferner die Seitenbänder, die äuſſerliche und innerliche Fläche der Einfaſſungen, die Haversſche Drüſe, und das Band der Knieſcheibe gebrannt: und bey dem allen kein Zeichen einiges Schmerzes an den Thieren verſpüret. Ja dieſe Wunden, welche insgemein für die ſchlimmſten gehalten werden, ſind bis zur Verwunderung glüklich geheilet: die verlezten Gelenke haben ſich bey den Thieren, bloß durch den Balſam des Speichels, oder auch wohl ohne denſelben, mit Haut überzogen. Die Verſuche ſind an Hunden, an Kazen und an Böken öfters wiederholt worden. So hat ſchon vor dieſem Wilhelm Mauqueſt de la la Motte a das ausſtrekende Band des Schienbeins unempfindlich gefunden. Ich habe mich ſonſt hierzu einer Nadel bedient, welches leichter angeht. Man macht einen Schnitt in die Haut auf dem Gelenke, entblöſſet die Einfaſſung, die Knieſcheibe, das von der Knieſcheibe an das Schienbein laufende Band, und das äuſſerliche oder innerliche Seiten Band. Alsdann rizt man die äuſſerliche Fläche der Einfaſſung und des Bandes auf, und ſticht mit einer Nadel in die innere Fläche, ſo daß die Spize auf der

a Chir. comp. n. 365.

andern Seite heraus kömmt. Dennoch hat man keine Empfindung eines Schmerzes von dem Thiere verspüret, bis die Spize der Nadel durch die Einfassung des Gelenkes hindurch gewesen, und auf der andern Seite bis in die Haut gedrungen war. Ich habe diesen Versuch mit dem Messer und mit der Nadel gemacht, und öfters wiederholet. Daher scheint es aus den erstaunlichen Schmerzen, welche die mit dem Podagra behafteten Kranken, ausstehen müssen, daß der Siz des Schmerzens vielmehr in der Haut selbst, oder in den unter der Haut liegenden Nerven sey, welchen Siz man in der unempfindlichen Einfassung des Gelenkes vergebens sucht, und an einem solchen Orte nicht finden kann, wo entweder gar keine, oder doch gewiß sehr schwerlich Nerven gezeiget werden können. Und die Natur hat billig die Empfindlichkeit von einem solchen Orte weglassen wollen, wo eine beständige Bewegung vorgeht. Daher schreibe ich, wenn die Wunden in den Gelenken schwer heilen, solches der zufliessenden, ranzichten und faulenden Schmiere zu, welche die Wunde der Einfassung nicht zuheilen läßt. Bey dem Hunde ist sie, obgedachtermassen, nicht schwer geheilet.

Ich habe, da ich selber vom Podagra litt, zu mehrmalen den Versuch gemacht, wann

wann die Schmerzen am ſtärkſten waren: ich habe die Sehne des großen Zehens in Bewegung geſezt: es gieng ohne Schmerzen zu, bis daß der Winkel, den die Sehne machte, die Haut erreichte und ſpannte, dann alsdann war er unerträglich.

Etwas den Bändern und Einſaſſungen ſehr ähnliches, iſt das Knochenhäutchen; und bey einer Leibesfrucht, wo dieſes dike Häutchen von Knochen zu Knochen in einem Stüke fortgeht, und in der Mitte das Gelenk in ſich faſſet, ſind dieſe Theile alle eins. Daher iſt es mir gar nicht wunderlich vorgekommen, daß es die Natur derſelben an ſich hat, und wie ſie unempfindlich iſt. Ich habe unzählige Verſuche am Schienbeine, am Schenkelbeine, an der Ferſe, am Mittelfuſſe, und endlich am Hirnſchalenhäutchen angeſtellt, welches von der Art des Knochenhäutchens iſt.

Die Aerzte, Zergliederer b, und Wundärzte, welche anders denken, und ihre Meinung von den Alten her haben, werden mir vergeben, daß ich ihnen hier widerſpreche: ſie werden das was ich hier behaupte, und das faſt wieder die Meinung des ganzen

b Winſlow. tr. des os frais n. 60. Clopton Havers. Nesbit human. osteogen. p. 6. Phil. Ad. Boehmer osteolog. p. 21. Duverney tr. des Mal. des os II. p. 431.

menschlichen Geschlechts ist, nicht verwerfen, wenn sie den Ursprung der angenommenen Meinung in Erwägung ziehen, und meine Versuche und Erfahrungen mit denjenigen vergleichen wollen, worauf diese Meinung sich gründet. Ich habe wohl hundert mal das Knochenhäutgen gerissen, geschnitten, gebrannt, und das Thier ist ruhig geblieben, die jungen Zikelchen haben ohngeacht dieser Verwundung gesogen, da sie doch, so bald man an die Haut kam, schrien und in Zükungen verfielen. Ich sehe aber auch, daß Hr. W. Cheselden bereits vor mir behauptet hat, das Knochenhäutchen sey mehrentheils unempfindlich

Man darf sich auch nicht verwundern, daß ein Theil nicht empfindet, in welchem ebenfalls keine Nerven gezeigt worden sind: und Robert Nesbit c schweigt selbst von diesen Nerven stille; wie wohl er aus der angenommenen Empfindlichkeit des Knochenhäutchens auf die unsichtbaren Nerven schließt, die er nicht vorzeigen konnte. Denn die vielen Nerven, welche auf dem Hirnschalhäutchen liegen, kommen nicht von dem zehnten, sondern von dem zweyten Paare der Halsnerven; andre laufen von den dritten und fünften Nerven des Nakens zur ganzen Haut des Kopfes, und theilen derselben ihre Empfindlich-

c Am angeführten Orte.

lichkeit mit. Laufen auch anderswo Nerven über das Beinhäutchen hin, ſo werden ſie eben auch empfinden.

Ueber die Empfindung der Knochen iſt geſtritten worden, und ich habe auch keine eigene Erfahrungen hiervon: denn es iſt ſchwer, bey der grauſamen Pein, welche beym entblöſſen der Knochen nicht vermieden werden kann, die Wirkung neuer Schmerzen zu unterſcheiden.

Daß die Zähne empfinden, iſt bekannt; eben die Urſache aber, welche mir zeigt, daß in den Zähnen eine Empfindung iſt, überredet mich zugleich, daß in den Knochen keine ſein kann. Denn man kann bey den Zähnen die kleinen Nervchen, wo ſie in das Loch des Zahnes hinein gehen, leicht zeigen. Ich habe bey groſſen Knochen niemals einen Nerven gefunden d, welcher mit der Puls- und Blutader durch den Kanal des Knochens gegangen wäre; und meine vielen Unterſuchungen der Pulsadern müßten mich doch auf Nerven geführet haben, wenn welche vorhanden wären; wenigſtens in der ſo weiten und entblößten inneren Fläche der Hirnſchale, und bey dem Zubereiten der zum Marke gehnden Pulsadern. Zwar ſchreibt Anton Deidier e, die

d Nervi ad oſſa nulli Riolan. Enchirid. p. 425. Al. Montoo. l. c. p. 16.

e Anat. raiſ. p. 6. 7.

weichgewordenen Knochen haben eine gewaltige Empfindung. Allein bey einer so groſſen Krankheit kann leicht ein Irrthum vorgegangen seyn: und Franz Imbert f. ist ein Zeuge des entgegengesezten Erfolges. Ich habe in der That bey gesunden Menschen, die wohl bey Sinnen gewesen, die Hirnschale, ohne daß sie Empfindung gehabt, mit dem Trepane durchbohren gesehen.

Daß das innere Mark stark schmerze, haben die meisten, als H. von Deventer g, Ambrosius Pare h und Joseph Duverney i geschrieben: allein es ist dieses sehr unwahrscheinlich, so wohl weil es eine Frttigkeit ist, als weil niemand Nerven in dem Marke gesehen hat. Sollten aber würklich mit den Adern zum Marke Nerven gehen, so würden sie freylich auch daselbst ihre Empfindung behalten.

Von der Art des Knochenhäutchens ist die harte Haut, welches so wohl das Gehirn bedeket, als unter der Hirnschale gespannet ist, und an dieselben durch viele Gefässe anhängt, auch in Vertiefungen (puteos) der Hirn-

f Quæst. med. XII. p. 33.

g Van Beenstekten. p. 80.

h Administr. anat. p. 83.

i Mem. de l'Acad. des Scienc. 1700. p. 205. wobey auch eine Erfahrung angeführet wird.

Hirnſchale, Pulsadern abgiebt, ſo wie die Pulsadern von dem Knochenhäutchen in die Vertiefungen der Anſäze (Epiphyſes) der Knochen zu gehen pflegen. Wenn alſo gleich die Zergliederer dieſer diken Hirnhaut einen prächtigen Namen geben, wenn ihr gleich Anton Pacchioni oder George Baglivi eine dem Herzen ähnliche Kraft zuſchreiben; wenn gleich die Aerzte gemeiniglich den Siz der ſchwereſten Krankheiten in dieſelbe ſezen: ſo ändern dieſe Meinungen doch die ewige Natur der Dinge nicht.

Ich habe anderwärts gezeigt, daß die harte Hirnhaut, wie die übrigen Deken des menſchlichen Körpers, aus dem dichtergewordenen zellichten Gewebe entſtehe k: welche Analogie auch Herrn Joh. Gottfr. Zinns, eines fleiſſigen Zergliederers und unſers werthesten Freundes l, ingleichem D. J. George Zimmermanns m, und endlich meine eigene Erfahrungen, vielfältig beſtätiget haben; alle haben wir geſehen, daß dieſe harte Haut, eine ihren Abſtämmlingen nicht ähnliche Mutter, mit Vitriolöle, Spießglasbutter, Salpetergeiſte, gebrannt, mit dem Meſſer ge-

k Prim. lin. phyſiol. n. XI.

l Experim. circa corpus calloſum cerebellum &c. Gotting. p. 28. *Sqq.*

m p. 6. l. c. &c.

geschnitten, oder mit einer Zange zerrissen, und auf alle Art und Weise verlezt werden könne, ohne daß das Thier etwas dabey leide, oder die geringste Empfindung einer Gewalthätigkeit zu erkennen gebe. J. G. Zinn, und unser berühmter Mitbruder bey der Königl. Gesellschaft D. J. Friedrich Mekel, haben bey einem Menschen, bey dem durch den Beinfresser in der Hirnschale die harte Hirnhaut entblößt worden war, sie gleichfalls unempfindlich gefunden. Allein auch die ältern Aerzte, als J. B. Carcanus n, und vor ihm Galen selbst, haben geschrieben, die harte Haut vertrage und erfodere so gar die schärfsten Arzneyen: diese Männer müssen ohne Zweifel durch die Erfahrung selbst belehrt worden seyn, diese Haut seye nicht sehr empfindlich. Daß aber die Deke des Gehirns kein Muskel sey, zeigt die Anatomie der Thiere. Bey dem Fischen überhaupt ist die harte Hirnhaut so hart als Knorpel.

Da nun dieses Häutchen so unempfindlich und so unbeweglich ist, wer kann glauben, daß der Siz der Kopfschmerzen darinnen sey, oder daß es durch seine Kräfte dem Herzen die Geister zuführe? Die französischen Wundärzte haben daher mit Recht die Kühnheit, und schneiden dieses Häutchen ohne Bedenken durch, so oft als ausge-

n De vulner. cap. p. 139.

getreten Blut oder Eiter darunter liegt. Man kann auch den Siz der Hirnwuth, oder der Tollheit nicht wohl in die harte Hirnhaut ſezen, wann man nicht behaupten will, die Mängel dieſes Häutchens ſchaden dem darunter liegenden Theile des Gehirns.

Es wird nicht unnüz ſeyn, wenn wir hier ein wenig von dem Wege abweichen. Daß bey dem allem das Gehirn eine Bewegung habe, und daß daſſelbe wechſelsweiſe auf und nieder ſteige, behauptet J. Daniel Schlichting o wieder die Sophiſten, und iſt auf die Leute, welche das Gehirn unter die unbeweglichen Theile des Körpers ſetzen, nicht wenig böſe. Ich verwunderte mich über die Kühnheit dieſes Mannes, da ich gewiß wußte, wie feſt die harte Hirnhaut an der Hirnſchale hängt, und wie voll gepfropft der ganze Kopf iſt, ſo daß nichts weiter hinein kann: und ich glaubte, man könne Hrn. Schlichting zwar nicht durch das Anſehen anderer Schriftſteller, oder aus Gründen, die aus der Natur der Dinge hergenommen ſind, wiederlegen, jedoch aber ihn mit den Waffen ſelber angreifen, mit welchen er uns beſtreitet. Ich machte daher bey Hunden Löcher in die Hirnſchale, welches mit einem ſcharfen Meiſſel, und einem Hammer ziemlich bequem, und beſſer als mit dem Tre-

pan

o Mémoir. préſentés. T. I. p. 114. Sqq.

pan angeht, und wodurch auch das Gehirn in einem weitern Umfange entblößt wird. Ich habe den Versuch an Hunden, Böken, Ratten, Fröschen, Kazen und andern Thieren oftmals wiederholet, und in der harten Hirnhaut, oder vielmehr in dem ganzen Gehirne, eben auch eine Bewegung gefunden, dergleichen Schlichting beschrieben hat. Ich habe nemlich wahrgenommen, daß das Gehirn bey dem Ausathmen in die Höhe steigt, und unter dem Einathmen herunter geht. Ich habe es wohl zwanzig mal gesehen: denn ich habe blos wegen dieser Bewegung über dreyßig Versuche angestellet, und so wohl ich, als Herr Walsdorf, welcher von diesem Versuche ehestens ein besonders Werkchen geschrieben hat, haben diese Erscheinungen wahrgenommen. Die Sache machte keinen geringen Eindruk bey mir; nicht etwa weil es mich verdroß, daß meine Boerhaavische Meinung widerlegt war: denn sollte ich mich nicht freuen, so oft als ich einen Irrthum ablege, und das Wahre, als das Schönste aller Dinge, in einem neuen Lichte sehe? Ich war aber unzufrieden, daß ich sogleich nicht einsah, wie das Athemholen mit der Bewegung des Gehirns in einer Verbindung stünde: denn wir empfinden ein Mißvergnügen, wenn wir eine Sache so wenig begreifen, daß sie uns gar andern erwiesenen Wahrheiten zu wiedersprechen scheint.

Allein

Allein, eine wiederholte Beobachtung hat allen dieſen Widerſpruch aufgehoben. Die harte Hirnhaut und auch das Gehirn, beweget ſich nicht, wenn man nicht die Hirnſchale wegnimmt, und folglich die einige Hinderniß aus dem Wege räumt, welches dieſer Bewegung des Gehirns bey einem lebendigen und geſunden Thiere widerſteht. Schlichting geſtehet ſelbſt, dieſes Beding ſeye nothwendig. Ja die Bewegung im Gehirne zeigt ſich oft lange nicht, bis man die harte Hirnhaut mit dem Finger oder mit einem Inſtrumente von der Hirnſchale losmacht, und von dem Zuſammenhängen mit den Knochen der Hirnſchale befreyt, als wodurch ſie ſonſt unbeweglich gemacht wird. Man kann auch von dieſer Uebereinſtimmung der Bewegung im Gehirne mit dem Athemholen, nicht auf einen lebendigen und geſunden Menſchen ſchlieſſen. Denn wenn ſich die harte Hirnhaut nicht beweget, ſo lange als ſie feſt an der Hirnſchale hänget, und wenn das Gehirn bey dem Ausathmen erſt alsdenn in die Höhe gehoben wird, wenn die harte Hirnhaut von der Hirnſchale abgelöſt iſt: ſo beweiſt die Schlichtingiſche Erfahrung nichts über den Zuſtand eines geſunden Menſchen, bey welchem dieſes Häutchen allezeit an der Hirnſchale feſt ſizt.

Ferner habe ich gefunden, daß diese Bewegung dem Gehirne nicht eigen ist; sondern bey wiederholten Versuchen gesehen, daß sich der obere Stamm der Hohlader in der ganzen Brust, die Schlüsseladern (Subclaviæ), der obere Theil der grossen Ader am Arme, und endlich die grossen Halsadern, ebenfalls wechselsweise bewegen, und daß ihre Bewegung beständig mit dem Athemholen übereinstimmet. Denn alle diese Blutadern schwellen bey dem Einathmen auf, und sehen von dem durchscheinenden Blute viel blaulichter aus: sie werden aber offenbar flach, blaß und leer, so bald als das Thier Athem holet. Was also J. D. Schlichting gesehen hat, ist dem Gehirne im geringsten nicht eigen, und scheint einzig und allein von der Leichtigkeit herzurühren, mit welcher beym Athemholen das Blut aus der rechten Herzkammer in die erweiterte Lunge läuft: daher leeren sich auch, wenn Athem geholet wird, die Hohladern in die Vorkammer und in die rechte Höle des Herzens aus, die in diesem Augenblike minder wiederstehn p. Unter dem Ausathmen geschieht in allem das Gegentheil; die zusammengepreßte Lunge wiedersteht dem Herzen, und das Blut des Herzens wiedersteht dem Blute des übrigen Leibes; daher schwellen die grossen Blutadern, unter

p Prim. linix physiol. n. 292.

unter welchen die Halsadern ſind, ſo ſehr auf, und das Gehirn wird von dem zurükgehaltenen Blute ſo ſtark aufgetrieben q. Es iſt uns nicht unbekannt, daß durch ein langes anhaltendes Einathmen, welches nach unſerer Willkühr geſchehen kann, ſelbſt das Blut, das ſich durch die Lunge beweget, aufgehalten wird r, und ſich nicht ins Herz ergieſſen kann. Nur das aber behaupten wir, daß bey dem natürlichen Laufe des Athemholens das Blut zu der Zeit, da wir Einathmen, leichter in die Lunge kömmt: wie wohl nach dem die Lunge angefüllt, und der Durchgang des Blutes in die linke Herzkammer verhindert worden iſt; endlich dieſe von dem Einathmen entſtandene Beſchaffenheit der Lunge, ſo wohl eine allzugroſſe Erweiterung der rechten Herzkammer, als in den Blutadern eine Stokung des Blutes verurſachet *.

Es wird mir erlaubt ſeyn, nur noch dieſes beyzufügen, daß der groſſe Blutbehalter des Hirnsader, welche der Sichel nach hinläuft, nicht ſchlägt, auch wenn die Hirn-

q Am angeführten Orte. n. 297.

r Eben daſelbſt. n. 294.

* Da dieſe Vorleſung vom Aprill des Jahres 1752, und früh im Jahre 1753 aus der Preſſe gekommen iſt, ſo iſt ſie älter als alles was Lamure hievon geſchrieben hat.

schale weggenommen ist; und daß auch ihr Blut, wenn ein Schnitt in dieselbe gemacht wird, nicht sprungsweise heraus läuft, sondern in einem beständig gleichen Flusse ausrinnet; wie bey den übrigen Blutadern zu geschehen pfleget. Was also anderwärts wieder das Schlagen der Blutbehalter des Gehirns von mir geschrieben worden ist [1], wird durch diese Erfahrung bestätiget. Allein, auch bey der harten Hirnhaut, die voll Blutadern ist, welche vornemlich aus der Oberfläche des grossen Blutbehalters kommen, ist nichts von dem Wachse in diesem Behalter gefunden worden, wovon doch die Pulsadern sehr stark aufgeschwollen waren.

Nach den Aerzten aus der Stahlischen Schule, vornehmlich dem Gohl, denen die Lebensgeister verhaßt sind, soll die dike Hirnhaut die Eigenschaften der Nerven in so weit besizen, daß sie selbst das Werkzeug der Empfindung ist, und wenn sie von den Gegenständen erschüttert worden, wie die Nervensaiten, zum Zittern gebracht wird. Diese Theorie habe ich wiederleget: und ich sehe, daß meine Beweise nicht nur dem gelehrten Herrn Malcolm Fleming gefallen haben, sondern auch, daß selbst die neuesten Vertheidiger der Meinung, daß die Seele

1 Comment. adinstit. Boerh. n. 235.

le den Körper regiere, dennoch die verſtoſſenen Geiſter wider annehmen, worinn dann ein neulicher Schriftſteller von der anderen Secte, Robert Whytt, mir ſelbſt beyſtimmt.

Aber ich finde noch einen Beweis, daß das Vermögen zu empfinden, was es auch ſein mag, doch nicht in dem Häuten der Nerven ſeinen Saz hat. Von der harten Hirnhaut iſt, wie ich genugſam weis, klar, daß ſie die äuſſerliche Umkleidung der Nerven nicht ausmacht, und gleich wohl haben die meiſten Zergliederer dieſe Haut für den Ueberzug der Nerven gehalten. Es iſt zwar noch das dünne Hirnhäutchen übrig, welches die einzelnen Markſchnürchen, die aus dem Gehirne kommen, und dem kleinſten Faden gleich ſind, in ſich faßt und umgiebt, dergleichen wohl hundert in einem Stamme des fünften Paares der Nerven ſind. Wenn ich aber zeige, daß dieſes dünne Hirnhäutchen ſelbſt ohne Empfindung iſt, ſo ſcheint nicht ein Schatten eines Grundes übrig zu bleiben, warum man den Nervenhäuten die Empfindung zuſchreibt, die in dem Marke ſelbſt ihren Siz hat. Ich habe einen Verſuch an Hunden und Böken angeſtellt, und ihn oftmals wiederholet.

Ich habe die harte Haut von der Hirnſchale, und von dieſer Haut wiederum das dünne Hirnhäutchen entblößt: dieſes habe

ich mit Spießglasbutter beſtrichen, denn das Vitriolöl frißt gleichſam das dünne Häutchen begierig weg; mit dem Meſſer aber läßt eben dieſes dünne Hirnhäutchen ſich ſchwerlich reizen, ohne das Gehirn dabey zu berühren. Das mit der glänzenden merkurialiſchen Rinde überzogene dünne Hirnhäutchen wurde in dieſem Verſuche verbrannt, ohne daß das Thier im geringſten gewehklaget, oder den Körper beweget hätte, oder in Zukungen verfallen wäre. Stach man aber in das Gehirn, es möchte nun langſam oder geſchwind geſchehen, ſo erfolgten die heftigſten Zukungen, welche den Körper des armen Thiers faſt wie einen Bogen zuſammen krümmeten.

Wenn das dünne und harte Hirnhäutchen, auch das Knochenhäutchen, ohne Empfindung ſind, ſo wird es auch wahrſcheinlich, daß die andern Häutchen ebenfalls nicht empfindlich ſeyn werden. Und da ich auch zu dem Ende das Darmfell von den geraden Bauchmuskeln entblöſſet habe, ein Verſuch, der oft von mir wiederholet worden iſt; da ich das Rippenfell von den Muskeln, zwiſchen den Rippen, von den Nerven befreyet, welches zwar ein ſchwerer Verſuch iſt, den ich aber doch einige mal gemacht, und zwar ſehr glüklich an einem Ziekelchen, welches ein gelaſſenes Thier iſt; da ich ferner in den

Herz-

Herzbeutel (Pericardium) geſchnitten, oder denſelben gereizet: ſo habe ich alle mal nicht die geringſte Empfindung, noch die geringſte Veränderung bey dem Thiere wahrgenommen. Herr Storch hat, als ihm ſelber das Darmfell mit einer dreyſchneidigen Nadel durchſtochen worden, nichts gefühlet, wie aus der Geſchichte der Krankheit erhellt, woran er geſtorben iſt..

Ich höre hier die Stimme ſo vieler gelehrter Männer, welche den Siz des gewiß ſehr heftigen Schmerzes bey dem Seitenſtechen in das Rippenhäutchen geſezt haben, und denen wir die Gründe ihrer Meinung ſelbſt untergraben: wenn wir behaupten, das Rippenfell ſeye ohne Empfindung. Was kann ich aber anders erzählen, als was ich geſehen?

Es darf auch niemand allzuwiderſinnig ſcheinen, was wir einigen Meiſtern der Krankheitslehre entgegen ſezen. Hermann Boerhaave [a] hat vorlängſt bemerket, daß das Rippenfell, beym Einathmen vielmehr minder geſpannt ſeyn müſſe, in dem die Rippen näher zuſammen kommen, und deren zwiſchenräume ſich vermindern; da ſie hingegen

[a] In den Vorleſungen, die unter dem Titel: Praxis medica 1745. herausgekommen ſind. T. IV. p. 162.

bey dem Ausathmen von einander gezogen werden, und das Rippenfell ausgedehnet wird. Bey dem Seitenstechen aber fühlen die Kranken den Schmerz, wenn sie Einathmen: sie leiden also den Schmerzen, wenn das Rippenfell weniger leidet, und hingegen fühlen sie weniger, wenn es ausgespannt wird.

Unser grosser Lehrer pflegte daher den Siz des Seitenstechens nicht in das Rippenfell zu sezen; er fügte hinzu, die Muskeln müssen im Seitenstiche leiden, welche die Rippen anziehen, näher aneinander bringen, und sie scheinen entzündet zu seyn. Uns ist aber hinlänglich, wenn wir sagen, daß im Seitenstiche die grossen zwischen den Rippen befindlichen Nerven leiden, es mag nun seyn auf was für eine Art als es wolle.

Von dem Mittelfelle (mediastinum) ist ebenfalls ausser Zweifel, was von dem Rippenfelle geurtheilet worden; weil es überdieß sehr zart und dem Neze sehr ähnlich ist. Denn alle diese Häutchen sind ohne Nerven, sind von der Natur des zellichten Gewebes: und sind also billig ohne Schmerz.

Wir wollen in der Untersuchung über das Gefühl der Haut weiter gehen. Die Puls- und Blutadern scheinen nicht zu schmerzen; sie scheinen, sage ich: denn wenn man

man einen Nerven reizt oder anfaßt, ſo wehklaget das Thier: wenn aber eine Pulsader ergriffen wird, ſo empfindet es nicht. Ich will hierbey die Nerven nicht vergeſſen, die über die Hals- Zungen- Schlaf- Schlund- Leſzen- und Kehlpulsader, und über die groſſe Schlagader bey dem Herzen hinlaufen. Es iſt billig zu glauben, daß an dieſen Oertern die Pulsadern empfinden, in ſo fern Nerven auf denſelben liegen: an andern Stellen aber haben ſie, den Verſuchen zu folge, eine ſtumpfe oder gar keine Empfindung. Die Menſchen ſelber, denen ich die Pulsadern habe unterbinden laſſen, und deren Anzahl nicht gar gering iſt, haben niemals über das Band geklaget, wenn es angezogen wurde.

Daß die Häute des Magens und der Gedärme empfinden, da ſie eine Fortſezung der äuſſerlichen Haut ſind, das verſteht ſich leicht. Solchergeſtalt iſt das nervichte Haut der Blaſe, die auch von der Haut ſelbſt abſtammt, allerdings empfindlich, und eben ſo iſt es die innere Haut der Harngänge, der Mutterſcheide und der Gebährmutter.

Daß das Herz auch empfindet, erhellet nicht aus meinen, ſondern aus anderer Zergliederen

Erfahrungen: es iſt aber auch ein Muskel und hat Nerven. Ich ſelbſt habe keine Erfahrung davon: dann bey einem Thiere, dem man die Bruſt öfnet, kann man ſich keine Hofnung machen, daß es bey einer ſo groſſen Marter von einer andern leichten Empfindung gerührt werden könne. Harvey hat das Herz in einem Manne entblößt geſehn, und nicht ſehr empfindlich gefunden.

Hingegen was die eigentlichen Eingeweide anbetrift, die Lunge, die Leber, die Milz, die Nieren, ſo habe ich aus der Erfahrung, daß ſie entweder gar keine, oder doch eine ſehr ſtumpfe Empfindung haben: denn ich habe bey ihnen allen, wenn ich ſie gereizet, oder Stükchen davon herausgeſchnitten, oder mit dem Meſſer hinein geſtochen habe, nichts einer Empfindung ähnliches folgen geſehen. Hiervon können die Verſuche des Herrn D. J. G. Zimmermanns nachgeſehen werden, welcher dieſes ebenfalls beſtätiget. Daher kömmt es, daß die Geſchwüre in der Lunge ſo wenig ſchmerzhaft ſind, und daß in den Nieren ein Stein öfters eine lange Zeit verborgen bleibt, und erſt nach dem Tode erkannt wird.

Wollte

x Am angeführten Orte, p. 17.

Wollte jemand einwenden, dieſe Eingeweide hätten Nerven, ſo werde ich darauf antworten: dieſe Eingeweide ſcheinen nicht ganz und gar ohne Empfindung zu ſeyn; dieſe Empfindung ſey aber ſtumpf, wie in einem jedweden Theile, der in Anſehung ſeiner Gröſſe ſehr wenige Nerven hat. Denn alle Eingeweide haben groſſe Gefäſſe und kleine Nerven: auch die Leber, die Milz und die Nieren insbeſondere.

Die Drüſen überhaupt haben eine ſtumpfe Empfindung, die ſie von den Nerven bekommen, welche öfters durch die Drüſen durchlaufen, aber ihnen keine recht ſichtbare Zweige mittheilen. Daher ſind die Verhärtungen und Balggeſchwulſten unſchmerzhaft. Und es iſt zu verwundern, daß noch neulich Herr Theophilus von Bordeu, ein ſcharfer Richter fremder Schriften, viele Nerven der Drüſen als ausgemacht hat voraus ſezen, und auf dieſer Vorausſezung ein ganzes Lehrgebäude errichten können, in welchem gelehret wird, daß die Drüſen ihren Saft nicht durch eine Zuſammenpreſſung, ſondern durch eine Reizung abſcheiden. Daß aber in die gröſten Drüſen, ſelbſt in die Bruſtdrüſe keine Nerven gehn, die bekannt ſeyen, daß die groſſe Halsdrüſe kleinere Nerven haben, als irgend ein Muskel, der zehnmal kleiner

ist, und daß es keine Drüse giebt, die einen grossen Nerven bekömmt, läßt sich leicht mit dem Messer beweisen. Hingegen wird man finden, daß bey dem öfnen des Mundes, ohne den geringsten Hunger nach der Speise, der Speichel blos von dem Antriebe der zweybäuchichten Muskeln hervor quillt, wovon die Erfahrung leicht anzustellen ist.

Die Brüste sind von der Art der äussern Haut, und überaus nervicht und empfindlich.

Das Zeugungsglied ist, weil es häutticht und nervicht ist, auch empfindlich, und übertrift bey seinen vielen Nerven alle andere Theile des Körpers, an der Schärfe des Gefühles. Die Zunge ist mit sehr starken Nerven versehen, auch hat sie eine scharfe Empfindung, daher fühlet sie nicht nur, sondern schmekt auch. Eine gleiche Empfindlichkeit hat auch das Auge, vornemlich das Markhäutchen, welches so gar von dem Lichte verlezt wird, wie man aus dem Schmerze, und aus der Entzündung abnehmen kann, die die blizenden Sonnenstrahlen nach sich ziehen. Auch das braune Häutchen (Choroidea), scheint Empfindung zu haben. Bey der Hornhaut aber sehe ich nicht, daß sie Nerven habe: denn sie wird öfters ohne Schmerzen mit einer Nadel durchstochen. Daß auch die Empfindung nicht so wohl

in

in dem Augenringe, als vielmehr in dem nezförmigen Häutchen ſehr ſcharf ſey, beweiſe ich folgendermaſſen. Man öfne einem lebendigen Thiere mit einer ſpizigen und dünnen Nadel die Hornhaut; man reize oder zerſchneide den Augenring, ſo wird er ſich nicht zuſammen ziehen, da er ſich doch von der geringſten Hinzukunft eines neuen Lichtes eiligſt zuſammen zieht. Man ſiehet daher, daß dieſer Ring nicht deßwegen enger wird, weil er ſelbſt empfindlich iſt; ſondern deßwegen, weil das Markhäutchen leidet. Eben dieſes erhellet aus dem ſchwarzen Staar (Amaurosis), in welchem der ganze Augenring unbeweglich iſt, weil die Sehenerven unbrauchbar geworden ſind, und daher das Markhäutchen, die anſtoſſenden Lichtſtrahlen nicht empfindet.

(Seit dem hat Herr Daviel bey ſeinen vielen Erfahrungen bezeugt, der Augenring ſeye fühllos.)

Endlich muß wohl der Siz der ſchärfſten Empfindung in den Nerven, als der Quelle aller Empfindlichkeit ſeyn. Denn wenn man den Nerven berühret, reizet oder bindet, ſo iſt es demjenigen, welcher es nicht erfahren hat, unglaublich, was für eine groſſe Beängſtigung und für einen grimmigen Schmerz die Thiere zu erkennen geben.

Ich

Ich habe erfahren, daß blos durch das Unterbinden der gröſſern Nerven, nicht allein des achten Paares, ſondern der Glieder ſelber, und einzig derjenigen, die unter der Haut liegen, nach einigen Tagen die Hunde geſtorben ſind; woraus ich ſelbſt mehr als jemals die Unterbindungen ſolcher groſſen Nerven bey der Ablöſung eines Gliedes zu fürchten angefangen habe. Ein zerſchnittener Nerve hat, wenn man ihn unter dem Orte, wo er durch geſchnitten worden iſt, gereizet, bey dem Thiere keine beſchwerliche Empfindung erreget. Es ſcheint daher nicht, daß die Empfindung, durch das Zuſammenlaufen des einen Nerven in den andern (Anaſtomoſis) fortgepflanzet werde.

Wir haben alſo geſehen, welche Theile empfindlich ſind; die Nerven nemlich, und die Theile des Körpers, welche viele Nerven haben: auch dieſe Theile aber verlieren alle ihre Empfindlichkeit, ſo bald als der Nerve, der in einem ſolchen Theile geht, gedrükket, unterbunden, oder zerſchnitten worden iſt. Die Verſuche ſind ſo bekannt, daß es hinlänglich ſeyn wird, wenn ich meine Leſer auf die Erläuterungen über den Boerhaave verweiſe. u Der Nerve empfindet alſo allein

u N. 284. not. g.

lein, und bey dem Nerven weder das harte, noch das weiche Häutchen, ſondern einzig und allein das markichte Weſen, das aus dem Gehirne kömmt, und von dem weichen Hirnhäutchen umkleidet wird.

II.

Von den
empfindlichen und reizbaren Theilen
des
Menſchlichen Körpers.

Zweyter Abſchnitt.

Vorgeleſen den 6ten May 1752.

II.

Von den
empfindlichen und reizbaren Theilen
des
Menſchlichen Körpers.

Zweyter Abſchnitt.

Wir kommen nunmehr auf das Reizbare, welches von dem Empfindlichen ſo ſehr unterſchieden iſt, daß es höchſtempfindliche Theile giebt, die ohne alle Reizbarkeit ſind; und hingegen giebt es wiederum Reizbare, die keine Empfindung haben. Ich werde von beyden überzeugende Erfahrungen anbringen, und mit gleicher Sorgfalt erweiſen, daß die Reizbarkeit nicht, wie man insgemein glaubet, von den Nerven entſpringe; ſondern aus dem Baue des reizbaren Theils ſelber folge.

Erſtlich, ſo iſt der Nerve, von welchem alle Empfindung zur Seele gebracht wird, ſelbſt von aller Reizbarkeit entblöſſet. Dieſes ſcheinet zwar wunderlich, indeſſen aber iſt es ſo gewiß als wunderbar. Wenn man einen Nerven reizt, ſo bekommen die Muskeln, in welche einige Zweige von dieſen Nerven gehen, in der That krampfhafte Zükungen; und ich weiß kein einziges gegenſeitiges Exempel. Denn ich habe ſo wohl das Zwerchfell, als die Muskeln des Unterleibes (bey einer Ratte), und den vordern und hintern Schenkel vornemlich bey dem Froſche, öfters auf eben die Art, da der Nerve gereizt wurde, in Zükungen verfallen geſehen. Man ſehe hiervon die hiermit übereinkommende Verſuche des Swammerdams. Ich habe bey dieſer Beobachtung, ſo wohl als Herr D. Georg Chriſtian Oeder, (jeziger Finanzrath in Dänemark) gefunden, daß, wenn der Nerve gereizt wird, keine andern Muskeln zittern oder züken, als diejenigen, welche von dem gereizten Nerven Aeſte bekommen. x. Ich habe auch beſtändig geſehen, daß der mit dem Meſſer gereizte Nerve ein Züken in dem Muskel verurſacht, nicht anders, als wenn der Muskel ſelbſt von einem Gifte gereizet worden wäre.

Ein

x a. 22. p. 5.

Ein ſolches Zuſammenziehen aber, wie bey einer gereizten Muskelfaſer, geht bey den Nerven nicht vor. Ich habe öfters bey Wunden, und vornemlich bey Fröſchen, den Nerven mit aufmerkſamen Augen betrachtet, und gewartet, was in demſelben vorgehen würde, wenn der Muskel Zukungen litte: ich habe aber niemals die geringſte Spur einer Bewegung in dem Nerven geſehen.

Ich habe daher einen andern Verſuch vorgenommen, welcher auch zu Berlin von dem gelehrten Herrn D. J. Gottfried Zinn angeſtellt worden iſt. Ich habe bey einem lebendigen Hunde einen langen Nerven über ein ſubtil eingetheiltes mathematiſches Inſtrument gelegt, ſo daß der Nerve bey der geringſten Bewegung nothwendig von einem Grade des Inſtruments zum andern fortrüken muſte: alsdann habe ich ihn gereizt: allein er iſt unbeweglich geblieben, und nicht um den geringſten meßbaren Raum von dem Striche abgewichen, auf welchen er lag. Dieſes ſind nun neue Beweiſe, welche zeigen, daß den Nervenfäſerchen wider alle Erfahrung eine ſchwingende Kraft zugeſchrieben wird.

Weder die äuſſere Haut, als der Siz des Gefühls, noch die Nervenhäutchen des Magens, der Gedärme oder der Harnröhre, ſind reizbar. Denn man muß hier nicht

die ázende Kraft des Vitriolöls, oder des Salpetergeistes misbrauchen, welche Gifte freylich die Haut zusammen ziehen, und die zerschnittenen Nerven, oder die mit dem Messer vom Leibe getrennten Pulsadern zwingen, daß sie wie ein Wurm zusammen kriechen: diese sauren Geister erregen auch in dem Häutchen der Harnröhre, der Blase, oder der Gallenblase, ein offenbares Zusammenziehen.

Die Lunge zieht sich von dem Vitriolöle gleichfalls nach dem Tode zusammen, wie Hr. D. J. G. Zimmermann y anführt. Die äussere Haut, der Schwanz, und das Fett schrumpfen etliche Stunden nach dem Tode ein, wie man bey eben demselben z findet. Denn diese Kraft hat nichts mit dem Leben gemein, und der Theile kriechen erfolgt von der ázenden Kraft der sauren Geister, eben so wohl vier und zwanzig Stunden nach dem Tode, wann aller Verdacht einer Empfindung weggefallen ist, wie ich aus Erfahrung habe.

Hierauf beruht auch keineswegs die Schärfe der Reizbarkeit und Empfindung. Der Magen ist höchst empfindlich; die Gedärme aber sind es viel weniger, denn sie schmerzen gewißlich nicht so stark: und gleichwohl

y Seite 17.

z Seite 13.

wohl habe ich gefunden, daß ſie reizbarer ſind.

Das höchſtreizbare Herz hat nur eine mittelmäſſige Empfindung, und die Berührung deſſelben hat bey einem lebendigen Menſchen vielmehr eine Ohnmacht, als einen Schmerz nach ſich gezogen, wie Harvey bezeugt.

Ferner, iſt ein Theil deßwegen nicht empfindlich: weil er reizbar iſt: wenn nämlich der Nerve gebunden oder zerſchnitten wird, ſo iſt derjenige Theil, welcher mit dieſem Nerven verſehen war, deswegen doch noch reizbar. Ich habe den berühmten Belliniſchen Verſuch öfters wiederholet; aber den Erfolg ein wenig anders gefunden, als man ihn insgemein erzählet. Ich faſſe und drüke den Nerven des Zwerchfelles eines lebendigen, oder weil nichts daran liegt, eines friſchgetödteten Thieres. Unter dem Orte, wo der Nerve zuſammen gedrükt wird, reize ich ihn: ſo zittert das Zwerchfell und leidet Zükungen; unterbinde ich den Nerven, ſo erfolget eben dieſes, wann ich unter dem Bande den Nerven reize. Zerſchneide ich den Nerven, und reize ihn unter dem Schnitte, wo er nunmehr von aller Gemeinſchaft mit dem Gehirne abgeſchnitten, und alſo von aller Empfindung beraubt iſt, ſo beweget ſich das Zwerchfell gleichfals, und bekömmt

wie Zükungen. Wenn ich auf eben dieſe Weiſe den Schenkelnerven zerſchneide, ſo verliert das lebende Thier die Empfindung unter dem Schnitte, und kann, ohne daß es ein Zeichen eines Schmerzes von ſich gebe, allenthalben an dem Schenkel verlezt werden. Gleichwohl aber zittert eben dieſer Schenkel, wenn ſein Nerve gereizt wird: er iſt alſo deswegen nicht empfindlich, weil er reizbar iſt.

Uebrigens habe ich gefunden, daß vieles in dieſem Belliniſchen Verſuche zu groß gemacht wird. So viel iſt gewiß, daß der gebundene und gereizte Nerve das Zwerchfell in eine zitternde Bewegung ſezt, er mag aufwärts oder unterwärts geſtrichen werden. Nur habe ich gefunden, daß das Reizen ſeine Würkung beſſer thut, wenn der Nerve geſpannt, als wenn er ſchlaff iſt. Wenn man den Nerven drükt, und über dem Orte, wo er gepreßt wird, reizet, er mag nun unten gebunden ſeyn oder nicht, ſo bleibt er in beyden Fällen in Ruhe. Ortlob ſchreibt irrig a, das Zwerchfell bewege ſich, wann man mit dem Finger den Nerven herunter ſtreiffe, und höre auf ſich zu

a In præf. ad anatomen rationalem, Danielis Tawry.

zu bewegen, wenn man mit dem Finger nach oben fahre. Die Richtung dieſes Streiffens macht keine Aenderung, und der Reiz über dem Orte des Drukes verurſacht niemals eine Bewegung.

Endlich habe ich auch in den Gliedern der kleinern Thiere die Nervenſtämme unterbunden, damit das Glied gelähmet und unempfindlich würde. Alsdann habe ich die Muskeln entblöſſet, dieſelben mit einem Meſſer gereizet, und geſehen, daß ihre Fleiſchfaſern eben ſo hurtig, als bey unverlezten Nerven gezittert und gezükt haben; obgleich in der That die Seele keine Herrſchaft mehr über dieſes Glied gehabt hat.

Ein ähnlicher Verſuch läßt ſich auch bey Theilen machen, die von dem Körper getrennt worden. Die Gedärme ſezen, wenn ſie gleich ſchon von dem Körper getrennt b, und aller Gemeinſchaft mit dem Gehirne beraubt worden ſind, ihre wurmförmige Bewegung fort, und wenn ſie mit dem Meſſer oder mit Gifte gereizt werden, ſo leiden ſie eben die Zufälle, die ich gleich anführen werde, und die ſich an ihnen äuſſern, wenn ſie in ihrer Lage und mit ihren Nerven verbunden

b J. Woodward Supplement, p. 76.

bleiben. Eben dieſe Erfahrung findet auch bey dem Herzen plaz, und bey jedem Muskel, welcher aus dem Körper geſchnitten worden iſt c. Dem Aale ſchlägt das Herz zu ganzen Stunden in gleichen Zwiſchenzeiten, und mit einer gleichen Kraft, es nimmt auch wechſelsweiſe das Blut in ſich, und treibt es wieder heraus, wenn es aus dem Leibe geriſſen iſt.

Wenn wir nun ſagen, das Thier empfinde, wenn ſich die Seele einen äuſſerlichen Eindruk vorſtellet: ſo empfindet derjenige Theil des Körpers gewiß nicht, bey welchem entweder die Gemeinſchaft des Nerven mit dem Gehirne aufgehoben, oder der gänzlich von dem Körper getrennet iſt. Des Robert Whytts d theilbare Seele hat die Nothwendigkeit eines Lehrgebäudes veranlaſſet, und den Mann gezwungen, ſie in ſo viele Theile zu ſpalten, als dem Zergliederer Muskeln oder Theile der Eingeweide von dem menſchlichen Körper abzuſchneiden beliebt hat. Ich habe den Verſuch oft wiederholet, und die Gedärme geſchwind aus dem Leibe herausgeriſſen, ſie in etliche, in vier oder in acht Stüke getheilet: ſie haben ſich, jedes Stük beſonders, wie Würmer beweget, und ſich, wenn

c J. G. Zimmermann, Seite 19.

d An angeführten Orte, Seite 383.

wenn man ſie gereizet auch zuſammen gezogen. Dergleichen Verſuche hat Hr. Johann Woodward an den Gedärmen e, Baglivi an dem Herzen eines Froſches f, und vor allen dieſen Männern M. Aurelius Severinus g angeſtellt. Ich habe geſehen, daß abgeſchnittene Theilchen und einzelne Stükchen von einem Herzen auf dem Tiſche fortgekrochen ſind.

Daß auch die Afterbürde, und die Häutchen des Eyes ihre Reizbarkeit von keinem Nerven haben, weil keiner darinnen iſt, war des Johann Luys Meinung h: Ich habe von dieſer Sache keine Erfahrung, und halte ſie nicht für wahrſcheinlich. Ich finde aber, daß D. George Baglivi i eben dergleichen Beweiſe für die Reizbarkeit der feſten Theile gegeben hat. Wir müſſen auch hier die Inſekten nicht zum Exempel anführen, an denen in der That alles empfindlich und alles reizbar iſt k.

e An angeführtem Orte, Seite 80.

f De fibra motrice, p. 119.

g Vipera pythia, p. 119.

h An angeführtem Orte, n. 34.

i De fibra motrice & morboſa, p. 7.

k Theolog. des inſect. T. II. p. 84. 85.

Unſere Seele aber iſt es, welche ſich bewußt iſt, ſich ihren Körper, und mit Hülfe des Körpers, die Welt vorſtellet.

Ich bin daher ich, und kein anderer, weil dasjenige, welches man ich nennet, von allem dem verändert wird, was meinem Körper und deſſen Theilen wiederfähret. Wenn ſich nun das, was ein Muskel oder ein Darm leidet, in einer andern Seele eine Veränderung hervor bringt, in meiner aber nicht, ſo iſt dieſe Seele nicht meine Seele, und der Theil gehöret mir nicht zu. Und wenn ein Finger von meinem Körper abgeſchnitten, wenn etwas Fleiſch von meinem Schenkel weggenommen worden iſt, ſo geht mich dieſer Finger und dieſes Fleiſch nichts mehr an; ich ſtelle mir das, was dieſe Theile leiden, nicht mehr vor, ich habe keine Schmerzen mehr von ihnen, es wird von ihrer Verlezung kein Gedanke mehr in mir erweket. Dieſer abgeſchnittene Finger, dieſer abgeriſſene Muskel, wird nicht von meiner Seele, nicht von einem Theile derſelben bewohnet; Ich bin nicht in dieſem Finger. Dieſer Finger, ſage ich, iſt von meiner Seele, welche ganz iſt, von welcher ſich kein Theil abſondern läßt, eben ſo wohl als von der Seele eines jeden andern Menſchen, ſeiner ganzen Natur nach geſchieden und getrennet. Denn mein Wil-

le

len, mein Gedächtnis, meine Einbildungskraft, mein Vermögen zu urtheilen bleibt, nachdem dieſer Finger abgeſchnitten worden iſt, noch vollkommen, es iſt nichts von den Kräften der Seele mit ihm abgegangen: dieſer unverſtümmelte Willen aber kann nun nicht mehr in dieſem Finger wirken: und gleichwohl bleibt dieſer Finger reizbar. Die Reizbarkeit hängt alſo weder von dem Willen, noch von der Seele ab.

Ferner ſo zeigen auch die Erfahrungen, daß nicht alle Kraft der Muskeln von den Nerven abhängt: denn wenn gleich dieſe lezztere gebunden und abgeſchnitten worden ſind, ſo ſind die Faſern dennoch reizbar, und haben eine Kraft, ſich zuſammenzuziehen. Hierdurch wird vielleicht der Nuzen der Nerven etwas eingeſchränkt: denn ſie ſcheinen nur ſo viel zur Bewegung der Muskeln beyzutragen, daß ſie den Willen der Seele auf denjenigen Theil bringen, welcher bewegt werden ſoll; und denn vermehren und erweken ſie, dieſe Vermehrung mag nun geſchehen wie ſie will, die natürliche Kraft der Faſern, dadurch dieſelben ſich zu verkürzen beſtreben.

Ich komme aber wieder auf die Sache, und will Erfahrungen anführen, wodurch ich ausfindig gemacht habe, welche Theile des Körpers reizbar, und in was für einem Grade ſie ſolches ſind.

Die

Die äuſſere Haut nehme ich aus. Das zellichte Gewebe und das Fett, welches das Vitriolöl begierig wegfrißt, iſt nach aller Schriftſteller Meinung unbeweglich, wird auch nicht im mindeſten durch das Reizen beweget; ſolchergeſtalt haben weder die Lunge, welche die ſtärkſten ſauren Säfte ebenfalls zuſammen ziehen, noch die Leber, oder die Nieren etwas reizbares an ſich; denn ſie beſtehen aus dem zellichten Gewebe, das unter allen Theilen des Leibes am wenigſten reizbar iſt, und aus Gefäſſen, die ſich eben ſo wenig durch das Reizen in Bewegung ſezen laſſen. Und eben dieſes ſcheinet mir ein Merkmaal zu ſeyn, wodurch ſich ein Fäſſerchen des zellichten Gewebes von einem Fleiſchfäſerchen unterſcheidet: da ſie doch übrigens einander ſo ähnlich ſind, daß man ſich öfters betrüget.

Wie viele, auch zu unſern Zeiten, haben nicht das zellichte Gewebe, wie auch die runden Mutterbänder und die Kapſel des Gliſſon, in welchem ebenfalls viele Zergliederer Faſern finden, für Muskelhäutchen gehalten? *

Ein

* Das fadichte Gewebe hat allerdings auch eine zuſammenziehende Kraft, die Haut ſelber verhärtet ſich bey einer plözlichen Kälte, und nimmt ihre vorige kleinere Wölbung ein, nachdem das Kind gebohren iſt, das ſie ausgedähnt hat.

Aber

Ein Faden von dem zellichten Gewebe verhält ſich zur Reizung, wie ein Faden vom todten Fleiſche: er giebt nach, wenn er berühret wird, er biegt ſich, wenn er gedrükt wird, und ſtellt ſich wieder her, wenn man nachläßt. Wenn er zerſchnitten wird, ſo zieht er ſich auf beyden Seiten zurück, und läßt eine Lüke.

Wird aber eine lebendige Muskelfaſer mit einem Meſſer oder mit Giſte gereizet, ſo wird ſie kürzer; ſie zieht ihre äuſſerſte Enden an, und ſobald als man nachläßt, verlängert ſie ſich wieder, und wiederholet gleich darauf dieſes Nachlaſſen und Zuſammenziehen etliche mal.

Die Sehne iſt nicht reizbar, ſo wie ſie auch nicht empfindet. Keine Kraft des Meſſers, oder eines mäßigen Giftes, erwekt ein krampfhaftes Züken in dem Faſern derſelben, ſie ſezt auch den Muskel, der ſich in dieſe Sehne endiget, in keine Bewegung. Wenn gleich ein elektriſcher Funke aus Sehnen gezogen wird, wie Herr Jallabert 1 bemerket hat, ſo entſtehen doch auch an den andern

Aber beyde dieſe Theile ſind gegen den Reiz taub, und kann alſo nicht zu den reizbaren Theilen gerechnet werden, ihre Bewegung iſt auch unſichtbar und weit unmerklicher.

1 De electricit. Seite 79.

dern sehr festen und harten Theilen des Körpers heftige elektrische Funken, wo niemand eine Reizbarkeit vermuthet.

Die Bänder, das Knochenhäutchen, das harte und dünne Hirnhäutchen, und alle Arten der Häute entstehen aus dem zelichten Gewebe, und sind auch von keiner reizbaren Natur. Diejenigen, welche in das harte Hirnhäutchen, oder in den Herzbeutel bewegende Fleischfasern gesezt haben, können durch die Erfahrung überzeuget werden, daß durch das Brennen, Stechen und Zerreissen des harten Hirnhäutchens, oder des Herzbeutels keine sichtliche Bewegung erreget wird. Diese Erfahrungen sind sowohl bey mir, als bey den Herren Zinn, Walsdorf, Oeder und andern wohl hundert mal, und allezeit mit einerley Erfolge wiederholet worden.

Daß die Pulsadern reizbar sind, scheinen einige Umstände glaublich zu machen: nämlich, so wohl die in ihnen befindliche Muskelhaut, als auch am meisten die Nothwendigkeit, eine Ursache zu finden, welche mache, daß die Erweiterungen der Pulsader wechselsweise mit dem Druke des Herzens übereinkommen, und daß dieselbe enger wird, wenn der Druk des Herzens nachläßt.

Es iſt bekannt, daß berühmte Männer, und nur neulich Peter Senac und Robert Whytt m den Pulsadern, und meiſtens den kleineren Gefäſſen, ſo viele reizbare Kraft zuſchreiben, daß das Herz von den Urſachen der Begewegung des Blutes faſt ausgeſchloſſen wird. Ich will auch nicht in Abrede ſeyn, dieſe Hypotheſe habe einige Wahrſcheinlichkeit; ſowohl wegen der Aehnlichkeit mit den Gedärmen, die die Speiſen durch ſeine wurmförmige Bewegung fortbringen, als auch wegen der Hauptpulsader des Seidenwurms, welche verſchiedene Schriftſteller für das Herz gehalten haben, und die völlig nach der Art der Gedärme ihren Saft weiter ſchaft, in dem ſie ſich von einer Stelle nach der andern zuſammen zieht. Man kann auch der Thiere zum Beweiſe brauchen, bey denen, wenn gleich das Herz herausgeriſſen worden iſt, doch noch einige Zeit eine Bewegung der Säfte übrig bleibt, die von nichts anders als von den Pulsadern, hergeleitet werden zu können ſcheint; endlich bringt man auch die beſondern Entzündungen an, die durch den Reiz entſtehen. Denn man hat durch das Vergröſſerungsglas das Blut in den Fiſchen und in dem Froſche wohl noch eine Stunde, nach dem ihnen das Herz herausgeriſſen worden iſt, mit einer abwechſelnden Bewegung in den Pulsadern hin und her ſchwanken, und in

m An angeführtem Orte, Seite 95.

in den Blutadern, wieder zum Herzen gehen geſehen; und wenn das Herz geruhet, und nicht geſchlagen hat, auch ſich die Kiemen (Branchiæ) nicht bewegt haben, und keine Empfindung mehr übrig geweſen iſt, ſo hat man dennoch das Blut durch die Gefäſſe des Fiſches gehen und wieder zurükkommen geſehen.

Dieſes mag nun alles ſo ſeyn, ſo leiten doch die Verſuche zu keiner ſolchen Kraft in den kleinen Adern. Es entſteht bey keinem Thiere in der Pulsader, ſie mag äuſſerlich oder innerlich, mit einem Meſſer, oder mit Gifte, oder aber mit rauchendem Salpetergeiſte gereizet werden, ein Zuſammenziehen: wo man nicht das Zuſammenziehen nehmen will, das von dem Vitriolöle entſteht n, und welches ebenfalls erfolget, wenn man daſſelbe viele Stunden nach einem vollkommenen Tode auf die Ader tropft. Ich habe vor dem Vergröſſerungsglaſe bey lebendigen Fröſchen die Pulsadern öfters mit gereinigtem Weingeiſte, mit der Salpeterſäure und mit mancherley ſcharfen Säften vergebens gereizet; ich habe aber nicht geſehen, daß eine Bewegung erfolgt iſt, da doch inwendig das Blut, wie zu einer erdfarben Schmiere geworden war *.

Ferner

n J. G. Zimmermann, S. 24.

*. Man meinte ſeitdem, eine Reizbarkeit in den Schlag-

Ferner habe ich bey Thieren, deren Blut ich mit Hülfe des Vergröſſerungsglaſes im Kreiſe herum laufen ſah, niemals ein Zuſammenziehen in den Pulsadern wahrgenommen. Oft habe ich in Fröſchen und Fiſchen die Bewegung des Blutes viele Stunden lang fortdauren geſehen: dennoch habe ich allezeit gefunden, daß die Häute der Pulsadern wie gläſerne Röhrchen vollkommen geruhet haben: und die auf einer Pulsader liegende Blutader iſt eben ſo wenig durch den Pulsſchlag bewegt worden, welches dem Vergröſſerungsglaſe nicht hätte verborgen bleiben können. Von dem Verſuche aber, welchen Ant. de Heyde * anführet, daß ſich nemlich eine zerſchnittene Pulsader bey einem Froſche ſo zuſammen gezogen habe, daß nichts mehr durchgeſtoſſen ſey, habe ich öfters das Gegentheil geſehen; nemlich, der Schnitt in die Pulsader hat ſeine Figur behalten, und iſt wie ein unbeweglicher Spalt geblieben, hat ſich auch weder verengert noch erweitert.

Ob ich alſo wohl die Reizbarkeit der Pulsadern nicht gänzlich verwerfe, ſo ſehe

Schlagadern, ob wohl nur ſelten wahrgenommen zu haben. Die neueſten Zergliederer aber haben nichts dergleichen in den Schlagadern gefunden.

* Obſ. 8. 53.

ich doch nicht, daß ſie durch Verſuche beſtätiget werden könne.

Bey den Blutadern kann ich eben ſo ſchwerlich eine Reizbarkeit zu geben, denn ich ſehe zwar bey denſelben eine Bewegung, die einerſeits von dem Athemholen, und anderſeits von dem Zuſammenziehen der Hohlader herrühret, die ich öfters, und vornehmlich bey kalten Thieren, an dem Herzen habe zuſammenziehen, und ihr Blut in ſeine Vorkammer treiben geſehen. So weiß ich auch, daß die Blutader, wenn ſie mit ſcharfen Giſte, mit Vitriolöle, oder mit rauchendem Salpetergeiſte berühret wird, nicht wenig, und weit offenbarer als die Pulsader ſich zuſammen zieht, daß ſie ſich verengert, und das Blut austreibt, wie ich bey Zikelchen und Kazen geſehen habe. Da aber gleichwohl die Blutadern ſich weder durch das Reizen des Meſſers, noch durch mäſſige aufgeſprizte Giſte zuſammen ziehen, in dem menſchlichen Leben aber wahrſcheinlicher Weiſe kein ſo ſcharfer Saft, als die von mir gebrauchten Giſte, die Blutadern durchfließt: ſo ſehe ich nicht ein, daß die Blutadern mehr als eine ſchwache Reizbarkeit haben können, wenn ſie ja etwas von dieſem Vermögen beſizen.

Die Milchgefäſſe werden von dem Vitriolöle auch zuſammen gezogen und ausgeleeret. Daß dieſelben keine mittelmäſſige reizbare Kraft beſitzen, erhellet auch daraus, daß ſie ſich nach dem Tode, wenn ſie doch ganz voll vom weiſſen Safte ſind, völlig ausleeren, verſchwinden, und ſo zuſammengezogen werden, daß keine Höhlung übrig bleibt.

Die verſchiedenen Ausführungsgänge haben keine gröſſere Reizbarkeit, als die Blutadern. Die Gallenblaſe, der gemeine Gallengang (Ductus choledochus)[r], der Harngang, die Harnröhre, ziehen ſich zwar zuſammen, wenn ſie mit einem ſcharfen Gifte berühret werden; ein mäſſiges Reizen aber, oder das Rizen mit einem Meſſer, ſcheinen ſie nicht zu empfinden.

Der Harngang empfindet nicht einmal das Reizen des Vitriolöls; und ſcheint daher aller Muskelkraft beraubt zu ſeyn: es ſind auch niemals in dieſer Röhre Muskelfaſern mit genugſamer Gewißheit gezeiget worden.

Wegen der Reizbarkeit der Harnblaſe hat mich eine Erfahrung in eine gröſſere Gewißheit geſezt. Denn dieſe Blaſe hat ſich bey

r J. G. Zimmermann, p. 46. vom Vitriolöle

einem halbtodten Hunde, wenn ſie mit einem Meſſer oder mit einer Nadel geſtochen wurde, zwar nicht allezeit, jedoch öfters bis auf den kleinſten möglichen Durchſchnitt zuſammen gezogen, und den Harn ausgetrieben, nachdem der Bauch ſchon aufgeſchnitten war. Ich habe auch geſehen, daß die Blaſe ſich nach dem Tode von ſich ſelbſt zuſammen zieht, und ausleeret, wenn ſie voll geweſen iſt: wie ich dann auch dergleichen Erfahrung vor dieſem aus dem Weyſer angeführet habe q.

Daß die Drüſen- und Schleimhölen reizbar ſind, beweiſet das von einer chymiſchen oder mechaniſchen Schärfe verurſachte Weinen, und das durch das Einſprizen eines ſcharfen Saftes bewürkte Tröpfeln des Schleims der Harnröhre.

Die Gebährmutter vierfüſſiger Thiere iſt ebenfalls reizbar, und nimmt, eben ſo geſchwind als die Gedärme, eine augenſcheinliche kriechende Bewegung an, ſie mag nun noch in dem Leibe, oder aus demſelben herausgeſchnitten ſeyn. Es ſcheint auch nicht zweifelhaft, daß die menſchliche Gebährmutter ebenfalls reizbar ſey, und daß ein groſſer Theil des Gebährens von ihrer Kraft abhange,

q De cicut. aquat. p. 250.

hange, da ſie ſich ſo ſtark zuſammen ziehet, daß auch die Hand der Hebamme davon wie einſchläft. Daher hat Ruyſch, wie es bekannt iſt, ganz ſicher gewartet, bis der Mutterkuchen von ſich ſelbſt herausgehen würde, wenn die Nachgeburt ſich gleich verweilete, ſo wie er ſich hingegen vor dem Ausziehen derſelben fürchtete.

Die Reizbarkeit des Zeugungstheils iſt zwar von beſonderer Art, und ſo beſchaffen, daß er vornemlich durch wohllüſtige Vorſtellungen der Seele, als durch einen Reiz, zur Bewegung angetrieben wird. Daß er aber bey dem allem mit den andern Theilen des menſchlichen Körpers eine gemeinſchaftliche Natur habe, erhellet aus der Steifigkeit, welche von der Menge des Urins, von dem Ueberfluſſe des befruchtenden Saftes, von dem Gebrauche der Spaniſchen Fliegen, und von der ſcharfen Feuchtigkeit des unreinen Fluſſes entſteht. Mit der Veränderung in dieſem Gliede mag es ſich ſonſt verhalten, wie es will, ſo werden doch in der That die Blutadern zuſammen gezogen, und die Bewegung des Bluts durch dieſelben wird verzögeret. Robert Whytt, welcher der gegenſeitigen Meinung iſt, und die Steifigkeit von einem häufigen Zufluſſe des Blutes in die Pulsadern herleitet, ſcheint die Erfahrung nicht gewußt

zu haben, in welcher eben dieſes Glied, ſo wohl bey dem Menſchen als bey den andern Thieren, wenn man es unterbindet, dennoch ſteif wird, da doch kein Verdacht wegen eines häufigern Zufluſſes des Blutes durch die Pulsadern ſtatt findet.

Alle Muskeln ſind reizbar; ſie zappeln, ſo viel mir bekannt, ohne Ausnahme, nach dem Abſterben alle von ſich ſelber, und zittern, ziehen auch wechſelsweiſe ſich zuſammen, und laſſen wieder nach. Bey den Schlafmuskel, bey dem Bruſtmuskel, bey dem inwendigen Rippenmuskeln, bey dem geraden Muskel des Unterleibes, bey dem aufziehenden Muskel der Geilen, bey dem Schließmuskel des Maſtdarms, habe ich es ſelbſt, bey dem Schließmuskel der Blaſe hat es Herr Whytt q, und andere Schriftſteller haben es bey andern Muskeln geſehen. Bey den Rippenmuskeln habe ich öfters mit Vergnügen, nachdem das Bruſtbein ſchon weggeſchnitten war, eine ſolche Kraft ſich äuſſern geſehen, daß ſie die Rippenknorpel haben krümmen und einwärtsziehen können. Dieſe Muskeln ſind, wie ich geſehen, lange Zeit, und auch wohl länger als das Zwerchfell reizbar geblieben.

Fer-

q Seite 93.

Ferner, ſo iſt es eine alte Erfahrung, die auch den gemeinen Leuten bekannt s iſt, daß das Fleiſch der Thiere nach dem Tode zappelt: und es läßt ſich auch leicht aus der tödtlichen Ruhe wieder in Bewegung bringen, man mag nun den in den Muskel laufenden Nerven reizen, oder den Muskel ſelbſt mit dem Meſſer oder mit Gifte angreifen. J. G. Zimmermann hat ähnliche Verſuche angeſtellet t, und die Muskeln der Ochſen hat Woodward u, die Muskel des Schenkel bey dem Menſchen W. Croone x, am Froſche Herr Bremond y, Hr. Oeder aber verſchiedene Muskeln heftig züken geſehen, wenn er ſie mit Salze berührte z. Bey der erſten Erfahrung liegt wenig daran, ob der Nerve ganz ſey, und mit dem Gehirne zuſammen

s Highmor. diſquis. anat. p. 117. B. Langrish de mot. muſc. p. 51. Woodward p. 74. l. c. Parſons de mot. muſc. p. 68. W. Croone de mot. muſc. p. 10. Mazini de mechan. medic. p. 13. Hughes Barbados p. 309.

t S. 19.

u S. 71. 74. 75. 76.

x De mot. muſc. p. 30.

y Mém. de l'Acad. des Sciences 1719. p. 476.

z S. 2.

hänge, oder ob man ihn abgeschnitten habe a. In beyden Fällen werden die Muskelfasern angezogen; sie nähern sich mit den äussersten Enden der Mitte, und es entstehen in dem wirkenden Muskel einige wellenförmige Bewegungen, die quer über die Fasern gehen. Das Blut geht, wenn man das Vergrösserungsglas zu Hülfe nimmt, nicht aus dem wirkenden Muskel eines Frosches heraus, sondern beweget sich durch seine Adern wie zuvor. Es wird auch kein Muskel bey keinem einzigen Thiere blaß, die weil er wirket. Ich habe schon längst erinnert, daß des Harvey Beobachtung an dem Herzen eines Fisches angestellet worden ist, und daß dasselbe, wenn es sich ausleeret, allerdings blaß wird b, daß aber eben dieses die Ursache des Irrthumes ist, worein die gröβten Männer gefallen sind. Nicht das Blut in den kleinen Gefässen des Herzens verschwindet im Zusammenziehen, sondern das Blut, das in den grossen Hölen ist.

Die Reizbarkeit der Muskeln ist bey den meisten so beschaffen, daß sich der Muskel von einem Reizen etliche mal zusammen zieht und wieder nachläßt, bis die Schwünge nach und

a Herr Oeder, S. 5.

b Comment. Boerhaav. n. 400. Phyſ. prim. lin. n. 4.

und nach abnehmen, und der Muskel ſich endlich wiederum in Ruhe begiebt c. Dieſe Veränderung kann man bey dem geraden Muskel des Unterleibes, bey dem inwendigen Rippenmuskel, und bey andern ſehr deutlich ſehen, ohne daß ſolche Faſern vorhanden ſeyen, welche Hamberger d und andere Schriftſteller ohne Noth in dem Herzen angenommen haben. Denn bey dieſen Muskeln ſind alle Faſern gerade, und einander parallel; und dennoch laſſen ſie ebenfalls wechſelsweiſe nach. Jedoch hat Robert Whytt nicht Recht, wenn er ſchreibt e, daß das Zuſammenziehen aller Muskeln von ſich ſelbſt mit der Erſchlaffung abwechſele: denn in der Harnblaſe iſt in der That nichts deraleichen, und von dem erſten Augenblike der Zeit an, da ſie ſich zuſammen zu ziehen angefangen hat, verengert ſich dieſelbe bis zur völligen Ruh mit einer fortdaurenden Kraft. Eben ſo iſts im Magen und im Gedärme beſchaffen.

Der Augenring (Iris) hat keine Reizbarkeit, worüber man ſich wundern wird: wenigſtens läßt er ſich, bereits angeführtermaſſen, nicht von einer mechaniſchen Urſa-

c Whytt, S. 18.

d In progr. de cauſa diræ.

e S. 243.

che, mit einem Messer oder mit einer Nadel zur Bewegung bringen. Ich muß dabey anmerken, daß die Erweiterung dieses Ringes nicht durch eine Muskelkraft geschehe, da der Augapfel nach dem Tode sehr weit offen bleibt: wie ich sonst öfters gesehen, und iezo bey einer Kaze sehe, die unter der Marter gestorben ist, und bey welcher die Sehe so weit offensteht, daß fast kein Augenring übrig bleibt Man hat auch längst gesehen, daß eben der Ring bey dem Frosche ohne Reizbarkeit ist.

Unter den Muskeln sind einige vorzüglich mit der Kraft, sich zusammen zu ziehen, begabet, und behalten dieselbe nach dem Tode des Thieres länger als andere. Hierunter rechne ich vornehmlich das Zwerchfell, von dem ich allezeit gefunden habe, daß es nach dem Tode zu eben der Zeit, da andere Muskeln ohne Bewegung sind, sich zu bewegen, oder doch wenigstens, wenn der Nerve gereizt wird, zu zittern fort fährt. Ich habe wohl eine Stunde und darüber, nach dem Tode, da die Gedärme schon geruhet hatten, gesehen, daß das Zwerchfell reizbar gewesen ist und gezittert hat; und eben dergleichen Erfolg ist Herrn J. G. Zimmermann g vorgekommen: auch hat J. Jacob Wey-

g S. 19.

Meyſer h ſchon längſt erinnert, daß das Zwerchfell ſich noch zuſammen zieht, wenn der Magen ausgeſchnitten worden iſt. Indem ich dieſes erzähle, bin ich nicht in Abrede, daß zu weilen auch bey warmen Thieren, wenn das Herz ruhet, dennoch andere Muskeln ſchlagen und zittern können, dergleichen Fälle Herr Oeder i anführt. Jedoch können auch bey dieſen Thieren meiſtens nur das Zwerchfell, das Herz, und die Gedärme durch einen Reiz zur Bewegung gebracht werden; ſehr oft bewegen ſich auch das Herz und die Gedärme von ſich ſelber, wenn ſchon die übrigen Muskeln alle Fähigkeit zur Bewegung verlohren haben.

Wenn der Schlund über dem Zwerchfelle gereizet wird, ſo zieht er ſich anſcheinlich gemig zuſammen. Ich habe dieſen wurmförmige Bewegung, ohne daß er gereizet worden wäre, offenbar geſehen, und wahrgenommen, daß er einen Biſſen auf- und niederwärts getrieben hat: auch gefunden, daß die wurmförmige Bewegung von der Reizung entſtanden iſt. Hierdurch ſind, wie ich hoffe, die Zweifel aufgelöſet, die ein gelehrter Mann, vor nicht allzu langer Zeit wie-

g De circul aquat. p. 195.

h P. 4.

wieder die Bewegung dieſer fleiſcheren Röhre angebracht hat.

Der Magen iſt ziemlich reizbar, und wenn er mit Gifte berührt wird, ſo durchläuft ihn gleichſam eine Furche, und eine niedergedrükte Linie. Wird er mit dem Meſſer gereizet, ſo zieht er ſich bey dem Pförtner und anderwärts zuſammen. Ich habe gefunden, daß er ſich vornehmlich von dem Gifte zur Linken des Pförtners in eine Art eines Zirkels hat zuſammen ziehen laſſen. Wird der Magen aber geöfnet, und mit Gifte berühret, ſo giebt er einen Schaum von ſich, und die Lippen der Wunde rollen ſich zuſammen, wie bey den Gedärmen. Ich habe auch am Magen, damit man nicht mit Herrn Schwarzen etwas dem Zugange der Luft zuſchreibe, bey noch ganzem Unterleibe durch das durchſichtige Zwerchfell die wurmförmige Bewegung geſehen: eben dieſes nimmt man wahr, wenn man durch das entblößte Darmfell den durchſcheinenden Magen betrachtet. Bey der Kaze und dem Kaninchen habe ich geſehen, daß die Bewegung des Magens eine Stunde gedaurt hat, und bey der Ratte, hat ſich derſelbe noch zu der Zeit beweget, da die Bewegung bey den Gedärmen ſchon aufgehöret hatte.

Bey dem allen hat der Magen etwas träges an ſich, wenn man ihn mit den Gedärmen vergleichet. Wenn er bey einem Froſche mit Gifte gereizet wird, ſo ziehet er ſich freylich zuſammen. Ich habe aber nach öfters beygebrachten Giften das wirken des Magens, da durch das Reizen ein Brechen erreget wird, ein einziges mal völlig geſehen: es geſchah durch heftige und kurze ſchütternde Stöſſe, die plözlich wiederholet wurden; und ich habe auch nur einmal wahrnehmen können, wie der Magen von dem ſublimierten Queckſilber ſich zuſammen zog.

Die Gedärme, ſo wohl die diken, als die dünnen, wie auch der Blinddarm bey den Thieren, bey welchen er groß iſt, ſind alle gewaltig reizbar. Ich habe geſehen, daß ſie dennoch den Koth ausgetrieben haben, wenn ſchon die Muskeln des Unterleibs waren zerſtöret worden: und dieſes hat auch J. J. Wepfer und Stahl k geſehen. Hierzu kömmt noch etwas, das wieder die Meinung derjenigen unter den Neuern iſt, welche dem Zuſammenziehen der Muskeln des Unterleibes allzu viel zuſchreiben: der verſtopfte Leib, und der durch die Fäulnis eines Fiebers ſich verhaltende Unrath, wird durch keine

k Theor. vit. & mort.

keine Willkür, und durch kein Bestreben des Athemholens gelöset: hingegen wird der Leib durch die von einem Klystier ein den Gedärmen entstandene Reizung so gleich geöfnet, folglich ist die Bewegung der Därme dem Willen nicht unterworfen. Kein anderer Theil in dem thierischen Körper fährt fort, sich länger zu bewegen, als die Därme; sie übertreffen oftmals das Herz selber: wie ich vierzehn mal gefunden habe; und wenn sich das Herz länger beweget hat, so scheint dieses daher gekommen zu seyn, weil der Unterleib zuerst geöfnet worden, und die Gedärme erkaltet waren k. Bey dem allem gestehe ich dem Herzen, in Absicht auf seine geschwinde Bewegung und die Dauer derselben, wie auch anderer Umstände wegen, den Vorzug zu. Der Mohnsaft, der die wurmförmige Bewegung der Gedärme vernichtet, und dem ganzen Leibe fast alle Reizbarkeit benimmt, läßt dennoch, wie wir etliche mal gesehen haben, das Herz bey völligen Kräften und Bewegung. Die Bewegung des Herzens hat auch bey nicht wenigen Versuchen, dergleichen ich sieben mal aufgezeichnet habe, länger als die Bewegung der Gedärme gedauret.

Sie

k Man bes. hier Oeder S. 5. und J. G. Zimmermann.

Sie haben ſich öfters von ſich ſelbſt, wenn ſie ſchon unbeweglich waren, entweder von der kalten Luft, oder von einer verborgenen Urſache wieder zu bewegen angefangen, und ihre Bewegung iſt nach und nach heftiger geworden. Ferner habe ich geſehen, daß bey den Gedärmen, wenn ich ſie aus dem Leibe geriſſen hatte, die Bewegung vielmehr zugenommen hat, da ſie ſchon faſt nach allen angenommenen Meinungen hätte unterdrükt werden müſſen, welches auch die Meinung des Herrn Felix, unſers vormaligen Zuhörers iſt [1]. Sie werden aber auch äuſſerlich zur Bewegung gebracht, wenn man ſie mit einer Nadel, oder mit einem Meſſer reizet, und mit Weingeiſt, oder mit Gifte berühret: innerlich aber ſind ſie hauptſächlich ausnehmend reizbar. Wenn man einen Darm aufſchneidet, und Gift in die Höhlung deſſelben rinnen läßt, ſo tritt und fließt viele Galle mit einem Schaume von dem obern Theile des Darms herab, und wird auch wechſelsweiſe wieder eingeſogen. Ich habe niemals die wurmförmige Bewegung offenbarer, als bey einer Kaze geſehen, welche ſublimiertes Queckſilber bekommen hatte. Die Oefnung des zerſchnittenen Darms wird vom Reize auf dieſe Weiſe verändert: die

1 De motu periſtalt. n. 11.

die auswärts gekehrten und aufgerollten Lippen kehren die innere Oberfläche der flokkichten Haut gegen den äuſſern Theil des Darmes, umfaſſen den zunächſt liegenden obern Theil des Darms, und hängen ſich auch leicht an einen jeden naheliegenden Körper an. Wenn man auch nur den Darm aufſchlizet, ſo ziehen ſich eben auch die Lippen zurük, und rollen ſich auf.

Uebrigens iſt die wurmförmige Bewegung ſo ſchwer zu beobachten, daß man ſie kaum zu einer gewiſſen Ordnung bringen kann. Jedoch iſt überhaupt offenbar, daß ſich der Theil unter der Zuſammenziehung erweitert, und dasjenige einſaugt, was der zuſammengezogene Theil von ſich treibt. Wenn man alſo einen Theil des Darms mit Gift berührt, ſo verengert ſich derſelbe, und treibt die in ſeiner Höhle befindliche Materie nach oben und nach unten heraus; es entſteht alsdenn daſelbſt ein Knoten, der ſich ſo genau zuſammen zieht, daß keine Höhlung im Darme übrig bleibt. Nachmals zieht der erweiterte Theil ebenfalls ſich zuſammen, und treibt den Unrath nach oben und nach unten von ſich.

Das Verkriechen des einen Darms in den andern, habe ich bey einem Kaninchen geſehen, welches Gift bekommen hatte. Der dünne

dünne und zuſammengezogene Darm wird von dem nächſten weitern Theile wie eingeſogen, und begiebt ſich auch leichtlich wieder heraus: er treibt aber ebenfalls die Speiſen unter und über ſich. Ferner ſo iſt auch gewiß, daß die Därme ihre Lage nach der Länge verändern, und ſich bald von der rechten nach der linken Seite, bald umgekehrt bewegen. Bey dieſer Bewegung werden die nach der Länge laufenden Faſern ſichtbar, ſo wie hingegen die Querfaſern bey dem Zuſammenziehen mehr zum Vorſcheine kommen.

Bey kaltem Thieren ſcheinen mir die Gedärme nicht ſo reizbar zu ſeyn, als bey dem warmblütigen: denn ich habe gefunden: daß bey einem Froſche, eine Stunde, nachdem der Bauch geöfnet worden war, der Magen und die Gedärme nicht mehr reizbar geweſen ſind; die Bewegung des Herzens aber iſt weit länger wurkſam geblieben.

Wir kommen allmählich auf das Werkzeug des Thieres, das unter allen am reizbarſten iſt, auf das Herz ſelber, welches, da es die Urſache aller Bewegung in dem menſchlichen Körper iſt, billig auch zur Bewegung die gröſte Fähigkeit beſizt, und ſich von der geringſten Urſache reizen läßt. Bey

den kalten Thieren ist es ausnehmend reizbar, und übertrift die Gedärme sehr weit im Vermögen, sich durch den Reiz in Bewegung bringen zu lassen. Denn erstlich bewegt es sich bey einem kalten Thiere nach dem Tode am allerlängsten, und zu vier und zwanzig m, dreißig n und mehr Stunden, bey einem warmen Thiere aber so lange, bis das Fett von der Kälte geliefert ist, welches überhaupt der Zeitpunkt ist, da die Bewegung in den Muskeln aufhort. Ich habe gemeiniglich bey dem Frosche gesehen, daß der Puls des Herzens vom Mittage an, bis weit in die Nacht hinein gedauret, jedoch selten bis den andern Tag früh gewährt hat. Nachgehends kann man auch das Herz, wenn es schon ruhet, durch äusserliches Reizen mit einer Nadel, mit einem Messer, mit aufgestreutem Salze o, mit aufgegossenem Gifte, und zu weilen bloß durch die Wärme, wie man beym Woodward findet p, leicht wieder in Bewegung sezen. Die Vorkammer hat sich, da sie mit Gifte betropft war worden, etliche mal zusammen

m Bey einer grossen Otter hat es Charas wahrgenommen, de la thériaque p. 43.

n Bey der Schildkröte, J. Caldesi.

o Oeder, Seite 3.

p Am angeführten Orte, p. 52.

ſammen gezogen: und eben dergleichen habe ich auch bey dem Herzen geſehen. Jedoch geſchieht es bey dieſem Gebrauche des Giftes meiſtens, daß die daraus entſpringende Bewegung kurz iſt, ſich auch nicht ſelten nur an einem Orte, und bloß auf derjenigen Stelle zeigt, die eben gereizet wird. Auf eine beſſere Art aber kann man das Herz in Bewegung bringen, wenn man die innere Fläche reizt, und die Bewegung deſſelben wird durch das Einblaſen verneuert, wenn es gleich gegen alle Antriebe der Gifte unempfindlich iſt. Eben dieſes thut ein jedes flüßiges Weſen, auch das leichteſte unter allen, die Luft, wenn man ſie in die Höhlungen des Herzen treibt. Denn der Erfolg iſt einerley, man mag Waſſer in das Herz ſprizen, oder Luft in beyde Stämme der Hohlader, oder in die Milchröhre (Ductus thoracicus) einblaſen q, welchen Verſuch ich an einem Hunde angeſtellet habe, und wodurch derſelbe wieder zu ſich ſelber gekommen iſt: oder man mag durch das Einblaſen in die Luftröhre veranlaſſen, daß die Luft durch den Weg des Umlaufes aus den Luftgefäſſen in das Blut, und in die linke Herzkammer kömmt, welcher Verſuch gemeiniglich nach dem Robert Hooke genennt zu werden pflegt, und den ich bey

q Wepfer cicut. aquat. p. 29.

verschiedenen Thieren öfters wiederholet habe: in allen diesen Fällen wird in dem Herzen eine neue Bewegung hervorgebracht.

Diese Reizung der innern Wände des Herzens, ist viel stärker als die äusserliche, sie erwekt wiederholte Zusammenziehungen, und wechselsweise Nachlassungen, wovon jene nach und nach immer schwächer werden, und endlich verschwinden. Diese innere Reizung benimmt auch der Reizbarkeit nichts, wie die Reizungen der Gifte thun, welche den Theil, den sie berühret haben, fast unempfindlich machen. Ich kann nicht leicht sagen, welcher Theil des ganzen Herzens am meisten reizbar sey. Die Zergliederer geben insgemein der rechten Vorkammer des Herzens, und der rechten Herzhöhle den Vorzug. Allein ich habe, wo ich nicht irre, gezeiget, daß die rechte Herzkammer kein Vorrecht besize, und daß die linke Herzkammer, und die linke Vorkammer nur deßwegen länger schlagen, weil die reizende Ursache länger auf die rechten Höhlen wirkt [1]. Daß beym Reize das Gewicht der reizenden Flüssigkeit erfodert werde, sehe ich eben nicht ein. Das Herz schlägt hurtig, wenn es aufgeblasen wird, wenn folglich ein flüssiges Wesen hinein kömmt, das

1 In Comment. Societ. Reg. recit. de. X Nov. Tom. I. p. 263.

das tauſendmal leichter als das Blut iſt: der Puls geht auch vom Einblaſen der Luft nicht langſamer und nicht träger, als von dem eingeſprizten Waſſer. Meines Erachtens thut der geringe Unterſcheid zwiſchen dem ſchweren Blute und dem leichtern bey dieſer Sache nicht viel, da ich ſehe, daß das Herz einer Leibesfrucht bey ihrem dünnern und leichtern Blute, hurtiger und lebhafter ſchlägt, als bey erwachſenen Thieren, bey denen das Blut ſchwerer iſt. Daß keine Schärfe das Herz zu reizen erfordert werde, zeigt das Exempel der Luft und des Waſſers, die beyde die Reizbarkeit viel ſtärker als das Salz erweken. Der Kraft des Reizens liegt nicht in der Schärfe: denn die innere Fläche des Herzens hat ſich, als ſie von dem rauchenden Salpetergeiſte berühret worden, nicht zuſammen gezogen.

Wann nun jemand aber fragen wollte, warum das Herz ſo viel reizbarer als die andern Muskeln ſey, dem würden wir ſchwerlich antworten können. Das Herz hat nicht mehr Nerven als andere Theile, ſie ſind im Herzen vielmehr kleiner, als in den Muskeln des Auges.

Daß die Nerven dis Herzens empfindlicher ſind, und daher dem Reize nicht wie-

derſtehen können, muthmaſſet zwar Whytt[s]. Woher kömmt aber dieſe ſo ſcharfe Empfindung des Herzens? Sind vielleicht die Nerven hier mehr entblößt, und liegen der innern Höhlung des Herzens näher, oder ſind ſie geſchikter ſich reizen zu laſſen? Die Zergliederung giebt hierinnen wenig Licht, wenn man nicht die Vorkammer des Herzens zum Exempel anführen will, die gewiß ſehr reizbar, und zugleich ſehr dünne iſt. Indeſſen bin nicht abgeneigt, dieſe Urſache anzunehmen, als woraus ſich auch die reizbare Natur der Gedärme erklären läßt, da die Därme ebenfalls bey ihren wenigen Nerven ſehr reizbar ſind. Denn wie viel die Blöſſe der Nerven zu der Schärfe der Empfindung beytrage, erhellet aus dem Exempel der Harnröhre und der Harnblaſe, wann der überziehende Schleim verlohren gegangen iſt; und aus dem Exempel der Gedärme ſelber, wenn durch den Abgang des Schleims die flokiche Haut entblößt wird, und Blut tröpfelt. Die Zergliederung zwar zeigt dieſe Blöſſe nicht, ſie zeigt nicht einmal die gröſſern innern Aeſte der Nerven des Herzens. Uebrigens hat man gefunden, daß unter allen kalten Thieren der Aal, ſo wohl in Anſehung des Herzens, als in Anſehung der Muskeln, am wenigſten reizbar iſt.

Aus

[s] Seite 311.

Aus dieſen Erfahrungen zuſammen erhellet nun, daß nichts in den Körper reizbar iſt, als bloß die Muskelfaſer, die einzig bey der Berührung kurzer zu werden ſich beſtrebet. Ferner erhellet auch, daß die Reizbarkeit in den Werkzeugen des Lebens am größten iſt, und daß das Zwerchfell, wenn die übrigen Muskeln ſchon in Ruhe ſind, noch die völlige Geſchicklichkeit zur Bewegung behält. Wenn dieſes Zwerchfell ſchon abgeſtorben iſt, ſo bleiben die Därme noch reizbar: endlich und zulezt läßt ſich noch die Bewegung des Herzens aufwekken. Aus dieſen Vorzug folget, die Werkzeuge des Lebens ſeyen von denen, die von dem Willen abhängen, darinn unterſchieden, daß ſie reizbarer ſind. Eine leichte Berührung iſt bey denen, welche am meiſten reizbar ſind, hinlänglich, ſie zur Bewegung zu bringen. Bey den trägen Fleiſchfaſern hingegen entſteht keine Bewegung, wo nicht entweder der Willen der Seele, oder ein ſehr ſtarker Reiz darzu kömmt. Denn wenn dergleichen Reiz auf die Werkzeuge des Willens wirkt, ſo werden auch die willkührlichen Muskeln von einer Bewegung hingeriſſen, die man Zukungen nennt.

Es wird aber leicht zu erweiſen ſeyn, daß das Vermögen ein Zuſammenziehen her-

vorzubringen, von allen andern Eigenschaften der Körper weit entfernet ist t. Was die Schnellkraft anbetrift, so findet man sie auch bey einer ausgetrokneten Faser, die doch ihre Reizbarkeit verlohren hat, wie bey einer Seite, die ein reizbarer Darm gewesen ist. Auch ist die Schnellkraft härter Körpern eigen, die Reizbarkeit aber den allerweichesten. Der Vielfuß ist so reizbar, daß dessen Körper auch von dem Lichte gerühret wird, ob er gleich keine Augen hat. Die gallerichten Thiere sind höchst reizbar, ob sie gleich von der Schnellkraft am weitesten entfernet sind. Wilhelm Battie erinnert, daß die Fasern bey erwachsenen Menschen weniger, bey Kindern aber mehr reizbar sind, da sie doch bey jenen mehr Schnellkraft besizen.

Da aber die Muskelfaser aus einer Gällerte, oder aus einem Leim, und aus erdichten Grundtheilen besteht, so fraget sichs, ob die reizbare Kraft in dem Leim, oder ob sie in der Erde ihren Siz habe? Daß sie eher in dem Leim ihren Siz haben möge, ist wahrscheinlich, weil derselbe eine Neigung sich zu verkürzen hat, und wenn man ihn zieht, wieder zurük fährt; die Erde aber nimmt, wenn sie troken,

t Zimmermann in addend. Oeder p. 7.

ken iſt, unter allen Körpern ihre veränderte Lage am wenigſten wieder an, und läßt ſich zerreiben; ihre Elemente bleiben alſo, wenn ſie einmal von einander getrennet worden, von einander geſöndert. Hierzu kömmt noch, daß die jungen Thiere aus mehrerm Leime und aus wenigerer Erde beſtehen; daß aber die jungen Thiere am meiſten reizbar ſind, iſt aus der Geſchwindigkeit des Pulſes offenbar, die bey dem hüpfenden Herzen des Hünchens im Eye am gröſten iſt, ſo daß es 150 mal in der Minute ſchlägt, und bey alten Leuten nur auf 60 kömmt. Man kann beyfügen, daß alle ſehr erdichte und dichte Theile in dem menſchlichen Körper, als Knochen, Zähne und Knorpel von der reizbaren Kraft beraubt ſind: und die reizbare Faſer ſelber, wird bloß durch das auströknen und verfliegen des Leims träg und unbeweglich.

Wie es aber zugehe, daß der Leim, der aus einer todten Gallert entſtanden iſt, in einem lebenden Thiere reizbar wird, iſt noch zu unterſuchen übrig.

Robert Whytt ſagt mit des Stahls Anhängern, die Seele trage das ihrige dazu bey, ſie empfinde etwas beſchwerliches, und ziehe die berührte Faſer, um dieſer Beſchwerlichkeit los zu werden, zuſammen. Ob aber dieſe Theorie gleich ſehr

leicht ist, und wir dabey geschwind von der Sache kommen, so scheint sie doch mit den Erfahrungen nicht überein zu stimmen. Und zwar erstlich, so ist die Reizbarkeit von der Empfindlichkeit ihrer ganzen Natur nach unterschieden: und es würde sich anders verhalten, wenn die Reizung von der Empfindung entsprünge. Ja, wenn wir auch dieses vorbey giengen, so würden doch in der Stahlischen Hypothese diejenigen Theile nicht reizbar seyn, die dem Willen der Seele entzogen wären; von dessen Gegentheile wir doch durch die Erfahrungen überzeugt werden. Dann bleibt ja das Thier, wenn es todt ist, noch reizbar, und seine Theile ziehen sich zusammen, wenn sie gereizet werden, auch wenn sie von ihrem Körper getrennt, oder sonst der Empfindung beraubt sind. Nichts ist gemeiner, als daß man bey dem Froschе das Herz schlagen, und die Muskeln reizbar bleiben sieht, wenn auch gleich das Rükmark und der Kopf abgeschnitten sind. Herr Whytt macht zwar die Zeit des Todes mit ziemlicher Scharfsinnigkeit ungewiß u, und glaubt, das Thier habe noch Leben, wenn es auch schon eine lange Zeit todt geschienen hat: er beweiset solches auch aus dem Exempel ertrunkener, und in Ohnmacht liegender Menschen. Da aber ge-

u S. 367. 389. u. f.

gewiß iſt, daß die Seele in dem Kopfe ihren Siz hat, und da dieſelbe, wenn der Kopf abgeſchnitten iſt, keine Herrſchaft mehr auf den übrigen Körper behält, auch wenn die Nerven verſtöret, oder abgeſchnitten werden, keine Empfindung zur Seele gelanget; da ferner die Reizbarkeit dennoch vollkommen bleibt, wenn ſchon der Kopf oder die Nerven abgeſchnitten worden ſind: ſo erhellet aus allem, die Reizbarkeit bleibe, wenn die Seele entweder ihren Siz verlaſſen hat, oder ihre Gemeinſchaft mit dem Körper unterbrochen worden iſt, und die Reizbarkeit hange folglich nicht von der Seele ab. Dieſes iſt ſo offenbar, daß es nicht nöthig iſt, hinzu zuſingen, daß die Reizbarkeit auch ohne eine Empfindung der Seele vorhanden ſeyn könne, wie das Exempel des Herzens beweiſet; und daß ſie durch keinen Willen regieret werde, wie ebenfalls das Exempel von dem Herzen lehret. Eine Empfindung aber, welche nicht empfunden wird, eine Wirkung des Willens, welche ohne Bewußtſeyn geſchicht, und durch keine gegenſeitige Macht des Willens unterbrochen werden kann, und dergleichen allen Begriffen ſo ſehr widerſprechende Dinge, ſind gleichwohl unſre Gegner gezwungen anzunehmen.

Was hindert uns also zu glauben, die Reizbarkeit könne wohl eine Eigenschaft der Muskelfaser seyn, vermöge deren sie sich zusammen zieht, wenn sie berühret und gereizet wird; wovon es aber nicht nöthig ist, eine weitere Ursache anzugeben, eben so, wie keine wahrscheinliche Ursache des Anziehens oder der Schwere bey der Materie angegeben werden kann. Die physikalische Ursache liegt in dem innern Baue verborgen, und wird durch Versuche entdekt, die zwar dieselbe zubezeugen genugsam, zu Erforschung der Ursache in dem Baue aber allzu grob sind.

Die Reizbarkeit wird durch das Vertroknen und durch das Liefern des Fettes, bey einem lebendigen Thiere aber hauptsächlich durch beygebrachten Mohnsaft vernichtet. Ich habe ebenfalls so, wie Abraham Kaau Boerhaave x, gesehen, daß die wurmförmige Bewegung des Magens und der Gedärme durch diesen Saft vernichtet worden ist, so daß auch diese Theile durch kein Reizen wieder in Bewegung haben gebracht werden können. Nur bey einer Kaze habe ich gesehen, daß die wurmförmige Bewegung übrig geblieben ist. Durch eben dieses Gift wird auch

x In impetum faciente Hippocratico.

auch die Zuſammenziehungskraft der Harnblaſe gehemmet. Ja ich habe an einem Froſche, dem ich den Mohnſaft beygebracht hatte, geſehen, daß die wurmförmige Bewegung, die Reizbarkeit der Gedärme, und die Kraft in den Nerven aufgehoben worden iſt, womit ſie ſonſt Zukungen erregen. Whytt ſagt y, die reizbare Kraft des Herzens werde eben auch durch den Mohnſaft vernichtet, ich aber habe dieſen Erfolg nicht geſehen, da kein Thier vom Gebrauche dieſes das Leben, und auch folglich keines die Bewegung des Herzens verlohren hat.

Da übrigens einige berühmte Männer von der ſogenannten Reizbarkeit, als von einer neuen Eigenſchaft des Körpers geſchrieben, und auch mir die Ehre der Erfindung dieſer vorzüglichen Kraft, eines belebten Körpers zu getheilet; andere hingegen behauptet haben, dieſe Meinung, die ſie für falſch halten, ſey nicht einmal neu: ſo wird es nicht undienlich ſeyn, etwas von der Hiſtorie der Reizbarkeit beyzufügen. Es ſind einige dunkele, und hier und da von ſich ſelbſt in die Augen fallende Erfahrungen zu allenzeiten bekannt geweſen, und das zappeln des abgeſchnittenen Fleiſches iſt auch dem Virgil nicht unbekannt geblieben. Daß aber die alten jemals

y Seite 371. 372.

jemals Verſuche gemacht haben, das Fleiſch zu reizen, und eine Bewegung hervor zubringen, finde ich nirgendswo. Franz Gliſſon z, der Erfinder der Lebenskraft, welche in den Elementen der Körper wohnet, hat, ſo viel ich weiß, das Wort Irritabilitas ausgedacht. Dieſe Kraft ſoll aus der natürlichen Perception entſpringen, ohne Empfindung ſeyn, und zu dem Vermögen des Archäus gehören a, der den Körper ſelbſt zubereite: wiewohl Gliſſon auch eine andere Reizbarkeit annimmt, die von der äuſſerlichen Empfindung, und eine andere, die von dem inneren Appetite entſteht b, u. ſ. f. Er hat auch Erfahrungen angeführet, um daraus zu zeigen, daß die von der Reizbarkeit herrührende Bewegung ohne Empfindung entſpringe, und daß das Fleiſch todter Körper ſich bey der Berührung ſcharfer und ſtechender Feuchtigkeiten zuſammen ziehe, daß ferner die natürliche Perception und die Reizbarkeit, auch in den Knochen und Säften des Menſchen wohne c. Er hat ſelbſt die Grade der Reizbarkeit beſtimmt, und die allzu groſſe, und

a De ventriculo & inteſtin.

z N. 11.

b N. 6.

c C. 8. n. 1.

und die kiglichte nicht überſehen, die Boerhaave oft erwähnet d.

Lorenz Bellini e hat zwar von dem natürlichen Zuſammenziehen (de contractione naturali) geſchrieben und gezeiget, daß aus dieſem Zuſammenziehen die verborgene Schärfe, oder eine iedwede Flüßigkeit, zur Oberfläche der Faſern, und endlich vollends hinausgetrieben werden könne, welches alles er auch mechaniſch erkläret. Daher lehret er auch, durch das Reizen ziehen ſich die Muskeln zuſammen, die Bewegung des Blutes werde beſchleuniget, die Entzündung entſtehe, und ſelbſt die Ableitung (Revulſio) und die Ausführung komme von dieſer zuſammenziehenden Kraft. Er hat aber keine Erfahrungen angeführt, die uns von dieſer Kraft überführen können.

George Baglivi f iſt der Sache näher gekommen, und hat auch Erfahrungen angeſtellet. Er hat die Theilchen eines zerſchnittenen Herzens ohne einige Beyhülfe der Nerven zittern, auch welſelsweiſe ſich zuſammen ziehen, und nachlaſſen geſehen g: ferner hat er

d Eben daſelbſt, n. 6.

e Beſ. unter ſeinen opuſc. de ſtimulis und in Tract de Sanguin. miſſione.

f De fibra motrice & morboſa.

g Seite 7.

er gefunden, daß sich jedwede Muskelfaser zusammen zieht, wenn sie zerschnitten wird, und daß dieses geschieht, ohne daß die Seele oder die Empfindung etwas dazu beytrage h.

Von dieser Zeit an hat die Stahlische Secte viel von dem Tone gesprochen, welcher zwar ein natürliches Zusammenziehrn der Fasern ist, das sie aber auch der Seele zugeschrieben, aber durch keine Erfahrung bewiesen hat, so wie diese Secte der Anatomie überhaupt niemals zugethan gewesen ist.

Boerhaave hat zwar bey der Bewegung des Herzens eine Reizkraft, und eine verborgene Neigung zur Bewegung angenommen, die auch in dem Stüken des Herzens übrig bleibe i. Da er aber gleichwohl alle Kraft der Muskeln von den Nerven herleitet, so hat er nicht genugsam eingesehen, daß die Ursache der Bewegung in dem Muskel selber size, und daß zwar der Nerve den Willen der Seele dahin leite k, und die Zusammenziehungskraft nach ihrem Befehle belebe, daß aber doch der Nerve nicht die Ursache der Reizbarkeit sey: da offenbar die kleinsten Ju-

h S. 12.

i Institut. rei med. n. 187.

k Eben daselbst n. 402.

ſeeten reizbar ſind, wenn ſie auch nicht einmal einen Kopf haben.

Johann Woodward hat in dem Supplement, das nach ſeinem Tode von D. Holloway herausgeben worden iſt, Erfahrungen von der Reizbarkeit angeführt, die nach dem Tode übrig bleibt, welche nicht zu verachten ſind. Alexander Stuart n, hat viel nüzliches erinnert, und beſtätiget, daß die Faſer reizbar bleibt, wenn ſie gleich von den Nerven abgeſondert worden iſt.

Ich habe mancherley, welches zu dieſer Sache gehört, hin und wieder, aber keine beſondere Abhandlung geleſen, bis ich in den Commentariis Boerhaavianis o dieſe Worte im Jahr 1740. geſchrieben habe.

Alſo wird das Herz von einer Urſache beweget, die weder vom Gehirne, noch von den Schlagadern herrühret, die unbekannt iſt, und in dem Baue des Herzens ſelbſt verborgen liegt. Ich habe mich nämlich durch die Natur der Sache ſelbſt gezwungen geſehen, von meinem Lehrer abzugehen. Hierauf habe ich nach drey Jahren wiederum erinnert, daß in der That jedwede thieriſche

n De mot. muſcul. p. 13.

o Ad n. 178. inſtit. rei med. not. i.

Muskelfaser, wenn sie gereizet wird, sich zusammen ziehe, und daß sie hierdurch hauptsächlich von der Faser einer Pflanze unterschieden sey p; ich füge hinzu, es rühre von einer fortdaurenden Reizung her, daß die Werkzeuge des Lebens zu wirken fortfahren, wenn die Werkzeuge der Seele ruhen. In meinem kurzen Begriffe der Physiologie aber q habe ich die Bewegung des Herzens der Kraft des Reizes zugeschrieben; und in einer andern Ausgabe habe ich die reizbare Kraft der Muskelfasern umständlicher bestätigt, nachdem ich meine Erfahrungen angestellt hatte r; ich habe auch gelehret, daß die Reizbarkeit ohne Nerven sich erhält, und von allen anderen Eigenschaften des Körpers unterschieden ist. Wer dieses leztere nicht annehmen will, der mag mir zeigen, von welcher Eigenschaft des Körpers die Reizbarkeit abhange. Endlich habe ich wegen dieser Sache unzählige Erfahrungen an lebendigen Thieren angestellet, und die Schlüsse daraus hergeleitet, die ich Ihnen vortrage.

Es

p. p. 586. Tom. IV. a 1743.

q N. 408. p. 252.

r A. 1747. n. 113. p. 51.

Es iſt mir ſehr angenehm geweſen, daß faſt zu eben der Zeit Johann de Gorter s, und der berühmte Herr Friedrich Winter t, in ſeiner Rede de certitudine in medicinâ practicâ, von dieſer Sache gehandelt, und insbeſondere alle Bewegung in dem menſchlichen Körper einer reizenden Kraft, und einer reizbaren Natur der Faſern zugeſchrieben haben. Dieſen Männern haben hier und da verſchiedene nachgefolget. Viele Erfahrungen hat der Neve des groſſen Boerhaave, Abrahamm Kaavt u angeſtellet: die aber faſt einen andern Zwek haben, als den unſrigen.

Neulich hat Herr Robert Whytt x von der reizenden Kraft, als der Urſache aller Bewegung in dem menſchlichen Körper, geſchrieben; jedoch auf ſolche Art, daß die Seele dieſe Reizung empfinde, und ſich durch ein erregtes Zuſammenziehen von der beſchwerlichen Empfindung zu befreyen ſuche. Er hat auch einige Erfahrungen an ſterbenden Thieren angeſtellet: die theils zur Be-

s In exercit. de motu vitali.

t Franeker 1746. fol.

u De impetum faciente Hipp.

x Of vital motions Edinburgh 1751. 8.

ſtätiguna ſeiner Meinung dienen, davon e-
nige wieder die unſerigen ſtreiten.

Den wahren Weg dieſes vorzügliche Vermögen des Körpers ins Licht zu ſezen, ſind zwey von unſern Zuhörern, Johann Gevrge Zimmermann und George Chriſtian Oeder gegangen. Beyde haben dieſes Vermögen der Faſer, aus Erfahrungen, ohne eine unnüze Theorie, aus einander zu ſezen geſucht.

De la Metrie x hat das neue Vermögen des thieriſchen Körpers zum Grunde des Lehrgebäudes gelegt, wodurch er die Immaterialität der Seele zu vernichten geſucht, und ſich ſelber die Erfindung des Vermögens zugeſchrieben hat, welches ſeiner Meynung nach Stahlen und Boerhaaven unbekannt geweſen iſt; er führt aber keine Erfahrungen bey ſeiner Erfindung an. Er hat, wie man mich genau berichtet, diejenigen Erfahrungen, die ſeiner gottloſen Meynung einigen Schein geben, und von unſern Erfahrungen wiederlegt werden, von einem Helvetier gehabt, der kein Bekannter, auch kein Schüler von mir, und auch kein Arzt iſt, meine Schriften aber geleſen, und wo mir

x L'homme machine n. 18. 22.

mir recht iſt, einiges von dem berühmten Herrn B. S. Albinus bekommen hatte.

Aber des unglüklichen de la Metrie Meinung wird durch meine Verſuche wiederlegt: denn wenn die Reizbarkeit in den Theilen übrig bleibt, die von dem Leibe getrennt, und der Herrſchaft der Seele nicht mehr unterworfen ſind; wenn ſie ſich allenthalben in der Muskelfaſer befindet, auch der Beyhülfe der Nerven nicht bedarf, die gleichſam die Bedienten der Seele ſind: ſo iſt die Seele von dem Bezirke der Reizbarkeit ſehr unterſchieden, und die Reizbarkeit kömmt auch nicht von der Seele her; folglich iſt es auch nicht die Seele, was wir in dem Körper die Reizbarkeit nennen.

Nachtrag.

In den zwanzig Jahren, die ſeit dieſer Vorleſung verſtrichen ſind, hat man in ganz Europa überaus viele Schriften auf beyden Seiten über dieſe meine Lehren gewechſelt. Insbeſondere haben zahlreiche Männer die Unempfindlichkeit der Häute und Sehnen angegriffen, und noch mehrere vertheidigt. Der Unterſcheid iſt mehrentheils darinn beſtanden, daß für die Unempfindlichkeit Ver-

ſuche, und wieder dieſelbe Schlüſſe angebracht worden ſind. Nunmehr ſcheint der Streit mehrentheils beygelegt zu ſeyn. In Engelland, ſelbſt in der Edinburgiſchen Schule, iſt die geringe Empfindung der Theile, worüber geſtritten wurde, durchgehends angenommen. Nur ſchränken einige Aerzte dieſe Unempfindlichkeit auf den Stand der Geſundheit ein. In Italien haben die beſten Köpfe, Fontana und Caldani, die Halleriſchen Verſuche beſtätigt und erläutert, und es ſcheint niemand mehr ſich dawieder zu bewegen. In Frankreich haben die Wundärzte am erſten die neuen Wahrheiten erkannt, weil ſie am meiſten Gelegenheit haben, auf den entblößten Theilen beſtimmte Verſuche zu machen; noch neulich haben Hoin und Arthaud die Fühlloſigkeit der Sehnen durch ihre Erfahrungen beſtätigt. In Deutſchland hat man wenigere Verſuche gemacht, als anderswo, und ſich weniger über die veränderten Eigenſchaften der Häute erklärt. Doch lenken ſich die neuern Schriftſteller auf eben die Seite, und noch ganz kürzlich hat der ſehr viel gutes verſprechende Herr Profeſſor Lobſtein bey dem ſorgfältigſten Nachſuchen, keinen Nerven in der diken Hirnhaut gefunden. Selbſt Herr de Haen hat die Waffen abgelegt, und ſich mit dem Verfaſſer obi-

ger Vorleſungen verſöhnt. Vermuthlich wird der noch übrige Wiederſpruch den Erfahrungen weichen, die man am Menſchen ſelber an den Sehnen und an der Hirnhaut zu machen Gelegenheit finden wird.

III.

Authentiſche Acten

über

das neuerrichtete

Wayſenhaus in Bern.

Vom Jahr 1755 bis 1757.

Aus den Zürchiſchen Sammlungen des Jahres 1757.

III.

Authentiſche Acten
über das neuerrichtete
Wayſenhaus in Bern.

Vom Jahr 1755 bis 1757.

Aus den Zürchiſchen Sammlungen des Jahres 1757. a

Anſtalten, die Jugend überhaupt, insbeſondere aber arme verlaſſene Wayſen in ihrer zarten Kindheit durch beygebrachte Grundſäze der Religion und Tugend, durch Erlernung nothwendiger Künſte oder nüzlicher Wiſſenſchaften, zu vernünftigen Menſchen

a Man ſieht leicht, daß dieſes alles von einer fremden Feder iſt. Nur die zu Bern eingegebenen Schriften, und die Einrichtung des Hauſes, ſind vom Herrn von Haller.

schen, zu Christen, und rechtschaffenen Gliedern des Staats und der Kirche zu bilden, sind ein sehr preißwürdiges Werk der Menschenliebe, und eine wahre Ehre der Religion. Unsere Zeiten werden auch bey den spätesten Nachkommen den Ruhm behaupten, daß an vielen Orten solche rühmliche Anstalten glüklich ausgeführet worden sind b. Das neueste Beyspiel hievon giebt uns der hohe Stand Bern, vermittelst dessen weiser Direction und großmüthiger Beyhülfe solche Anstalten, zu einer Pflanzschule gemachet, und jezt wirklich ausgeführet worden sind, die in der Folge so gewiß die erfreulichsten Früchte hoffen lassen, so gewiß unser Gott, der Vater der Wittwen und Waysen, die Herzen wahrer Patrioten und frommer Christen, zu thätiger Liebe mildreichen Beysteuren geleitet hat.

Ich habe das Vergnügen, meinen Lesern die Authentischen Acten dieses gesegneten Unternehmens hiermit vorzulegen, nicht ohne Hofnung, es werden hierdurch auch an andern

b Sehet M. Christoff. Hamanns, Superintendenten zu Glaucha, Sammlung alter und neuer Nachrichten von Armenschulen und Waysenhäuseren, davon das erste Stük im Jahr 1755. herausgekommen ist.

dern Orten Hohe und Niedere gereizt werden, einem so tugendhaften und rührenden Beyspiele, durch standhafte Besiegung aller Hindernisse rühmlich zu folgen, und die Glükseligkeit ihrer Mitbürger, mit welcher ihre eigene auf das engeste verbunden ist, auch auf diese Weise zu befördern zu suchen.

Die Geschichte des Bernischen Waysenhauses wird am gewissesten aus diesen Acten erlernet. Nur muß ich noch die Patriotischen * Männern nennen, unter deren iezigen Direction diese Anstalten stehen, selbige sind:

Präses.

Herr Albrecht von Mülinen, Alt-Landvogt von Sumiswald; ist seitdem mit Tod abgegangen.

As-

* Vor dem waren auch folgende Herren bey dem Directorio:

Herr Siegmund Willading, Alt-Schultheiß von Büren, izt des täglichen Raths, Venner, und deutscher Seckelmeister.

Herr Johann Anthon Herbort, Alt-Landvogt von Morse, der dieses Unternehmen im grossen Rathe zu erst auf die Bahn gebracht, und izt nach seinem Absterben durch eine beträchtliche Vermächtniß unterstüzet hat.

Aſſeſſores.

Herr Anthonius Rodt, Alt-Salzdirector von Roche.

Herr Samuel Engel, Alt-Landvogt von Aarburg.

Herr Johann Rudolff Sinner, Alt-Landvogt von Saanen.

Herr Albrecht von Haller, Alt-Rathhaus Amtmann, von dem die meiſten der gegenwärtigen Aufſäze verfertiget worden ſind.

Herr Gabriel May, Alt-Landmaior, iſt zu groſſem Leide der Wohlgeſinnten frühzeitig geſtorben.

Herr Samuel Grimer, Stiftſchafner zu Zofingen.

Secretarius.

Herr Rudolff Stettler, Landvogt zu Friniſperg.

Wayſenvater.

Herr Emanuel Baumgmann, jezt J. Rudolff Weiß, V. D. M.

A.

Gutachten der HHerren Committierten an die Gnädigen Herren des kleinen und groſſen Raths: Ob ein neues Wayſenhaus in Bern anzulegen, und auf welche Weiſe daſſelbige einzurichten? Im Merzmonat des Jahrs 1755.

Hochwohlgebohrne

Gnädige Herren und Obere!

Hochdieſelben haben geruhet, unter dem 28. Februar des laufenden Jahrs, Mhhrn. den Committierten zu befehlen, was in Anſehung einer Pflanzſchule, zu gutem hieſiger Bürgerskinder zu thun, und Euern Gnaden allenfalls anzurathen ſey? Dieſem Befehle zur unterthänigſten Folge hat die von Mnghrn und Obern niedergeſezte Commiſſion ſich verſchiedentlich verſamlet, und nach ihrer zum allgemeinen Beſten auffſichhabender Pflicht zuerſt über die Frage: Ob eine ſolche Pflanzſchule anzulegen rathſam, und hernach: wie dieſelbe einzurichten ſey, ſich gemeinſchaftlich verabredet. Die erſte Fra-

ge,

ge, ob eine ſolche Pflanzſchule anzurahten, und ob eine Anſtalt von dieſer Art, dem Beſten unſrer Stadt und Bürgerſchaft angemeſſen ſey? beantwortet die Commiſſion mit einem einmüthigen Ja! aus folgenden Gründen.

Es erwekt gleich eine Vermuthung, daß eine gemeinſchaftliche Auferziehung der Jugend, unter einer guten Aufſicht, etwas nüzliches ſey, weil ſeit hundert Jahren, und am meiſten noch in dieſen leztern Zeiten, unter allen geſitteten Völkern, Proteſtantiſchen und Catholiſchen Glaubens, dergleichen Seminaria in groſſer Zahl aufgerichtet worden, und verſchiedene unter denſelben zu einem ungemeinen Grade der Vollkommenheit erwachſen ſind; denn eine Anſtalt, die bey freyen und bey monarchiſchen Regierungen, bey beyden Religionen, bey Völkern, die an Sitten und Abſichten ſonſt verſchieden ſind, dennoch aller Orten, und mit einem allgemeinen Beyfall tugendhafter Leute, und weiſer Regenten eingeführt wird, die muß ohnfehlbar etwas weſentlich gutes an ſich haben, deſſen Würkung bey allen Formen der Regierung für heilſam und gemeinnüzig angeſehen wird. Es iſt auch Mihhrn den Committirten, in dieſen ſonſt ſo critiſchen Zeiten, da man alles ſo frey beurtheilet, noch kein ein-

einziger Schriftſteller zu Handen gekommen, der ſeinen Beyfall dergleichen Anſtalten verſagt, oder nicht eingeſehen hätte, wie weit ſich die guten Früchte derſelben auf eine ganze Nation erſtreken können; ſo wie anderſeits kein Monarch und kein freyer Staat von einigem Anſehen Mühhrn bekannt iſt, der dergleichen Pflanzſchulen nicht mit allem Eifer, und oft mit nicht geringem Aufwande aufzurichten, ſich beſtrebet habe.

Weil man aber billig nicht mit Exempeln, ſondern mit Gründen die Nuzbarkeit des vorgeſchlagenen Wayſenhauſes erweiſen ſoll, ſo muß man zeigen, was daſſelbe überhaupt in allen Staaten gutes an ſich habe, und was für beſonders heilſame Würkungen, es der Stadt Bern vorzüglich verſpreche.

Die Glükſeligkeit aller Staaten beruhet ohne Ausnahme auf der Menge Arbeitſamer Einwohner, und wo die Pflichten des Chriſtenthums in Betrachtung kommen, ſo wird zu dieſer Glükſeligkeit des Staats noch erfordert, daß die Einwohner tugendhaft, und auf dem Wege zu einer eben ſo glüklichen Ewigkeit ſeyen.

Die Menſchen werden ohngefehr alle mit einem gleichen Verderbniß, und mit

einem gleichen Hange zu den Laſtern, und zumal zum Müſſiggange gebohren. Sich ſelbſt überlaſſen, übergeben ſie ſich alle der angebohrnen Luſt zu einem unthätigen Leben, deſſen Triebfeder keine andere, als die Erfüllung der natürlichen Begierden iſt. Aus dieſem Müſſiggange ſie zu reiſſen, und zu einem arbeitſamen Leben anzuſtrengen, iſt das einzige Mittel, die Menſchen in den jungen Jahren zur Auferziehung aufzunehmen, in welchen die Macht der Vorgeſezten ohnumſchränkt über ſie herrſchet, und in welchen die Leidenſchaften den Räthen und Befehlen ſich noch nicht wiederſezen. Erwachſene, mit eingewurzelten Laſtern, und einem ſchon angewöhnten Müſſiggange, zum guten zu ziehen, iſt ſelten möglich; aber die Kinder laſſen ſich durch den Unterricht, das Exempel, und den vernünftig angewandten Zwang faſt zu allem bizgen, was man von Ihnen verlangt.

Erziehet man die armen Kinder beſonders in den Häuſern der Bürger oder Bauren, ſo entſteht eine Menge von Unbequemlichkeiten. Es iſt ſchwer zu hundert Kindern hundert ämſige und aufmerkſame Koſtherren zu finden. Es iſt ſchwer, daß die Obrigkeit auf ſo viele Kinder, in ſo vielen Häuſern, ein wachſames Auge haben könne. Es

iſt

iſt koſtbarer bey vielen Leuten die Kinder anzubringen, da ein jeder ſeinen Gewinn an ihrer Nahrung ſucht; da hingegen ein Waysenhaus von den Koſtkindern, ohne einigen Ueberſchuß, blos die Erſtattung der unvermeidlichen Koſten erfodert.

Man kann endlich zu allem dem, was die Menſchen mit Nuzen lernen, und zur nothwendigen Bildung der Gemüther, leichter einen Lehrmeiſter für viele beyſammenwohnende, als für viele zerſtreute Kinder anſtellen. Die Zerſtreuten kann der Aufſeher wenige Stunden, und die beyeinander wohnenden beſtändig unter Augen haben.

Kann man ferner die Kinder bis in das Alter beyſammen behalten, in welchem ſie ohnedem bey der Erlernung einer nöthigen Kunſt, in die beſondere Aufſicht eines Meiſters übergehen, ſo hat man Zeit, ſie zur Religion, zum Gehorſame, zur Arbeitſamkeit, zur Beſcheidenheit der Sitten, zur Ordnung anzuführen, und alle dieſe Tugenden können in einer zehnjährigen Aufſicht zur andern Natur werden. Wann hingegen die Kinder bey ſchlechten Leuten, und bey den böſen Exempeln ihrer Koſtherren, bis ins ſechszehnde Jahr im Müſſiggange, im Straſſenlaufen, in der Unordnung, in der Untugend, in die Höhe gewachſen ſind, ſo ſind

die Wurzeln der Laſter ſo tief in ihre Natur durchgedrungen, daß kein allzuſpäter Zwang ſie mehr auszurotten vermögend iſt.

Vergebens würde man einen Einwurff von den wenigen Menſchen herleiten, die ohne Aufſicht, durch ihre eigenen angebohrnen guten Eigenſchaften, ſich zum Glüke, und zur Tugend aufgeſchwungen haben. Dieſe Heldengemüther ſind ſelten, und es iſt unläugbar, daß unter der Menge, allemal ein wohlgezogner Menſch eher gut gerathen wird, als ein andrer, der in den erſten Jahren ſich ſelber überlaſſen worden iſt.

Eben ſo unbillig würde es ſeyn, wenn man uns die Laſter derjenigen entgegen ſezen wollte, die nach einer genauen Auferziehung, endlich in die Freyheit gekommen, und in derſelben zu ſchädlichen und unbrauchbaren Leuten verwildert ſind. Dieſe Beyſpiele ſind theils durch die allzugroſſe Strenge zu erklären, mit welcher man den Knaben alle Zucht verhaßt, und alle Lüſte reizender gemacht hat; und theils gehören ſie, zum Mangel der Aufſicht auf die nunmehr befreyte Jugend, die in Mrhhrn Abſichten nicht gänzlich aufhören wird.

Auch iſt nicht zu beſorgen, daß eine eingezogene Lebensart den Kindern ſchädlich ſey.

ſey, und ihre Kräfte ſchwächen werde. Die elendeſten Leute erwachſen in den Häuſern, wo der Mangel und die Liebloſigkeit der Eltern die gehörige Wartung, und die unentbehrliche Reinlichkeit, den Kindern verſagt hat: und hingegen zieht Engelland aus ſeinen zahlreichen Kinderhoſpitälern jährlich eine Menge geſunder Matroſen zu einem Beruf, der, vielleicht unter allen menſchlichen Umſtänden, der härteſte iſt, und die daurhafteſten Kräfte erfordert. Wenn man die Kinder ſauber hält, genugſam aber nicht überflüßig, und nicht zärtlich nährt, nothdürftig kleidet, und in gewiſſen Stunden ſich üben und bewegen läßt, ſo iſt alles gethan, was man zur Bewahrung der Geſundheit gutes thun kann.

Es bleibt übrig zu zeigen, wie ſehr ſich eine Pflanzſchule, insbeſondere zu der Stadt Bern, und zur Auferziehung der jungen Bürgerſchaft ſchike. Die Republik übertrift an Mildigkeit gegen die Armen vermuthlich alle Fürſten in der Welt. Sie reicht auf tauſend Arten in Hoſpitälern, an Mushäſen c, im Directorio d, und auf andre Weiſe,

c Wöchentliche Gutthaten für arme Schüler.

d Das die Obrigkeitlichen Gutthaten in die Zünfte und durch das Land vertheilt.

eine erſtaunliche Summe alle Jahre den Nothdürftigen dar, und die Geſellſchaften e thun auf ihrer Seite ſehr vieles zur Auferziehung armer Kinder und Wayſen. Die Summen, die aus beyden Quellen flieſſen, weiß man nicht wohl zu beſtimmen, ſie ſind aber gröſſer, als man ſie ſich vorſtellen kann. Und dennoch bleibt bey Euerer Gnaden preiswürdiger Freygebigkeit, und bey den andern Beyhülfen der Geſellſchaften, das Uebel, daß gar viele Kinder zu preſthaften und unbrauchbaren Perſonen werden; daß noch mehrere, wenn man ſie auf Handwerke austhut, dennoch dieſelben ſchlecht erlernen, und unfleißig üben, und daß bey dieſen Mängeln die Bürgerſchaft einen Zweig der Nahrung nach dem andern verlieret, ſie an Fremde, groſſentheils durch ihren eigenen Fehler, überlaſſen muß, an Anzahl, Sitten und Reichthum abnimmt, und anſtatt eine ehrliche Nahrung durch ihre eigene Arbeit zu erwerben, in den ſchimpflichen Stand geräth, mit allerley Arten von Betteln, ein müßiges Brodt zu erlangen. Dieſes Uebel wird durch die ſchlechte Auferziehung ihrer Kinder, in die folgenden Geſchlechter fortgepflanzet, und wäch-

* In welche die Bürgerſchaft eingetheilt iſt, und welche ihre Armen aus ihren Mitteln auferziehn und erhalten.

wächſt alle Tage, wie überhaupt das Laſter anſteckender und erblicher als die Tugend iſt.

Wenn man die Urſachen dieſes erſchrecklichen, und der Hauptſtadt Grundveſte, mit den Gemüthern der Bürger, untergrabenden Uebels unterſuchet, ſo ſind ſie unſchwer auszufinden. Der patriciſche Hochmuth, die Einbildung zur Regierung gebohren zu ſeyn, die Gemächlichkeit, ohne wahre Arbeit, allerley Beyſteuren zum Lebensunterhalte zu erhalten, ſind allerdings die Urſachen dieſes Verderbens: und dennoch iſt es unſchwer zu zeigen, daß die ſchlechte Auferziehung die vornehmſte dieſer ſchädlichen Wurzeln iſt, und daß mit der Ausrottung derſelben, die meiſten andern zugleich ausgeriſſen werden.

Erziehet der unfleißige und in Abgang gerathene Bürger, ſeine Kinder ſelbſt, mit Beyhülfe der Geſellſchaften und des Directorii, ſo ſehen ſie bey Ihm das ſchädliche Exempel der Unordnung und des Müßiggangs. Untüchtig ſich ſelber zu beſſern, und unwillig mit ſeiner Arbeit ſich zu nähren, iſt er unfähig, ſeinen Kindern beſſere Grundſätze einzuprägen. Ihr Gemüth verwildert, und ihr Leib ſelbſt gehet bey einem ſeinen eigenen Lüſten alle ſeine Mittel aufopferenden Vater,

bey schlechter Nahrung, und bey abgehender Wartung, nach und nach zu Grunde.

Werden die Kinder von den Gesellschaften ausgethan und verdungen, so ist es fast nicht möglich, daß bey der Menge dieser Kinder alle an gute Oerter kommen. Viele werden auf dem Land erzogen, eine Anstalt, die dem Leibe noch ziemlich zuträglich, dem Gemüthe aber bey einem Bürger allerdings schädlich ist; da dessen Geschäfte und Gesinnung allemal etwas angesehener und gesitteter, als bey einem Bauren seyn sollten. Stehen sie aber in der Stadt, und sind ihre Pflegväter und Pflegmütter nicht selber arbeitsam und gewissenhaft, so leiden die jungen Bürger eben die Mängel, die den Kindern untüchtiger Eltern so nachtheilig sind: und diese Mängel sind noch gröser, weil doch ein Mietling nicht die natürliche Liebe bey der mühsamen Auferziehung eines Kindes empfindet, die bey den wahren Eltern, auch bey vielen Fehlern, übrig bleibt. Allemal aber mangelt es den Kindern an genugsamer Aufsicht: es ist den wenigen Bedienten der meisten Gesellschaften, wie dem Allmosner und Sekelmeister, unmöglich auf die zahlreichen und zerstreuten Kinder, ein aufmerksames Auge alle Tage zu werfen. Nur wenige dieser Bedienten werden sich

rüh-

rühmen können, daß ſie alle Wochen ein jedes der Kindern einmal ſehen, die von der Geſellſchaft erzogen werden. Nichts iſt nun der Natur der Dinge gemäßer, als daß Kinder, die ohne genugſame Aufſicht, und gar oft bey wenig tüchtigen Leuten erzogen werden, den Hang zur Freyheit, zum Straſſenlaufen, zu unnüzen Zeitvertreiben, zum Müßiggange, zur niedrigen Liebe geringer Lüſte, in den beſten Jahren fortſezen, die ſie von der Kindheit auf eingeſogen haben. Sie haben die edlen Geſinnungen der Tugend, der Arbeitſamkeit, den Trieb andere zu übertreffen nie gehört, auch nie empfunden, und alſo werden ſie bey ihren verſchiedenen Handwerken, was ihre Eltern, was ihre Pflegväter geweſen ſind, eben ſo unfleißig, ſo wohllüſtig, ſo ungeſchikt.

Wie gegründet hingegen die Hofnung ſey, daß durch eine Pflanzſchule dieſen Uebeln groſſentheils abgeholfen werden könne, wird aus dieſen Säzen erhellen.

Die Aufſicht, die bey allen den Gutthaten nicht hat ſeyn können, womit die Armen hier ſonſt ſo reichlich überſchüttet werden, wird nunmehr vorhanden ſeyn. Sobald als nur der vornehmſte Aufſeher der Wayſen ſelbſt wohl geſittet, ſelbſt tugendhaft und ordentlich iſt, ſo werden ſich dieſe guten Eigenſchaften auf

alle Untergebene ausbreiten. Er wird ſie beſtändig unter ſeinen Augen haben, keine von ihren Unarten wird verborgen und ungeſtraft bleiben, ſeine Räthe, ſeine Ermahnungen, werden nach und nach die noch reinen Gemüther, mit dem heilſamen Saamen künftiger Tugenden anfüllen. Ihre Pflichten werden ihnen durch das Anſehen des Aufſehers zur Nothwendigkeit, durch dieſe zur Uebung, und endlich zur Natur. Denn nichts iſt ſo ſchwer, das der Menſch nicht annehme, wenn er es lange wiederholen muß. Die Belohnung, das Lob, wird dieſe Pflichten angenehm machen.

Nachdem die Kinder der erſten Verderbniß entronnen, und ihr eigenes Vermögen fühlen, etwas rühmliches zu leiſten, ſo wird eben dieſes angenehme Gefühl ſie mit einem Vertrauen zu ſich ſelber, und mit der lobenswürdigen Begierde anfüllen, in ihrem Stande oder Berufe vollkommen zu werden. Keine ſchlimme Beyſpiele werden ihre Augen und ihre zarten Gemüther beflecken, und alles ſie zur Erfüllung ihrer Pflichten aufmuntern. Die eifrige Aufſicht der Directoren wird nicht zulaſſen, daß eine Nachläßigkeit in der Einrichtung, und in der Auferziehung einreiſſe; ihr Auge, ihr Lob, ihre Beſtrafung, werden das Gute beſſer machen, und

das

das Böſe verbannen. Die Wayſen werden in die Werkſtätte ihrer künftigen Meiſter, und zu allen den Anführern ihrer erwachſenen Jugend, die Gewohnheit zur Arbeit, zur Beſcheidenheit, zur Ordnung mitbringen, die Ihnen die Auferziehung natürlich gemacht hat.

Selbſt auf den Leib der jungen Pflanzen wird ſich die gute Würkung der Auferziehung erſtreken. Die gute Nahrung, die Reinlichkeit, die wohleingerichtete Kleidung, die Uebung, wird ſie geſund und dauerhaft machen, und weder die Verzärtlung auf einer Seite, noch der Mangel und die üblen Begegnungen auf der andren, werden eine unbrauchbare Blödigkeit, oder eine elende Verſchwindung in ihre Glieder bringen.

Daß alle dieſe Hofnungen möglich ſeyen, beſtärket theils die Erfahrung anderer Länder, und theils die Unausbleiblichkeit der Würkung, die aus der Aufſicht, dem Exempel, der Strafe und der Nothwendigkeit fließen muß.

Sollte man einwenden, die Stelle eines Aufſehers werde bald zu einer bloſſen Prebende werden, und auf untüchtige Leute fallen: ſo haben Mnhhrn die Committierten erſtlich das unfehlbare Zutrauen zu den ge-

gegenwärtigen und zukünftigen Regenten der Republik, daß ſie unter der Bürgerſchaft doch einen ordentlichen und geſitteten Mann ausfinden, und hierbey nicht unglüklicher, als bey den Krankenhäuſern ſeyn werden, deren Auſſehern ein verdientes Lob überhaupt ertheilet wird.

Zu dem iſt die gröſte Schwierigkeit allemal im Anfange: und dieſe muß der Eifer der erſten Beförderer einer Anſtalt überwinden. Wenn die Einrichtung einmal gemacht, die Ordnung eingeführt iſt, und die Geſeze durch die Uebung kricht geworden ſind, ſo kann auch eine mittelmäßige Fähigkeit eines Auſſehers genugſam ſeyn, das einmal ſchon gehende Rad im Lauſe zuerhalten. Das Halliſche große Wayſenhaus hat auch keinen Franken mehr, und bleibt und blühet bey den geringern Gaben ſeiner Nachfolger.

Es werden endlich die Verfaſſer dieſes Gutachtens, wenn daſſelbe eine gnädige Willfahrung bey Euern Gnaden bewürken ſollte, ihre künftigen Untergebenen nicht, wie ſonſt wohl auſſer Lands geſchehit, bey ihrem Austritte aus dem Wayſenhauſe aus den Augen laſſen. Da ſie alle Berniſche Bürger ſind, und in ihrer Vaterſtadt einen gemeinen Mittelpunkt haben werden, ſo kann man bey den Lehrmeiſtern, die bey ihren mehrern Jahren

ſie

ſie anführen ſollen, und ſelbſt auſſer des Lands, nach der Verſchiedenheit ihrer Berüfſe, mit würklicher Aufſicht, mit Ermahnungen, mit Empfehlungen, mit der Gewährung und der Entziehung fernerer Gutthaten, die Aufmerkſamkeit ſo lang fortſezen, bis die jungen Leute im Guten geſtärkt, und dem Vaterlande zu dienen fähig ſind.

Die Möglichkeit ſeine Kinder im Wayſenhauſe anzubringen, wird endlich die Väter nicht ſorglos machen; vielmehr nähren bey der jezigen Einrichtung die Gutthaten, die ſie in der Rükſicht auf ihre Kinder genieſſen, der Väter Neigung zum Müßiggange und die Entziehung dieſer Einkünfte, deren gröſſern Theil ſie auf ſich ſelber wenden, wird Ihnen ein Sporn ſeyn, durch eigene Arbeit ſich zu erhalten.

Und alſo finden Mnhhrn die Committierten keinen Einwurf wieder dieſe Anſtalten übrig, den nicht ſowohl die Erfahrung, als die Vernunft wiederlege.

Das zweyte Stük, ſo Eueren Gnaden beliebt hat, Muhhrn den Committierten zur Unterſuchung aufzutragen, beſtehet in der Frage: Wo und wie das Wayſenhaus aufzurichten ſeyn wolle?

Was

Was erſtlich die Frage über den Ort betrift, ſo muß derſelbe nach der mehrern Meinung der Commiſſion, etwas entlegen und einſam ſeyn, damit nicht die in der Pflanzſchule ſich befindende Jugend von den ungearteten Statt-Knaben entweder verderben, oder aufs wenigſte beunruhiget werde. Ein ſolcher Ort muß angenehm gelegen, er muß geſund, luſtig, einer Vergröſſerung fähig, und eingeſchloſſen ſeyn. Daß er allzuentlegen, und auſſer der Stadt ſey, kann auch nicht wohl angehn, weil nach der einhelligen Meinung, die Schule, und allemal auch die Aufſicht der Directoren, und manche andere Hülfe der Auferziehung, zu weit entfernet ſeyn würden. In Vorſchlagung eines Hauſes, das die erforderlichen Eigenſchaften hätte, legen Minhhrn verſchiedene Gedanken Euere Gnaden vor.

Zwar wollen dieſelben wiederum mit einhelliger Meinung nichts neues bauen, und folglich Euere Gnaden Schazkammer mit keiner neuen Laſt beladen: ſondern einen bequemen Plaz, zur erſten Aufnahme der Wayſenkinder ſich ausſehen, der ſchon gebauet, oder einer Ausdähnung fähig wäre. In dieſem Falle werden verſchiedene Orte vorgeſchlagen, deren Bequem- und Unbequemlichkeiten Euere Gnaden hiemit gebührend vorgeſtellt

ſtellt werden. Der Spital iſt zu einem ſolchen Entzweke Mrhhrn der Committierten Gedanken nach undienlich. Alles erſchrikt, ſobald es nur dieſen Namen hört; wie viel weniger werden die Eltern, ohne den gröſten Wiederwillen, ihre Kinder einem ſolchen Hauſe vertrauen, welches ſie nur für Bettler, Krankne und Wahnwizige gebauet zu ſeyn glauben.

Wollte man ferner einen eigenen Aufſeher über dieſe Kinder beſtellen, ſo wird zu befürchten ſeyn, daß dem Spitalverwalter nach und nach die Oberherrſchaft über dieſen Aufſeher auffallen würde. Dem Spitalverwalter aber ſelber kann man die Sorge für dieſe Kinder um deſto weniger zumuthen, weil er ſchon jezt mit ſo vielen Geſchäften beladen iſt, daß die gehörige Aufmerkſamkeit auf die Wayſen ihm eine allzuſchwere Laſt ſeyn würde.

Ueberdem iſt im Spital eine ziemliche Unreinigkeit unvermeidlich, welcher leicht die Kinder ungeſund machen, oder auf das wenigſte ihnen keinen Anlaß geben würde, ſich der ſo nöthigen Reinlichkeit zu befleißigen. f

Man

f Man übergeht hier einige verworfene, und für einem fremden Leſer unverſtändliche Vorſchläge. Das Wayſenhaus iſt in eine abgelegene aber angenehme Gegend der Stadt, und in einen Garten verlegt worden.

Man hat mit der Meinung verschiedenen Glieder entschlossen, Eueren Gnaden ein schon gebautes Haus von einer Privatperson, auf einige Jahre zu miethen vorzuschlagen, welches aber an einem Ort seyn müßte, wo der Grund wohlfeil, und wo man bey einer zu verhoffenden vergrösserten Anzahl der Waysen, mit wenigen Kösten den Grund ankaufen, bauen, und diesen Bau nach und nach vergrössern könnte. Dergleichen wären einige Gärten hinter den Speichern, oder hinter dem Lavetenhof. An diesen Orten ist der Plaz geräumlich: man kann die nöthigen Gartenkräuter bequem anpflanzen, den Waysen die erforderliche Leibesübung angenehm verschaffen, und sie insbesondere von allen bösen Gesellschaften entfernen; welches alles bey den vorher angerathnen Stellen gänzlich oder zum Theil ermanglet.

Das wichtigste von Euern Gnaden Mahlern der Commißion aufgetragene Stük aber ist zu berathen: Wie die Pflanzschule einzurichten sey? Auf diese Frage ist mit einhelliger Meinung, folgendes anzurathen gut gefunden worden.

1) Die Sache wäre im kleinen anzufangen, wie mit 16 bis 20 Knaben, die von den Gesellschaften, nach dem Verhältniß der Anzahl

zahl ihrer Armen ausgeleſen, in die Pflanzſchule aufgenommen werden ſollten.

2) Obgleich aber der Anfang im kleinen gemacht würde, ſo mußte doch alles ſo eingerichtet ſeyn, daß dieſes Seminarium, wenn es den göttlichen Seegen empfienge, zahlreich und allgemein ſeyn, und für eine gröſſere Anzahl Bürgerkinder eingerichtet werden könnte. Aus eben dieſem Grunde legen Mrhhrn Euern Gnaden gegenwärtigen Plan vor, nicht in der Meinung, daß die Pflanzſchule gleich von Anfang in den entworfenen Stand ſollte geſezet werden, ſondern nur zu zeigen, wie weit man mit der Zeit gelangen könnte.

3) Die Nahrung und die Kleidung könnte gemein, aber dennoch gut und zureichend ſeyn; auch müßte man

4) Dahin ſehen, daß den Kindern die Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung angewohnt und eingepflanzet werde, und hierbey würde man

5) Sich zur Grundregel machen, die Kinder mehr durch Liebe und erwekte Nacheiferung, als mit Streichen, und mit Schärfe zum Guten zu ziehen.

6) Sollten die Wayſen zwar die gewöhnlichen Schulen beſuchen, um von derſel-

bigen guten Einrichtung ihren Nuzen zu ziehen; doch wollte man ſich derſelben nur in ſolang bedienen, als es die Umſtände erlauben, und man nicht andere Anſtalten zu machen, gut findet. g

Nach einer andern Meinung aber, will man lieber die Kinder in ihrer Abſönderung von allen böſen und ungeſitteten Geſellſchaften behalten, und einen eigenen Lehrmeiſter, wie zu Neuenburg, Halle, und anderswo, beſtellen, der unausgeſezt die Augen auf ihnen haben und mit einer nähern Pflicht zu der guten Auferziehung derſelben ſich verbinden würde.

7) Das Alter, in welchem man die Kinder aufnimmt, könnte ohngefehr auf das fünfte, und die Zeit ihres Austrittes aus der Pflanzſchule auf das ſechszehnde Jahr beſtimmt werden, als in welchem Jahre ſie das heilige Abendmahl zu genieſſen im Stande ſind. h

8) Alle Stunden des Tags ſollten wohl abgemeſſen, vorzüglich aber die frühen Stunden mit Nuzbarkeit angewendt werden.

Die

g Bey dieſer Meinung iſt es geblieben, ungeachtet man eigene Lehrmeiſter hält.

h Die Kinder werden angenommen, bis ſie das ſiebente Jahr überſchritten haben.

Die folgende Frage iſt: Was im Seminario ſolle gelehrt werden? — Dieſes können Meghhrn die Committierten ſo eigentlich nicht beſtimmen, ſondern man wird ſich nach den Gaben der lernenden Jugend richten. Ueberhaupt aber einen Begriff von demjenigen zu geben, was daſelbſt gelehrt werden ſoll; ſo glaubten Mehhrn, daß beſonders von nöthen ſey, ihnen nebſt dem, was ſie in der Schule lernen, und neben den allgemeinen Arbeiten der Jugend, die Furcht Gottes, die Liebe zur Obrigkeit, die guten Sitten, den Eifer zur Arbeit, und hingegen die Abſcheu vor dem Müßiggange beyzubringen, und endlich einen löblichen Eifer bey denſelben zu erweken, der ſie von der erſten Kindheit antrieve, mit äuſſerſter Beſtrebung ſich in den Stand zu ſezen, mit der Zeit, in mehr oder minderm, dem Vaterlande, und der hohen Obrigkeit, gute und getreue Dienſte zu leiſten. Vorzuglich aber wird man ſuchen, die Gaben der Jugend zu erforſchen, damit eines jeden Kinds Erziehung darnach könne eingerichtet werden. Auch wird man ihnen die deutſche und franzoſiſche Sprache beybringen, daneben aber ſie ſchreiben und rechnen lehren, und nichts von allen demjenigen an Ihnen verſäumen, was zu ihrer Vollkommenheit in ihrem Berufe nöthig ſeyn wird.

Die lezte Frage ist endlich: Wer zu Aufrichtung und Erhaltung des Seminarii beytragen solle? Da Mehhrn die Committierten erfahren, daß würklich einige tausend Pfund, theils auf den Ehr. Gesellschaften, theils im Spital liegen, welche aufs genauste eben zu dem Endzwek angewandt zu werden bestimmet sind, einem Waysenhause hierinn zu dienen; so leben Mehhrn der getrosten Hofnung, diese E. Gesellschaften, und Mehhrn des Spitaldirectorii, werden in gar keinen Anstand sezen, diese jährlichen Einkünfte zu Handen Mrhhrn, des Waysenhausdirectorii herauszugeben. Es ist auch zu hofen Mehhrn des Spitaldirectorii werden ein beträchtliches zum Seminario zuschiessen, zumal da in der ersten Aufrichtung dem Spital wirklich anbefohlen worden ist, eine Zahl von 50 Wayfen in denselben anzunehmen.

Mit diesen Hülfsmitteln bereits unterstüzet, finden Mehhrn sich im Stande, Euern Gnaden mit sehr wenigem beschwerlich zu fallen.

1) Vor allem bittet man sich Dero Landesväterliche Protection aus, welche Mehhrn um desto eher zu erhalten verhoffen, da ihnen bekannt ist, mit welchem Eifer Euere Gnaden alle Gelegenheit ergreifen, Dero mehr als väterliche Liebe Dero

Bür-

Bürgerſchaft angedeyen zu laſſen. Euerer Gnaden erlauchter Einſicht fällt unerinnert bey, daß die gute Erziehung der Jugend eine der alleredelſten und mildeſten Anſtalten iſt, die mehr als faſt keine andere, die Ehre Gottes, und das Wohlſeyn der löblichen hieſigen Bürgerſchaft, auf das kräftigſte befördert.

Neben dieſer hohen Protection verlangen Miehrn nichts anders von Euern Gnaden, als die freye Wohnung für die Wayſenkinder und deren Officialen, und überlaſſen es Euern Gnaden gänzlich zu entſcheiden, wo die Pflanzſchule angelegt werden ſolle.

2) Miehrn haben auch das Zutrauen, die E. Geſellſchaften, und Miehrn des groſſen Allmoſen-Directorii, werden ihre Armen und unmündigen Geſellſchaftsgenoſſen lieber einem ſolchen Hochobrigkeitlich autoriſierten Hauſe anvertrauen, als Dieſelben allerley unzuverläßigen Handwerksleuten, oder gar den Bauren übergeben, da man ihnen verſpricht für ein gleiches Geld, wie ſie ſonſt nur für den Tiſch ihrer Mündlinge bezahlen müſſen, dieſen den freyen Tiſch, die Kleidung, und eine gute Auferziehung angedeyhen zu laſſen. Nur werden die E. Geſellſchaften, wenn ſie ein Kind in dieſes Seminarium ſchiken, ſolches fürs erſtemal ganz neu kleiden.

3) Haben andere in Municipalstätten errichtete christliche Stiftungen, als zu Lausanne, Morsee, Vivis, Isserten ꝛc. einen glüklichen Fortgang gehabt, wie viel mehr ist solches von einer solchen Anstalt zu vermuthen, deren mit der Zeit die Nachkommen von solchen Bürgern zu bedienen sich gemüssiget sehen können, die in ihren jezigen Glüks-Umständen vor einer Zuflucht dieser Art sich gesichert glauben. Die E. Gesellschaften, der Spital, die Insul ꝛc. sind blos durch den Beytrag gutthätiger Gemüther zu grossen Mitteln gekommen. Wird dann nicht auch zu hoffen seyn, daß eben eine solche Mildigkeit auch gegen dieses Haus, das einen mehr ausgebreiten Nuzen, als jene hat, sich thätig erzeigen werde? Mehrn die Committierten versprechen ihrer seits selbst mit einem guten Exempel an die Hand zu gehen, und zweifeln gar nicht an dem göttlichen Seegen, der durch freywillige Unterschrift, und durch Geschenke und Vermächtnisse, sich sowohl hier, als in andern weit minder reichen Ländern, an den Tag legen wird.

4) Neben dem gewöhnlichen Unterrichte ist zu hoffen, es werden sich andere eiserige Personen finden, die zum gemeinen Besten, mehr aus Liebe für die armen unschuldigen Kinder, als aber aus Gewinn und Eigen-

gemmuzen, denenſelben mit ihren guten Räthen, Aufſicht, und eigenem Unterrichte an die Hand gehen werden. Und man kann von ſolchen Unterweiſungen, auch die beſten Früchte erwarten, da ſie mehr zur Verherrlichung der göttlichen Vollkommenheiten, und zum Vergnügen der untadelbarſten Begierde gutes zu thun, als aus Gewinſucht verrichtet werden.

5) Da bey dieſer gemeinnüzigen Anſtalt eine gute Direction das vornehmſte iſt, ſo kann man dieſelbe am ſicherſten erwarten, wenn die Oberaufſeher dieſer milden Stiftung aus den Gutthätern derſelben, nach dem Beyſpiele anderer Nationen gewählet werden. Und aus dieſem Grunde machen ſich Mehrn die Hofnung, Euere Gnaden werden der von Höchſtdenenſelben zuerſt zu errichtenden Direction, eine genugſame Gewalt ertheilen, daß ſie die Verwaltung nach dieſem Plan auf ſich nehmen, und die abgehenden Mitglieder, nach ihrem pflichtmäſſigen Gutbefinden, aus den Gönnern und Erhaltern der Pflanzſchule beſizen könne, welches um deſto leichter zu erlauben wäre, da man nach den Gedanken Mehrn der Committierten, nicht anders, als mit einer ſeinen Mitteln angemeſſenen Beyſteur, und mit

Hindansezung seines eigenen Nuzens, zu dieser Direction gelangen soll.

Alles aber Euere Gnaden hohen und weisen Willen an heimstellende u. s. f.

B.

Erkenntniß der Gnädigen Herren des kleinen Raths über vorstehendes Gutachten, vom 24. Aprill, des Jahrs 1755.

Dasjenige Gutachten, so sie Mehhrn heutigen Tags Mnghh. in Beylage vortragen lassen, giebt Jhro Gnaden zum Voraus vergnüglich zu vernehmen, wie sich die Hrn. Committierten angelegen seyn lassen, dem Befehl Mrghrn und Oberen vom 28. Februar lezthin nachzukommen, in Untersuchung der Frage: Ob Hochgedacht denenselben wolle anzurathen seyn, zu gutem der Bürgerkinder eine Pflanzschule aufzurichten? Eben die von Jhnen Mnhhrn vorgestellte Wichtigkeit der Sachen aber bewegt Meghhn das Geschäft noch in genauerm zu prüfen, und so weit immer geschehen kann, dasselbe ausarbeiten zu lassen, damit, wenn sodann ein voll-

vollſtändiger Entwurf zu Papier gebracht ſeyn wird, alles Mnghrn und Oberen zu fernerer Einſicht und Willenseröfnung könnte vorgetragen werden. Zu dieſem Ende geſinnen Ihre Gnad. hiermit freundlich an ſie Mehhrn, aufs neue zuſammen zu treten, und ſorgfältig des weitern zu überlegen und zu entwerfen, an welchem Orte man eigentlich dieſes Seminarium hinſezen, und wie man es in allen ſeinen Theilen einrichten könnte; was für, und wie viele Auſſeher, Informatoren, und andere unumgängliche Perſonen mehr, zu des Hauſes Beſorgung und Dienſt zu beſtimmen; was ihre Pflichten und Beſoldung ſeyn ſollen; und wie hoch die dießörtigen Unkoſten ſich belaufen möchten? Denn, woher die Einkünfte zu deren Beſtreitung zu nehmen, wie es wegen des Beytrags, ſowohl von Seiten der E. Geſellſchaften, und des Allmoſen-Directorii, als Mrhhrn der Spital-Directoren ſich verhalte; was für Vermächtniſſe wirklich errichtet, und wie hoch die Zahl der aufgerichteten Better ſey? Ferner, was ein Vater bey Uebergabe eines Kindes einſchlieſſen ſolle? und was für andere weſentliche Umſtände mehr ſeyn mögen, die bey weiterer Ueberlegung ſich ergeben, und Ew. Mrhhrn Selbſtermeſſen und Weisheit nicht entgehen werden. Ueberalles aber verſprechen ſich Meghh. und

erwarten von ihnen Mnhhrn einen vollſtändigen Entwurf und Vorſchlag zu empfangen, und werden nachwärts über die Sache weiter nachdenken, und alsdenn verfügen, was je nach Bewandnis der Dinge angemeſſen, und der Abſicht Mrhhrn und Oberen entſprechen, mithin die Nothwendigkeit erfordern wird.

C.

Antwort der HHerrn Committierten über die Erkenntniß der Gnädigen Herren des Kleinen Raths, vom 29. Aprill, des Jahrs 1755.

Hochwohlgebohrne

Gnädige Herren!

Euer Gnaden haben beliebt, durch einen den 24. Avrill an Mehhrn die Committierten abgelaſſenen Zettel, Ihnen in fernerm aufzutragen, daß Sie in dem Meghhrn und Oberen Räthen und Bürgern vorzulegenden Gutachten, die aufzurichtende Pflanzſchule betreffend, ein und anders weiter überlegen, und in eine mehrere Beſtimmung bringen

gen möchten; Mehrn haben ſich auch unverzüglich verſammlet, und ſowohl den von dem Höchſten Gewalt den 14. Febr. an ſie gegebenen Befehl, als Euerer Gnaden Ihnen vorgelegte Fragen reiflich in Betracht genommen.

Es iſt nun Mnhhrn zwar unmöglich, auch vielleicht nicht erfordert, in allem entweder einſtimmig zu ſeyn, oder auch in Zahlen und Maaſſen ſich überall auszudruken: indem, theils ein Gutachten mit mehreren Meinungen und Vorſchlägen der Höchſten Abſicht Mnghh. nicht entgegen ſeyn kann, und der gewöhnlichen Form die Geſchäfte abzuhandlen, nicht zuwiderläuft; anderſeits aber verſchiedene weſentliche Theile der Einrichtung, nicht von Mnhhrn, ſondern von Dero Höchſter Gewalt abhangen, die ihren Willen noch nicht eröfnet hat, und deren Ungewißheit eine Unmöglichkeit nach ſich ziehet, ein ganz genaue Rechnung anzuſtellen.

1. Alſo gläubt man gleich anfänglich, wegen des Hauſes und der Wohnung ſich nicht näher erklären zu können, indem es von Mnghhrn Räthen und Bürgern abhangen wird, ob Höchſtdieſelben ein Ihnen zuſtändiges Gebäude Mnhhrn anzuweiſen, oder zu überlaſſen belieben werden, eines zur Miethe ſich auszuſuchen. Man kann aber zur erſten

An-

Anlage, und dem nöthigen Unterbringen von 16 bis 20 Knaben, wohl vorſehen, daß die Summe ſo gar groß nicht ſeyn kann, die zur Wohnung jährlich aufgehen wird.

2. Eben ſo wenig iſt man im Stande vor dem vornommenen Befehl Mrgghrn Räth und Bürger, genau zu beſtimmen, wie viele Aufſeher die Stiftung erfordern werde; inmaſſen es von Höchſtdenſelben zu entſcheiden ſeyn wird, ob die Knaben die gemeinen Schulen beſuchen, oder einen eigenen Lehrmeiſter anderswo haben ſollen. Doch weiſet der angezogene Anſchlag, daß zur erſten Anzahl von 25 Knaben, ein Wayſenvater, eine Wayſenmutter, ein Unteraufſeher, und ungefehr ſo viele Mädge erfordert ſind, als oftmal 12 Kinder in die Pflanzſchule aufgenommen werden. Die Pflichten ſind unſchwer einzuſehen, und die Beſoldungen gleichfalls entworfen, die auf dieſe nothwendigen Bedienten gehen werden, da ohne dem das Hoſpital dieſe Köſten ſchon ſelbſt in einem Anſchlag angeſezt hat. Doch iſt man im Stande auch hier zu verſichern, daß die Anſtalt im kleinen, dem Verhältniſſe nach, vielmehr als im groſſen koſten, und die Menge der Bedienten nicht mit der Menge der Kinder im gleichen Maaſſe ſteigen werde: inſonderheit aber die gröſten

Be-

Beſoldungen des Wayſensvaters und der Mutter nur um ein weniger zunehmen durften.

Was die ganzen Unkoſten der Erhaltung einer Pflanzſchule betrift, ſo iſt auch hierzu ein Anſchlag zu 25 Knaben *Litt. A.*, und ein anderer zu 50. *Litt. B.* beygelegt. Aus demſelben erſehen Euere Gnaden die Wahrheit des obengeſagten, daß nemlich bey einer doppelten Anzahl, die Unköſten der Stiftung nur um eine Hälfte ſteigen, und die Unköſten von 25. zu den Unköſten von 50 Kindern, ſich nur wie zwey zu drey verhalten.

3) Was die Quellen betrift, woraus die Pflanzſchule ihren Unterhalt ſchöpfen ſoll, ſo ſind Mehrbrn die Committierten in ihren Gutachten deßwegen um ſo viel kürzer geweſen, weil ihre ausdrükliche Gedanken dahin gehen, daß die ganze Stiftung, nicht ein Obrigkeitliches, auf der Schazkammer oder auf einem Zuſchuſſe derſelben, beruhendes Weſen, ſondern eine milde Anſtalt ſeyn ſoll, die zwar durch Obrigkeitliches Anſehen unterſtüzet, ſonſt aber wie zu Halle, und faſt an allen Orten, auf ihr ſelber beſtehen, und hauptſächlich auf die allgemeine chriſtliche Liebe ſich gründen wird.

Man

Man hat hierbey die Abſicht, daß in einer, keine andere Zuflucht als die gute Meinung der Bürger und Fremden habenden Stiftung, die Directoren und alle Bedienten, mit mehrerer Sparſamkeit und mit mehrerm Eifer ihre Pflichten erfüllen werden, als bey den Häuſern, deren Aufſicht als eine Bedienung angeſehen; und zum Grunde geſezt wird, daß Mrghrn reiche Hülfshand allemal bereit ſeyn werde, in groſſen Gebäuden und andern ſchweren Ausgaben dem Hauſe aufzuhelfen. Indeſſen kann man Euern Gnaden dennoch mit Sicherheit die folgenden Quellen zu Erhaltung der Pflanzſchule angeben.

A. Euere Gnaden ſelbſt, in Gewährung einer freyen Wohnung, und in Verleihung Dero oberſten Schuzes, werden allem eine Sanction und ein Anſehen geben, worauf ſich das allgemeine Vertrauen gründen wird.

B. Die E. Geſellſchaften werden zu nichts verpflichtet, und nichts von ihnen geſucht, als daß ſie, und mit ihnen das Directorium, ſo manches von ihren Kindern die ſie verdingen, als ſie gut finden, mit ihrer völligen Freyheit, der Pflanzſchule als einer öffentlichen Auferziehungsanſtalt mit einem Tiſchgelde zuſchiken, das man aber zu beſtimmen

jezt

jezt unvermögend iſt i, weil man den Zuſchuß noch nicht weiß, der dem Seminario zufliessen kann. Indeſſen da das Tiſchgeld der Wayſenkinder in den bisherigen Umſtänden, nicht nur ihre Nahrung erſezen, ſondern auch dem Koſtwirth etwas eintragen muß; hingegen die Pflanzſchule nichts als ihre Auslage wieder verlangt, und noch in mehrerm oder minderm, von andern Orten her, eine Beyhülfe zu erwarten hat, ſo kann man, wie in vorigem Gutachten geſchehen, zum voraus verſichern, daß die Geſellſchaften und das Directorium ihre Knaben nicht nur beſſer und ſicherer, ſondern auch wohlfeiler, als an andern Orten ins Seminarium werden anbringen können. Man verlangt dabey kein Recht und keinen Zwang, und überläßt den Geſellſchaften völlig, ob, und wie viele Kinder, ſie dem Wayſenhauſe anvertrauen wollen, iſt aber von mehr als einer verſichert, daß ſie mit Freuden ihre Wayſen in die neue Pflanzſchule ſenden wird. Was aber ein Vater bezahlen ſolle, iſt eben ſo wenig jezt auszumachen, da man weder den ganz genauen Aufwand, noch den Antheil zu beſtimmen in Stande iſt, den milde Gutthäter an den Ausgaben der Pflanzſchule tragen werden.

C. Man

i Es iſt auf dreißig Reichsthaler geſezt worden.

C. Man hoffet vom göttlichen Seegen, von den vielen, und inner einem halben Jahrhundert, zu hunderttauſenden ſich belaufenden milden in die Krankenhäuſer vermachten Gaben, von dem bekannten Reichthum dieſer leztern, die ſolcher Allmoſen Nothwendigkeit verringert; von dem Exempel anderer Städte und Länder; und von der gemeinnüzigen und unſchuldigen Natur des Waiſenhauſes ſelber: daß zum Unterhalte der Kinder allerley Geſchenke zufliessen werden, ſo bald es mit dem Obrigkeitlichen Beyfall begnadiget, und es zur wirklichen Aufnahme der Kinder gekommen iſt. Man weis, wie die *Ecole de Charité* zu Lauſanne, auf freywilligen Beyſteuren beruhet; man wird noch in dieſem Vortrage Beyſpiele anführen, daß milde Gemüther mit Verlangen einem Waiſenhauſe entgegen geſehen haben, und demſelben mit Vermächtniſſen vorgekommen ſind, ehe als dergleichen Anſtalt wirklich errichtet worden iſt. Man ſieht einen gleichen Seegen an tauſend Orten, und findet weder wegen des Reichthums noch wegen der Gemüthsart unſerer Nation eine Urſache zu zweifeln, daß die Mildigkeit der kinderloſen, der gutherzigen Leute, und der Patrioten, hier ſich eben ſo kräftig als anderswo erzeigen werden. Die Directoren werden zur Unterſchrift eines jährlichen Beytrags den Anfang machen: ſie werden bey

Freun-

Freunden und Verwandten, um eine gleiche Beysteuer anhalten, und um deſto mehr Hofnung eines glüklichen Ausgangs haben, da man ausdrüklich bekannt machen wird, daß dieſes Waysenhaus nicht aus der Schazkammer, oder aus alten Capitalien, ſondern hauptſächlich aus dem göttlichen, in Lenkung freygebiger Herzen ſich erweiſenden Segen, ſeinen Unterhalt zu hoffen hat. Nun iſt es freylich unmöglich, den Betrag der Allmoſen zu beſtimmen; es iſt aber an unzählbaren Orten des minder reichen Deutſchlands, zu Wernigerode, zu Züllichau, zu Erlangen, zu Göttingen, allem zureichend geweſen, die neuen Waysenhäuſer, ohne Beytrag von Geſellſchaften und Fürſten, aufzurichten und zu erhalten.

D. Ob wohl man ſich billig entſiehet, Mnhhrn des Spitaldirectorii etwas vorzuſchreiben, ſo hat man demnoch eine gegründete Hofnung, dieſelben werden einen erkleklichen Beyſchuß jährlich an Wein, Brodt, Geld, und andern Nothwendigkeiten dem Waysenhauſe liefern. Dieſe Hofnung gründet ſich auf das im Jahre 1715, den 17 Julii errichtete, und den 28ten und 30ten Junii 1730, von Mnghhrn Räthen und Bürgern bekräftigte, und in das Policeybuch eingetragene Spitalreglement: es iſt in demſelben ausdruklich

verordnet, daß fünfzig Wayſenkinder beyder Geſchlechter in den Spital aufgenommen, und ein Wayſenvater und Wayſenmutter beſtellt werden ſolle; und es ſind wirklich hierzu Anſtalten gemacht, und zwölf Better bereits verfertiget worden. Da nun dieſe Aufnahme der Wayſen nicht zu Stande gekommen, und dennoch dieſes Hauß von Mnghhrn durch den koſtbaren Bau hoch begnadiget, dabey auch in geſegneten Umſtänden iſt: ſo zweifſen Mehhrn nicht an der Billigkeit Mrhhrn der Directoren, und ſind von dem Geſinnungen derſelben ſchon mündlich verſichert, daß der Spital die ihm auferlegte Pflicht, 50 Wayſen zu erhalten, auf eine ihm gar leichte Weiſe erfüllen, und der neuen Pflanzſchule mit einem jährlichen Beytrage kräftig beyſtehen werde, ob wohl die Summe zu beſtimmen, nicht an Mnhhrn iſt.

E. Zu einem Anfang und zur Anſchaffung des nöthigen Haußraths liegt hinter der E. Geſellſchaft zu Gerweren ſeit dem J. 1726, ein Capital von 3000 Pfund, das Mnhhr Landvogt Stettler von Romainmôtier einem von Mrghhrn und Obern verhoffentlich wiederherzuſtellenden Wayſenhauſe

hauſes vergabet, welches in Erwartung, daß dieſes zu Stande komme, indeſſen den Armen heimdienen ſoll. Auch andere tauſend Pfund von der Wohledlen Frau Landvogtinn Tſcharner, liegen ſeit dem Jahr 1754, bey dem Spital, welche eben ſowohl als bey das vorhergehende Vermächtniß des Herren Stettlers ein unwiederſprechliches Zeugniß abgeben, wie geneigt man ſey, einer ſo heilſamen Stiftung beyzuſtehen. Ferner finden ſich an zinsbaren Briefen noch vom alten Wayſenhauſe in Handen des Spitals 6583 Pfund 6 Kr. welche gleichfalls, der urſprünglichen Beſtimmung zufolge, der wieder aufzulebenden Anſtalt zu gleicher Abſicht zufließen ſollen; und endlich ſind von dem Wayſencapital zu Handen Euer Gnaden 6100 Pf. und 4223 Kr. zu Handen des Spitals abgelöſet, und gleichfalls als eine Summe anzuſehen, die zu dieſer milden Stiftung geſchenkt worden, und Derſelben, wo es ſonſt Mngbrn, Räth und Bürger ſo gefällt, wieder zufallen wird.

Dieſe vereinigte Summen machen 20906 Pfund 1, als das erſte Capital des Wayſenhauſes, obwohl man ſehr geneigt iſt, dem Hoſpital die in Handen habenden Capitalien und abgelößten Gelder, in billiger Erkenntlichkeit

1 Dieſes iſt alles bewerkſtelligt worden.

lichkeit für die von ihm hoffende Beyſteuer zu überlaſſen.

3. Mit einem ferneren Anſchlag und Entwurf, glauben Mehhrn nichts weiters, als die Proben geben zu können, die abſchriftlich beyliegen. Mehhrn halten das Euern Gnaden hier und im vorigen Gutachten vorgeſtellte für genugſam, die Nuzbarkeit und Möglichkeit der Sache zu zeigen, und Mnghhrn und Oberen Räthen und Bürgern zum Grunde der Berathſchlagung zu dienen, ob eine Pflanzſchule anzulegen ſey? um deſto mehr, da Höchſtdieſelben durch Dero an das Spitaldirectorium in den Jahren 1715 und 1730 ergangenen Befehl, ſattſam an den Tag gelegt haben, wie Sie eine gemeinſchaftliche Auferziehung der Wayſen als nüzlich anſehen, und in Stand gebracht haben wollen. Mehhrn begreifen dabey unerinnert, daß nach der Entſcheidung dieſer Hauptfrage, man ihnen von Höchſten Ortswegen anbefehlen wird, einen Entwurf der innern Einrichtung des Wayſenhauſes auf Mrahhrn Höchſte Gutheißung hin, auszufertigen, welches alsdann, und nicht eher möglich ſeyn wird: denn alsdann wird wegen der Anzahl der Kinder, ihres Aufenthalts, ihrer Unterweiſung in der Schule, oder im Wayſenhauſe, und mehrerer Fragen:

gen, Mhhrn die Willensmeinung Mrghhrn bekannt ſeyn, und zum unverrükten Grunde eines nähern Entwurfs dienen.

Alsdann auch, und nicht eher, wird man im Stande ſeyn, mit denen Hhrn des Hoſpitaldirectorii näher zuſammen zu treten, und deren beſtimmten Beytrag in Rechnung zu bringen: auch mit den E. Geſellſchaften ſich genauer wegen des billigen Tiſchgelds zu verabreden, und andere weſentliche Beyhülfen der neuen Anſtalt zu behändigen, die jezund bey der noch vorwaltenden Ungewißheit, wegen des Ob's? mit keiner Hofnung eines guten Erfolgs in Unterhandlung zu bringen, oder auf eine beſtändige Weiſe zu beendigen wären. Actum, den 29 Aprill im Jahr 1755.

D.

Gutachten der HHerrn Committierten, wegen näherer Beſtimmung und Einrichtung des Wayſenhauſes, an die Gnädigen Herren des Kleinen und Groſſen Raths, vom 2 Merz des Jahrs 1756.

Hochwohlgebohrne

Gnädige Herrn und Obere!

Nachdem Euere Hohen Gnaden unterm 26 Januar lezthin, die Einrichtung eines Wayſenhauſes für allhieſige Burgerskinder, Hochobrigkeitlich placidiert und autoriſiert haben; ſo geruheten Höchſtdieſelben, der hierzu beſtellten Commiſſion anzubefehlen, nunmehr die nähere Beſtimmung und Einrichtung dieſes heilſamen Werks, vor die Hand zu nehmen, und die bequemſten Mittel ausfündig zu machen, durch welche daſſelbe einen gluklichen Anfang und geſeegneten Fortgang gewinnen möchte. Es haben auch Mehlyrn die Committierten die Erreichung dieſes Zweks ſorgfältig überdacht, und obſchon ſie über ein und andere Frage in verſchiedenen Gedanken ſtehen, ſo haben ſie dennoch eine gleich reine Abſicht.

Wenn es nun darum zu thun iſt, und Euere Hohen Gnaden einen Vortrag erwarten, über die Frage: Wie dieſes Wayſenhaus zum Stande gebracht werden möge? So haben Mehlyrn die Committierten überhaupt zwey unvorgreifliche Meinungen, ehrerbietigſt vorzutragen.

Da man nach einer Meinung, dieſes Waysenhaus, nicht als ein Obrigkeitliches, ſondern nur als ein von der Obrigkeit autoriſiertes Inſtitutum anſiehet, ſo haltet man es für unnöthig, Euern Gnaden mit allen den Kleinigkeiten, ſo das innere dieſer neuen Einrichtung ausmachen, beſchwerlich zu fallen; ſondern man glaubet, es würde das allerbeſte, und zu baldigem Aufnehmen dieſer neuen Stiftung das Dienlichſte ſeyn, wenn Euer Hohen Gnaden, oder die von Höchſtdenſelben beſtellte Direction, in eines ihrer Ehrenglieder, Dero Vertrauen ſezen, und ſeinem Fleiſſe und unverdroſſenen Eifer, die innere Einrichtung des Waysenhauſes, unter der Direction General-Oberaufſicht anvertrauen und überlaſſen würden. Dieſer von Ihnen ernennte Verwalter, würde denn alljährlich dem Publico, eine in Druk ausgebende, umſtändliche und getreue Rechenſchaft abzulegen verpflichtet ſeyn. Dieſem Zufolge wollte man Euern Gnaden nur diejenigen zwey Artikel, welche das Fundament dieſes neuen Waysenhauſes ſind, zu Dero Höchſten Gutheiſſung und gutfindenden Entſcheidung unmaßgeblich vorlegen, als:

1. Die Aſſignationen und nöthigen Autoriſationen, ſowohl auf den hieſigen Hoſpital, deſſen günſtige Erklärung wirklich bey [illegible]

Stelle iſt, als auch, auf die von verſchiedenen Particularen geſtiftete Vermächtniſſe.

2. Wie es mit der Behauſung ſolle gehalten ſeyn? Da aus obangezogenen Gründen man mit dieſen Gedanken ein Particular-Hauß, einem Obrigkeitlichen Gebäude darum vorziehet, weil bey dieſem leztern allzuviele Schwierigkeiten ſich eräugnen: da man auch hierdurch Euerer Gnaden Schazkammer mit keiner neuen und ſchweren Laſt beladen wollte.

Mit andern Gedanken hingegen glaubet man ſich verpflichtet, Euern Hohen Gnaden einen umſtändlichen Bericht, über alle diejenigen Fragen abzuſtatten, welche in dem Höchſtdenenſelben vormals eingegebenen Gutachten enthalten, und alles Dero weiſem Gutfinden und ihrer Verbeſſerung zu überlaſſen. So viel denn

1. Die Tiſchgelder der Geſellſchaften betrift, haben würklich die meiſten ſich dahin erklärt, daß ſie ganz geneigt und willig ſeyn, ihre Armen- und Wayſenkinder, Mnhbrn den Directoren zu übergeben, und für ſelbige eine beſtimmendes gebührendes Tiſchgeld zu bezahlen.

2. Die allgemeine Liebe hat ſich ſchon bey dieſem Anlaß günſtig bliken laſſen, da würk-

wirklich über 2000 Pfund, von verſchiedenen gutthätigen Gemüthern in baarem Gelde geſteurt, und 111 Cronen jährlichen Zuſchuſſes durch Unterſchriften gemacht worden. Daß auch dergleichen mildreiche Steuren und Geſchenke, bey verhoffendem baldigem Anfang und glüklichem Fortgang dieſer heilſamen Stiftung in reichem Maaß zufliſſen werden, kann man ganz ungezweifelt hoffen.

3. Mehhrn des Spital-Directorii, haben ſich günſtig zu leiſtender Beyhülfe erklärt, und ſind anerbietig, bis auf die Anzahl 50 anzunehmender Kinder, jährlich 1200 Cronen an Geld, und das nöthige an Brodt beyzuſchieſſen; worüber Mehhrn die Directoren ſich Höchſtderoſelben Autoriſation unterthänigſt ausbitten.

4. Die verſchiedenen milden Stiftungen und Particularfonds zum ehvorigen Wayſenhauſe, ſo theils auf der Geſchellſchaft zu Gerweren, theils hinter dem Spital, theils in der deutſchen Sekelſchreiberey liegen, und die Summ der 21008 Pfund ausmerſen; denn auch diejenigen Gelder, ſo in dem Blatterhaus ſich befinden, oder wo deren mehr ſeyn möchten: werden auf erſte Euerer Hohen Gnaden Verordnung und Gutfinden ausgeliefert, und Mnhhrn den Directoren übergeben werden, wozu denn auch um Höchſtderoſelben

günſtige Erklärung ehrerbietigſt angeſucht wird.

5. Die Einrichtung, und wie viele Kinder man Anfangs annehmen werde, iſt nicht wohl möglich zu beſtimmen; gewiß werden Mehrn mit einer mehrern Anzahl ſich nicht beladen, als ſie aus ihren Einkunften, aus der Beyhülfe des Hoſpitals, aus anderer milden Steuren, und aus den Tiſchgeldern aller anzunehmenden Kinder zu erhalten im Stande ſeyn werden.

6. So viel die Arbeit und Beſchäftigung der Knaben belanget, berufet man ſich auf das Euer Hohen Gnaden ſchon vorgetragene Gutachten, und glaubet, es ſey hierüber alles genugſam beſtimmt.

7. Nichts wird zu dem Aufnehmen des Wayſenhauſes mehr beytragen, als wenn die Direction bey dem Abgang ihrer Mitglieder, aus ſolchen Perſonen wieder ergänzet wird, die ihren Eifer zu dem Wachsthum des Wayſenhauſes, durch einen Beytrag oder durch andre Dienſte an den Tag gelegt haben; worzu Mehrn die Directoren zu begewältigen, Euer Gnaden weiſem Gutfinden überlaſſen wird.

8. Der Behauſung halb, will man Euern Hohen Gnaden mit dieſen Gedanken gänzlich anheimſtellen, entweder ein Obrigkeitliches

keitliches Gebäude, als zum Exempel den alten Spital, das neue Gebäude an der Aukenwaag, den beym neuen Spital ſtehenden Wagenſchopf, oder was ſonſten Höchſtdenſelben belieben wird, zu dieſem Ende anzuweiſen; oder aber, wenn Euer Gnaden hierein zu treten nicht für rathſam erachten, Mhhhrn den Directoren die Miethung eines bequemen Privathauſes zu überlaſſen; da denn allezeit bey ſich vermehrenden Einkünften neue und beſſere Anſtelten können gemacht, und Euern Gnaden vorgeſchlagen werden.

9. Endlich, damit Euern Hohen Gnaden auf das genaueſte bekannt werde, wie hoch die Ausgaben für Kleidung, Nahrung, und andere Anſtalten ſich belaufen würden; ſo haben Mehhrn die Directoren die Ehre, Höchſtdenſelben beyliegenden Anſchlag * vorzulegen, in welchem alles auf das höchſte geſezt, und dennoch deutlich gezeiget wird, daß von nun an der Anfang gemacht, und die nöthigen Ausgaben beſtritten werden können.

Alles aber wird Euer Hohen Gnaden weiſeſten Verbeſſerung und gutbefindenden Diſpoſition ehrerbietigſt übergeben. Actum den 2 Merz des Jahrs 1756.

E. Er-

* Solches iſt zuſehen pag. 675.

E.

Extract aus dem Raths-Manual der Stadt Bern, wegen endlicher Einrichtung des Wayſenhauſes, vom 4 Hornung des Jahrs 1757.

Auf heute haben Meghrn und Obere, Räth und Bürger angehört, Mrhhrn der Committierten Vortrag, über die Einrichtung des Wayſenhauſes allhier, zu Beſorgung und Verwahrung bedürftiger Bürgerskinder, und wie in Folge Hochobrigkeitlich. Befehls vom 26 Januar vorigen Jahrs, ſie ſo ein als anders dieß Orts anzuordnen und zu beſtimmen vermeinen.

In Erwegung nun bey vormahlige Deciſion der Frage Ob? auch die zweyte Wie? mit verknüpfet worden, alſo daß vor Ihro Gnaden verſchiedene Gedanken gewaltet; kam zum Vormehr, ob man ſich dießmalen über das Etabliſſement entſchlieſſen, oder die Sache zurük ſenden wolle? und ſind für die Entſchlieſſung die mehrern Stimmen gefallen.

Demnach wurde auch mit mehrern Stimmen beliebet, in Behandlung des Gutachtens fortzufahren.

Es

Es fragte ſich hierauf, wie und auf was für einem Fuſſe das Etabliſſement, und der Plan Mrhhrn der Directoren wolle zu Stand zu bringen und zu exequiren ſeyn, mithin, ob ein beſonders Gebäude, zu Beſorgung der Wayſenkinder, oder ein Particular-Hauß, oder aber anſtatt deſſen ein jährlicher Haußzins wolle zu verzeigen und zu aſſignieren ſeyn? Und auch dieſes leztere haben Mrghrn mit mehreren Stimmen beliebt.

Belangend nun den Haußzins, ſo wurde ein ſolcher der Anweiſung eines Gebäudes, mit faſt einhelligen Stimmen vorgezogen, und darfür von Obrigkeits-wegen jährlich 300 Cronen darzuſchieſſen, erkennt.

Auf dieſes kam in die Frage: ob man dieſes Etabliſſement auszuführen, eine Probzeit ſezen wolle oder nicht? und ſind eine ſolche zubeſtimmen alte Vota bis an drey gefallen.

Auf wie lange aber? decidierten Mrghrn und Obere mit den mehrern Stimmen dahin, es ſolle eine Zeit von 20 Jahren geſezt ſeyn, um zu erfahren, wie dieſes Etabliſſement von ſtatten gehen, und was der Succeß mitbringen werde.

In Anſehung der Kinder, welche ins Wayſenhaus ſollen aufgenommen und erzo-

gen

gen werden, beliebte Mnghhrn und Obern zu erkennen, daß nicht nur diejenigen, ſo die E. Geſellſchaften mit Erlag eines Koſtgelds dahin übergeben; ſondern auch andere Bürgerkinder ſollen angenommen werden, deren Eltern dieſelbe freywillig anvertrauen wollten, doch auf derſelben Unköſten, und ohne Entgeld des Hauſes.

Nicht weniger ſoll dieſes Etabliſſement ſich extendiren, auf Kinder beyderley Geſchlechts.

Der Knaben halber, die man ihrer Gaben wegen zum heil. Miniſterio zu wiedmen begehrte, hat es die Meinung, daß auch dieſe im Wayſenhauſe mögen erzogen werden, man ſoll aber ihrer Inſtruction wegen ſolche Vorſehung thun, wie die Nothwendigkeit und die Ordnungen es mitbringen.

Die Anzahl der Kinder dieſes Hauſes, und von welchem Alter man dieſelbe annehmen, und wieder verabſcheiden ſolle, wollen Ihro Gnaden Mrhhrn der Directoren Gutfinden und Diſpoſition übergeben, mithin ihnen auch heimgeſtellt haben, nach Proportion und Anzahl der Wayſenkinder, ſo viele Perſonen zur Beſorgung in Dienſt zu nehmen, als die Nothdurft es erfordern, und

der

der Betrag dießörtigen Fundi wird hinlangen mögen.

Desgleichen überlaſſen Meghhrn auch übrige Fragen, wie der Commißionsvortrag ſolche des weitern enthält, der Diſpoſition und Regulation Mrhhrn der Directoren dieſes Hauſes, es ſey zu Beſtimmung des Koſtgelds, mit den E. Geſellſchaften, uns zur Uebereinkommung mit Mnhhrn des Spitaldirectorii, um den jährlichen Beytrag aus hieſigem Spital, von einer Summe Gelds auf gewiſſe Jahre, Anſchaffung Brodts, und und anderer Nothwendigkeiten ꝛc. denn zu Beſchäftigung und Education der Wayſenkinder, und was ſich des weitern dieß Orts in Ausführung des Plans und Etats über die Einrichtung ergeben wird.

Und weil bereits von ehevorigen Stiftungen und Vermächtniſſen einige Capitalien vorhanden, die zu gutem eines Wayſenhauſes allfäl'ig dienen und angewendt werden ſollen, und an verſchiedenen Orten liegen, als hinter Mnhhrrn der Ehrenden Geſellſchaft zu Gerweren, im groſſen Spital, und in der Sekelſchreiberey ꝛc. ſo wird Mnhhrn ſo der Wayſendirection obliegen, den Betrag an ſo ein als andern Orten zu erheben, und nach der Deſtination anzuwenden.

Wenn

Wenn dann Ihr Gnaden anbey angemeſſen finden, daß von Seiten der Direction alljährlich eine Rechnung geſtellet werde, als ſoll eine ſolche vor Mnhhrn deutſch Sekelmeiſter und Venneren abgeleget; ſodem auch in Anſehen der Ergänzung der Direction, wenn ein und andere Ehrenglieder mit Tod abgehen, oder befördert werden, ſoll es wie anfänglich bey ihrer Annehmung geſchehen, gehalten, und ſelbige Directoren vor Mnghhrn Räth und Bürgern erwählt werden. Actum coram 200. den 4. Hornung des Jahrs 1757.

(L. S.) Canzley Bern.

F.

Inſtruction des Wayſenvaters.

Der neue Wayſenvater wird ſich billig beſcheiden, ſeine Inſtruction könne unmöglich ſo vollſtändig ſeyn, daß ſie in alle Kleinigkeiten eintrete; er wird deßwegen von ſich ſelber, aus Antrieb ſeines Gewiſſens und aus tragender Liebe zur unſchuldigen Jugend, alles dasjenige thun, was zur Aufnahme des Wayſenhauſes, zur beſſern Auferziehung

der

der Kinder, zur Beförderung guter Sitten, zur Sparſamkeit, und zu allen guten Abſichten gereichen mag. Indeſſen hat man die vornehmſten Fragen der Pflichten kürzlich entworfen, zu denen der Wayſenvater ſich gewiſſenhaft verpflichten wird.

Ueberhaupt wird er auf alle Ausgaben fleißig merken, dieſelben in ein Buch aufzeichnen, das zur Einſicht allemal bereit ſtehen wird, und alle Jahre vor der Direction darüber Rechnung ablegen; er wird alle dieſe Ausgaben aufs vortheilhafteſte, mit wohlfeilem Einkauf, guter Aufbewahrung, und genauer Austheilung aller Nothwendigkeiten, ſo viel als möglich einſchränken: auch ſorgen, daß nichts verdorben, der Haußrath nicht gebrochen und vernichtigt, noch etwas dem Hauſe ſchädliches vorgehen möge.

Wie ihm denn auch der Haußrath nach einem Inventario eingezählt, und nach eben demſelben von ihm bey ſeinem Abtritte oder nach ſeinem Tode von ſeinen Erben, dem Hauſe wieder zugezählt werden ſoll.

Dieſes Inventarium wird er ſelbſt aufſezen, und ſeiner Frau davon zur nöthigen Kenntniß ein Doppel zu ſtellen.

Auch wird er die etwanigen Geschenke an Speisen und andern Dingen, die nicht baar Geld sind, mit gebührender Höflichkeit von den Gutthätern der Anstalt annehmen, dieselben zur Erspährung nach aller Klugheit anwenden, und kleine Summen Gelder empfangen, die grössern aber an den Hrn. Sekelmeister des Wayſenhauſes weiſen. Ueber dieſe Gaben, und das von dem Hoſpital zu hoffende Brodt, wird er eine Rechnung verfaſſen, und zum Gebrauch aufbehalten.

Den Garten und die Matten, die zum Hauſe gehören, wird er behörig beſorgen, alles zum beſten Nuzen anwenden, auch die Erhaltung des Viehes, ſo dabey gehalten wird, und alle dabey zu verrichtende Arbeit unter fleißiger Aufſicht haben.

Alle erſte Tage des Monats, wird er vom Hrn. Sekelmeiſter die ungefehr auf denſelbigen Monat nöthigen Gelder empfangen, am Ende aber mit eben demſelben verrechnen, und wenn dazwiſchen eine Nothwendige Ausgabe vorfiele, ſich bey ihm anmelden.

Den Tiſch der Kinder, wird er nach der deswegen verfertigten Tabelle verſorgen, ſo daß die Kinder weder mehr noch weniger, ohne ausdrüklichen Befehl der Direction erhalten, alles aber, was ſie genieſſen, wohl

und

und geſund gekocht, und zu den gehörigen Stunden den Wayſen gereicht werde; als zu welcher Aufſicht er ſich insbeſonders im Namen ſeiner Frau verbindlich machen wird.

Eben auf dieſe Weiſe wird der Wayſenvater auf die Bedienten, die Köchin, die Untermägde, die nöthige Aufſicht haben, fromme und getreue Leute darzu auszufinden und vorzuſchlagen trachten, daß ſie ihre Pflichten erfüllen, mit Ermahnung und genauer Aufmerkſamkeit bewirken, ihre Fehler zu verbeſſern ſuchen, und wenn ſie unverbeſſerlich, zur Verſtoſſung anzeigen; ſonſt aber dafür ſorgen, daß dieſe Bedienten ihr zugedachtes Eſſen und andere Löhnung richtig und vollſtändig, und zu rechter Zeit empfangen.

In einem eigenen Buche wird er die Namen, das Alter, die Eltern, die Wiedmung der Wayſenkinder, und andere Umſtände aufzeichnen, auch die Tage anſchreiben, an welchem ſie angenommen, und wieder entlaſſen worden ſind.

Der Wayſenkinder Kleider und Leinwand, wird er in Empfang nehmen, möglichſt beſorgen, und darauf ſehen, daß beyde geſchont werden: nach Nothdurft auch die bedürfige Ergänzung und neue Kleider anſchaf-

ſen, und dabey beydes auf die Sparſamkeit und auf die Geſundheit der Kinder ſehen.

Er wird alle dieſe Kleider in ein eigenes Verzeichnis tragen, und ſeiner Frau davon ein Doppel zu ſtellen.

Alle Wochen werden die Kinder im Sommer zweymal, im Winter aber einmal Hemder ändern, und alle drey Monat friſche Bettücher, alle Wochen aber reine Leinwand zu Tiſch und Handzweheln ihnen gereicht werden; die nöthigen Fuß- und ganze Bäder ſoll man nach Nothdurft brauchen.

Er wird bey den Kindern ſeine Aufſicht unausgeſezt ſeyn laſſen, daß ſie niemals allein, und auſſer dem Auge entweder ſeiner ſelber, oder der verſchiedenen Lehrmeiſter der Kinder ſeyen; derowegen er dann auch mit dieſen Lehrmeiſtern ſich verabreden, und ſorgen wird, daß [illegible]e anderwärtige Geſchäfte ihn niemals w[illegible]en, wenn die Kinder nicht eben in einer [illegible]ſtunde bey einem der beſtellten Lehrmeiſter verſorget ſind. Auch bey den Vergnügungsſtunden wird er gegenwärtig ſeyn, oder verſchaffen, daß einer der Lehrmeiſter dabey ſeine Stelle vertrete.

Sonſt

Sonſt wird er Güte und Ernſt bey den Kindern vereinigen, ſie unermüdet zum Guten, zur Gottesfurcht und zum Fleiſſe ermahnen, die Beſſern durch allerley Vorzug und kleine Belohnungen ermuntern, die Ungehorſamen und Nachläßigen zuerſt liebreich ermahnen, bey erzeigter Nothwendigkeit aber auch mit Ernſt, mit einiger Beſchimpfung, mit öffentlicher Anzeigung ihrer Fehler, und mit Ausſönderung der Fehlbaren beſtrafen und die gar zu Unverbeſſerlichen der Direction zu ferneren ernſthaften Maasreglen verleiden.

Aus eben dieſer Abſicht ſoll der Wayſenvater, und ſeine Frau und Kinder, mit den Wayſen am nehmlichen Tiſche ſpeiſen. Die nöthige zur Reinlichkeit gehörige Leinwand wird den Kindern über Tiſch gereicht, und allemal für fünf zuſammen die Suppe, das Zugemüſe und das Fleiſch in einer Schüſſel aufgetragen werden; auch wird zur Erhaltung der nöthigen Aufſicht der Wayſenvater nicht ohne Erlaubniß des Herrn Präſidenten oder ſeines Statthalters, auſſer der Stadt übernachten.

Bey den monatlichen Verſammlungen der Direction, wird er die Kinder alle den Herrn Committierten zeigen, und alsdann die beſondern Nothwendigkeiten,

ten, die eines jeden Zuſtand erfordert, vortragen, auch von eines jeden Aufführung gewiſſenhaft und ohne zu ſchonen, Nachricht ertheilen.

Er wird ſorgen, daß die in einer beſondern Tabelle entworfenen Stunden fleißig gehalten werden. Die Kinder werden im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr aufſtehen, ſich ordentlich und anſtändig ankleiden, den Mund ausſpühlen, ſich kämmen und waſchen, und alsdann wird er das Gebet mit ihnen verrichten, auch ein Capitel in der Bibel leſen laſſen, und eine auf der Kinder Umſtände eingerichtete kurze Anwendung beyfügen. Nach dem Gebete werden ſie ihr verordnetes Frühſtük erhalten, und dann die am Morgen angewieſenen Lehrſtunden beſuchen.

Die Unterweiſung in der Religion, und in den Anfängen des Leſens, Schreibens, Rechnen und Singens übernimmt er ſelbſt, nebſt ſeinem Sohne. Die übrige Unterweiſung hat ihre eigene Lehrmeiſter, auf deren Fleiß und unfehlbare Beſuchung der vorgeſchriebenen Stunden, der Wayſenvater möglichſt achten wird. Die beſondere Deſtination eines jeden Knaben wird zeigen, ob derſelbe auch zum Lateiniſchen, zur Geometrie, oder zu andern beſondern Künſten und Wiſſenſchaften angeführt werden könne.

Das

Das Mittageſſen ſoll um 11, und das Nachteſſen um 7 Uhr aufgetragen werden; vor Tiſch ſoll allemal der Reihe nach ein Kind das Gebet mit lauter Stimme verrichten. Nach dem Abendeſſen und vor dem Schlafe, wird wieder ein Gebet verrichtet, und ein Capitel in der Bibel geleſen, hernach die Kinder ins Bett gewieſen, und allemal, wenn ſie zu Bette ſind, vom Wayſenvater oder ſeiner Frauen nachgeſehen werden, ob alles ruhig ſey, alsdann aber werden die Lichter weggethan, und nur vom Wayſenvater eine Lampe gehalten.

Zur Ergezlichkeit der Kinder ſoll ihnen allemal eine halbe Stunde vor der Mahlzeit, als von halb 11 bis 11, eine halbe Stund nach derſelben als von 12 bis halb 1; und eine Stund Abends nach 4, endlich auch nach dem Nachteſſen wieder eine Stunde frey gelaſſen werden. Dieſe Ergözlichkeiten können in der Bewegung, und in den dahin gehörigen unſchuldigen Spielen, im Leſen angenehmer, und dennoch nüzlicher Geſchichte, Fabeln, Hiſtorien, Geographie, und endlich in einigen Mechaniſchen, aber den Kindern zu keiner Pflicht aufgelegten Arbeiten, im Drechslen und dergleichen, je nach der Kinder anderwärtigem Fleiß und beſonderer

Bestimmung bestehen; allemal aber soll dabey die behörige Aufsicht bleiben.

Die Kinder, die einige Zeichen einer Krankheit zeigen, wird der Wayſenvater in die Krankenſtube führen, ihnen aber in derſelben, auf daß ſie das Uebel nicht verbergen, alle mögliche Hülfe, Troſt und Geſellſchaft zu kommen laſſen, auch dem zum Hauſe beſtimmten Arzte ſofort, daß dem Kinde etwas fehle, zeitlich anzeigen, und ſorgen, daß die nöthige Abwartung, und die verordneten geſunden Speiſen dem Kinde gereicht werden mögen. Dieſe Abſonderung wird noch genauer beobachtet, wann die Krankheit von einer anſtekenden Art iſt, und die Kinderpoken, Rotheruhr, Kräze und dergleichen ſich zeigen ſollten. Zu den Kranken wird ein Pfarrer gerufen, und mit Gebet und Zuſpruch für ihre Seele geſorget werden. Schon bey der erſten Uebergabe der Kinder, wird man ſie beſichtigen und nachforſchen, ob dieſelben mit einiger Krankheit oder einem Leibesſchaden behaftet ſeyn.

Die Wayſenmutter wird überhaupt dem Ehemann an die Hand gehen, und gute Aufſicht auf alles dasjenige tragen, was ihr insbeſonders anvertrauet iſt. Hieher gehört die Haußhaltung, alle Nothdurft an Speiſe, Kleidung und Hausrath, Wartung der Kranken

ken ꝛc. Sie wird dabey gute Ordnung halten, alle mögliche Sparſamkeit beym Ankaufe, und bey der Erhaltung gebrauchen, alles ordentlich aufzeichnen, und davon Rechnung geben.

Sie wird auf die Bedienten Acht haben, ſorgen, daß ſie ihre Pflicht getreulich verrichten, und die ſich unverbeſſerlich aufführenden, durch den Wayſenvater, der Direction zur Abſchaffung anzeigen.

Das ſchon oben angeführte Verzeichniß alles Haußraths und Leinwands, und aller den Kindern zugehörigen Kleider, Bücher und anderer Haabe, wird ſie ſorgfältig und ordentlich führen, und unter dem Namen eines jeden Kinds das Seinige mit eignen Numern, zu Vermeidung der Unordnung bezeichnen.

Unter dem Lehrmeiſtern wird der Sohn des jezigen Wayſenvaters ihm in der Aufſicht behülflich ſeyn, im Lateiniſchen, Rechnen und andern nöthigen Unterweiſungen allen möglichen Fleiß anwenden, keine Stunde verſäumen, und die Kinder mit Liebe und Ernſt zum guten Gebrauche der Zeit aufmuntern.

Die zwey ältern Töchter werden vornehmlich der Mutter in der Aufſicht und in der Küche beyſtehen.

Die Köchin wird unter der Aufſicht der Wayſenmutter alle Speiſen reinlich gut und ſparſam zurichten.

Die Untermagd wird die Kinder warten, die noch allzujungen kämmen und ankleiden, bey allen aber in den Zimmern die Reinlichkeit erhalten.

Nach dieſer erſten Einrichtung iſt verſchiedenes nach den Umſtänden, nach und nach verbeſſert worden: die Stiftung ſelbſt aber hat den glüklichſten Fortgang gehabt. Vermächtniſſe und milde Gaben haben die Direction in den Stand geſezt, über die ſechs und dreißig Knaben, noch in einem beſondern Hauſe ſechszehn Mädgen zu erziehen, und der allgemeine Beyfall hat ihre Bemühungen belohnt.

In den hieher gehörigen Schriften hat man in dieſer Ausgabe verſchiedenes abgekürzt, das nicht mehr nöthig, oder für einen fremden

den Leſer gleichgültig zu ſeyn ſchien. Was aber in den hohen Entſchlüſſen des groſſen Raths und ſonſt etwa vorbeygegangen worden iſt, hat keinen Einfluß auf die Geſchichte, und die ganze Nachricht von der Einrichtung des Berniſchen Wayſenhauſes bleibt gleich vollſtändig. Die Anzahl der Stimmen für die verſchiedenen Meinungen bekannt zu machen, hat man der Ehrerbietung gegen den Landsherrn wiederſprechend befunden.

Litt. A.

Etat und Belauf sämtlicher Unkosten, zur Einrichtung und Unterhalt einer Pflanzschule, von 25 ehrlichen und ehelichen Bürgers-Kindern.

				Cron.	Bz.	Kr.
Brodt.	1406	1	Für 25 Kinder, jedem täglich 5 Vierl. Brodt samt dem Einschneidbrodt, zu 3 kr. das Pf. thut jährlich	342	5	
	2737	2	Dem Waysenvater, Waysenmutter, dem Unteraufseher, der Köchin und Magd, jedem täglich 6 Viertelpf. Brodt, zu 3 kr. das Pf.	82	3	1/2
Fleisch.	1950		Jedem der 25 Kindern wöchentlich 3 mal, und jedesmal ein halbes Pfund, zu 5 kr. das Pf.	97	12	2
	547	2	Dem Waysenvater und Waysenmutter, jedem täglich 3 Viertel Pf., zu 5 kr. das Pf.	27	9	1 1/2
	351		Dem Unteraufseher, Köchin und Magd, wöchentlich 3 mal 3 Viertel Pf., zu 5 kr. das Pf.	17	13	3
Wein.	Maas.					
	487		Für 25 Kinder wöchentlich dreymal, jedesmal ein Achtel Maas, zu 10 kr. die Maas.	48	17	2
	547	2	Dem Waysenvater und Waysenmutter, jedem täglich 3 Viertel Maas, zu 10 kr. die Maas.	54	18	3
	117		Dem Unteraufseher, Köchin und Magd, wöchentlich 3 mal, jedem ein Viertel Maas, zu 10 kr. die Maas.	11	17	2
Zugemüs.			Zugemüs und Suppen für 25 Kinder, jedem des Tags zu 6 kr.	547	12	2
			Dem Waysenvater und Waysenmutter, wie auch dem Unteraufseher, der Köchin und Magd für Suppen, Zugemüs, des Tags zu 15 bz.	291		
Kleidung			Für jedes der 25 Kinder wird angesetzt 6 Cronen.	150		
Besoldung.			Des Waysenvaters und Waysenmutters, so ohne Kinder seyn sollen, zusammen jährlich laut Hochobrigkeitlichen Spitalreglements.	120		
			Dem Unteraufseher, Köchin und Magd, durchgehends zu 20 Cronen.	60		
Hausrath u. Leinwand.			Für den nöthigen Leinwand, Bettgewand, Schiff und Geschirre, Torf zum kochen und heizen, und noch andere Nothwendigkeiten, wird allhier überhaupt gerechnet	150	8	3
				Summa 2000	18	3

IV.

Rede

an dem Geburtstage

Georg des Zweyten,

Die Königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ſich zum erſtenmale öffentlich verſamlete, den 10 November 1751.

IV.

Rede

an dem Geburtstage

Georg des Zweyten,

Die Königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ſich zum erſtenmale öffentlich verſamlete, den 10 November 1751.

Aus dem Lateiniſchen überſezt.

Wann ich ſehe, daß auf dieſer ſo berühmten Univerſität, eine neue Anſtalt zur Aufnahme der Wiſſenſchaften, heute zum erſtenmal öffentlich eingeweyhet wird, ſo ſcheint es mir nicht nöthig zu ſeyn, meine Rede von weitem herzuholen. Es wird genug ſeyn zu zeigen, daß aus der Königl. Geſellſchaft ei-

einiger

Etat und Belauf sämtlicher Unkosten, wegen Etablissements und Unterhalts 50 Waysen-Kindern im neuen Spital.

	Pfund.	Viert.		Cron.	Bz.	Kr.
Brodt.	22812	2	Für 50 Waysen Kinder, jedem täglich 5 Viert. Brodt samt den Einschneidbrodt, zu 3 kr. das Pf. thut jährlich	684	9	1½
	2738	2	Dem Waysenvater, Waysenmutter und drey Mägden, jedes täglich 6 Viertelpfund Brodt, zu 3 kr. das Pf.	82	3	2
Fleisch.	3900		Jedem der 50 Waysenkindern, wöchentlich 3 mal, und jedesmal 2 Viertelpfund, zu 5 kr. das Pf.	195		
	547	2	Dem Waysenvater und Waysenmutter, jedem täglich 3 Viertelpfund, zu 5 kr. das Pf.	27	9	9½
	351		Drey Mägden wöchentlich 2 mal, und jedesmal gleich übrigen Diensten 3 Viertelpfund, zu 5 kr. das Pf.	17	13	3
Wein	Maas.					
	975		Jedem Waysenkinde, wöchentlich 3 mal und jedesmal ein Achtel Maas, zu 10 kr. die Maas.	97	12	8
	547	2	Dem Waysenvater und Waysenmutter, jedem täglich 3 Viertel Maas, zu 10 kr. die Maas.	54	18	3
	117		Drey Mägden wöchentlich 3 mal, und jedesmal ein Viertel Maas, zu 10 kr. die Maas.	11	17	2
Zugemüse.			Zugemüs und Suppen, jedem Kinde des Tags zu 6 kr.	1095		
			Dem Waysenvater, Waysenmutter und drey Mägden, jedem täglich zu 3 bz.	219		
Kleidung.			Für ein jedes der 50 Kindern zu 6 Cronen.	300		
Besoldung.			Des Waysenvaters und Waysenmutter, laut Hochobrigkeitlichen Reglements.	120		
			Einer Köchin für Speis, Trank und Lohn wenigstens	60		
			Drey Waysenmägden Jahrlohn, einer jeden zu 16 Cr.	48		
Handrath u. Leinwand.			Für den nöthigen Leinwand, Bettgewand, Schiff und Geschier, Torf zum kochen und heizen, und noch andere Nothwendigkeiten, wird allhier nur überhaupt auf niedrigstem Fuß angerechnet jährlich	372	18	
			Summa	3400		

niger Nuzen erwachse, der von dem öffentlichen Nuzen der Georg Augustus Universität unterschieden ist. So wohl der Gesellschaft als auch der Akademie einverleibet, schmeichle ich mir, Hochgeehrteste Zuhörer, sie werden mich um desto weniger einer Partheylichkeit beschuldigen können, da mir beyder gelehrten Versammlungen Ruhm gleich nah am Herzen liegt, und ich also der einen nichts entziehen werde, um die andere damit auszuschmüken: ich würde mich selbst desjenigen berauben, was ich unbillig und zu viel dem einen Theile beylegte. Endlich aber ist der Willen selbst des weisesten und gerechtesten der Könige, Georg des Zweyten, beständig so fest mit der öffentlichen Wohlfahrt verknüpfet: daß Sie ohne mich und ohne langen Beweis glauben werden, die neue Versammlung gelehrter Männer habe einen besondern Nuzen, mit dem eben der Stifter seine Universität noch habe bereichern wollen.

Doch wann ich meine Augen auf die Männer richte, welche den Senat unserer gelehrten Republik ausmachen: wann ich die Gelehrsamkeit, und den Nachruhm dieser berühmten Männer: wann ich die weisen Anstalten, durch welche ihre Vorlesungen gemeinnüzig gemacht werden; wann

ich

ich endlich den unermüdeten Fleiß in ihren Arbeiten bey mir erwäge, durch welchen ſie ſich beſtreben, ſo wohl ſich ſelbſt zum höchſten Gipfel der Wiſſenſchaften zu ſchwingen, als auch die ſtudierende Jugend auf der kürzeſten und ſicherſten Bahn zur Erkenntnis der Wahrheit zu leiten, dann fang auch ich ſelbſt, obgleich von den Quellen und Anfängen der neuen Geſellſchaft durchdrungen, dennoch an zu zweifeln, und Furcht befällt meine Seele, ich möchte die Urſachen nicht entdecken, welche die Stifter unſrer Errichtungen bewogen, und auf die Meinung gebracht haben, der von der Univerſität ſchon längſt erlangte Nuzen wäre einer noch höhern Vollkommenheit fähig.

Die Wahrheit ſpricht mit offener Stirn, und ſie legt mir die Pflicht auf, meine Rede nur mit ihrer Stimme zu beſeelen, damit es nicht den Schein habe, ich ertheilte, berühmte Väter der Akademie, Ihren Verdienſten nur deßwegen mein Lob, weil ich ſelbſt durch ein näheres Band, und gleichſam aus Verwandſchaft mit ihnen verbunden bin. Ich werde mich der Zeugniſſe fremder Fürſten und Könige bedienen, die hin und wieder ihre jungen Bürger vermahnen und anhalten, die Georg Auguſtus Univerſität zu beſuchen, weil ſie überzeugt ſind, der Saamen

zur Wahrheit könne nirgends kräftiger und tiefer in derselben Herzen gepflanzt werden, sie können auch von keinem andern Orte nüzlicher für ihre Mitbürger ins Vaterland zurükkehren. Sie, meine Herren, wiederholen hier nicht bloß die Elemente der Wissenschaften, so wie sie Jünglinge andern Jünglingen vortragen können: sie bleiben nicht bey jenen gemeinen Anfangsgründen stehen, die zwar den Studirenden zu ihrer Nahrung verhelfen können, aber keinen Ruhm auch nicht einmal versprechen; sie verkleinern durch ein lärmendes Geschwäz fremde Verdienste nicht, um ihre eigene deßo mehr zu erheben. Sie haben das innerste der Künste so durchforschet, daß sie sowohl der Alten Erfindungen sich zueignen, als sich auch bestreben, die Schranken des Wahren überall zu erweitern. Ich würde nichts gethan haben, wenn ich den Namen desjenigen Mannes verschwiege, denn ein jeder von ihnen, Hochgeehrteste Zuhörer, auch ohne mein Erinnern, meiner Rede einverleibet, eines Mannes, dem die Beredsamkeit in beyden Sprachen, der Ruf einer unendlichen Belesenheit, der aus dem ganzen Alterthume herausgezogene Saamen der Sitten und der Religion, die Unsterblichkeit versichert, und ihn eben so weit berühmt gemacht haben, als sich das

Reich

Reich der nüzlichen Wiſſenſchaften erſtre-ket. a

Auf dich erlauchter Mann, iſt das Auge der ganzen Familie der Rechtsgelehrten geheftet. Gleich erfahren in den Alterthümern und in der Anwendung der Geſeze, zweyen Vorzügen, die gemeiniglich getrennt ſind, und auch einzeln die Namen ihrer Kenner berühmt gemacht haben, biſt du in beyden gleich erhaben, der ganzen Welt iſt der Ruhm deiner Erfahrenheit in den alten und neuen Geſchichten ausgearbeitet: alle Welt bewundert deine Wohlredenheit, mit welcher du auch die wichtigſten Dinge auszuſchmüken weißt, und iedermann, dem an der Aufrechthaltung der römiſchen Rechtsgelahrtheit gelegen iſt, verehret in dir den einzigen Wiederherſteller und Beſchüzer ſeines Geſezbuches. b

Aber auch dich, Quelle der Beredſamkeit und aller edlen Künſte, ob du gleich mit unſrer Geſellſchaft näher verwandt biſt, will ich nicht ungelobt vorbey gehen, dich, für den die ganze Schaar der Muſen, als für die Stüze der ſinkenden Wiſſenſchaften, für das Muſter der Lateiniſchen Wohlredenheit, und

a Der damalige Herr Kanzler von Mosheim.

b Der noch in einem hohen Alter lebende Herr J. Jakquay Gebauer.

als für einen lebendigen Schaz der gelehrten Sprachen mit Hochachtung erfüllet iſt. o

Aber ein Tag würde nicht zureichen, und ich würde ihre Geduld misbrauchen, geehrte Zuhörer, wenn ich bey einem jeden Manne insbeſondere zeigen wollte, wie groß die Lehrer ſind, welche die Weisheit des Königs, und die Vorſicht unſers Mäcenas auf der Georg Auguſtus Univerſität zu Lehrern beſtellt hat. Alle Titel der Künſte würde ich durchgehen, und zeigen müſſen, wie viel der wahre Gottesdienſt, und die ernſthafte zur Religion führende Weisheit; wie viel die ſo anmuthige Geſchichte der Wiſſenſchaften, wie viel die verſchiedenen Provinzen der Rechte, und die mit jeder Art der Gelehrſamkeit ausgeſchmükte Arzneywiſſenſchaft, die ſtrenge Mathematik, die reiche Auslegerinn alter Denkmaale, und die gegen alle Secten billige, aber nur der Wahrheit anhangende Weltweisheit, wie viel endlich die übrigen Künſte Ihnen ſchuldig ſind, denen ſie, meine Gefährten, auf dem Wege zum Heile und zur Wahrheit vorſtehen, und die dadurch erlangten Ehrenſtellen aufs würdigſte bekleiden. Die Lobſprüche ſchiken ſich beſſer für ein anders Catheder, und für einen andern Red-

o Der damals noch lebende Herr J. Matthias Gesner.

Redner; und ich werde dereinſt abweſend mit mehrerer Würde, und mit minderer Schamhaftigkeit dasjenige wiederholen, was ihre Gegenwart hier vorzutragen mir nicht verſtattet.

Uebrigens, ſo wie einerſeits unſre Georgia Auguſta mit den geſchikteſten Lehrern verſehen worden iſt, ſo ſiehet man auch auf der andern, daß Geſeze, weiſe Veranſtaltungen und äuſſerliche Sicherheit für die Lehrenden und Lernenden ſich vereiniget haben, eben dieſe Männer gemeinnüziger zu machen, als ſie an keinem andern Orte auſſer Göttingen ſeyn könnten. Für die zeitlichen Glüksumſtände der Lehrer iſt man dermaſſen beſorgt geweſen, daß ſie mit den Inſtrumenten und dem gelehrten Geräthe reichlich verſehen, der Wahrheit bis in ihre verborgenſten Winkel nachſpähen können. Ich rede nicht ohne Abſicht, wann ich bey der Betreibung der Arbeiten dieſe Bequemlichkeit lobe, da ich, nicht in den alten Akademien Deutſchlands, ſondern auch in jenem hochfahrenden Frankreich, ja ſelbſt bey den glüklichen Britten, von ſolchen Männern, die den erſten Rang in ihren Wiſſenſchaften behaupteten, häufig darüber habe klagen gehört, daß die Sorge des nöthigen Unterhalts in Unterſuchung des Wahren, und

der Erweiterung der Gränzen ihrer auf sich genommenen Provinzen, ihnen zur Hinderniß gereiche. Der Weg zur Wahrheit wird dem Gelehrten ungemein verkürzet, der von niedrigen Sorgen befreyt, diese Bahn betretten kann. Diejenigen Stunden, welche andre nicht zu verachtende Männer, in der Wiederholung der ersten Elemente der Dinge, mit Ekel und Ueberdruß, der grausamen Nothwendigkeit aufopfern: die Jahre, die sie wider ihren Willen mit einem wie wohl einträglichen, doch niedrigern Theile ihrer Kunst zubringen, diese unschätzbare Zeit können wir auf eine Weise anwenden, daß wir dabey nicht allein andre, sondern uns selber belehren. Unsere Lebenszeit ist bald verflossen, und wer einzig und allein seine Jahre auf die Unterrichtung anderer verwendet, der muß unstreitig seine eigene weitere Unterrichtung versäumen. Wann er auf diese Art nunmehr alt worden ist, so erstaunt er über die Geringheit seiner erworbenen Erkenntnisse, und überdenkt ängstlich, wie wenig er seine jugendlichen Wissenschaften vermehrt habe. Der weite Umfang der Künste eignet sich heut zu Tage schon einen beträchtlichen Theil unsers Lebens zu, wann wir auch bloß die bekannten Dinge wiederholen: aber einen noch grössern, wann wir die alten Entdekungen mit neuen bereichern

chern ſollen. Wie ſparſam ſollte man nicht mit den unwiederbringlichen Stunden umgehen, wie wenig ſollte man zugeben, daß ſie unbenuzt dahin flöſſen.

Nächſt dem haben die Geſeze der Georgiä Auguſtä, das wahre Wohl der akademiſchen Bürger dermaſſen zum Augenmerke, daß nichts ſcheinet vergeſſen worden zu ſeyn, dieſen groſſen Entzwek zu erreichen, auſſer welchem kein andrer den Wünſchen eines rechtſchaffenen Mannes würdig iſt. Die Tage ſind beſtimmt und vorgeſchrieben worden, an welchem eine jede Kunſt in ihrem Umfange vorgetragen wird, und nicht eine einzige Stunde iſt ohne ihre angewieſene Beſtimmung geblieben, ſo genau hat man geſucht, aller Nachläſſigkeit vorzubeugen. Alle Ergözlichkeiten ſind verbannet, die zwar einige Augenblike verſüſſen, worauf aber eine lange Reue folget. Auch über die Sitten unſer akademiſchen Bürger wachet die Sorgfalt der Väter, auf daß ihr Herz nicht weniger an Tugend, als ihr Verſtand an Kenntniß zunehme, und damit ſie durch die Uebung eben ſo rechtſchaffen als gelehrt werden. Weit entfernt von uns iſt, und ich hoffe ſie ſoll immer entfernt ſeyn, die ſo ſchändliche Nachſicht, durch welche die Verbrechen mit Geld ausgeſöhnt werden, und den Jünglin-

gen die Freyheit Ausschweifungen zu begehen, verkaufet wird, wenn sie nur der Obrigkeit einträglich ist. Die Lehrer vereinigen ihre Kräfte und Ansehen mit den Eltern, und beobachten die Aufführung der Jünglinge mit väterlicher Sorgfalt; sie halten es nicht für zu gering, die auf Irrwege gerathnen zu rechte zu weisen, die Trägen aufzumuntern, ihnen Muth einzuflössen, und den edlen ihrer Pflicht nachkommenden Gemüthern die schönsten Aussichten zu eröfnen. Auch der erlauchte Beschüzer ist gleichsam überall zu gegen, und selbst Georg umgiebt uns mit seiner Majestät, ein strenger Bestrafer der Fehlenden, aber auch der gütigste Vergelter der Verdienste. Da also die jungen Burger nicht leicht ungeahndet Ausschweifungen begehen, noch ohne Belohnung auf dem Wege der Rechtschaffenheit wandeln können, so ist alles dasjenige geleistet worden, was von einem weisen Gesezgeber konnte geleistet werden, die Gemüther vom Bösen abzulenken, und sie der Tugend zu zuführen.

Da endlich Privatleute sich die benöthigten Hülfsmittel nicht alle anschaffen können, in welchen die studirende Jugend unterrichtet wird, so hat sich die Gütigkeit des Fürsten und des Oberaufsehers auch hierinn, weit über unsre Erwartung thätig er-

erwieſen. Für einen jeden Liebling der Muſen öfnet ſich die anſehnlichſte, und binnen wenig Jahren unglaublich bereicherte Bibliothek, und bietet ihre Schäze dem Weisheitſuchenden an. Ein näherer Weg wird uns zu den Sternen gebahnet, auf welchem wir die am Himmel vorfallenden Begebenheiten richtiger beobachten, und die Erde mit den Geſtirnen durch feſtere Bande vereinigen können, welche die Natur ſo eng zuſammen gezogen hat, daß ohne den Himmel uns die Erde nicht genug bekannt ſeyn kann. Auch der Kräutergarten und das Anatomiſche Theater haben ihre Bequemlichkeiten, und ihren vielfältigen Nuzen, wovon mir aber die Beſcheidenheit verbietet Sie zu unterhalten. Doch wird mir niemand das Lob verargen, welches ich öffentlich der Königlichen Freygebigkeit ertheile, durch welche bewirkt worden iſt, daß man hier unter den billigſten Bedingniſſen, und mit dem geringſten Aufwande, die Zergliederungskunſt, und die Kenntniß des menſchlichen Körpers erwerben kann.

Da nun ſich alles dieſes ſo verhielt, da die öffentliche Glükſeligkeit auf allen Seiten war befeſtiget worden, ſo muß man zeigen, wie ich ſchon oben geſagt habe, was wohl dem Geſezgeber mag bewogen haben, einer

so vortreflich bestellten Republik noch eine neue Errichtung beyzufügen. Ich werde dieser Pflicht sattsam Genüge geleistet haben, wenn ich zeige, worinn der Unterschied zwischen den gelehrten Gesellschaften und der gewöhnlichen Hohen Schulen bestehe.

Die Universitäten, mit welchem Namen sie in einem barbarischen Zeitalter anfiengen ihre belegt zu werden, empfingen ihre Gestalt, Geseze und ihre Absichte auch von denjenigen Zeiten, in denen sie gestiftet wurden. Sehr weit aber ist jenes Zeitalter von unserm unterschieden: damals wurde aller Fleiß der Menschen auf ruhige Studien verwendet, welche bloß im Durchlesen der Bücher, oder etwan in der Betrachtung und einem Vernunftschlusse bestunden. Die erste Schule weyheten die Fürsten der Religion; in der Meinung, die Religion bekäme durch sie eine Zierde und Stüze. Mit der Religion wurde noch die Scholastische Philosophie verbunden, die sich mit allgemeinen und abgezogenen Begriffen der Dinge beschäftigte. Die Mönche und Männer vom geistlichen Orden waren fast die einzigen, die sich in diesen Zeitalter den Studien wiedmeten, bey denen sie sich nichts anders angelegen seyn liessen, als was ihnen einigen Ruhm und Gewinn versprach. Ihr ganzer Scharfsinn

übte

übte ſich bloß, jene von ihrer eigenen Phantaſie errichtete Welt zu kennen, die ſich der Menſch ſelber erſchaffet, und eben darum deſto inbrünſtiger liebet und vertheidiget, weil er ſie ſelber erſchaffen hat. Aber alle von Künſten handelnde Bücher wurden in dieſem ganzen Zeitalter in keiner andern, als in der gelehrten Sprache geſchrieben, ſie wurden alſo für das Volk zu Geheimniſſen, und Könige gehörten damals zum Volke, da die Beyſpiele nicht ſelten, auch wohl in der Reyhe der Kaiſer waren, daß die Nachfolger Cäſars weder leſen noch ſchreiben konnten. Von allem Zugange zu den Wiſſenſchaften abgeſchnitten, brachten die Europäiſchen Völker ihre Jugend in der Wollust oder im Kriege, und ihr Alter mit Buſſethun zu. Denn oft habe ich die Geſchichte jener Zeiten, die man barbariſch nennt, bey mir überdacht, und gefunden, daß in denſelben ſich die Sterblichen den Wolluſten und Ergötzlichkeiten des Lebens mehr ergeben haben, als ſie in unſerm, ſo verſchrieenen Jahrhunderte zu thun pflegen. Die Mönche aber ſonderten ſo wohl überhaupt ihre Lebensart von den übrigen Bürgern ab, als auch die angenommenen Gewohnheiten zu einem ſtillen Wandel, welchen ſie in den Klöſtern zu ihren Mauern annahmen. Unbeſorgt über die natürliche Beſchaffenheit

der

der Dinge, hielten sie die Werkstätte, die mechanischen Künste, die Thiere, die Pflanzen, die Wunderwerke des Himmels und der Erden für zu gering, und nicht für sie geschaffen.

Diejenigen Rechtsgelehrten, welche später, durch die Vorsorge Friderich des Zweytens, den Hohen Schulen einverleibet wurden, waren unermüdet beschäftigt, dike Folianten zu lesen, und noch grössere Commentarien darüber zu schreiben; und unter solchen Arbeiten wurden sie in ihrer Studierstube grau. Durch die Geseze und Verordnungen der Kirchenversammlungen vom Blute und von dem Zergliedern, und von der wahren Chirurgie entfernet, verschleuderten die Aerzte, die selber Geistliche waren, unter barbarisch aus Barbaren übersezten Büchern ihr Leben so, daß sie aus den Schäzen des Galenus und der Griechen, wie böse Erben, zum angestorbenen Gute nichts hinzuthaten, und mit Noth denjenigen Zustand der Arzneykunst aufrecht erhielten, den sie vor sich gefunden hatten. In jenem Jahrhunderte entstund ein neues, die Vorfahren an Unwissenheit übertreffendes, Geschlecht.

In denjenigen Zeiten also, da die Gemüther aller Studirenden einzig auf die Bücher geheftet waren, wurden die Geseze den Ak-

Akademien gegeben, und die ganze Einrichtung der gelehrten Republik neigte ſich dahin, daß ſie ſich nur mit der Kenntniß beſchäftigte, die ohne Gemeinſchaft mit Künſten, oder Leuten aus dem Volke, ohne Werkzeuge, ohne Reiſen, in der Studierſtube, allein durch die Stärke des Verſtandes, oder auch durch die Gedult in der Arbeit, erlernet, und zu einer Art der Vollkommenheit konnte gebracht werden. Alſo wurde die ganze Geſchichte der Natur von den Univerſitäten verbannet, und nicht nur keine Verſuche angeſtellt, ſondern auch noch diejenigen verabſäumet, die ſich in einem weniger müßigen, weniger klöſterlichen Leben, dem neugierigen Auge freywillig würden dargeboten haben. Deßwegen wußte man auf den Hohen Schulen nichts von der Scheidekunſt, von der Kunſt die Bergwerke zu bearbeiten, von dem Akerbau, von der Viehzucht, von der Unterſuchung der Pflanzen, und ſelbſt von der Zergliederungskunſt, blos weil ſie mit Blut umgehet, in einem Worte, nichts von allem dem, was die Natur allein uns lehren kann. Daher kam jene träge Wiederholung der alten Schriften, und der mit den von dem Menſchen erfundenen allgemeinen Begriffen beſchäftigte unſelige Fleiß, durch welchen die Menſchen von neuen Erfindungen abgehalten, oder Erfindungen ausgeheckt wurden,

den, die wir mit mehrerm Nuzen hätten entbehren können.

Endlich erschien der Tag, da die Kenntniß der Natur wieder zu ihrer alten Ehre gelangete. Es gereicht dem nächst vergangenen Jahrhunderte zu einem Ruhme, dem unsern aber zum Vorzuge, daß man in jenem angefangen, in diesem aber zum Gesezze gemacht hat, zur Betrachtung der Natur zurük zukehren. Entweder beobachten heut zu Tage geehrte, edle und fleißige Männer die wirksame Natur um die Wette, oder mit ihren bloßen Beobachtungen noch nicht zufrieden, befragen sie dieselbe, und nöthigen sie auf ihre Fragen zu antworten. Wiederum andre führen auf diese Antworten, als auf einen festen Grund, ein dauerhaftes Lehrgebäude der Künste auf. Es geschah endlich, wiewohl ziemlich spät, daß auch in Deutschlands Hohen Schulen zuerst die Zergliederungskunst, die Kräuterwissenschaft, hernach die Scheidekunst, zulezt die Versuche der Philosophie auf dem Cartheder vorgetragen wurden. Das höchst anmuthige und auf die öffentliche Wohlfahrt sich beziehende Kenntniß der natürlichen Geschichte, wird nun in die meisten Akademien aufgenommen, nachdem besonders Schweden das Beyspiel hierzu gegeben, und den Weg gezeiget hatte.

hat. Allein es iſt jezt nicht die Zeit meinen Zuhörern, die ohne dem alle dieſe Sachen zur Gnüge wiſſen, zu Gemüthe zuführen, wie weit man es in dieſem einigen Jahrhunderte hierin gebracht hat, welches vom Jahre 1660 bis jezt verfloſſen iſt. Gewiß iſt es, daß man innerhalb dieſes Zeitraums in der Anatomie, in der Kenntniß der Kräuter und Thiere, in der ernſthaften, den Urſtoffen der Dinge durch wiederholte Verſuche erſpähenden Scheidekunſt, in den philoſophiſchen Erfahrungen, es zu einer gröſſern Vollkommenheit gebracht hat, als in den vorhergehenden ſechszig Jahrhunderten zuſammen geſchehen iſt.

Und doch ſah Bacon, es ſah es Stenons Sohn, und nach ihm Colbert, es ſey noch etwas übrig, welches den vorhergehenden Anſtalten mit Nuzen beygefüget werden konnte, und dieſes iſt es eben, was ich nun mehr Ihrer Betrachtung vorſtellen will.

Kraft der natürlichen Beſchaffenheit ihrer auf ſich habenden Pflicht, ſind die Lehrer der Hohen Schulen verbunden, den gröſten Theil ihres Lebens und ihrer Muſſe auf den Unterricht der Jugend zu verwenden. Dieſe muß ſo unterwieſen werden, daß der Profeſſor aus dem ganzen Umfange ſeiner vorzutragenden Kunſt, alles dasjenige auswähle,

le, was am meisten zu wissen nöthig, und doch dabey den Kräften und Verstandesgaben der Lernenden angemessen ist. Er darf sich den Endzwek nicht vorsezen, für sich selbst, und nur für sich allein, einen Theil seiner Kunst auszusuchen, den er mit einer gewissen vorzüglichen Liebe beleuchte und ausschmüke. Nein, seine Pflicht ist, den ganzen Umfang, so weit er auch seyn mag, seiner Kunst, und nicht selten mehr als einer einzigen Kunst, mit gleichem Fleisse zu bearbeiten. Er muß aber seine Zuhörer über alle Theile dieser Kunst so belehren, daß nicht die Fruchtbarkeit des einen den andern Theil verdränge; denn keine Provinz kann sich in der vorgeschriebenen Zeit anders als auf Unkosten der übrigen bereichern. Diese Arbeit, und diese ersten Grundsäze, die man den Zuhörern einpräget, müssen alle Jahre wiederholet, und noch mit denjenigen Entdekungen vermehret werden, welche unterdessen der gemeinschaftliche Fleiß des ganzen Europa von allen Orten zusammen getragen hat. So bald der Lehrer das Compendium seiner Kunst, so wie sie ihm bekannt ist, deutlich, und mit einer faßlichen Methode vorgetragen hat, so hat er alles erfüllet, was sein Amt von ihm erfordert. Wer über dieses billig genug seyn will, und die mannigfaltigem Bemühungen der Professoren, wie auch die mit diesem

Stan-

Stande verknüpften Pflichten, erwägen, der wird leicht einsehen, daß dem akademischen öffentlichen Lehrer eine solche Last aufliget, neben welcher noch andere Arbeiten, die besondere Untersuchungen zum Vorwurfe haben, mit keinem Scheine der Billigkeit von ihm können gefodert werden.

Allein, auf diese Weise bekommen die Künste keinen Zuwachs. Wenn der Professor nur die ältern Erfindungen sammlet, und sie bloß in eine geschikte Ordnung bringt, so stiftet er zwar bey der Jugend Nuzen, die Schranken der Kunst selber aber erweitert er nicht. Nur zu häufig sind die Beyspiele derjenigen Männer, die mit dem höchsten Ansehen, viele Jahre, auf Hohen Schulen gelebet und gelehret, und doch nicht das mindeste zum Wachsthume der Künste beygetragen haben. Nach dieser Art lehrete vor Zeiten Felix Plater ein halbes Jahrhundert durch, in drey hundert Leichnahmen, die Anatomie so anziehend, daß aus ganz Europa Zuhörer sich zu ihm drängten. Aber heut zu Tage verwundern wir uns, daß bey so vortheilhaften Umständen, ein grosser Mann, dem es weder an Gaben, noch an anhaltendem Fleisse fehlete, kaum etwas erfunden hat, das sein eigen sey, und das man nicht schon bey andern finde. Dasjenige nemlich, was von ei-

nem gemeinen und gegenwärtigen Nuzen für die Schüler war, das wiederholte Plater fünfzig mal, und da er sich niemals über dieses Ziel herauswagte, und nichts jenseits desselben zu entdecken suchte, so konnte er auch niemals etwas neues erfinden. Niemand wird von einem Menschen sagen, daß er gereiset sey, wenn er einerley Wege hundertmal durchlaufen hat. Tausend Meilen hat er zurük legen können, aber wenn er immer in derselben Gegend geblieben ist, so wird es doch von ihm heissen, er sey nicht weit gekommen.

Dieses ist nun der Anlaß gewesen, die Gesellschaften zu stiften, welche ohne den Zwek zu lehren, einzig zu neuen Entdekungen abgesehen sind. Es wurden nemlich Zusammenkünfte erfahrner Männer veranstaltet, in welchen ein jedes Mitglied dasjenige vortragen soll, was es neues bemerkt, oder richtiger beschrieben haben würde, als zuvor geschehen war. Hier sehen sie, meine Herren, nach ihrem eigenen Scharfsinn, die Absicht des Gesezgebers.

Die Mitglieder dieser gelehrten Gesellschaften gewöhnen sich, nicht Schülern, sondern Männern zu gefallen, und diejenigen zu belehren, die selbst lehren. So wird die Nacheiferung entzündet, welche keine mittelmäßi-

mäßigen Unternehmungen leidet; alle Kräfte des Verſtandes werden aufgeboten, und man wendet auf die Verſuche Fleiß und Arbeit, damit man etwas zu Stande bringe, das des Beyfalles der Kenner würdig ſey. Denn Sie ſehen leicht ein, wie weit ſich die auf der Pariſer Akademie abgeleſenen Abhandlungen, von den Vorleſungen in den Hörſälen der Profeſſoren entfernen.

Aber alle dieſe Reizungen zur Arbeit werden noch ſtärker, wenn die Abhandlungen, welche der Geſellſchaft ſind vorgeleſen worden, in ganzen Bänden herausgegeben werden: als wodurch ein jedes Mitglied zur Arbeit aufgefodert wird und keines von ihnen der Unehre ſich unterziehen darf, daß es unter ſeinen Mitcollegen auf der unterſten Stelle bleibe; es erhält dabey die ganze Geſellſchaft, u. die ganze gelehrte Welt zum ſtrengen Richter, vor den es Ehrfurcht haben muß: da hingegen ein Profeſſor den ruhigen, und ihm ſchmeichelnden, Hörſal ſeiner Schüler ungetadelt anredet.

Ein ſolches Mitglied einer gelehrten Geſellſchaft, nimmt nicht eine ganze Kunſt über ſich, es liefert auch nicht einen kurzen Innbegriff, oder gleichſam die Landcharte eines weitausgedähnten Reiches, wovon es in dem allzu engen Raume allerdings nur wenige Stätte, und keinen der Flecken würde aus-

zeichnen können. Zu einer Gesellschaftlichen Abhandlung sucht man sich ein kleines Gebieth aus, dessen Hügel und Bäche, Fleken und Dörfer, und fast die einzelnen Häuser man zu bemerken übernimmt. Nun sehen Sie den grossen Nuzen, der aus solchen Versammlungen erwächst, dergleichen wir heut eröfnen. Ich, zum Exempel, erlauben Sie mir, Hochgeehrteste Zuhörer, daß ich an mir ein Beyspiel gebe, ich bin nunmehr verpflichtet, nicht die ganze Anatomie, sondern einen geringen Theil derselben, jährlich vorzutragen, wovon die Wahl bey mir stehet, welchen Theil allein ich mit besonderer Aufmerksamkeit, bey unbeschäftigten Stunden, mit Hindansezung aller andrer Verrichtungen, bearbeiten, durchsuchen, und auf allen Seiten beleuchten soll. Also befiehlt einerseits die Sorge für meinen eigenen Ruhm, etwas ausnehmendes zu verrichten, anderseits erlaubt mir aber die Natur der Sache selbst, etwas vorzügliches zu Stande zu bringen. Nach der Berechnung, welche das Maaß zu den wahrscheinlichen Dingen lehret, kann man also schliessen, daß von einer gelehrten Gesellschaft mehrere Neuigkeiten können erfunden werden, als von den gewöhnlichen Universitätarbeiten zu erwarten ist.

Die

Die Hofnung, welche à priori, wie man es zu nennen pflegt, oder aus der Natur der Sache selbst erwächset, hat der Erfolg, ein unwiedersprechlicher Zeuge, auf das kräftigste bestätiget. Unter den unendlichen Werken, die Ludewig der Vierzehnde seinen Ruhm auszubreiten unternahm, hat keines seiner Erwartung völliger entsprochen, als die Parisische Akademie der Wissenschaften. Ihre Einrichtungen laufen alle in diesem Punkte zusammen, daß sich die Gesellschaft öfters versammle, daß sie ihre Abhandlungen öffentlich in Druk ausgebe, und daß die Provinzen der Künste unter die verschiedenen Mitglieder vertheilet werden. Auch hat sich diese Gesellschaft binnen fünfzig Jahren zu einem solchen Ansehen erhoben, daß in den schwersten Künsten ihre Zeugnisse für Orakel gehalten werden: und ihre Aufsäze, deren Bände in das gröſseste Werk aller Werke angewachsen sind, haben sich einen solchen Ruhm der Wahrhaftigkeit erworben, daß jedermann sicher auf sie, als auf die reifesten Geburten des menschlichen Verstandes, sich beruft: es seo, daß er die Memoires zu rathe ziehen, und sich auf das Gründlichste über die Beschaffenheit belehren wolle, oder daß er bey seinen aufsteigenden Zweifeln einen Führer suche, der ihn vom Irrthume bewahre.

Allein noch ein andrer aus den gelehrten Gesellschaften entstehender Nuzen, stellet sich in meinem Geiste dar. Die meisten Menschen sezen entweder ein Mistrauen auf sich selber, oder ihr Verstand ist zu flüchtig, oder allzulebhaft und unruhig, als daß sie von freyen Stüken etwas zu unternehmen wagen sollten, ob es ihnen gleich nicht an Kräften mangelt. Sie streifen gleichsam in dem unermeßlichen Felde der Künste herum, so daß sie, immer mit Geniessen, mit Lernen, mit Einsammlen beschäftigt, sich nichts eigenes auslesen, durch dessen besondere Auszierung sie sich hervor thäten. Für diese Köpfe haben die gelehrten Gesellschaften das sicherste Mittel zubereitet. Die Geseze, durch welche sie angehalten werden, jährliche Proben ihres Fleisses zu geben, bringen diese Männer zu gewissen und vorgesezten Entzweken, und anstatt der weitläuftigen der Natur allein überlassenen Felder, müssen sie jezt Gärten anbauen. Genöthiget und zugleich angefeuert nehmen sie einen engen Theil des Wahren vor sich, worinn sie nicht lernen, sondern lehren, und ihre zuvor niemals versuchten Kräfte nunmehr zum grössten Vortheile der Künste anstrengen.

Auf diese Weise soll, wie ich glaube, unsre neue Errichtung die heilsamsten Früchte

te sammlen. Durch die gelehrten Gesellschaften ist bewirket worden, daß geschikte Männer, von denen die Republik der Wissenschaften, auf keine andre Weise etwas erhalten hätte, nun ihre Geistesgaben und ihren Zoll zum Wachsthume der nüzlichen Kenntnisse beygetragen haben. Es ist aber bekannt daß der weiseste unter den Dichtern die weiten Felder zwar lobte, aber nur die engern zu bebauen anrieth, und daß dieses das untrüglichste Sinnbild ist, wodurch der Werth einer eigenen ausgearbeiteten Abhandlung gegen jene ungeheure Lehrgebäude abgemessen wird, womit die armselig arbeitsamen Menschen, das gelehrte Wesen oft so schmacklos bereichern, daß uns zwar die Mühe uns aus ihren Werken heraus zu wikeln, aufgelegt wird, nach der mühsamen Herauswiklung wir aber nicht um das geringste gelehrter werden, und also beydes, diese Werke und die darauf verwendete Zeit, für uns verlohren sind.

Man könnte noch hinzu thun, wenn niedrigern Gegenständen hier ein Plaz vergönnet wäre, daß die Bequemlichkeit, die uns die Unkosten und Sorgen des Drukes eines Werkes erspahret, bey Verfertigung kleiner Schriften, oft von grosser Erheblichkeit ist, welche einzeln schwerlich jemals ei-

nen Herausgeber würden gefunden haben, nun aber gemeinschaftlich in einen dauerhaften Band vereinigt werden.

Dieser Vortheil ist nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß nemlich in einer zahlreichen Versammlung, viele Dinge von den anwesenden Gelehrten strenger geprüfet, und zweifelhafte Versuche, welche die streitigen Fragen auflösen sollen, auf keine andre Art zuverläßiger entscheiden werden können. Wenn in einer Zusammenkunft berühmter Männer, welche die hier so nüzliche Wetteiferung behutsamer macht, die Versuche sind wiederholt worden, wenn ganze Akademien die Erfolge davon durch ihr Zeugniß bestätiget haben; so scheint sich alles zu vereinigen, was die ganze gelehrte Welt von der Wahrheit der Sache überzeugen kann.

Die Hauptabsicht unsrer Arbeiten aber, soll diese seyn, daß bey einem so grossem Umfange der unsrer Aufmerksamkeit würdigen Dinge alle Zweifel aus dem Wege räumet, und unser Geist bey dem geprüften Glauben einiger Säze sich beruhigen möge. Die um Rath gefragten Akademien haben nicht bloß ein Urtheil über geringschäzige Streitigkeiten gelehrter Männer gefället, sie haben mit heilsamer Weisheit

heit über gemeinnüzige Sachen, über neue Erfindungen, über vorgeschlagene Maschinen, über wütende Krankheiten, den Königen Antworten ertheilet.

Aber auch die den Ueberwindern über schwere Fragen ertheilte Preise, haben in unserm Jahrhunderte ihren grossen Nuzen gezeiget. Denn obschon hier die Begierde zum Gewinst wenig vermag, so entflammet doch die Ehre, der unter so vielen erfahrnen Nebenbuhlern davongetragenen Palme die Herzen dergestalt, daß keine andre Reizung die Kräfte des Verstandes und den Fleiß heftiger anspornt, als diese, und daß die Menschen sonst nie die schweren Arbeiten würden unternommen haben, wenn sie nicht eben durch die öffentlich ausgestellten Preise dazu wären aufgemuntert worden. Es ist bekannt, wie ungewöhnlich grosse Arbeiten, wegen des Lorbeers, wegen eines Epheu-Kranzes, die Kämpfer bey den Alten sich unterzogen haben. Wenn damals Belohnungen sie reizten, ihren Schultern eine mehrere Stärke zu verschaffen, so lehrt uns heut zu Tage eben dieser Ruhm die Arme des Verstandes zu üben, und ihre Kräfte zu vermehren. Und gewiß wird es kein kleines Licht seyn, das sich auf so vielen Hoh. Schulen des ganzen Europa, durch manche jährlich aufgelöste Fragen, nach einigen

Jahrhunderten verbreiten wird, wann einige Hunderte der schwersten und zugleich nüzlichsten Erfordernisse, aus dem Verzeichniß derjenigen Kenntnisse werden können ausgestrichen werden, welche zu erlernen das menschliche Geschlecht erwarten mußte. Die Beschaffenheit des Magnets, das Licht, die Bewegung, die Gestalt der Segel und Anker, so viel andre sehr schwere Aufgaben sind durch dieses Kunststük aufgelöset worden, zu deren Auflösung gewiß kein andrer Trieb die Kräfte so vieler Menschen würde vereinigt haben.

Könnte man nicht unter die Vortheile zählen, daß dergleichen Gesellschaften die Traurigkeit des akademischen Lebens in etwas vermindern? Die Bemühung Jünglinge zu bilden, und das Arbeitsvolle Amt eines akademischen Lehrers, erfodert eine einsame, stumme, und gleichsam von aller Freundschaft ausgeschlossene Lebensart. Von den Büchern geht man zu den Vorlesungen, von denselben kehrt man wiederum zu andern Arbeiten zurük, und der Tag verstreicht unter stets angestrengten Seelenkräften; er wird durch keine Erholung, durch keinen andern Trost gemildert, als demjenigen, den das Bewußtseyn giebt, seine Pflicht redlich erfüllet zu haben, einen Trost, der für den Menschen

ſchen, das geſellſchaftlichſte der lebendigen Geſchöpfe, weder erfreulich noch unſchuldig genug iſt, auch ſo nah an die Eitelkeit gränzet, daß ein die wahre Glükſeligkeit liebender Mann keinen rechten Geſchmak daran findet, weil ihn die Erfahrung lehret, wie leicht ſich ein Gift in dieſen Becher miſchen kann.

Die Brüderſchaft, (um mich ſo auszudrüken,) die gelehrten Zuſammenkünfte, der Anblik ſeiner Freunde, die fröhlichen Geſpräche, die Bekanntmachung neuer Erfindungen, die Gegeneinanderhaltung der beſondern Gedanken eines jeden, und das Vergnügen, ſo alle aus dieſer Vergleichung ſchöpfen, haben in den Verſamlungen der Geſellſchaften eine Anmuth, die weit von den feyerlichen Gepränge der Univerſitäten entfernet iſt. Bey ſolchem nüchternen Vergnügen iſt Fontenelle zu einem hohen Alter gelanget, und fünfzig verfloſſene Jahre haben die Liebe nicht erkälten können, mit welcher er die gelehrte Geſellſchaft beſuchet, wovon er allein noch übrig iſt.

Allein die Zeit befiehlt meiner Rede, die ſich ſchon auf minder erhebliche Gegenſtände herunter geſtimmt hat, ein Ziel zu ſteken; doch vergönne mir ihre Geduld noch dieſes wenige beyzufügen. Unſre Geſell-

ſchaft

schaft hat dieß besonders, und wenn ich nicht irre, ist es nüzlich den Errichtungen unsrer Vorfahren hinzugethan worden, daß der studierenden Jugend ein Theil derjenigen Früchte zufliesset, von welchem ich bewiesen habe, daß sie die Gesellschaft ihren Mitgliedern verschaffet. Wir haben erhaben denkende Jünglinge unserm Orden einverleibet, damit auch sie die Vorlesungen anhören, sich unter die Gespräche mischen, ihre eigenen Gedanken und Betrachtungen eröfnen, und von unsern Entdekungen und Urtheilen Nuzen ziehen können. Auch dieses gehört zu dem edlen Vergnügen, dessen manche fleißige Jünglinge bedürfen, eben weil sie mit einem grossen Eifer ihren Studien nachhangen. Es ist auch ein rühmliches Zeugniß für jene wenige, welches sie bey Verlassung ihrer ersten Laufbahn mit davontragen, daß sie unter vielen, unter andern nicht unwürdigen, für noch-würdiger gehalten, zur Brüderschaft ihrer eigenen Lehrer sind ausgewählt worden, und sich schon in ihrer Jugend die Freundschaft der Greise zu erwerben gewußt haben?

Diesen Vortheil sollen wir nicht gering schäzen, und die Universität kann ihn nicht verachten. Welche Ehre für uns, welcher Ruhm für jene! auch ausser unsern Orden, ausser-

ausserhalb den Vorhöfen der Georgiá Augustá, der Akademie Freunde zu gewinnen, unsern Musen gleichsam Bundsgenossen zu erwerben, und zwar solche Männer, die in ihren Wissenschaften ausnehmend hervor leuchten. Auch diese Sorgfalt wird ihre Früchte tragen, und durch dieselbe wird unsre Gesellschaft diese Hohe Schule fruchtbar machen, für deren Zierde sie bestimmt ist.

Ich weiß endlich gar wohl, daß man viele Dinge einwenden könnte, die ich bis jezt unberührt gelassen habe. Die ohnedem schon so sparsame Musse der Lehrer, werde noch mehr eingeschränkt; die Wahl unter gelehrten Männern sey schwer zu treffen, und immer mit Misgunst begleitet. Alle jene sehr nüzliche Wissenschaften, die sich mehr mit dem Anschauen der Wahrheiten, als mit einem thätigen Leben nähren, würden nicht selten vernachläßiget; und noch manches dergleichen hat dieser und jener an der neuen Stiftung getadelt. Alle diese Einwürfe wiederlegt der Willen des weisesten Königs, der sich nie anders als für unsre Wohlfahrt geäussert hat; sie soll auch die durch keine andre Arbeiten unterbrochene Ordnung unserer Erfahrungen und Abhandlungen; sie soll die Nothwendigkeit alle Gelegenheiten für diejenigen Studien aufzusuchen,

ſuchen, die uns den Weg zur Natur-Kenntniß öfnen; ſie wird endlich die aufmerkſame Billigkeit des vorſichtigſten Beſchüzers bey der Erwählung der Mitglieder, wiederlegen, und die Neuigkeit ſelbſt, die bald aufhören wird neu zu ſeyn, wird den gröſten Theil dieſer Beſchuldigungen mit ſich fortreiſſen. Denn alles neue ſcheint ſchlimmer als das Gewöhnliche zu ſeyn, bis es ſich ſelber mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge vermenget, und ein gleiches Vorrecht mit ihnen genieſſet, daß es die Menſchen nunmehr weder ſehr bewundern, noch boshaft tadeln.

V.

V.

Vorrede
zu dem
Röſelſchen Werke
von den
Fröſchen.

Aus dem Lateiniſchen überſezt.

V.

Vorrede

zu dem

Röſelſchen Werke

von den

Frödſchen.

Aus dem Lateiniſchen überſezt.

Wie wir den Hochmuth überhaupt für keine Tugend halten, ſo giebt es auch eine Demuth, die vom Vaterlande eine niederträchtige Meinung heget, und die unter die gröſten Laſter gerechnet zu werden verdienet.

Der Stolz, wovon die meiſten Völker ſo ſehr aufgeblaſen ſind, daß ſie ſich über alle andre Nationen erheben, iſt lächerlich, und die bey den Chineſern ſo gemeine Verachtung ausländiſcher Künſte iſt unſers Mitleides werth. Doch dieſe Schwachheit findet ſich bey den Chineſern nicht alleine: denn auch in unſerem mehr geſitteten Europa, pflegen diejenigen Völker, welche wegen ihres Reichthums und wegen ihrer zahlreichen Armeen, vor andern Reichen ſicher, und den Nachbaren fürchterlich ſind, alle übrige Völker, die Ihnen an Macht nicht gleich kommen, oder etwas weniger Artigkeit, und nicht ſo viel Achtung für eitle Künſte haben, als Barbaren anzuſehen, und hochmüthig zu verlachen.

Dieſer Stolz war mir faſt unerträglich, als ich den ſchönern Theil von Europa durchreiſete. Die meiſten Einwohner eines im höchſten Flore ſtehenden Reiches, bezeigten gegen die übrigen Reiche, und gegen derſelben Einwohner, ganz ohne Scheu, nichts als Verachtung. Durch ihre Mienen, Reden und Schriften gaben ſie täglich zu erkennen: auſſer ihrem Reiche ſey nichts Schönes, nichts Groſſes, nichts Tapferes anzutreffen; und anderswo könne nichts vollkommenes zu Stande gebracht werden. Auch ſolche Männer

ner, die nicht zum Pöbel, nicht zum ungelehrten Adel, ſondern unter die ſeltenſten und gröſten Geiſter dieſer Zeiten gehörten, behaupteten hin und wieder, nur bey ihnen könne man untadelhaft ſchreiben: die Ordnung, die richtige Lehrart, die flüßige Deutlichkeit, ſey ihr Eigenthum, und kein anderes Volk habe auf alle dieſe Vorzüge einigen Anſpruch zu machen. Zwar hatten ſie hiebey noch ſo viel Billigkeit, daß ſie, als die erſtgebohrnen Söhne der Natur, ihren Nachbarn, die ſie doch noch als ihre jüngern Brüder anſahen, für arbeitſam, für gute Sammler, und auch wohl für tiefſinnige Leute gelten lieſſen; ſich ſelbſt aber eigneten ſie eine ſolche Fähigkeit im Urtheilen zu, vermöge welcher ſie in ihren Schriften alles Ueberflüßige, und alles Geringſchäzige zu vermeiden wüßten. Und auch jezt noch, nach bereits verfloſſenen vierzig Jahren, fällt dieſes Volk von andern Völkern kein gelinderes Urtheil. Noch unerträglicher fiel mir, bey dieſen gewiß nicht glimpflichen Vorwürffen, das Mitleid und die Billigkeit derjenigen, welche aus Gütigkeit gegen uns, unſern Verſtand und unſere gute Gaben, zwar noch in ſo weit gelten lieſſen; ſich aber dabey ſo bezeigten, daß man deutlich wahrnehmen konnte, wie die andern Völker, dieſes für ſie ſo geneigte Urtheil,

nicht ihren Verdiensten, sondern einig und allein der gelinden Nachsicht eines so ausnehmend höflichen Volkes zuzuschreiben hätten.

So unbillig mir dieses übertriebene Verfahren eines sonst wegen seiner Höflichkeit berühmten Volkes zu seyn schien: so sah ich doch zugleich gar wohl ein, daß ihm seine Eigenliebe höchst nüzlich, und eine Quelle der gröſten Vortheile war.

Die niedrigen aber einträglichen Künste, welche die Quellen des Reichthums und die Stüzen der Macht eines Reiches sind, haben in Ansehung der Belohnung, zu jenen höheren Künsten, die den Verstand bessern und zieren, einerley Verhältniß.

Hofnung und Furcht beherrschen der Menschen Gemüther. Die Furcht der Strafe und des Schimpfs hält sie von den Lastern ab; Hofnung und Eigennuz reizet sie hingegen zur Tugend und Arbeit an. Ohne diese Triebe würde ihr Geist, gleich einem Schiffe im Eismer, stille liegen; und nach der Meinung eines alten Gelehrten, wäre jeder Mensch feige, wenn ihn die Furcht vor der Nachrede und der Verachtung nicht aufmunterte. Eben darum glaube ich, nur dasjenige Volk, welches dem Fleiße, der Tapferkeit, dem Wize

und

und dem Verſtande die beſten Belohnungen beſtimmet, werde ſich vor andern Völkern empor ſchwingen. Als die Römer die Schwelgerey noch verabſcheueten; als ſie die Reichthümer verſchmäheten, und nur nach ſolchen Ehren ſtrebten, die der Tugend Früchte ſind; war der Ruhm der höchſten Tapferkeit im Kriegen ihr allgemeines Eigenthum, und nur hierdurch machten ſie ſich alle Völker der Welt unterwürfig. Ihrem einig und alleine nach Ehre und Ruhm ſtrebenden Eifer, konnte weder die Kriegswiſſenſchaft der Griechen, noch der wilde Muth der Gallier, noch die unzählige Menge der Aſianer, noch der Reichthum der Aegyptier wiederſtehn.

So ſehr die Ruhmbegierde zu den Bürgerlichen Tugenden anreizet: ſo mächtig wirkt der Trieb der Gewinnſucht an der Erweckung der Arbeitſamkeit. Die Jugend ſchmeichelt ſich mit der Hofnung: wer die Ruhe in ſeinen erſten Jahren verſäume, der ſamle Schäze, vermittelſt welcher er, im Alter, um ſo viel gemächlicher und vergnügter leben könne. Dieſe Hofnung treibt die von Natur trägen Menſchen an, der Arbeit obzuliegen, andern nachzueifern, und mit unermüdetem Fleiß etwas vollkommenes zu Stande zu bringen. Wäre dieſe Hofnung nicht, ſo ſtunde der Pflug ſtille; die Werkſtätte wurden ru-

hen, die Schiffe im Hafen liegen, und von einem Volke, welches weder Nuzen noch Vortheil von seiner Arbeit zu hoffen hat, wird kein Fleiß, keine Geschiklichkeit, kein eifriges Bestreben etwas vollkommenes auszuführen, jemals zu erwarten seyn.

Der Leser wird leicht einsehen, was ich auf diesen gelegten Grund aufzuführen vor habe. Dasjenige Volk, welches sich selbst liebet, seine Mitbürger erhebet, seine eigenen Waaren den Fremden vorziehet, seine Schriftsteller hochachtet, und daß ich mit wenigem alles sage, von sich und dem seinigen die beste Meinung heget, wird alle andere Völker an Fleiß, Tapferkeit, Wiz und Verstand weit übertreffen.

Wo ein Volk diese Meinung von sich selbst nicht hat, da kann auch die Nacheiferung nicht zur Höhe kommen. Bey einem Volke, das seiner Künstler Werke verachtet; seiner Poeten selbst spottet; fremde Arbeit und ausländische Gelehrte vorzüglich lobet: kann sich weder Wissenschaft, noch Fleiß, noch Handlung, noch Reichthum, noch Muth, noch Tapferkeit, noch Wiz, noch Aemsigkeit empor schwingen.

Was dieses für ein Volk sey, dem dergleichen Vorwürfe gemacht werden können, ist

iſt leicht zu errathen. Es lebt in Europa eine groſſe Nation, die es an Fleiß und Arbeitſamkeit allen andern zuvor thut; ſie iſt reich an Erfindungen, giebt keiner an Gelehrſamkeit etwas nach, achtet die Wollüſte wenig, und kann unter den Tapfern den Ruhm der Tapferſten behaupten. Dieſes Volk verachtet ſich ſelbſt, es haſſet ſich; kauft, lobt und ahmet nur blos, was fremd heiſſet, nach. Es glaubet ſich weder wohl zu kleiden, noch etwas niedliches eſſen, noch etwas köſtliches trinken, noch bequem wohnen zu können, wenn es nicht ſeine Kleider, ſeine Weine, ſeine Köche, ſeine Schneider, ſeine Tücher, ſeine Baumeiſter, mit groſſen Koſten aus andern, und wohl gar von Feinden bewohnten Ländern kommen läßt. Eben dieſes Volk erhebt einig und allein den Wiz und den Verſtand der Ausländer; die Poeten, welche in fremden Sprachen ſchreiben; die ausländiſchen Mahler: die ſeine eigene Geſchichte auf das fehlerhafteſte, ungetreueſte und gehäſſigſte, vortragenden, elenden Schriftſteller andrer Völker, werden allein von ihm geleſen, gekauft und bewundert.

Was dieſe, bey den Groſſen vornehmlich ſo gemeine Geringachtung ihrer Landsleute für Folgen habe, iſt offenbar. Künſte und Wiſſenſchaften liegen darnieder: der

Fleiß der Künstler liefert nur etwas Gemeines, etwas Alltägliches. Die Gelehrten sehen sich gezwungen, durch Unterrichtung der Jugend, durch Zusammenschreiben, durch Uebersezen ihren Unterhalt zu erwerben, und so muß ein aller grossen Unternehmungen fähiges Volk, bey ermanglenden Schwingen, im Staube kriechen; da im Gegentheil die Gelehrsamkeit, der Fleiß und die Künste anderer Völker so viel Beförderung gemessen, daß sie immer mehr wachsen und zunehmen. Daher findet man auch bey diesem Volke keine durch höheren Schuz unterhaltene Akademien oder gelehrte Gesellschaften: und die Künste, die öffentliche Belohnungen verdienten, sonder große Kosten aber nicht wohl betrieben werden können, liegen ohne alle Hofnung einiger Verbesserung danieder. Eben deßwegen wird auch von einer so unzählbaren Menge der arbeitsamsten Bürger, im Kupferstechen, in der Mahlerey, in der Bildhauerkunst, selten etwas grosses oder neues ausgefertiget; an Heldengedichte[a] aber, an Trauerspiele, und an andere grosse Werke des Wizes, hat man sich bisher fast nicht gewaget. Und doch fehlt es diesem Volke, welches ich ohngeachtet meines Tadels dennoch liebe und hochachte, zu allen diesen Vor-

[a] Damals im Jahre 1751.

Vorzügen, weder an Fähigkeit noch an Wiz, noch an Fleiß. Aber ſeinen Fürſten, ſeinen Groſſen und Reichen mangelt es allerdings an derjenigen Liebe des Vaterlandes, die ihre eigene Güter zu ſchäzen weiß, und in der ihrigen Ruhm ihr eigenes Vergnügen findet.

Doch durch unſere Wünſche werden wir keine ſolche Könige und Fürſten vom Himmel erhalten: es bleibet uns alſo nur dieſes übrig, daß ſich die Gelehrten nebſt denjenigen, die anderer Werke zu beurtheilen im Stande ſind, den Ruhm ihrer Landsleute anbefohlen ſeyn laſſen, und ſelbige mit ihrem Beyfall unterſtüzen.

Was mich anbelanget, ſo habe ich den Wiz, die Tugend, den Fleiß eines jeden Volkes allezeit hochgeachtet und geprieſen: bey meinen Landsleuten aber mit dem gröſten Vergnügen gelobet, und nach meinem Vermögen, als etwas, ſo mich ganz nahe angehet, als einen Theil meines Eigenthumes, mit aller Dienſtgefliſſenheit zu befördern geſucht.

Eben daher habe ich den Geiſt der Bernoulli, die Rechnungen der Euler, die Beredſamkeit und die groſſe Wiſſenſchaft eines Geſners, die Muſe eines Klopſtoks, die hei-

ligen Reden eines Jerusalems, die Chemischen Arbeiten eines Potts, das Scalpell eines Meckels, den Grabstichel eines Preislers und den Pinsel eines Mengs frohlokend, und als ob ich Theil daran zu nehmen hätte, bewundert und angepriesen.

Die Gelehrten und Künstler der Deutschen verdienen um so viel mehr Lob! je mehr dieselben aus eigenem Triebe, sollten sie auch gleich nur eine geringe, ja gar keine Belohnung zu hoffen haben, es andern bevor zuthun sich bemühen.

Der Leser wird leicht merken, wohin dasjenige abziele, was ich hier vorgebracht habe. Ich schreibe eine Vorrede zu einem Werke unsers vortreflichen und sich durch seine Kunst selbst adlenden Herrn August Joh. Rösels von Rosenhof. Es hat sich selbiger bereits seit geraumer Zeit, aus Liebe zur Wahrheit, ungeachtet seiner schwächlichen Gesundheit, ohne von irgend einem Fürsten oder Beschüzer unterstüzet zu werden, angelegen seyn lassen, zur Verbesserung der Naturhistorie das seinige beyzutragen. Sein Fleiß hat sich einen schweren Theil derselben, die Familie der Insecten gewählet, und er wird sich um selbige eben so verdient machen, als Valisneri in Welschland, Renatus Antonius Ferchault von Reaumür in Frankreich,

reich, Abraham Trembley und Carl Bonnet in Helvetien, und Carl de Geer in Schweden: denn anderer ausländiſcher Schriftſteller Fleiß, hat er längſtens mit ſeiner Kunſt und Arbeit übertroffen; die Wahrnehmungen aber, womit er die Hiſtorie der Polypen bereichert, geben den Bemühungen, des in dergleichen Dingen ehedem vortreflichen Swammerdamms wenig nach. Vor den Verdienſten der bereits angeführten groſſen Männer aber ſind die Röſelſchen um deßwegen vorzüglich zu ſchäzen, weil er nicht nur die Natur genau beobachtet, ſondern auch durch ſeinen Pinſel ſo wohl nachgeahmet hat, daß auſſer den Zeichnungen des Swammerdams ſeiner Arbeit nichts verglichen werden kann b. die Hiſtorie der kaltblütigen Thiere iſt vor ihm von niemand in ein gleiches Licht geſezet worden. Dieſer erſte Theil verdienet alles Lob: und dem andern, worinnen die Eydexen beſchrieben werden ſollen, ſehen wir mit Verlangen entgegen c. Alle Arten der inländiſchen Frösche hat er vom Ey an bis zu ihrem vollkommenen Alter, in welchem ſie ihr Geſchlecht fortzupflanzen tüchtig ſind, ſo genau beſchrieben, daß er uns von ihren Ei-

b Bonnet hatte noch nicht geſchrieben.

c Es iſt nicht zu Stand gekommen.

Eigenschaften, von ihrer Speise, und von ihrem Bau, die deutlichste Nachricht gegeben hat. Ich aber habe allezeit nur diejenigen Bücher für lesens- und lobenswürdig gehalten, die des Verfasser eigener, auf eine genaue Betrachtung der Natur sich gründender, Fleiß hervorgebracht hat.

Dieses Lob wird insgemein durch drey Fehler verdunkelt. Der eine pfleget den Deutschen von den Ausländern vorgeworfen zu werden; der andere ist einigen Gelehrten sonderlich zu unsren Zeiten eigen, und der dritte findet sich fast bey allen Völkern.

Da es bey den Deutschen, einem zwar arbeitsamen aber mittelmäßig reichen Volk, langsam hergieng, bis die Fürsten und Könige auf ihre Kosten Versuche anzustellen veranstalteten, da der Privatleute Fleiß kaum einige Belohnung zu gewarten hatte; da es weder genugsam zahlreiche, noch auch wohlversehene anatomische Theater gab; da es an Krankenhäusern mangelte, eine vollständige Kenntniß der Krankheiten zu erlangen; da keine Gärten zur Beförderung der Kräuterkunde auf Königliche Kosten angeleget wurden; da man den Gelehrten die nöthigen Werkzeuge physische Versuche anzustellen, auf gemeine Kosten zu verschaffen unterlies,

terlies: ſo haben freylich viele Deutſche, aus fremden Nachrichten, eine Naturhiſtorie zuſammen getragen, und ſich alſo von ihren geſammelten Schäzen nichts als die Ordnung zuſchreiben können. Allein dieſer Fehler, den ich nicht abläugnen kann, iſt durch gegenſeitige Exempel überflüßig erſezet worden, und die den Deutſchen faſt allein eigene Chemie kann genugſam beweiſen, daß wir, wenn es nur unſer Vermögen erlaubt, gleich andern Völkern, der Natur nachzuforſchen im Stande ſind. Zu eben derjenigen Zeit, da ein Paulini die Hiſtorie der Thiere und Pflanzen auf das niederträchtigſte aus andern Büchern zuſammen ſchrieb, gab es doch auch einen Gerike, einen Hevel, einen Hermann, einen Weyſer, einen Rau, und noch mehrere Deutſche, deren jeder in ſeiner Kunſt ein Meiſter heiſſen konnte, und deren Anzahl ſo groß war, daß ſie allerdings den Ruhm ihres Vaterlands zu behaupten im Stande waren.

Sobald aber nachgehends die Künſte und Wiſſenſchaften durch gemeine Koſten unterſtüzet wurden, hat es in Erkenntniß der Natur gewiß kein Volk den Deutſchen gleich gethan: es fehlt ihnen auch nicht an einer genauen Kenntniß des Laufes der Geſtirne, an Fleiß die Geheimniſſe der Natur durch

Ver-

Versuche zu erforschen; die Körper der Menschen und Thiere künstlich zu zerlegen; die in Feldern und Gärten wachsenden Pflanzen zusammeln und genau zu beschreiben; mancherley Körper durchs Feuer zu untersuchen, und in der Arzeney neue Hülfsmittel zu entdeken.

Der andere bey wizigen Völkern sich findende Fehler bestehet darinnen, daß sie ihre Schriften nur blos mit eigenen Meinungen, mit weitläufig umschriebenen Gedanken, mit flüchtigen, unzureichenden falschen Begriffen, und auf schwachen Gründen stehenden Hypothesen anfüllen; wobey diesen Fehlern eine reine Schreibart, oder die von Wiz gleissenden Perioden, dennoch in den Augen des Volks einen Werth geben. Diese Art von Büchern, worinnen man nicht die Sachen selbst, sondern nur ihrer Verfasser Meinungen von den Sachen findet, scheinen mir eben so wenig Nuzen zu haben, als die blossen Sammlungen. Man trift zwar in selbigen mehr Wiz, als in den aus andern zusammen getragenen Schriften an, keineswegs aber schaffen sie uns mehr Vortheil: denn jene insgemein so sehr verachteten Sammler, erinnern uns doch an die nüzlichsten Dinge, welche wir, ohne ihre Beyhülfe, öfters mit der gröften Mühe kaum ausfündig machen

würden; auch geben ſie uns bequeme Verzeichniße alles desjenigen, was unzählige Schriftſteller von jeder Sache geſagt und geſchrieben haben. Ueberdem aber verführen ſie uns nicht ſo oft zu irrigen Meinungen, als wohl diejenigen Schriftſteller thun, welche die ihnen niemals zu Geſichte gekommene Natur nachahmen wollen u. ſolche mit einer poetiſchen Freyheit auszuſchmüken ſich herausnehmen.

Kein geringerer, und vielleicht ein noch ſchädlicherer Fehler iſt es, wenn uns ein Schriftſteller, zwar eine Geſchichte der von ihm genau beobachteten Natur verſpricht, aber anſtatt der wahren, falſche Begebenheiten auf das verwegenſte vorträgt. Dergleichen nur dem Wunderbaren nachjagende, und die Werke Gottes flüchtighin betrachtende Naturforſcher haben wir nur allzuhäufig, die ſich ſogar erkühnet haben, ſolche Abbildungen und Beſchreibungen herauszugeben, die man für wahr halten ſollte, wenn man ſie nicht gegen die Natur hielte.

Von allen dieſen Fehlern iſt unſer vortrefliche Röſel in allen denjenigen frey, was er herausgegeben hat. Er giebt nichts als was ſein eigen iſt, und ſchildert uns die Natur auf das getreueſte; in der Kunſt aber die Körper zu zergliedern, den Pinſel geſchikt zu führen, oder die Körper auf das genaue-

ſte

ſie mit dem Vergröſſerungsglas zu betrachten, weichet er niemand.

Daher denn auch ganz und gar nicht zu zweifeln iſt, daß ſein Werk den ihm, unter den beſten Schriften von der Naturhiſtorie, gebührenden Plaz, nicht beſtändig und bey der Nachwelt behaupten ſollte.

VI.

Verzeichniß
der
in Helvetien wild-wachsenden
Bäume und Stauden.

VI.

Verzeichniß
der in Helvetien wild-wachsenden
Bäume und Stauden.

Ich muß um Entschuldigung bitten, wenn ich der hochansehnlichen Gesellschaft die Arbeit weniger Stunden anbiete.

Es ist nicht unbekannt, daß ich seit vielen Jahren an einer Beschreibung der in Helvetien von Natur wachsenden Pflanzen arbeite a, und daß ich mich verschiedentlich bemüht habe, dieses Verzeichniß vollständig, und die Nachrichten zuverläßig zu machen. Es mangeln aber zu diesem Werke noch einige

a Die im Jahre 1768 herausgekommen ist.

nige Jahre, verschiedene Reisen und eine mehrere Müsse; nicht zur Vollkommenheit des Werkes, die an sich selbst unmöglich ist, sondern bloß zur Erfüllung allzu sichtbarer Mängel.

Ich habe indessen in allen den zahlreichen ökonomischen Schriften, die in Frankreich und Deutschland seit einigen Jahren so häufig herauskommen, beständig wahrgenommen, daß die Kräuterkenner, und die Landwirthe, einander nicht verstehn, und wie in zweyen Sprachen schreiben, ohne daß sie einen Dolmetscher haben, der zwischen ihnen diene, und die Entdekungen der einen den andern begreiflich mache.

Nur die lateinische Sprache besizt genugsame, angenommene, und zuverläßige Namen der Gewächse, die für alle Länder, und für alle Zeiten die nemlichen sind, oder seyn können. Die französischen Namen, und noch mehr die deutschen, sind nur bey wenigen Gattungen gewiß, und zumal die leztern nur gar zu oft provinzialisch, und in jeder Landschaft des weit ausgedähnten Reiches unterschieden. Auch haben die Liebhaber der Landwirthschaft sich nicht genug, zumal in den grossen Geschlechtern, aus den Unterschieden der Gattungen zu helfen gewußt. Man liest Carlowizen, Döbeln, und

vielleicht alle deutsche Bücher von dieser Art, ohne zuversichtlich zu wissen, ob sie die Tanne oder die Fichte beschreiben.

Diesem Uebel kann nicht abgeholfen werden, bis man ein Buch hat, wo, nebst dem lateinischen zum Grunde liegenden Namen, der deutsche und französische zuverläßig beygefügt stehe, und in diesem Buche müßten die europäischen Gewächse vollständig verzeichnet seyn.

Da wir noch keines von dieser Art besizen, so will ich indessen trachten, stükweise einen Theil dieses Mangels zu erfüllen, und von den helvetischen Gewächsen ein so wenig unvollständiges, und so wenig irriges Verzeichniß liefern, als mir möglich seyn wird. Der Mangel an der Zeit zwingt mich eine Classe nach der andern auszuarbeiten, und ich schränke mich für diesesmal auf die Bäume und Stauden ein. Diese Art von Gewächsen leistet, alles gegen einander verglichen, dem menschlichen Geschlechte die größten Dienste. Sie verschaft ihm das Feuer, die Wohnungen, die Schiffe, die Werkzeuge, einen grossen Theil der Speisen, der Arzneyen, der Kleidungen und Farben. Kann ich von andern theils längst versprochenen, und zum theil pflichtmäßigen Arbeiten so viele Stunden entbehren, so werden andere

Classen nachfolgen, wie die Speisekräuter, die Färberkräuter, die Arzneykräuter, die Gifte, die Unkräuter.

Man wird mir zugut halten, wenn ich mehr als ein Wort, das der Sprache noch abgeht, selbst erfinde. Die deutsche Sprache hat zu den Wissenschaften das besondere Geschike, daß sie neue, und dennoch verständliche und nachdrükliche Wörter zu gebähren fähig ist.

Da eigentlich keine gewisse Gränze die Classe der Bäume von andern Gewächsen abschneidet, so werde ich hier eine um etwas willkürliche Wahl brauchen, und die kleinern Stauden nicht verzeichnen, wenn sie nicht zur Vollständigkeit eines grössern, und bäumichte Arten in sich fassenden Geschlechtes nöthig sind. Nur sparsam werde ich das wesentlichste des Nuzens des Gewächses beyfügen; die weitere Ausführung verschiebe ich auf mein lateinisches Werk.

Roche, den 19. May 1762.

I. Claſſe.

Ohne anſehnliche Blumenblätter.

I. Abtheilung.

Zapfen tragende Bäume, oder Tangelholz.

Wird an den in ſtäubichte Zapfen dichtzuſammengepreßten Staubfäden erkannt, die mit ihrem breiten Urſprunge zuſammenwachſen. Die Früchte ſind verſchieden, aber niemals mit Staubfäden verbunden. Die Blätter ſind ohne Ausnahme ſchmal, überall faſt gleich breit, einfach, und zugeſpizt.

1. EPHEDRA petiolis maribus repetito ramoſis. *Hiſt. Stirp. Helv.* E. *maritima minor.* TOURN. *Uva marina monſpelienſium* LOBELII. p. 796.

Eine ſpaniſche Staude, wächſt auf dem Schloſſe Tourbillon, zu Sitten in Wallis, auch um Gonthey, Fouly, und anderswo.

2. TAXUS omnium Auct. Eibenbaum. If. Hin und wieder in Wäldern, und auf Felſen, am Belpberg, um Villeneuve u. ſ. f.

Das röthlichte Holz ist vortreflich, und mit dem Buchsbaume das festeste von unsern Hölzern, zu allerley Schreinerarbeit überaus geschikt und beständig, und giebt unter der Erde daurende Pfähle (BIRCH I. p. 416.) Der Baum läßt sich (wie zwar die ganze Classe thut,) gar leicht und sauber scheren und bilden. Die Blätter haben Pferde und Kühe, und zumal Kälber getödtet, die davon genascht haben (Gazetteer 2 March. 1754). Der Fruchtgrund (Placenta) ist saftig und süßlicht; der kleine Kern aber bitter. Es ist noch nicht ausgemacht, ob die Frucht schädlich sey. Im kleinen Gewichte ist sie es nicht, wie ich selbst erfahren habe.

3. JUNIPERUS foliis convexo concavis aristatis, baccis sessilibus alaribus. *Hist. Stirp. Helv.* *Juniperus* MATTH. p. 121. Wachholder. Genévre. Die gemeinste Art ist kriechend, und an troknen Hügeln häufig. Auf den Alpen ist eine Spielart mit etwas grössern Blättern, *Juniperus alpina*, CLUS. p. 38. und hin und wieder wächst der Wachholder zum Baume.

Das Holz riecht angenehm, und mit Wasser gekocht hat es eben die Kräfte, wie Sassafras, und andere sogenannte heilsame Hölzer. Die Beere ist überaus bekannt.

4. JU-

4. JUNIPERUS foliis cauli adpreſſis lanceolatis alterne conjugatis. Sabina. Sevenbaum. Sabine. Iſt eine Art Wachholder, und wächſt am Felſen Tremble aufm Foulyberge, im Unterwallis, und auch ſonſt in den benachbarten Bergen, im Veltlin, und zuweilen in den Inſeln der Aare.

Der ſcharfe Geſchmak und Geruch hält das Ungeziefer von den Kleidern ab. Mit Waſſer abgekocht und eingenommen, treibt die ganze Pflanze die Zeiten, iſt aber dabey gewiß der Bruſt ſchädlich, und ſoll von rechten Aerzten nicht verſchrieben werden.

Man nimmt eben dieſes Mittel in der Abſicht ein, die Frucht abzutreiben, aber mehrentheils vergeblich.

5. PINUS foliis faſciculatis deciduis *H. S. H. Larix* CAMER. Epit. p. 46. Lerche. Lerchtanne. Meleze, und in Helvetien Larze. Iſt eine Art der Tanne, wächſt eigentlich in den Wieſen an den Alpen, um die Mitte, oder noch tiefer, und kömmt mit den Flüſſen zuweilen in die Fläche, wie am Einfluß des Rhodans in den Genferſee, am Po in Italien.

Das röthliche Holz iſt ſehr feſt, und im Waſſer faſt unzerſtörbar, wirft ſich aber an der Sonne. Es brennet ſehr heftig. Aus

diesem Baume wird ein Theil des sogenannten Terpentins zubereitet, der auch in der Schweizer Mundart den Namen Lörtsch behalten hat. Man durchbohrt den Baum, der ohnedem Harz schwizt, und den flüßigen Terpentin in ein Geschirr laufen läßt, (DU HAMEL I. p. 335.). Es schwizt auch eine Art Manna daraus. Am Lerchenbaume wächst der weisse ehmals mehr gebräuchliche Schwamm Agaricus.

6. PINUS foliis solitariis tetragonis mucronatis. H. S. H. *Sapin.* DU HAMEL *arbust.* I. n. 2. Rothe Tanne, und die Tanne der Deutschen, gar oft auch ihre Föhre und Fichte. Ist der allgemeine Baum des Harzwaldes, und umgiebt den felsichten Fuß der Alpen, doch niedriger als die Lerchen.

Sie ist der vornehmste Baum zum bauen, wegen ihrer Geradigkeit und ungemeinen Höhe, in welcher sie die Lerche übertrift, sich auch minder an der Sonne wirft. Mit den Sprossen einiger Arten Tannen und Fichten wird Wasser abgekocht; und mit etwas Zukersyrup in ein Faß gethan, wird sie mit angezündetem Pulver zum gähren gebracht, und das Getränke für sehr gesund gehalten. (ELLIS *hudsonsbay* p. 224.) Das Harz wird aus diesem Baume zubereitet. Man hat mit blossem mit den Tangeln ab-

gekochtem Waſſer, warm getrunken, die Waſſerſucht geheilt *K. ſw. vetensk. handl.* 1744. Trim. 3.

7. PINUS foliis ſolitariis planis pinnatis emarginatis, H. S. H. **Weißtanne.** *Sapin femelle.* Avet. DU HAMEL n. 1. *Wargne* im Gouvernement Aigle. Wächſt etwas minder gemein, und etwas niedriger, als die vorige Art, und iſt in Helvetien ziemlich häufig.

Das Holz iſt zärter, als des vorhergehenden Baumes, und an der Luft minder dauerhaft, wohl aber wo es bedekt iſt. Aus dieſem Baume wird im Walliſerlande, und den nach Italien hangenden Thälern, der Terpentin gemacht. Man öfnet die von ſich ſelbſt entſtehenden Blaſen, die voll flüßigen Harzes ſind, mit einem Horne, das man zugleich mit dem Saſte füllt. Auch in Nord-Amerika erhalten die Gaſpeſier ihren Terpentin durch Einſchnitte in andre Arten Tannen (LE CLERC *de la Gaſpeſ.* p. 515.). Die Heilkräfte des Terpentins ſind groß und bekannt.

8. PINUS foliis binis, convexo concavis, conis maſculis ſolitariis alaribus. *Pinus ſylveſtris montana* CAMER. *epit.* p. 40. **Fichte, Dåle.** *le Pin ſauvage. Daille* im Gouvernement Aigle. Iſt die einzige in Deutſchland wachſende wahre

re Fichte, und wird an den allemal paarweise herauskommenden langen Nadeln leicht unterschieden, democh aber von den ökonomischen Schriftstellern auf eine unendliche Weise wiederholt, und mit der Tanne verwirrt. Wächst im Sande, in Helvetien und Deutschland, minder hoch, und minder gerade, als die Tanne, mit weit längern Nadeln.

Aus eben dieser Art verfertigt man den Teer und Pech. Man brennt das getrökneete Holz, und zumal die Wurzeln, mit einem gedämpften Feuer, in einem eignen Ofen. Das flüßige Pech schwizt heraus: der Kienruß ist ein anderes Produkt dieses Baumes. Aus der innern Rinde, die man troknet, zerreißt, und in Gruben vergräbt, über die man ein Feuer anzündet, machen die Lappen ein süsses Salz (SCHEFFER *Lapon.* p. 218. 219.)

9. PINUS foliis quinis, triquetris. *P. sylvestris Cembro* MATTH. *Epit.* p. 42. Arveln. Arole.

An dem höhern Hange der Alpen, über den Lerchen und Tannen; fast überall. Die sibirische sogenannte Ceder hat auch fünf Nadeln, und einen Kern, den man essen kann;

kaum; aber die Frucht iſt gröſſer und perlengrau, da ſie bey unſrer Art roth iſt.

Iſt ein ſonſt wenig brauchbarer Baum, deſſen zwar nicht ſehr ſchmakhafte Kerne zuweilen als ein brauchbares Mittel gebraucht werden, zumal in Bruſtkrankheiten. Das Harz riecht angenehm.

II. Abtheilung. Juliferæ.

Arbres à Chatons. Käzchen tragende Bäume.

Die Staubfaden ſind faſt in allen Arten von den Früchten abgeſöndert, und mehrentheils in einem hängenden Käzchen beyſammen.

10. SALIX foliis glabris, ovato lanceolatis, ſerratis, petiolis glandulosis, floribus hexandris H. S. H. n. 1639. Lorbeerweide. *Salix* GMELIN. *flor. ſibir.* n. 7. t. 34. f. 1.

Hin und wieder in Büſchen und an Zäunen zu Baſel. Wird aus dem Namen, und an den fünf bis ſechs Staubfäden leicht erkannt.

11. SALIX foliis glabris, elliptico lanceolatis, ſerratis, ſtipulis dentatis, julis gracilibus triandris. H. S. H. n. 1637. *Salix* GMELIN. n. 9. t. 34. f. 3.

Auf

Auf Auen und in Weiden an den Flüſſen, wie in den Inſeln des Rhodans. Hat glatte Früchte; wolligte Schuppen zwiſchen den Blumen; glatte, ſcharfgezähnte Blätter, oben an den Zweigen mit breiten Ohren begleitet.

12. SALIX foliis lanceolatis, ſerratis, glabris, ſtipulis ſerratis H. S. H. n. 1636. *S. folio longo lato ſplendente fragilis* RAJ. Am Genferſee, und wird auch in den Weinbergen gepflanzt.

Dieſe Gattung iſt mit den Ohren oder Nebenblättern leicht zu unterſcheiden, auch völlig glatt. Jung iſt ſie biegſam, und läßt ſehr ſchön.

13. SALIX arborea foliis elliptico lanceolatis, ſerratis, ſubtus ſericeis, dentibus craſſeſcentibus H. S. H. n. 1635. *Salix alba arboreſcens* C. BAUH. Weiſſe Weide. Saule.

Iſt die Art, die wegen des Holzes zu Reiffen, auch wohl zum Brande, am meiſten, zumal an den Landſtraſſen gepflanzt wird. Sie liebt die trokuen Gegenden mehr als die feuchten, (EHRHARD *Pflanz. Hiſt.* IV. p. 92.) und ſogar die Weinberge. Sie hat keine Ohren, oder Nebenblätter, ihr Laub iſt allemal mehr oder weniger mit einer anliegenden Seide bewachſen; die Blüthe riecht ſehr angenehm, hat drey Staubfäden und gelbe Schuppen. Aus dieſer

dieſer Weide ſchwizt zuweilen ein Manna, und tropft auch ein Waſſer, das von einer kleinen Art Grillen abgeht.

Von dieſer Gattung iſt eine bloſſe Spielart die Salix ſativa lutea folio crenato C. Bauh. Ozier der Franzoſen, mit ihren gelben oder rothen Zweigen. Sie iſt kleiner und vortreflicher, biegſam zum binden. Ihre Blätter ſind bald glatt, und bald etwas mit Seide beworfen.

14. SALIX foliis glabris, lineari lanceolatis, ſuperne conjugatis, julis tomentoſis, monandris H. S. H. n. 1640. S. *humilior foliis anguſtis ſubcæruleis ut plurimum ſibi oppoſitis* Rai. *Ouarſe* im Gouvern. Aigle.

Iſt eine kleine Weide, mit langen glatten Blättern, oben blaulicht und dunkelgrün, unten grau, vornen gezähnt, und oben an den Aeſten wie gepaart. Sie hat einzelne Staubfäden; und die Frucht und Schuppen gehaart.

Dieſe Art iſt wegen ihren kriechenden Wurzeln am bequemſten, auf grandichte Dämme ans Waſſer gepflanzt zu werden. Sie iſt auch ſehr biegſam und ſtark. (du Hamel. *Semis* p. 86.

15.

15. SALIX procumbens, foliis lanceolatis, ſubtus ſericeis. *Salix humilis repens* LOBEL II. p. 137. Silberweide.

Sie wächſt niedrig in Sümpfen, Torfwieſen und grandichten Auen an vielen Orten; die Blätter ſind zuerſt rund, hernach zugeſpizt, wie Lanzetten, unten mit ſilberner Seide bewachſen, mit groſſen Ohren, und ſeidenen Schuppen und Früchten; iſt ſonſt ein kleines unnüzes Geſträuche.

16. SALIX foliis integerrimis, ovato lanceolatis, ſubtus ſericeis, julis tomentoſis H. S. H. n. 1642.

Iſt eine Pflanze der hohen Alpen, und wächſt auf dem St. Bernhardsberge, dem Simplon, Staſelberge, Richard und Boulaire.

Die Blätter ſind wie in der Lorbeer länglicht oval und zugeſpizt, oben glatt, und unten ſeidicht; endlich aber gegen den Herbſt auf beyden Seiten glatt. Sie haben wenig Zähne. Die Schuppen und Früchte ſind mit Seide gehärt.

17. SALIX foliis ovato lanceolatis, ſerratis, ſtipulis lanceolatis H. S. H. n. 1645.

Wächſt auf den Alpen und hohen Thälern derſelben, im Gouvern. Aigle und in Bündten.

Die

Die Blätter ſind meiſtens glatt, zart, unten graulicht, länglicht-eyförmicht und zugeſpizt, am Rande gezähnt. Die Schuppen und Früchte mit Seide gehärt. Nur zwey Staubfäden.

18. SALIX foliis ovato lanceolatis ſerratis, venoſis, julis tomentoſis H. S. H. *Salix Lap.* t. 7. f. 6. t. 8.

Wächst auf hohen und wilden Alpen, Fouly, Prapioz, Gemmi, Albula. Ich habe lang gefürchtet, und fürchte noch, ſie ſeye von der vorhergehnden n. 17. nicht genugſam unterſchieden, ob ſie wohl harte, runzlichte und nervichte, und ſehr ſcharf geſpizte Blätter hat, und viel kleiner iſt. Sie gleicht der Heidelbeerſtaude ſehr.

19. SALIX foliis glabris, venoſis, ovato lanceolatis, obſcure ſerratis, H. S. H. n. 1646. *Salix pumila folio utrinque glabro* I. B. I. p. 217.

Steht unter Scheuchzers Pflanzen, hat blutfarbichte Stengel, Blätter auf langen Stielchen, mit einem zarten Neze überzogen, die Nerven roth, den Rand fein gezähnt, aber überwelzt, daß man die Zähne nicht ſieht, groſſe Käzchen wie Eyer, lange und glatte Früchte.

20. SALIX foliis glabris, ovatis, nitentibus, julis paucifloris H. S. H. 1648. *Salix alpina ſerpylli folio lucido*, Boccone *Muſ.* T. I.

Iſt auf den Alpen gemein, auch auf dem Gäſtler zu finden.

Die Blumen in einem Käzchen übertreffen nicht viel die Anzahl von ſieben, und die Staubfäden ſind lang; die Blätter ſind zuerſt rund, und dem Quendel ähnlich, werden aber an den längern Zweigen länger, und etwas gezähnt.

21. SALIX foliis orbiculatis, ſerratis, glabris, julis pauciſloris H. S. H. p. 649. *Salix alpina alni rotundo folio repens* BOCCONE t. 1.

Wächst oben auf den höhern Alpen, und iſt die kleinſte Gattung dieſes Baumes; oft von einem oder wenigen Zöllen. Die Blätter ſind nervicht, glatt, und gezähnt; der Blumen in einem Käzchen nicht viel über fünf; die Früchte glatt.

22. SALIX foliis ovatis, rugoſis, ſubtus tomentoſis, reticulatis, julis ovatis, ſtipulis amplexicaulibus ſerratis H. S. H. n. 1653. Seeweide.

Iſt in unzählbare Arten von den Verfaſſern abgetheilt worden, und hat in der That nach ihrem Alter ein ſehr verſchiedenes Ausſehn. Ueberhaupt iſt ſie brüchig, die Blätter rund oder eyförmicht, zuerſt ſeiden, und hernach, wie die Salbey, dik und runzlicht, endlich aber faſt glatt, mit oder ohne

Neben-

Nebenblätter. Man kennt ſie allemal an den runden und kurzen gehärten Käzchen.

23. SALIX foliis integerrimis ovato lanceolatis, ſubtus ſericeis, julis ovatis H.S.H. n. 1651. *Salix latifolia rotunda* C. B.

In Zäunen und Büſchen, der vorigen ſehr ähnlich, und auch eine Seelweide.

24. SALIX foliis rugoſis, orbiculatis, integerrimis, inferne tomentoſis, julis ovatis H.S.H. n. 1651. *Salix folio rotundo minor* DILLEN. An feuchten Orten.

25. SALIX foliis glabris ovatis, ſerratis, ſtipulis latiſſimis H. S. H. n. 1654. *Salix latifolia non hirſuta* I. B. I. P. II. p. 216. An Zäunen.

26. SALIX foliis ovatis, elliptico lanceolatis, integerrimis, H. S. H. n. 1643.

Iſt eine Pflanze der hohen Alpen, zumal des Gouvern. Aelen; eine zweyellichte Staude, mit langen zungenförmigen, diken, faſt gleich ſtark auf beiden Seiten mit Seide gehärteten Blättern, ohne Zähne, ſonſt faſt der weiſſen Weide ähnlich, aber weit diker, und mit ſeidenen Schuppen und Früchten.

27. SALIX foliis rotundis, integerrimis, ſubtus tomentoſis, julis gracilibus, longe petiolatis, H. S. H. n. 650. *Salix pumila folio rotundo* C. B. I. P. II. n. 17.

Auf den Alpen gemein, und wächst auch auf dem Leberberge.

Man kennt sie an den schmalen, langen, dem Pfeffer ähnlichen Käzchen, und den runden, ungezähnten, oben glatten, unten runzlichten nervichten und wollichten Blättern.

28. SALIX foliis prælongis, obscure dentatis, subtus tomentosis & albicaulibus H. S. H. n. 1641. *Salix longissimo folio.* Rosmarinweide.

An Bächen und an Zäunen. Die Blätter sind sehr lang, ohne Zähne, unten weiß und wollicht, und die Zweige brüchig.

29. SALIX foliis ovato lanceolatis, serratis, subtus albissimis H. S. H. n. 1655. *Salix alpina pumila rotundifolia repens, inferne subcinerea,* SCHEUCHZER.

In den Inseln des Rhodans und in den Thälern der Alpen. Hat eyförmige Käzchen, gezähnte Blätter, zuerst rundlicht, hernach zugespizt, unten blaulichtweiß und nervicht: gezähnte Zweighüllen.

30. POPULUS foliis angulosis, subtus tomentosis. *Populus alba* MATTH. p. 136. Peuplier blanc. Weisse Pappeln. Abeelen in Holland.

Bey Basel am Rhein, und im mittlern Wallis, auch über Cuilly. Die Blätter oben schwarz, unten weiß.

31. PO-

31. POPULUS foliis glabris, orbiculatis, acuminatis, rariter dentatis, leviſſimis H.S.H. n. 1633. *Populus Lybica* MATTH. p. 138. Aſpe. Tremble.

Iſt in Wäldern und Büſchen gemein; giebt ein leicht wegbrennendes und zu kleinen Arbeiten dienliches Holz, die keine groſſe Feſtigkeit fodern.

32. POPULUS foliis glabris, cordato rhomboideis, ſerratis H. S. H. n. 1633. *Populus nigra* MATTH. p. 137. Saarbaum. Felbaum. Peuplier noir.

In ſumpfigen Gegenden, und an Seen; der balſamiſche Geruch der Knoſpen verſpricht Heilkräfte.

33. ALNUS foliis glabris, rotunde crenatis, ſpongiolis ad nervum angulos H. S. H. n. 1630. C. B. *Alnus* CAMER. *Epit.* p. 68. Erle. Aune, noſtris Vergne, Verne.

An Zäunen und Waſſern. Das Holz iſt ſchlecht, und brennt geſchwind weg; wird auch verkohlt. Das Maſerholz wird geſucht, und iſt ſchön.

34. ALNUS foliis mucronatis, acute ſerratis ſubtus lanuginoſis, *A. incana & hirſuta* J. B. H. I. P. II. p. 182. Droſſel.

An Bergen und Bächen der Alpen.

35. BETULA foliis cordato lanceolatis serratis. H. S. H. n. 1628. Birke. Bouleau.

An Bergen, auch an feuchten Orten; hat ein leichtes, weisses, zu verschiedener Drechslerarbeit dienliches Holz. Es hat auch seinen Maser. Der Saft ist kühlend und harntreibend, und wird durch Gähren zum Weine. Die Blätter färben gelb, (und aus denselben bereitet man das Schüttgelb): die Rinde aber rothbraun. Giebt nach der Eiche die besten Kohlen.

36. BETULA foliis orbiculatis crenatis LINN. *Lapon.* n. 342. *tab.* b. f. 4.

In den Sümpfen um Chaux d'Abelle, um Bellelai, und anderswo im Bischoffbasilischen. Färbt auch gelb.

37. CARPINUS MATTH. p. 145. Haynbuche. Charme.

In Wäldern. Ist zu Wänden, die sich scheren lassen, bekanntlich gemein; hat auch ein hartes Wagenholz, zu Rädern und dergleichen Arbeit.

38. QUERCUS. Eiche. Chene.

Wir haben in Helvetien beyde Spielarten.

1) *Lon-*

1) *Longis pediculis.* Sommereiche. Und

2) die Steineiche *brevibus pediculis* C. B.

Jene iſt höher und weicher; dieſe härter und niedriger. Sonſt wächſt in Helvetien keine zweyte Eiche.

Das Holz, die Kohlen, die Eicheln, ſind bekannt. Nicht lange noch, und erſt im Jahre 1709. hat man in Frankreich aus den Eicheln ein zwar unangenehmes, aber reichliches Brodt gebalen.

39. JUGLANS. Nußbaum. Noyer.

Iſt eigentlich ein fremdes Gewächs, aber an Straſſen und Gebürgen ſehr häufig. Das vortrefliche Holz, und das Oel ſind bekannt. Die Wurzel dient ſchwarz- und Holzfarb zu färben.

40. CORYLUS Lobel. ic. II. p. 192. Haſelnuß. Noiſettier.

Von dieſer Staude ſind mehrere Spielarten; die Frucht iſt von allen gut zu eſſen, und das Oel ſehr fein.

41. CASTANEA. Chatagnier. Pluche II. p. 464. Kaſtanienbaum.

Auch dieſer Baum iſt fremd, aber im ſüdlichen Helvetien gemein, und macht groſ-

se Wälder aus. Die Frucht ist bekannt, und das Holz zur Schreinerarbeit an bedekten Orten, und zumal zu Fässern, sehr dienlich.

42. FAGUS Cam. *epit.* p. 112. Buche. Hetre. Um Aelen. Fayard.

Der gemeinste Baum am Hange der Hügel, ist aber nur einer Art.

Ist das tauglichste Brennholz, und wird zum Bauholze, wenn man es eine Zeitlang in Wasser liegen, und seinen den Holzwürmern allzu angenehmen Saft verlieren läßt.

43. HIPPOPHAE foliis linearibus, subtus rubiginosis H. S. H. n. 1603. Rhamni species Camer. *Epit.* p. 81. Sanddorn. Ercousse im Gouv. Aelen.

Am Strande des Reins in Pündten, des Rhodans im Wallis, der Aare über Bern, und an andern mindern Bächen. Wäre zu Zäunen sehr dienlich. Die sauren Beeren, die nach Linn. in Lappland gegessen werden, sind hier unerträglich.

44. EMPETRUM procumbens, foliis ovato lanceolatis obtusis. H. S. H. n. 145. *Erica baccifera* Cam. *Epit.* p. 77. Trünkelbeeren.

Auf

Auf hohen Gebürgen, und auf den Alpen überall.

Die Frucht wird in Norden gegeſſen. Sie färbt mit Alaun gekocht dunkel Purpurfarb. LINN. *pl. tinct.* p. 26.

45. VISCUM TRAG. p. 949. DU HAMEL II. p. 355. Miſtel. Gui.

Wächſt faſt auf allen Obſtbäumen. Wird für die fallende Sucht auch noch heut zu Tage gerühmt, wenn man ein halb Quentchen alle drey Stunden nimmt.

46. BUXUS CAMER. *Epit.* p. 101.

Iſt allezeit die nemliche Staude, unter vielen kleinen Veränderungen. Wächſt um Baſel und Genf, und im benachbarten Savoyen, an abhangenden Hügeln.

47. MORUS alba. Weiſſer Maulbeerbaum.

Iſt fremden Urſprungs, aber hin und wieder an Straſſen und im Grande anzutreffen, und liefert in Helvetien die ſtärkſte und beſte Seide.

48. CELTIS foliis ſiccis, ſerratis, longiſſime lanceolatis, fructu nigricante I. R. H. Micocoulier. Um Cleven und Lugano. Giebt ohne Mühe dreyſpizige Holzgabeln ab. ASTRUC. *Hiſt. nat. du Languedoc.*

49. ULMUS fructu membranaceo. Ilmen. Ormeau.

Hat verſchiedene Spielarten, davon die kleinblättrichte wild in den Wäldern wächſt. Das Holz iſt vortreflich zu allerley Wagnerarbeiten, und der ſchleimichte Saft in den Blaſen, die von gewiſſen Inſekten verurſacht werden, wird für einen nüzlichen Wundenleim angeſehn.

50. LAURUS foliis ovato lanceolatis, ramis florigeris foliis brevioribus H. S. H. n. 1602. Vulgaris C. B. Triumphalis. L.

Iſt zwar fremd, wird aber in Gouv. Nelen, und beſonders zu Vernet und Moutru häufig in Gärten, und um die Dörfer angetroffen.

II. Claſſe.

Mit anſehnlichen Blumenblättern.

1. Abtheilung. Polyſtemones,

darinn die Staubfäden viel zahlreicher ſind, als die Blumenblätter.

I. Abſchnitt.

Mit vielen und nakten Saamen.

51. RUBUS caule ſpinoſo ſubrecto, foliis quinatis & ternatis, fructibus hirſutis H. S. H. n. 1108. *R. Idaeus vulgaris* CLUS. *hiſt.* p. 117. Himbeerſtaude. Framboiſier.

In Wäldern und an Bergen. Die angenehme Frucht iſt bekannt.

52. RUBUS caule ſpinoſo ſerpente, foliis quinatis & ternatis, ſubtus tomentoſis, fructu levi H. S. H. n. 1109. *Rubus* CAMER. *Epit* p. 751. Brumbeerenſtrauch. Ronce.

Iſt die natürliche Deke, unter welcher die Natur die jungen Tannwälder wieder aufzieht. Auch an Zäunen.

53. RUBUS caule aculeato proſtrato, foliis ternatis ſubtus hirſutis H. S. H. n. 1110. *Rubus repens, fructu caſio.* C. B. Taubenkropf.

Auf Aekern, und um die Weinberge.

54. RUBUS caule herbaceo, foliis glabris ternatis, acinis diſtinctis H. S. H. n. 1111. *Rubus ſaxatilis alpinus* CLUS. *Pann.* p. 116. 117. Boksbeerenſtrauch.

Am Fuſſe der Alpen, auch an andern Bergen.

Alle

Alle vier Arten werden gegeſſen, und gehören zu dem ſäurlichten Obſte.

II. Abtheilung.

Mit fleiſchigten Früchten, 1) gekrönt.

55. ROSA ſpinis rectis confertis, foliis novenis glabris, pomis & petiolis ſubſpinoſis H. S. H. n. 1106. *Roſa arvina* TABERN. p. 1088. Pimpernellroſe.

Iſt ſelten, und wächſt an den Felſen des Jurá, an der Schifferflüh, zu Pierabot, auch über Roche und um Genf.

56. ROSA inermis, foliis glabris ſeptenis calycinis indiviſis H. S. H. n 1107.

Iſt an den Gebürgen und Alpen gemein, und hochroth.

57. ROSA ſpinis aduncis, foliis ſeptenis, calycibus tomentoſis, ſegmentis pinnatis & ſemipinnatis, tubis breviſſimis H. S. H. n. 1104. *Roſa canina vulgo dicta* DODON. p. 187. Hundsroſe. An Zäunen.

Läßt ſich eſſen, und giebt ein wohlriechendes Waſſer aus den Blüthen; die zerſägten und in einen Ballen von gewiſſen Ungeziefern

zieſern geformten Schlafäpfel werden für den Biß der tollen Hunde gebraucht.

58. ROSA humilis, ſpinis ſubrectis, foliis quinatis, rotundis, calycinis foliis ſimplicibus pinnatis & ſemipinnatis H. S. H. n. 1107. *Chamærrhodon* CLUS. *Pann.* p. 113. Bey Genff.

59. ROSA ſpinis recurvis, foliis glabris ſeptenis, calycibus tomentoſis, ſegmentis ſemipinnatis, tubis longis H. S. H. n. 1102. *Roſa alba* DU PAS tab. 115. An Zäunen.

Iſt wirklich von n. 57. verſchieden, hat eine kleinere Blüthe; die Säule des Staubweges iſt haaricht, u. die Blätter der Blumdeke nur ſelten mit einem oder mit zweyen Aeſten verſehen.

60. ROSA ſpinis aduncis, foliis ſeptenis, ſubtus rubiginoſis H. S. H. n. 1103. *Roſa Eglanteria* TAB. p. 1087. Weinroſen. Eglantier.

Etwas minder gemein, an Hügeln und Felſen, zumal um Roche.

Riecht nach Aepfeln; und von dieſer Art ſollen eigentlich die Schlafäpfel genommen werden.

61. ROSA foliis quinis, tomentoſis, pomis rotundis, ſpinis rectis ſpinoſis H. S. H. n. 1105. *Roſa ſilveſtris pomifera major* C. B.

Iſt in Helvetien eine Bergpflanze.

62. MES-

62. MESPILUS (unter welchem Namen wir die Obſtbäume vereinigen, die ihre Kerne ohne knorplichte Fächer, nakt in dem Fleiſche der Frucht tragen.) foliis pinnatis, utrinque glabris, fructibus umbellatis H. S. H. n. 1091. *Sorbus ſylveſtris* CAMER. *Epit.* p. 161. vulgo *Aucuparia.* Quitſchern, Vogelbeeren, Gürmſch. Cocheſne DU HAMEL; noſtris Thymier.

In Wäldern, und wird auch wegen der rothen Beeren zur Zierde gepflanzt. Die Frucht iſt ſauer und hart.

63. MESPILUS foliis ſerratis ſeptilobis, ſubtus ſubhirſutis H. S. H. n. 1118. *Sorbus torminalis* C. B. MATTH. p. 162.

An Zäunen und in Büſchen, wie um Roche; die Früchte ſind reif nicht unangenehm, und ſäuerlichtſüſſe.

64. MESPILUS foliis pinnatis ſubtus villoſis, H. S. H. n. 1099. *Sorbus ſylveſtris domeſticae ſimilis* C. B. Circa Baſileam. Sind eßbar.

65. MESPILUS ſpinoſa, foliis glabris, ſerratis, retuſis, tritidis H. S. H. n. 1087. *Spina alba* BLAKWELL t. 149. Weißdorn. Aubepine.

Ein ſehr gemeiner Strauch, der auch zum Baume aufwächſet, und alsdenn hart Holz hat.

Die

Die Frucht iſt meelicht, wird in Norden gegeſſen, und daraus ein Wein gemacht, den man rühmt. Iſt der Dorn, der zum gradiren des Salzes dient.

66. MESPILUS foliis elliptico lanceolatis ſerratis, calycibus longiſſimis perſiſtentibus H. S. H. n. 1094. *Meſpilus Germanica lauri foliis* C. B. Wilde Miſpel, davon die zahme eine Spielart iſt.

An Rändern der felſichten Hügel und Abſtürzen, auf der Petersinſel, auch um Bern.

67. MESPILUS inermis, foliis ovatis, integerrimis, ſubtus tomentoſis, H. S. H. n. 1093. *Cotoneaſter* GESNER. *Epiſt.* p. 91. b. 92.

Gemein am Fuſſe der Felſen des Jura, und der Alpen.

68. MESPILUS foliis ovatis, ſerratis, ſubtus tomentoſis H. S. H. n. 1089. *Aria major.* Alizier. Ailly zu Aelen. Meelbeeren, Elzbeeren oder Atlasbeeren auf deutſch.

Macht die Büſche der Felſen, und oft auch in den Wieſen der Berge mehrentheils aus, ſo daß wir dieſen Baum nicht nöthig hätten zu pflanzen, wiewohl die Schweden es patriotiſch anrathen. (CARLESON *Lex.*)

Die nicht unangenehme Frucht giebt einen guten abgezogenen Geiſt, und wird deswegen

wegen zu Erſpahrung des Getreides in Schweden ſehr gerühmt. Das Holz iſt ſehr ſtark, und zum Mühlenwerke dienlich.

69. MESPILUS foliis ovatis, ſerratis, glabris. *Cotoneaſter forte Geſneri* CLUS. *Hiſt.* p. 62. 63.

Iſt ein niedrieger Strauch, und wächſt höher in den Bergen und Alpen als n. 68, deſſen Frucht faſt die nemliche iſt.

70. PIRUS foliis ovatis, ſerratis; ſubtus tomentoſis, calveſcentibus. H. S. H. n. 1099. *Vitis Idea tertia* CLUS. *Pann.* p. 81. *Aria minor. Fäsbirlein. Amelanchier.* LOBEL.

In Zäunen und Büſchen, am Fuſſe der Alpen. Die blauen Früchte ſind eßbar.

71. PIRUS foliis ovato lanceolatis, ſerratis, glabris H. S. H. n. 1096. *Pirus ſylveſtris* Auctorum. Holzbirnen. Poirier ſauvage.

Auf magern Aekern, und an Rändern der Wälder. Das Holz iſt vortreflich, zumal zu Holzſchnitten, u. allerley Drechslerey.

72. PIRUS foliis ovatis, acuminatis, ſubtus hirſutis, petiolis florigeris breviſſimis H. S. H. n. 1097. Holzapfel. Pommier ſauvage.

An eben ſolchen Orten. Die Früchte werden in Engelland zur Verſtärkung des Apfelmoſtes mit den zahmen Arten vermiſcht.

2) Mit ungekrönten Früchten.

73. PRUNUS ſpinoſa foliis glabris ſerratis ovato lanceolatis, fructibus breviter petiolatis H. S. H. n. 1080. *Prunus ſylveſtris* MATTH. p. 226. Prunier ſauvage. **Schlehendorn. Schwarzdorn.**

An Reinen der Aeker und Zäunen. Hat verſchiedene Spielarten, und bekannte herbe Früchte, daraus ein zuſammenziehender Arzneyſaft, und ein guter Wein gemacht wird.

74. PRUNUS pedunculis geminis, foliis ovatis, ſubtus villoſis, convolutis, ramis ſpineſcentibus H. S. H. n. 1081. **Um Courtelari, Kirchberg, und andere Dörfer.**

75. PRUNUS foliis ſerratis hirſutis ovato lanceolatis, floribus longe petiolatis H. S. H. n. 1079. **An Zäunen.**

76. CERASUS foliis ovato lanceolatis ſerratis, inferne ſubhirſutis, mucrone producto H. S. H. n. 1082. **Wilder Kirſchbaum.** Cériſier ſauvage.

In Wäldern und an Zäunen. Die Früchte ſind klein, ſchwarz und ſüß; haben auch alle Heilkräfte der beſten Kirſchen. Mit Waſſer abgekocht, geben ſie ein heilſames Getränke in hitzigen Krankheiten. Zerſtoſſen

geben ſie einen ſtarken und guten Wein, und ein ſehr ſtarkes geiſtiges Getränk. Da daſſelbe ohne Schaden genoſſen wird, ſo ſcheint die Furcht überflüßig, wenn man bey den ſchwarzen Kirſchen die giftigen Kräfte der Lorbeerkirſche vermuthet.

77. CERASUS foliis glabris, ſerratis, ovato lanceolatis, mucrone producto H. S. H. n. 1083. Saure Kirſchen. Im Wallis, zumal auf einem Hügel bey Portvalay häufig.

78. CERASUS foliis cordatis, ſerratis, pedunculis multifloris n. 1084. *Mahaleb* CAMER. *Epit.* p. 91. *Bois de S. Lucie* DU HAMEL. addit. ad *Traité des Semis* p. 10.

Wächſt an den Felſen des Jura und der Alpen nach Süden zu. Das Holz iſt wohlriechend, und wird zu Meſſerheften und dergleichen gebraucht. Das abgezogne Waſſer iſt angenehm.

79. PADUS foliis ovato lanceolatis ſerratis, n. 1086. *Pſeudoliguſtrum* DOD. p. 777. Vogelkirſchen.

An Zäunen, auch zu Bern.

80. AMYGDALUS foliis glabris, ovato lanceolatis, ſerratis, imis dentibus & petiolis glandulosis H. S. H. n. 1078. *Amygdalus amara* DU HAMEL. p. 38. Im Unterwallis, nicht ſelten.

3) Mit

3) Mit troknen Früchten.

81. TILIA foliis cordato lanceolatis, ſpongiolis ad nervorum angulos H. S. H. n. 1030. *T. ſylveſtris* TRAG. p. IV. Linde. Tilleul.

Hat verſchiedene Spielarten mit groſſen und kleinen Blättern.

In Wäldern und an Zäunen. Hat wohlriechende Blüthen, daraus ein ermunterndes Waſſer abgezogen wird; das Holz iſt weißlicht, leicht und zur Drechslerarbeit ſehr bequem.

82. CISTUS fruticoſus, foliis petiolatis, ovatis, rugoſis, ſerratis n. 1031. C. femina ſalviæ folio C. B.

Wächſt zu Chiavenna an den Felſen.

II. Claſſe. Diploſtemones.

Die Anzahl der Staubfäden iſt gegen die Blumenblätter doppelt.

83. ARBUTUS caulibus procumbentibus foliis rugoſis, ſerratis n. 1019. *Vitis idæa* I. CLUS. *Pann.* I. 77. 78.

An den untern Halden der Alpenfelſen, in Gouvern. Aelen.

84. ARBUTUS caulibus procumbentibus, foliis duris integerrimis n. 1020. *Uva ursi* CLUS. *hisp.* p. 79. Sandbeeren.

Auf sandichten Hügeln, und unten an den Halden der Alpen.

Soll zur schönsten schwarzen Farbe der Wollentücher dienen; wird auch unterm Tobak gebraucht, und deswegen aus der Hudsonsbay verschrieben: und ist neulich als ein grosses Mittel wider die Schmerzen der Harnwege, selbst auch die Geschwüre derselben, berühmt worden. Man nimmt ein Quentchen dürrer Blätter des Tages. Er schlägt aber nicht allemal an, und auch die Farbe soll braun seyn.

85. VACCINIUM foliis perennantibus, ovatis, subtus punctatis, oris contractis H. S H. n. 1022. *Vitis idæa rubra* CAMER. *Epit.* p. 136. Kranbeeren.

Werden im Norden gegessen: auch die Blätter theeweise wider die Brustflüsse gebraucht.

86. VACCINIUM foliis ovatis integerrimis venosis n. 1021. *Vitis idæa* II. CLUS. *Pann* p. 79.

In Torfsümpfen. Die Beeren sollen ungesund seyn, und berauschen.

87. VAC-

87. VACCINIUM caule angulato, foliis ovatis, ovato lanceolatis, ſerratis n. 1020. *Myrtillus* MATTH. p. 231. Heidelbeere. Airelle.

In Tannenwäldern. Die Frucht iſt bekannt, wird gegeſſen, und zum Färben gebraucht.

88. VACCINIUM caule proſtrato, foliis ovato lanceolatis, floribus quadripartitis n. 1023. CORD. p. 1406. Mooßbeeren. Canneberge.

Auch in Torfſümpfen. Können gegeſſen werden, aber ſind ſehr ſauer.

89. ANDROMEDA foliis alternis, lanceolatis, margine reflexo n. 1017. LINN. *Lap.* Tab. I. f. 2.

Auch in Torfſümpfen.

90. RHODODENDRON foliis ovatis, glabris, ſubtus rubiginoſis n. 1015. *Chamaerhododendros alpina, glabra* SCHEUCHZER. Bergroſen.

Auf dem Jura in der Höhe; an den Alpen weit tiefer an Felſen, und in Wieſen.

91. RHODODENDRON foliis ovatis, ciliatis, ſubtus punctatis n. 1016. *Chamaerhododendros alpina villoſa* I. R. H. Mit dem obigen.

92. ERICA foliis patentibus quaternis acutis flore calyce longiori, antheris eminentibus n 1013. *Erica procumbens ternis foliolis carnea* C. B. und eben die *E. procumbens herbacea* C. B. welches die jüngere Pflanze ist.

In den Wäldern an den Alpen.

93. ERICA foliis imis simplicibus adpressis, floralibus calcaratis n. 1012. *Erica vulgaris glabra* C. B. Heide. Bruyère.

In sandichtem Grunde, in Tannwäldern und Torfsümpfen. Ist zum Gerben vortreflich; und macht mit ihren Wurzeln den Grund des besten Torfes aus.

93. *b.* ERICA foliis omnibus calcaratis. Unter Arbignon.

94. ERICA ramis erectis tomentosis, foliis linearibus confertis flores superantibus n. 1014. *Erica I. Coridis folio* CLUS. p. 41.

Am Felsen, zwischen Ripa und Chiavenna.

95. THYMELÆA foliis perennantibus ellipticis, floribus ex alis nutantibus n. 1025. *Laureola* DODON. p. 365.

Am Fusse des Jura und der Alpen in Büschen. Die Beeren sind giftig, und führen mit Schaden und Gefahr ab. Von zwanzig Granen ist ein allzuheftiger Bauchfluß

ſtuß, und ein hiziges tödliches Fieber am neunten Tage erfolgt Diſcorſ. lett. nell Accad. botan. di Cortona.

96. THYMELÆA ſpica cylindrica ſuperne foliosa n. 1024. *Daphnoides* CAMER. *Epit.* p. 937. Kellerhals.

In allen Wäldern. Die Frucht iſt gleichfalls ſcharf, und mit Gefahr einzunehmen.

97. THYMELÆA foliis ellipticis, calveſcentibus, floribus adgregatis, ſeſſilibus, hirſutis n. 1026. *T. alpina folio utrinque incano, flore albo.* I. R. H.

Auf dem Salevaberge, unweit Genf, und um Moron.

98. THYMELÆA foliis linearibus, floribus quadrifidis n. 1028. *Cneorum* MATTH. p. 46.

Auf den Alpen und Bergen, nicht gemein.

99. TAMARISCUS ſpicis foliosis n. 948. *Myrica* CAMER. *Epit.* Tamariskenſtaude.

In den Auen und Inſeln der Aare. Vevaiſe. u. ſ. f. Die Rinde der Wurzel abgekocht, wird für eine Blutreinigung, ſelbſt in dem Ausſaze, angeruhmt.

III. Classe.

Die Staubfäden in einer ungleichen Verhältniß, aber zahlreicher als die Blumenblätter.

100. HIPPOCASTANUM. Maronier.

Ist ein fremder Baum, jezt aber in Helvetien sehr bekannt worden. Die Früchte werden von den Schaafen gegessen, dienen auch zum waschen und auslaugen.

101. ACER foliis semitrilobis obtusis, lobis lateralibus emarginatis n. 10296. Maßholder. TRAG. p. 1123.

Ist eine höhere Staude: an Zäunen.

102. ACER foliis quinquangulis acute serratis, racemis pendulis n. 10295. *Platanus* TRAG. *Acer* p. 1125. Ahorn. Erable.

In Wäldern und auf Bergen. Hat ein weisses, leicht zu arbeitendes Holz. Läßt einen süssen Saft, fast wie die Birke rinnen, aus welchem man einen Zuker auch in Europa sieden kann.

103. ACER foliis quinquelobis dentatis, dentibus acutis, intervallis lunatis, racemis erectis n. 10294. *Acer Platanodes* MUNTING. *fol.* 11. Sycomore.

Wird

Wird in Alleen gepflanzt, und kömmt auch in Wäldern vor.

IV. Claſſe. Iſoſtemones.

Mit Staubfäden, die in gleicher Anzahl mit den Theilen der Blume ſind.

I. Abtheilung.

Mit mehrern Blumenblättern.

104. EUONYMUS foliis ovato lanceolatis ſerratis, ramis tetragonis n. 829. Cam. *Epit.* p. 102. Fuſain. Spindelholz.

An Zäunen. Dieſer Staude Früchte führen über ſich und unter ſich ab.

105. EUONYMUS pedunculis lateralibus patulis, foliis ſubrotundis, fructibus alatis Scopoli. n. 830. *Euonymus latifolius* Clus. *Hiſt.* p. 94. Um Pfeffer 6.

106. STAPHYLODENDRON foliis pinnatis n. 831. *Nux veſicaria* Dod. *pempt.* p. 818. Bibernüßlein. Nés coupés.

Hin und wieder an Zäunen, iſt aber vermuthlich fremden Urſprungs.

107. RHUS foliis ovatis, racemis plumoſis n. 827. Cotinus. Fuſtet.

Ueber Leuk, am Rhodan. Die Frucht dient zum Gerben, und das Mark des Holzes gelb zu färben.

108. HEDERA foliis ſterilibus, trilobatis, fructiferis ovato lanceolatis n. 826. *Hedera* TRAG. p. 802. Epheu.

An Felſen und Bäumen; trägt an etwas wärmern Orten Früchte.

109. VITIS foliis ſemitrilobis, dentatis, hirſutis. *V. ſylveſtris labruſca* GESNER. *Hort.*

An Zäunen und in Büſchen. Wird den Vögeln überlaſſen.

110. RIBES ramis aculeatis foliis rotunde lobatis n. 820. *Uva ſpina* MATTH. p. 167. Kloſterbeeren. Groſeilles.

An Zäunen.

Die Frucht iſt bekannt, und ihr Saft, ohne die Kerne, ſoll mit etwas von der Art 113. zu einem ſehr guten, dem Moſelweine ähnlichen Getränke werden.

111. RIBES inerme floribus planis, ſtipulis floris longitudine n. 817. *Ribes alpinus dulcis* I. B. II. p. 98. Wird in Deutſchland Ko-

rinten-

rintenbaum genennt, obwohl die Korinten eine wahre Traube ſind, und zum Rebengeſchlechte gehören.

An Felſen am Fuſſe der Alpen; auch auf dem Jura.

112. RIBES inerme, floribus planiuſculis, ſtipulis minimis n. 818. *Ribes acidus vulg.* Johannesbeeren. Groſeilles rouges.

In den Thälern der Alpen häufig, wie über Roche *en Fossillon.* Die Frucht iſt zu eſſen, doch etwas ſäurer, als die ſo in Gärten gezogen werden. Man kann Wein daraus machen, und die Gallert iſt heilſam.

113. RIBES inerme, olidum, calyce oblongo, petalis ovatis n. 819. *Ribes nigra* TABERN. p. 1083. *Caſſis.*

An feuchten Orten, Weyhern und in Moräſten. Die Blätter werden als ein harntreibendes und ſtärkendes Mittel theeweiſe gebraucht. Auch das Holz wird wider die Waſſerſucht gerühmt. Aus der Frucht wird ein ſtarker Wein mit Zuker gemacht.

114. RHAMNUS ſpinoſus, foliis ovato lanceolatis, ſerratis n. 824. *Spina infectoria* CAMER. *Epit.* p. 82. Kreuzdorn. Nerprun.

An Zäunen und feuchten Orten. Die Beere

Beere hat einen Saft, der unreif gelb, reif aber dunkelgrün färbt; eingenommen das Wasser treibt, und die Wassersucht zuweilen geheilt hat.

115. RHAMNUS inermis, foliis ovatis crenulatis H. S. H. n. 823. *Comm. Soc. Gott.* T. II. *Frangula polycarpos.* C. B.

An Gebürgen überall, sowohl am Fusse der Alpen als am Jura. Auch im Oesterreich um Baden. Hat eine sehr gelbe Rinde, und vermuthlich eben die Kraft, die der Creuzdorn hat.

116. RHAMNUS spinosus, foliis ovato lanceolatis glabris, floribus androgynis H. S. H. n. 822. *Spina infectoria altera* CLUS. *Pann.* p. 107.

Zwischen Chur und Embs.

Ist niedriger als der Creuzdorn, hat längere aber ganz glatte Blätter, eine kleinere Blume, lange Staubfäden, und eine halbgetheilte Frucht mit drey bis vier Kernen.

117. RHAMNUS inermis, foliis ovato lanceolatis integerrimis, floribus quinquefidis androgynis H. S. H. n. 821. *Frangula* CÄMER *Epit.* p. 478. Faulbaum.

An

An feuchten Orten häufig. Die mittlere Rinde führt ab, ohne doch giftig zu ſeyn, zu einem Quentchen und darüber genommen. Die Frucht wird zuweilen für den Creuzdorn gebraucht Elaborat. laid open p. 366. Die Kohlen ſind zum Pulver vorzüglich dienlich.

118. BERBERIS ſpinis triplicibus LINN. *Oxyacantha Galeni* TAB. p. 1035. Erbſeln. Epine vinette.

An Zäunen und in Wäldern.

Die Rinde färbt gelb, zumal das Leder. Die ſäuerlichte Frucht iſt vortreflich in allen hizigen und fäulichten Fiebern.

119. CORNUS arborea umbellis involucrum æquantibus n. 815. Cornouillier. Thierlein Helvetis, Kornelkirſchen Germanis.

Häufig an Felſen im Gouvern. Aelen, wie um Roche. Das Holz iſt hart, und die Frucht, auch von der wilden Art, ſüß und eßbar.

120. CORNUS arborea umbellis nudis n. 816. *Cornus femina* TAB. p. 1046. Hartriegel.

An Zäunen. Aus den Beeren wird in Italien Oel zum Gebrauche der Lampen verfertigt.

II. Ab-

II. Abtheilung.

Mit einem einzigen Blumblatte.

I. Abſchnitt.

Mit gekrönter Frucht.

121. CAPRIFOLIUM foliis ovatis, acuminatis, ſubhirſutis, integerrimis, baccis gemellis, n. 677. *Allobrogum Periclymenum &c.* LOBEL. p. 633.

An Zäunen gemein.

122. CAPRIFOLIUM foliis ovato lanceolatis glabris, baccis gemellis, calyce quinquefido n. 676 *Chamaceraſus alpina, fructu nigro gemino* C. B.

Auf Gebürgen des Jura und der Alpen, wie in Chapuiſe.

123. CAPRIFOLIUM foliis ovatis, hirſutis, bacca ſingulari, biflora n. 674. *Periclymenum rectum, fructu cæruleo* C. B.

An ähnlichen Orten, am Fuſſe der Alpen, und am Jura über Vallorbe &c.

124. CAPRIFOLIUM foliis ovato lanceolatis, ſubhirſutis, bacca ſemibipartita biflora n. 675. *Periclymenum rectum IV.* CLUS. *hiſt.* p. 49.

Am Fuſſe der Alpen, und in Wäldern, auch am Jura nicht ſelten.

125. CAPRIFOLIUM capitulis ovatis imbri-

bricatis terminalibus, foliis omnibus diſtinctis, n. 673. *Perichymenum germanicum* RIV. tab. 121

In Wäldern nicht ſelten, mit verſchiedenen, doch im Grunde zuſammenkommenden Spielarten.

126. OPULUS *Sambucus aquatica* CAMER. *Epit.* p. 917. Waſſerholder. An Zäunen.

Die Geldriſche Roſe iſt eine Spielart davon.

127. VIBURNUM foliis ovato lanceolatis, ſubtus tomentoſis n. 669. CAMER. *Epit.* p. 122. Schlingenbaum.

Wird auch zur Haarſchnur in Viehkrankheiten gebraucht.

128. SAMBUCUS arborea floribus umbellatis. n. 670. *S.* von allen Schriftſtellern. Holder. Hat ſehr viele Spielarten mit zerſchnittenen Blättern, grunen und weiſſen Beeren, u. ſ. f.

An Zäunen.

Iſt in der Arzneywiſſenſchaft bekannt. Die Frucht iſt erweichend und auflöſend, auch in langen Bruſtkrankheiten gebrauchlich. Die Keime, die Kerne, und die innere Rinde führen heftig ab: auch die Blumen in etwas, ſie treiben aber auch den Schweiß, und ſind im Rothlaufe zum Bähen ſehr dienlich.

129. SAMBUCUS arborea floribus ſpicatis n. 672. Montana CAMER. *Epit.* p. 976. Hirſchholder. In Wäldern.

II. Abſchnitt.

Mit ungekrönter Frucht.

130. AQUIFOLIUM MATTH. p. 161. Stechpalmen. Houx. Mit vielen Spielarten, rundlichten und glatten Blättern: die leztere bey Roche.

In Büſchen und an Zäunen.

Aus der Rinde wird Leim gemacht.

131. AZALEA caule procumbente, foliis ovato lanceolatis, marginibus contractis n. 666. *Chamaerhododendros ferruginea ſupina thymi folio alpina* BOCC. *Muſ. di piant.* p. 64. t. 53.

Auf den Felſen der Alpen, zumal im Gouvern. Aelen.

V. Claſſe. Mejoſtemones.

Mit wenigern Staubfäden, als Blätter der Blume ſind.

132. LIGUSTRUM. Beinholz. Troëne.

An

An Zäunen, mit vielen Spielarten.

Aus den Beeren laſſen ſich verſchiedene Farben machen, grün mit Eiſenvitriol, purpur mit Harn, roth mit verſchiedenen Salzen, auch ſchwarz.

Die ſogenannte Cyrene, Lilac (Schneeballe) iſt fremden Urſprungs, wird aber hin und wieder an Zäunen und in Büſchen gefunden.

VI. Claſſe. Papilionaceæ.

Mit zehn Staubfäden, wovon neun zuſammenwachſen.

Dieſe Claſſe hat beſonders ſehr viele kleine Stauden, wir werden alſo nur die vornehmſten bemerken.

134. COLUTEA foliis ovatis emarginatis, floribus racemoſis n. 400. Col. Matth. p. 183. veſicaria I. R. H. Blaſenſennet.

In dem wärmern Helvetien an Zäunen, und in kleinen Büſchen.

Soll ekelhaft ſeyn, und abführen.

135. CORONILLA fruteſcens, foliis retuſis ſeptenis, ſiliquis obiter articulatis n. 388. *Emerus* Cæsalp. p. 117.

Am Fuſſe des Jura und der Alpen.

Dieſe ſchöne Staude wird wenigſtens ſo viel werth ſeyn, als die fremden Aſpalathi.

136. CYTISUS foliis ovato oblongis, racemis ſimpliciſſimis pendulis n. 360. *Trifolia arbor* CORD, p. 187. Eiſenholz. Aubour.

Wächſt mit vielen Spielarten häufig am Fuſſe der weſtlichen Alpen.

Das Holz wird zu hölzernen Nägeln, Flöten und dergleichen gebraucht.

137. CYTISUS foliis ovatis nitidis, floribus ſpicatis cernuis, calycibus & ſiliquis ſericeis n. 361. *Cytiſus primus* CLUS. *Pann.* p. 36. Im Veltlin u. ſ. w.

138. CYTISUS pedunculis ſimplicibus lateralibus, calycibus hirſutis trifidis, ventricoſo oblongis LINN. *Cytiſus* CLUS. p. XCIV. Um Lugano.

139 SPARCIUM foliis inferioribus ternatis, hirſutis, ſuperioribus ſimplicibus n. 359. *Geniſta* RIV. t. 65. Pfriem. Genet.

Iſt in Helvetien noch nicht gefunden worden, wohl aber jenſeits der Alpen in den gemeinſchaftlichen Vogteyen.

Die

Dieſe Staude iſt zum gerben ſehr dienlich. *Gotting. Gel. Anzeig.* 1755. p. 1304.

In den übrigen Claſſen findet man wohl einige langlebende Stauden, aber keine wahren Bäume; und ich glaube nicht, daß über dieſe jezt angeführte Anzahl viele Bäume wild in Helvetien wachſen mögen.

VII.

Verſuch der Verbeſſerung eines ſumpfigen Grundes.

Aus den

Bernifchen Oeconomiſchen Sammlungen.

Ueberſezt aus dem Franzöſiſchen.

VII.

Verſuch der Verbeſſerung eines ſumpfigen Grundes.

Ich habe dieſe leztern ſechs Jahre vom 1. October 1758. bis auf eben den Tag des Jahrs 1764. auf dem Lande zugebracht. Der Ort meines Aufenthaltes war ein Thal, gegen Niedergang von hohen Gebürgen umſchloſſen, die ihren Winterſchnee erſt ſpäte verlieren, und gegen Aufgang von minder hohen Bergen umgränzt, die überhaupt einen ungleich ſanftern Abhang haben, und wo der Schnee von keiner ſo langen Dauer iſt. Bey den vielen

auf die Alpen gethanen Reisen habe ich die Regelmäßigkeit der beyden entgegengesezten Reihen der Berge eines Thals nicht bemerkt. Den Savoyergebirgen, die den Genfersee einschliessen, stehn auf der Bernischen Seite blosse Hügel gegenüber.

Diese Landschaft ist, in Vergleichung andrer, eine der heissesten in der Schweiz; der Thermometer stieg im Jahr 1762. an der Sonne auf 150. Fahrenheitische Grade, und am Schatten um 100. Während den Sommermonaten steht er am Schatten oft auf 70. bis 80.

Das Thal, so ich bewohnte, ist überhaupt sumpfig: die Hauptschichte ist eine fette graue oder blaulichte Erde, mit einer geringen Schichte von zufälliger Erde bedekt. Das Wasser seigert sich nicht durch die fette Schichte; und die unzähligen von den Bergen hinunterfallenden Bäche breiten sich auf der Oberfläche aus, bleiben stehn, und befeuchten die Wurzeln der Pflanzen. Daher entsteht der Nebel, der sich sehr oft des Morgens auf der Oberfläche der Erde sehn läßt, und die Kälte, die zwischen Rennes und Neuenstadt viel empfindlicher wird, wo der Sumpf offen ist. Die Erde empfängt von der Sonne einen ungleich grössern Grad der Hize, als das Wasser, und behält dieselbe besser.

Die

Die Ströme und die Waldwasser bedeken einen Theil des Raumes dieser Sümpfe. Da man ihnen von Anfang der Zeiten her keinen Inhalt gethan hat, da sie ihr Bett oft verändern, und da sie sich nach dem Verhältniß ihrer Schwere haben ausbreiten können, so nehmen sie einen beträchtlichen Theil von der Gegend ein. Das grandichte, mit grossen runden und meistens kalkartigen Steinen vermischte Erdreich erweiset diese Anschwemmungen genugsam. Das anliegende Gebirg besteht ganz aus schwarzem, grauem, oder auch mit rothen, gelben u. grauen Adern vermischtem Marmor, der in der Entfernung eines Flintenschusses von Roche gebrochen wird, und in welchem man oft versteinerte Kammuscheln findet.

Der Rhodan bringt aus dem Walliserlande Sand, und eine weisse Mergelerde mit sich: so daß seine Ueberschwemmungen vortheilhaft sind, und das Erdreich düngen. Sie haben in den alten Zeiten, in einiger Entfernung von dem Flusse, ganze Güter von leichter Erde angelegt.

Der bläulichte Letten des Rochethals, und insbesondere der dem Staate zugehörenden Dominialgüter, ist selbst mit Sande vermischt, und zerfällt, wenn er einige Jahre

an der Sonne gelegen iſt, in eine Art ſehr feinen und zarten Sandes.

Das meiner Aufſicht anvertraute, und zunächſt an dem Schloſſe liegende Erdreich, wird (*Pré pourri*) die faule Wieſe genannt, und verdiente dieſen Namen wegen ſeiner ſumpfigen Eigenſchaft auch allerdings.

Dieſe Wieſe war in drey Fiächen eingetheilt, davon eine immer etwas höher lag, als die andre. Die höchſte davon, *les Eſſerts* genannt, enthält fünf Morgen von angeſchwemmtem grandichtem Lande, und war an einigen Stellen, wo das Waſſer ſizen bleibt, ſumpfig: durch die Veranſtaltung meiner Herren Vorfahren aber, die dem Waſſer durch unterirdiſche mit platten Steinen gemachte Gräben den Abzug gegeben haben, war ſie aufgetröknet worden.

Die zweyte Fläche heißt *le Mottey*, aus guten, doch meiſt ſumpfigen Erdelagen, beſtehend, wie es der Namen ſelbſt erweißt. Hier und da wuchſen Erlen und einiges grobes und hartes Gras, als der Carex rufus caule triangulo, der Carex ſpica paniculata, die Pimpinella ſanguiſorba major, die Angelica, der Aſter autumnalis; ſonderlich aber die drey Arten Equiſetum, als die 4te, die 6te und 7te in meiner Emendatione 1. Dieſes leztere

bedekte

bedekte beynahe gänzlich den niedrigſten Theil dieſer Wieſe. Alle dieſe vier Morgen waren ſo viel als unnüz, und dienten nur zu einer ſchlechten Weide für einiges Vieh: es befanden ſich ſogar ſumpfige Stellen darauf, in welchen das Vieh gefährlich einſank.

Die dritte Fläche war die gröſte und niedrigſte, und faſt durchgehends ſumpfig. Nur wenige Morgen gegen Mittag waren troken, und mit Erde bedekt, ſo weit die Ströme ſie darauf geführt hatten. Der Reſt war eine ſumpfige Weide, oder ſogar, was man hier Flachère nennt, mit Rohr (arundo vulgaris) bedekt, das aus dem Waſſer hervorragte: hier und da ſah man auch einige Binſen und Weidenbüſche. Vor meinen Zeiten waren zwey Morgen, die von Natur etwas trökner waren, verbeſſert worden: man hatte ſie in Riemen abgeſchnitten, und in der Mitte mit einem Graben durchzogen. Das Futter war gut, und das Getreid kam ziemlich darauf fort.

Bäche des reinſten Waſſers, und unordentlich angelegte Gräben durchſchnitten dieſes Erdrich. Dieſe Waſſer ſcheinen aus dem Felſen zu entſpringen, und unter dem Strome des kalten Waſſers, eines Waldſtroms, (l'eau froide) durchzudringen. Sie hören niemals auf zu flieſſen; auch in der herbſten

herbesten Kälte und in der grösten Sommerhitze nicht; da doch der Strom selbst in beyden diesen Zeiten vertroknet. Sie werden niemals trübe, und gefrieren nicht: eine Eigenschaft, welche die Wasserkenner, so viel ich weiß, nicht bemerkt haben.

Da diese Güter meiner Sorge anvertraut waren; so sah ich sie als einen Kranken an, dessen Uebel ich jezt beschrieben habe.

Die Ursache der Krankheit war nicht zweifelhaft. Aus der Böschung, die sich von der ersten Fläche (*Esserts*) auf die zweyte hinunter senkt, fliessen eine Menge Quellen hervor. Diese Quellen hatten keinen Ablauf. Sie ergossen sich auf das fette und flachliegende Erdreich des Mottey, und blieben darauf sizen: die Ursachen des Uebels waren folglich die fette Erde, und der Aufenthalt des Wassers.

Ich unternahm, diesem doppelten Uebel vorzukommen, und ungefehr acht Morgen urbar zu machen, jede zu 500 Klaftern von 9 Fussen, oder 40050 Bernschuh, der sich zu dem Pariserschuh wie 10. zu 11. verhält. Diese Arbeit mußte in zwey Jahren aufs längste fertig seyn, wenn die vier übrigen Jahre des Genusses mir die Kösten wieder einbringen sollten.

Das zu verbessern nöthigste, schien mir das Mottey zu seyn. Da es nahe an meinem Wohnsize lag, so verstellte es meine nächsten Spaziergänge, und machte ihren Anblik und die Aussicht traurig. Es schnitt sogar meine Besizung von einander, und sönderte les Esserts von dem besten Theile der sogenannten faulen Wiese: eine Brüke von Grand verstattete den Uebergang von der einen auf die andre, an einem einzigen Orte.

Ich machte mir die Umstände des Winters von 1758. an zu Nuze. Der Waldstrom, der durch diese Wiesen fliesst, flößt das Holz zum Unterhalte der Salzwerke zu Roche herbey. Ein Pfahlwerk fängt es daselbst auf, und der Strom, der einen Fall von 2000 Schuh hat, und vermittelst eines Teiches auf der Höhe durch eine Schleusse eingeschlossen ist, bringt mit dem Holze eine unglaubliche Menge Grand, Kalksteine und Kiesel von allerley Grösse, und gemeinlich runder Gestalt mit sich. Nach einigen Jahren muß das Bett des Stromes geräumet, und von den Steinen gesäubert werden. Diese boten sich mir also zu Ausfüllung meines Sumpfs von sich selber an.

Da aber diese Arbeit nur zur Frostzeit gemacht werden kann, die unter einem milden Himmel, in dem Gouvernement Aelen,

von

von kurzer dauer ist; so war ich von dem Weinmonate an in der Bereitschaft, den Grand zu empfangen. Ich ließ zu dem Ende der ganzen Länge der Böschung nach einen Graben ziehn, unter welcher alle diese Quellen hervorbrachen, und deren stillstehende Wasser den Sumpf verursachten. Dieser Graben war 113 Klafter lang, ein Theil davon war der Natur selbst eigenes Werk. Er schnitt die Quellen alle von der Anhöhe ab, und leitete sie in einen Bach, der aus der Menge des auf diesen Wiesen sich befindlichen Wassers seinen Ursprung nahm. Ich ließ die Erlen ausreuten, und die Winde that zum Ausstoken gute Dienste: nur einen Busch der schönsten Bäume ließ ich stehn, und erwartete hierauf den Frost, der im Jenner 1759. eintraf.

Zum Unglük weckte das öftere Besuchen dieser sumpfigen Gegend mein Podagra auf, und hielt mich also ab, den Fuhrungen des Grandes selbst beyzuwohnen: sie wurden nicht mit der nöthigen Aufmerksamkeit verrichtet. Man sönderte den groben Grand nicht von den kleinen Steinen, und streute grosse Steine auf die Wiese, die hätten fortgeschaft werden sollen.

Die

Die Sümpfe wurden indeſſen ausgefüllt, u. verſchlangen ſechs Schuh hoch Grand. Ich ließ alle krumlaufende Bäche u. alle halbausgefüllte Gräben mit Grand anfüllen, um den Fuhrungen einen freyen Weg zu verſchaffen. Die 2000 Klaf., die ich zum auftröknen gewählt hatte, erfoderten bey 12000 Körbe voll Grand. Wenn ich dieſe Unköſten hätte erlegen müſſen, und meine Wieſe nicht ohnedem die Niederlage einer unausweichlichen Räumung geweſen wären, ſo hätte das Klafter 3 L. 15. ſ. (oder anderthalb Reichsth. gekoſtet. Ich bemerke dieſes den Landwirthen zur Nachricht, die ſich nicht alle in Umſtänden befinden, eine ſolche Auslage zu ertragen.

Zwar ſind in dieſen 3. L. 15 ſ. die Fuhrungen des guten Erdrichs mit begriffen. Ich raubte davon wo ich fand; ſie war ſelten. Ich ließ alle kleine Hügel verebnen, die man zu beyden Seiten der alten Gräben aufgehäuft hatte. Dieſe von dem räumen der Gräben geſamlete Erde war vortreflich. Ich ließ meine Teiche und meine Gräben räumen, und dieſen Schlamm an der Sonne liegen: auch dieſes fiel gut aus. Weiter ließ ich die Erde von dem Fuſſe des Gebürges zuſammenleſen: es war ein gelber Thon, deſſen ich mich ungern bediente. Endlich

war doch mein aufgeführter Grand mit einigen zöllen Erde bedekt.

Ich theilte dieses neu angelegte Land: denn für ein solches konnte es allerdings angesehen werden, in der Absicht von allerley Gewächsen auf demselben Versuche zu machen. Das trokneste Stük sparte ich ohne weiters, Heusaamen von einer andern guten Wiese, aber mit verschiedenen Grasarten angeblühmt, darauf zu säen. Das übrige besäete ich mit Gerste, Dinkel, Haber, Bohnen, Maiz, Linsen, Erbsen, Hirse, Kartuffeln (*Solanum tuberosum*), Hanf, Kohl ꝛc.

Alles dieses Land wurde in den J. 1759. u. 1760. angesäet. Das erstere war heiß und troken; der Haber war schlecht: das Getreid aber vollkommen gut, und so gut, als von anderm gebautem Erdrich. Alles kam gut fort, sogar der Hanf, den man auf das Bett von einem alten Graben gesäet hatte, wo der Grand wohl 6. Schuh hoch aufgefüllt war. Der Hirse allein blieb zurük: es scheint, er erfodere eine allzugute Erde.

Von diesen Jahren an überließ ich mein neuerobertes Land gänzlich dem Graswachse. Ich ließ, ohne mich bey einer kostbaren Bearbeitung aufzuhalten, Stachelheu (Esparsette) darauf säen, und machte aus allem diesem

dieſem Erdrich eine gute Wieſe, auf welcher die Grasarten von den vormals daſelbſt wachſenden ganz verſchieden ſind. Die Esparſette, der rothe Klee, das Gramen avenaceum elatius (Fromental der Franzoſen), und andre gute Grasarten, haben darauf die Oberhand gewonnen, und die Heuerndte von 1764. iſt beträchtlich geweſen. Auf ungefehr 1000 Klaftern machte ich im May 6 Klafter Heu ohne das Emd oder Grummet. Es wird leicht ſeyn, dieſes Erdrich zu verbeſſern, vermittelſt einiger Schleuſſen, durch die das Waſſer aus meinem Kanal, wo es genug Abhang hat, geleitet werden könnte.

Man muß geſtehn, daß weder der Pflug noch der Dung, den man zu den Gartengewächſen gebraucht hatte, das Equiſetum, und ſonderlich das Polyſtachyon, die vierte Art, die zwar am wenigſten ſchädlich iſt, haben zerſtören können: die ſiebente Art aber, oder das Multiſetaceum, iſt völlig ausgegangen. Dieſes leztere iſt in der That eine würkliche Peſt; es würde wohlgethan ſeyn, einen Preis auf die Ausreutung dieſer Pflanze zu ſezen. Das Futter, in welchem es zum Vorſchein kömmt, iſt dem Hornviehe ein Gift. Es macht ihm die Zähne auszufallen, und verurſachet den Bauchlauf. Ich habe es aus der Erfahrung: ein Knecht, den die Schön-

heit des Klees verführte, gab ein oder zween Tage davon einer Kuh etwas, das mit diesem Schafthen angestekt war, und ihr Kalb erst geworfen hatte; sie bekam den Bauchfluß, der sie erschöpfte, und ich mußte sie um die Hälfte des Werthes verkaufen.

Man kann also auch die allerfeuchtesten und fäulsten Wiesen in trokne verwandeln, wenn man die Quellen abschneidet, und sie mit Grand belegt.

Ich habe eines vorhangenden Stüks dieser Wiese gedacht, aus welchem die Quellen hervorbrachen. Dieses war eine Grandhalde mit Dornen und Büschen bedekt, die den Schlangen und Vipern zur Zuflucht dienten. Ich ließ diese Dornen und Gebüsche nicht ohne viele Mühe ausreuten, und die Steine und den Grand zurecht legen; die Böschung war aber allzu stark, als daß die Erde sich hätte halten können. Ich säete Esparsette auf dieses undankbare Erdreich: sie kam vollkommen gut fort, und verwandelte die Grandhalde in einen dem Auge angenehmen beblümten Teppich. Diese Pflanze wächst von sich selber auf den Felsen der Alpen: ihre lange Wurzel drängt sich zwischen den Steinen durch, ein wenig Erdreich zu suchen, und gedeyet daselbst vollkommen gut.

Sie

Sie iſt alſo von allen künſtlichen Grasarten diejenige, die am wenigſten Wartung bedarf, und allen Zufällen am beſten widerſteht. Es iſt auch eine bloſſe Einbildung, den Verluſt derſelben zu befürchten, wenn die Wurzel Waſſer erreichen kann. Die feuchten Wieſen zu Olon ſind mit Eſparſette angefüllt; und ich habe Saamen in Gräben ausſtreuen laſſen, der vollkommen fortgekommen iſt. Die Lüzerne (Schneckenklee) erfodert mehr Sorgfalt: ſie verlangt das beſte Erdreich, und verbrennt in dem Grunde in etwas troknen Sommern.

Ich muß im vorbeygehen eines landwirthſchaftlichen Vortheils gedenken, den mir ein bloſſer Zufall entdekt hat. Ich hatte meine Eſparſette mit Gerſte ausſäen laſſen, um von dem erſten Jahre doch einigen Nuzen zu ziehn. Ich ließ die Gerſte zweymal im grünen abſchneiden, und den Kühen vorlegen: ſie gieng aber wieder friſch auf, und gab mir für das drittemal eine ziemliche Erndte. Wahr iſt, ſie wurde ſpät reif, allein die Herbſte ſind hier angenehm und hell.

Es blieb mir noch der gröſte Theil des Grundſtüks zu verbeſſern übrig; dieſes beſtand aus einem von den Ueberſchwemmungen angelegten grandichten Grunde, einem Röhrichte (Marécage), und vielem Sumpfe. Die

Wurzeln dieses Rasens, der niemal war gebrochen worden, schlungen sich in einander, wie ein Filz, den andre Pflanzen unmöglich hätten durchdringen können.

Ich nahm die Sache, nach Anleitung der Verschiedenheit des Erdreichs, anders vor. Der durch den Strom herbeygeführte Grand bedurfte Wasser. Ich hätte ohne Mühe einiges darauf leiten können; ich besorgte aber, es möchte zu kalt, oder zu roh, und also dem Erdrich schädlich seyn. Diese Meinung ist in dieser Landschaft dergestalt angenommen, daß ich zu entschuldigen bin, dieselbe befolget zu haben. Ich ließ mit Mühe einen Teich graben, den ich auf einem grandichten Lande anlegen mußte. Seine Lage war auf einem kleinen Hügel, von welchem das Wasser desto füglicher an alle Orte ausgetheilt werden konnte. Dieser Sammler erfoderte eine erstaunliche Menge fetter und gestampfter Erde, Rasen und Mooses. Ein Teich ist unter allen landwirthschaftlichen Arbeiten die schwerste, und vielleicht auch die kostbarste. Meiner war glüklich. Ich verbesserte das Wasser, durch eingelegten Pferdemist, den ich mit einer Stange zerreiben ließ. Ich bemerkte mit Freuden, wie ein gelber unfühlbarer Staub den Wasserrinnen nach, den Lauf des Wassers bezeichnete.

Die

Die Würkung davon war ebenfalls glüklich: der Raum, den dieſes Waſſer begieſſen kann, zeichnet ſich im erſten Anblike von demjenigen aus, der der Natur war überlaſſen worden. Die Gräſer und die Kräuter mit Sonnenſchirmen finden ſich daſelbſt in Menge. Von den erſtern iſt das Fromental am mächtigſten, und von den leztern der Kümmel.

Den ſumpfigten Theil dieſer Beſizung betreffend, wählte ich bey 1500 Klaftern, die durch bereits vorhandene Gräben ausgezeichnet waren: ſie machten ein langes Dreyek aus, deſſen Fuß bey 300 Schuhen in der Breite hatte. Ich theilte dieſes Stük, welches theils aus mit Rohren bewachſenem Sumpfe beſtand, und theils mit Weiden und Binſen bewachſen war, in Riemen, die 36 Schuh in der Breite hatten, und die in gleichlaufenden Linien ein Hauptgraben, an der dem Fuſſe des Dreyangels gegenüberſtehenden Seite, abſchnitt. Meine kleinern Gräben ſind 3 und einen halben Fuß breit. Ich ließ die daraus ausgeworfene Erde, und alles was ich von guter Erde aufbringen konnte, auf die Mitte der Riemen legen. Die ſumpfichten und feuchteſten Stellen ließ ich mit Grand anfüllen. Ich fand Ziegelſteine, mit denen vielleicht ein ehmaliger Beſizer eine Verbeſſerung unternommen hatte. Die Grä-

ben füllten sich mit Wasser, dessen Ablauf aber nicht frey war. Der Besizer eines anstossenden, mit Schilf bewachsenen Sumpfes empfieng selbiges ein wenig zu horizontal. Der Pflug kam mit grosser Mühe fort, und warf Filze von 30 Schuhen hoch um: fünf Paar Stiere wurden dazu erfodert. Ich besäete diese Riemen mit Haber, nachher mit Dinkel, und zulezt mit Weizen. Ich gewann also fünf gute Erndten. Auch machten diese 1500 Klafter jederzeit meine liebste Besizung aus, und noch in diesem Jahre 1764. haben sie 500 Garben abgeworffen. Auf diesem Stüke allein fält das Getreide nicht, welches Unglük sonst unter allen landwirthschaftlichen Zufällen am wenigsten auszuweichen ist. Es scheint, dieser Vortheil müsse den zu beyden Seiten der Riemen gezogenen Gräben zugeschrieben werden, in welche das Wasser ablaufen kann: da sonst der Regen aller Orten die Erde erweicht, und also die Festhaltung der Halmen schwächet.

Ich habe dabey Anlaß eine Anmerkung zu machen, die zu etwas nüzlichem leiten kann. Im Jahre 1762 fiel ein kleiner Hagel, der meine Erndte eben an dem Tage beschädigte, da sie eingesammelt werden sollte. Allem Anscheine nach schlug er viele Aehren

ab,

ab, die ganz reif waren. Ich ſah einen dieſer Riemen ſich durch die Schönheit des Getreides, welches von ſich ſelbſt aufgieng, vor allen andern unterſcheiden. Ich wollte die Natur nicht irre machen. Da aber die Ränder dieſer Riemen nicht ſo ſtark beſezt waren, ließ ich noch einige Saamkörner darauf ſtreuen, und ohne Bearbeitung bedeken, ſo gut es möglich war. Dieſer Riem, der einen Morgen hielt, kam vortreflich fort; das Getreid ſtokte ungemein, und erwuchs in ſtarke Büſche. Es hielt allein die Regen und das Ungewitter aus, die im Jahre 1763. mein übriges Getreide zu Boden fällten, und bereicherte meine Scheune mit einer ſehr ſchönen Frucht, die verdiente beſonders aufbehalten zu werden, um zum Anſäen zu dienen.

Ich zog zwo Anmerkungen aus dieſem Zufalle. Die erſte, daß der gute Erfolg dieſes den 26 Heumonats ausgeſtreuten Getreides der frühzeitigen Ausſaat zuzuſchreiben ſey. Das frühgeſäete Korn wird vor dem Winter ſtark, und hat die Kälte nicht mehr zu fürchten. Da es länger lebt, ſo verlängern ſich ſeine Wurzeln mehr, und es ſezt ſich beſſer an, und dieſes iſts, was es zu ſtoken macht: zudem werden die Stengel härter, weil ſie älter ſind. Ich ſchlieſſe al-

so daraus, daß man wohl thut so früh als möglich zu säen, und gleichsam alle Hindernisse zu bezwingen, um vor dem Ende des Herbstmonats die Saat zu vollbringen.

Die zweyte Anmerkung ist diese: daß man oft nicht nur nach einem eingefallenen Hagel, sondern auch, wenn das Getreid wegen eingefallener Hindernisse ausserordentlich reif wird, das Säen, Pflügen und Düngen ersparen kann: vielleicht verdiente dieser Gedanke durch Versuche geprüft zu werden. Ueberläßt man nicht viele Wiesen ihnen selbst? sollte das Getreid nicht auch von seinen Saamen wieder aufwachsen, wie der Klee, und wie viele andre jährliche Pflanzen, aus denen die besten Wiesen bestehn.

Ich habe einen zur Erndtezeit auf den Rüken eines Grabens ausgestreuten Haber den Winter ausdauren, und das folgende Jahr seine Erndte liefern gesehn. Alles Sommergetreid kömmt hier zu Lande schlecht fort, und ich glaube, man sollte alles mögliche thun, sie alle vor dem Winter auszusäen. Virgil hat es bereits gesagt; die allzutroknen Frühlinge ersodern es, und die tägliche Erfahrung bestätiget, daß das Wintergetreid allein dem Landmanne seine Mühe und Kösten bezahlt.

bezahlt. Freylich erfodert dieſes leztere mehr Arbeit im Herbſt: allein mehrere Pferde würden der Sache zurecht helfen, und die künſtlichen Wieſen würden ſolche ernähren.

Die Sommerdinkel im Herbſt geſäet, geht auf; und das Winterkorn im Frühlinge angeſäet, gedeyet gleichfalls: ich habe die Erfahrung wider meinen Willen gemacht. Folglich iſt zwiſchen dieſen Pflanzen kein wirklicher Unterſcheid.

Ein kleines und ſehr ſchlechtes Stük von meiner Wieſe blieb noch übrig, es war zum Theil Röhricht (flachère), theils aber mit dünnem Rohr (arundo), und einigen weiſſen Narciſſen am Rande beſezt; das übrige war elender Sumpf, mit kurzen und harten Grasarten vermiſcht. Ich nahm mir vor, dieſes Erdreich zu ſchälen; ich ließ alſo den Raſen ausſtechen und verbrennen. Ich ſäete nachher Klee und Heublüthe; es gieng alles gut auf: allein da der Klee höchſtens zwey Jahr alt war, ſo fieng er bereits an zurük zu bleiben, und im dritten Jahre gieng er völlig aus: ich kann ihn alſo niemanden empfehlen.

Das Röhricht (flachère) theilte ich: auf der niedrigſten Stelle ließ ich einen Teich graben, der zum Verdünſten des Sumpf-

wassers bestimmt war, welches durch Grä-ben hineinfloß: ich sehe diesen Weg als den einzigen an, wenn man dem Wasser keinen Abzug weisen kann. Dieser Teich dienet zugleich einer Menge Karpfen zum Aufenthalt. In das übrige des Röhrichtes ließ ich ein altes sonst unnüzes Gemäuer werfen, und die Steine mit etwas Erde bedeken; ich säete Klee darauf, und nunmehr, nachdem der Klee seinen Zeitpunkt zu Ende gebracht hat, ist dieses Stük eine Wiese.

Alle diese Arbeit ward in zwey Jahren vollbracht: mehrere konnte ich nicht darauf wenden, noch mich dem schmeichelnden Vorsaze einer vollkommenen Verbesserung überlassen, weil ich nur eine kurze Zeit des Genusses vor mir sah. Ich hatte jedoch das Vergnügen, den besten Theil meines Grundstüks völlig verbessert, und ungefehr 4000 Klafter, die vorhin nicht 10 Thaler des Jahrs abtrugen, in gute Aeker und Wiesen verwandelt zu sehn. Die Unkösten, (die Fuhrungen des Grandes und die Wasserteiche ausgenommen), waren sehr mäßig, und überstiegen nicht den Raub eines Jahres. Ich habe bereits erinnert, daß die Fuhrungen für nichts gerechnet werden konnten, weil sie auch ohne die vorgehabte Auströknung von unumgänglicher Nothwendigkeit waren.

Die

Die Unkoſten des Teiches beliefen ſich auf 300 L., die Gräben ungefehr auf 250. und der erſte Anbau auf 50 L. Allein anſehnliche Erndten an Getreide und Futter warfen einen reichen Zins von dieſen Summen ab.

Roche, den 11. Auguſtm. 1764.

VIII.

Abhandlung über die Futterkräuter der Neuern.

Aus den Lateiniſchen überſezt.

VIII.

Abhandlung
über die
Futterkräuter der Neuern.

Ich werde trachten, so viel es in meinen Kräften steht, zu dieser Sammlung beyzutragen. Ich habe mir einen Vorwurf erwählt, der für unser jeziges Zeitalter nicht unschiklich ist, in welchem die Landwirthschaft beynahe die erste Stelle unter den Wissenschaften erlanget hat. Indem ich die Schriften, auch sogar der Engelländer durchlas, die den Akerbau so vorzüglich lieben, so bemerkte ich, daß zwischen den Akersleuten und denjenigen Gelehrten, die die Pflanzen auf eine wissenschaftliche Weise behandeln,

deln, noch wenig Uebereinstimmung ist. Jene, indem sie ihrem Vieh fettere Weiden, denn auf diese werde ich mich jezt bloß einschränken, zu verschaffen trachten, bedienen sich gemeiniglich solcher Namen, die man im nächsten Dorfe kaum versteht. Man muß also trachten, durch die Botanik, eine jede nüzliche Pflanze so genau zu bestimmen, daß jedermann durch ganz Europa, sobald er eine Pflanze nennen hört, sogleich wissen könne, welche Gattung darunter verstanden werde.

2.

Schon zu der Römer Zeiten ist man bedacht gewesen, die Fruchtbarkeit der Wiesen auf den höchsten Grad zu bringen. Cato wußte sehr wohl, daß die Aeker durch die Wiesen genährt werden, obschon bey einem weit ausgebreiteten Volke der Werth der Wiesen noch heut zu Tage nicht recht erkennt wird. Allein das bloße Ansehn des Viehes bey diesem Volke, und die Vergleichung mit dem Viehe des benachbarten Helvetiens, zeigen genugsam, wie nothwendig es dem Landmann sey, mit Wiesen versehn zu seyn.

3.

3.

Die vornehmſte und leichteſte Weiſe, den Abtrag der Wieſen zu vermehren, iſt das Wäſſern. Dieſes übergehe ich, obſchon es nirgends als in der Schweiz und in Italien genugſam bekannt, und dennoch ſo erſtaunlich einträglich und leicht iſt. Kein Aker wird um den dritten Theil des Preiſes einer gewäſſerten Wieſe verkauft. Eine Juchart von 40000 Schuh gilt bis 600 Reichsthaler; ſo daß dieſe Wieſen blos den Weinbergen nachgeben, von denen eine Juchart von 32000 Schuh zuweilen bis auf 2000 Reichsthaler bezahlt wird. Eine gewäſſerte Wieſe liefert einen beſtändigen Abtrag, der beynahe keinen Unfällen ausgeſezt iſt. Der Käufer iſt ſeines Gewinns gewiß; der Preis des Futters ſteigt alle Tage, und die Beſorgung erfodert keine Unköſten. Ohne einiger Düngung zu bedörfen, habe ich das nahe an der Stadt gelegene Landgut meines ſel. Herrn Schwähers J. R. Buchers alle Jahre reiche Heuerndten liefern geſehn, ohne daß ſich jemals der Ertrag deſſelben im mindeſten verringert hätte. Wie vielem Ungemach hingegen die Aeker, und beſonders die Weinberge blosgeſtellt ſeyen, iſt den Helvetiern am beſten bekannt.

Man pflegt in Helvetien zuweilen die Wiesen durch das Düngen zu verbessern, und durch das Umpflügen wieder zu erneuern. Allein für ein Volk, das von jeher die Vieh- und Pferdezucht vorzüglich geliebet hat, konnten selbst diese Mittel, wegen der grossen Menge des Viehs, nicht hinlänglich seyn. Man hat sich also bemüht, eine Pflanze ausfündig zu machen, die das gemeine Gras an Geschmak und Nahrungstheilen übertrâfe, die zu wiederholten malen könnte abgemäht werden, und deren Bau sich der Landmann allein sollte angelegen seyn lassen.

4.

Bishieher sind beynahe blos zwo Classen von Pflanzen, nemlich die mit Erbsenblüthen, und die Gräser, vorzüglich von den Landleuten gebauet worden. Beyde Zünfte besitzen eine beträchtliche Menge von mehlichten Bestandtheilen, die sowohl nährhaft als wohlschmekend sind. Die Hülsenfrüchte haben grössere Saamen, besitzen mehrere mehlichte Theile, und sind dem Viehe sehr angenehm; da sie ihre Aeste auf alle Seiten ausbreiten, so liefern sie auch auf einem gleichen Maasse des Akers eine grössere Menge Futter. Da dabey verschiedene von diesen Gewächsen dauerhaft sind, so

wird

wird die Arbeit eines einzigen Jahrs durch den Abtrag vieler Jahre reichlich wieder erſezt.

Der Bau der Gräſer iſt ſehr einfach: die Halmen ſind gerade, und keineswegs äſtig, nur daß ſie in diken Büſcheln aus der Erde herausſproſſen. Sie liefern ein angenehmes und geſundes Futter, da hingegen die Hülſenfrüchte bey einer überflüßigen Menge von Nahrungstheilen allzuviel Luft beſizen; überdieß können die Gräſer dem Viehe entweder grün vorgelegt, oder gedörrt und als Heu aufbewahret werden: da hingegen die Pflanzen mit Erbſenblüthen ihre Blätter im troknen mehr verlieren, und ſchwerlich ohne Abgang in den Scheunen aufbehalten werden können. Dieſes läßt ſich aber an den Gräſern ausſezen, daß man ſie jährlich ſelten über zweymal abmähen kann, auch kann ich kaum glauben, daß ſie eben daſſelbe Gewicht an Futter ausliefern, wie die Gewächſe mit Erbsblüthen. Da nun die meiſten Verſuche der Landleute auf dieſe zwey Zünfte eingeſchränket ſind, ſo werden wir uns gleichfalls blos bey denjenigen Pflanzen aufhalten, die in die eine oder in die andere derſelben gehören. Dieſe Kräuter werden wir ſowohl botaniſch als ökonomiſch beſchreiben, und uns beſonders angelegen ſeyn laſ-

ſen, diejenigen Männer, die ſich der Landwirthſchaft ergeben, in den Stand zu ſezen, genau zu wiſſen, welche Pflanzen ſie bauen, oder welche ihnen zu bauen angerathen werden.

5.

Das erſte Gras wurde in Amerika durch die Verſuche eines Landmanns, der Timotheus Hanſon hieß, zuerſt berühmt. Bey uns wächſt es von ſich ſelbſt in feuchten Wieſen, und in Amerika ſproſſet es an ähnlichen Orten hervor.

PHLEUM caule recto, ſpicis longiſſimis, calycibus ciliatis, oblique truncatis. *Hiſt. Helv.* n. 1528.

Gramen typhoides maximum ſpica longiſſima. C. B. *Theatr.* p. 49. *Hiſt. Oxon.* III. p. 188. t. 4. f. 1.

Phleum ſpica cylindrica longiſſima, culmo recto. LINN. *Spec.* p. 87. SCHREBER t. 14.

Die Wurzeln ſind dauerhaft, wie Haare durch einander geflochten und zahlreich. Die Halmen, deren beſonders in der angebauten Pflanze eine groſſe Menge aufſchießt, ſind zwar an der Erde nicht knollicht, doch mit braunen Blattſcheiden überdekt, etliche

male

mal gebogen, und mit Gelenken verſehn. Darauf gehn ſie beynahe gerade in die Höhe, mit braunen Zwiſchengelenken; oberwärts ſind ſie dünner, und wachſen drey oder mehr Schuh hoch a. Die unterſten Blätter ſind bis auf zwey Linien breit, glatt, doch durch das Vergröſſerungsglas betrachtet mit ſehr kurzen Häärchen bedekt, und haben gezähnte Ränder. Die Aehre iſt walzenformig, und zwey bis drey Zölle lang. Die unterſten Blüthen ſind unvollkommen. Die übrigen ſizen auf kleinen Stielen, die dennoch mehr als eine Blüthe tragen. Die Blüthen ſind wiederum wie Walzen, aber mit zwey Hörnern verſehen, und ihr untrer Theil iſt etwas breiter. Sie haben eine äuſſere Blumendeke, deren zwey ähnliche und gleiche Blätter ſich auf eine beſondere Weiſe enden: ſie haben ein breites und ſchiefes Ende, das einwärts gleichſam abgeſchnitten iſt, und ſich auswärts in eine ſtarke und einer Hachel ähnliche Spize verlängert. Die Hachelu ſelbſt ſind glatt, und unter denſelben ſind die Blätter der Blumdeke mit langen weiſſen Häärchen gekränzt. Die Blüthe iſt einzeln, die Blätter derſelben ſind gleich groß, oval, unterwärts bauchig und ohne Hachelu, ſonſt iſt übrigens nichts ungewohntes an derſelben.

a Sechs Schuh, Schreber.

Diese Pflanze hat allerdings wegen der Grösse b ihres Wuchses und ihrer Blätter, wegen ihres leichten Anbaues, ihrer Dauerhaftigkeit, und ihres angenehmen Geschmaks verschiedenes eigenthümliches und vorzügliches, deswegen ich sie auch zum Anbauen nicht misrathen würde. Sie hat auch diese besondere gute Eigenschaft, daß sie nicht nur in feuchten, sondern auch in sumpfigen Wiesen, auf denen sonst von sich selber das schlechteste Gras wächst, willig fortkömmt. Doch beschwert man sich darüber, daß wenn sie ein oder zweymal abgemäht worden ist, sie ein hartes und den Pferden unangenehmes Futter liefert c.

Dieses Gras muß nicht mit andern gleichartigen Pflanzen vermengt werden, von denen sie verschieden ist, und zwar fürs erste mit dem PHLEO caule imo bulboso, inclinato, glumis calycinis oblique truncatis *Hist. Helv.* n. 1530, welches das Typhinum LOBEL. n. 10. ist.

Es wächst eben so häufig, ist aber viel niedriger; sein Halm ist unten merklicher knollicht, besonders in warmen Ländern, und

b *Muſ. ruſt.* T. I. p. 233. T. II. p. 61. *ſq.* T. V. t. 1.

c YOUNGE *northern tour* p. 231.

und zurükgebogen, obſchon er ſich hernach in die Höhe richtet. Die Aehren ſind kleiner, die Blätter der Blumdeke breiter, und folglich ihre Spizen verhältnißweiſe kürzer. Daher hat Linnäus dieſe beyden Gattungen getrennt, obſchon ſie Schreber mit einander vereinigt. Man muß zwar geſtehn, daß ſie einander ſehr nahe kommen, und daß die unterſten Blüthen aller Kolbengräſer unvollkommen ſind; man muß aber die Pflanzen für den Landmann noch genauer, als für den Kräuterkenner unterſcheiden. Wenn ſchon dieſes leztere *Phleum* (Kolbengras) blos eine Spielart des erſtern wäre, ſo verdiente es doch niemals gebaut zu werden, da der Abtrag deſſelben wegen ſeines niedrigen Wuchſes, und eines ihm eigenen magern Weſens, niemals die Unkoſten des Anbaues mit einigem Gewinnſte wieder einbringen würde.

Etwas verſchiedener iſt PHLEUM ſpicis ovatis, hirſutis, loculſtis longe bicornibus, *Hiſt. Helv.* n. 1529. welches das Gramen typhoides alpinum ſpica brevi denſa & veluti viloſa SCHEUCHZER. *Agroſt. prodr.* t. 3. iſt, und von dem berühmten Oeder auf ſeiner Tab. 13. abgezeichnet wird. Linnäus trennt es auch von den erſtern, andere hingegen haben es wieder mit demſelben vereiniget.

Die Länge des Halmes ist geringer, die Blätter dem Verhältnisse nach breiter, die Aehre kürzer, und in jungen Pflanzen oval. Die Blumdeke hat gleichfalls an dem Rande kleine Häärchen, scheint aber, wenn die Aehre ganz ist, haarichter; die Hacheln sind länger, und solang als die Blumdeke selbst, da sie in dem erstern Grase nur der Hälfte derselben gleich sind.

6.

Das zweyte Gras, das neulich unter dem Namen Birdgrass oder Fowl Meadow-grass aus Nordamerika hergebracht worden ist, gehört in das Geschlecht der Poarum. Eben dasselbe hat mir schon vor 15 Jahren Hr. Bornemann aus neu Georgien zugeschikt. Dieser erfahrne Wundarzt hatte sich wegen seines schweren Gehöres dorthin begeben, indem er, ich weis nicht aus welchen Gründen hoffete, dieser Fehler würde durch den günstigen Einfluß eines mildern und wärmern Klimats sich heben lassen. Dort legte er neu Göttingen an; aber ein allzu frühzeitiger Tod riß diesen ehrlichen und verständigen Mann weg. Er hatte mir eine beträchtliche Kiste trokner Gewächse aus Georgien geschikt.

Die

Die Wurzeln ſind zaſericht und äuſſerſt fein. Der Halm iſt etwas knollicht, und ſcheint dauren zu wollen; mehr an der Erde iſt er gekrümmt, hernach geht er aufrecht in die Höhe, und iſt zwey bis drey Schuh lang d, Die Blätter ſind zart, glatt, und kaum einer Linie breit. Die Blüthen liegen nahe bey einander e, und der Strauß iſt ſchmal; die kleinen Blüthen-tragenden Zweige ſind ungleich, gehn in die Höhe, und ſind an der Farbe grünlichtbraun. Die Blumen ſind klein, dreyblüthig, zugeſpizt. Die Blumdeke iſt zweyblättrig; die Blätter zugeſpizt, grün mit einem purpurfarbnen Rande. Die drey Blüthen ſind an dem unterſten Theile etwas haaricht. Das äuſſere Blumblättchen iſt grün, mit einer purpurfarbnen ſchwärzlichten Spize, das innere iſt grünlichtweiß.

Dieſes Gras kömmt ſehr nahe dem Gramini pratenſi paniculato medio angulſtiori folio, SCHEUCHZER. p. 187. welches die Poa ſtoloniſera locuſtis triſloris, folliculis villoſis *Hiſt. Stirp. Helv.* n. 1646. iſt; doch ſcheinen mir die Blumen um etwas dichter und deutlicher.

d *Muſ. ruſſ. VI.* p. 122. bis auf 4' 6"

e Im VIten B. t. 1. f. 4. *Muſ. ruſſ.* ſind ſie mehr ins Breite gewachſen.

Die vornehmste Eigenschaft dieses Grases ist, daß es fast aus jedem Knoten Wurzeln treibt, die in besondre Halmen ausschlagen, und daß es folglich ein größres Gewicht an Heu liefert, woran es auch alle andere Gräser übertreffen soll. Ueberdieß kömmt es auch in jedem Boden fort f, muß aber mit irgend einer Kornfrucht ausgesäet werden. Die neuesten Nachrichten sind ihm nicht günstig, die ich von meinen Englischen Freunden habe g.

Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, das Birdgrass sey des Herrn von Linnee Panicum capillare *spec.* p. 86. Allein der Halm desselben ist ganz haardünn, und die Blätter fein wie Borsten, aus welchem Baue sich niemals ein Ueberfluß von Heu erwarten läßt.

7.

Das dritte Gras, das schon längst in Engelland zur Nahrung des Viehs h gebraucht worden, ist

Lolium radice perenne, locustis contiguis, octifloris, *Hist. Stirp. Helv.* n. 1415.

Loli-

f P. 124. und T. IV. p. 120.

g YOUNGR *tour* p. 237.

h PLOT. *Natural. Hist. of Oxfordshire* p. 167.

Lolium ſpica mutica, ſpicis compreſſis multifloris, LINN. *ſpec.* p. 122.

Gramen loliaceum anguſtiori folio & ſpica, C. B. *Theatr.* p. 128. vulgare *Hiſt. Oxon. III.* p. 182. t. 2. f. 2.

Raygraſs oder Ryegraſs der Engländer.

Graslauch in der Ueberſezung des ſogenannten Haliſchen Werkes. Graslülch, wie ich vermuthe II. p. 619.

Bey uns wächſt es häufig an den Heken und Straſſen, wird aber nicht, wie in Engelland angebaut.

Die Wurzel iſt einfach, zaſericht und dauerhaft. Die Halmen ſproſſen in dichten Büſcheln hervor, ſind anderthalb Schuh lang, und in der angebauten Pflanze noch länger, laufen zuerſt ſchief, hernach gerade in die Höhe, und ihr unterſter Theil iſt mit Blattſcheiden überdekt. Die Blätter ſcheinen, wenn man mit dem Finger rükwärts über dieſelben hinfährt, rauh, und ſind ein bis zwo Linien breit. Der Stamm oder die Achſe iſt, wie gewöhnlich, wechſelsweiſe hin u. her gebogen. Die Aehre wächſt bis auf einen Schuh lang, allein unterbrochen, doch ſo, daß ſich die Blumen beynahe berühren. Dieſe ſizen auf der Achſe, und ſind vollkommen

zwey-

zweyzeilig, auf den Seiten zusammengedrükt, und mit den Rüken gegen den Halm zugekehrt. Die äussere Blumdeke besteht nur aus einem einzeln Blatte, das in jungen Pflanzen der ganzen Blume an Länge gleichkömmt, in ältern Aehren aber etwas kürzer ist. Eine Blume besteht aus acht Blüthen, deren äusseres Blatt grösser, hohl, zugespizt, und von aussen durch eine Glaslinse betrachtet etwas haaricht, grünlicht mit weissen Rändern, und gemeiniglich ohne Hachel ist. Das innere Blumblatt ist, wie gewöhnlich weiß, einfach und flach. Die Blüthe hat nichts besonders. Das ganze Ansehn dieses Grases ist hart, und blaulichtgrün.

Dieses Gras sollen die Schaafe besonders lieben i und es dem Stroh vorziehen, welches uns eben kein sonderbares Lob zu seyn scheinet. Ueberdies soll es auch die Gefahr mindern, in welche das Vieh durch die Blähungen versezt wird.

Es dauret in einem Aker kaum über drey Jahre, und macht durch seine zahlreichen Würzeln den Rasen so fest, daß die Kornfrüchte nachwärts in demselben schlecht fortkommen. Die Engelländer schäzen es deßwegen

i Hale edit. angl. III. p. 37.

wegen hoch, weil es auch einen kalten und feuchten Letten verträgt; bey uns aber, die an beſſere Weiden gewohnt ſind, wird es gänzlich aus der Acht gelaſſen.

Dieſe Pflanze muß nicht mit einem andern Graſe verwechſelt werden, deſſen Namen faſt eben derſelbe iſt. Die Engelländer geben auch dem Namen Ryegrals der Mauergerſte k, einer höchſt ſchlechten Pflanze, die wegen ihrer langen Hacheln von keinem Viehe berührt wird. Auch die Franzoſen haben den Haber, den wir ſogleich beſchreiben werden, für das Ryegrals der Engelländer gehalten, von dem er doch gänzlich verſchieden iſt.

Dieſes Lolium perenne hat zahlreiche Spielarten:

1) Mit einer Hachel am äuſſern Blumblatte, gluma exteriori ariſtata, VAILLANT. p. 80. t. 17. f. 3.

2. Die Blumen ſind entweder alle, oder aufs wenigſte die oberſten gedrängter, ſo daß ſie parallel mit einander liegen und ſich berühren: ſie breiten ſich ganz flach aus, ſind länger, und jede Blume hat bis auf zwölf Blüthen: die Achſe iſt auch zehnmal

k HALL ebendaſ.

mal diker. Dieſes iſt das Gramen loliaceum ſpica lata ex plurimis ſpicis duplici verſu diſpoſitis conſtante, SCHEUCHZER. *prodr.* t. 2.

3) Mit breitern Blättern, Gramen loliaceum latifolium ſpica anguſtiore, C. B. *prodr.* p. 61. SCHEUCHZER. p. 61.

4. Mit kriechenden Wurzeln, Gramen loliaceum radice repente, loculis teretiuſculis muticis, SCHEUCHZER. p. 28.

Alle Gräſer dieſer Claſſe haben, weil ſie noch jung ſind, ründere Blumen, die mit zunehmenden Alter zweyzeilig werden. Die bloſſe Glätte des äuſſern Blumblattes iſt auch nicht hinlänglich, die Pflanzen von einander zu trennen.

5) Sehr nahe kömmt auch damit überein Gramen loliaceum anguſtiore foüo, ſpicis partialibus rarioribus ad invicem remotis, SCHR. p. 36.

Das Anſehen dieſes Graſes iſt magerer als des unſrigen, die Blumen fünf und ſechsblüthig, runder, und minder zweyzeilig.

6) Die rothen und weiſſen Spielarten, die von den Engelländern bemerkt werden 1, ſind von geringer Erheblichkeit.

Ich

1 HALE ebendaſ. p. 60.

8.

Ich komme nun zu dem Fromental der Franzoſen, das ſie fälſchlich für das Ryegras der Engelländer gehalten haben. Es iſt nemlich Avena diantha, floſculis baſi villoſis, majoris ariſta geniculata *Hiſt. Plant. Helv.* n. 1492.

Gramen avenaceum elatius, juba longa ſplendente, SCHEUCHZER. p. 293. OEDER. *Flor. Dan.* t. 165. Schrebers Gräſer t. 1.

Nichts iſt in unſern Wieſen gemeiner. Die Wurzel iſt zaſericht. Die Halmen ſind drey bis vier Fuß hoch, und aus einer Wurzel eben nicht zahlreich. Die Blätter ſind rauh wenn man ſie rükwärts ſtreift, bis auf drey Linien breit, und etwas haaricht. Die Blumen ſtehn in einem äſtigen Strauſſe, dicht beyſammen. Die Stielchen ſind zart und äſtig. Die Blume beſteht aus zwey Blüthen. Die zwey Blätter der Blumdeke ſind weiſſ, ausgehölt und zugeſpizt. Das äuſſere iſt viel gröſſer, und ſo lang als die Blüthe, das innere hingegen iſt ſehr klein. Die Blüthen, zwo an der Zahl, ſind einander gleich. Das äuſſere Blättchen derſelben iſt geſtreift, zugeſpizt, unten haaricht, und grün mit weiſſen Rändern. An der Spize des auſſern Blättchens der einen Blüthe ragt eine kurze und ſchwache Hachel hervor, die

aber

aber zuweilen auch gänzlich mangelt. Aus dem untersten Theile des Rükens der andern Blüthe erhebt sich eine lange, und mit einem Gelenke versehene Hachel, die doppelt so lang als die ganze Blüthe ist. Das innere Blumblatt ist einfach, glatt und kleiner als gewöhnlich. Jede Blüthe besizt ihre drey Staubfäden und ihren Saamen.

Die Franzosen m haben angefangen, diesen Haber zu bauen, da sie an Wiesen Mangel hatten. Sie schäzten denselben sehr hoch, weil er zehn ganze Jahre fortdauert, dreymal gemäht werden kann, und auf einem französischen Morgen 18000 Pfund an fürtreflichem Heu liefern soll. Stanislaus bauete denselben in Lothringen. Es muß aber kein Vieh an die Orte, wo er gesäet ist, hingelassen werden.

Mir kömmt dieses Gras mager, hart und allzufrühzeitig vor; es wird auch nirgends in der Schweiz gesäet, wo es von sich selbst in gröster Menge hervorwächst.

Es muß nicht, wie die Franzosen es thun, mit der Feltuca graminea effusa juba verwechselt werden, von welcher es wegen seiner bajonetförmigen Hacheln verschieden ist.

Näher

m Mirouvot in einer besondern Abh.

Näher kömmt mit demſelben überein, und iſt vielleicht gänzlich gleich, das Gramen nodoſum, avenacea panicula C. B. SCHEUCHZ. p. 239. t. 4. f. 27. 28. deſſen ganzer Bau jenem ähnlich iſt, nur beſteht die Wurzel aus drey oder fünf Knollen, die der Ordnung nach auf einander liegen. Es wächſt zum gröſten Schaden der Saat auf unſern Aekern.

9.

Mehrere Gräſer ſind mir nicht bewußt, die zum Anlegen künſtlicher Wieſen gebraucht würden.

Die Engelländer haben zwar auch das Gramen ſpicatum aſperum vorgeſchlagen, das ein hohes etwas hartes und breitblättrichtes Gras iſt. Ich würde gleichfalls weder das weiche Kolbengras, noch das panicularum ſtoloniferum, foliis præter culmum latioribus, noch die Hundsgräſer misbilligen, nur daß an die Ausrottung der leztern gar nicht mehr zu gedenken wäre. Ich übergehe die im Waſſer wachſenden Gräſer, unter denen ſich eine Art Binſen befindet, die B. Rocques unter dem Namen Blakgraſs vergeblich angerühmt hat. Das harte Schafgras, Purple feſcue der Engelländer, kömmt mir ganz unbrauchbar vor.

10.

Die zweyte Classe von Pflanzen, die zu Anlegung künstlicher Wiesen gebraucht werden, ist die mit Erbsenblüthen. Die Aelteste aus dieser Classe ist der Schneckenklee.

MEDICA caule erecto, foliis oblongis serratis, racemis erectis, siliquis planis, iterato contortis. *Stirp. Helv.* n. 382.

Medica DODON. *cereal.* p. 208.

Luzerne PLUCHE *spect. III.* p. 26. HART *Essays* T. II.

Er hat seinen Namen von seinem Vaterlande erhalten, von Medien, woher er zuerst ist hergebracht worden, und wo er, noch heut zu Tage, besonders zum Füttern der Pferde gebauet wird n. Von da wurde er nach Rom gebracht, und schon Virgil o, und vor ihm Aristoteles p, thun desselben Meldung: Heutiges Tages wird er häufig in Frankreich, Italien, Engelland, wie auch in Helvetien angebaut. Man muß nicht verheelen, daß Bodäus unsre Pflanze nicht für

n. OLEAR Reis. p. 567. HYDE *relig. Pers.*

o *Georg I.*

p *Hist. animal.* L. VIII. c. 8.

für die Medica des Dioscorides und Theophrasti L. VIII. c. 8. hält, allein Schwierigkeiten von dieser Art lassen sich schwerlich beylegen.

Die Wurzel senkt sich tief, bis auf einige Schuh in die Erde hinunter. Der Stengel ist Elleuhoch, steif, gerade und ästig. Die Aeste sind kurz. Die Blätter sind länglicht, und ihrer stehn allezeit drey auf einem Stielt; die Seitenlinien, die von dem Stiel auslaufen, sind ganz, der übrige Rand ist gleichsam abgeschnitten und scharf gezähnt. Die Blumen sizen wie Trauben beysammen an Stielen, die aus den Winkeln der Blätter hervorkommen, und stehn gerade in die Höhe. Die Zweighüllen sind zugespizt, und mit weichen Hacheln versehn. Die Blume hat eine violbraune Farbe, sie ist lang und schmal. Die Fahne ist lang, schmal, gefaltet und ausgeschnitten. Die Flügel sind heller, und mit Haken versehen. Der Nachen ist kürzer als dieselben, stumpf, und in zwey Schenkel gespalten. Die Hülse ist glatt, zusammengedrükt, und zwey bis dreymal gewunden, die Krümmungen laufen aber in einiger Entfernung von einander fort.

Zum Anbaue dieser Pflanze wird ein sehr guter Boden erfodert, dann in sandichtem Grunde wird sie leicht von der Sonne

ausgetröknet, und muß gewässert werden. Im Herbst oder im Frühling wird der Schneckenklee ausgesäet, und liefert drey bis vier Erndten, nicht aber sechszehn in einem Jahre, wie die Alten vorgeben q. Er daurt auch bis auf zehn Jahre, bindet aber durch seine verflochtenen Wurzeln den Boden solchergestalt, daß er sich beynahe weder durch den Pflug noch durch die Hake ausrotten läßt. Er liefert ein häufiges, aber blähendes und so zu sagen üppiges Futter. Er ist auch schwer auszutröknen, daher man ihn um Paris und sonsten nicht mehr liebet, und an seine Stelle die Esparzette zu bauen anfängt. Da er so bekannt ist, so habe ich ihne nur kürzlich berührt.

Man trift zuweilen eine Spielart desselben mit blaßgelber Blume an r.

11.

Eben so häufig, ja noch häufiger, wird auch der rothe Klee angebaut, TRIFOLIUM caule obliquo, foliis ovatis hirsutis, supremis conjugatis, vaginis arillatis. *Hist. Plant. Helv.* n. 377. Trifolium RIVIN. t. 11.

Er

q PALLADIUS.

r BODÆUS.

Er wächst von sich selber, besonders auf feuchten Wiesen, wird aber auch gesäet; obschon ich nicht glaube, daß die gebaute Pflanze von der Gemeinen unterschieden sey, wenn jene gleich höhere und geradere Stengel treibt.

Die Wurzel daurt nicht über drey Jahre, und geht im dritten Jahre von sich selber zu Grund, wenn schon keine Flachsseide damit vermengt ist, die sonst freylich den Klee sehr drükt. Die Stengel liegen beynahe auf der Erde, sind ästig, und bis über einen Schuh lang. Die Zweighüllen sind weiß, mit rothen Adern durchmengt, und laufen in eine zarte Spize aus. Die Blätter, deren immer drey beysammen an kurzen Stielen sizen, haben eine veränderliche Gestalt; die untersten sind beynahe oval, die oberen sind länger, spiziger, ganz, zuweilen aber auch um den Nerven herum gezähnt, oft sind sie mit einem herzförmigen Fleken bezeichnet, allezeit aber weich und etwas haaricht. Auf zwey solchen dreyblättrichten Zweigen, und auf zwey Zweighüllen sizt ein rundes Blumenköpfgen, das nicht selten halbgedoppelt ist. Die Blumdeke ist gestreift, haaricht, und wie eine Röhre gestaltet, sie endiget sich in fünf Zähne, die aus einem Kreise entspringen, und am Rande haaricht sind, und deren unterster am längsten ist.

Die Blume besteht aus einem einzigen Blumblatte, da der Rachen und die Flügel sich nicht von der Fahne trennen lassen; sie ist blaßroth, und hat eine lange, dünne Röhre, aus welcher sich eine lange, schmale, zusammengefaltete Fahne mit zurükgebogenen Rändern erhebt. Jeder Flügel hat seinen Widerhaken. Der Rachen ist gerade und zugespizt. Im tiefsten der Blume, so zugeschlossen ist, befindet sich eine ziemliche Menge eines Honigsafts. Die Hülse ist oval, und der Saamen breit, und wie eine Niere gestaltet.

Wegen des häufigen und nährhaften Futters, den der Klee den Kühen und Pferden verschaft, wird er durchgehends gesäet. Doch hat er den Fehler, daß er das Vieh aufbläht, wenn es sich allzusehr damit demselben anfüllet. Ich übergehe mit Fleiß den Anbau desselben, da er keine Schwierigkeit hat.

Spielarten desselben findet man mit blaßgelber Blume, grössern und fettern Köpfen, wie auch mit weisser Blume.

12.

Zuweilen wird auch in Frankreich s, und nicht mit Unrecht gesäet.

* *Journal oeconom.* Tri-

TRIFOLIUM caulibus ſubrectis, ſpicis depreſſis, ſiliquis diſpermis. *Hiſt. Stirp. Helv.* n. 368.

Trifolium orientale altiſſimum, caule fiſtuloſo, flore albo. VAILLANT. p. 19,. t. 22. f. 5.

Trifoliaſtrum pratenſe corymbiferum, erectum, annuum, præaltum, caule craſſiore fiſtuloſo, folio longiori, cordiformi, flore albo, ſiliqua incurva, lata, compreſſa ac diſperma. MICHELI. p. 28. t. 25. f. 1.

Trifolium flore albo. RIV. t. 4.

Der Stengel iſt halb aufgerichtet, ellenhoch, äſtig, und inwendig hohl. Die Zweighüllen ſind ſehr groß, wie Lanzetten zugeſpizt, gefärbt, adricht, und laufen in einen ſchmalen Schweif hinaus. Die Blätter ſizen auf langen Stielen, ſind nervicht und ohne Fleken. Die Blumen kommen an langen Stengeln aus den Winkeln der Blätter in Geſtalt einer kugelförmigen Traube hervor, deren äuſſerer Theil früher abdorret. Der Kelch iſt weiß oder purpurfarb, und glatt; ſeine obern und kürzern Zähne ſind von den drey untern und längern durch einen kleinen Zwiſchenraum abgeſondert. Die Blume, dieweil ſie noch jung iſt, iſt weiß, hernach wird ſie purpurfärbicht, und end-

lich braun und verwelkt, wie bey dem Hopfenklee geſchicht. Die Blumblätter verwachſen in eines zuſammen. Die Fahne iſt ſehr lang und richtet ſich auf: Die Flügel ſind kürzer, der Nachen am kürzeſten; doch ſind alle dieſe Theile von einander abgeſöndert. Die Hülſe ragt aus der Blumdeke hinaus; die zwey Saamen ſind nierenförmig.

Dieſer weniger bekannte Klee beſizt alle guten Eigenſchaften des erſtern, doch iſt er härter, minder ſüß, und daurt nur ein Jahr.

13.

Die Engelländer, die nichts verabſäumen, was zu der Verbeſſerung ihrer Wieſen etwas beytragen kann, haben noch verſchiedene andere Kleearten verſucht, und zwar für erſte das

TRIFOLIUM caule repente, ſpicis glabris, calycibus fericeis ampullaſcentibus. *Hiſt. Plant. Helv.* n. 390.

Trifolium fragiferum noſtras purpureum, folio oblongo. VAILLANT. p. 195. t. 22. f. 2.

Dieſer Klee wächſt häufig an feuchten graſichten Oerten.

Er

Er hat einen auf der Erde liegenden Stengel, der von Zeit zu Zeit kleine Wurzeln treibt, und kaum über einen Schuh lang ist. Die Blumen und Blätter sizen, wie bey dem eben vorhergehenden Klee, auf langen und nakten Stielen. Die Blätter sind gleichfalls glatt, nervicht, an dem Rande gezähnt, und herzförmig oder halbrund. Die Zweighüllen sind groß, wie Lanzetten zugespizt, und laufen in Fäden aus. Das Knöpfgen ist rund und niedergedrükt. Die Blumdeke der noch jungen Blume ist wie mit Seide überzogen, und hat wie zwo Lippen. Die obern Zähne sind, wie bey dem vorigen Klee, kürzer, und die drey untern länger und gerade. Wenn aber die Frucht reif ist, so wird die Blumdeke gänzlich verändert: denn der obere Theil derselben schwillt in eine Kugel auf, und verwandelt sich in eine Art eines zarten Nezes, das bald glatt und bald haaricht ist, da inzwischen seine beyden krummen Zähne sich gegen einander biegen; der untere Theil der Blumdeke bleibt beynahe unverändert. Die Hülse ist rund, und enthält zwey Saamen, die rundlicht, und wie Nieren gestaltet sind.

In Irrland wird dieser Klee ausgesäet,

ſäet t, allwo er bis 7 Schuh lang Stengel treiben ſoll. In einer andern Engliſchen Schrift u, wird er mit dem folgenden Hopfenklee vermiſcht, von dem ſich doch keineswegs hoffen läßt, daß er eine Länge von 7 Schuh erlangen könne. Allein Baker hatte unſern Klee ſchlecht beſchrieben, obſchon er Millers nicht zweifelhafte Benennung anführt, und ihn an einem andern Orte abgeſondert hat x.

14.

Nahe mit demſelben iſt auch verwandt das

TRIFOLUM ſpicis ſtrepentibus, ovatis, denſiſſimis, caulibus diffuſis. *Hiſt. Stirp. Helv.* n. 363.

Trifolium pratenſe humile, capitulo lupuli C. B. VAILLANT. t. 22. f. 3.

Hop trefoil. *Muſ. ruſt. IV.* n. 2. f. 5.

Small yellow trefoil. *Muſ. ruſt. IV.* t. 2. f. 5. mit Unrecht von einander getrennt. Auch COMBER.

Bey

t BAKER *exper.* p. 98. *Muſ. ruſt. V.* p. 340.

u *Muſ. ruſt. VI.* p. 302.

x Ebendaſ. p. 332. f.

Bey uns iſt dieſe Pflanze auf Wieſen und Aekern gemein. Sie wird von niemand als von den Engelländern ausgeſäet, die ſie aber mit ungemeinen Lobſprüchen erheben, ſie unvergleichlich nennen, und wegen ihres ſüſſen Geſchmaks dem rothem Klee vorziehn, indem ſie zwar etwas weniger Heu giebt, aber zugleich den Boden düngen ſoll.

Die Stengel ſind einen Schuh lang, hart, mit doppelt überſtehenden Aeſten, aufrecht, oder ausgebreitet, und liegen auch wohl unter den Stoppeln hin. Die Blätter ſind, wie in dem kurz vorhergehenden Klee, nervicht, blaugrün, etwas hart, glatt, oval herzförmig, oder dem Abſchnitt eines Kreiſes ähnlich, deſſen Bogen allein gezähnt, die Seitenlinien aber ganz ſind. Die Zweighüllen ſind groß, oval und zugeſpizt. Die Blumenbüſche ſizen auf langen Stielen, und ſind dicht und kugelrund, oder etwas länger. Die Blumen hangen an Stielen, ſind gelb und vierblättrig. Die Fahne iſt ſehr groß, herzförmig und zurükgebogen. Die Flügel ſind kleiner als der Nachen, und mit Haken verſehen. Der Nachen iſt zweyblättrig ohne Schnabel. Bey zunehmendem Alter werden die Blumblätter, und die weit ausgebreitete Fahne braun, ſie vertroknen und rauſchen. Die Schote ſizt auf einem Stiel, und enthält

einen

einzigen diken Saamen, deſſen eine groſſe Menge zur Reiſe kömmt.

Dieſer Klee daurt öfters nicht über ein Jahr; überdies iſt er ſehr niedrig, und wird im weiden von den Schaafen ausgerottet. Doch wird er in Engelland häufig unter die Kornfrüchte ausgeſäet, hernach abgemäht und dem Viehe friſch vorgelegt; dieſes geſchieht aber im Frühling und vor dem Anfang des Brachmonats; weiter läßt ſich kein Abtrag dieſes Klees mehr hoffen. Man ſäet ihn auch zugleich mit dem rothen Klee.

15.

Folgende Pflanze, obſchon ſie ungemein klein iſt, wird nichts deſtoweniger auch von den Engelländern ausgeſäet.

MEDICA caule diffuſo, capitulis hemiſphæricis, ſiliculis reniformibus. *Hiſt. Stirp. Helv.* n. 380.

Trifolium pratenſe luteum, flore minore, ſemine multo. J. BAUHIN. II. p. 380.

Melilotus minama RIVIN. t. 8.

Yellow treſoil *Muſ. ruſt. IV.* t. 2. f. 4.

Bey uns wächſt ſie häufig, und liebt beſonders einen graudichten Grund; ſie iſt aber

aber ſo niedrig, daß ich kaum glauben kann, daß ſie die Unkoſten des Anbaues erſezen könne.

Die Stengel ſind äſtig, ſie liegen hin, und ſind ſelten über einen Schuh lang. Die Blätter ſizen an langen Stielen, und ſind weich und gelinde haaricht. Ihr äuſſerer Rand iſt ganz; übrigens iſt ihre Geſtalt ſehr veränderlich, rautenförmig, herzförmig oder oval. Die Blumſtiele ſind lang und nakt, entſpringen aus den Winkeln der Blätter, und tragen ein halbkugelförmiges Köpfgen von Blumen, die die Kleinſten in dieſem ganzen Geſchlecht ſind. Die Zweighüllen ſind lanzenförmig, und gehn in einem Faden aus. Die Blumen ſind gelb, und vielblätricht. Die Zähne der Blumdeke ſind von ungleicher Länge, der oberſte iſt der kürzeſte, und der unterſte iſt der längſte. Die Fahne iſt dem Verhältniſſe nach groß, oval, gefaltet, rükwärts gebogen, und ſie verdekt die übrigen Blumenblätter. Die Flügel haben keine zurüktretende Haken, ſind ſchmal, und dem Nachen an Länge gleich. Der Nachen hat einen breiten Fuß, und ein geſpaltenes ovales Ende ohne Schnabel. Die Schoten ſtehn in einer traubenförmigen Aehre, ſind nierenförmig, geſtreift und ſchwarz, und enthalten einen einzelnen länglichtrunden Saamen.

Man

Man hat auch hier zum Gebrauche der Landleute Saamen aus England herkommen lassen, und diesen Klee ausgesäet.

16.

Auch folgende Kleeart ist berühmt geworden, obschon ich zweifle, ob sie jemals wirklich ausgesäet worden sey.

MEDICA foliis oblongis serratis, siliquis falcatis racemosis. *Hist. Plant. Helv.* n. 38.

Falcata RIVIN. t. 84. OEDER. t. 233.

Swenska höfro y.

Ist im flachen Theile in Helvetien gemein. Um Basel an den Strassen und Hecken. Im Amte Aelen und im Walliserlande durchgehends an unfruchtbaren Oertern.

An diesen dürren Stellen treibt dieser Klee harte, perennirende, auf dem Boden liegende, ästige und einen Schuh bis auf eine Elle lange Stengel; wenn er sich aber an den Stauden halten kann, die ihn unterstützen, so erhebt er sich auch in eine Höhe von drey und vier Schuh. Die Blätter sind lang, schmal, nervicht; ihre Ränder nahe

y *Swensk. wetens. handl.* 1742. p. 491. *Skonska resa* p. 242.

nahe am Stiele laufen auseinader und sind ganz; hernach krümmen sie sich, sind abgestumpft, ausgekerbt, und fein gezähnt, und der Nerv verlängert sich in eine kleine Spize. Die Zweighüllen sind wie Lanzetten zugespizt, gezakt, und sizen noch am Stengel und an den Aesten, wenn dieselben gleich schon dürr sind. Die Blumen hangen wie Trauben an nakten Stielen. Die Blumdeke hat die Gestalt einer Röhre; die obern Zähne derselben sind gegen einander zugekehret, und der unterste ist der längste. Um Basel hat die Blume eine safrangelbe Farbe; im Amte Aelen ist sie blaß, und auswendig, oder auch ganz, violblau. Die Fahne ist sehr lang, oval, ausgeschnitten, und ihre Seitentheile sind ganz ausgebreitet. Die Flügel haben lange Widerhaken. Der Nachen kömmt ihnen an Länge gleich, ist gespalten, und hat ein stumpfes Ende. Die Schote ragt aus der Blumdeke hervor, ist breit, halbmondförmig, und enthält vier Saamen. Ich habe im Walliserlande die Schote den ganzen Kreiß vollenden, auch einen Theil des zweyten anfangen gesehn.

Wenn diese Pflanze von sich selber wächst, so liegt sie so sehr zu Boden, daß sie schwer abzumähen ist. Sie läßt sich zwar durch eine Unterstüzung in die Höhe richten,

richten, ich sehe aber nicht ein, wie auf einem ganzen Aker diese Stüzen sollten können besorget werden. Der Stengel ist beynahe so hart als Holz. Allein über dieses alles läßt sich erst nach wiederholten Versuchen richtig urtheilen.

17.

Seit zwey Jahren vernehmen wir etwas von einem neuen Klee, den man am Fusse der Pyrenäischen Gebürge bauet, man heißt ihn Faronche. Wir haben ihn im Garten gebaut, und leicht gefunden, es seye

TRIFOLIUM spicis pilosis, calycibus patentibus, caule diffuso, foliolis obcordatis, subrotundis LINN. *spec.*

Trifolium stellatum C. BAUHIN. *prodr.* p. 143.

Er wächst in den südlichen Provinzen Frankreichs.

Sein Stengel geht gerade in die Höhe, und liegt nicht danieder, er wird im Garten bis anderhalb Schuh hoch, und ist etwas haaricht. Die Blätter stehn zu dreyen auf einem Stiele: ihr Umfang ist rund, aber etwas gewölbter als ein Kreis, sie haben

ben Haare, und parallele Nerven. Die Zweighüllen sind groß, zart, adricht und oval; die Aehren zween Zölle und darüber lang, und weichlicht wollicht. Die Blumdeke ist mit Rippen durchzogen, ihre Gestalt ist wie eine Gloke, sie ist haaricht: die Zähne sind inwendig glatt, auswendig aber etwas haaricht, die zwey obersten stehn näher beysammen, die drey untern aber sind gröſſer und stehn weiter ab. Wenn die Frucht reif ist, so machen diese Zähne fast einen geraden Winkel mit der Gloke, sie sind alle lang und zugespizt, und der unterste der längste; die Farbe der Blume ist ein dunkeler Purpur, mit einem Glanze. Sie ist lang und schmal. Die Fahne ist weit länger, als die übrigen Blumenblätter. Sie hat einen langen Fuß, ist gefaltet, schmal und blutfärbicht. Die Flügel haben den gewohnten Wiederhaken sehr kurz, sie sind oben glänzend blutfärbicht. Der Kiel ist kürzer, gerade, stumpf, und von eben der Farbe, und läßt sich von den Flügeln nicht leicht trennen. Dieweil die Frucht reif wird, schwillt die Blumdeke: sie schließt eine Frucht mit einem einzigen, einem Eye gleichenden, doch aber etwas einer Niere ähnlichen Saamen ein.

Die aus Frankreich an die Bernische Oekonomische Gesellschaft eingelangten Be-

richte rühmen diesen Klee als ein sehr gutes Futter: wir glauben diese Tugend von einem Klee ganz gerne; nur fürchten wir, da er nur ein Jahr lebt, er werde die Unkosten nicht bezahlen, und freylich ist in Frankreich der Arbeitslohn weit niedriger als bey uns.

Man säet diese Faronche um Michaelis; die junge Pflanze daurt den Winter aus, sie wächst im Frühling so geschwind, daß man sie (in den französischen Provinzen am Fusse der Pyrenäischen Alpen,) am Ende des Aprils mäht: man säet nach ihr im Herbste Weizen, weil die Faronche der Erde Fruchtbarkeit nicht mindert. Gewöhnlich theilt man das Land in drey Zelgen; die, die brach liegt, wird mit Faronche besäet: man streut den Saamen bloß auf die Erde, und gätet das aufkeimende. Den Saamen sammeln Weibsleute, sie beissen ihn ab; und nachdem sie den Saamen weg haben, so fressen die Ochsen das Kraut. Alle Arten von Vieh lieben die Faronche, sie giebt den Pferden, die sie grün fressen, so gute Kräfte als der Haber: nur trinken sie sehr wenig, so lang man sie mit Faronche füttert.

Ich übergehe die übrigen Kleearten, wie den weissen Klee, eine vortrefliche Pflanze für trokene Wiesen, und die Staudenartigen Cytisos (Eisenholz) unter denen verschie-

ſchiede Schriftſteller den wahren Cytiſus der alten ſuchen.

18.

Noch bleiben uns aus der Claſſe der Pflanzen mit Erbſenblüthen diejenigen zu beſchreiben übrig, die gepaarte Blätter haben.

Unter dieſen verdienet billig den Vorzug die

ONOBRYCHIS caule erecto ramoſo, floribus ſpicatis, *Hiſt. Plant. Helv.* p. 172.

Onobrychis DODON. *cereal.* 166. RIVIN. t. 2.

Eſparſette *Hiſt. Lugd.* II. p. 389. Bresl. Samml. 1758. Dieſe Benennung iſt beſſer als Sainfoin.

Sie wächſt auf den meiſten Alpen, auch auf den härteſten und ganz nakten Felſen, auf der Leiter, auf der Neumenen. Man findet ſie auch auf niedrigern Hügeln, und durchgehends um Olon, auch um Oppenheim in Deutſchland.

z *Heyde* l. a.

Die Wurzel ist sehr lang, dauerhaft, und dringt durch die Rizen der Felsen tief in die Erde hinunter. Die Stengel sind aufrecht, fest, ästig, Schuh und Ellen hoch. Die Blätter sind gepaart, von acht bis zehn Paaren, mit schiefstaufenden Nerven bezeichnet, elliptisch, abgestumpft, und der Nerv endet sich in eine Spize. Die Zweighüllen sind wie Lanzetten zugespizt, und gehn in einen Faden aus. Die Blumähren sizen auf den obersten Aesten, und ragen über die Blätter empor. Die Zähne der Blumdeke sind lang, der unterste ist am schmälsten, die obern sind breiter, und stehn von einander ab. Die Blume ist sehr schön. Ihre Fahne ist bis auf die Hälfte zurükgebogen, ausgekerbt, Fleischfarb mit scharlachenen Adern, die bald heller und bald blasser sind. Ich habe auch auf einem ganzen Aker bey Rubigen weisse Blumen gesehn. Die Flügel haben Wiederhaken, und diese Haken sind sehr klein. Der Nachen ist länger als die Fahne, zweyspaltig, beynahe in Gestalt eines Winkelmasses gebogen, mit einem gekrümmten, stumpfen Schnabel. Die Scheide ist länger als die Schote. Die Frucht ist zusammengedrükt, oval, mit einer stachlichten Rinde gänzlich überzogen, und enthält einen einzelnen nierenförmigen Saamen.

Alles

Alles berechnet, scheint sie mir vor allen a, zur Fütterung des Viehs bestimmten Pflanzen den Vorzug zu bedienen b, so wie sie auch eine der ältesten ist, die von der Hand der Menschen ist angebaut worden. Denn sie verträgt erstlich jede Art von Boden. Da ich einen grandichten Hügel verbessern wollte, der aus zusammengeworfenen Steinen entstanden, und mit Brombeerstrauch überdekt war, lies ich denselben reinigen, und ihm eine gemäßigte Böschung geben; darauf lies ich ihn keklich mit Esparsett ansäen, die nun schon mehrere Jahre lang vollkommen gut in diesen Steinen fortdaurt. Aber auch in den feuchten und wässerichten Aekern, die disseits der Gryonne um die Dörfer Sallaz und Villy herum liegen, kömmt sie vortreflich fort. Ich habe sie mit Fleiß in feuchten Gräben säen lassen, die von verlassenen Wasserleitungen übrig geblieben waren, und auch diese Nässe hat ihr Wachsthum nicht gehindert. Da ich ferner sechs Morgen Erlengebüsche, und eine äusserst nasse und mit häufigen Quellen angefüllte Wiese, die fast durchgehends für Menschen und

a Anguillara p. 290. Bodæus hält sie für die Medica des Dioscorides, weil ihre ersten Blätter dreytheilig sind.

b Reichart Gartensch. V. p. 196.

Vieh unzugänglich war, mit Grand ausgebeſſert hatte, ſo habe ich eben dieſen faſt 6 Schuh tiefen Grand, unter dem zu unterſt ein zäher Thon lag, mit Eſparſette, und zwar den beſten Erfolge anſäen laſſen.

Ich habe niemals einen angenehmern Anblik geſehn, als die Hügel um Milden herum, die überall von dem Purpur der blühenden Eſparſette glänzen. Sie erfodert auch keinen ſo fruchtbaren Boden als die Lüzerne, und verträgt die heiſſen Sommer weit beſſer. Da ſie überdies minder zart iſt, ſo daurt ſie länger, und ihr Saamen kömmt leichter zur Reife. Vielleicht liefert ſie, wenn beyde auf gleich guten Boden kommen, ein kleineres Gewicht an Heu, allein dieſer Fehler wird durch ihren leichten Anbau und durch ihre Dauerhaftigkeit ſattſam erſezt. Sie wird auch billig in Helvetien, und beſonders in den bergichten Gegenden der Waat mit dem beſten Erfolge angebaut, und an die Stelle ſchlechter Weinberge geſezt. Auch um Paris hat man die Lüzerne ausgeriſſen, und die Eſparſette an ihren Plaz als einträglicher angeſäet. Sie läßt ſich aber auch nicht leicht zu Heu troknen, und erfodert nicht geringe Sorgfalt, daß ſie nicht durch allzuſtarkes Dörren ihre Blätter verliere, auch muß ſie niemals in die Scheune geführt werden, ohne

ne mit Salz oder Stroh vermiſcht zu ſeyn. Sie iſt allerdings zum friſchen Futter dienlicher.

Ihr Anbau iſt leicht. Ich habe ſie im Herbſt mit Gerſte ausgeſäet; die Gerſte gab drey Erndten, zwey an grünem Futter und eine am Korn, und das zweyte Jahr konnte ich die Eſparſette abmähen laſſen. Sie muß mit Sorgfalt vom Unkraute gereiniget werden, bedarf aber keiner Düngung. Man muß ſie dicht ſäen, und wieder ergänzen, damit keine leere Zwiſchenräume entſtehn. Wenn ſie zur Fütterung beſtimmt iſt, ſo muß ſie abgemäht werden, dieweil ſie blühet. Die Engelländer haben die Vortheile dieſer Pflanze noch nicht genugſam eingeſehn; doch beſchreibt Tull c die Weiſe ſie anzubauen, und zählt ſie auch unter die beſten Futterkräuter. Der Anbau derſelben in der Schweiz wird in den Abhandlungen der ökonomiſchen Geſellſchaft beſchrieben.

19.

Dieſe Pflanze bringt der Herr von Linnee zum Hedyſarum, das mir aber wegen ſeiner längern Blumflügel, und der mehrern

c *Horſehoeing Husbandry* c. 12. HALE IV. p. 325. u. f. *Muſ. ruſt.* p. 43.

kern, Gelenke seiner Schoten, sattsam verschieden zu seyn scheinet. Aus diesem Geschlechte ist eine Art neulich zum Anbauen angerathen worden,

HEDYSARUM caule erecto ramoso, foliis pinnatis ovatis, siliquis pendulis, venosis, levissimis. *Hist. Stirp. Helv.* n. 395.

Astragalus alpinus &c. SCHEUCHZER. *hist.* t. 12.

Hedysarum saxatile, siliqua levi, floribus purpureis, inodorum. AMMAN. *Plant. Ruthen.* n. 152. 153.

Mir misfällt dieses Gewächse keineswegs. Die Wurzel ist gleichfalls sehr groß und holzern; der Stengel ästig und aufrecht; ja der ganze Bau hat viel ähnliches mit der Esparsette. Ich glaube aber nicht, daß jemals damit Versuche seyen gemacht worden seyen. Diese Pflanze wächst sonst häufig auf unsern höhern und niedrigern Alpen.

20.

In dem Königreiche Neapolis wird eine andre Gattung von Hedysarum gebaut, die gemeinlich unter die Blumengewächse gezählt, und in den Gärten gepflanzet wird.

HEDY-

HEDYSARUM clypeatum, flore fuaviter rubente. *Hort. Aichſtatt. aſt.* n. 13. t. 2. f. 1.

Hedyſarum RIVIN. t. 98. deſſen Abzeichnung ſich auch in den Bresl. Samml. ſept. 1718. befindet.

Italiäniſch Sulla.

Dieſe prächtige Pflanze wird auch in unſern Gärten bis drey Schuh hoch, und in dem gemäßigten Calabrien noch weit höher. Die Wurzel iſt daſelbſt dauerhaft, bey uns aber daurt ſie nicht lange. Der Stengel iſt hart, äſtig, aufrecht, und hat ausgebreitete Aeſte. Die Zweighüllen ſind wie Lanzetten zugeſpizt. Die Blätter ſind von vier Paaren, und ein ungepaartes ſchließt den Zweig: ſie ſind dik, oval, ohne Zähne, und wie mit Seide überzogen. Der Blumenſtiel trägt eine dichte und aufgerichtete Traube von Blumen. Die Röhre der Blumdeke iſt kurz, die Zähne wie Lanzetten: die obern Zähne ſind zurükgebogen und ſtehn von einander ab, der unterſte iſt der längſte. Die Blume iſt beſonders ſchön; derjenige Theil derſelben, der aus der Blume hervorragt, hat eine hohe Purpurfarbe. Der Stiel der Fahne iſt dik, die Fahne ſelbſt elliptiſch, ſchmal, ausgekerbt und zurükgebogen. Die Flügel ſind etwas kurzer als der Nachen, haben

kurze Füsse und lange Wiederhaken. Die Stiele des Rachens sind gleichfalls kurz, er selbst ist sehr groß, wie ein Winkelmaaß gebogen, hat einen Schnabel, und läßt sich spalten. Die Schote ist viermal so lang als die Scheide, so daß diese blos den Stiel umschließt. Der Staubweg ist wie ein Haar dünn, und rechtwinklicht gebogen. Die Schote besteht aus vier oder fünf Gelenken, die durch enge Zwischenräume mit einander vereinigt werden, und deren Oberfläche mit vielen kleinen Stacheln besezt ist. Die Saamen sind rund, und an dem einen Ende etwas eingeschnitten.

Diese Pflanze erfordert einen kreidichten und zähen Boden. Der Saamen wird nach der Erndte unter die Stoppeln ausgesäet; darauf werden die Stoppeln angezündet. Im Wintermonate bricht der Saamen hervor. Den folgenden Frühling steht eine Wiese von fünf Schuh hohen Pflanzen da. Im Brachmonat wird die Sulla abgemäht; im Herbst wird der Aker umgepflüget, und mit Korn angesäet. Nach der Erndte werden die Stoppeln wieder angezündet, und denn keimt die Sulla wieder von sich selbst hervor; und so liefert eben der Aker ganze vierzig Jahre hintereinander ohne Aufhören wechselsweise eine Erndte von Weizen, und

eine

eine von Sulla: ſo daß es unmöglich iſt, einen gröſſern Ertrag eines Akers zu erwarten. Allein es iſt nicht zu hoffen, daß in unſern ſo viel kältern Ländern der Anbau dieſer Pflanze mit gleich glüklichem Erfolge werde belohnt werden.

21.

Ich übergehe das genugſam bekannte Geſchlecht der Wiken, die in Deutſchland hauptſächlich zum Futter für die Pferde geſäet werden. Die Vicia ſylvatica piſo ſimilis, läßt ſich leicht bauen, und iſt allerdings höher und zärter, als die gemeine Pferdewike. Doch habe ich dieſen Fehler an ihr bemerkt, daß faſt alle ihre Saamen von den Würmern durchfreſſen werden.

22.

Nicht wenig erwartete ich auch von der

CORONILLA caule angulato, brachiato, foliis vigenis, ariſtatis, floribus umbellatis. *Hiſt. Stirp. Helv.* n. 387.

Coronilla herbacea flore vario. I. R. H. GARIDEL p. 129. n, 25, MILLET t. 107.

Coronilla flore vario RIVIN. t. 94.

Sain-

Sainfoin commun PLUCHE *Spect. de la Nat.* III. p. 29.

Die angenehme Pflanze wächst durchgehends in Helvetien auf den Feldern, obschon nicht um Bern herum, sowohl in sandichtem als in thonichtem Grunde. Im Garten bekömmt sie ein weit besseres Ansehen, wird grösser, und ihre Aeste breiten sich aus einander, so daß ich an ihrer Fruchtbarkeit keineswegs zweifle, wenn sie angebaut würde. Miller sagt, man säe sie in Engelland, doch habe ich sonst nirgends das geringste von ihr gelesen. Die Versuche, die ich damit angestellt habe, sind mir alle mislungen, weil in den langen und schmalen Schoten die Saamen allzuschwerlich zur Reife kommen.

Ich lasse die Beschreibung weg, da sie schon aus dem angenehmen Kranz ihrer Blumen kenntlich genug ist, deren Fahne Purpurfarb und gestreift, die Flügel aber Fleischfarb sind. Die Blumen machen, da ihre Stiele gegeneinander zugekehret sind, einen Kranz aus.

23.

Hr. Baptista Bohadsch hat in einer besondern Abhandlung den Anbau des Schoten-

tendorns (Pſuedo-Acacia Rivin. t. 83.) zum Futter für das Vieh anbefohlen. Dieſer Baum, den der Herr von Linne' Robinia heiſſt, wird hin und wieder bey den Häuſern und an den Straſſen, wegen ſeiner Schönheit, der Nuzbarkeit ſeines Holzes, und dem angenehmen Geruche ſeiner Blumen gepflanzt, und verträgt unſre Luft ſehr wohl. Hr. Bohadſch räth die Blätter dieſes Baumes abzuſchneiden, und ſchlägt auch dienliche Werkzeuge vor, um dieſes leichter zu bewerkſtelligen. Allein dieſe Arbeit ſcheinet uns, bey der groſſen Menge Futters, die ein Pferd oder eine Kuh erfodert, allzuviele Zeit zu erfodern. Und will man ja Bäume zum Futter nuzen, ſo liefern uns dieſes in unſerm Lande auf eine leichte Weiſe die Eſche und andere Bäume, die geſchwind aufwachſen. Denn ich habe im Amte Aelen ſelbſt geſehn, da in einem heiſſen Sommer das Gras äuſſerſt ſelten geworden war, daß man die Pferde und anderes Vieh mit Laub gefüttert hat.

Die Schweden erheben den gelben Lathyrus, weil er die Näſſe wohl verträgt; mir iſt unbewuſt, ob jemand mit demſelben Verſuche gemacht hat. Andere loben das Cicer vulgare ſerratis foliis. Andere das Süſſholz.

Will

Will man ja aus der Claſſe der Erbſenblüthen mit gepaarten Blättern einige anpflanzen, ſo rathe ich vorzüglich den OROBUM caule ramoſo erecto, foliis ovato lanceolatis, *Hiſt. Stirp. Helv.* n. 419. Orobus alpinus latifolius C. B. *prodr.* p. 149.

Da noch keine Abzeichnung deſſelben vorhanden iſt, ſo halte ich es nicht für unſchiklich ihn hier zu beſchreiben.

Er wächſt durchgehends in den niedrigern Gebirgen der Alpen, im ganzen Gouvernement Aelen.

Unter den Pflanzen dieſer Claſſe in meinen Vaterlande erhält dieſer Orobus die gröſte Höhe, und verſpricht viel Futter, iſt auch dem Viehe angenehm, da er nicht hart iſt. Der Stengel iſt zwey und mehr Ellen hoch, äſtig, eklig, und geht vollkommen gerade in die Höhe, welche gute Eigenſchaft wenige Futterkräuter, die Gräſer ausgenommen, beſizen. Die Zweighüllen ſind groß, oval, wie Lanzetten zugeſpizt, und haben niederwärts gezähnte Haken. Die Blätter ſind Paarweiſe, von fünf Paaren, ohne ein ungepartes Blatt, glatt, oval und zugeſpizt. Aus allen Winkeln der Blätter erheben ſich neun Zoll lange Stiele, die eine weitläuftige Aehre von ungefehr zehn niederhangenden blaß-

blaßgelben Blumen tragen. Die Blumdeke iſt zuſammengedrükt; ihre obern Zähne ſind ſehr kurz, zugeſpizt, und gegen einander zu gebogen, die untern ſtehn aber gerade. Die Fahne iſt ſchmal, gefaltet, mit erhabenen Rändern. Die Flügel und ihre Haken ſind ſtumpf. Der Nachen iſt ſo lang als die Flügel, und hat einen geſpaltenen Stiel, und einen ſehr ſpizigen Schnabel. Die Schote iſt lang, zuſammengedrükt, und mit vielen Saamen angefüllt.

24.

Man kann ſich auch etwas verſprechen von der

CORONILLA montana RIVIL. t. 99.

der Galega ebendaſ. t. 72.

dem Aſtragal. caule erecto ramoſiſſimo, foliis ellippticis hirſutis, ſiliquis veſicariis. *Hiſt. Stirp. Helv.* n. 411.

der Aſtragaloid. elatiori erecta, AMMAN. *ruthen.* p. 148.

dem Aſtragal. veſicar. oder Glaux RIVIN. t. 108.

Ich würde die Landwirthe loben, die Verſuche über dieſe Kräuter anſtellten. Doch rathe

rathe ich vielmehr wenige und einträglichere als viele und minder nüzliche Pflanzen anzubauen. Denn wer ein Landgut baut, weis am besten, wie kurz die Zeit ist, und wie schwer es wird, für alle nothwendige Arbeiten die Tage zu finden.

25.

Ausser diesen zwey Classen von Kräutern, die zu Anlegung künstlicher Wiesen gebraucht werden, giebt es noch zwey andere Pflanzen, die wirklich zu diesem Zwek gebauet werden. Die erste, die man nicht erwarten sollte unter denselben anzutreffen, da sie wegen ihren äusserst schmalen Blättern, und ihres niedrigen Wuchses, keinen erheblichen Ertrag an Heu verspricht, wird demnoch in Flandern häufig gesäet und gebauet, weil sie sich mit sandichtem Boden vergnügt. Diese ist die

ALSINE foliis linearibus verticillatis, seminibus rotundis *Hist. Stirp. Helv.* n. 873.

Spergula Dodon. d *cereal.* p. 179. welches auch ihr gewöhnlicher Namen ist: holländisch Spürje, ein Kraut, das oft Steinleberkraut

d Du Hamel t. VI. p. 150. 151. t. 1.

leberkraut e genennet wird, welcher Name der Marchantia zugehöret.

Ich halte mich bey ihrer Beſchreibung nicht lange auf, da ſie durch ihren niedrigen Stengel, durch die Lage ihrer Blätter, deren viele zugleich aus ebendemſelben Kreiſe des Stengels entſpringen, durch ihre weiſſen und unanſehnlichen fünfblättrichten Blumen, und durch die ungetheilten Blumblätter genugſam kenntlich iſt.

Sie wird friſch verfuttert, und ſchmekt dem Viehe recht wohl. Auch in dem ſandichten Gegenden von Deutſchland fängt man ſtark an dieſelbe zu bauen f. Doch leugnet Gunner, daß ſie den Ochſen angenehm ſey g.

26.

Die andere Pflanze, die erſt ſeit wenigen Jahren in Engelland, beſonders auf eines Saamenhändlers, Hrn. Rocques anrathen hin, iſt berühmt worden, iſt die Bibernelle. Die Engelländer ſuchten eine Pflan-

e Hale germ. II. p. 626.

f Cell Landwirthſ. Geſ. I. p. 14. 15.

g flor. p. 17.

ge, die auch den Winter durch frisches Futter liefern könnte. Auch ich wurde angefragt, ob bey uns kein Gras (*Graß*) wüchse, das den Winter durch grün bliebe, und zur Nahrung des Viehes dienlich wäre: denn in Engelland lassen sie ihre Schaafe den ganzen Winter unter freyem Himmel weiden. Durch das zweydeutige Wort *Graß* betrogen, antwortete ich, mir wären keine Gräser bekannt, die den Winter unverändert ausstünden, sie blieben zwar wohl bey Leben, würden aber hart und schwarz. Immer grüne Kräuter hätte ich ihnen hingegen viele nennen können, ich glaubte aber nicht, daß davon die Frage wäre. Denn ich sah zu Roche den ganzen Winter durch Maßlieben, einblüthige Schlüsselblumen, Scorzoneren, Bachbungen, Brunnkresse häufig vor mir, der härtern Pflanzen zu geschweigen, die im Winter grün sind, und blühn, als die Globularia pyrenaica, Erica quadrifolia, und Pervinca.

Die Bibernelle fiel mir nicht bey; sie bleibt zwar wie die Schlüsselblumen und viele andere Pflanzen allzeit grün, hat aber keinen solchen Trieb, daß ich sie für hinlänglich zum Futtern gehalten hätte.

Allein in Engelland, wo die Winter sehr gelinde sind, hat man durch Versuche

ge-

gefunden, daß die Schaafe ſich allerdings mit den Blättern der Bibernelle den Winter durch ernähren können. Daher hat man auch angefangen, ſie mit groſſem Eifer anzubauen, welches auch in der Eidgenoſſenſchaft, obſchon etwas ſeltener geſchieht.

Allein da die Engliſchen Landwirthe ihre Pflanzen ziemlich ſchlecht beſchreiben, ſo müſſen wir trachten, ſie dem Landmanne ſo kenntlich zu machen, daß er in Anſehung derſelben nicht irren könne.

Von der engliſchen Bibernelle muß vorerſte unterſcheiden werden die weiſſe Bibernell, PIMPINELLA ſaxifraga, die Tournefort Tragoſelinum nennt, und die in die Claſſe der Sonnenſchirme tragenden Gewächſe gehört, mit kleinen weiſſen fünfblättrigen Blumen, deren Stiele alle in einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte zuſammenſtoſſen.

Ferner iſt auch von der Burnet verſchieden des Hrn. von Linnee Sanguiſorba ſpicis ovatis I. p. 169. die Fuchs Sanguiſorba major nennt.

Pimpinella ſpica brevi rubra ROB MORISON *umbellif.* p. 52. OEDER. *flor. Dan* p. 97.

Und die ich Pimpinella tetraſtemon ſpica brevi nenne. *Hiſt. Stirp. Helv.* n. 705.

Diese Pflanze, die Miller h und Comber i für das Burnet der Engelländer halten, ist in unsern feuchten Wiesen nur allzugemein, treibt einen höhern Stengel, der bis auf drey Schuh lang, und viel härter ist, und wenig Aeste hat. Die Blätter sind ziemlich ähnlich, mit nezförmigen Adern gezeichnet, von sechs Paaren, mit einem Ungepaarten zu äusserst, fast wie Herze ausgeschnitten, aber länger, dichte gezähnt, hart, troken und glatt. Die Blumenköpfchen, die sich zu äusserst an den Aesten befinden, sind kurz, oval, sehr dicht, in der jungen Pflanze röthlicht, in der erwachsenen aber fallen sie in eine schwarze Purpurfarbe. Die Blumdeke ist wie in der andern zweyblättrig. Die Blume ist der echten Bibernelle ähnlich, mit ovalen Blumblättern: ihre Röhre ist sehr kurz, und sie hat nur vier Staubfäden. Sie hat nur einen Staubweg. Die Frucht ist der Bibernelle gleich.

27.

Diejenige Pflanze, die Hr. Roeques k mit dem Namen Burnet bezeichnet, ist die PIM-

h *Muſ. ruſſ. III.* p. 118.

i *Muſ. ruſſ. IV.* t. 1. f. 6. 7.

k *Muſ. ruſſ. I.* p. 210. 296. 308. *IV.* p. 70. 177. 229. *V.* p. 62. t. 1. f. 3.

PIMPINELLA polyſtemon *Hiſt. Stirp. Helv.* n. 706.

Poterium inerme caulibus anguloſis. LINN. p. 1411.

Pimpinella BLAKWELL. t. 413.

Sanguiſorba minor TABERNÆM. p. 110.

Sie wächſt häufig an Hügeln und auf trokenen abhängigen Wieſen.

Der Geruch dieſer Bibernelle iſt angenehm.

Sie iſt niedriger und äſtiger als die groſſe, die Blätter haben mehrere Paare, haarige Nerven, und ſpizigere Zähne, beſonders ſind die Blätter am Stengel ſehr tief und ſcharf eingeſchnitten [1]. Die Blumenköpfe ſind den vorigen ähnlich und rund. Die jungen Blumen ſind grün, mit zunehmendem Alter werden ſie purpurfarb, doch nicht ſo dunkel als in der vorhergehnden. In den Werkzeugen der Frucht herrſcht eine merkliche Verſchiedenheit: denn die einen Blumen dieſer lezten Pflanze enthalten in dem nemlichen Kopfe blos männliche Blüthen, mit einem kleinen Anfang der Frucht, und mit häufigen Staubfäden, die ſich bis

1 *Muſ. ruſt. V.* p. 62.

auf fünfzig belaufen; andere Blumen in dem nemlichen Kopfe, enthalten blos weibliche Blüthen mit der Frucht, sind kleiner, haben keine Staubfäden, aber zween Staubwege; noch andere Blumen vereinigen die Werkzeuge beyder Geschlechter. Die Frucht ist oval, viereckicht, und über dieselbe laufen vier erhabene Linien hin, zwischen welchen sie runzlicht ist; sie wird mit einem Ringe gekrönt, aus dem die Blume sich in vier sehr tiefe Abschnitte vertheilt. Wenn sie blüht, so läßt sie sich leicht an ihren zahlreichen Staubfäden und an ihren zwey Blumwegen erkennen, welches Kennzeichen ich auch dem Landmanne anbefehle. Ausser dieser Zeit unterscheidet sie sich durch ihren niedrigen und minder aufgerichteten Stengel, und durch ihre tiefer eingeschnittenen Blätter.

Sie dient vorzüglich zum Weidgang, doch giebt sie auch Heu, das den Pferden nicht unangenehm ist, und zweymal abgemäht werden kann. Verschiedene Pferde und Kühe wollen dieselbe nicht berühren. Sie soll den Schaafen zur Arzney dienen, denen die Hydrocotyle schädlich ist m. Allein das neueste Geständniß berühmter Männer spricht ihr diese Verdienste ab, da sie auf magerm Grun-

m *Repoſit. III.*

Grunde schlecht fortkömmt, und in einem Jahre schwerlich zwo Erndten verträgt.

In dem vortreflichen Werke des Hrn. Arthur Younge erhält die Bibernelle doch ein ziemliches Lob n. Ein Landwirth hat bis 35 Morgen damit besäet, mit Haber und weissem Klee; sie ist den Milchkühen am zuträglichsten.

Es giebt noch viele Pflanzen aus andern Classen, die ein sehr angenehmes Futter liefern, und die auch, obschon aus andern Absichten angebaut werden: als der Waid, der Krapp. Eben sowohl verdienten auch wohl einige Versuche die Nuttern und der Löwenfuß: iene ist auf den Alpen, wegen der häufigen Milch, die sie verschäft, berühmt, und vermehrt beträchtlich den Werth einer Weide. Der Löwenfuß hat eben die guten Eigenschaften, und verspricht wegen seiner breiten Blätter einen reichen Ueberfluß an Heu. Die Wurzeln, als Rüben, Kohlrüben und Möhren übergehe ich mit Stillschweigen. Der im Wasser wachsende Butomus umbellatus wird von dem berühmten Hale o zum an-

n *Tour through the northern province* I. p. 81.

o I. p. 3.

p *Angl. IV.* p. 159.

anpflanzen angerathen; doch gewiß nicht um Heu daraus zu machen. Denn die Wasserpflanzen verlieren durch die Ausdünstung in Dörren den gröſten Theil ihres Gewichtes.

Ende des zweyten Bandes.

Ges. Werke Allg. Ueb. [illegible] –
1894.2874

Sammlung
kleiner
Hallerischer
Schriften.

Dritter Theil.

BERN,
im Verlag Emanuel Hallers.

Ex Biblic
Universita
Frider. Gui
Berolin.

Gedrukt bey Dan. Brunner u. Albr. Haller.
1772.

I.

Beſchreibung der Salzwerke im Amte Aelen.

Erſter Abſchnitt.

Von den Quellen überhaupt.

I.

Beſchreibung
der
Salzwerke im Amte Aelen.

Da ich vor dem Ende meines bey den Salzwerken der Republik gehabten Amtes noch einige Zeit vor mir finde, die von andern Arbeiten ledig iſt, ſo glaube ich ſie nicht unnüzlich anzuwenden, wenn ich zum Behufe der Nachkommenden, eine kurze Beſchreibung dieſer Werke aufſeze, die nicht anders als zuverläßig ſeyn kann: da alle dieſe Vorwürfe, von welchen ich ſchreibe, unter meinen Augen liegen, und da ich in den Jahren 1754. 1755. 1756. 1757. 1758. 1759. 1760. 61 u. 62. dieſe Gegenden bereiſet, und

die Flüsse, Waldungen, Berge, und andre mit den Salzwerken verbundene Gaben der Natur, oder Früchte der Kunst, mir bekannt gemacht habe, deren Aufsicht mir in den Jahren von 1758 bis 1764. zur Pflicht geworden ist.

Die Salzwerke der Republik verdienen allerdings eine Beschreibung, da sie vieles, von allem was man in andern Ländern findet, unterschiedenes haben; wie denn der innere Bau eines Gebürges wohl nirgends deutlicher wie zergliedert worden ist, und auch nirgendwo so unermeßliche Werke unternommen worden sind, der Sparsamkeit der Natur abzuhelfen.

Wir wollen also das Salz zuerst in seinen Gebürgen suchen; hernach in die Lekhäuser, von da in die Pfannen, leiten.

Die einzigen Salzwerke, die jezt in Helvetien betrieben werden, liegen im Gouvernement Aelen, in den ältern Landen der Republik, und in einem bestimmten, und von der Natur umgränzten Bezirke. Man hat mir zwar rothes, dem Bäyrischen ähnliches, Steinsalz vorgewiesen, das in dem Gebiete der benachbarten Republik Wallis gefun-

gefunden worden seyn soll. Da man mir aber den Ort nicht genannt, und der Finder den Namen eines übernatürliche Künste besizenden Weisen hat, so kann ich dieses Salz noch nicht für recht helvetisch annehmen. In der Grafschaft Baden soll eine gesalzene Quelle seyn, davon mir aber nichts zuverläßiges bekannt ist. Ganz neulich vernehme ich eben dasselbe von einer noch nicht bestimmten Gegend des Cantons Unterwalden. Sonst ist der Bauer, zumal in Bergländern, mit der Meynung überall eingenommen, daß bald auf allen Bergen Salzquellen zu finden seyen: Wie dann ich selbst auf höchsten Befehl im Jahr 1753. nach dem Steinenwald, am Hange der Emmenthalischen Furke, wegen einer solchen Quelle gereiset bin: andre Amtleute aber auf Sous le Mont, im Amte Sanen, und an mehrere Orte geschikt worden sind. Bald ist es blosser Betrug; wie denn die Sohle, die zu besichtigen ich zur Quelle der Emme reisen mußte, nur mit Potasche, von einem betrügerischen Bauren, salzicht gemacht worden war; von mir aber, weil ich ihn vier und zwanzig Stunden vorher bey mir behalten, und die Quelle hatte bewachen lassen, nicht ein Gran Salz in derselben gefunden worden ist.

Zuweilen mögen gewisse, nicht seltene,

gelbe Eisenschweise, oder ein im Gouvernement Aelen ziemlich gemeines saures, auf den Felsen und auf dem Mooſe befindliches Salz, zu einem salzichten Geschmake Anlaß gegeben haben.

Weit anders ist es mit der Salzgegend im Gouvernement Aelen beschaffen. Sie ist nordwärts durch die Grande Eau, südwärts durch den Avançon, ostwärts wieder durch die Grande-Eau, abgeschnitten. Jeder dieser Ströme läuft in einem tiefen Thale. Westwärts senkt sich die Salzgegend in die Fläche des Thales, das von dem Genfersee nach der Bergenge zu St. Moriz sich erstrekt, und vom Rhodan durchströmt wird.

Diese salzichte Gegend ist zwey Stunden lang, von Westen nach Osten aber noch etwas breiter, und bis zu den Isles d'Ormond hat sie sich bis vier Stunden, wovon aber das Steigen einen Theil ausmacht. Sie ist bergicht, und besteht aus zwey abhangenden Bergrüken, davon der nördlichste felsicht anfängt, die Dent de Chamoſaire zum höchsten Gipfel hat, und endlich treppenweise bey Aelen, unter dem Namen Chalex, in die Fläche sich senket. Die andre südliche Kette kömmt über der Quelle der Gryonne von der wahren Nordkette der Alpen herunter, wo sie Chetillon heißt, und senkt sich bey Bex

ins

ins Thal. Zwiſchen dieſen beyden die Salz-gegend endigenden Linien, iſt ein hüglichtes Land, deſſen hoher und öſtlicher Theil zu Sommerweiden gebraucht wird, deſſen tiefern Hang Tannenwälder bekleiden, und das endlich durch Weinberge ſich in die Fläche verliert.

Dieſe ganze ſalzichte Gegend iſt von der Natur ſelbſt ausgezeichnet. Nordwärts iſt das Ende der nördlichen Alpenkette durch u. durch von Marmor, theils grau, theils gelblich, und theils wie zu Roche, vielfärbig. Südwärts hingegen iſt kein Marmor mehr, und das hohe Gebürge, die wahre Nordkette der Alpen, iſt mehrentheils von Schiefer. Das Salzgebürge aber hat überhaupt einen Harniſch von Gips, der überall aus der Erde hervorbricht, und oben zwiſchen den Bergen Perche und Anſex eine Gegend voll weiſſer Pyramiden, und dazwiſchen ſich durchſchlingender mäandriſcher Thäler ausmacht; auch noch jenſeits des Ormonder-Thales bis in den Berg Pillon, gegen das Geſteig hin, ſich zieht, hin und wieder, ſelbſt unweit Bevieux, jenſeits des Avançon-Stroms, in die hohen Alpen ſich fortſezt, und ſich daſelbſt zeiget, zu Bex aber, und bey Aelen, häufig gebrochen, und gebrannt wird. Dieſer Gips iſt an vielen Orten mit Schwefel angeflo-

gen. Bey Bevieux, an den Felsen en Sublin, ist dieser Anflug am gemeinsten, und besteht zum Theil in grossen durchsichtigen, dem Börnsteine ähnlichen Stüken lebendigen und durchsichtigen Schwefels. Auf der Nordgränze der Salzgegend hat man auch in den Chantosaire-Gruben schwefelichte Wasser gefunden: und im grössern von den hiesigen Bergwerken finden sich, nebst einer schwefelichten Quelle, die aber wegen des Salzes gar gemacht wird, verschiedene starke Schwefelschweise, die von Gips und Schwefel so sehr gesättiget sind, daß sie kaum fliessen können. Man weiß die artige Entdekung, den Dunst dieser Schwefelquellen anzuzünden; sie müssen aber eine Zeitlang nicht gebrannt haben: mit diesem Bedinge zieht man nur einen Zapfen aus der Röhre, durch welche die Sohle läuft, und hält das Berglicht in den Dunst, der augenbliklich mit einem Schwefelgeruche abbrennt; aber eine ziemliche Zeit wieder erfodert, bis der Dunst stark genug geschwefelt ist, bey der Lampe Feuer zu fangen. Es ist also ohne Ursache, wenn einige heutige Beschreiber der Gesundbrunnen den Schwefel im Wasser läugnen wollen.

Der Hauptfels dieser ganzen Gegend den man in allen Gruben, aux Fondemens, zu Panex und Chamosaire findet, fängt sich

zu

zu Verchiez an zu zeigen, und kömmt bis ins Salzwerk zu Bevieux, erſtrekt ſich auch von Ollon auf Panex durch Plambuis nach Chamoſaire, und in die Berge des untern Ormondes; ferner unter den Dörfern Finalet, les Poſſes, Gryon, unter Arvaye bis ins obere Ormond, eine viertel Stunde unter der Kirche: von dort geht er der Steige nach, die von dem Berge Anſex ins obere Ormond herunter geht, bis in den Pillenberg, gegen das Geſteig. Mit einem Worte, dieſer Fels iſt vermuthlich der Grund der ganzen ſalzichten Gegend. Er iſt hart und dichte, und hat Lagen, die ſich in die Tiefe einwärts gegen den Berg verſenken, aber keine Klüfte laſſen. Sein Hauptſtoff iſt ein harter Sandſtein, der aber mit vielen Spiegelchen von Glimmer, und mit Spatſtüken, oft auch mit Salz, verſezt iſt.

Das dritte, das in der Berggegend gemein iſt, ſind verſunkene trichterförmige, tiefere oder untiefere Gruben, bis auf einen Morgen groß, oder auch weit kleiner. Da der Gips ſich vom Waſſer auflöſen läßt, und von ſich ſelber zerfällt, ſo mögen unterirdiſche Quellen unter dieſen Trichtern den Gips weggefreſſen haben. Ihrer ſind ſehr viel um Cheziéres, auch einige en Jorogne, gleich über dem Salzberge, und die weiſſen Pyramiden

auf Anfex gehören auch dahin, da sie mit lauter Gruben durchschnitten sind. Sie sind aber auch auf dem Leberberge (Jura) nicht selten.

Das vornehmste Vorrecht dieser Gegend ist das Salz. Sie muß ganz im innern von demselben durchdrungen seyn; denn wie Herr Samuel Knecht, neulicher Salzfaktor zu Aelen, auf Höchsten Befehl neue Quellen aufzusuchen herumreisete, hat er bald alle grosse und kleine Bäche geprüft, und in allen, selbst im Rhodan, eine mehrere oder mindere Salzspur gefunden, wie dann auch zu Straßburg, Stokholm, Londen, und fast an allen Orten, wo man das Quelwasser sorgfältig geprüft, eine Salzspur sich in demselben gezeigt hat. Dieses Salz hat, fast wie das Eisen, die ganze Erde zur Mutter; obwohl freylich die einen Gegenden reicher als die andern sind.

Zweyter Abſchnitt.

Die Quelle über Bevieux.

In dem Salzgebürge, wovon ich ſchreibe, ſind bishieher drey Stellen gefunden worden, wo das Salz reichlicher als anderswo, in die Felſen eingeſprengt, und durch das Waſſer abgewaſchen worden iſt.

Die eine, und noch iezt die vornehmſte, iſt in einem Berge, der an der Gryonne, einem Waldwaſſer, liegt, und unter dem Dorfe Arvaye, am Ende eines Thales von gähen Wieſen, aus Felſen zuſammen geſezt iſt: man heißt ihn les Fondemens. Die Quelle, die aus dieſem Berge fließt, muß ſchon im fünfzehnten Jahrhunderte bekannt geweſen ſeyn. Man hat in den Archiven des Schloſſes zu Aelen Spuren, daß damals unter Arvaye Salz geſotten worden ſey: und ein Prediger von Gryon, der zu dem Salzwerke

werke hinreiſete, iſt in dem Waſſer von eben dem Namen, damals ertrunken.

Es iſt aber etwas ſehr geringes, was man von den ehmaligen Bemühungen weiß. Im folgenden Jahrhunderte war die Quelle im Beſize der vornehmen alten patriciſchen Familie Thormann, und aus dieſen Händen iſt ſie im Jahr 1684. an die Republik gekommen.

Die unſäglichen Arbeiten, die in dieſem Berge ſeit langer Zeit unternommen worden ſind, haben aber den Auslauf der geſalzenen Quellen ſehr verändert. Er war damals oben im Berge an der Nordſeite der Gryonne. Soviel man aus allen Nachrichten abnehmen kann, die alte Leute von den Ruchets haben, in deren Händen eine Zeitlang die Quelle geweſen iſt, war ſie an Waſſer reicher, und an Salz ſchwächer als jezo, und nicht über drey bis vier im hundert ſtark.

Ohne den Leſer mit allen den beſondern Stollen aufzuhalten, die von Zeit zu Zeit in dieſen Bergen getrieben worden ſind, iſt es hier der Ort, die Zergliederung des Salzberges ihm begreiflich zu machen, die durch eine Menge verſchiedener Stollen nach und nach bekannt gemacht worden iſt.

Die

Die äuſſere Rinde des Berges, unter der Dammerde, iſt von Gips, der auch hin und wieder zu Tag ausläuft.

Das Hauptgeſtein des Berges iſt der ſehr harte Sandſtein, den wir beſchrieben haben; man heißt ihn Kürze wegen den grauen Felſen. Er zwingt die Sohle, die ihn nicht durchdringen kann, iſt aber ſelbſt ziemlich häufig mit Salzneſtern durchſprengt, die keine eigene Geſtalt haben, und an der Luft verſchwinden. An vielen Orten, und zumal um den Kern des Berges, hat er Spat eingeſprengt.

Inner dieſem Geſteine hat der Berg einen Kern von ganz andrer Natur, und von blauem, hartem, blättrichtem Letten, den ich auch in weicher Geſtalt angetroffen, und an der Luft hart werden geſehn habe. Dieſer Letten, der aber würklich ſteinern iſt, wird von unzählbaren Löchern, Rinnen und Rizen durchbohrt, ſo daß das Waſſer leicht durch ihn tropfen kann. Durch ihn tropft auch das Salzwaſſer von oben im Berge herunter. Man findet niemals gediegenes Salz in demſelben, wohl aber kömmt er zu Chamolaire wieder vor; und die Quelle zu Lanex kömmt auch aus demſelben.

Man

Man kennt die Gestalt des Kernes nicht völlig, weil man ihn nur an zwey Orten entblößt hat. Die Nord- und Westseite ist bekannt, und macht einen Bogen, dessen Wölbung nach Westen sieht. Von der Südseite kennt man etwas weniges.

Man hat Ursache zu vermuthen, der ganze Kern habe fast die Gestalt eines Kegels, der oben weit, gegen die ewige Tiefe hin endlich sich verliert, und in eine Spize zusammen geht. Die Vermuthung ist unwidersprechlich durch die Erfahrung bestärkt. Man nennt diesen Kern gemeiniglich den Cylinder. Sein Durchschnitt ist ungefehr von 150 Schuhen, wo er am breitesten ist.

Dieser Bau des Berges hat seine besondre Folgen auf die Abwechslung des Reichthums der Quelle gehabt, und ist etwas, das meines Wissens kein Exempel hat.

Die Quelle versinkt nach und nach immer tiefer, wenigstens so lange sie in dem Letten bleibt, der voller Löcher ist, und sie nicht aufhält. Die alte Oefnung vertroknet, und die Quelle kömmt tiefer aus dem Kerne des Berges hervor. Diese Aenderungen haben vormals die damaligen Baumeister veranlasset, so wie die Quelle tiefer herauskam, tiefere Stollen an den blauen Letten zu treiben.

ben. Sobald man an demſelben kam, und eine Oefnung machte, ſo drang das Waſſer, wie aus einem Faſſe, das man tiefer anſticht, mit Gewalt und Menge, und weit ſtärker am Gehalt, heraus.

Im Jahr 1761. und im December, kamen fünf Quellen, unterſchiedlich an Gehalt, aus dem Kerne; aber dieſes iſt ungleich, und man rechnet ſie alle für eine Quelle.

Der Kern hat alſo dieſes mit einem Faſſe gemein, daß, ſo oft man ihn tiefer angeſtochen hatte, die geſalzene Quelle häufiger herausgedrungen iſt.

Man begreift die Urſache leicht. Die tiefere Oefnung ließ nicht nur das gewöhnliche Quellwaſſer heraus, ſondern ſie gab auch demjenigen einen Auslauf, das in den Rizen des blauen Lettens, unter den vorigen Oefnungen, von Anfang der Zeiten, wie es ſcheinet, ſtehn geblieben war. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß bey groſſen Vertiefungen das dreyfache Maas an Salzwaſſer einige Zeitlang herausfloß, und man im Jahre 1739 bis 36000 Centner Salz machte, eine Anzahl, die ſich ſeit dem ſehr verringert hat. Die Sohle war endlich ſtärker, weil das Salz, wann es ſchon im Waſſer aufgelöſet iſt, dennoch wegen ſeiner mehrern Schwere, ſich

ſich dem Boden nähert, wie wir anderswo weitläufiger zeigen werden. Es lief im Jahr 1747. $\frac{23}{100}$ ſtark aus dem Kerne.

Man ſieht aus dieſem mehrern Ausflüſſe, daß der Kern unten geſchloſſen, und mit dem harten Steine umgeben iſt. Wäre er nicht durch denſelben feſte verſtopft, ſo würden die tieffern Oefnungen des Kerns nichts bewürkt haben; denn die Salzquelle hätte weiter unten einen Ausfluß gehabt, und hätte ſich alſo oben nicht geſammelt.

Daß der Kern ſich unten verengert, hat man daraus gelernt, weil die von einem ſenkelrechten Schachte in den Kern getriebenen Stollen unterwärts länger worden ſind, und er ſich folglich daſelbſt enger zuſammenzieht. Nur zwiſchen dem im 1742ſten Jahre in den Kern getriebenen Stollen, und dem lezten von 1747. iſt der Unterſcheid in der Länge bis 40 Schuhe, um welche folglich der Cylinder enger iſt. Es iſt aber noch nicht erwieſen, daß er ſich nicht auf der andern Seite erweitere.

Man hat den Kern ſo oft, und um ſo vieles tiefer angeſtochen, daß die Quelle ſeit der lezten Vertiefung von 1730. um 386. Schuhe tiefer aus dem Kerne kömmt, als ſie im Jahr 1684. that. Denn im J. 1684.

ſtach

ſtach man ſie um 50 franz. Schuhe niedriger an: im Jahre 1694 um 26; im Jahre 1709 um 15 Schuhe und 6 Zölle; im Jahre 1723 um 31 Schuhe; im Jahre 1730 um 13 Schuhe; im Jahre 1735 um 20 Schuhe; im Jahre 1737 um 25 Schuh und 6 Zölle; im Jahre 1741 um 24; im Jahre 1742 wieder um 25; im Jahre 1745 abermals um 25; und im Jahre 1747 um eben ſo viele Schuhe.

Nach und nach hat man aber der Natur noch viele beſondre Anſtalten abgemerkt, wodurch ſie die Quellen bewürkt.

Die Salzquelle, die im verſteinerten Letten beſtändig hinuntertropft, iſt unſtreitig ein gemeines Waſſer, das ſich mit dem geſchmolznen Steinſalze ſchwängert. Es iſt eine Salzquelle, die in den Rizen des Felſens einen Theil ihres Salzes zurükläßt. Das Steinſalz iſt urſprünglich ohne eigene Geſtalt. Hingegen wiſſen wir aus den Salzſchweißen des Schachtes en Bouillet, daß ein Salzwaſſer, wenn es auch im Berge anſchießt, Würfel macht; denn in dieſem einzigen Schweiſe, der zu unterſt im Berge herausdringt, findet man Würfel, und nirgends ſonſt in dem harten Geſteine.

Doch wir haben dazu mehrere Gründe. Der hauptſächliche Zufluß des Waſſers, der

die hiesige Quelle ausmacht, ist ein entferntes Grundwasser. Wenigstens ist die Menge des Wassers fast unveränderlich, und bloß nach dem Schneeschmelzen findet sich im Anfange des Sommers eine Zunahme, die aber wohl 14 Tage später sich zeiget, als die Wärme, und das Schmelzen des Schnees.

Mithin ist die wahre Quelle entfernt, und die Wege der Salzquelle sehr eng, da sie etliche Wochen zu reisen hat, bis sie in den blauen Letten kömmt.

Ein Zufall, und soviel ich habe vernehmen können, die Erschütterung des 1ten Novemb. 1755, die überall in Helvetien trübe Quellen gemacht hat, ist der Anlaß zu einem völligen Beweise, daß das süsse Wasser durch das Ableken des Bergsalzes gesalzen wird.

Ueber dem Salzberge, und über dem Kerne desselben, doch etwas Seit- und Ostwärts, ist eine kleine sumpfige Stelle, in welcher sich eine kleine Quelle verliert, die etwas höher entspringt. Eine Reihe eben dergleichen Quellen habe ich weiter hinauf, nach Huevmoz hin, von Zeit zu Zeit angetroffen, die aber alle in die Dammerde, und in das gipsichte Gebürge sich verlieren, ob sie wohl zusammen ein ziemliches an Wasser halten, wie ich im Junio 1760 selbst gemes-

sen

sen habe; als an welchem Tage acht Quellen zusammen 124 Zuber, oder 3720 Pfunde von 18 Unzen alle Viertelstunden lieferten. Doch sind die unterste, davon man den bald anzuzeigenden Gebrauch gemacht hat, und denn noch eine, in eines gewissen Victor Crosets Wiese entspringende Quelle die vornehmsten darunter. Jene gab damals über 43, und die über 55 Zuber. Sie lassen einen spatigen Bodensaz auf dem Grase liegen.

Jenseit des kleinen Sumpfes nun, und weiter nach Süden und der Gryonne hin, läuft das Wasser der untern Quelle in den Berg hinein. Man kann mit einer blossen Rinne das Wasser ausleiten; wenn man dieses thut, und die Quelle etwas stark an Wasser ist, so entsteht nach fünf bis sieben Tagen eine Veränderung in der grossen Salzquelle, die in dem Gebürge entspringt, wovon wir bisbieher gehandelt haben. Sie wird häufiger an Wasser, und schwächer am Gehalte: Der Unterscheid beläuft sich bisweilen aufs vierfache an Wasser; da hingegen die Sohle niemals ums dreyfache schwächer an Salz worden ist. Es ist also dabey ein Gewinn, und die Menge des Salzes überhaupt wird vermehrt. Ich habe berechnet, daß die Vermehrung in einem Mo-

nate 260 Centner betragen hat. Und im Jahre 1757 hat der Herr von Roverea den Vortheil in drey Monaten auf 621 Centner berechnet.

Nun ist es offenbar, daß zwischen dem Sumpfe und dem untern Auslaufe der Quelle, im Berge Steinsalz seyn müsse, dessen Auflösung durch das fremde Wasser, das man jezt aufgeleitet hat, die Menge des Salzes vermehrt, obwohl die Sohle, davon jezt ⅔ aufgeleitetes süsses Wasser sind, überhaupt erdünnert wird.

Nach einem Monate nimmt diese mehrere Stärke ab, und ich ließ auch in meinen Versuchen das Wasser alsdenn wieder ableiten. In den lezten Jahren ist auch die Bereicherung geringer gewesen, indem das Wasser einen andern Ausgang gefunden hat, und die Salzspuren erschöpft sind, durch welche sich die Quelle bereichert hatte, auch vielleicht ein Schlamm die natürlichen Röhren verstopft haben mag, durch die dieses Wasser auf den Kern läuft. (Seit dem hat das äussere Wasser den Zugang zur Salzquelle gänzlich verlohren.)

Die nehmliche Erfahrung zeigt deutlich, wie die Tagwasser in die Berge eindringen, und sehr lange Wege durch dieselben zurüklegen können.

Denn

Denn in diesem Exempel dringt das Tagwasser 430 Schuhe senkelrecht zum Theil durch den härtesten Felsen. Und wie wenig beweiset die geringe Tiefe, in welcher der Regen zu nezen scheinet. Dieses geschieht in der Garten- und Akererde, die unter sich Letten und Thon hat, und ihre Feuchtigkeit ausdünstet; da hingegen an andern, und zumal an felsichten Orten, die äussern Wasser durch die Lagen der Felsen sich eine Oefnung machen.

In unserm Salzberge kennt man die Lagen. Sie streichen gelinde in die Tiefe des Berges hierseits von dem Cylinder nach Nordosten, und jenseits desselben mehr nach Osten.

Wir nähern uns nunmehr den Veränderungen, die in diesem Gebürge durch die Kunst bewürkt worden sind.

Die Absicht war die Quelle, wenn sie nach ihrer Natur noch mehr versinken würde, leicht wieder zu finden, oder durch einen nahen Weg zum Kerne des Berges zu kommen. Anstatt daß man aus der Oberfläche des Berges, und von Tag aus, einen Stollen in den Kern des Berges hätte treiben müssen, so rieth der Herr von Beust, ein Eisenachischer Edelmann, der in den Jah-

ren von 1730 bis etlich und vierzig ſich theils lange zu Bern aufgehalten, theils von Deutſchland aus vieles angerathen hat, einen Schacht unweit des Kerns einzuſenken, aus welchem man durch einen kurzen Stollen zum Kerne kommen könnte.

Dieſer Schacht wurde getrieben, und heißt der Schacht der Vorſicht. Das franzöſiſche Wort de la Providence deutet, wie wir glauben, nicht mit Unrecht, die göttliche Vorſicht an.

Ein Theil dieſes Schachtes wurde zu einem Ziehbrunnen gemacht, in welchem ſich die Quelle ergießt, und aus dem ſie durch ein Radwerk herausgehoben wird. Er iſt 63 Bernſchuhe tief, und um 13 Schuhe tiefer, als der jezige Auslauf der Quelle. Dieſes Rad hat ſeine eigene Radſtube, und ein Tagwaſſer wird durch einen Tagſchacht auf daſſelbe 368 Schuhe tief geleitet, und nach dem Gebrauche wieder aus dem Berge abgezapfet.

Dieſe prächtigen Werke ſind alle in den grauen Stein gehauen, und es iſt überhaupt ein geringes, was in dieſem Berge mit Holz gebaut iſt.

Der übrige Theil des Schachtes dient für die Fahrten, durch welche man in die un-

unterſten an den Kern getriebenen Stollen herunterſteigt. Von dieſen Stollen ſind die unterſten immer länger; woraus es ſich erweiſet, daß der Kern unten zugeht, und wenigſtens von der Nordweſt Seite enger wird. ſ. 16.

Doch man hat noch mehrere anſehnliche Werke in dieſem Berge zu ſehn.

Man wollte im Stande ſeyn, bey allerley Zufällen das Waſſer aufbehalten zu können, wenn die Röhren mangelten, oder einige nöthige Ausbeſſerung in der Rothe, oder eine andre Abhaltung dazwiſchen käme.

Es entſpringt auch im Berge eine ſchwache nach Schwefel riechende Quelle, die im Winter dem Froſte nicht bloßgeſezt werden durfte.

Man fiel auf den Gedanken, im Berge und in deſſen grauem Felſen, zwey Sammelkäſten auszuhölen, in deren einen die Hauptquelle abgeſchlagen werden könnte, und in den andern das Schwefelwaſſer.

Man konnte nicht auf eine ordentliche Figur ſehn, weil man ſich an den harten Felſen halten mußte. Eine ſuſſe Quelle drang auch in den Kaſten; aber endlich überwand

man die Schwierigkeiten. In dem gröſſern Kaſten können 50000 gewürfelte Schuhe Waſſer, und im kleinern 1500 aufgehoben werden.

Anſtatt der Fahrten hat dieſes Bergwerk eine Treppe von 450 Stuffen, die ganz aus dem Felſen gehauen iſt. Sie durchbohrt, mit einem langen Stollen zuſammen gerechnet, den ganzen Berg, ſo daß man unten hinein, und oben, unweit der alten Quelle, herauskommen kann.

Es wäre allzulang, und hätte wenig Nuzen, die unzählbaren Stollen, mit welchen man dieſen Berg durchgearbeitet hat, herzuerzählen. Ein ſehr langer und gerader Hauptſtollen geht von der Weſtſeite zur Radſtube, und führt zur groſſen Treppe, zu den Sammelkäſten, und zu allen Quellen. Dieſer Stollen geht unter dem Bette der Gryonne, eines ſchädlichen Waldwaſſers, durch, deſſen Sicherheit der graue Stein ausmacht; und democh dringt oft an einer Stelle etwas vom Strome in die alten und oberſten Stollen.

Ein andrer beträchtlicher Stollen iſt quer durch den Kern des Berges, und weiterhin nach Südoſten getrieben worden. Man hat durch dieſelben den Kern kennen gelernt, u. geſehn, daß er auf der entgegengeſezten Seite

mit

mit grauem Steine eingeſchloſſen iſt, der das Waſſer ſo ſtark hält, daß das blind zugehende Ende dieſer Stollen ganz troken iſt: eine in unterirdiſchen Grüften ſeltene Zierde.

In dieſem Stollen, und auf der ſüdoſtlichen Seite des Cylinders, ſind in den Jahren 1747, 1750 und 1759 Schweiſe aus dem Saalbande des grauen Steines gekommen, die zum Theil ſehr ſtark waren, und bis 11½ im hundert an Salz gehalten haben, aber nach einiger Zeit wieder verſiegen ſind.

Nun bleibt im Berge nichts übrig, als die verſchiedenen Quellen.

Die Hauptquelle, deren Verſinkung ich beſchrieben habe, kömmt aus dem Kerne des Berges, fünfzig Schuhe tiefer als der Vorſichtſchacht heraus, und läuft durch Röhren aus dem Berge. Sie hat an Halt und Waſſer groſſe Veränderungen ausgeſtanden, davon wir einiger gedenken wollen.

Allemal nach einer tiefen Oefnung im Kerne iſt der Halt, und auch die Menge des Waſſers gröſſer geweſen, wie wir ſchon geſagt haben. Nach einigen Monaten, oder Jahren, hat ſich die Quelle an Waſſer wieder verringert, denn die Beſalzung iſt faſt keiner Veränderung unterworfen. Sie hat die ſechs Jahre über, da ſie unter meiner

Aufſicht war, faſt beſtändig an Waſſer ſechs Züber und acht Maaſſe in einer Viertelſtunde gehalten, welches nahe bey 200 Pfunden Waſſer ausmacht; da der Züber zehn Maaſſe, und die Maaß 3 Pfunde von 18 Unzen hält. Die einzige Veränderung iſt nach dem Schmelzen des Schnees, oder nach dem Aufſteiten des ſüſſen Waſſers.

An Salz hält ſie 11½ im Hundert, und drüber, und folglich einen neunten Theil nach der Feuerprobe, deren Unrichtigkeit ich aber anderswo anzeigen werde.

Sie empfängt einige geringe Zuwächſe aus verſchiedenen kleinen Quellen, die im Gebürge herum zerſtreut ſind.

Auf der ſüdoſtlichen Seite des Cylinders iſt ein kleiner Schacht geſenkt, der ungefehr 500 Schuhe weit vom Kerne liegt, und etwas Salzwaſſer hält. Die Probe macht ſein Waſſer eher ſtärker als die groſſe Quelle. Es hat im Jahr 1759 den 18ten May 11½ im hundert gehalten, da die groſſe Quelle nicht über 10 hielt.

Eine gröſſere, und an Waſſer der vornehmſten Quelle faſt gleiche Ader, iſt das ſogenannte Schwefelwaſſer, das nach Weſten hin, längſt dem langen Eingangsſtollen, doch in der Südſeite, herausquillt, und ſich mit

mit einer ſüſſen Waſſerquelle vermiſcht. Ihr Gehalt iſt an Waſſer, wenn ſie rein, bey 58 Maaſſen; an Salz aber nach der Feuerprobe nicht mehr als ; im hundert, wo ſie vermiſcht, und ein vom hundert, wo ſie rein iſt.

Dieſes Waſſer riecht nach Schwefel, und iſt fettigt, giebt aber nach der gehörigen Reinigung gutes Salz, das von dem beſten nicht unterſchieden werden kann. Da die Soole ſchwach iſt, ſo gefriert ſie an der Kälte; aber das Eiß von unſerm Salzwaſſer iſt immer, (wiewohl ſchwach) geſalzen; und die Stabliſche Verengerung des Salzes, die durch den Froſt geſchieht, würde hier allzuvielen Abgang bringen.

Dieſes Bergwerk hat ſonſt vor dieſem auch ſeinen (und zwar feuerfangenden) Schwaden gehabt: und es leben noch ein Paar alte Bergleute, die von demſelben, da er ſich vom Bergliechte entzündete, verbrannt worden ſind. Auch iſt der Schwefelgeruch im Eingangsſtollen ſehr heftig. Eben ein gleiches Unglük wiederfuhr im Jahr 1758, in dem neuen Stollen unter Chamolaire, und beſchädigte einige Arbeiter.

Dieſes iſt, was von dieſem Bergwerke zu wiſſen mich am nöthigſten dünkt. Ich werde

werde mit einem Worte berühren, was man dessen Aufnahme zu befördern noch für Gedanken gehabt hat.

Zu verschiedenen malen hat man angerathen, den untern Ausgang der Hauptquelle zu verstopfen, und den Stollen mit einem doppelten Holzboden, und mit vielem Letten zu verrammeln. Man hatte zur Absicht, daß die Quelle zurükgetrieben, und wieder aufsteigen, sich in den Kern des Berges ergiessen, vieles, vermuthlich in den Höhlen desselben stehendes Salzwasser einnehmen, sich mit demselben bereichern, und durch den Zwang des grauen Steins im Kerne erwarten müßte, bis man ihr wieder den Ausgang öfnete, welchen man verschiedentlich, nach und nach, durch wiederholte Verrammlungen erhöhen, und etwa 50 Schuhe höher der Quelle wieder den Auslauf lassen wollte.

Wir wollen diese Verrammelung nicht für unmöglich ansehen, ob sie wohl schwer zu bewerkstelligen seyn würde, und bey einem gemachten Versuche nicht gerathen ist. Wir zweifeln aber überhaupt an der Nuzbarkeit dieser Arbeit. Denn vom Anfange der Dinge war das Salzwasser im Kerne des Berges, und blieb in dessen Rizen stehn. Es ist in diesem Kerne kein Steinsalz, mit welchem es sich weiter schwängern könnte;

wo-

worum aber Wasser in demselben hätte stehn bleiben sollen, da es ja den ofnen Weg nach einem tiefen Ausgang gehabt hat, sehe ich nicht ein. Durch die nehmlichen Wege, durch welche die zurükgetriebene Quelle die vermeintlich versessene Sohle abholen soll, durch eben die Wege hätte dieselbe weiter ihren Fall fortsezen können und müssen.

Herr DE RIVAZ, ein geschikter und ungemein lebhafter Walliser, der allerdings beweiset, wie wenig die blosse Gegend auf den Geist vermag, hat einen mühsamen, genau berechneten, und wizigen Vorschlag gethan. Er räth an, den Stollen, der jenseits des Cylinders nach Südosten geht, gegen diesen Cylinder zu verrammeln; welches er für leicht ansieht. Auf diese Weise wird aus dem Stollen ein fest verschlossener Kasten, denn er liegt ganz im grauen Gesteine; in diesen Kasten will er von Tag aus, ungefehr 530 Schuhe tief, mit dem Berghohrer ein Loch treiben, und durch dasselbe süsses Wasser in den Berg laufen lassen. Da in diesem Kasten die von uns berührte versiegene Quelle sich ösnet (s. 26), so hoffet der Herr DE RIVAZ, das gepreßte Wasser werde, nach den Gesezen einer zweyschenklichten Röhre, durch die nemlichen Felsenfugen heraufsteigen, zurüktretten, und sich in den ganzen

Berg

Berg ausbreiten, und mit dem Salze bereichern, das im grauen Steine übrig ist, endlich aber in die Hauptquelle zurükfallen.

Doch um kurz zu seyn, es ist noch nicht ausgemacht, ob überall eine unsichtbare Fuge von Felsen für einen zweyten Schenkel einer Röhre gehalten werden könne. Ich erinnere mich nicht, diese Art, das Wasser hinaufzutreiben, jemals gesehn zu haben: zweifle auch, ob das Gewicht, das auf den verrammelten Stollen allerdings sehr schwer drükt, den Widerstand überwinden würde, der aus der anziehenden Kraft eines so sehr ausgebreiteten Wassers, an so viele Blätter von Felsen, nothwendig entstehn müßte. Endlich zweifeln die Mechanisten an der Möglichkeit, 520 Schuhe tief in einen Felsen zu bohren.

Man hat noch mehrere Gedanken vorgebracht, wodurch man die Quelle hat vergrössern wollen. Alle diese Räthe sind aber auf die Meinung hauptsächlich gegründet, daß die Quelle an sich selbst reicher, und nur durch einen Unglüksfall in die heutige Mittelmäßigkeit versezt worden seye.

Aber diese Meinung ist vermuthlich irrig. Man hat ehmals die genauen täglichen Proben mit der Sohle nicht gemacht, und weder den Gehalt noch die Menge aufgezeichnet. Doch erin-

erinnern ſich die älteſten Bedienten bey dem Salzwerke, gleichfalls von den älteſten Bedienten, die vor ihnen gelebt, gehört zu haben, um das Jahr 1684 ſey das Gehalt der Quelle 3 oder 4, die Menge aber um 20 bis 24 Züber geweſen. Wo dieſes ſich ſo befindet, ſo iſt die Quelle mehrentheils wieder in ihrem natürlichen Werthe; denn 6 Züber zu 11½ Maaſſen, machen eben ſo viel als 20 zu 3½.

Wann ich ferner bedenke, daß von Anfang der Dinge her, die warmen Quellen unverändert warm, die geſalzenen geſalzen, und die Sauerbrunnen weinicht geblieben ſind; und daß weder an der Menge, noch an der Stärke der Quellen, die wir am beſten kennen, eine dauerhafte Veränderung wahrgenommen wird; ſo gehen meine Gedanken dahin: alle dieſe Waſſer empfangen ihr Salz, oder ihre weinicht ſchmekenden Theile in einem ihnen eigenen groſſen und unermeßlichen Sammelkaſten, der auch in vielen Jahrhunderten um ſo wenig abnimmt, daß der Abgang unmerklich iſt.

Ich glaube deßwegen, alles was die Menſchen thun, ſey ein geringes, indem ihre gröſten Kanäle nur in ein unmerkliches Feld von Mineralien führen können.

Die hieſige Quelle dient zum Beweiſe.

Sie

Sie ist, mehr als eine Quelle in der Welt; durch unzählbare Arbeiten angegriffen worden. Man hat sie aus ihrer alten Stelle genöthigt, und zehnmal abgesenkt. Aber nachdem das wenige, zwischen zweyen Absenkungen enthaltene Salzwasser ausgelaufen war, ist sie immer in ihre vorige Natur zurükgefallen, und nunmehr fast unveränderlich.

Die Ursache meines Glaubens ist leicht einzusehen: Die Quelle ist, was sie ist, eh sie in den lettenen Kern kömmt; denn in diesem ist kein Salz. Das Salz also, womit sich das süsse in den Berg eindringende Wasser bereichert, ist höher als der Kern, der unter dem oft benannten Sumpfe sich endigen muß. Folglich können alle Arbeiten, die man unter diesem Sumpfe vornimmt, keine grosse Wirkung haben, indem sie die Gegend nicht berühren, die über dem Kerne ist, und aus welcher derselbe sein Salz hat.

Man hat beym Absenken deñoch das Salzwasser gewonnen, das im Kerne versessen war, dessen Länge 386 Schuhe, und die Breite bey 150 ausmacht, woraus ein ansehnliches Gefäß entsteht; durch das tiefere Anstechen hat man also viele tausend Centner Salzes gewonnen, die man niemals genossen hätte, wenn das Vertieffen unterblieben wäre. Und die Republik, die höher als die meisten Fürsten denkt,

sieht

ſieht nicht für verlohren an, was durch die vielfältigen Gebäude und Arbeiten unter die Unterthanen zerſtreut wird. Wann man 100000 Centner Salzes mehr geſotten hat, (und dieſes wäre zu wenig gerechnet) ſo hat man wenigſtens 150000 Thaler im Lande zerſtreut, die ſonſt in die Käſten der franzöſiſchen Fermiers Generaux, oder in andrer Fürſten Kammern, ſich verlohren hätten.

Ein ganz andrer Rath des Herrn von Beuſt bleibt noch übrig, der groſſe Folgen gehabt hat. Der Mann hatte damals vor dreißig Jahren eine Theorie, die dahin gieng: Es liege tieffer als die Flüſſe eine Mutter von Salz unter der Borke der Erde. Alle Salzquellen ſeyen nur Aeſte, oder Auswitterungen derſelben, und man gelange zu dieſer Salzmutter, wenn man tieffer als die Flüſſe Schachte ſenkt.

Ich habe den Anlaß zu dieſem Gedanken niemals ausfinden können: er wird ſo leicht widerlegt, daß es mir unbegreiflich iſt, wie er habe entſtehen mögen.

Holland liegt tief, wer nur etwas tief gräbt, iſt tieffer als die Flüſſe, die an vielen Orten höher als das Land ſind; wenn man aber daſelbſt Brunnen gräbt, ſo findet man ein Gemiſch von verſchiedenen Stoffen, Muſcheln, Letten, vornehmlich Sand, aber niemals Salz.

Bey Newcaſtle hat man die Steinkohlengruben unter das Meer getrieben; die gröſten Kriegsſchiffe können über die Gewölber derſelben wegſegeln; aber man gräbt in dieſer Tieffe Kohlen, und nicht Salz: und nirgends hat man an des Meeres Boden ſelber, Spuren von Salz gefunden.

Indeſſen drang der Herr von Beuſt, der ſonſt gegen unſre Salzwerke wahre Verdienſte hatte, mit ſeinen Muthmaſſungen durch; er rieth eine halbe Stunde weit von dem bisher beſchriebenen Bergwerke zu graben. Man trieb einen Schlacht 613 Schuhe tief, und etwas tieffer als das Bett des im Thale flieſſenden Rhodans. Die Ernſthaftigkeit der Sache kann uns faſt nicht vom Gelächter ſchüzen: man hörte in der Tieffe das Pfeiffen einer nahen Quelle, die bald durchbrechen würde. Die Beamteten, worunter ein ſcharfſinniger und angeſehener Mann war, ſtiegen freudig hinunter, den Durchbruch zu ſehen; er kam, und die Quelle war ſüß.

Niemals iſt wohl ein theurerer phyſicaliſcher Verſuch angeſtellt worden; er übertrift die florentiniſche Zerſtöhrung der Edelſteine, die durch den Brennſpiegel erzwungen worden iſt.

Dennoch war dieſer Schacht nicht gänzlich ohne Spuren von Salz. In einer groſſen Tieffe fanden ſich drey Schweiſe, die zum

Theil

Theil noch quillen, und bis 22 im Hundert halten: aber die Menge des Waſſers war gering. Man fand auch in der Nähe des Schachts, und in einichen kurzen Stollen Spat, und würflichtes Salz, in welchem inwendig eine Luftblaſe ſteht, die ſich durch die innere Höhle fertig bewegt. Man erkannte aber hieraus, daß im Bouillet kein urſprüngliches Salz zu finden, und dasjenige, was man daſelbſt antrift, nur ein Anſchuß einer weiter oben mit Salz geſchwängerten Quelle iſt. Denn niemals iſt das Steinſalz würflicht, wohl aber dasjenige, das aus einer langſam abgerauchten Sohle bereitet wird. Nur ſind die Kryſtallen dieſer von der Natur bewürkten Anſchuſſe von ungemeiner Gröſſe, und einige davon halten einen Zoll im Gevierten.

Die vergebene Hoffnung, die man ſich in der Tieffe gemacht hatte, wurde nachwärts durch einen neuen Schacht gänzlich vernichtet, den man en Ercoſai, gleichfalls tieffer als der Rhodan trieb. Man fand nicht das geringſte Salz.

Es blieb alſo beym Verſuche, und der Schacht im Bouillet liefert noch iezt ein geringes an ſtarker Sohle. (Seit dem dieſes Buch gedrukt iſt, und zumal im Jahre 1771, hat man theils im Grunde des Schachtes en Bouillet gebohrt, und theils an den Seiten

einige Stollen angefangen. Man hat nicht unbeträchtliche und sehr starke Salzschweise erschürft, die aber, dieweil ich schreibe, wieder abnehmen.)

Man hat noch einen Stollen liegen lassen, der von dem damaligen Direktor von Graffenried den Namen hat, und aus dem Bergwerke aux Fondemens in den Bouillet schacht fortgehen sollte. Man soll in demselben vieles Salz gefunden haben, er ist aber verlassen, und es würde vermuthlich schwer gewesen seyn, die Luft bis in den Schacht en Bouillet zu leiten. (Diese Arbeit ist seitdem wieder aufgenommen worden.)

Endlich soll auch rechts, oder nordwärts, an der Gryonne, unter dem grossen Salzberge, ein gesalzener Schweis an Tag ausgehn, von welchem ich aber bey seiner Unzugänglichkeit keine mehrere Nachricht zu geben weiß. (In den leztern Jahren hat mein Herr Nachfolger J. Friderich Stettler, nahe an der Gryonne, eine Salzquelle entdekt, die zu versichern man nunmehr einen kleinen Schacht und einen Stollen treibt. Nicht weit von dieser Quelle hat er auch ein stehendes Wasser gefunden, das, wiewohl schwach, doch besalzen ist.)

Ein andrer Rath ist verschiedenlich gegeben worden. Man hat geglaubt, die Gegend

gend sey ziemlich genau bestimmt, in welcher man das Steinsalz zu gewarten hätte. In dieser Gegend nun könne man den Bergbohrer an verschiedenen Orten ansezen, um das innere des Berges kennen zu lernen. Wenn man reiches Gestein anträffe, so meint man, man wurde es nach der Bäyrischen und Salzburgischen Weise behandeln, und süsses Wasser hereinlaufen lassen können. Hauptsächlich pries der Ingenieur Herr DE ROVEREA die Gegend unter ARVAYE an, als woher nach der Lage des grauen Steines die Quelle herzukommen scheint.

Ich halte diesen Vorschlag nicht für verwerflich, in soweit als er mir nüzlich scheint, die Natur der Salzgegend bestmöglichst zu kennen. Nur dünkt mich aus der sehr kleinen gesalzenen Quelle, die nebst unzählbaren süssen Brunnen aus diesem ziemlich beträchtlichen Thale, in einer Länge von zwey Stunden, und in der Breite einer halben, und auch wohl einer ganzen Stunde, entspringt, deutlich zu folgen, daß kein reiches Gestein in diesem Salzberge, und nichts als ein dünn und sparsam durch das Gestein zersprengtes Bergsalz vorhanden sey.

Dritter Abschnitt.

Die Quelle bey Panex.

Man hält insgemein diese Quelle für älter, wodurch man freylich anders nichts versteht, als daß sie eher aufgenommen und verarbeitet worden sey. Sie ist über 150 Jahre in den Händen fremder Gewerbe, und vornehmlich des in Augspurg sich aufhaltenden Geschlechtes der Zobel gewesen, die diese Quelle als ein Lehen der Republik genossen haben; am Ende des lezten Jahrhunderts ist sie zu höchst derselben Handen gezogen worden, und wird seitdem von einem ehmals zu Panex, und hernach zu Aelen wohnenden Faktorn, unter der Aufsicht des Directors zu Roche, verarbeitet.

Sie liegt an dem nach Norden sehenden Abhange des Gebürges, das von Chamoſaire sich hinunter in die Fläche senkt, und der Zugang ist in einem Buchwalde. Alles ist hier von süssen Quellen voll.

Das

Das Gebürg ist sehr spate und feucht, grossentheils blosser Grand, doch auch zum Theil von einem grauen Sandsteine; man findet auch blauen verhärteten Letten, wie im grossen Salzberge. Die Deke des Berges ist Tophstein, die Stollen sind einfacher. Es ist hauptsächlich im Berge ein untrer Stollen, der in den Berg hineinführt, und ein oberer, der durch eine Treppe mit dem vorigen vereiniget wird, und einen ziemlich langen Querschlag hat.

Unter der Treppe entsprangen im August und im December 1762 drey Salzquellen, aber alle schwach. Die erste A war von 9/4, die andre B. von 9, und C. von 4 Pfunden in der Viertelstunde. Ich fand sie bis an wenige Pfunde den 30 Decemb. im nemlichen Zustande; und sie können also als Grundquellen angesehen werden.

Im obern Stollen war im August 1762 eine Quelle von 84 Pfunden in der Viertelstunde, und im Decemb. hielt sie etwas weniger. Im Querschlag waren sonst verschiedene Quellen, die aber vertroknet sind. Noch im Jahre 1754 habe ich eine davon fliessend gesehen.

Die vornehmste Quelle mangelte im August 1762 gänzlich, und hatte sich in mehrern Jahren, und zwar seit dem 1ten No-

vember 1755, da sie trübe und sandicht gekommen war, nach und nach verlohren. Sie fand sich aber wieder in dem untern Stollen, am Ende des Septembers 1762, und im December war sie schon 381 Maasse stark, ist auch seit der Zeit beträchtlich angewachsen.

Sie muß das lokere Gebürge durchgeezet und sich nach und nach gesenkt haben, bis sie sich in dem untern Stollen mit dem süssen Wasser vermischt hat, und eben dadurch wieder gefunden worden ist.

Diese Quelle ist ein Tagwasser, sie ist ungemein veränderlich, wächst beym Regenwetter und bey dem Schmelzen des Schnees ungemein an, und nimmt bey schönem Wetter und Froste sehr ab. Von 300 Pfunden ist sie auf 2100 und noch höher gestiegen. Sie nimmt alsdenn am Gehalte ab, aber doch nicht so sehr, daß nicht der Betrag überhaupt etwas besser sey, als wenn sie klein ist. Sie ist am Gehalte nach der Feuerprobe von 1 zu 2 im hundert, aber ungemein stark mit einem braunen Schlamme vermengt, der sich in den Leitröhren verhärtet, und ziemlich glatt schleiffen läßt.

Der ganze Berg läuft inwendig voll süsser Adern. Was aber das bedenklichste scheint, ist der Boden, auf dem die Quelle jezt ausfließt. Es ist derselbe von grossen

über-

übereinanderliegenden, aber mit vielen Rizen unterbrochenen Stüken Felsen gepflastert, faſt wie die Baumannshöle, und andere Hölen, und wie hier im Gouvernement die Gegend les Troués über Leiſin. Die Felsſtüke liegen verworren aufeinander, als wenn es ein eingefallener, oder durch ein Erdbeben zerſtörter Berg wäre. Der Broken hat mehrentheils eben dieſen Bau.

Dieſe gefährliche Lage hat die Republik veranlaſſet, nach meinen im Jahre 1762 genommenen Augenſcheinen, und einem pflichtmäßigen Rathe, einen Stollen durchs graue Geſtein treiben zu laſſen, der die Quelle abſchneiden, und von dieſem gefährlich gebrochenen Berge verſichern ſoll.

Alle unſere Bücher ſind ſonſt voll von den Veränderungen, die dieſe Quellen erlitten haben: und im Berge ſelber findet man verſchiedene uralte, aus unbekannten Abſichten angefangene Werke.

Aus der nemlichen Abſicht, wie im Salzberge les Fondemens, hat man weiter unten einen groſſen Sammelkaſten für die Quelle in dem grauen Geſteine ausgegraben, der 106000 gewürfelte Schuhe hält, indem er 245 Schuhe lang, 64 breit, und über 7 Schuhe hoch iſt. In dieſen Kaſten wird die Quelle im Winter, da

ſie ſonſt bey ihrer Schwachheit einfrieren würde, abgeſchlagen, und kann etliche Monate in demſelben aufbehalten werden.

Nirgends iſt Steinſalz zu Panex gefunden worden, als etwas bey dieſem unterirdiſchen Teiche, und ganz neulich (1765) ziemlich reich- u. beträchtliches Salz, in dem neuen noch in der Arbeit ſtehenden Stollen, den man, die Quelle abzuſchneiden, betreibet.

Vierter Abſchnitt.

Die Salzquelle unter Chamoſaire.

Chamoſaire iſt der Namen des Gipfels des Bergrükens, der des Bekens der Grandeau ſüdlichen, und nach Norden gerichteten Abhang ausmacht. Tief unter deſſen felſichten Wänden, im unterſten Drittheil, iſt anderthalb Stunden oſtwärts von Panex eine Quelle geweſen, die nach der einen Meynung Fontaine ſalaye geheiſſen hat: wie denn in dem groſſen Grundriſſe des Gouvernements Aelen, der aus der unermüdeten Hand des älteru Hrn. DE ROVEREA, Bergingenieurs bey den Salzwerken der Republik, hergekommen, und zu

Bern

Bern im Kriegsarchiv aufbehalten worden iſt, dieſer Namen ſchon im Jahre 1744 ausgedrukt ſtehet. Ich werde überhaupt in keinen Streit mich einlaſſen, und insbeſondere nicht prüfen, ob nach einer andern Meinung die Fontaine ſalaye etwas anders als die heutige Quelle geweſen ſey.

In einer abhangenden Wieſe, die voll ſüſſer Quellen, und etwas ſumpficht iſt, zwiſchen gefährlich gähen Wäldern, lief eine Quelle zu Tag aus, welche Herr Knecht, vormals zu Sulze im Wirtenbergiſchen Faktor und Herzogl. Rath, und ſeit 1753 Faktor zu Aelen *, ein Schüler des gründlichen Henkels, nebſt unzählbaren andern Waſſern abſott. Er fand Küchenſalz in derſelben, und zeigte die Entdekung an. Im Jahre 1754 wurde ich von der Republik dahin abgeſchikt, einigen Spuren von Salzwaſſern nachzuſpüren. Ich hatte ſelbſt mir geſchmeichelt, ſo wie ich unweit Göttingen zwiſchen Harſte und Barenſen eine Salzquelle durch das in den dortigen Wieſen wachſende Sältinggras ** entdekt hatte, ſo würde ich auch durch die an den Salzwaſſern einzig fortkommenden Kräuter diejenigen Quellen unterſcheiden, die Kochſalz führten. Meine Hofnung war aber vergebens.

An

* Er iſt 1771 geſtorben.

** Triglochin ſexloculare.

An keinem Orte, auch hier unter Chamosaire nicht, fand ich ein einziges Merkmal der Salzkräuter; ja da sonst an den Lekwerken in Deutschland die Salicornia, das Tripolium, die Glaux und andere Meerkräuter so häufig stehen, so zeugt der salzichte Thau unsrer Lethäuser nichts dergleichen. Auch soll er freylich nicht, dann das Kochsalz kann zwar gewisse Kräuter vorzüglich nähren, aber nicht bilden. Und dennoch ists nicht allemal sicher, auch aus den zuverläßigsten theoretischen Wahrheiten zu schliessen; dann warum wächst dann eben um Harste das Triglochin, und ringsherum in keiner Wiese nichts dergleichen. Man muß sich dahin beziehen, daß die Luft etwa von Sülbek oder Salz der Helden die Saamen salzichter Kräuter herumstreue: das Gouvernement Aelen sey hingegen von allen Salzbrunnen zuweit entlegen, und könne von ihren anwohnenden Kräutern nicht befruchtet werden. Oder vielleicht ist die Besalzung hier zu gering, und diejenigen Kräuter zu entwikeln unvermögend, zu deren Wachsthum ein stärker gesalzenes Wasser erfodert wird.

Ich fand also nichts durch dieses von mir zu hoch geschäzte Mittel. Hier unter Chamosaire wurde mir nun die Quelle vorgewiesen, die einen Sumpf ausmachte, und aus einem Stollen kam, den man angefan-

gen

gen hatte zu treiben; ſie hatte keinen Geſchmak, da man ſie aber aufs Feuer brachte ſchmekte ſie ſalzicht, und es blieb auch wahres Kochſalz, doch nicht in einem mehrern Verhältniſſe, als 1 in 800.

So gering dieſe Spur war, ſo erwekte ſie doch einige Hofnung. Es fiel mir gleich der Gedanke ein, dieſes Waſſer ſey aus vielen, und bis auf dreyzehn Aederchen zuſammengeſezt, das Tagwaſſer einer abhangenden ſumpfigen Gegend werde darein vermiſcht: wenn man den Stollen in den Felſen triebe, ſo würde das Tagwaſſer ſich abſondern, und das geſalzene Grundwaſſer ſich allein zeigen. In Helvetien wäre das Salz, bis auf etwas weniges, eine fremde Waare, und müßte von auſſen eingeführt und baar bezahlt werden. Es wäre für einen Gewinn zu rechnen, wenn man nur bloß die Unkoſten aus der Arbeit zöge. Hr. Knecht meinte dabey, die Natur wirke im groſſen, niemals habe man eine ganz kleine Salzquelle geſehn, und man würde vielleicht auf einen groſſen Reichthum gerathen. Andere angeſehene Amtleute glaubten ſogar, durch die Bergruthe beſtimmen zu können, daß in einer ſehr kleinen Entfernung von der hieſigen Quelle auch der Urſprung des Waſſers zu Panex ſich zeigen würde, folglich eine groſſe Verminderung der Arbeit zu hoffen wäre.

Die allemal aufs gemeine Beſte aufmerkſame

same Republik wagte auf diese Anzeigen die Unkösten eines Stollens. Man trieb ihn im Jahre 1755, und in den folgenden Jahren über 1200, und in die Gerade über 600 Schuhe in den Berg, nach Süd und Südosten, und fand sehr viel Grand, auch Letten, wovon ein Theil einen blauen Schiefer ausmacht, wie im Fondement, und einiges hartes mit Talk oder Glimmer durchsprengtes Gestein, das aber sehr bald abwechselte. Da aber das Hauptort ohne Hofnung blieb, so trieb man zwey Querschläge mehr nach Norden hin: es war auch diese Bemühung nicht vergebens.

Lange, wohl 500 Schuhe weit, wurde alles gestempfelt, dann man baut hier nicht so feste wie auf dem Harze; man begnügt sich mit zwey Reihen Boylen, die eine dritte tragen. Endlich mengte sich etwas von Gips wechselweise ein. Im vordern Querschlage fand man würflichtes, spießichtes, drusichtes Salz, auch gediegenes Bergsalz in grauem mit Spat durchsprengtem, und dem grauen Steine im Fondement ähnlichen Felsen. Man hat auch im Jahre 1760 daselbst natürliches und vollkommenes Glaubersalz in den Rizen der Felsen gefunden. In eben diesem Querschlage ist eine beständige Grundquelle von 60 bis 75 Pfunden, und an Gehalt $\frac{1}{100}$.

Doch noch den 9ten Junii 1760 zeigte sich im hintern Querschlage eine Quelle, die mehr ver-

verſprach: ſie war zwar nur von 45 Pfunden bis 60 und 75, hingegen ſehr beſtändig. Ihr Gehalt am Feuer iſt $\frac{1}{100}$, und auch $\frac{1}{72}$ geweſen. Der Querſchlag hat wieder eine ſüſſe Quelle, die nach Schwefel riecht, und auch einen neuen Schweis faſt Vorort.

Am Ende des Querſchlags iſt ein blauer Schiefer, faſt wie im Fondement, geblättert und verhärtet, und in demſelbigen einige Nieren von ſchwarzem Steine; aber Vorort erſchien wieder das leidige ſüſſe Waſſer. Ganz Vorort war im Jahre 1760 eine Kluft, wo das Berglicht Feuer fieng, und wo die Arbeiter im Jahre 1759 verbrannt worden ſind.

Zwiſchen beiden Querſchlägen iſt ein Schwefelſinter, faſt wie in dem Fondement.

Endlich fand ſich im Hauptſtollen eine Quelle von 120 bis 150 Pfunden, am Halte $\frac{1}{72}$, die aber beym Regenwetter trübe und letticht fließt. Es iſt auch in eben dem Hauptſtollen etwas geſalzenes Waſſer, und er endiget ſich mit blauem Letten, wo alles troken iſt.

Die zwey brauchbarſten Quellen zu Chamoſaire übertreffen alſo nicht viel 120 Pfunde, und ihr Gehalt, die eine in die andere gerechnet, möchte nach der Feuerprobe höchſtens $\frac{1}{100}$ ſeyn. Die dabey ſich zeigenden vielen ſüſſen Quellen verringerten meine Hofnung ſo ſehr, daß ich den 10 Junii 1760 anfieng am guten Erfolge dieſer Quelle zu zweifeln.

Ich fand auch, daß wann das Salz reichlich in den Berg geſprengt wäre, das viele ſüſſe Waſſer ſich unmöglich hätte ſchmaklos erhalten können; und da die Salzader des vordern Querſchlages, die durch den hintern noch einmal durchſchnitten werden ſollte, nicht zu- ſondern einwärts in den Berg abnahm, ſo muſte ich ſchlieſſen, ſie ſey weder mächtig noch beſtändig.

Ich rieth alſo an, die weitern Arbeiten zu unterbrechen, die gewonnene Sohle zu genieſſen, und eine Probe von einigen Jahren zu machen, ob ſich indeſſen die Natur günſtiger erzeigen würde.

Eine nicht geringe Plage in dieſer Grube iſt das ſchnelle Faulen der Stempfel, das von dem naſſen Berge, und vom Mangel des Kreislauffes in der Luft herrührt, weil die Grube bishieher nur einen Ausgang hat, und man ihr die Luft durch eine Wetterlotte geben muß; dann in der Tieffe des Stollens aux Fondemens halten ſich die trokenen Stempfel über dreißig Jahre, ohne nur zu veralten.

Die Republik genehmigte dieſen Vorſchlag, und ſeit 1761 iſt die Arbeit eingeſtellt worden.

Seit dieſer Zeit bleiben die zwey Quellen faſt beſtändig, und machen zuſammen 120 Pfunde Waſſers in der Viertelſtunde aus.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Die Wasserleitungen.

Sie haben nichts besonders, als die kostbare Länge. Die, so von Chamosaire nach dem Aelischen Salzwerke geht, ist wenigstens 3 Stunden, oder 6600 französ. Ruthen lang. Aber die hohe Lage unsrer Salzquellen, die alle an gähen Orten entspringen, ist diesen Wasserleitungen beförderlich. Nur muß die Quelle, so unter Chamosaire entspringt, theils über ein kleines Thal, und denn an dem Hange fürchterlicher Abgründe, unweit les Barmes, durchgeführt werden. Wo sie über hohe Brüken geht, gefrieret sie in der ohnedem nördlichen Lage leicht. Man hat, um sie zu deken, nichts bessers als Laub gefunden, dessen unzusammenhängende Masse nicht leicht zusamenbaket.

Alle diese Wasserleitungen sind von Tannenröhren, zu 10 Schuhen lang, die vornen zugespizt zusammenpassen, und durch eiserne Ringe aneinanderschliessen.

Das Lerchenholz, wenn es dik genug ist, wird für viel beständiger gehalten, da sonst eine tannene Leitung jährlich einen zehnten Theil verliert. Die fichtenen Röhren sind hier nicht bekannt. Es wäre zu wünschen, daß man eine andere Erfindung, und vielleicht am ersten noch eiserne Röhren hätte; denn eine Leitung von 6600 Klastern, oder von 39600 Schuhen, braucht nach diesem Maasse alle Jahre eine Ergänzung von 3960 Schuhen, oder 396 Röhren. Eine Menge, die nach und nach die stärksten Wälder eröden muß.

Wir haben drey dergleichen Wasserleitungen: die zu Chamosaire; die von Panex, die mit der vorhergehnden eine Stunde über dem Salzwerke à la Montre sich vereiniget; und die von dem Fondement, die nach Bevieux geht, die fast die kürzeste, und dennoch mit dem langen Stollen im Berge zwey Stunden lang ist.

Nur die Panexquelle ist den Strangen, oder langen Wurzeln unterworfen, die von irgend einem benachbarten Baume, durch ein Astloch, oder eine Fäulung, und manchmal durch harte Felsen, sich einen Weg in die Röhre öfnen, und in unendliche kleine Aeste, die wie ein Besem aussehn, sich vervielfältigen. Dillenius hat dieses Gewächs für eine Conferva beschrieben; sie ist aber wahres Holz, und blos zufällig.

Die

Die Röhrenleitung von Panex ist auch dem Gestreine sehr unterworfen, das Zoll- und zwey Zölle dik sich ansezt, und endlich die ganze Röhre zumauert. Geschliffen sieht es wie ein aschfarbichter oder brauner Agatstein aus, und wird fast eben so hart.

Sechster Abschnitt.

Die Lekhäuser.

Die Einwohner warmer Länder haben der Natur nachgeahmt, und das Salz durch die Sonne gar werden lassen; diese Weise ist die leichteste, wohlfeilste und beste, denn sie bereitet, wie wir anderswo sehen werden, das beste Salz.

Man scheint in Deutschland, entweder an dem gesalzenen See, oder zu Halle, zuerst Salz gesotten zu haben. Man weiß, daß um einen See, zwischen den Katten und den Hermunduren, ein für die erste dieser Nationen verderblicher Krieg entstanden ist.

Tacitus sagt zwar, die Deutschen haben blos Feuer angezündet, und mit der Sohle ausgelöscht; aber dergleichen Salz würde

sehr sparsam, und wegen der eingemischten Asche zu seinem Zweke untüchtig geworden seyn. Die Wahrheit wird wohl, wie allemal, auch hier einfach, und das Salz gesotten worden seyn. Tacitus aber, der in den jüdischen und christlichen Geschichten eine so offenbare Nachläßigkeit bezeugt hat, wird auch hier die sonst von ihm geliebte Wahrheit zu niedrig, und der Mühe des Nachforschens nicht werth gefunden haben.

Noch heutigen Tages wird die Sohle zu Halle, zu Lüneburg, und in Engelland, ohne Lekhäuser bloß abgesotten. Wann aber des Wassers sehr viel ist, so geht die Ausdünstung durchs Feuer sehr langsam, und des Holzes Aufwand ist sehr beträchtlich, so daß er endlich dem Werthe des Salzes zu nahe kömmt. Dieses ist der Anlas gewesen, worum man gesucht hat, das Wasser vorzubereiten, und das Salz der Sohle ins Enge zusammenzuziehn, eh man es in die Pfanne brächte.

Der Gedanke, mit dem harten Froste das Salz ins enge zu treiben, mag einigen Grund haben, wo die Sohle in unendlicher Menge vorhanden, und also der Verlust nicht zu achten ist, der durch das im Eise zurükbleibende Salz verursachet wird. Im grossen würde auch die Arbeit sehr hart, und bey unbeständigem Wetter oft vergeblich seyn. Diese Erfindung ist auch meines wissens niemals im grossen bewerkstelliget worden.

Man fiel in Deutschland auf die Lekhäuser. Diese Erfindung, deren Urheber mir nicht bekannt ist, hat man auch zu Roche seit undenklichen Zeiten gebraucht. Es waren lange Schuppen, worinn unten ein hölzerner Kasten, und darüber eine Säule von Strohmatten war, in welche man die Sohle mit grossen Eimern goß. Ein Theil der Erde und des Tophsteins hieng an das Stroh: das in eine grosse Breite ausgespreitete Wasser verdünstete, und die Sohle wurde um etwas, doch nur um ein weniges verstärkt. Man brachte sie nicht höher, als von 2 bis 8 oder 9 im hundert.

Es ist zwar wahr, daß diese Verstärkung die gröste ist, dann das Wasser wird auf einen sechsten Theil zusammengebracht; von da bis auf 24, welches die höchste Gradierung ist, verengert man das Wasser nur um die Hälfte. Aber dennoch war diese Art die Sohle zu verstärken, langsam, ließ einen grossen Holzverlust zu, und die Kästen und Schuppen mußten unermeßlich groß seyn; denn freylich ist allemal der Raum der Lekhäuser in dem verkehrten Verhältnisse der Geschwindigkeit des Gradierens. Auch faulte endlich das Stroh sehr geschwind, und des Flikens war kein Ende.

Man mag um den Anfang dieses Jahrhunderts die Kunst zu gradieren verbessert

haben. Um 1730 brachte der Herr von Beust die neue Erfindung nach unserm Vaterlande. Sie hat viel vorzügliches; anstatt der vielen die Sohle wersenden Arbeiter, bezwingt ein Gestäng, und ein einziges Rad das Aufsteigen der Sohle, durch hölzerne Röhren, und der Fall verbreitet von sich selbst das Wasser auf eine sehr grosse Oberfläche.

Diese Oberfläche besteht in zwey Säulen von Dornbünden, die oben enger, sich nach und nach unten erweitern, und auf einem hölzernen Rost von Latten liegen, auch genugsam bevestiget werden. Jede Dornsäule ist oben 4 Schuhe, und unten 7, und 7½ Schuhe breit. Der Zwischenraum hält oben 3⅓, und unten 1¼ Schuh. Die Höhe der Dornsäule ist 20, und in dem neuerbauten Gradierhause 26½ Schuhe.

Das oberste Stokwerk des Lekhauses hat lange hölzerne Tröge, aus denen, durch eigene mit Hähnen versehene Oefnungen, das Salzwasser in lange Rinnen läuft, und in die Tröge durch die Pumpen und senkelrechten Röhren in die Höhe gezogen wird.

Die Rinnen lauffen mit der Länge des Gebäudes über die Dornen hin, und aus denselben gehn tausend kleine, sich erweiternde, und nicht mehr als einen halben Zoll betragende Ausschnitte auf die Dornsäulen.

Wann

Wann die Pumpe geht, und die Hähne offen ſind, ſo läuft die Sohle oben auf die Dornſäulen, und muß durch dieſelben nach und nach hinuntertrieffen, bis ſie unten in einem hölzernen Kaſten aufgefangen wird, der eine beliebige Länge, bey einer Breite von etwa 27 Schuhen, und einer Tieffe von ungefehr 3 Schuhen hat, und aus ſtarken tannernen oder lerchenen Bohlen gemacht, ſonſt aber ganz unter Dach iſt.

Wegen der Bequemlichkeit wird der Kaſten durch verſchiedene Unterzüge abgetheilt, und in die äuſſerſte Abtheilung die rohe Sohle gelaſſen, die, nachdem ſie ſich verbeſſert hat, in die zweyte etwas ſtärkere Abtheilung, von derſelben wiederum weiter, und endlich in die nächſte bey der Kothe, gelaſſen wird, wo ſich die Sohle auf 21 bis 25 erhöht, welches hier die äuſſerſte Stärke iſt. Die abgetheilten Käſten ſind im umgekehrten Verhältniſſe der Stärke ihrer Sohle: derjenige iſt nemlich der längſte, der ſie roh empfängt, und die andern immer kleiner, ſo wie die Sohle ſich verſtärkt. In Aelen ſind der Abtheilungen fünf, davon die wilde Sohle eine Länge von 208, die nächſte 149, die beſſere 103, die noch reiffere 67½, und die beſte 40½ Schuhe einnimmt. Im ſchwächſten Abſchnitte iſt das Waſſer 4, im folgenden 12, denn 22, und im ſtärkſten 25 im hundert ſtark.

Bis dieſe Stärke in der Sohle iſt, läßt man ſie durch die Pumpe immer wieder in die Höhe ziehn, und heruntertropfen. Die Zeit, worinn ſie von $\frac{3}{100}$ zu $\frac{20}{100}$ kömmt, und alſo von 98 Theilen Waſſers 78 verdünſten, iſt ungewiß. Eine ungefehre Berechnung giebt 11 Ausdünſtungen im Jahre, ſo daß ein Gradierhauß in weniger als einem Monate ſein Waſſer ausdünſtet, wenn es zwey Schuhe tief, 600 lang, und 30 breit iſt; doch halte ich dieſe Rechnung für allzugünſtig.

Man hat geſehn, daß in einem ſonnichten Tage mit etwas Wind, bis auf 5 Zölle Waſſers aus dem groſſen Kaſten verſchwunden ſind; es blieb andere mal bey einer Linie, und bey feuchtem Wetter gradiert ſich nichts. Die hellen troknen Nächte ſind auch dienlich; doch thut die Sonne das meiſte, und beſchleunigt die Ausdünſtung. Nach der Sonne rühmt man den Oſtwind, der zwar hier in Aelen ein Nordwind iſt, ſonſt aber ſchön Wetter macht. Das Regenwetter hindert alle Ausdünſtung, und im Froſte wäre es vergebens gradieren zu wollen, weil das zertheilte Waſſer an den Dornen anfrieren würde *.

Die

* Le Nordoueſt, qui eſt fort chaud, accelére ſi fort l'exhalaiſon, que les marais trop échauffés donnent un ſel menu & ſans conſiſtance, BEAUPRES du MESNIL. p. 45.

Die Erfahrung hat die Arbeiter schon gelehrt, daß ein starker Wind schädlich ist. Er wehet einen Thau von Sohle vor sich hin, und die umliegenden Gänge an dem Lekhause herum werden weit und breit damit bestreut. In Deutschland zieht dieser Thau, dem man nicht so sehr wehrt, verschiedene gesalzene Kräuter, wie die Salicornia, das Tripolium, u. d. m. Hier thut er zwar dergleichen nichts, ist aber dennoch die Ursache eines sehr beträchtlichen Verlusts.

Diesem vorzukommen, werden in Bevieux des Nachts die Pumpen abgehängt: in Aelen aber müssen die Gradierer wechselsweise das Lekhauß durchgehn, und wo der Wind anwächst, wie um den Fall der Nacht sehr gewöhnlich ist, die Zapfen zuschliessen. Alles dieses muß auch am Tage wahrgenommen werden. Ein Mitglied der französischen Academie glaubt, man müßte die Oefnung der Hähne und Rinnen enger machen, auf daß kleinere Tropfen auf die Dornen fallen, die folglich auf der nemlichen Oberfläche sich mehr verbreiten, und aus einer grössern Blattseite ausdünsten. In Aelen würde dieses schwerlich angehn, indem der viele Tophstein ohnedem die Röhren und Geschirre der Sohlen gar zu geschwind anfüllt.

An die Dornen sezt die Sohle einen Tophstein an, der zu Bevieux mehr gipsicht,

ſonſt aber nicht geſalzen iſt; nur daß zuweilen dennoch, aus ungewiſſen Urſachen, die Dornen ſich mit hellen Salzröhrchen behängen, wie diejenigen ſind, die durchs Holz durchſchwizen. Der Tophſtein wächſt zu Aelen ſehr geſchwind, und bakt die Dornen in ein unauflösliches Gewirre zuſammen. Man muß auch nach weniger Zeit, wie nach acht Jahren, die Dornen abändern, welches nicht ohne groſſen Zeitverluſt und Schaden geſchieht. Zu allem Glüke wächſt der Weißdorn * an dem Fuſſe der Felſen der Alpen in groſſer Menge; doch kann man wirklich merken, daß er ſeltener wird, und um einen achten Theil theurer bezahlt werden muß. Er muß im Winter und Frühling, eh er ausbricht, gehauen werden, und wird in Bünde zuſammengebunden. Es iſt aber ſehr nöthig, dieſe Bünde ſehr loker zu machen, und es dienet zur Zierde, wenn ſie gleich lang geſchnitten ſind.

Nach allen Verbeſſerungen, die an dieſen Lekhäuſern in den lezten Zeiten gemacht worden ſind, findet man bey genauer Einſicht dennoch viele wichtige Fehler daran, die den Wunſch bey mir erwekt haben, ein anderes Mittel zu erfinden, Holz zu erſparen.

Dieſe

* Meſpilus ſpinoſa, foliis glabris, ſerratis, retuſis, trifidis.

Die Gebäude ſind koſtbar. Das Lekhauß zu Aelen, das 1260 Schuhe lang war, und 3000 Centner Salz im Jahre liefern ſollte, hat dennoch bey 16000 Reichsthalern gekoſtet. Dieſe Gebäude eröden ganze Wälder, weil alles von Holz ſeyn muß, und gewiſſe Säulen doch 33 und mehr Schuhe lang verlangt werden, welches in der nöthigen Dike ſchon eine beträchtliche Tanne erfodert.

Sie ſind wegen der beſtändigen Erſchütterung der Pumpen wandelbar, und vielen Ausbeſſerungen unterworfen.

Sie ſind auch dem Umſturze blosgeſezt, zumal wann ſie neu ſind. Aus einer Einbildung, der Wind, und zumal der Nord- und Oſtwind helfen gradieren, ſezt man ſie an offene Oerter, und quer durch die Thäler hin, gerade dem Stoſſe des Windes entgegen. Eine Säule von Luft ſtößt an die Dorneaſäule, die wie ein Segel ſie auffängt, und kann den Bau leicht umſtoſſen, wie es verſchiedenlich geſchehen iſt.

Man ſucht freylich dem Umſturze durch die Strebbalken entgegenzugehn, die man auf ſteinerne Pfeiler ſezt, und von einer ſo weiten Entfernung, als es die Balken der Schwellen zulaſſen, von dem Gebäude abſezt, oben aber an die ſenkelrechten die Dachung tragenden Säulen befeſtiget. Man hat

auch,

auch, anstatt eines einzigen Strebbalkens, über dem grossen, und unter ihm, noch einen zweyten oben näher bey dem Dache angebracht, und dadurch die senkelrechten Säulen an zwey Orten befestiget, so daß die Länge derselben, und die Entfernung des Mittelpunktes von dem Punkte der Befestigung viel kürzer, folglich die Säule, anstatt eines einzigen Hebels, drey vorstellt. Man verstehet leicht daß je kürzer die Entfernung des Mittelpunktes einer dieser Hebel von seinem Befestigungspunkte ist, je grösser auch der Widerstand seyn wird, den sie gegen den Wind thun; denn ein kurzer Stok ist schwerer zu brechen als ein langer.

Die überaus heftigen Winde des hiesigen Thales machen diese Vorsorgen nothwendig. Sie rasen öfters in den ersten Frühlingsmonaten, Februar und Merz, mit solcher Gewalt, daß sie die grösten Bäume umreissen, und die Gebäude von ihrer Dachung entblössen. Kein Gebäude ist aber dem Sturme so sehr blosgesezt, als das unendlich lange, und recht gegen den Hauptwind gerichtete Lekhaus.

Siebenter Abſchnitt.

Die Feuerung und Siedung.

Da das Waſſer einen Drittel ſeines Gewichtes an Salz aufgelöſet hält, und niemals bis auf einen Drittel gradiert wird, ſo muß die gradierte Sohle durch das Feuer vollends ausdünſten, bis das Waſſer ſo ſtark abnimt, daß es nunmehr über einen Drittel Salz in ſich faſſet, als bey welchem Grade dieſes leztere zu Boden fällt.

Aber dieſe Ausdünſtung geſchieht in einer allzukurzen Zeit, weil man noch nicht auf die Gedanken gerathen iſt, das Sieden zu vermindern, und es für allzukoſtbar anſieht, ein gelindes Feuer ſo lang zu unterhalten, bis das Waſſer genugſam verdünſtet iſt. Man erhält unterdeſſen um ſo viel ſchlechteres Salz, je ſchneller das Feuer es gar macht. Das Feuer zerſtört mit ſeiner Hize das wohlriechende, das im Salze iſt; es treibt auch einen guten Theil der Säure weg,

weg, die einzig die Urſache iſt, warum das Kochſalz dem Menſchen dienet. Der Qualm der Keſſel hat den Geruch des Salzgeiſtes, und beym Tröknen der Salzlaibe, das auf glühenden * Roſten geſchieht, füllt ſich die Kohle mit eben dem Geruch, und der Dunſt färbt den Violenſyrup grünlicht **. Man hat in Burgund in Papieren, die über den Dampf der ſiedenden Sohle geſtanden waren, ein ezendes Waſſer aufgefangen. In Tücher gelaſſen, giebt der Dampf in meinen eigenen Verſuchen durch das Auslaugen ein meerſalzichtes, wiewohl ſchmierichtes Weſen. Man hat nemlich in Relen den Qualm der ſiedenden Sohle in blaues Papier aufgenomen, und daſſelbe ausgedrükt: es gab einen dunkelbraunen Saft, wie aufgelöſete Gallàpfel, der brandicht und unangenehm, faſt wie Bergharz roch und ſchmekte, ungefehr wie die lezte ſchmierichte Lauge der Sohle, worinn das Mittelſalz übrig iſt.

Man hat dieſen Saft geſeigert: er hat ſich wenig verändert, im Löſchpapier aber eine feine ſchwarze, geſalzene, brandichte Erde zurükgelaſſen.

Das durchgeſiegene hat man abgedünſtet, es hat ein braunes, geſalzenes, flüchtig riechendes, ſäuerlichtes Geſchmiere zurükgelaſſen.

* Guettard *Mem.* de 1763. p. 160.

** Montigni auch 1762.

gelassen. Eben dasselbe hat man verkalcht, aufgelöset, ausgelauget und durchgeseigert, und hernach bis zu den Häuten ausgedünstet. Es haben auf diese Weise sich Kochsalzkrystalle gezeigt, die noch nicht weiß waren, und die in einer flüchtig und brandicht riechenden, bergharzichten, und auf Vitriol sich ziehenden Gallert eingemischt waren. Nochmals verkalcht, wird das Geschmier weisser, und die Krystallen schiessen auch weisser an. Alle diese Versuche hat auf mein Ansuchen der geübte Chymist Hr. Otto Wilhelm Struve gemacht.

Es geht folglich mit dem Dunste aus der siedenden Sohle offenbar ein flüchtiges Wesen, etwas vitriolisches, und endlich wahres Kochsalz weg, ohne die allzuflüchtige Säure zu rechnen, die schwer aufzufangen ist.

Endlich so wird das, zumal an einem heftigen Feuer gar gemachte, gesottene Salz weichlicht, schmelzt an der Feuchtigkeit, und ist zum Erhalten des Fleisches, und zumal der Fische untüchtig, folglich eines Theiles seiner Säure und seiner erhaltenden Kräfte beraubt.

Schädlich ist also die Weise, mit welcher ich das Hallische Salz im Jahre 1728 absieden gesehen habe, und mit welcher in Savoyen und zu Salins das Salz gar gemacht wird.

wird. Dergleichen Salz ist auch zum Eintunken unangenehm, und hat zum Einsalzen keine Kraft. Die Schönheit unsers zu Bevieux gesottenen Salzes kömmt vom eingeführten langsamern Absieden her, indem wir dazu, aus einer langen Gewohnheit, 96 bis 120 Stunden nehmen, und blos bis 10 Stunden das Wasser siedend erhalten, nach dieser Zeit aber das übrige Wasser bey einer gelinden Wärme abdünsten lassen.

Alles dünstet es freylich niemals ab: es bleibt eine dike Lauge, worinn das minder flüchtige Mittelsalz, oder in der Kühle zu Eiß gerinnende Salz, ein Theil der nicht genugsam mit der Säure geschwängerten laugenhaften Erde, und auch noch etwas Gips ist.

Nach den lezten von Hrn. von Beust zu Theodorsaal im grossen angebrachten Verbesserungen, ist der Ofen im Bevieux geviert. Unten hat er einen eisernen Rost, wo zwischen den Stangen die Asche durchfällt, die sich sonst leicht bogen, bis daß Hr. Knecht den glüklichen Einfall hatte, sie nicht mehr fest einzumauern, sondern nur bloß aufzulegen; dann da sich das Eisen von der Gewalt des Feuers ausdehnt, so konnte es, wann es fest an den Enden saß, diese neue Länge nicht anders als durch eine Wölbung gewinnen. Wenn es aber frey ist, so dehnt es sich nach der Länge aus.

Oben

Oben liegt die groſſe Pfanne ſelbſt auf dem Ofen, und an dem Ende, das am weiteſten von dem Feuerloche entfernet iſt, geht ein langer gemauerter Kanal unter den kleinen Pfannen durch, der bey dem Ende der Pfannen mit einem Schieber geſchloſſen werden kann, ſonſt aber noch 87 Schuhe weiter in einen entfernten Schlot ausläuft.

Die Pfannen ſind aus länglicht viereckten geſchmiedeten ſtarken Blechen zuſammengenagelt. Die groſſe Pfanne, die der gröſten Hize ausgeſezet iſt, hat zum gröſſern Durchſchnitte 19 Schuhe 9 Zölle, und zum kleinern einen Schuh weniger; die Tiefe iſt 1 Schuh 9 Zolle.

Vor dieſer Pfanne, weiter von der Feuerung hin, ſtehn zwey Pfannen, die wir die mittlern nennen wollen. Sie ſind von der nemlichen Bauart, aber nur 9 Schuhe 6 Zölle lang, und davon die eine 8 Schuhe 8 Zölle, die andre aber 7 Schuhe 7 Zolle breit, auch niedriger an den Seiten. Man könnte eine einzige an ihre Stelle ſezen, wobey etwas geſpart würde.

Noch weiter von der Mündung des Ofens iſt eine vierte Pfanne geſezt, die 9 Schuhe 3 Zolle breit, und 8 Schuhe 2 Zölle lang iſt. Man kann ſie die Garpfanne nennen.

Wann man hier eine Pfanne gar ſiedet, ſo gehören dazu wenigſtens viermal vier und zwanzig Stunden.

Das erſte Feuer beſteht in zwey vierekten Holzhäuffen, man heißt es das groſſe: es dauert bey 8, 9 bis 10 Stunden, und muß die Pfanne zum wallen bringen. Es nimmt über ein Klaſter Holzes weg, und bis anderhalbes.

Die ganze Zeit über läßt man kaltes Salzwaſſer in die Pfanne lauffen, die ſiedet.

Das Waſſer wallet mehr in der Mitte, und minder in den Eken: es wird nach und nach milchicht und weißgelblicht.

Oben ſammelt ſich nach etlichen Stunden ein Schaum, auf dem ſich kleine unvollkommene, dreyekichte, und noch nicht weder kubiſche noch pyramidaliſche Kryſtallen zeigen.

Es gehört zum Garſieden, daß dieſer Schaum nicht zur Haut werde, und das Ausdünſten verhindere.

Dieſes bewirkt man mit etwas Fett, Unſchlitt oder Butter: der ganze Aufwand auf einer ſo groſſen Pfanne geht aber nicht über eine Unze.

Anſtatt des Fettes ſprizt man auch wohl

nur

nur mit der Sohle selber, und zertrennt die Haut, die das Ausdünsten hindert.

An den Eken der Pfanne, auch sonst in derselben, fällt nun der Gips zu Boden, und wird mit kleinen, viereckten, eisernen Pfannen herausgenommen. Er ist mit Bitterfalz, auch noch mit etwas guten Salzes vermischt, deswegen man ihn auch auswäscht. Man könnte vielleicht, zum grossen Vortheile des Siedens, eine Pfanne mit zwey Böden erfinden, und den Gips aus dem obern bequem und völlig wegnehmen: denn das, was man nicht wegheben kann, sezt sich an den Boden der Pfanne an, und heißt der Salzstein, oder Groube, den man mit harten Schlägen von der Pfanne, nicht ohne ihren Schaden, abschlagen muß.

Wann das grosse Feuer vorbey ist, so wird der Schieber vorgeschoben, und die Wärme in den Ofen und unter die Pfannen eingeschlossen.

Nunmehr ist eine Haut auf dem siedenden Wasser gesammelt, und diese besteht in grossen und würflichten Krustallen, die immer mehr und mehr zu Boden fallen.

Man sezt das Feuer fort, doch nur mit einem viereckten Hauffen Helz, und braucht in allen drey übrigen Tagen zwey Klafter und etwa einen Dritte: dabey

wird doch das Wasser rauchend und dünstend erhalten.

Das Wasser nimmt nun beträchtlich ab, und wird durch das kalte nicht ersezt. Das Salz sezt sich am Boden, wird nach etwa 30 Stunden schon in die Eken, und an den Rand der Pfannen gezogen, und ist theils pyramidenförmig, theils auch würflicht.

Das meiste wird bis zur 72 Stunde ausgeschöpft: doch geht das Salzwerden bis zur 96, und in Aelen wohl zur 120 Stunde fort, und es bleibt endlich eine schmierichte Lauge, die theils in die zweyte Pfanne übergeschöpft, und theils in der grossen Pfanne gelassen wird, um dieselbe zu bewahren, daß sie vom grossen Feuer bey dem folgenden Sutte nicht troken und leer gefunden werde; sonst leert man auch die grosse Pfanne ganz in die kleinste aus.

Am Boden der Pfanne hängt sich, wie gesagt, der Salzstein, den man hier Groube nennt, an, der ein Gemisch von Gips und noch etwas guten Salzes ist: diesen Stein muß man von Zeit zu Zeit abklopfen, und aus demselben wird noch etwas gutes Salz ausgelauget.

Die mittlern Pfannen geben ein gröberes Salz. Ihre Sohle besteht aus dem Ueberbleib-

bleibsel des vorigen Suttes von der nemlichen Pfanne, aus zufliessender kalter Sohle, und aus der Sohle, die aus der siedenden grossen Pfanne geschöpft wird. Die Krystallen werden bey der gelinden Wärme grösser, und bis auf einen Zoll ins gevierte.

Die vierte Pfanne dient, das in der grossen und den mittlern nach dem Sutte übrbliebene gar zu machen.

Man siedet in derselben in einem Sutte die Ueberbleibsel von drey Sutten. Ob man nun wohl frische Sohle dazu laussen läßt, so wird doch dieses Salz immer schmiericht, fliessend, gelblicht, und voll Bittersalzes. Es wäre vermuthlich rathsamer, wenn man diese Ueberbleibsel bloß und allein zu englischem Salze zubereitete, da sie doch nur ein feuchtes Salz liefern, das weder selbst gut, noch das Salz, womit es gemischt ist, troken bleiben läßt.

Es bleibt in dieser Pfanne ein vermischtes Salz von bittern- und von Kochsalze, auch wohl mit Gips und Erde vermengt. Dieses wird, wie der Salzstein, aufgeweicht, und das Wasser, womit es abgelauget worden, wieder in den Gradierkasten gebracht; es wäre aber offenbar besser, das in diesem Gemische befindliche Salz, besonders vom bittern durch die Sonne, oder durch das

Feuer zu sondern, nicht aber die bittere Lauge wieder in das gradierende Wasser zu mischen.

Man hat in den hiesigen Salzwerken noch nicht angefangen das Salz zu trökknen. So sehr ich darauf drang, so haben es dennoch verschiedene Ursachen abgehalten, und zumal der Bau der Salzkohte, der zu vier Pfannen eingerichtet, und nicht bequem war, ein Trokenhauß anzubringen.

Dennoch ist diese in Deutschland gebräuchliche Vorsorge nöthig und nüzlich.

Ich habe zwar erhalten, daß das neugesottene Salz nicht abgeführt würde, bis es drey Monate im Magazine gelegen wäre. Dennoch aber geht an verschiedenem Abgange, der meistentheils in dem abrinnenden und abtroknenden Wasser besteht, über dreyhundert Centner jährlich ab. Dieses Wasser wird zwar in den Magazinen gesammelt, es ist aber, wie ich wirklich durch Versuche erfahren, fast blos laugenhaft, deswegen auch das alte Salz allemal das beste ist.

Es ist also wirklich zwar der Abgang nicht von wahrem Kochsalze, dennoch verwirret

wirret er die Rechnungen, und hat das Anſehn einer darunter liegenden Untreu.

Anſtatt alſo das Salz in kegelförmigen Körben über dem Qualme der ſiedenden Pfanne abdünſten zu laſſen, wie jezt geſchieht, wäre es meines Erachtens zuträglicher, auf einmal zu bewirken, was die Natur durch langſames Abrinnen thut.

Man läßt nemlich die Röhren, von dem Ofen weg, mit der warmen Luft, in einen entfernten Schorſtein, unter einem leeren Zimmer durchgehn, in welchem es leicht iſt, das Salz ausdünſten zu laſſen, ſo daß das Waſſer, wann man je will, in einen untergelegten Kaſten abtropfe.

Achter Abschnitt.

Die Ausdünstung des Salzwassers an der Sonne.

aus dem Lateinischen und Französischen übersezt.

Da man niemals so lang daurende Versuche über die Ausdünstung des Wassers angestellet hat, und da die meinigen einiges Licht über den Ursprung der Regen, über die Verminderung der Meere, und über den Nuzen der Seen verbreiten können, so soll dieses der Vorwurf seyn, womit ich die Academie unterhalten werde.

Die ersten Absichten, die mich bewogen haben diese Versuche anzustellen, sind ökonomische gewesen. Es ist bekannt genug, daß, um das Holz zu ersparen, man auf die Lekhäuser verfallen ist.

Man

Man siedet die Sohle, und auf beide Weisen bringt man das in derselben vorhandene Salz enger zusammen, bis es durch das Wasser nicht mehr im Flusse erhalten werden kann, und zu Boden sinkt. Man hat noch andere Mittel versucht, wie die Verdikung durch den Frost, und das Sezen bewirkt werde. Jenes hat für uns den Fehler, daß ein guter Theil Salzes im Eise bleibt, und verlohren geht, wir aber den geringsten Verlust dieser nothwendigen Waare nicht vertragen können.

Einer meiner Herren Vorfahrer versuchte das Zubodensezen; es ist unläugbar, daß die Sohle, besonders wann sie in einem geräumigen Sammelkasten aufbewahret wird, einen grossen Theil ihres Salzes auf den Grund fallen läßt. Es hat sich zugetragen, daß der Schacht der Vorsicht, in welchen die Quelle des Fondemens läuft, nachdem er mit Sohle war angefüllt worden, die man wegen einiger vorgenommenen Ausbesserungen nicht konnte verdünsten lassen, nach einigen Monaten in seiner Tiefe ein sehr starkes und bis auf $\frac{22}{100}$ erhöhetes, hingegen, und wie man vorgab, an der Oberfläche auf $\frac{1}{100}$ geschwächtes Wasser enthielt. Auch im Jahre 1747, da man die Quelle 25 Schuhe tiefer anstach, stieg die Sohle im Schachte plözlich von $9\frac{1}{2}$ auf 23 im hundert, weil das

Wasser in einer Höhe von 25 Schuhen sich seines Salzes hatte entladen können. Da ich aber diese Erfahrung nicht gesehen habe, so will ich an ihrer statt zwey andere erzählen, die ich selbst veranstaltet habe.

Zu Paner wird im Winter das Salzwasser vermittelst eines in den Felsen gehauenen Sammelkastens aufbewahret, dessen Bezirk 106000, und die Höhe 7! Schuhe hält. Nachdem dieses Wasser 40 Tage lang stillgestanden hatte, so ließ ich eine Flasche voll an der Oberfläche herausnehmen, eine andere in der Mitte, und noch eine andere an dem Boden des unterirdischen Teiches füllen.

Ich machte die gewöhnlichen Versuche, und fand das Wasser von der Oberfläche $\frac{5}{400}$ stark, und ein wenig geringer: das aus der Mitte herausgenommene zu $\frac{5}{400}$ und ein wenig stärker: und vom Boden weg geschöpft war es bis $\frac{1}{22}$ oder $\frac{5}{400}$ stark.

Diese Erfahrung versprach nicht viel, doch ließ ich mich nicht abschreken; ich wollte versuchen, was eine viel höhere Säule für Wirkung thun würde, der man noch längere Zeit zu Sezung des Salzes gäbe. Zu dem Ende ließ ich eine blecherne, 33 Schuhe lange Röhre verfertigen, die ich den 18 Aprill 1760 mit zwölfzöthiger Sohle anfüllte,

füllte, und die ich erſt den 12 Junii öfnete. Der Erfolg davon war dieſer:

Fünfzehn Zölle Waſſer waren verſchwunden; es war ſchwer zu errathen, was aus ihnen geworden war: unter dem fünfzehnten Zolle, wo das Waſſer am höchſten in der Röhre ſtand, war es mit $\frac{2}{100}$ und einem halben Theil Salzes geſchwängert. Bey dem 11ten Schuhe herunterwärts hatte es faſt den nemlichen Gehalt; und ganz unten bey dem 33ten Schuhe war es 12 und $\frac{1}{8}$ ſtark.

Dieſe Erfahrungen beweiſen deutlich, daß man vermittelſt des Zubodenſinkens nicht gradieren kann; die Sohle der Oberfläche ſchwächt ſich nicht genug, und es wäre überhaupt nicht rathſam, dieſes obere Waſſer zu vernachläßigen, beſonders am wenigſten in der Schweiz, wo es vortheilhafter iſt, das Salz als den Betrag an Gelde davon zu erſparen.

Es wäre auch unmöglich, im Felſen einen hundert Schuhe tiefen Sammelkaſten einzugraben, der zuverläßig dicht wäre, und dem ungeheuren Gewichte des Waſſers widerſtehn könnte. Die Unkoſten eines ſolchen Behalters ſind auch allzugroß, und ein Klafter kann nicht unter zwanzig Thalern zu ſtehn kommen.

Ueberdies fand ich auch an den mit Dornſäulen verſehenen Lekhäuſern unerträg-

liche

liche Fehler, deren gröſter der anſehnliche Salzverluſt iſt (ſ. 57). Ich habe in Deutſchland die Salzwerke zu Sülbek und zu Salzderhelden geſehen; ſie kommen in der Bauart den unſrigen faſt gleich. Wann man längſt dieſen Lekhäuſern unter dem Winde hingehet, ſo iſt man einem geſalzenen Thaue bloßgeſezt, welcher macht, daß in einer ziemlichen Strecke des nächſten Erdbodens einige das Ufer des ſalzigen Meeres von Natur liebende Pflanzen wachſen, wie die Salicornia, das Lycopium, die Glaux. In unſern Salzwerken iſt man äuſſerſt aufmerkſam, ja keine Sohle zu verlieren; beym mindeſten Winde ſchließt man die Hähne zu, und hemmet die Waſſerrinnen, die auf die Dornbünde fallen. Wir haben keines der Meerkräuter um unſere Lekwerke, nicht einmal im ganzen Lande, und doch ſpüret man den durch den Wind verurſachten Thau nur zu oft. Nun aber bringet die mindeſte Verfliegung einen beträchtlichen Verluſt zuwege, ſobald ſie auf einer mehr denn 700 Schuhe lange, und 20 bis 26 Schuhe hohen Säule geſchehen kann.

Ein Theil des Salzes dringt auch in das Holz der Tröge und der Pumpen ein, und mit einem Worte, das ganze Gebäude wird dergeſtalt davon durchdrungen, daß man Mühe hat, die unbrauchbar gewordenen Stüke davon zu verbrennen.

So

So gemäßigt auch bey uns das Feuer iſt, ſo iſt es doch niemals gelind genug: dieweil das Waſſer ſiedet, ſteiget mit ſeinem Dunſte ein Theil der Meerſäure in die Höhe. Ich erinnere mich, daß man mir von Salins geſchrieben hat, man hielte dieſes Ausſieden für nothwendig, weil ſich dadurch etwas ezendes von der Sohle ſöndere, das man mit über den Dampf dieſes Waſſers aufgehangenem Papiere aufgefangen habe. Ich habe grobe Tücher drüber hängen laſſen, in welche ſich dieſer Dunſt aufgefangen hat, und habe ſie nachher laſſen auswinden, und ich hebe noch eine Art dieſes ausgedrükten Salzes auf, das man durch die Verdikung gefunden hat; das Vitriolöhl treibt den Salzgeiſt aus demſelben heraus (ſ. 62, 63).

In dieſer Säure des Meerſalzes beſteht ſeine ganze Stärke und Güte: ohne ſie würde man nichts als eine alkaliſche Erde haben, die geſchikter wäre das eingeſalzene Fleiſch zu verderben, als es zu erhalten. Dieſes iſt die Urſache, warum das Meerſalz ſo grau, und, ſo unrein es übrigens iſt, dennoch den Vorzug vor allen am Feuer gekochten Salzen verdienet. Die mittlere Hize der Sonne kann für die Monate des Jahres, in welchen man das Salz gar macht, nicht über 72 geiezt werden, und dies beträgt nur den dritten Theil der

Hize

Hize eines siedenden Wassers: dieses ist auch ferner die Ursache, warum die Holländer ihre Heringe besser einsalzen, als andere Völker. Sie bedienen sich hierzu des Meersalzes, das sie in Meerwasser auflösen, und dessen Säure man mit sauern Molken vermehret, die man in währendem kochen hineingiesset.

Je mehr man das Feuer verstärket, desto mehr vermindert man das Maaß des echten Meersalzes, und um einen desto höhern Grad vermehret man den alkalischen Theil, der die Feuchtigkeit an sich ziehet, und an der Luft schmierigt wird. Unsere Salzwerke sind diesem Fehler weniger unterworfen, als fast alle andere dergleichen Werkhäuser: doch sezt sich daselbst eine sehr beträchtliche Menge bittern Salzes an, das sich mit dem lezten Salzsaze vermischt, und einen ansehnlichen Verlust verursachet, indem es an der Luft schmelzet, und das Küchensalz mit sich fortreisset. Hieher kömmt zum theil der grosse Unterscheid, welchen wir zwischen dem Salze finden, das die Stärke und Menge der gradierten Sohle verspricht, und demjenigen das man wirklich gewinnet. Ich habe es zu Aelen vom ersten Julii 1750 an, bis zum ersten des nemlichen Monats 1751 ausgerechnet; es sollten sich 320403 Pfunde Salz ausfinden, und man

machte

machte deren nur 214291. Vom 1ten Julii 1751 bis zum 1ten Julii 1752 verſprach die Sohle 340432 Pf. und das Magazin empfieng davon nur 263177 Pf. Man ſiehet, daß der Unterſcheid des verſprochenen zum wirklich gar gemachten Salze ſich auf 50 im hundert beläuft. Es iſt nicht zu leugnen, daß nicht noch andere Urſachen für dieſen Verluſt können angegeben werden; aber das Verarbeiten hat gewiß groſſen Antheil daran.

Nächſtdem machen die Unkoſten auch einen Gegenſtand aus. Eine Million Pfunde Salzes außzuſieden, verbraucht man ungefehr 500 Klafter Holz von 7½ Schuhen in der Länge, eben ſo viel in der Höhe, und von 4 Schuhen in der Breite. Das Klafter hat 11 Franken 12 ſols Bernaeld gekoſtet, welches mehr als 17 livres franzöſiſch Geld beträgt: und wenn das Holz iezt weniger koſtet, ſo werden es unſere Nachkommen vielleicht um den nemlichen hohen Preis bezahlen müſſen.

Die für das Gradieren errichteten Lekhäuſer ſind unermeßliche Gebäude. Das zu Aelen habe ich bis auf 1260 Schuhe verlängern laſſen; in Deutſchland ſind Salzwerke, deren Lekhäuſer wohl 6000 Schuhe lang ſind; das Aeliſche hat 40000 unſerer Franken gekoſtet, welches eine Sume von 60000 franzöſ. Livres iſt (ſ. 59); und dieſe Gebäude dauren

nicht

nicht allzulang; der Tophstein bedekt die Dornen: nach einem achtjährigen Gebrauche bin ich genöthigt gewesen, sie gegen andere zu verwechseln. Das Gradierhauß ist ein von so vielen Pumpen und Röhren zusammengesezтes Gebäude, es hat eine so lange, eine so beträchtliche Dachung, das stossen der Maschinen erschüttert es so ununterbrochen fort, daß es ein seltener Fall ist, wenn man einige derselben 50 Jahre hat dauren sehen. Es ist leicht diese Unkosten ungefehr zu berechnen; man kann den jährlichen Zinß auf 7 für hundert sezen, weil das Capital davon verlohren ist, und auf 14, weil der Zinß nur 50 Jahre lang gehoben werden kann, wenn wir voraussezen, daß die Kasten der neuen Erfindung hundert Jahre halten werden: das macht jährlich 2240 Thaler, oder 8400 französische Livres. Die Dornen zehnmal, oder auch nur fünfmal in einem Jahrhunderte zu erneuern, beläuft sich zum wenigsten auf ein Capital von 40000 Livres, und auf einen Zinß von 2800, zu 7 vom hundert. Die zufälligen Unkosten werden, sehr mittelmäßig berechnet, eine Summe von 1200 L. betragen; die eiserne Pfanne dauert 20 Jahre, das macht fünf neue Pfannen in einem Jahrhunderte, und da sie 2400 Livres kostet, so thut dies 12000 L. oder jährlich 840 Liv. und das Holz kann auf 4000 L. geschäzt werden:

den: die ganze Summe der Unkoſten eines Lekhauſes, von der Beſchaffenheit welche erfodert wird die von uns angegebene Menge Sohle zum Auskochen zuzubereiten, beläuft ſich demnach jährlich auf 16940 franzöſiſche L. oder faſt auf 4680 Reichsthaler.

Von der Zeit an kam es mir vor, es gäbe ein ganz leichtes Mittel, welches ſowohl das Lekhauß, als das Feuer, die Maſchinen und die Waſſerleitungen entbehrlich machte, und welches darinn beſteht, die Sohle unſerer Quellen, ſo wie die Meerſohle, gar zu machen; die Sonne thut nemlich alles dabey.

Das Amt Aelen iſt wärmer als die Landſchaften Saintonge und d'Aunis: es bringt ſehr gute Weine und Granatbäume hervor, ich habe in demſelben die echte Cicada, und den Mantis gefunden: es iſt viel trokener als die Meerküſten: vom 21ten Julii 1762 bis zum 2ten Auguſti haben wir daſelbſt alle Tage gegen die 140 Grade nach dem Fahrenheitiſchen Thermometer an der Sonne gehabt *. Alles vereiniget ſich, uns eine ſtär-

* Dieſe Hitze iſt ungemein ſtark; es war ein Winkel gegen Süden, der von Norden und Oſten wider alle kühlenden Winde verſichert war. Eine weiſſe Mauer, welche die Mittagsſonne erhitzte, warf ihren Wiederſchein auf den Thermometer, der von der geſchikten Hand des Hrn. Profeſſor Trevorens war. Im Senegal ſteigt indeſſen die Hitze weit höher, und auf 160 Gr.

kere Verdünstung zu versprechen, als sie bey den obengedachten Meerländern ist.

Das Wasser, welches wir zum garmachen haben würden, ist dreymal mehr gesalzen als das Meerwasser, es hält von 11 zu 12 im hundert, da hingegen die Meersohle nur etwa mit 4 im hundert geschwängert ist. Eine dreymal geringere Verdünstung wäre also im Amte Aelen zureichend, und wir haben oben gesehen, daß sie daselbst offenbar stärker ist.

Diese Ausdünstung noch nicht versucht zu haben, ist kein Grund, daran zu verzweifeln; wahr ist es, daß man eine Behutsamkeit dabey gebrauchen muß, deren man bey den Salzteichen an der See entübriget seyn kan. Wir können keine Sohle verlieren, auch müssen wir uns der durch den Regen verursachten Hinderung des Verdünstens nicht blosstellen, da der Regen das Maaß des süssen Wassers vermehren kann; und muß man sich bestreben, sechs oder acht Monate im Jahre zum Salzmachen wohl zu nuzen.

Zu der Zeit, daß alle diese anzuwendende Behutsamkeit mir leicht ins Werk zu sezen schien, dachte ich an den im Amte Aelen so gemeinen Marmor, um den Kasten davon erbauen zu lassen, und an den Kütt, die Fugen damit zu verkleben: der Kasten müßte

platt

platt auf die Erde gelegt werden: ich habe gefunden, daß die Wärme um ein beträchtliches ſtärker an der Oberfläche der Erde, als bey der nur mittelmäßigen Höhe eines einzigen Schuhes iſt. In der Nacht und bey Regenwetter, müßte man den Kaſten mit einem leichten und beweglichen Dache bedeken, das ſich ohne Mühe wegnehmen lieſſe, und zugleich die Hize zu vermehren dienen könnte, indem man es gegen Norden zu ſchöbe, ſo daß es die Sonnenſtrahlen zurükwerfen müßte; alles dieſes iſt nicht ſchwer auszuführen: Ich würde ein leichtes, mit hölzernen dünnen und weiß angeſtrichenen Schindlen bedektes Dach machen laſſen, und es auf Balken legen, die ſich horizontal gegen beide Seiten neigten; und freylich ſchränkt dieſes Dach die Breite des Kaſtens auf 26 bis 30 Schuhe ein.

Nichts blieb übrig, als den Verſuch ſelber anzuſtellen. Ich ließ zu Aelen einen Kaſten 24½ Schuhe lang, und 14 breit verfertigen, der zur Verdünſtung dienen möchte, er wurde mit einer nach den jezt gemeldeten Grundſäzen eingerichteten Dachung belegt; dieſem groſſen Behälter fügte ich einen kleinen marmornen Kaſten bey, um den Ueberreſt des völlig verſtärkten Waſſers zu verdünſten, welches ſonſt aus einem Grunde, den ich gleich ſagen werde, den groſſen Kaſten gar zu lang ein-

nehmen würde. Einen andern Kasten, nebst einem kleinen steinernen Trog ließ ich zu Bevieux zurechtmachen, beide von geringerer Grösse als die vorigen; diese ließ ich auf 18 Zölle hohe Säulen sezen, weil die Rizen des Holzes die Kästen dem auslauffen blosstellten. Nach diesen Zubereitungen fieng ich im Jahre 1759 an, diese grossen Gefässe ihre Dienste verrichten zu lassen. Man füllte sie mit einer gegebenen Menge Wassers von einem zuvor berechneten Gehalte, man wog das davon erzeugte Salz, und die lezten Ueberbleibsel der Sohle wurden in den kleinen marmornen Trog übergegossen, wo sie vollends ihr Salz zu Boden senkten: und zuverläßige Vorgesezte mässen alle Tage die Verminderung des Wassers. Ich hielt ein Regiſter über den Barometer der Hize und des Wetters, ich war freylich 3 Stunden weit von Bevieux entfernt; aber die Sache im ganzen betrachtet, ist die Witterung zu Roche der an jenem Orte gleich: Ich will die Tabellen selber mittheilen, die zu Bevieux sechs, und zu Aelen zwey Jahre lang sind fortgesezt worden.

Das Salz bildet sich an der Sonne auf die nemliche Art, wie es am Feuer geschieht, doch viel langsamer, und das Verhältnis dieser Langsamkeit ist sogar grösser als es der Unterscheid zwischen der Sonnenhize und der Hize des Feuers zu verlangen scheint:

ſcheint: denn nach vierzehn, zwanzig, u. manchmal erſt nach dreiſſig Tagen, bekömt das Salz ſeine Geſtalt an der Sonne, da es hingegen beym Feuer nicht völlig zwey Tage, und wohl auch nur zwölf Stunden zum Anſchieſſen braucht, wenn man nur auf die Geſchwindigkeit ſieht: es ſind kleine Salzkryſtalle, die eine Borke auf der Oberfläche des Waſſers machen, und nach und nach zu Boden fallen.

Das durch die Sonnenſtrahlen zubereitete Salz iſt von dem am Feuer gekochten weſentlich unterſchieden: dieſes beſteht aus einer Pyramide, in welcher vollkommen viereckichte Rahmen ſtuffenweiſe aufeinander ſizen, und folglich was ihre äuſſere Geſtalt betrift, eine Pyramide vorſtellen, die inwendig hohl iſt; dieſes Salz iſt von einer durchſichtigen Weiſſe und ohne Geruch, es wird leicht naß.

Das an der Sonne bereitete Salz iſt von vollkommnen und vollen Würfeln zuſammengeſezt, dieſe Geſtalt nimmt das Meerſalz natürlicherweiſe an, wenn es im Waſſer aufgelöſet worden iſt, und ſich durch das Sezen dieſes Waſſers bildet: eben dieſes Salz iſt weiß, undurchſichtig, ſehr hart, ſchwerer, troken, hat keinen Hang zur Feuchtigkeit, iſt von Natur mit einem Violengeruch verſehen, und das abgetriebene ſaure Weſen iſt viel ſtärker. Ich habe dem berühm-

ten Scheidekünstler Hrn. Spielmann gemeines Salz von Bevieux, und auch das durch die Sonne gar gemachte Salz zugeschikt; der Geist von diesem leztern hat vier Theile Laugensalz gesättiget, da hingegen der Geist des gemeinen Salzes nur drey derselben sättigte; auch ist jenes ganz vortreflich die Käse einzusalzen, welche Verrichtung ein überaus trokenes Salz erfodert. Ich habe unter einige erfahrene Leute davon austheilen, uad mir von ihnen Zeugnisse geben lassen.

An der Sonne erhält man ungleich mehr Salz von der nemlichen Menge Sohle, als man vermittelst des Gradierens und durchs Feuer gewinnt; ich habe gezeigt, daß die gewöhnlichen Handgriffe ungefehr zwey Drittel desjenigen Salzes geben, das die gemeine Probe verspricht, die man in einem kleinen kupfernen mit Sohle angefüllten Beken anstellet, welche Sohle man auf glühenden Kohlen verrauchen läßt. Die Sonne hingegen liefert oft so viel Salz, als die Probe im kleinen verspricht, es eräugnet sich sogar, und nicht selten, daß sie dessen mehr liefert, und nach der grossen Menge Erfahrungen ist der Ertrag beynahe der Berechnung gleich. In einem der ersten Versuche sollten 1470 Pf. Sohle aus der Quelle Fondemens, mit $\frac{5}{100}$ geschwängert, zufolge der Feuerprobe, 176 Pf. Salz auswerfen: sie gaben ihrer 249 an der Sonne.

Noch

Noch in dem nemlichen Jahre sollten 2010 Pfunde Wassers, von einem Gehalte von $\frac{12}{100}$, 241 Pf. Salz verschaffen, sie lieferten deren 256; und 1416 Pfunde Sohle von der nemlichen Stärke, gaben 308, anstatt 270 Pf. Salz. Im Jahre 1760 gaben 1650 Pfunde von der nemlicher Stärke 210 Pf. anstatt 198, und aus 2400 Pfunden Wassers zu 12 im hundert, zog man 308 anstatt 285 Pf. Salz; wiederum 2280 Pf. zu $11\frac{1}{2}$ im hundert, lieferten 276 anstatt 262 Pf. und 2280 andere Pfunde, von gleichem Gehalte, lieferten 284 Pf. Salz in das Magazin.

Im Jahre 1762 gaben 2460 Pfunde Sohle, $6\frac{1}{2}$ stark, 164, die nur $159\frac{20}{100}$ versprachen.

Im Jahre 1763 war der Ertrag von 2400 Pfunden Wassers, zu $\frac{10}{100}$, 250 anstatt 240, und 2400 andere Pfunde zu $\frac{14}{100}$ gaben 308 anstatt 236 Pf. Salz.

Im Jahre 1764, gaben 2400 Pf. von dem nemlichen Gehalt, 240 Pf. und doch blieben noch 6 Linien sehr starken Wassers übrig, die man besonders abdünsten ließ.

In eben diesem Jahre gaben 2400 andere Pfunde, $\frac{11}{100}$ stark, und von denen man nur 264 Pf. zu erwarten hatte, an der Sonne 282, und bey einem andern Versuche 253 Pf. ohne 4 Linien Sohle zu rechnen,

die

die noch nicht verdünstet waren, und welche zum wenigsten noch 21 Pf. ausverfen sollten, welches zusammen 274 Pf. betragen würde.

In der zweyten Aelischen Verdünstung versprach die Ausrechnung $1156\frac{58}{100}$ Pfunde, und man machte wirklich 1379. In der dritten Ausdünstung sollte man $642\frac{63}{100}$ Pf. erwarten, und man zog ihrer 769; die achte gab 1286 anstatt $1181\frac{84}{100}$ Pf.

Die Ursache dieses Vortheils besteht nicht einzig und allein darinn, daß nichts verlohren geht, dieser Grund ist unzulänglich: und man muß noch diesem beyfügen, daß das an der Sonne zubereitete Salz überaus troken ist, da hingegen das gewöhnliche mehr Wasser in sich hält. Die Vermehrung zu erklären, muß man seine Zuflucht zu einem chimischen Grunde nehmen, der darinn besteht, daß die Hize der siedenden Sohle dem alkalischen Grundstoffe des Küchensalzes einen Theil der Säure raubet, und ihn in Bittersalz verwandelt, anstatt daß die Sonne diese Säure drinnen läßt, und einen Theil der alkalischen Erde zu Meersalz macht, die, bey dem Verluste ihrer Säure, sonst der Laugenart näher, und bitter würde.

Die andern Bestandtheile, welche das der Sonne ausgesezte Salzwasser zu Boden fallen

len läßt, kommen mit denjenigen überein, die es über dem Feuer abwirft: nemlich Gypserde, die sich an das Holz des Kastens, so wie an die Pfannen, hängt; und Bitterſalz, das auf dem Boden entſteht, und dem Eise ähnlich ſieht, ſich auf den Kohlen in Schaum auflöſet, und an der Luft zu weiſſem Staube wird: aus dieſer Materie, verbunden mit der Vitriolſäure, wird das engliſche Salz gemacht. Alle dieſe Beſtandtheile ſondern ſich viel beſſer ab, weil ſie beynahe 36 Tage Zeit haben, ſich vom Waſſer loszumachen, da ſie hingegen über dem Feuer in 96 Stunden, und auch wohl in 36 ſich davon trennen müſſen.

Das Gips ſezt ſich an den Boden des Kaſtens, und hängt ſtark an. Nach dem Gipſe folgt, wie bey dem Sieden, das Salz, und eine ſchmierichte Lauge bleibt übrig, in welcher im Winter das Bitterſalz wie weiſſes Eis gerinnt, und woraus man noch etwas Kochſalzes, aber hauptſächlich Epſenſalz zubereiten kann.

Dieſe ſechs Jahre lang wiederholten Verſuche ſchienen viel zu verſprechen. Findet man einige Ungleichheit in denſelben, ſo können viele Urſachen Schuld daran ſeyn, wovon die gemeinſte wohl etwa eine in dem Kaſten ſich befindende Spalte, und der daher entſtandene Verluſt an Waſſer iſt. Es iſt

zum Erstaunen, wie sehr sich eine 24 bis 30 Grade starke Sohle bestrebt durchs Holz zu dringen, besonders wann sie etwas hoch stehet. Nach der darüber eingezogenen Erfahrung überschritten wir nie die Höhe von 5 Zöllen: wann man sie bis auf 9 erhöhete, so drang das Wasser durch die dichtesten Bohlen, und machte Stalactiten, die durch das Holz schwizten und auf die Erde herunterhiengen. Manchmal haben sich auch die Beamten betrogen, und zu einer Verdünstung das in dem kleinen marmornen Troge erzeugte Salz gethan, welches einer andern Probe zugehörte: aber durch die Hauptberechnung, die ich über 36 vollständige Verdünstungen gemacht habe, sind alle Irrthümer verbessert worden, und es ist kein Zweifel mehr, daß die durch die Sonne bewirkte Ausdünstung, in lauterm Salze, die ganze Menge liefere, welche die so schmeichelhafte, und besonders in Betracht der schwachen Quellen so betrügerische Feuerprobe verspricht. Die Berechnung verhieß in Bevieux 9108 Pf. in 36 Verdünstungen, und die Magazine haben deren 8833 erhalten, welches nur um $\frac{1}{33}$ unterschieden ist.

Die eilf zu Aelen gemachten Versuche lassen sich zu den nemlichen Grundsäzen zurükbringen; nach der gewöhnlichen über dem Kohlfeuer vorgenommenen Probe, sollten aus

der

der verdünsteten Sohle 6947 Pf. Salz erfolgen, und man brachte ihrer 6939 heraus, welches um so viel mehr beweiset, daß eben zu Aelen der Unterschied des durch die verschiedene Menge und Stärke der Sohle berechneten Salzes sich bis auf einen Drittel des hervorgebrachten beläuf; und eben diese Erfahrungen bestätigen aufs beste, daß man nothwendig bey den Feuerungen einen Verluft der Säure, und deßwegen des Küchensalzes leidet: denn die Sohle von Paner, welche zu Aelen gar gemacht wird, ist augenscheinlich mit Tophstein belästiget, der Verlust an Salz muß sehr groß seyn, weil er sich auf einen Drittel beläuft, er kann also nicht anders als durch eine grössere Menge des Laugenhaften ersezt worden seyn, an welchem man die natürliche Eigenschaft des Meersalzes erhalten hat, weil man ihm seine Säure gelassen hat, da es sonst durch das Feuer laugenhaft würde geworden seyn.

Aber ein gründliches Urtheil über die Verdünstung zu fällen, muß man noch verschiedene Fragen entscheiden. Man muß sehen, ob der zur Ausdünstung bestimmte Kasten nicht ungeheuer groß werden würde? das Maas hängt von der Geschwindigkeit des Verdünstens ab; und diese Geschwindigkeit kann den Naturkündigern über die Menge der aus dem Meere steigenden Dünste, und

über

über ihr Verhältniß gegen den Regen, ein neues Licht aufsteken. Halley und der Jesuit Ghezzi, der Widersächer des Valisnieri, haben ihre Versuche nur im ganz kleinen angestellt.

Die Academie wird selbst über die am Ende dieser Abhandlung beygefügten Tabellen urtheilen können. Ich will einige Schlüsse aus demselben ziehen:

1) Die tägliche Verdünstung besteht in drey Linien; zu Aelen und in Bevieux sind diese Gränzen allemal die nemlichen gewesen; die höchsten Grade der Sonnenhize haben dieses Ziel nicht überschritten: doch halte ich die physische Ausdünstung für etwas beträchtlicher. Die Menschen sind nicht genug auf ihrer Hut: die Natur macht sich alle Augenblike zu Nuze; es ist nicht zuverläßig, daß die Arbeitsleute den Kasten allzeit mit Aufgang der Sonne aufgedekt haben, und wann einiges Gewölke ihn zu deken genöthigt hat, so werden sie nicht die gehörige Eilfertigkeit angewandt haben, ihn mit der Wiederkunft der Sonne aufzudeken. Vielleicht steigt die physische Verdünstung bis auf vier Linien, besonders was die süssen Wasser anbelangt, denn man wird bald sehen, daß jemehr ein Wasser gesalzen ist, je weniger es verdünstet. Die ökonomische Verdünstung geht indessen nicht über drey Linien.

2) Im

2) Im Winter dünſtet faſt nichts aus: die ſchönſten Tage und die Nordwinde thun nichts für die Ausdünſtung des Waſſers; es iſt ein abzulegendes Vorurtheil, das ſich auf die Meinung gründet, als wenn der Wind das Waſſer entführe: aber die Wärme allein löſet es in Dünſte auf. Vom 10 October 1760 bis zum 7 Febr. 1761 hat die Ausdünſtung nicht 10 Linien überſchritten, weſches das Werk dreyrr Sommertage iſt. Vom 7 Februarii 1761 bis zum 8 Martii ſind nur 7 Linien verflogen, ob ſich ſchon der Frühling näherte: dreißig Tage haben gethan, was drey Tage im Sommer thun würden. Vom 1 November 1759 bis zum 31 Januarii 1760 iſt die Verdünſtung von 92 Tagen 8 Linien geweſen: und im Jahre 1760 während des ganzen Februarii 3 Linien. Zu Aelen iſt vom November 1759 an bis zum 1ten Aprill 1760 die Verdünſtung etliche Tage durch ½ Linie, und faſt den ganzen übrigen Theil dieſer Zeit gar keine geweſen: auch war ſie ſo viel als unmerkbar nach dem 16ten October 1761.

Der Merzmonat bringt die Verdünſtung wieder, in demſelben iſt ſie manchmal ziemlich ſtark geweſen, und iſt ſogar, wiewohl ſelten, auf ihren höchſten Grad, auf 3 Linien, geſtiegen: wann es nur den halben Tag regnete, ſo verſchwand eine halbe, auch wohl eine

eine ganze Linie: die Summe des Monats im Jahre 1760 ist bis auf 13 Linien gestiegen: im Jahre 1761 nur bis auf 8. Ich glaube man kann für den mittlern Grad der Verdünstung des Merzens 15 Linien annehmen.

4) Im Aprill ist die Verdünstung im Jahre 1760, 42 Linien, im Jahre 1761, 30, im Jahre 1762, 48, im Jahre 1763, 28, und im Jahre 1764, 30 gewesen; und die mittlere Ausdünstung dieses Monats besteht in 35$\frac{3}{5}$ Linien.

5) Die Ausdünstung des Maymonats ist von 56$\frac{1}{2}$ Linie im Jahre 1759 gewesen; von 38 Lin. in 1760, von 37 Lin. in 1761, von 28 Linien in zwey und zwanzig Tagen 1763, welches 37 Linien für den ganzen Monat beträgt: von 44 Linien in fünf und zwanzig Tagen 1764, wornach 52 Linien auf den ganzen Monat kommen; das mittlere Ziel für diesen Monat ist ungefehr 48 Linien.

6) Die Verdünstung der Junii hat sich im Jahre 1759 bis auf 40 Linien erstrekt; 1760 auf 46 Linien; 1761 auf 29; 1762 auf 57; 1763 auf 32; 1764 auf 59; welches 44 Linien im Durchschnitte angäbe: wir können aber mit Grunde an der Wahrheit dieses Maasses zweifeln, indem es natürlich

lich ist, daß der Junius die Ausdünstung mehr als der May begünstiget, in Betracht der Länge der Tage, und auch der Stärke der Sonne.

7) Eben so verhält es sich im Julio; seine Ausdünstung ist von 48 Linien im Jahre 1759, von 51 in 1760, von 58 in 1761, von 41 1762, von 50 1764, und von 28 in zwey und zwanzig Tagen des Jahres 1764 gewesen, welches 40 Linien für den ganzen Monat macht: der mittlere Grad im Durchschnitte wäre 47, welches zu wenig für den heissesten Monat im Jahre ist.

8) Im Augustmonat nimmt die Ausdünstung ab, die Tage sind alsdann schon kürzer; es sind in diesem Monate 35 Linien im Jahre 1759 geschwunden, 26 im Jahre 1760, 42 im Jahre 1761, 30 im Jahre 1762, 44 Linien im Jahre 1763; die Verdünstung des Augusti war noch nicht zu Ende im Jahre 1764 zu der Zeit, da ich gegenwärtige Abhandlung schrieb: das mittlere Maaß von fünf Jahren ist 35½ Linien.

9) Im September sind 12 Linien in 18 Tagen des Jahres 1750 verflogen, welches 20 Linien für den ganzer Monat giebt; 15 Linien in fünfzehn Tagen 1760, welches 30 Linien für den Monat machen würde; 28 Linien in 1761, 29 im Jahre 1762, und 13

in

in neunzehn Tagen des 1763ten Jahres, welches das mittlere Ziel auf 25½ Linien sezet.

10) Im October haben sich im Jahre 1759 nur 11 Linien verlohren, hingegen 1761 9 Linien in neun Tagen, welches 31 Tage für den ganzen Monat betragen würde; ich seze die Mitte auf 15 Linien, wie im Merzen.

Die physische Verdünstung übersteigt vielmehr diese angenommene Gränze, sowohl aus der Ursach, die ich desfalls angegeben habe, als auch weil man in jedem Monate ohne Ausnahm einen und manchmal zwey Tage verlohren hat, das Salz aus dem Kasten zu nehmen.

11) Die ökonomische Ausdünstung vom Monat Merz bis zum October kann also im Durchschnitte auf 261 Linien gesezt werden, und ich bin gar sehr der Meinung, die physische steige bis auf 300 Linien.

12) Für eine Person, die dergleichen Arbeiten unternehmen will, ist es von Erheblichkeit, und für einen Naturkündiger ist es nicht ohne Nuzen, zu wissen, daß die Verdünstung nicht mit gleichem Schritte im Anfang eines Versuches, und am Ende desselben fortgehet. Das minder gesalzene

Wasser

Waſſer verdünſtet um ein anſehnliches geſchwinder als die Sohle, deren Salzung ſtärker iſt. Während des Monats Junii 1760 hat das natürliche Waſſer in dreyzehn Tagen 21 Linien verlohren, und die am höchſten verſtärkte Sohle, die man in das kleine marmorne Beken gethan hatte, nur 12 Linien. Im Julio hat dieſer nemliche Ueberbleibſel um 21 Linien abgenommen, und das natürliche Waſſer um 31, in dem nemlichen Zeitraume von fünfzehn Tagen. Im Jahre 1761, eben auch im Julio, und in ſiebenzehn Tagen, iſt die ſtarke Sohle nur um 8 Linien gefallen, und die natürliche um 18. In zwölf Tagen des Auguſti, hat die zuſammengezogene Sohle 11, und das natürliche Waſſer 17 Linien verlohren; in acht Tagen des Septembers ſind 14 Lin. Waſſers aus der natürlichen Quelle verflogen, und in eben ſo viel Tagen 6 Linien des verſtärkten Waſſers. Im Jahre 1762, in acht und zwanzig Tagen des Auguſti, hat die rohe Sohle 28 Linien verdünſtet, und das Waſſer im marmornen Beken nur 13. Im Mayen 1763 hat das concentrirte Waſſer nur 10 Linien innerhalb zwanzig Tagen abgenommen, und die Quellſohle 25. Vom 17 Julii bis zum 4ten Auguſti des nemlichen Jahres, ſind von dem Waſſer des marmornen Troges 20, und aus dem hölzernen Kaſten 34 Linien verſchwunden. In ſiebenzehn

Tagen des Augustmonats sind von dem Quellwasser 27 Linien, und aus dem marmornen Beken 18 verdünstet. Im Jahre 1764 hat in achtzehn Tagen des Monats Junii das Wasser aus der Quelle 36 Linien, und die enger zusammengezogene Sohle nur 19 Linien verlohren.

Diese Erfahrung ist ohne Ausnahme; allein da man das Wasser, welches in den kleinen Beken übergegossen wird, nicht genau im nemlichen Grade der Salzung abgesondert, so ist der Unterscheid bald von 2 zu 1, und bald von 3 zu 2 gewesen: das Verhältnis der Salzung beider Arten Wassers kann überhaupt von 24 zu $11\frac{1}{2}$ gesezt werden.

Die Langsamkeit der Verdünstung des verstärkten Wassers muß man einzig der Anhängigkeit beymessen, welche das Wasser so zu sagen ans Salz heftet, und vielleicht ganz besonders an das bittere Salz, welches sich in leztem Wasser des Bekens eng zusammenzieht: dieses Ankleben muß stärker seyn, als das Zusamenhängen der Theile des gemeinen Wassers untereinander. In der elementarischen Physik muß man diesen Unterscheid in einigen Betracht ziehen; das Meerwasser muß minder verdünsten als das Wasser eines Sees, eines ins andere gerechnet. In der Oekonomie verbindet er uns, neben dem grossen Ausdünstungskasten noch einen kleinen

Trog

Trog zu halten, um die Ueberbleibsel des groſſen Bekens verdünſten zu laſſen, und dieſem groſſen Troge die Zeit nicht zu rauben, die er brauchen würde, die nun enger zuſammengezogene Sohle zu verdünſten, anſtatt daß er das doppelte roher Sohle unterdeſſen verdünſten könnte. Dieſer Trog kann klein ſeyn, er iſt zu ſeinem Gebrauche bequem, wenn er den zehnten Theil der Oberfläche des groſſen Kaſtens enthält.

Ich nähere mich der Berechnung, die ich nicht für undienlich halte, die Unkoſten zu beſtimmen, welche die Errichtung eines Ausdünſtungkaſtens erfodern würden.

Ich habe es geſagt, mein Rath wäre ihn aus Marmor zu erbauen: dieſer Stein ſcheint ſehr beſtändig; ſechs Jahre lang hat er in Bevieux wider die verſtärkte Sohle ausgehalten.

Die Gröſſe des gewöhnlichen Kaſtens kann leicht berechnet werden. Wir machen jährlich zu Bevieux ungefehr eine Million Pfunde Salzes, die Sohle iſt daſelbſt beynahe zu 11 im hundert; der gewürfelte Schuh eines ſolchen Waſſers wäget 56 Pfunde zu 18 Unzen und drüber, dies beträgt aufs höchſte 18363 gewürfelte Schuhe Waſſers: für die gerade Zahl wollen wir 18000 ſezen.

Wir haben nur 182 Linien verdünstetes Wasser für eine Sommerszeit angenommen, dies sind nur zwey Drittel von der wirklichen Verdünstung; man muß sich aber gegen die Zufälle wafnen, dergleichen die regnerischen Jahre und die zufällige Schwächung der Quellen seyn könnten. Für die Bequemlichkeit der Berechnung seze ich diese Verdünstung auf 15 Zölle. Um 18000 gewürfelte Schuhe Wassers zu verdünsten, wäre denn ein Kasten hinlänglich, dessen Oberfläche 14400 Schuhe, und die Tiefe 15 Zölle concentrirter Sohle hielte. Allein es würde, auch sogar auf dem Marmor gefährlich seyn, 15 Zölle Wasser anzunehmen. ich habe die Ursache davon gesagt, und nehme demnach nur 9 Zölle für die Tiefe an: es wird also ein Kasten nöthig seyn, der nebst der bemeldten Höhe 30000 Schuhe zur Oberfläche habe: ich würde diesem Kasten nur 25 Schuhe zur Breite, aber 1200 Schuhe zur Länge geben. Man muß die Wände dazu nehmen, welche 2450 Schuhe im Umkreise betragen werden, wenn man sie einen Schuh hoch aufführet.

Der Schuh Marmor, nach dem erforderlichen Fall unseres Kastens bearbeitet, und an seinen Ort und Stelle geliefere, kostet 10 kreuzer; ich rechne eben so viel für das Verkütten, das Dach und die Querbalken, welches

welches um ein anſehnliches zu viel iſt; aber man muß ſich in ſeiner ſchmeichelhaften Meinung nicht betrügen. Ein Schuh des Gebäudes wird alſo aufs meiſte auf 5 bazen zu ſtehen kommen, welches 1625 Franken beträgt, eine Summe, die ungefehr 6500 Reichsthaler ausmacht: ich füge hier noch einen kleinen Trog bey, der etwa 900 Rsthl. koſten kann. Die Summe des Aufwandes wird demnach 7000 Reichsthaler ſeyn, welche 17500 Bernfranken betragen.

Die Unterhaltung dieſes Gebäudes wird ſehr wenig Aufwand erfodern: das Dach alle zehn Jahre zu erneuern, einige beſchädigte Fugen zu verkütten, iſt alles was man etwa vorausſehen kann.

Wir haben den jährlichen Aufwand eines jezt gebräuchlichen Gradierhauſes auf 4680 Rsthl. geſezt, ein Jahr ins andere gerechnet (ſ. 81), dann ein Gradierhauß, das nie 50 Jahre dauert, iſt eine Ausgabe die verlohren iſt, und folglich muß man den Aufwand wenigſtens auf 7 im hundert berechnen, und die Dornen müſſen in dieſer Zeit zweymal erneuert werden.

Die Erhaltung des mehrern Salzes kann nicht aufs genaueſte berechnet werden; man wird die Sache nicht übertreiben, wenn man ſie auf 5 für hundert ſezet: denn bis jezo hat

noch niemand durch die gewöhnliche Bearbeitung den wirklichen Gewinn dem durch die Verdünstung auf den Kohlen versprochenen gleich bringen können. Die 5 für hundert machen 50000 Pf. auf den jährlich gesottenen Million Pfunden, welches, den Centner zu 5 Franken, 2500 Franken, oder 1000 Rthl. beträgt. Folglich giebt man ungefehr 7000 Rthl. zur ersten Anlage aus, deren Zinß, zu 7 im hundert, auf ungefehr 500 Rthl. steigt. Der Gewinst ist:

an Ersparung der Gebäude	Rthl.	1330
an Brennholz		1000
an mehrerm Salze 500 Centner, zu 2 Rthl.		1000
macht		3330

welches die jährliche Ausgabe sechsmal übersteigt, und drüber.

Ich sehe keine andere Schwierigkeit voraus, als einen ausserordentlich regnichten Jahrgang. Dieser Unbequemlichkeit auszuweichen, müßte man eine Pfanne mit ihren Zubehörden, und ungefehr einen vierten Theil der Kohte, so wie sie gegenwärtig ist, beybehalten: dieses Jahr würde unter die gewöhnliche Regel zurückkehren, ohne daß der mindeste neue Aufwand dazu käme.

Diese

Diese Gedanken kann man in allen Ländern ausführen, die ungefehr des nemlichen Grades der Wärme geniessen als das Gouvernement Aelen, und wo der Himmel nicht gar zu regnerisch ist: die Sohle, die man gar macht, muß zum wenigsten $\frac{8}{100}$ halten, und eine schwächere Quelle würde die Oberfläche des Ausdünstungskastens allzusehr vergrössern.

Nach meiner gehabten Erfahrung zu reden, glaube ich übrigens einem jeden Besizer einiger Salzwerke anrathen zu können, sein Wasser in dem gewöhnlichen Lekhause nicht anders als zu 18 im hundert gradieren zu lassen, und fünf Tage anzuwenden, dasselbe in der Pfanne zu sieden. Er wird schöneres Salz bereiten, und in grösserer Menge, und des Holzes dabey nicht mehr verbrauchen.

Es bleibt mir noch übrig, einige Erläuterungen über die Ausdünstungs-Tabellen beyzufügen, welche dieser Abhandlung zur Rechtfertigung dienen sollen.

Die Wetter-Tabellen habe ich nur für zwey Jahre beygefügt; das Amt Aelen, dessen Verwaltung mir anvertraut gewesen ist, hat mir nicht verstattet, in den übrigen Tagen meines Amtes die nöthige Zeit darauf zu verwenden: ich will nur einige Anmerkungen aus denselben ziehen.

1) Der

1) Der Winter von 1758 zu 1759 ist ausserordenlich gelind gewesen, kaum hat man in demselben einige Stunden lang Schnee gesehen, und die Blüthen sind in unsern Haynen gar nicht verschwunden. Nur im Januar wurde einige Kälte verspührt. Die ganzen Monate Februar und Merz 1759 ist der Thermometer über 40 Fahrenheitische Grade im Schatten gewesen: den 10 Februar hat er auf 55 gestanden. Die Birnbäume haben zu Ende dieses Monats geblüht, und ich habe im Februar Haber säen lassen. Den 8 Aprill waren die Aepfelbäume in voller Blüthe, die wilden Castanien hatten grosse Blätter, und den 22ten Blüthen. Im May erhielt sich der Thermometer über 50, und stieg bis 67 Grade. Im Junio erhielt er sich über 60, und stieg bis 77. Im Julio hat er fast den ganzen Monat durch die 70 Grade überschritten: die Hize wird beschwerlich, sobald er sie übersteigt. Er stieg bis 73½ im August. In dem folgenden Winter war der Thermometer nur kurze Zeit unter dem Gefrierpunkte, und überschritt ihn nur um 5 Christinische Grade. Im Sommer 1760 befand er sich auf 75 den 5 Julii, und überschritt dieses Ziel nicht. Im Winter 1761 war die Kälte im Januar am strengsten, der Thermometer war den 21 auf 10 Grade, und den 23 auf 12. Wir hatten im Julio verschiedene male den 28 und 29ten

Reau-

Reaumüriſchen Grad, und die nemliche Hize kehrte im September zurük. Im May 1762 war der Fahrenheitiſche Thermometer auf 124, 126, 114, und 122; vom 23 zum 26ten May, und vom 21 Julii zum 3ten Auguſti von 114 zu 140, zu welchem Ziele er den 24 Julii kam. Es iſt wahr, daß uns die Hize zuſezte, und den 27ten entſtund ein heftiges Wetter mit Hagel vermiſcht.

2) Was den Barometer betrift, ſo eräugnete ſich bey demſelben eine ziemlich beträchtliche Veränderung von den erſten Jahren gegen die lezten. Vom Anfange des 1759 Jahres bis zum Monat Junii 1760 erhielt ſich der Barometer zwiſchen 26 und 27 engliſchen Zöllen, und überſchritt nicht ſehr dieſes Ziel. Aber von 1762 an erhob ſich der Mercurius mehr, ſtieg faſt immer über den 27, und kam manchmal bis zu $27\frac{14}{24}$: doch litt er ſeine groſſen Veränderungen durch die Südwinde und durch die in dieſem Lande ziemlich häuffigen Gewitter, wo die Gewalt der Winde auſſerordentlich iſt: ſie entwurzelt die Bäume, reißt die Gebäude mit ſich fort, und hat den 16 Merz 1760 das Lekhauſi zu Aelen beſchädiget, von welchem ſie 560 Schuhe umſtürzte, und alle Säulen und Pfeiler zerbrach, womit es unterſtüzt war. Das Queckſilber fiel auf 26 ″ 3 den 2ten Januarii 1760, auf 26 ″ 1 den 18ten September, auf 26 ″ 0

den 19ten, mit einem Südregen. Den 9ten November kam er wieder auf 26, und den 11ten auf 25 ″ 20, welches der niedrigste Grad ist den ich noch bemerkt habe; den 5ten December war er noch auf 25 ″ 22 und 21 durch einen grossen Sturm von Südwest. Durch einen andern Sturm des 21ten Septembers 1761 fiel er von neuem auf 26 ″ 2. Im Jahre 1762, den 14 und 15ten Dekember kehrte er auf 26 ″ 5 und 4 zurük, noch immer wegen der Südwinde: meine Beobachtungen schränken sein steigen und fallen von 25 ″ 20 zu 27 ″ 16 ein, welches 1 Zoll $\frac{20}{14}$, oder 22 Linien beträgt.

II.

Beſchreibung

der im

Canton Bern im Jahre 1762

ſich äuſſernden

Epidemiſchen Krankheit.

Beſchreibung

einer

Epidemiſchen Krankheit.

Die epidemiſchen Krankheiten, die ſich über gewiſſe Gegenden verbreiten, richten manchmal ſo erſchrekliche Verwüſtungen in denſelben an, daß ich nicht angeſtanden habe, der königlichen Akademie * von derjenigen Nachricht zu geben, die ich eben zu beſchreiben anfange.

Noch vor dem Ausgange des Jahres 1762, eines in unſern Jahrbüchern durch ſeine äuſſerſte Dürre bezeichneten Jahres, bemerkte man in dem Kirchſpiele Aelen, dem Hauptorte meiner Statthalterſchaft, eine epidemiſche Krankheit: ſie raffte ſowohl in dieſem Städtchen, als auch in den drey Dörfern

* der Wiſſenſchaften in Paris.

Schlummer: in 24, und aufs längste in 72 Stunden war es mit dem sinnlosen Kranken gethan. Die Entzündung zog sich auch wohl in den Unterleib; am vierten Tage wurden die Augen, und sogar der ganze Leib gelb, die Zeichen des Brandes offenbarten sich an ihm; und die Kranken gaben am fünften, sechsten, oder aufs späteste am siebenten Tage den Geist auf.

Alles was die bösartigen Fieber zu begleiten pfleget, erschien hier: häufiger Schweiß, auf welchen eine Trokenheit der Haut und des Mundes folgte, und manchmal äusserte sich sogar der Friesel.

Doch war dieses Uebel in der That nicht so schwer zu heben, es verließ mit einer erstaunlichen Leichtigkeit den Kranken, wenn man nur gleich bey seinem Anfange zu Hülfe gerufen wurde. Da die Aerzte in den Alpen sehr selten sind, und da sich in meinem Amte niemand fand, der die Doctorwürde angenommen hatte, so wandten sich die Pfarrer zuerst an mich, weil sie gewohnt sind, für das zeitliche und künftige Leben ihrer Heerden Sorge zu tragen. Ob ich gleich seit langer Zeit zu andern Beschäftigungen berufen bin, so hab ich doch niemals gelernt meine Ohren vor der Stimme der Menschlichkeit zu verschliessen, und ich überließ mich ganz diesem Gefühle, unerachtet der Abneigung,

gung, die Arzneykunst anders als durch meine Räthe auszuüben, weil ich in dem verlassenen Zustande dieser Leute die Nothwendigkeit vor mir sah, welche niemand von der Pflicht lossprícht, die Feuersbrunst zu löschen.

Einige Zeit hernach, im Februar, baten mich die Gemeinden vom französ. Theile im Amte Sanen, obgleich von einer andern Landvogtey, um meinen Rath, und ich schikte ihnen einen Wundarzt mit Verhaltungsregeln und Hülfsmitteln.

Ich sah in der herrschenden Krankheit die alleruntrüglichsten Zeichen der Fäulung. Ich bemerkte, daß der Bauchfluß, und sogar das Brechen heilsam war: ich befliß mich also die Natur durch einen Weg zu entlästigen, den sie selbst vorzuziehen schien, indem ich auf der andern Seite die Fäulung mit der allerstärksten Säure bestritt.

Zuweilen, wiewohl selten, und in den ersten Stunden des Uebels, erlaubte ich die Ipecamanha zu geben, um das Bestreben der Natur zu erleichtern.

Unter den Einwohnern der Fläche führte ich den Kranken, vermittelst der Weinsteinsäure, fast immer zu einem Bauchflusse: und da die Dose einer Unze von diesem Weinsteine die Bewohner der Berge fast

nicht

nicht zum Stule bringen kann, weil ihr Magen vermuthlich durch die vielen Milchspeisen und Käse fühlloser worden ist, so bediente ich mich bey ihnen der in der Molke aufgelösten Tamarinden, oder ich verstärkte die Weinsteinsäure durch irgend ein abführendes Mittel.

Es sey nun, daß ich durch diese Mittel einen Bauchfluß bewirkt hatte, oder daß er das Werk der Natur war, so unterhielt ich ihn durch erweichende Clysiere, die den Kranken alle Abende gegeben wurden.

So lang die Krankheit dauerte, begleitete ich diese Mittel mit einem weit kräftigern Honigessig, als der Hippocratische war, es war in Wasser umgerührter Honig, mit Schwefelgeist versäuert, von welchem ich eine überaus ansehnliche Menge nehmen ließ; mehr als 2 Pfunde Vitriolöhl, die ich ehmals selbst eingenommen, die Fäulung meiner Galle zu bezwingen, haben mich belehret, von diesem Mittel starke Dosen geben; ich habe öfters bis auf ein Loth Schwefelsäure in weniger als 24 Stunden nehmen lassen.

Wann die äusserste Schwäche, die Schlummersucht, und der schnelle und weiche Puls ein herzstärkendes Mittel foderten, so gab ich den vergüldeten Spießglas-Schwefel in

ziem-

ziemlichen Maaſſen: in minder wichtigen Fällen, wo man aber doch die Natur unterſtüzen mußte, begnügte ich mich der ſogenañten einfachen, zu groſſen Gewichten genoñenen Mixtur.

Die Speiſen betreffend, ſo blieb ich bey den Brühen, die aber dem Kranken ohne den mindeſten Zuſaz von Fleiſch oder Eyern müſſen gegeben werden. Denjenigen, die von dem Huſten am meiſten beſchweret wurden, gab man Thee von erweichenden Kräutern, und legte manchmal von auſſen auflöſende Mittel auf. Die Blähung unter den Rippen machte Auffſchläge von Flachsſaamen nothwendig, die man in Milch und Waſſer kochte.

Die Aderläſſen hab ich nie verſtattet; vielleicht wären ſie in einigen beſondern Fällen dienlich geweſen: da ich aber nicht ſelbſt auf dieſen Alpen mühſam herumirren konnte, ſo wagte ich es nicht, den Gebrauch davon den Wundärzten unſrer Gegenden, oder den Pfarrern anzuvertrauen.

In dem Amte Aelen hat die Krankheit von 35 nach dieſen Grundſäzen behandelten Kranken mehr nicht als 7 weggeraft, und noch hatten ſich einige dieſer leztern durch den unmäßigen Gebrauch des Weines den Tod ſelber zugezogen, andere aber waren von einer völlig erſchöpften Leibesbeſchaffenheit; es fand ſich in der That unter allen Kranken nur ein einziger Mann, der mit aller Stärke eines gu-

ten Temperaments dennoch am vierten Tage umkam, weil man erst den dritten Hülfe begehrt hätte.

Auf den Alpen starben von 36 Kranken 5.

Ehe die gehörige Hülfe anlangte, waren in der Landvogtey Sanen gegen das Ende des Februars 85 Personen in drey Kirchspielen gestorben, die den zwölften Theil der Einwohner ausmachten; in dem Kirchspiele Etivaz waren unter der ganzen Anzahl der Kranken kaum 6 entkommen.

Die Aderlässen, die warme Diät, der Wein den man den Kranken gab, der Theriac, niedrige und ungläublich heisse Schlafgemächer, können das ihrige beygetragen haben, dieses Uebel so mörderisch zu machen.

Eine beträchtliche Kälte mit Schnee begleitet, die zu Sanen gegen den 10 Merzen einfiel, scheinet dieser Krankheit die Kraft benommen zu haben, die in einem Winter ohne Schnee entstanden war; einer für das Land Sanen ausserordentlichen Erscheinung, dessen Einwohner Berge bewohnen, die über 3000 Schuhe höher als das Meer liegen.

Einige Kranke hab ich selber besichtiget: mein erster Secretair des Amtes Aelen, und einer von meinen ersten Forstbedienten sind unter dieser Zahl: der erste Major der Miliz des Gouvernements befand sich auch in der

Liste

Liſte der Kranken, ſo wie verſchiedene angeſehene Perſonen aus der Vogtey Sanen.

Den Theorien wird in academiſchen Schriften kein Plaz vergönnt; doch kann ich nicht umhin, ſowohl das Uebel ſelbſt, als ſeine traurigen Folgen, den kleinen ſehr niedrigen und ſehr feuchten Kammern zuzuſchreiben, worinn dieſe Landleute durch groſſe Oefen von Sandſtein eine ungeheure Hize unterhalten. Ich habe ſelbſt die Wirkung der allzuſehr erwärmten Luft erfahren, da ich im Jahre 1743 durch einen Frieſel beynahe umgekommen wäre, deſſen äuſſere Urſache unleugbar der faſt unausſtehlichen Hize eines eiſernen Ofens beyzumeſſen war, welche Hize mich bey einem Freunde durchdrungen hatte, der alle meine Ehrfurcht verdiente.

Auch iſt immer eine meiner erſten Sorgen geweſen, friſche Luft in die Stuben zu laſſen, Weineſig auf dem Feuer abzudünſten, denſelben in den Gemächern in breiten Schüſſeln auszuſezen, und auf alle Weiſe dieſe Feueresſen zu vermindern, in denen ſich dieſes arme Volk gleichſam vergrub.

Die anhaltende groſſe Hize und die troſene Luft des Jahres 1762 können durch die Verdünſtung des flüßigen Theiles, und durch die Erhöhung der alkaliſchen Grundtheile, die Säfte zur Faulung zubereitet haben.

Es wird noch imer schwer zu sagen seyn, warum diese Krankheit vier grosse Kirchspiele ausersehen habe, da sie indessen die dazwischen gelegenen Dörfer verschonte, oder zum wenigsten keine solche Verwüstungen anrichtete, die die öffentliche Aufmerksamkeit an sich gezogen hätten: auch scheinet die Krankheit etwas ansteckendes gehabt zu haben; wenigstens verschonte sie nicht leicht jemand in einem Hause, wo sich ein Kranker befunden hatte.

Uebrigens halte ich diese Krankheit für sehr gemein. Seitdem ich ein Mitglied des Gesundheitrathes bin *, hat dieses Tribunal fast alle Jahre Aerzte in verschiedene Gegenden des Cantons geschikt; und im Jahre 1757 hat man eine starke Epidemie, selbst am Fusse der Eisberge, im Grindelwald, empfunden.

Gleiche Ursachen bringen vermuthlich zuwege, daß die bösartigen Fieber in Schweden sehr häuffig sind, daß die Kinderpoken allda ungemein viele Menschen wegnehmen, und daß die Pest im Jahre 1357 über den dritten Theil der Einwohner dieses Reiches aufrieb; die kalten Länder haben demnach den Vortheil einer gesündern Luft nicht, den Rudbek ihnen zueignet.

* seit 1717.

III.

Vorrede

zu der

Geſchichte

der

Helvetiſchen Gewächſe.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt.

Vorrede
zur Geschichte
der schweizerischen Pflanzen.

Helvetien begreift in sich die dreyzehn Kantonen der Eydgnossenschaft, Graubündten, Wallis, die übrigen verbündeten Städte, und die Unterthanen der freyen Aemter. Dieses ganze Land ist von einer mittelmäßigen Grösse, die sich ungefehr auf vier Grade der Länge erstrekt, und ligt zwischen dem 48ten und dem 46ten Grad der nördlichen Breite.

Man kann das ganze Helvetien überhaupt in zwey Theile eintheilen. Derjenige, der disseits den Alpen ligt, ist der grössere, und enthält die vornehmsten Städte; der andere, der jenseits den Alpen ligt, und der von der Lombardie getrennt worden ist, wird bloß von Unterthanen bewohnt.

Das eigentliche Helvetien wird gegen Mittag durch eine lange Kette von Alpen begränzt, welche von dem Genfersee weg zwischen dem Walliſcher Land und den Thälern von Aoſta, Seßia, Antigoria, und andern mehr, bis zu der Furka fortläuft, und ſich von dort einerſeits von dem Gotthardsberge durch den Lukmanier und Adula, zwiſchen dem freyen Graubündten und den dieſer Republik unterwürfigen Thälern, bis zu dem Septmerberg; anderſeits durch die öſtlichen Gebirge des Pregells, zwiſchen dem Veltliner und Engadiner Thal bis zu den Wormſer Gebirgen erſtrekt. Dieſe ganze Länge der Alpen hat durchgehends Vertiefungen, die den Durchgang in Italien geſtatten; aber auch dieſe Thäler liegen ungemein hoch, und machen ſelbſt wahre und rauhe Alpen aus, ſo daß man mit keinem Fuhrwerk über dieſelben aus Helvetien in Italien hinüber kommen kann. Dieſe Kette der Alpen, die ungefehr hundert Stunden lang iſt, nenne ich die mittägliche.

Dieſe nun beſchriebene Reihe von Gebirgen iſt aber nicht einfach. Eine andere, die entweder mit jener parallel läuft, oder ſich verſchiedentlich mit derſelben vereinigt, und von gleicher Höhe iſt, gehr von Abend gegen Morgen.

In

Von der Nähe des Genfersees, und insonderheit von den engen Pässen des Walliserlands, die gegen St. Maurizen über liegen, fängt in dem Bernischen Gebiete die mitternächtliche Kette der Alpen an, die zuerst gegen Mittag, und hernach gerade gegen Osten zugeht, die Länder der Republik Bern von dem Walliserland trennt, und sich mit der mittäglichen Kette in der Furka vereinigt. Auch von dem Gotthardsberge, der mit der Furka durch andere Alpen zusammenhängt, geht beynahe in gleicher Richtung eine andere Kette, deren Anfang Krispalt heißt, und trennt die Urner, und hernach die Glarner von Graubündten. In der Grafschaft Sargans erniedrigt sie sich, und wird zu Bergen von einer mittelmäßigen Höhe. Darauf erhebt sie sich wieder in hohe und steile Gebirge zwischen dem Toggenburg und Appenzell, und wird allmählig zwischen diesem Kanton und dem Rhein bis zu dem Bodensee niedriger.

Es entstehen ferners von den beyden vornehmsten Ketten, der nördlichen und der südlichen, andere kürzere Reihen, die aber öfters ungemein hoch sind, und laufen mit veränderter Richtung einerseits gegen Morgen und Mittag, anderseits gegen Abend und Mitternacht.

Von der südlichen Kette entspringen Gebirge von erstaunlicher Höhe, die gegen Sü-

den zu zwischen Savoyen, Aosta, und Piemont bis an den Ausfluß des Vars fortgehn.

Eine zweyte aber kürzere Reyhe geht gleichfalls südwärts, und scheidet das Thal von Aosta von einem andern Thal dieses Herzogthums. Andere zahlreiche Gebirge von gleicher Art unterscheiden die Thäler, die zu Aosta gehören. Ein anderes sehr beträchtliches steigt von der Furka herunter, und unterscheidet das Livinerthal vom Thale d'Ossula.

Eben dieses hohe Gebirge sendet viele, aber kürzere Rüken aus nordwärts bis in das vornehmste Thal des Walliserlands, und schließt Thäler ein, die wie Aeste des grössern Thals sind; von welchem das ganze Land seinen Namen hat. Unter diesen befinden sich die Thäler von Entremont, Banien, St. Nikolaus, Erin u. a. m.

Die Gebirge, die jenseits der Furka, in Graubündten, aus der grossen Kette der Alpen auslaufen, sind so vielfach, daß es schwer fällt sie zu beschreiben. Ein kurzes Gebirg dähnt sich zwischen dem hintern und mittlern Rhein, ein anderes zwischen diesem und dem vordern Rhein bis gegen Disentis aus. Andere, die sich südwärts erstreken, schliessen das Misoxer-, Kalanker-, Brenner-, und Livinerthal ein. Im Lande Avers sind die Alpen in

erstaun-

erstaunlicher Höhe, so zu sagen, auf einander gethürmt. Die nördliche Streke begleitet das vornehmste Thal der Graubündter, und lauft gegen den Bodensee zu. Eine andere, dieser entgegengesezte, geht gegen Süden und begränzt westwärts das Pregell.

Zwey andere äusserst hohe und wilde Gebirge gehn gegen Osten; das mittäglichere von dem Wormserberg zwischen Veltlin und dem Gebiete der Republik Venedig; das andere, das gleichfalls nach Osten geht, aber etwas nördlicher liegt, schliesset mit dem erstern den Ursprung des Engadinerthals ein. Von eben dieser nördlichen Kette entspringen nordwärts noch viele andere mir nicht genugsam bekannte Gebirge, unter denen der Rhätico sich befindet, und in den erhabnen Thälern derselben liegt der Bund der Zehen Gerichten.

Die nördliche Kette der Alpen, die gegen Abend bey St. Maurizen entspringt, verbreitet sich mit vielen Zweigen in dem Kanton Bern. Der erste ist kurz, erstrekt sich gegen Aelen und begränzt die mittägliche Seite des Thals Ormont: der zweyte liegt an der nördlichen Seite eben dieses Thals und an der südlichen des Thals les Mosses: der dritte zwischen Etivaz und les Mosses: der vierte zwischen Gesteig, Etivaz und dem Sanenthal: der fünfte zwischen Gesteig und Lauvenen: der

sechste

sechste zwischen Lauwenen und dem Simmenthal: eben dieser Zweig beugt sich gegen Morgen um, und dehnt sich weit zwischen diesem Thal und dem Adelboden aus: der siebente befindet sich zwischen Adelboden und Kandersteg: der achte zwischen Lauterbrunnen und Kandersteg erzeugt die Berge des Kienthals: ein anderer Rüken trennt durch den Scheidek das Thal Grindelwald von dem Brienzersee. Eine andere grössere Kette, die von der Furka in einer beträchtlichen Länge zwischen dem Kanton Bern und Uri, und hernach zwischen Bern und Unterwalden fortläuft, geht einerseits zwischen Lucern und Unterwalden gegen Morgen; anderseits erstrekt sie sich zwischen dem Emmenthal und dem Thunersee gegen Mitternacht, und erreicht endlich nahe bey Bern in dem Grauholz die Fläche. Die Zweige dieser Ketten, zu denen der Pilatusberg gehört, unterscheiden die Thäler des Landes Unterwalden. Eine andere erstaunlich hohe Reyhe, die von drey Thälern durchschnitten wird, liegt zwischen den Kantonen Uri und Glarus, sezt sich gegen den Kanton Schweiz zu fort, und erzeugt den Albis, der zwischen dem Züricher See und den Kantonen Schweiz und Zug liegt. Eine andere Streke sondert Glarus und Zürich von dem Thurgäu und Toggenburg ab, und verschwindet allmählig gegen den Bodensee zu.

Einige

Einige Alpen ragen aus sich selbst hervor, und sind ringsamher mit tiefen Thälern umschlossen. Von dieser Art ist die Kette, die sich von den Bergen, welche ob den Eingängen des Simmenthals sich westwärts erstreken, und die das Simmenthal und Saanenthal von dem Kanton Freyburg absöndern.

Von gleicher Art ist auch der Rigiberg im Kanton Schweiz, der auf allen Seiten mit Seen umgeben ist, und nirgendswo mit einigen Alpen zusammenhängt. Eben dieses ist auch von der Bergstreke wahr, welche Appenzell von Zug, Bündten und dem Rheinthal absöndert.

Dieses sind die wahren Alpen. Der Jura, der gegen Abend und Mitternacht Helvetien von Franche-Comté und dem Elsaß scheidet, ist weit niedriger, und den Bergen anderer Länder ähnlicher: doch vertheilt er sich durchgehends in verschiedene Bergrücken, die entweder parallel laufen oder in schiefer Richtung zusammenstossen, zwischen welchen die Thäler der Grafschaft Neuenburg, der Landschaft Biel, und des Bistums Basel liegen.

Was zwischen den Alpen und dem Jura liegt, ist zwar flächer; doch auch dieses Land wird durch zerstreute Hügel und niedrigere Berge, unter deren Zahl der Legerberg in der Grafschaft Baden sich befindet, so oft durchschnitten,

daß in ganz Helvetien keine weitausgedehnte Ebene ist, von welcher man keine Gebürge sehen könnte. Flächer aber ist ein Theil des Zürichgebietes, wie auch die grössern am Fusse der Alpen liegenden Thäler.

Da ich sehe, daß die Gestalt der Alpen so wenig richtig gekannt ist, so wird man mir, der ich sie so oft bestiegen habe, erlauben, dieselben kürzlich zu beschreiben.

Die Alpen sind ganz felsicht, oberwärts an den meisten Orten kahl, in der Mitte mit Gras bewachsen, und unten mit Tannwäldern umgürtet. Obschon sie von ferne wie Pyramiden aussehn, die von allen Seiten weit von den benachbarten Bergen getrennt sind, so machen sie doch eine wahre zusammenhängende Kette aus, deren Theile an verschiedenen Orten sich höher als die Wolken erheben. Die Höhe derselben ist von niemanden richtig bestimmt worden. Hr. J. Gamaliel von Roverea, ehmaliger Ingenieur bey den Bernerischen Salzwerken, fand blos den Berg Dent du midi bey 8161 Schuhe höher als den Rhodan. Dieser Berg verliert aber im Sommer beynahe allen Schnee, und macht das äusserste und niedrigere Ende der südlichen Bergkette aus. Hr. Loys schäzt aus seinen Beobachtungen die Höhe des Berges la Montagne maudite in Savoyen auf 13440 Schuhe von dem Genfersee an gerechnet. Beynahe

von

von gleicher Höhe, oder noch etwas höher ſind das Schrekhorn, der Sylvio, die Gebürge obenher dem Gotthard, der Septmerberg, und die Bündtneriſchen Gebürge obenher Worms. Denn was ehmals der unglükliche J. B. Micheli von den 2760 Ruthen des Gotthards ſchrieb, gründet ſich auf die zwiſchen Aarburg und den Alpen nicht genugſam beſtimmte, und von ihm zu dieſen Berechnungen angenommene Grundlinie. Die Alpen ſind folglich bis auf 15000 Pariſerſchuhe über das Meer erhoben, denn ſchon der Genferſee liegt bey 1000 oder 1200 Schuhen höher als daſſelbe.

Der gröſte Theil der Alpen ſcheint mit Schnee bedekt zu ſeyn, der an vielen Orten unvergänglich iſt. Es iſt aber nicht alles wirklicher Schnee, was Schnee zu ſeyn ſcheinet. Ein ewiges Eis dekt, wie ein Panzer, die abhängenden Gipfel der Alpen. Erſt auf dieſem Eiſe liegt der Schnee. Die Einwohner nennen folglich mit Recht die Alpen Gletſcher, ſo wie wir ſie auf deutſch Schneegebürge heiſſen. Dieſes Eis dekt an vielen Orten einen Durchſchnitt von 1000 und mehr Ruthen. Unterwärts, wo das Eis gegen den Felſen und den Sand zugekehret iſt, iſt es hohl und macht ein Gewölbe aus, von welchem das Waſſer allerorten, am häufigſten aber im Sommer, herabtrieſt, ſo daß aus jedem Gletſcher ein Bach hervorquillt.

Der

Der Rhein, der Rhodan, an dessen Quelle ich ehmals meinen Durst gestillet habe, die Aar, die Reuß, haben keinen andern Ursprung.

Dieses zu Erzeugung der Flüsse bestimmte Wasser wird durch den Schnee vermehret, den die Berührung der warmen Luft, oder die Hize der Sonne schmelzet. Der Schnee zergeht aber hauptsächlich durch plözliche und heftige mit Donner begleitete Ungewitter, oder durch Südwinde, nicht ohne grosse Gefahr und Schreken der Einwohner.

Eine dritte Ursache der Erzeugung der Flüsse ist der Regen, der aus den Wolken fällt, so oft dieselben plözlich von der Mitte der Alpen in die Höhe getrieben werden, und ob den Gipfeln der Berge in einen thauenden Regen zerfliessen, welches ich wohl zehnmal selbst erfahren habe. Das Zusammenfliessen dieses Wolkenwassers wird alsdann durch den besondern Bau der Alpen befördert. Die Felsen der Alpen sind mit unzähligen Einschnitten versehen, welche wie Holkehlen ausmachen, deren abhängende Flächen unter verschiedenen Winkeln zusammenstossen. Durch diese felsichten Rinnen fließt das aus den Wolken thauende Wasser hinunter, und vereinigt sich unter dem Gipfel der Alpen entweder in irgend einen See, deren sich eine unbeschreibliche Menge in den Thälern der Alpen befindet, oder in einen Bach,

der

der durch andere Bäche vergrössert, durch die höchsten Thäler in einem zwar seichten Bette hinabläuft, der aber etwas weiter unten, wo der Stoff des Berges erdartiger zu werden beginnt, zwischen den Felsenschründen ein tieferes Bette sich ausgräbt, durch welches sich der Strom in wiederholten Wasserfällen, in einen wässerichten Staub aufgelößt, in die niedrigern Thäler hinunterstürzt. In diese führt er von den Bergen abgerissene Felsenstüke hinunter, und überdekt sie weit mit einer Lage von Sand, bis er entweder in irgend einen grössern See, oder einen Fluß sich verliert.

Durch diesen allen Alpen gemeinen Bau werden die Flüsse aus den vereiligten Zugängen des geschmolzenen Eises, des Schnees, des Regens und des Nebels erzeugt.

Die Seen der Alpen giessen ihr Wasser meistens durch Bergströme aus: bey einigen fließt es durch unmerkliche Rizen weg. Von dieser Art ist der Lac de Joux, ein beträchtlicher und bey drey Stunden langer See, der keinen sichtbaren Ausfluß hat, und dessen Wasser sich durch die in seinem Bette sich befindlichen Felsenrizen unvermerkt wegschleichet. Ich kann eben nicht läugnen, daß es in andern Seen Strudel gebe, die das Wasser verschlingen: ich habe zuverläßig gesehen, daß nahe bey Roche, das Waldwas-

ser l'eau froide sich mit einem sichtbaren Strudel unter die Felsen verbirgt, und noch weit unter dem Boden fortrauscht. Ich habe die Flüsse oft mit sich selbst verglichen, und die Mengedes Wassers betrachtet, die in der Ebene oft viel kleiner ist, als es aus dem Zusammenflusse der Bergströme zu erwarten wäre, ja oft kleiner als der Fluß war, ehe er das Wasser so vieler anderer Bäche empfangen hatte. Hiedurch habe ich mich überzeugt, daß ein grosser Theil des Wassers aus den Flüssen verlohren geht, indem sie zur Ebene hinunterfliessen. Wenn man die Aare bey Interlaken mit der Aare unter Bern bey dem alten Spithal vergleicht, allwo man ganz durch dieselbe hindurchwatten kann, so wird man finden, daß dieser Fluß weit mehr Wasser enthalte, ehe er die Kander, die Simme, die Rotach, die Sull und Gürbe aufgenommen hat, die alle beträchtliche Waldwasser sind.

Andere Seen verlieren ihr Wasser durch die Ausdünstung. Von dieser Art ist der Taubensee, der einen beträchtlichen Bach von Nordwesten empfängt, und keinen von sich giebt.

Der Nuzen der Alpenseen ist zweyfach. Einerseits dünstet in denselben das Wasser, das von den Alpen herabfließt, wieder aus; anderseits hemmen sie die ausserordentliche Geschwin-

Geſchwindigkeit, mit welcher ſich daſſelbe von den ſo viel tauſend Schuh hohen Felſen herabſtürzt. Der Lauf der Aare aus dem Thunerſee gegen Bern zu iſt nicht geſchwinder, als er ſeyn würde, wenn ſie erſt in dieſem See ihren Urſprung nähme, da ſie doch über 12000 Schuhe höher entſpringt. Auf beyde Weiſe wird die Gewalt der Bergflüſſe unterbrochen, die ihren Nachbarn weit gefährlicher ſind, wenn ſie wie die Emme und die Sane, von keinem See aufgenommen werden.

Ich habe die Deke von Eis beſchrieben, die die oberſten Haldenſder Alpen weit und breit überkleidet. Andere Gletſcher erfüllen aber auch die Thäler, die gegen Mittag hohe Gebirge haben, durch welche ſie von allen Sonnenſtrahlen beraubt werden, obſchon man auch an der ſüdlichen Seite der Alpen Streken von Eis antrift. Dieſe Thäler ſind oft einige Meilen, und ſogar eine bis zwey Tagereiſen weit mit Eis angefullt, das auf Sand und Felſen liegt, die den Kern deſſelben ausmachen, und ihm das Anſehen eines aufgebrachten Meeres geben, deſſen Wellen zuſammengefroren wären. Ein Thal von dieſer Art geht von den Alpen obenher dem Lauterbrunnenthal bis zu dem Thale, wodurch die Aare zu dem Spithal der Grimſel fließt, beynahe in einer Länge von vierzehn Stunden fort. Ein anderes von gleicher Länge reicht von dem Thale

de Bagne gegen Viège hin, und wird von den beyden südlichen Ketten der Alpen eingeschlossen; überhaupt liegen durchgehends viele solche mit einem Eissee angefüllte Thäler zwischen den Gipfeln der Alpen, die sich aber nicht in ein einziges Eismeer vereinigen, wie es unsere ehmalige Freunde Hr. D. Christen und Hr. Altmann öff. Lehrer der griechischen Sprache in ihren Schriften behaupteten. Denn jenes östliche Eismeer fängt westwärts der Grimsel an, und wenn man ihm auch die gröste Länge gestatten will, so wird es doch ganz gewiß durch den von allem Eise freyen Gemmi unterbrochen.

Aus diesen Eisthälern senken sich, zwischen den Felsenwänden der Alpen, wo die Gebirge durch kleine Thäler getrennt werden, fortgesezte Eishügel in die bewohnten Thäler hinunter. Und diese Eishalden, die man gleichsam Eisflüsse nennen kann, sind es, die von den Fremden besucht werden, von welcher Art zwey in dem Thale von Grindelwald, und die dritte, sobald man den Scheidek überstiegen hat, ohne Gefahr besehen werden können. Aus solchen abhängenden Fortsäzen der Eisseen entspringen auch Flüsse, wie die Lütschine in dem Grindelwald, und der Steinbach in dem Lauterbrunnen.

Die Ketten der Alpen bestehn meistentheils aus vielfachen Gebirgen, von denen die mittelsten

mittelſten die höchſten ſind, da die anderen gegen die Ebene zu auf beiden Seiten niedriger werden; andere laufen mit der vornehmſten Kette beynahe *parallel*. Auf dieſe Weiſe entſtehn die Thäler, in welche ſich das Eis ergieſſet.

Die Felſengebürge der Alpen, doch nicht die allerhöchſten, beſonders gegen Abend zu, beſtehn aus einer Art Schiefer. Die höchſten Gipfel beſtehen aus einer Art Steine, die aus Glimmer, Quarz und einem weichern Stoffe zuſammengeſezet iſt, die Feldbergerſtein genennet wird, und zum Granit gehört.

Die niedrigern Theile der Alpen ſind mit Kalkſteinen, verſchiedenen Arten von Marmor, und andern härtern Steinen bedekt, von denen auch die runden Kalkſteine herkomen, die durch die Flüſſe fortgewälzet werden. Hin und wieder ſind es auch zuſamengebakene Kieſelſteine, die durch eine ſehr harte Materie auf das feſteſte untereinander verbunden worden ſind. Sandſteine findet man beynahe nur in den Hügeln. In den Thälern der Alpen trift man Sand an, allein niemals auf den höchſten Alpen, ſo daß es ſcheint, das Waſſer bereite denſelben aus zerſtoſſenen Felsſtüken. Kriſtallen findet man auf den höchſten Alpen, in Quarz eingeſchloſſen.

Die Erde der Alpen ist zäh, schwarz, filzartig, mit feinem Sand, Quarz und Kieseln, und im Wälliserlande öfters mit Glimmer untermischt. Ueberhaupt sieht sie einer Sumpferde nicht unähnlich, welche leztere aber zäher, blos erdicht, und von Steinen befreyt zu seyn pfleget. Auch ist ein grosser Theil der Alpen und der Berge allerdings sumpficht.

Die unter den Alpen gelegenen Thäler haben gewöhnlich, da wo sie eben sind, eine Grundlage von blaulichtem Thon, die die Ursache ist, warum sie sumpficht sind. Denn das von den angränzenden Höhen herabfliessende Wasser stokt auf diesem Thon, und ernähret nichts als Pflanzen, die einer beständigen Wässerung bedörfen.

Ueber diesen Thon ergiessen die Bergströhme eine Lage von Steinen, Grand, oder feinem Sand, doch leztern seltener. Daß aber in ältern Zeiten die Waldwasser sich an sehr vielen Orten ausgegossen haben, beweisen die grossen und runden Felsstüke, die man durchgehends in ausgegrabenen Kellern und Ziehbrunnen findet. Aus den Bäumen, die man überall in Sumpfgründen vergraben antrift, läßt sich vermuthen, daß die sumpfigten Wiesen ehmals Wälder gewesen sind.

Oberwärts

Oberwärts den Seen findet man allerorten, wie ich glaube, eine Ebene von etlichen Stunden, durch welche der Fluß, von welchem der See erzeuget wird, mitten durch sumpfichte Flächen hindurchfließt. So finde ich es wenigstens beym Genfersee, beym Bodensee, beym Zürichsee, beym Brienzersee, beym Waldstättersee, Neuenburger- Bieler- und Murtensee, u. s. f.

Die schwarze und fruchtbare Erde würde in Helvetien sehr selten anzutreffen seyn, wenn nicht drey Jahrhunderte durch der ununterbrochene Fleiß mit beständigem Düngen allgemach eine vegetabilische Erde hervorgebracht hätte, die den Grand oder den Thon fruchtbar macht. Doch findet man nicht selten fruchtbare Felder, unter denen die um Petterlingen herum gelegenen, wegen ihres vielfachen Abtrages, den Vorzug verdienen.

Ich habe in den Alpen niemals einige Spuren weder von feuerspeyenden Bergen angetroffen, noch von Bimsstein, noch von etwas Schlaken ähnlichem, noch von etwas das durch die Gewalt des Feuers verkalcht zu seyn schiene. Und doch findet man an sehr vielen Orten häufigen Schwefel. Auch trift man durchgehends unten an den Alpen, und auch am Jura, Trichter oder Aushöhlungen an, die zuweilen ganze Morgen einnehmen; sie scheinen aber durch den Zerfall von Gipssteine

steinen entstanden zu seyn, die das Wasser aufgelöset hat.

Die Metalle gehören zwar nicht hieher. Helvetien besizt aber die meisten: doch sind die wenigsten in solcher Menge vorhanden, daß man sie mit Vortheil graben könne. Die meisten Bergströhme führen Gold, besonders die Emme, und der in die Emme einfliessende Goldbach, wie auch die Aar und der Rhodan.

Ich zweifle, ob jemals Golderzt gefunden worden sey, ausgenommen in dem Walliserlande, wo um den Simplerberg herum eine ziemliche Menge Goldes von einer Thonerde, durch Hülfe des Quecksilbers, abgesondert wird. Silbererzt soll man hin und wieder in dem Berngebiete, auch auf den höhern Alpen, und um den Engstlersee herum finden, die aber nicht ergiebig und vielleicht erdichtet sind. Im Walliserlande wird um Martinach herum Kupfer gegraben. Ein reichhältiges Bleyerzt findet sich bey Morcle im Bernergebiete. Eine Grube von diesem Erzte wurde auch ehmals zu Sichellauinen in dem Lauterbrunnenthal betrieben. Eisen findet sich sehr häufig, doch sind nur wenige ergiebige Eisenbergwerke. Auf dem Jura trift man in grosser Menge ein sehr reichhältiges, rundlichtes, und gelblichten Kieseln ähnliches Eisenerzt an, das weich und viel versprechend ist; man nennt es Bohnerzt.

erzt. Es wird aber blos in den Bergen des Bisthums Basel mit Nuzen geschmolzen, da es unsere Landesleute durch den Verlauf der Zeiten fremden überlassen haben. Auf dem Wetterhorn findet man ein reichhältiges, schweres, und gediegenem Eisen beynahe ähnliches Eisenstuferzt: die Schmelzhütten aber, wo dasselbe ehmals geschmolzen worden, sind zugrunde gegangen, und man schmelzt izt ein aus andern bequemern Stellen gebrochenes Erzt. Bey Flims in der Grafschaft Sargans war eine Stahlhütte, die aber, wie ich höre, auch eingegangen ist.

In dem Berngebiete findet man häufig Schwefel auf dem Lohnerberge, von dem man es in den Kandersteg brachte, wo ich selbst gesehen habe, Schwefel und Vitriol sieden; aber auch dieses Werk ist eingegangen. In dem Berge Süblin, obenher Bevieux, blüht gediegener Schwefel aus den Felsen heraus, und auch in den Salzwerken befinden sich reichhältige Schwefelquellen; die mit Nuzen ausgesottenen Salzsohlen selber enthalten schwefelichte Dünste, und entzünden sich von der Berührung einer Flamme. Im Lauinenthal findet man gleichfalls eine reichhältige Schwefelerde. Allein diese Geschenke der Natur werden nirgends zum Nuzen angewendet. Steinöhl quillt an verschiedenen Orten hervor: bey der Aare nicht weit obenher

Bern: bey Chavornay wird es auch häufig in Sandsteinen eingemischt gefunden. Neufchatel hat Ueberfluß an Asphalt oder Erdpech.

Kristall trift man in ziemlicher Menge an, und diese haben auch ihren Werth. Man findet gewöhnlich die grössern Pyramiden von diesen Steinen in Höhlen, die von den Einwohnern an einem hervorragenden Höker der Felsen erkannt werden. Im Jahre 1727 sind bey den Ufern der Aare, wo sie aus einem äusserst wilden Thale gegen den Spithal der Grimsel zufließt, Kristallen von hundert, zweyhundert und mehr Pfunden gegraben worden, die ich in den Jahren 1728 und 1733 selbst in der Nähe gesehen habe. Unter diesen war ein Stük, das aus zweyen Pyramiden zusammengesezt war, und 697 Pf. an Gewicht bekrug. Viele vornehme Walliser haben mich versichert, daß in dem obersten Theile ihres Landes noch grössere Stüke gefunden werden. Auch im Canton Uri gräbt man Kristallen, und überhaupt erhalten sich allerorten in den wildesten Alpen viele Leute entweder mit dem Ausgraben der Kristallen, oder mit dem Verkauf derselben.

Helvetien besizt sehr viele mineralische Wasser; heisse Quellen befinden sich zu Baden und nahe bey Leuk: laue zu Pfeffers und Weissenburg: endlich quillen an sehr vielen Orten kalte Wasser, die eine aufgelöste feine lau-

laugenartige Erde führen, und nach faulen Eyern riechen. Von Sauerbrunnen ist nur ein einziger in dem obern Engadin bey St. Moriz, und einer, wo ich nicht irre, unweit davon bey Scolz.

Die Anzahl von Salzquellen ist in Helvetien sehr gering, und allein in einem Winkel des Berngebietes eingeschränkt, der einerseits von dem Waldwasser Avanson, und auf der andern Seite von dem Waldwasser la grande Eau eingeschlossen ist. Diese Gegend überzieht eine Lage von Gips, der durchgehends zum Bauen gebrannt wird, und in der Nähe Schwefel hat. Die Salzadern sind gering; die reichste ist diejenige, die in dem Berge les Fondemens entspringt, und ungefehr einen achten Theil Küchensalzes enthält; die andere nahe dabey liegende ist schwächer, voll von einem schwefelichten Dunst, und giebt kaum einen hundertsten Theil an Salz. Die Quellen, die bey dem Dorfe Panex, zwey Stunden weit von jenen aus einem Sandfelsen entspringen, sind gleichfalls von geringem Halte, aber grösser; am allerunergiebigsten sind diejenigen, die in eben dieser Gegend am Fusse des hohen Felsens Chamosaire aus der Oberfläche der Erde hervorquillen. Es ist merkwürdig, daß an den meisten Orten das Salzwasser, in der Mitte des Berges, durch einen dichten und blauen Letten durchseigert,

seigert, und durch einen diesen Letten umgebenden und äusserst harten mit Talkblättchen vermischten Sandfelsen eingeschlossen wird.

Ein anderes Salz schießt von sich selber, auch in der Nähe der Salzquellen, aus den Felsen heraus, oder liegt durchgehends auf den Alpen in der schwarzen Erde verborgen, und wird von den Einwohnern aus derselben ausgelaugt, und unter dem Namen Gletschersalz zum Abführen gebraucht. Ein mit Glaubers Wundersalz übereinkommendes kühlendes bitteres Salz, das ohne Figur ist, und auf glühendem Eisen schäumet, ist in den Felsrizen unter Chamolaire gefunden worden.

Die gemeinen Wasser Helvetiens übertreffen beynahe alle anderen Wasser von Europa an Vortreflichkeit. Ich erinnere mich nicht, nachdem ich mein Vaterland verlassen, irgend anderswo so helle und dem Kristall so ähnliche Bäche angetroffen zu haben. Denn indem unsre Wasser aus den Felsen durch reine Kiesel durchgeseigert werden, so werden sie durch keine Vermischung von Erde unrein gemacht. Viele von unseren Wassern besizen auch das Vorrecht, daß sie nicht nur durch keine Winterkälte in Eis verwandelt werden, sondern daß sie auch das Gefrieren derjenigen gemeinen Wasser verhindern, mit welchen sie sich vermischen.

Ein

Ein ſolcher Bach ſtürzet ſich bey dem Dorf Fontanay von den Felſen hinunter, wird durch Röhren nach Aelen geleitet, und ſchüzet durch ſeine Beymiſchung das Waſſer aus der grande Eau wider die Gewalt des rauheſten Winters. Quellen von dieſer Art entſpringen auch in den Gütern zu Roche, die dem obrigkeitlichen Amtsmann zugehören, und waren allein für das ganze Dorf zulänglich, zu einer Zeit, da alle übrigen Quellen durch die Heftigkeit der Kälte zugefroren waren. Die Urſache dieſes Vorzuges iſt uns unbekannt. Dieſe Waſſer ſind ſehr rein, und dem Geſchmake angenehm. Vielleicht ſammeln ſich dieſelben nicht weit von ihrem Auslaufe in einem tiefen unterirdiſchen See, ſo daß ſie in dieſem von der Natur bereiteten Behältniſſe niemals eine Kälte verſpühren, die ſie zum Gefrieren bringen könnte, und in ihrem kurzen Laufe nicht von dem 53 Grade ihrer urſprünglichen Wärme bis zu dem 32 können hinuntergebracht werden.

Ueberdies wird das Waſſer in Helvetien nicht ſo leicht ſtinkend, und erzeuget auch keine Waſſerfäden, wie es die Waſſer zu Göttingen zu thun pfleg en.

Helvetien beſizt die Quellen beynahe aller Flüſſe von Europa. Die Art, wie ſie entſtehen, haben wir oben beſchrieben. Dieſe Waſſer treffen allerorten für ſie bereitete

Thäler

Thäler an, durch welche sie in die grossen Thäler des Walliserlandes, des Veltlins, in das Livinerthal, in Bündten, u. s. w. hinunterfliessen; sie ergiessen sich auch in die ihnen gewiedmeten Seen am Fusse der Alpen, und von solchen Seen ist ganz Helvetien angefüllt. Sie legen aber ihre wilde Art niemals gänzlich ab. Der Rhein hat zwischen Schafhausen und Basel zwey Fälle, und einen höchst schnellen Lauf, sowohl bey Schafhausen als zwischen Lauffenburg und Rheinfelden. Die Aare ist noch obenher Brugg, sechszig Stunden weit von ihrer Quelle, gefährlich und reissend. Der Rhodan fliesst, von Felsen bedekt, noch untenher dem Genfersee, unter der Erde weg. Der Innfluß, der aus Bündten in das schwarze Meer läuft, stürzet sich mit beständiger Heftigkeit hinunter. Die Zil, sowohl obenher als untenher dem Neuenburgersee, ist der einzige Fluß, dessen sanfter Lauf ihn allerorten schifbar macht.

In ganz Helvetien befindet sich kein Thal, das von Bächen gänzlich beraubet wäre, und fast kein Dorf, das nicht von Quellen frischen Wassers belebet werde. Die Ziehbrunnen sind beynahe unbekannt, und werden blos an denjenigen wenigen Orten gebraucht, wo gar keine Anhöhen sind. Ich leite doch den Ursprung der Kröpfe keineswegs von den Fehlern des Wassers her. Obschon die

Walliser

Walliſer oft ſchlammichtes Waſſer trinken, ſo findet man doch auch zu Bern, wo das Waſſer vollkommen rein iſt, nicht ſelten Kröpfe bey Perſonen beiderley Geſchlechtes.

Noch bleiben mir die Berge Helvetiens zu beſchreiben übrig. Sie ſind weit von den Alpen verſchieden. Das vornehmſte Gebürge iſt der Jura, der ſich einerſeits jenſeits Genf gegen Lyon zu, anderſeits bey 50 Stunden weit bis zu dem Zuſammenfluſſe der Aare und des Rheins erſtreket, wo es ſich endet. Es iſt weniger felſicht, an den meiſten Stellen mit Wäldern oder Weiden bedekt, und kann auch nahe unter den allerhöchſten Gipfeln gepflüget werden. Man findet auf dieſem Gebürge weite Ebenen; ſein Rüken behält faſt immer die gleiche Höhe, und ſteigt mit keinen Pyramiden empor. Doch tragen die nakten Gipfel keine Bäume. Der gröſte Theil dieſes Gebürges beſteht aus einem gleichartigen, gelblichten, ſehr harten Hornſtein, der zu Gebäuden ſehr dienlich iſt, ſich aber nicht leicht mit dem Meiſſel verarbeiten läßt.

Der Jura iſt durchgehends mit Eiſen von der beſten Art erfüllt. Er iſt trokener als die Alpen, an ſehr vielen Orten, auch in den Thälern, ganz ohne Waſſer, und man vermiſſet hier gänzlich die von geſchmolzenem Schnee und Eis entſtehenden Bäche.

Auch

Auch in dem Emmenthale befinden sich Berge, die zwar, aber nur von weitem, aus den Alpen entspringen, und die die Bauren selbst durch einen besondern Namen von den felsichten Alpen unterscheiden. Diese Berge bestehen gröstentheils aus Grand, oder werden durch verborgene Felsen, die unter vieler Erde bedekt liegen, wie die Berge des Harzwaldes gewölbet.

Von allen diesen Bergen entspringen unzählige Hügel, von wasserreichen Thälern durchschnitten, ohne gewisse Ordnung, und geben dem ganzen Nüchtland sein bergichtes Ansehn. Diese Hügel bestehen gröstentheils aus Sandstein; diesen Stein trift man von dem Dorfe Lütri weg bis nach Burgdorf allerorten an, entweder entblößt, oder mit weniger Erde bedekt. Auf einem solchen Sandhügel stehet auch die Stadt Bern.

Ich finde nicht, daß in den verschiedenen Gegenden von Helvetien einige Beständigkeit in den verschiedenen Steinarten herrsche. Bey Lütri herum wird Sandstein ausgegraben. Darauf folgt ein harter Kalkstein, der bis in die Alpen steigt. Mit diesem vermischen sich zusammengekittete Kiesel, die man durchgehends an der Strasse zwischen Cuilly und St. Saphorin antrift. Jenseits Chillon folgt wieder ein harter Kalkstein, und echter Marmor von ver-

verschiedenen Farben, den man durchgehends in den Anhöhen des vornehmsten Theiles der Landvogtey Aelen antrift. Doch auch dieser Marmor wird disseits Ivorne an vielen Orten durch Lagen von einem röthlichten Sandstein, und jenseits des Waldwassers la grande Eau durch viele Lagen von Gyps unterbrochen. Die darauf folgenden Lagen von Schiefer streken sich bis nach Bex hinunter, und werden obenher diesem Dorfe zu Dachziegeln gebraucht. Von da erheben sie sich bis in die Alpen. Das angränzende Walliserland ist ganz felsicht, und enthält keinen Marmor.

Da zu Ausbesserung der grossen Strasse, der jenseits der Aare, ganz nahe bey Bern gelegene Hügel durchschnitten wurde, so sah ich in demselben ein Gemisch von dem mit Glimmer und Quarz vermischten Granite der Alpen, von einem runden Kalchstein und von Sandstein. Der ganze Jura, dessen Felsen aus Sandstein bestehen, ist mit Thon überdekt.

Die Marmor sind in Helvetien alle vielfärbig; ganz weissen Marmor findet man keinen, so daß mir unbekannt ist, aus welchen Bergen die Römer die erstaunlichen Blöke von weissem Marmor gezogen haben, die man zu Wistispurg in den Gebäuden und Bildsäulen antrift. Der Marmor erhebt sich auch in die höhern Gebürge. Bey den Gletschern

des Grindelwaldes findet man fleischfärbichten mit grün gesprenkelten Marmor, doch niemals anders als in Bruchstüken, die aus den höhern Felsen herabrollen. Bey St. Tryphon wird schöner schwarzer Marmor gegraben; ben Roche bricht er grau und roth gesprenkelt, auch aschgrau und gestekt; bey Spiez ist er schwarz mit weissen Adern, und dieser wird zu Bern zu der Grundlage der Gebäude gebraucht. Nahe bey Bern findet man sehr schönen blaulichten Sandstein; doch hat dieser Stein den Fehler, daß er die Feuchtigkeit an sich zieht, und allerdings von sich selbst zerfällt, wo er die Erde berührt. Jaspisartige, weisse, rothe, grüne, schwarze Kiesel findet man durchgehends häufig in den Bächen Helvetiens; die schwarzen sollen, wie man sagt, etwas goldhältig seyn. Der Flußsand besteht aus zerstossenem Quarz, aus kleinen den Granaten ähnlichen Steinen, und aus andern Kristallen. Das Bett der Flüsse ist fast durchgehends mit einer Lage vollkommen flacher und ovaler Steine von sandichter Art bedekt, die zu den Versuchen des berühmten Spalanzani besonders tauglich sind.

Helvetien besizt keine Kreide, da sie an Kalksteinen einen Ueberfluß hat. Man findet auch nirgends grosse Sandgegenden; die wenigen Sandstreken trift man gewöhnlich an den Ufern der Seen und der Flüsse an.

Der Leser sieht, wohin dies alles zielet. Nun folget die Betrachtung der verschiedenen Arten von Pflanzen, die Helvetien erzeugt. Diese Verschiedenheit hängt von der Lage der Oerter, von der Natur des Wassers, am meisten aber von der Wärme der Luft ab.

Helvetien stellt beynahe alle Länder von Europa, von dem entfernten Spizbergen weg bis nach Spanien vor. Bey den Gletschern und in den höchsten Thälern der Alpen hat die Luft eine gleiche Beschaffenheit wie in Spizbergen. Der Sommer währet hier aufs höchste vierzig Tage, und wird dazu noch oft durch den Schnee unterbrochen. Den ganzen übrigen Theil des Jahres beherrschet ein rauher Winter. Daher wachsen auch um die Gletscher herum die meisten Pflanzen, die Friderich Martens in Spizbergen gefunden hat. Da diese Pflanzen in Spizbergen und Grönland an dem Meere wachsen, so erhellet daraus, daß der Grund, warum die Alpen besondere Arten von Pflanzen hervorbringen, nicht in der Leichtigkeit der Luft, sondern in der Kälte liege; dann diese haben die Alpen mit dem entferntesten Norden gemein, da hingegen die Schwere der Luft in diesen beiden Gegenden gänzlich verschieden ist.

Sobald man sich von diesem ewigen Eise entfernet, so kommt man auf Weidgänge, die mager und felsicht, und blos für Schaafe zu-

gängig sind, und hier herrschen sehr niedrige Pflanzen, die beständig fortdauren, und gemeiniglich weisse Blumen tragen, und kurze Rasen ausmachen. Sie sind überhaupt härter, behalten im troknen ihre Farbe besser, und schmeken und riechen gewürzhafter, so daß auch die gemeinen Ranunkeln einen angenehmen Geruch ausdüften.

Allgemach folgen nahrhaftere Wiesen, in denen das grosse Vieh die vierzig Tagen durch, in welchen sie, und dieses zwar nicht allezeit gewiß, von Schnee entblößt sind, eine genugsame Nahrung findet. In dieser Gegend wachsen häufige Pflanzen, die man gemeiniglich Alpenpflanzen nennt, und von denen sehr viele, die ich hier nicht herzählen kann, auch in Lapland, Siberien, und Kamtschatka, verschiedene auch auf den höchsten Gebirgen von Asien gefunden werden; die hohen Berge bringen die meisten von diesen niedrigen Alpenpflanzen hervor.

In diesen Weiden fangen an Bäume hervorzusprossen; zuerst der Sevenbaum, die Arveln, die Bergrosen, verschiedene Weiden (Salix myrtillif. die Salix ſerpyllif. u. a. m.

Etwas tiefer folgen Tannwälder, an den Halden der Alpen und der Berge. Verschiedene dieser Wälder, die gegen Mitternacht liegen, erzeugen die nördlichen Pflanzen von

Lapland

Layland und Siberien, wie z. B. der Wald, der zwiſchen dem Berge Pontdenan gegen das Dorf les Plans hinuntergeht. Die übrigen Wälder von dieſer Art nähren Pflanzen, die auf dem Harzwald und Schweden vorkommen, nicht zwar alle, aber hingegen andere, die Helvetien eigen ſind.

Zwiſchen den Wäldern befinden ſich durchgehends reiche und fette Wieſen, die durch das Verbrennen der Wälder entſtanden ſind. Hier trift man den gelben Enzian, die weiſſe Nieswurz, die braune Stachys, und andere Bergpflanzen an. Auf dieſe folgen die Gegenden, die am Fuſſe der Berge und der Alpen liegen, und die eine Miſchung von Feldern, Wieſen und Wäldern ſind. Von dieſer Art ſind das Uchtland, das Freyburgiſche Gebiet, und andere am Fuſſe der niedrigern Berge liegende Gegenden, die keine Ebene ausmachen, ſondern aus abwechſelnden Hügeln und Thälern beſtehn. Dieſe kommen ſchon beſſer mit dem nördlichen Theile von Deutſchland überein; doch findet man hier keine Sandflächen, hingegen aber einige, doch nicht ſehr ausgedähnte Torfſümpfe. Unter die gemeinen Pflanzen miſchen ſich hier einige Alpenpflanzen, deren Saamen aber von den Waldwaſſern ſcheinen hieher geführt worden zu ſeyn.

Nun folgen die Ebenen, an deren Hügeln man Weinberge gepflanzet hat, um Basel, Zürich, Petterlingen, Genf, im Thurgäu, in der Waat, in Wallis und in den Alpenthälern. Diese Gegenden sind schon wärmer, und der Gegend um Jena oder dem mittlern Theil von Deutschland ähnlich. Allein die sonnichten Ufer des Genfer- und des Neuenburger-Sees, und der mittlere Theil des Walliserlands verdienen wegen der Vortreflichkeit ihrer Weinberge und ihrer Pflanzen einen besondern Vorzug; hier finden sich verschiedene österreichische Pflanzen, einige aus dem südlichen Frankreich, und Italien; auch endlich einige spanische in den wärmsten und den Südwinden ausgesezten Thälern des Veltlins und des Walliserlands. In diesen Thälern wachsen auch würzhafte, sehr geistige und äusserst stärke Weine.

Die Hize der Luft ist in diesen Thälern so groß, daß es die Ausländer schwerlich werden glauben können. Ich sah zu Roche, bey einem anscheinenden Ungewitter, das Quekfilber in einem der Sonne ausgesezten Thermometer bis zu dem 117. Grad des Fahrenheits hinaufsteigen. Im Jahre 1762, da ich den Thermometer an einer Gartenmauer aufhieng, die ihn wider den Nord- und Ostwind schüzte, stieg er bis zu dem 140. Grad. Diesen Thermometer hatte Hr. von Treytorens, Pro-

Professor der Naturlehre zu Lausanne selbst versertiget.

Die heissesten Gegenden sind das Veltlin, und der jenseits den Alpen liegende Theil von Helvetien bey Lugano, und Chiavenna. Dort wachsen Pflanzen, die zwar noch nicht vollständig untersucht sind, die aber auch allerdings in Italien wohnen, und die in Deutschland unbekannt sind, wenn man Crain und Istria nicht zu Deutschland rechnet.

Daher kömmt es, daß Helvetien in einem kleinen Umfange eben so viele Pflanzen ernährt als alle diejenigen Reiche, deren Pflanzenverzeichnisse wir schon besizen. Wir läugnen zwar nicht, daß in den Alpen, den Thälern und den Ebenen von Savoyen und Piemont eben so grosse Reichthümer an Gewächsen werden gefunden werden, wenn einmal die Sammlungen des Hrn. K. Allione zum Vorschein kommen werden.

Wenn aber Hr. Ant. Gouan in seiner Flora Monspelienſis bey 1865 Arten zählet, unter denen sich bey 1600 mit sichtbarer Blüthe befinden; wenn unsere Enumeratio bey 2500 Arten, und ausser den Moosen und Schwämmen bey 1714 blühende Pflanzen enthält, so glaube ich mit Recht, daß die unsrigen die Pflanzen um Montpelier an Anzahl übertreffen, da dieser Gelehrte viele Garten-

pflanzen zu den seinigen rechnet; wir aber keine einzige, die nicht an ungebauten Oertern gefunden worden seye; so daß sich in unserm Verzeichniß nicht über zwanzig Pflanzen befinden, von denen man muthmassen könnte, sie seyen aus Gärten versezt worden.

Es ist aber auch sehr merkwürdig, in welch engem Bezirk eine so grosse Verschiedenheit von Pflanzen eingeschlossen ist. Wenn man von der Stadt Sitten im Walliserland auf den Berg Sanetsch reiset, dessen Gipfel ungefehr sieben Stund weit davon entfernt ist, so verläßt man zu Sitten die Ephedra, das Gramen echinatum, die Granatbäume, die an den Felsen des Schlosses Valeria blühen, die Kastanien, die fruchtbaren Nußbäume, und Weinberge, die den kostbarsten Wein zeugen, und bald hernach die reichen Weizenfelder; Allgemach verschwinden auch die Buchen und die Eichen; von da verläßt man auch die Tannen, kurz hernach die Arveln, und bald darauf alle Arten von Bäumen; und kann sich zwischen den Saxifragis ericoid. und andern Pflanzen von Spizbergen lagern; folglich kann man in dem Verlauf eines einzigen halben Tages Pflanzen sammeln, die einerseits unter dem 80sten und anderseits unter dem 40sten Grad der Breite wachsen.

Indessen hat doch ein grosser Theil von Helvetien seine Schäze noch nicht eröfnet. Die

Pflanzen

Pflanzen der westlichen und mittlern Alpen sind zwar mit allem Fleiß gesammelt worden; doch finden sich bey einer so grossen Anzahl von Gebirgen, noch viele in der südlichen, und etliche in der nördlichen Kette, die niemals berührt worden sind. Auch die Alpen zwischen Uri und Bündten, die Bündtnerischen Alpen zwischen dem Rhein und dem Innfluß, die Alpen in dem obern Veltlin und um den Ursprung der Adda, die Alpen zwischen diesem Thal und dem Venetianischen, die Alpen der italiänischen Vogteyen, die Alpen des Brenner, Galanker, und Livinerthals sind alle nur obenhin und in einzelnen Reisen durchsucht worden. Ich erwarte aber am meisten von denen Alpen, die gegen Italien zu liegen.

So ist also das ganze jenseits den Alpen gelegene Helvetien, das an Beschaffenheit mit dem angränzenden Italien übereinkömmt, nur flüchtig durchreiset worden, und man könnte sich sehr vieles versprechen, wenn ein geschikter und der Pflanzen kundiger Mann sich einen Sommer hindurch bey Lugano herum aufhalten würde; ich bin aber noch niemals so glüklich gewesen, dieses in Stand zu bringen, obschon ich geneigt war, selbst alle Unkösten dieser Reise auf mich zu nehmen.

Das Thurgäu, das Gebiet von Solothurn und Freyburg sind beynahe noch ganz

unerforschte Gegenden. Und doch vertrügen dieselben die Pflanzen des benachbarten Schwabenlands, die niedrige Scorzonera, das Peucedanum, das Quinquefolium Boks, die wir noch nicht unter die unsrigen gezählt haben.

Der Jura ist an den meisten Orten durchsucht worden, geschikte Kräuterkenner haben auch die Gegenden um Genf, Basel, Zürich, und Bern durchwandert, doch bleibt durchgehends eine Nachlese von kleinern Pflanzen, Moosen und Schwämmen übrig.

Doch werden uns allzeit, auch nach den genauesten Nachforschungen der Pflanzenkundigen, die Meerpflanzen fehlen, deren keine bey unsern Salzquellen wachsen. Wir werden gleichfalls verschiedene Pflanzen missen, die in den Feldern der flachen Länder wohnen, auch die Pflanzen der Sandstriche entbehren, und der grossen Heiden, davon man bey uns keine nur etwas ausgedähnte antrift.

Anmer-

IV.

Anmerkungen
über
des Hrn. Stephan Guettards
Vergleichung
zwiſchen
Canada und Helvetien.

Aus dem Lateiniſchen.

Anmerkungen
über
des Hrn. Stephan Guettards
Vergleichung
zwiſchen
Canada und Helvetien.

Unter den Mitgliedern unſrer Akademie iſt kaum einer, der es dem rühmlichen Fleiſſe des Hrn. Guettard gleich gethan, und die in der gelehrten Welt ſo beliebten Memoires mit einer eben ſo groſſen Zahl Abhandlungen vermehrt hätte. Ich ſchäze ſeine Bemühungen ſo hoch, daß ich lieber wollte, gegenwärtige Schrift bliebe in einer ewigen Vergeſſenheit begraben, als daß ich dem gerechten Danke etwas entzöge, den alle Rechtſchaffenen dieſem um die Naturgeſchichte ſo verdienten Manne ſchuldig ſind.

Wenn

Wenn ich also wider die Beschreibung Helvetiens, die andere Leute dem berühmten Manne mitgetheilt haben, etwas einwende, so wünsche ich, meine Anmerkungen würden so aufgenommen, daß dabey des Hrn. Guettard verdientes Lob unbeschädigt bliebe.

Die zwischen Helvetien und Canada angestellte Vergleichung (*) hat, im Ganzen genommen, niemals meinen Beyfall erhalten. Helvetiens Lage ist die höchste in ganz Europa. Aus seinem Schooße schikt es überall Flüsse nach Italien, nach Frankreich, nach Deutschland aus, keine fremde Ströme fliessen ihm zu. Das viel niedrigere Canada empfängt seine grösten Ströme aus den weiten Seen des innern Amerika, oder aus den Bergen, die zwischen Neu York und Canada liegen: es selbst schikt keine Flüsse in andere Länder.

Helvetien ist an Weinbergen, an Feld- und Baumfrüchten fast aller Arten reich. Das von Weinwachs entblößte Canada hingegen hat vielmehr Aehnlichkeit mit den unterm 55 oder 56sten Grade liegenden mitternächtlichen Ländern. Ob es gleich der Kälte stark ausgesezt, und seine Oberfläche mit beständigem Schnee

(*) Siehe die Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften, vom Jahre 1752.

Schnee ſieben Monate lang beladen iſt, ſo hat es doch hingegen die mit ewigem Eiſe bedekten Alpen nicht, noch irgend einige Berge, die man mit den helvetiſchen vergleichen könnte.

Wenn es die Seen mit Helvetien gemein hat, ſo würde doch die Vergleichung vielmehr mit Schweden paſſen, wo ſich auch zahlreiche Seen befinden, wo eine der Canadiſchen ähnliche Kälte herrſcht, und Berge von mittelmäßiger Höhe ſind.

Allein es giebt wichtigere Gegenſtände, welche einiger Erläuterung bedürfen. Unſer Verfaſſer hat von dem Hrn. Cappeler und andern Männern Verzeichniſſe der Foſſilien Helvetiens erhalten: hievon macht er einen ſolchen Gebrauch, daß ſie ſeine Hypotheſe beſtätigten: „man fände nemlich in Helvetien, „ſo wie in Canada, weite Gegenden, deren „einige Mergelſteine, andre Schiefer in ſich „hielten". Dieſe Landſchaften unterſcheidet er ſo, daß das Jura-Gebirge, nebſt dem Genferſee, und ein Theil des Amtes Aelen, dem ich ehemals vorgeſtanden bin, zur Mergelgegend, die Alpen aber zum Schiefer gehörten.

Ob ich mich nun gleich minder auf die Kenntnis der Steine gelegt, und auf meinen Reiſen beſonders die Pflanzen mir zum Hauptvorwurfe

vorwurfe gemacht habe, so konnten doch die ungeheuren Felsen, und die verschiedenen steinichten Gegenden, über welche ich mit langsamem Schritt den Reichthümern des Pflanzenreichs nachspürte, meinen Augen nicht völlig entgehen. Ich werde nur etwas weniges, aber der Wahrheit gemässes, anmerken, obgleich die Fruchtbarkeit dieser Materie lange Betrachtungen zuliesse.

Ueberhaupt habe ich gefunden, man müsse für Helvetien eine ganz andre Eintheilung der Steine machen. Die Fläche besteht eigentlich aus niedrigern Hügeln, die zwar von den Alpen entspringen, nach und nach aber die Gestalt solcher Berge angenommen haben, wie man sie in Deutschland siehet. Diese gemeinen Berge bestehn überhaupt aus einem sich sehr weit erstrekenden Sandstein, der zwar einigermässen in Ansehung der Farbe, Härte, und Grösse der Sandkörner verschieden ist, im Grunde aber allemal ächter Sandfels ist. Dergleichen sandichte Felsenstüke erheben sich in sehr grossen und dichten Massen, so daß man Säulen von einer beliebigen Länge aus ihnen hauen kann, wie die sind, die der neuen H. Geist-Kirche in Bern zur Zierde dienen. Man findet keine andre als diese Sandsteine von Lutry an, längst dem Genfersee, bey Lausanne, auf dem Jorten, (der vom Jura sehr verschieden ist); sie laufen durch das ganze

Frey-

Freyburgergebiet, ſo weit es von Alpen frey iſt, erſtreken ſich bis an das öſtliche Ufer des Neuenburgerſees, und zeigen ſich ferner in ganz Nüchtland, in einem guten Theile des Cantons Bern, und auf den Hügeln um Thorberg. Bey Bern wird er am ſchönſten gebrochen, und hin und wieder iſt er angenehm blaulicht; an andern Orten iſt er weicher und unbrauchbarer: die härteſten Sandfelſen aber trift man im innern Kerne der Aeliſchen Berge an. Dieſen ganzen mit Sandfelſen angefüllten Bezirk eignet Hr. Guettard dem Schiefer zu.

Mit dem Sandſteine verbindet ſich hin und wieder ein öhlichtes Weſen, wie um das Dorf Chavornai, deſſen von Oehl ganz durchdrungene Felſen heftig ſtinken, und ihr Oehl ſehr leicht von ſich geben. Auch in der Gegend um Bern äuſſern ſich dergleichen übelriechende Oehlquellen längſt den Ufern der Aare, und oberhalb der Stadt, ferner um Aarwangen, allemal an der Aare.

Der Sandſtein führt weder Metalle, noch figurirte Steine, noch Kriſtalle bey ſich.

Das Juragebürge hat einen ſehr harten, etwas unreinen, gelblichten, dichten, und überall ſich ähnlichen Hornſtein, der weder nach Marmorart geſchliffen, noch glatt gehauen werden kann, übrigens im Waſſer oder an

der Luft von einer unbezwinglichen Dauerhaftigkeit ist. Von der gelblichten Farbe des Steines hat das Gebürge seinen deutschen Namen bekommen. Unser Verfasser nennet ihn Mergelstein, und ich habe nichts dawider.

Hin und wieder findet man Mergelsteine, die blaulicht sind, dergleichen an Belemniten, und an andern Versteinerungen reiche Steine um Mandach häufig gefunden werden.

Auf den Hügeln der hornsteinigen Gegend trift man dann und wann den Würfelspat an, der im dunkeln leuchtet. Die meisten habe ich in den Weinbergen über Biel gefunden: die Academie schreibt von ihm unter dem Namen Pierre de Berne. Er ist gipsartig.

Im Jura zeigen sich hin und wieder auch Kristalle, sie sind aber unrein, und von der nemlichen gelblichten Farbe angestekt, welches die Hauptfarbe dieser Felsen ist.

Diese ganze bergichte Landschaft des Jurassus ist ungemein reichhältig an Eisen; es ist fast gediegen; in rundlichten Stüken; sie sind von verschiedener Grösse, und das Erzt wird von den dasigen Einwohnern Bohnerzt genennt: aus demselben wird mit leichter Mühe und in Ueberfluß das vortreflichste Eisen geschmolzen. Es ist dabey überaus geschmeidig, und zu allen Arten Arbeiten sehr bequem.

Der

Der Juraſſiſche Hornſtein wird um den Genſerſee herum nicht mehr angetroffen, auch nicht im Gouvernement Aelen.

Die niedrigern Halden der Alpen beſtehn ſehr oft aus Marmor von verſchiedenen ſchönern oder ſchlechtern Farben. Alle Waldwaſſer der höhern und niedrigern Alpen welzen Kalkſteine mit ſich fort, die den runden Kieſelſteinen ziemlich gleich kommen, von der Heftigkeit des Waſſers aber abgerundet und faſt oval gemacht werden. Es giebt auch groſſe Felſenbrüche von Marmor und von verſchiedener Farbe, nicht nur im Amte Aelen und auf der Bergkette, die ſich gegen den Thunerſee herabſenket, ſondern auch hin und wieder im Canton Schweiz, und anderwärts. Dieſe Marmorarten ſind gerne mit Kammmuſcheln durchdrungen. Sie ſteigen bis in die unglaublich hohen Alpen über die Wolken hinaus, und ſtürzen oft von den Eisbergen des Grindelwaldes und von unzugänglichen Klippen herab: man findet ſie aber nur im Geſchiebe: ſie ſind blaß, aber angenehm grau und roſenfarb gemiſcht. Diejenigen Marmor, die um Roche und in den benachbarten Gegenden brechen, ſind ſchwarz oder aſchgrau, oder ſie haben eine Miſchung von roth, gelb und Aſchfarbe. Auf eben dem Hügel findet man verſchiedenen Marmor. Der härteſte ſchwarze Marmor iſt mehrentheils mit Quarzadern

durchlauffen, doch um S. Tryphon ist der Marmor fast ununterbrochen schwarz.

Ich wollte deswegen nicht, daß man glaubte, es wäre hier alles unveränderlich, oder es gäbe eine gewisse genannte Gegend, bey der man sich niemals in irgend einer Gattung Steine betröge. Zunächst den obgemeldeten Aelischen Marmor kommen die an dem Genfersee aus Kieselsteinen zusammengebakenen Felsenstüke vor, welche die Einwohner dasiger Gegend Nagelflüh nennen, und die von einer unbezwinglichen Festigkeit sind *. Mitten zwischen eben diesen Marmorfelsen läuft eine Ader von röthlichem Sandsteine zwischen Roche und Ivorne in das Thal herunter. Jenseits des Waldstrohmes die Grande-Eau, zwischen diesem und einem andern Waldstrohme dem Avançon, findet man weit und breit nichts als Gyps an der Oberfläche der Berge. Der innere ungemein harte Kern der Erde besteht aus Sandstein, mit Talkspiegelchen versezt, und eben im innersten dieses Kernes findet man den versteinerten Mergel, in welchem sehr viele Rizen sind, wodurch das Salzwasser träufelt.

Auf der den ewigen Schnee berührenden Höhe des Berges Tavevannaz bricht eine überaus harte und dunkele Gattung Sandsteine, die man zu unverderblichen Oefen braucht.

* Eben die Puddingstones der Britten.

Jenſeits des Waldſtrohmes Avançon fängt endlich der Schiefer an ſich zu zeigen, der theils echt iſt, und zu Tachblatten dient, theils aber grau, rauher und unbrauchbarer iſt.

Aus allen dieſen Anmerkungen ſiehet man, wie groß die Verſchiedenheit der Felſen einer nur kleinen Landſchaft iſt.

Was die Kreide anbelangt, ſo halte ich ſie für die ſeltenſte Erſcheinung; ich habe keine geſehen. Weiſſe ausnehmend ſchöne Talkblättchen ſind in der Erde der ſüdlichen Alpen gemein.

Die höhern Gegenden der Alpen beſtehen an einigen Orten aus Schiefer, an andern aus Granit, nemlich aus einem von Quarz und Talkblättchen zuſammengeſezten Steine. Und dennoch habe ich dieſen nemlichen, die Gipfel der Alpen beherrſchenden Stein, auch zu Bern geſehen, als zu der neuen Straſſe, einem Werke von Römiſcher Pracht, ein Hügel durchgraben wurde; ich ſah in dem Durchſchnitte des Hügels ein Gemiſch von Marmor, Alabaſter, Kieſeln und Sandſteinen bey einander liegen. Ein ſehr ſchöner Schiefer, mit roth und grün durchſprengt, wird in dem Haſlithale auf den allerhöchſten Alpen gefunden, und im Lauterbrunnenthale habe ich ſelbſt eine Menge pur-

purfarbener Stüke Schiefersteins gesammelt, die sich von den Felsen losgerissen hatten. Die Glarnerberge scheinen an Schiefer am reichsten zu seyn, und aus dieser Gegend verführet man die schwarzen Tafeln in ganz Europa herum.

Den Alpen weiset Hr. Guettard überhaupt den Schiefer an, sie bestehn aber weit öfter aus Granit.

Was die Metalle betrift, so schliessen die Alpen verschiedene derselben in sich. Die mehresten Flüsse führen Gold bey sich, und die Anwohner waschen hin und wieder Gold. Der einzige Ort aber, wo das Gold mit einiger Erträglichkeit gesammelt wird, ist um den sehr hohen Berg Simpel; man findet es in einem gelben und röthlichen Thone; er trägt der adelichen Familie Bürginer, der er zugehört, und die ihn schmelzen läßt, doch ein nicht geringes ein. Man zerstößt Quekſilber mit dem Erzte, und spühlet das ins Quekſilber gesammelte Gold mit Wasser aus.

Ich zweifle sehr, daß man wirklich mit einiger Gewißheit Silber gefunden habe. Allein Kupfer wird auf den südlichen Alpen, um Martinach geschmolzen. Eisen findet man in ziemlicher Menge: es wird in dem Binnenthale des Walliserlandes, ferner im Haßlithale nahe bey Meiringen geschmolzen; es

ist

iſt aber meiſtentheils ſpröde, läßt ſich nicht leicht biegen, und die Stuffen haben niemals eine runde Geſtalt. Bleyerzt ſammelt man noch ſo ziemlich häufig um Morcle, an einem ſehr hohen Orte zwiſchen den Schieferfelſen, ferner in dem Thale Lauterbrunnen. Zinn erinnere ich mich nicht in meinem Vaterlande geſehen zu haben.

Seit langer Zeit gehet das Gerücht, man finde in der Nähe um Thun, in dem quellenreichen Boden daherum Queckſilber; doch hat bis auf den heutigen Tag noch kein der Sachen kundiger Menſch es geſehen. An dem Spieſiglaſe zweifle ich gleichfalls.

Ein ſehr reiner kriſtallenklarer Schwefel ſezet ſich allerdings an die Felſen aux Sublins bey Bevieux; auch wird der Schwefel von der Natur in den Gruben aux Fondemens im Waſſer aufgelöſet, und macht Quellen aus, die ſchwer von Schwefel flieſſen. An dem Berge Lohner findet man den Schwefel in Menge, wo ich auch ganze mit Schwefel angefüllte Oefen, und eine Vitriolhütte geſehen habe, welche leztere wiederum eingegangen iſt. Auch um Lauwinen findet man einen Schwefelmum.

Der Kriſtall wird im Quarz gefunden, von deſſen Art er iſt, daher wird er häufig auf den höchſten Felſen der wildeſten Alpen ange-

angetroffen, doch am meiſten im Walliſlande; nächſtdem auf den Berneralpen um den Urſprung der Aare, und im Urnerlande. Doch habe ich auch in dem Ormonderthale, und zwar nicht kleine Kriſtalle gefunden, die ſich von den höhern Felſen mochten herumtergewälzet haben. Der Hr. J. G. von Rovera fand ehedeſſen um Bex biegſame Spatdrüſen, die er mir geſchenkt hat.

Von Salze ſind in ganz Helvetien keine andere Spuren anzutreffen, als blos zwiſchen zwey Waldſtröhmen, Avançon und Grande Eau, im Gouvernement Aelen. Ein ſonderbarer Menſch zeigte mir einmal einige Stuffen von rothem Steinſalz, welches er im Gebiete der Republik Wallis wollte gefunden haben, den Ort aber entdekte er mir nicht. Wir finden unſer Salz nicht unter den Betten der Flüſſe, ſondern in ſehr hohen Felſen; denn ſelbſt der Ausfluß, der des ganzen Berges Salz ausführt, entſpringt in einem Hügel von nicht geringer Höhe.

Die warmen Waſſer folgen faſt den Alpen nach; eine reichhältige Ader der allerheiſſeſten Quellen iſt zu Baden am Fuſſe des Juragebürges. Die heiſſen Waſſer zu Leuk im Walliſlande führen Eiſen. Was für warme Waſſer unſer Hr. Verfaſſer unter denjenigen verſteht, die er Staubbach nennet, kann ich nicht begreiffen.

Sie

Sie ſehen jezt, meine Herren, wohin alles dieſes abzweket. Es giebt in Helvetien keine Gegenden, wo die Natur ſich an eine Art von Steinen bände, und wo entweder bloß Marmor, oder Sandſtein, oder Gyps, oder Schiefer bräche. Vielerley Steine aus allen dieſen Claſſen finden ſich oft gar nahe beyſammen. Nirgends wird man alſo entweder eine Mergel- oder eine Schieferſteinigte Gegend antreffen, die unveränderlich ihre gewiſſen Steine, ihre gewiſſen Metalle hervorbrächte.

Ich übergehe die Verbeſſerungen, die bey des Hrn. Guettards Verzeichniß * an vielen Stellen richtig waren: Es giebt keine blaulichte Erde am Rhein, die dem Ultramarin beykäme.

Die Marmor in den Landen der Republik Bern ** ſind nach dem eigentlichſten Verſtande ihres Namens Marmor; ſie werden zu Lion u. in verſchiedenen andern Provinzen verkauft, und bey Erbauung der Gebäude mit Nuzen gebraucht. Man hat davon nach Petersburg verführt. Warum man dieſelben für Gyps halten wollte, ſehe ich alſo nicht ein; es giebt unweit des Marmors Gypsfelſen, aber der Marmor wird zu Kalk, und dieſe Felſen zu Gyps gebrannt.

* p. 326.

** p. 338.

V.

Abhandlung

über den

Roche-Wind.

Aus dem Lateiniſchen.

Abhandlung

über den

Roche-Wind.

Da ich mich sechs ganze Jahre lang zu Roche aufgehalten habe, und in dieser Zeit zwar niemals ohne Beschäftigung gewesen bin, doch aber von dem Geräusche der Stadt, und der Menge der unnöthigen Besuche entfernt habe leben können, so hab ich diese wenige Musse, so wie sie sich darbot, zur Untersuchung verschiedener Theile der Wahrheit angewandt. Unter andern hielt ich den täglichen Wind meiner Aufmerksamkeit würdig, den der gemeine Mann einhelliglich den Roche Wind nennet, und von welchem man glaubet, er herrsche alle Tage zu gewissen Stunden mit Ungestüm durch die Gegend dieses Amtes.

Um die Wahrheit desto besser einzusehen wird es nöthig seyn meiner Abhandlung eine Be-

Beschreibung von der Beschaffenheit des Orts vorauszusezen.

Roche ist ein in einem mittelmäßigen Thale gelegenes Dorf, welches Thal sich von dem östlichen Ende des Genfersees bis in die Republik Wallis erstreket. Es hat fast eine gerade Richtung nach Süden zu, und wird bey St. Moriz auf beyden Seiten von einer Kette hoher Alpen begränzet: doch so, daß zwischen den zwey Bergketten dem Rhodan ein enger Weg offen bleibet, und die gegeneinanderüber stehende Alpen einen Zugang in das Walliserland verstatten, den aber der sehr hohe Berg, an dessen Fusse Martinach liegt, gegen Süden gleichsam verschliesset. Das Thal selbst ist überaus eben, hat bey Roche eine Stunde, bey Aelen aber noch mehr in der Breite, und zieht sich zwischen Bergen durch, die gegen Nord-Westen das Wallisland von Savoyen trennen; allein sie sind weder mit beständigem Schnee bedekt, noch von dem Range der sehr hohen Alpen, indem ihre Höhe hin und wieder nur wenig über 400 Klafter steiget. In der nord-östlichen Gegend erheben sich gegen das Sanenthal noch etwas niedrigere Berge.

Nächstdem steht die Behausung des Salz-Directors zu Roche in einem gekrümten Winkel dieses Thals, den zween aus der östlichen Bergkette hervorragende Hügel einschliessen; beyde

beyde dieſe Hügel beſtehen aus Marmorfelſen, und der ſüdliche bietet dem Auge den berühmten Steinbruch dar, worinn ein aſchfarbiger, mit gelben und dunkelrothen Streifen durchlaufener Marmor gebrochen wird, deſſen man ſich zur Verſchönerung der Häuſer bedient, und aus dem auch das Portal der erneuerten St. Peters-Kirche zu Genf aufgeführt worden iſt.

In dieſer Gegend herrſchet allerdings jener berühmte Wind ſehr oft, ſo daß er gemeiniglich um 9 Uhr des Morgens ſich erhebet. Seine Kräfte nehmen allgemach zu, heftig durchſtreicht er die ganze Gegend, und wird wiederum gegen 4 Uhr Nachmittags nach und nach kraftlos, ſo daß die wärmſten Nächte ohne allen Wind folgen. Die Richtung dieſes Windes geht gegen Süden, doch auch zuweilen gegen Oſten, welches faſt die vornehmſte Richtung des Thals iſt.

Da es mir aber unglaublich ſchien, daß ein ſolcher Wind beſtändig ſeine unveränderten Stunden behaupten, und ſowohl bey Regenwetter, als bey heiterm Himmel mit gleicher Macht blaſen könnte, ſo hab ich auf einem freyen Plaze ein eigenes Beobachtungs-Theater errichtet, wo der Wind ſein Maas nach allen ſeinen Graden, gleich als in einem Zirkel herumgetrieben, zeigen könnte, und welches Gerüſte ſeiner vollen Wuth ausgeſezt war.

war. Ich habe die verschiedene Witterung und den Strich des Windes von achtzehn vollen Monaten aufgezeichnet; daß ich Ihnen aber, Hochgeehrteste Gefährten, keinen Ekel errege, so füge ich hier nur die Tabellen von acht Monaten bey. Ich gestehe übrigens, daß so viele andre nothwendige Geschäfte mir nicht verstattet haben, meinen Tabellen alle erforderliche Richtigkeit zu geben, doch werden sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt für unsre Absichten hinlänglich seyn.

An. 1760. Merz.

Tage	Wind	Thermometer an der Sonne	Thermometer im Schatten um 9. Uhr Vorm.
1	ein mäßiger Roche-Wind		39
2	. . . .		38½
3	kein Wind		39
4	starker Roche Wind		41
5	ebens. starker Wind		40
6	starker Roche-Wind		40½
7	eben so		38
8	. . . .		38
9	N. N. W. W. aber schwach		38
10	eben so		40

Barometer	Beschaffenheit des Himmels.
26. 16	kalt mit hellem Himmel.
	eben so.
15	bedekter Himmel.
10¼	kalter Himmel.
15	hell
18	heller Himmel.
20	. . . .
21	. . . .
23	. . . .
19	. . . .

Tage	Wind	Thermometer an der Sonne	Thermometer im Schatten um 9. Uhr Vorm.
11	N.N.W. ab, ſchwach	4. Nachmitt.	41
12	N. gegen N. W. und ſchwach		40
13	N. W.	um 1 Uhr 54	43½
14	Nachmittags ſtill	61	47
15	Stille		49
16	. . .		
17	. .		47
18	S. W.		
19	. .		
20	Roche Wind		45
21	auch		44
22	kein Wind		42
23	. .		
24	Nordwind		
25	N. W. nach N.		
26	. . . .		41
27	. . . .		42
28	N. nach N. W.		
29	. . . .		41½
30	. . . .		43
31	. . . .		44

Barometer	Beſchaffenheit des Himmels.
26 19	heller Himmel.
	. . . .
17	es fängt an zu regnen.
19	ein wenig Regen.
18½	gelindes Wetter und groſſe Waſſer.
18¾	bedekter Himmel, und Nachmittags ein erſchrecklicher Sturm (a).
15	noch bedekter Himmel.
16	Regen.
10	bedekter Himmel.
17	heiterer Himmel.
18	heller Himmel.
12	Regen.
10	. . und Schnee.
13 alsd. 15	beſſeres Wetter.
16	hell, gegen Abend Regen.
15	finſterer Himmel, Schnee.
13	hell, hernach ein wenig dunkel.
	finſtere Nacht.
16	heller Froſt.
	eben ſo.
18	hell und wärmer.

(a) Er hat die Gradier-Häuſer zu Aelen umgeworfen.

Aprill.

Tage	Wind	Thermometer an der Sonne	Thermometer im Schatten um 9. Uhr Vorm.
1	N. nach N. W.	Nachmitt. 71	45½
2	ſtarker Nebel		50
	Abweſ. bis den 25.		
25	N. gegen Ab. S. W.		63
26	N. zu N. O.		64
27	eben ſo	76	63
28	" "		60
29	" "		
30	" "		60

May.

1	N. N. W.	76	60
2	" " "		
3	" " "		61½
4	" " "		61
6	N. W. gegen den Abend S. O. heftig	um 11 U. 77	63
7	S.		65
8	S.	75	65
9	kein Wind		
10	" "		65½
11	N. nach N. W.		65½
12	ſo faſt alle dieſe folgenden Tage		61

1760.

	Barometer	Beſchaffenheit des Himmels.
	13	hell, in der Nacht bedekt.
	14	hell.
	6	hell, und darauf dunkel.
	5	gleichfalls.
	7	. .
	11	. .
	10	gegen die Nacht Regen.
	10	wiederum heiterer Himmel.
		heller Himmel, hernach trüb.
		. . .
26.	12	. . .
		auch.
	11	. .
	10	bedekter Himmel.
	7	ſchön Wetter.
	10	. . .
	12	ſtarker Regen.
	15	bedekter Himmel.

Tage	Wind	Thermometer an der Sonne	Thermometer im Schatten.
13			
14			60
15			
16	N. W. zu W.		
17	N. gegen W.		60
18	N. gegen W. des Abends S. W.		
19	N. verschiedentl. nach O. und W.		61
20	gleichfalls		59
21	ohne Wind		
22	N. gegen W.		58
23	still, nach 11 Uhr aber windig		56
24	N. nach O. und W. ab. schwach, gegen Abend still		
25	N. gegen O. und W. von 2 Uhr bis auf den Abend		
26	N. auf den Abend O		59
27	N. W.		
28	N. W. geg. Ab. S. O.	um 1 Uhr 77	59
29	N. nach O. Ab. N.	79	61
30			64

31 abwesend; es ist aber ein greuliches Wetter

Barometer	Beſchaffenheit des Himmels.
	heiter.
14	" " von Zeit zu Zeit ſtill.
18	heiter.
16	heiter.
15	eben ſo.
13	in der Nacht regnete es.
12	gegen Abend ſchön Wetter.
14	dunkler Himmel.
13	" " " " Regen.
12	" " " "
14	kalt Wetter, und die Berge mit Wolken bedekt.
12	früh ein Froſt, und kaltes Wetter, gegen Abend heiter.
9	bedekter Himmel und Kälte.
5	ſchön Wetter, ob es gleich mit Regen drohete.
7	ſchön.
9 u. 11	
14	
15	

mit Hagel vermiſcht geweſen.

Junius.

Tage	Wind	Thermometer an der Sonne	Thermometer im Schatten
1	faſt unmerkl. Wind	um 1 Uhr 80	68
2	N. um 4 Uhr W.		69
3	N. gegen W.	82	70
4	ein wenig N. geg. W.	81	
5	N. gegen O. u. W.		
6	N. gegen W.		68
7	" " "		
8	" " "		
9	" " "		70
10	" " "		70
11	ein gar ſchwach Wind	83	69
12		um 5½ U. 80	70
13	kein Wind		75
14	eben ſo		68
15	endlich geg. Ab. N. W.		
16	etwas N. W. zu Mitt.		
17	faſt kein Wind		66
18	" " "		65
19	gegen Mittag N.		
20	N. von früh um 8. Uhr an		64
21	N. auch um 5. Nach-		65
22	N.		66

1760.

Barometer	Beſchaffenheit des Himmels
26. 15	ſchönes und warmes Wetter.
14½	" " " "
a.um 8 U.	" " " "
	" " " "
13	Wolken um die Mitte der Berge, gegen die Nacht Regen.
	gegen die Nacht Regen. Finſtrer Himm.
	unbeſtänd. Himmel. Des Nachts Regen.
14	heiter, doch gegen die Nacht Regen.
	helles Wetter.
15	" " "
14	" " " und um 4 Uhr Regen.
13	hell.
11	Regen.
14	Regen.
11	" "
10	ein wenig Regen.
12	auf den Gipfeln der Berge Wolken, und gegen Abend Regen.
13½	gegen Abend wiederum heiteres Wetter.
12	früh und auf den Abend Regen.
13	ſchön Wetter; doch waren die Berge mit Wolken bedekt.
	ſchöner und wärmerer Himmel.
13	gegen Abend Sturm und Hagel.

Tage	Wind	Thermometer an der Sonne	Thermometer im Schatten
23			
24	den ganzen Tag heftiger N.		65
25	Windſtille		
26		um 3 Uhr 85	65
27	kein Wind		66
28	" "		
29	" "		63½

Julius.

1		um 2 U. 85	
2	abweſend		
3			70
4	N.		um 5 U
5			75
6	mächtiger N.		71
7			
8	um 8 Uhr Wind zwiſchen S.O. u. N.W.		72
9			70
10	N.		68
11	N. gegen W.		
12	faſt gar kein Wind		65
13	von N. nach N. W. ſchwach, O.		63½

Barometer	Beschaffenheit des Himmels.
10	bedekter Himmel, gegen Abend Regen.
7	bedekter Himmel.
	Regen.
	schön Wetter.
	Regen gegen Abend.
	den ganzen Tag Regen.
17	den ganzen Tag Wolken.
18	Wärme.
15	gegen die Nacht Regen.
	des Nachts starker Regen.
17	schöner Himmel.
16	Hitze.
17	bedekter Himmel, und gegen die Nacht Sturm.
18	heiterer Himmel.
17	" " "
18	hell.
16	gleichfalls.
14	wölkichter Him. gegen die Nacht Regen.
14	Regen. Es zeigten sich Wolken bald auf den Gipfeln der Berge, bald in der Mitte. Auch Schnee auf den Bergen.
17	Nachm. Regen, darauf wölk. Himmel.

Tage	Wind	Thermometer an der Sonne	Thermometer im Schatten
14	N. schwach		65
15	N. und gegen O.		66
16			68
17 u. 18	nicht zugegen	um 4 Uhr 65	
19	N. gegen O.	um 3½ U. 117	91
20	N. gegen O.	um 4 U. 95	75
21	N. gegen O.	um 1, 2, 3 U. 103. 105	
22	N. gegen O. stärker	um 3 U. 99	
23	eben da, stärker	97	73⅛
24	N. nach W.		71
25	eben so		70
26	N. schwach		66
27			64
28	N.		66
29	N.		65
30	N. schwach		
31	N. gegen W.		69

Augustus.

1	N. gegen W.		71
2	N. N. W.		69
3	. . .		67
4	. . .		69
5	N. u. gegen N. W.		
6	eben so		
7	. .	um 1 U. 102	68

Barometer	Beſchaffenheit des Himmels
16	heiterer Himmel.
	eben ſo.
17	gleichfalls.
17	Heiterkeit.
16	groſſe Hize.
15	gleichfalls.
	und auch noch heut.
	. . . .
14	gegen die Nacht Regen.
15	ſchön Wetter.
	. . .
13	bedekter Himmel.
12	Regen, auf den Bergen Wolken.
26. 17	hell, doch waren Wolken an den Bergen.
19	hell.
13	
10	die Berge in Wolken verhüllt.
7	gegen die Nacht Regen.
10	ſo auch heut.
15	fruh Regen; Nachm. aufgeklärt. Himel.
	ſchön Wetter.
10	ſtarker Regen.
14	ſchön.
18	eben ſo.

Tage	Wind	Thermometer an der Sonne	Thermometer im Schatten
8	N. und gegen N. W.		71
11	wiederum ſo		70
12	noch ſo		67
13	" "		70
14	" "		68
15	" "		66
16			
17		90	
18			
19			65
20			
21			67
22	alle dieſe Tage N. gegen W.		68
24			68
25	N. ſchwach, gegen Nachtszeit Sturm		69
26		um 4 U. 113½	74
27	kein Wind		66
29	faſt W.		69
30	auch ſo		
31			62

Barometer	Beſchaffenheit des Himmels.
15	ſchön, aber gegen die Nacht ein Donnerwetter.
20	ein wenig bedekt, gegen die Nacht Regen.
	früh war das Unterſte der Berge in Wolken eingehüllt, die ſich aufwärts zogen und verſchwanden.
16	hell, gegen Abend wölkigter Himmel.
11	gewölkigt, u. auf den Bergen Wolken.
13 5/12	beſſeres Wetter.
	Regen, und nach dem Regen niederum beſſeres Wetter.
12	aufgeklärter Himmel.
11	eben ſo.
14	auch heut.
	wölkigter Himmel, es drohte mit Regen.
16	heiter.
15	eben ſo.
26. 15	heller Himmel.
10	
3	Hize.
5	ein Regen durch die ganze Gegend.
6	bedekter Himmel.
	Regen.
7	hierunten Sonnenſchein, auf den Bergen aber Regen.

September.

Tage	Wind	Thermometer an der Sonne	Thermometer im Schatten
	Es war schön Wetter bis auf den 23.		
23			61 5/8
24			92
25	Sturm, früh aus S. W.		62
26	N.	um 1 Uhr 95	
27	N. gegen W.		61
28	eben so		
30	noch so		

October.

2	N.		61
3	" " "		
4	" " "		
5	" " "		60
6	N. ab. des Nachts S.		
7	Mittags N. geg. O.		
8	S.		58
9	Mittags S. W.		
10	S.		62
11	wiederum S.		
12	S. W.		60
13	S. S. W.		
14			57

1760.

Barometer	Beſchaffenheit des Himmels
26. 0	Regen.
25. 23	ein wenig mit Wolken überzogen.
25. 8	Regen.
11	heiterer Himmel.
13	ein trübes Wetter.
11	eben ſo.
16	
19	heller Himmel.
17	gleichfalls.
	" "
14	" "
12½	trüb, und gegen die Nacht kalt.
14½	" "
10	Regen.
11	hell.
13	Regen.
11	" "
14	die Sonne ließ ſich dann u. wann bliken. Auf den Gipfeln der Berge Wolken.
9	häufiger Regen.
8	trokener Himmel. Die Berge mit Schnee bedekt.

Ob nun gleich diese Tabellen nicht gar zu vollkommen sind, so erhellet doch daraus, daß der Wind meistentheils von Mitternacht her bläset, daß es mehr ein voller Nord- oder gegen Westen abweichender Wind ist: und daß er weniger aus der Gegend zwischen Mitternacht und dem Aufgang herkömmt: meistentheils auch blast er bey heiterm Himmel, doch geschieht es zuweilen, wiewohl seltener, daß es dabey trüb Wetter ist, oder regnet.

Doch ist aber die Herrschaft dieses Nordwindes nicht dermassen unveränderlich, daß nicht auch von Zeit zu Zeit der Süd, und die Winde zwischen Süden und Osten weheten, seltener aber erheben sich einige zwischen Süden und Westen. Oft herrschet auch eine allgemeine Windstille.

Nachdem wir dieses festgesezt haben, so wird es nicht sehr schwer seyn, die Ursache dieser Erscheinung zu finden, warum bey hellem Himmel in den Morgenstunden, nemlich fast von der neunten an, bis um 4. oder 5. Uhr des Nachmittags Winde herrschen, deren vorzüglicher Ursprung der Nord ist.

Das enge auf beyden Seiten von 3000 Schuh hohen Bergen eingeschlossene Thal, öfnet sich von Mitternacht gegen Abend hin: auf der südlichen und östlichen Seite wird es durch entgegenstehende Berge versperret. Die-

ſe Berge haben eine gewiſſe Macht die Winde abzuhalten, und machen, daß der in Helvetien ſonſt ſehr häufige Oſtwind, hier überaus ſelten iſt, indem die mit Schnee bedekten Alpen zwiſchen Wallis und der zu Bex gehörigen Gegend dieſe Gattung Winde auffangen. Hieraus erhellet nun, daß diejenigen Winde am öfteſten blaſen müſſen, denen das Thal gegen den Genferſee hin offen ſtehet.

Es iſt noch übrig, daß wir den Grund anzeigen, warum der Nord-, oder die mit ihm verwandten Winde, meiſtentheils zu dieſen gewiſſen Stunden blaſen.

Die von Oſten gegen Süden ihren Lauf richtende Sonne wirft ihre Strahlen frey in den mittägigen Theil unſers Thales, ehe ſie noch zu derjenigen Höhe kömmt, daß ihr nun der Weg zwiſchen den beyden Alpenketten, der ſüdlichen und nördlichen, offen ſtehet, welche beyde Ketten unſer Thal einſchlieſſen, und nur nahe bey St. Moriz einen freyen Zugang ins Wallis verſtatten.

Dieſe von der Wärme verdünnerte, und eine Zeitlang zwiſchen hohen Bergen eingeſchloſſene Luft, wo ſie ſich in kein Gleichgewicht vertheilen kann, giebt der über dem Genferſee und dem Jura-Gebürge liegenden Luft nach, als wohin die Sonne ſpäter

kömmt a), da sie die Bergketten übersteigen muß, die sich bey St. Saphorin in den See herabsenken. Die kältere und dichtere Nordluft ergießt sich also in die andere verdünnte Luft, die über dem Lande Wallis herrscht, so wie allerdings ein Wind gegen eine Brunst blaset, sobald die benachbarte kühle Luft eine wärmere Luft verdrängen kann, die weniger widerstehet.

Wenn aber die höhere Sonne nunmehr diese nördlichen Berge überstiegen hat, so verdünnert sie alsdenn die Luft, die auf dem Genfersee ruhet, und die gepreßte Luft unsers Thales ergiesset zugleich ihr Uebergewicht in die benachbarte Luft so lang, bis ein Gleichgewicht zwischen der bis jezt noch dünnern Atmosphäre unsers Thales, und der andern bewirket wird, die jenseits unsers Thales ist. Also legt sich der Wind zu Roche, und heitere und schwüle Abendstunden folgen auf ihn.

Wegen der ähnlichen Lage der Thäler herrschet auch der nemliche gewisse Wind im Urnerthale, das gegen Norden offen stehet, gegen Süden und Westen aber von sehr hohen Bergen verschlossen wird: Wiederum herrscht ein beständiger Wind, wiewohl nach einer

a) Dieses ist offenbar, da auch die schönsten Weinberge im Reisthale fast bis um 9. Uhr mit Schatten bedekt sind.

einer andern Richtung, auf dem Wallenſtätterſee, deſſen Ende gegen Süden und Norden von den höchſten Bergen eingeſchloſſen werden, und ſich auf der Abend- und Morgenſeite öfnen. Es regieren auf dieſem See der Oſt- und der Weſtwind mit abwechſelnder Herrſchaft b), ſo wie in unſerm Thale der Nordwind, der aber viel mächtiger als der Südwind iſt, welchen die von uns angezeigten Berge verhindern und abwenden.

Das Walliſerland erſtrekt ſich von Abend gegen Morgen zu. In dieſem langen Thale herrſchen beynahe diejenigen Winde allein, welche von Oſten oder Weſten her wehen; oft verſpühret man auch eine vollkommene Stille, wenn die ſehr hohe Furka und die benachbarten Alpen den Oſtwind zurükhalten. Daher iſt die Luft in Wallis ausnehmend heiß, und der mit weiſſen Dünſten behangene Himmel wird ſo ſchwül, daß man kaum Athem ſchöpfen kann. Dieſe Hize hat eine ſo groſſe Kraft, daß die angeſehenen Bürger, und wem es ſonſt die häuslichen Geſchäfte erlauben, ſich die heiſſen Monate durch auf die Berge begeben: und daß es im Wallis eine durchaus angenommene Meinung iſt, man könne die Kinder im Sommer nicht ohne die gröſte Gefahr unten im Thal auferziehen. Die daſigen Bewohner ſagen, dieſe Hize ſey

b) Scheuchzer, Naturgeſchichte T. I. p. 27.

besonders dem Gehirne schädlich, so daß es von den Sonnenstrahlen verdorben eine unheilbare Narrheit verursache. Diese Krankheit ist allerdings in dem untern Wallis ungemein häufig, und zu Martinach am meisten. Sehr viele Sterbliche, die nur halbe Menschen, und zu allen Geschäften des menschlichen Lebens untüchtig sind, sizen entweder müßig auf den Gassen den Vorbeygehenden zur Schau da, oder sie bringen in Betten kraftlos ihre unnüzen Tage hin. Gemeiniglich fügen sich zu diesem traurigen Zustand ungeheure Kröpfe, und diese Leute sind für die Triebe der Natur selbst so taub, daß ich dergleichen Menschen habe umkomen gesehen, weil der Unrath in dem Mastdarme zu einer ungläublichen Maasse angewachsen war, da sie keine Reizung sich davon zu befreyen bey sich verspührt hat. Diese Leute nennet man Cretins; man findet deren auch hin und wieder im Amte Aelen, und zu Bern, wiewohl seltener. Doch wollte ich nicht gesagt haben, die Hize der Sonne sey die einzige Ursache dieses Uebels: sie kann das Ihrige dazu beytragen. Ich erinnere mich des Exempels einer Fräulein von vornehmer Geburt, die in einem Weinberge von den heissen Strahlen der Sonne getroffen, bis zu ihrem Tode, und drey ganzer Jahre lang selten mehr zum gesunden Verstande gekommen ist. Andre schreiben dieses Uebel den Wassern zu: diese sind aber in

Helvetien

Helvetien faſt an allen Orten heller als Kryſtall, und doch triſt man in einem groſſen Theile meines Vaterlands Kröpfe an.

Uebrigens beſizt das Walliſerland den herrlichen Vorzug, daß in der heiſſen Gegend die Feldfrüchte und die Trauben zur vollkommenſten Reiſſe gelangen, und doch dabey nichts vom Hagel, dem ſonſt gemeinen Uebel Helvetiens, zu befürchten haben. Man hält dafür, dieſes Glük ſey bey einer ſolchen Nähe der Alpen den abgewendeten Süd- und Nordwinden zuzuſchreiben; denn ich meines Theils wüſte keine andere Urſache von der Ausnahme dieſes Naturgeſezes anzugeben, das der Hagel meinem der Republik Wallis zunächſt liegenden Vaterlande ſo ſchädlich iſt.

VI.

Auszug

aus

Hrn. Ditton's

durch die

Auferstehung Jesu

bewiesener christlichen Religion.

Aus dem Französischen.

Aus wahrer Dankbarkeit lasse ich diese Arbeit meiner Jugend abdruken. Es sind vierzig Jahre, daß ein längst in der Ewigkeit belohnter Freund mir rieth, im Ditton die Ueberzeugung der Wahrheiten der christlichen Religion zu suchen. Ich fand sie in solcher Stärke, daß ich zu meinem eigenen Gebrauche, und zur bequemen Wiederholung des Beweises diesen Auszug, zwar auf französisch, für mich schrieb, der nunmehr übersezt worden ist: und gesegnet wird die geringe Arbeit mir scheinen, wenn nur ein einziger Mensch die Kraft der Gründe so lebhaft fühlt, als ich sie gefühlt habe.

Auszug

aus Hrn. Ditton's

durch die

Auferstehung Jesu

bewiesener christlichen Religion.

Wenn man die Eigenschaften dieses Werks überhaupt betrachtet, so scheinet es, die Liebhaber einer genauen Prüfung könnten niemals ein Werk finden, das ihren Einsichten gemässer wäre als dieses. Es ist ein wahrer Beweis per deductionem ad absurdum. Der Endzwek des Verfassers ist zu zeigen, daß diejenigen, welche die Offenbahrung leugnen, der Vernunft und der Wahrheit entsagt haben müssen. Obgleich Hr. D. überhaupt die trokne und traurige pünctlichkeit der mathematischen Lehrart nicht angenommen hat, so folget er ihr nichts destoweniger darinn, daß er keine andre als zuverläßige Grundsäze annimmt, nur die nöthigsten Folgen aus ihnen

nen zieht, alle Fälle der von ihm abgehandelten Möglichkeiten vor Augen stellet, und den Einwürfen, alle die Stärke giebt, die ihnen ihre Urheber selbst hätten geben können. Uebrigens gehet seine Absicht bloß dahin, die Auferstehung Jesu Christi zu erweisen; ist diese That recht bewiesen, so ergiebt sich das übrige von selbsten.

Erster Theil.

Worinn man die Nothwendigkeit der Untersuchung beweiset.

Iter Abschnitt. Allgemeine Beweisthümmer von der Christlichen Religion. Ihre anfänglich nicht zu vermuthende Ausbreitung. Ihre Wunder; ihre Sittenlehre; die Tugenden ihrer ersten Bekenner.

IIter Abschnitt. Die Auferstehung Christi ist ein neuer Beweis für die Religion. Die alten Feinde der Religion, Celsus und die Juden, haben sie nur durch ihre Spötterеyen und Lästerreden angegriffen. Schwäche der Spötterey. Sie erhält ihre Stärke bloß von der Verderbniß derjenigen, die sie anhören. Wenn Celsus und die Juden bessere Gründe anzubringen vermögend gewesen wären, so würden sie sich kräftigerer Mittel bedienet, und getrachtet haben, das falsche dieser Begebenheit zu erweisen.

IIIter Ab-

IIIter Abſchnitt. **Die Religion fürchtet nicht ſich in allem ihrem Lichte zu zeigen.** Man kan ihr kühnlich die ganze Macht ihrer Widerſächer entgegenſtellen. Eine einige Unwahrheit würde ſie doch über den Hauffen werfen. Es kömmt alſo darauf an zu erweiſen, daß ſie keine ſchwache Seite habe.

IVter Abſchn. **Die Auferſtehung, wichtigſter Beweis der Religion.** Wenn ſie wahr iſt, ſo iſt Chriſtus ein von Gott Geſandter. Er kann alſo nicht die Unwahrheit verkündiget haben. Man muß ſich alſo allem dem unterwerfen, was ſein Mund geredet hat. Der Chriſt kan demnach einer ewigen Glükſeligkeit gewärtig ſeyn, und der Ungläubige eines eben ſo groſſen und gewiſſen unſeligen Zuſtandes, als die Seligkeit des Chriſten ſeyn wird.

Vter Abſchn. **Man ſoll über die Wahrheit der Religion nicht gleichgültig ſeyn.** Dieß hieſſe am Rande eines Abgrundes einſchlafen. Man findet Wahrſcheinlichkeit in der Religion, man findet demnach welche an dem Untergange des Deiſten. Dieſer muß alſo unterſuchen, ob er gegründete Urſache habe zu fürchten, und ſich nicht eher beruhigen, bis er zu einer innern Gewißheit von dem Unſgrunde der Religion gelanget iſt. Die Deiſten haben dieſe Gewißheit nicht; beſäſſen

ſie

sie dieselbe, so bestritten sie die Religion systematisch und nicht mit Spöttereyen.

VIter Abschn. Kann man die Falschheit der Auferstehung darthun, so ist der Entschluß des Deisten der vernünftigste, weil er alsdann so wohl gegründet ist, als wie er die Annehmlichkeiten des Lebens vermehret; und

VIIter Abschn. weil der Christ unnöthiger Weise leidet. Die Märtyrer handelten thöricht, da

VIII. sie sich dem Tode und den Quaalen bloß sezten, und wir würden nicht weniger Thoren seyn, wenn wir uns Gewalt anthäten, unsre Begierden zu zähmen, und den Vergnügungen der Welt zu entsagen, folglich unsre liebsten Angelegenheiten einem Schatten aufzuopfern, und beständig vor einem Hirngespinste zu zittern;

IX. und weil er sich endlich allzustrenge Pflichten aufbindet. Indem die christliche Religion eine genaue Sittenlehre anpreiset, so hilft sie die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaften überhaupt, und eines jeden Gliedes insbesondere befördern. Aber die Tödtung der Lüste und die Selbstverleugnung, deren Absicht ist, uns vorzubereiten, aus Liebe zu höhern Gegenständen alles zu verlassen, die sind nunmehr überflüßige, beschwerliche, uner-

unerträgliche Pflichten, wenn kein zweytes belohnendes Leben kömmt.

Xter Abſchn. Ohne ein künftiges Leben muß man demnoch die Tugend lieben. Der Schöpfer verdienet darum nichts deſtoweniger unſre Unterwürfigkeit. Selbſt unſer Eigennuz verlanget, daß wir gerecht, mäßig, liebreich, vorſichtig, gute Bürger ſeyen.

XIter Abſchn. Die chriſtliche Religion befiehlt aber die Eigenſchaft die menſchliche Natur vollkommner zu machen. Sie befiehlt die Tugenden auch in ihrem höchſten Grade auszuüben.

XIIter Abſchn. Die chriſtliche Religion macht ein wohlüberdachtes Lehrgebäude aus. Ihre Vorſchriften paſſen zu ihrem Endzweke.

XIIIter Abſchn. Durch die Furcht und die Hofnungen, welche ſie uns zeiget, bereitet ſie uns auf das künftige Leben. Nichts iſt ſtärker uns zur Tugend aufzumuntern, als die Erwartung eines künftigen Lebens.

XIVter Abſchn. Sie muß uns die Verleugnung unſrer ſelbſt einſchärfen. Die Dinge dieſer Erden ſollen uns gleichgültig ſeyn. Denn in dem Himmel ſollen uns andre Gegenſtände beſchäftigen. Derohalben muß man hier anfangen, für das Irdiſche unempfindlich zu werden.

XVter

XVter Abschn. Die christliche Liebe hat eine der vornehmsten Lehren der Religion seyn müssen; weil in dem Himmel weder Neid, noch Zorn, noch Haß statt haben wird. Man muß also schon in dieser Welt die Menschen lieben, ihnen vergeben, und sich ihnen überhaupt gefällig erzeigen.

XVIter Abschn. Die Zweifel des Deisten entstehen bey ihm daher, weil er den Ungrund der Religion wünschet. Die Ruchlosigkeit des Herzens ist die geheime Quelle des Irrthums. Verhalten des Herzens, das den Verstand betrügen will.

XVIIter Abschn. Es kann noch andre Ursachen geben, der Deisterey anzuhangen. Falscher Begriff von Gott, wenn man glaubt, er habe sich immer auf eine für uns faßliche, unsern Kräften angemessene Weise offenbaren sollen. Schluß den man daraus ziehet, daß man nemlich alles das leugnet, was nicht gerade mit dem Begriff übereinzukommen scheinet, den man sich von Gott machet. Ein andrer Grund, man glaubt nicht, Gott habe uns so mühsame Pflichten auflegen wollen, da er uns eine so grosse Neigung zum Laster gegeben hat.

XVIIIter Abschn. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dergleichen Ungläubige häufig seyen, weil bey der Widerlegung der Religion

ſion die Ungläubigen nur Affect, und nicht Vernunftſchlüſſe zeigen. ꝛ ꝛ H.)

XIX - - XXIIter Abſchn. Denn der Verſtand iſt nicht ſo eiferſüchtig über ſeine Rechte als das Herz. Die Erbitterung der Deiſten beweiſet, daß ſie vielmehr ihr Herz, als ihren Verſtand, rächen. So abgeſchmakt auch des Mahomets Lehre iſt, ſo widerlegen ſie ſich doch nicht mit dem nemlichen Grimme.

XXIIIter Abſchn. Die Deiſten haben keine Ehrerbietung für das Naturgeſez; denn dieſes wird in der Offenbarung enthalten und beſtätiget, gegen welche ſie ſo erboßt ſind. Auch trachten verſchiedene derſelben das natürliche Geſez umzuſtoſſen, indem ſie es mit den Vorurtheilen der Auferziehung vermengen. (Heimlich iſt ihnen eben ſo viel daran gelegen es zu leugnen, als die Offenbarung zu verwerfen. H.)

XXIVter Abſchn. Sie werden niemals die nemliche Ehrerbietung, wie die Chriſten, für das Naturgeſez haben; weil es gleichſam zu unbeſtimmt für ſie, hingegen für die Chriſten klar, auch mit Verheiſſungen und Drohungen begleitet iſt.

XXVter Abſchn. Wenn ſie ihm auch ein göttliches Anſehen zueigneten. Nur die Achtung, die der Freygeiſt einem wohlthätigen

Gotte schuldig ist, kann ihm dieß Geständnis abnöthigen. Dieser Gott bezeiget sich viel wohlthätiger für die Christen; sie sind also auch seinen Befehlen mehr schuldig.

XXVIter Abschn. Man kann sich nicht sicher auf die Rechtschaffenheit des Deisten verlassen; weil er nicht die nemlichen Gründe hat tugendhaft zu seyn, die der Christ haben kann. Bey diesem liegt alles daran, nach Gottes Vorschrift zu wandeln. Den Deisten treiben nur schwache Verbindungen dazu. Der Namen eines Christen kömmt nur demjenigen zu, der es aus Ueberzeugung, nicht dem, der es gleichsam von ungefehr ist.

XXVIIter Abschn. Einwendung des Deisten: Wenn die Religion falsch ist, so wird der Christ als ein der Abgötterey Schuldiger gestraft werdtn. Er waget also eben so viel als ich.

XXIXter Abschn. Allein man nehme alles dieses an, der Deist stellet sich darum nicht weniger der Gefahr bloß, obgleich der Christ eben sowohl als er Gefahr liefe. Er ist nichts destoweniger verbunden die Wahrheit zu untersuchen. Denn beyde Meinungen können nicht zugleich falsch seyn. Im Irrthum läuft er immer Gefahr. Er soll trachten sich davon zu befreyen.

XXXter Abschn. Der Christ hat ein gröss-

seres

ſeres Recht den Deiſten von ſeiner Gefahr zu benachrichtigen, weil die Drohungen wider ihn ganz deutlich in dem Geſeze des Chriſten enthalten ſind, und weil die Gefahr dieſes leztern nur allein von der Einbildung des Deiſten abhänget.

XXXIter Abſchn. Wenn der Chriſt ſich betrüget, ſo läuft er weniger Gefahr, als der Deiſt in ſeinem Irrthum.

XXXIII. Denn er wird nur wegen des gegen das Naturgeſez begangenen Fehlers geſtraft, und der Irrthum, worin er

XXXVIII. unvorſezlich in Anſehung der Religion ſteht, wird ihm leicht vergeben werden. Der Deiſt wird hingegen wegen der Offenbarung, wegen des Geſezes der Natrr, wegen der Läſterungen, die er an Jeſu Chriſto als dem unleugbaren Gotte begangen hat, gerichtet werden müſſen. Der Chriſt hat bey ſeinem Irrthum verlohren; der Deiſt hat dabey gewonnen. Dieß muß gegeneinander vergütet werden. Der Gott der Deiſten, der ohne irgend eine Genugthuung vergiebet, wird leicht eine irrige Meinung vergeben. Der Gott der Chriſten ſpricht deutlich die äuſſerſten Strafen wider den Deiſten aus, der ſeinen Namen verleugnet.

XXXIX. Abſchn. Der Freygeiſt iſt demnach verbunden ſich der Prüfung zu unter-

werfen, weil er unendlich Gefahr läuft, wenn er im Irrthume steket, und eben so viel bey der Verlassung desselben gewinnet. Der Irrthum in dieser Materie ist unendlich mehr zu fürchten, als bey einer andern Sache.

Zweyter Theil.

Ueber die Beschaffenheit der Beweise, welche unsern Beyfall nach sich ziehen müssen.

Cap. I. §. 3. Augenscheinlicher Beweis, welcher die Behauptung eines Sazes so stark unterstüzet, daß die Verneinung desselben zum Ungereimten führet. Zulänglicher Beweis, welcher in einem gegebenen Falle von der Beschaffenheit ist, daß in jedem andern ein vernünftiger Mensch verbunden seyn würde, dabey zu beruhen.

§. 4. 5. Diese lezte Art von Beweisthum ist keine Demonstration. Sie (die Demonstration) thut dem Verstande gleichsam Gewalt an, und zwinget ihn sich zu ergeben, denn die Kette von Wahrheiten dieser Gattung ist kürzer, gedrängter, und bekannter.

§. 6. Aber ich sage, es ist von der Natur, daß der Geist sich dabey beruhigen kan, nemlich klar und hinlänglich.

Cap. II.

Cap. II. §. 1. Gott hat uns einen Verſtand gegeben, der fähig iſt die Wahrheit zu empfinden und ſich ihr zu unterwerfen. Wir ſind verbunden den Kennzeichen der Wahrheit nachzugeben, die in unſre Seele gepräget ſind. Freylich können wir ihnen widerſtehen, es geſchiehet aber aus verkehrtem Sinn.

§. 2. Denn da jede vernünftige Creatur zu einem Endzwek erſchaffen iſt, ſo muß ihr Gott alle benöthigten Eigenſchaften verliehen haben, zu dieſem Endzweke zu gelangen.

§. 3. Gott muß dieſe Verfaſſungen in uns gelegt haben. Er hat uns nicht bloß der Auferziehung und dem Beyſpiele überlaſſen, als welche für vernünftige Weſen allzu ſchlimme Führer ſind. Der Verſtand neiget ſich von Natur zum Wahren, ſo wie der Wille zum Guten.

§. 4. Sonſt würde er über uns die nemliche Herrſchaft, als über die Thiere ausüben. Unſre Handlungen ſind bey Gott nur nach den in uns gelegten Grundſäzen verantwortlich. Wenn wir in uns ſelber keine derſelben haben, und wenn wir ſie erſt durch das Anſehen, und von ungefehr erlangen, ſo können wir auch nicht anders als nach dieſen ſchwankenden Grundſäzen handeln, und wir werden nicht mehr zur Tugend verbunden ſeyn, ſobald unſre Eltern dieſelbe uns nicht anpreiſen. Alsdenn

denn wird uns Gott weder Vorwürfe machen, noch Belohnungen ertheilen können.

§. 5. Wie hätte, ohne dieses Gesez, der erste Mensch seine Schlüsse und Folgerungssäze ziehen können? Für ihn ist keine mündliche Uebergebung da gewesen; die unmittelbare Eingebung ist wider die Würde der göttlichen Weisheit, warum hätte sie dem Menschen seine ganze Vollkommenheit nicht auf einmal geben sollen?

§. 6. Dieß konnte auch nicht von den in die Sinne fallenden Gegenständen kommen. Wenn der äussere Gegenstand seinen Eindruk auf uns gemacht hat, so hat er alles gethan, nichts verändert seine Richtung gleichsam zurük auf unser Herz zu würken. Der Begriff eines Pferdes, der von Flügeln, sind Begriffe, wovon wir die Originale einzig sehen, aber leugnen, daß sie sich jemals miteinander verbinden. Kömmt dieß von den abgesonderten Ideen der Flügel oder des Pferdes? Der erste Mensch hat also auf keine andre Weise Vernunftschlüsse machen, und seinen Lebenswandel als ein vernünftiges Wesen einrichten können, als zufolge dieses nemlichen Gesezes, welches Gott uns verliehen hat, die Verrichtungen unsers Verstandes zu lenken, und welches macht, daß wir unsern Beyfall der Wahrheit nicht versagen. Wenn der erste Mensch im Besize dieses Gesezes gewesen

ist,

iſt, warum ſollten wir es nicht auch haben? Bey ſo vielen böſen Exempeln falſcher von einem Menſchen zum andern gekommener Berichte, haben wir es nöthiger als er.

Cap. III. §. 1. Der Wille iſt dem Verſtande nicht unterworfen. Dieſer muß jenen zurechtweiſen, er iſt aber nicht genöthiget, dem Verſtande unumgänglich zu folgen. Er kann dem Verſtand ausweichen, ſich ſeiner nicht bedienen, auch wohl ſeine klarſten Schlüſſe übern haufen werfen, wenn ſie der Erlangung gewiſſer Güter zuwider ſind, die er für nothwendig hält.

§. 2. Wenn man allzuviel Geſchmak an den ſinnlichen Dingen findet, ſo verliert man den Geſchmak zur Wahrheit.

§. 3. Nur in ſo fern haſſen wir die Wahrheit, als ſie ſich unſern Leidenſchaften entgegenſezet. Wir erliegen unter den Leidenſchaften, wenn wir gar zu vertraut mit ihnen werden, wenn wir unſerm Geiſte nicht oft genug Pflicht und Wahrheit vorſtellen.

§. 4. Wir können uns von der Herrſchaft der Leidenſchaften befreyen, wenn wir die Stimme des Verſtandes gebührend anhören, und über unſre Pflichten, über die Folgen unſrer Handlungen nachdenken. Dieſes hängt von uns ab, wir ſind frey unſre Seele an einen uns beliebigen Gegenſtand zu heften.

Cap. IV. §. 1. Die Liebe zur deutlichen Gewißheit ist uns angebohren. Sobald jemand zulängliche Beweise sich von einer Sache zu überzeugen gefunden hat, so ergiebt er sich ihnen gewiß und mit Vergnügen.

§. 2. Und es ist der Wille Gottes selbst, daß wir so verfahren. Gott nach seiner Allweisheit kann für die Ursache unsrer Entschliessung uns nur das Gewisse und Wahre, nicht aber das Dunkle oder Zweifelhafte gegeben haben. Wir müssen Gott gehorchen.

Cap. V. Der jezt beschriebene Beweis ist von einer sittlichen Gewißheit. Ihn verwerfen heißt die sittliche Gewißheit verwerfen, in der Absicht nur den Sinnen, oder einem mathematischen Beweise zu glauben; welches eben so gefährlich als unmöglich wäre.

Cap. VI. Was sittliche Gewißheit ist.

§. 1. Es giebt gewisse allgemeine Beweggründe, die den Menschen zur Wirksamkeit reizen, und seinen Handlungen eine beständige Bestimmung geben. Von der Art ist der Eigennuz, das Temperament ꝛc. ꝛc.

§. 2. Man kann eben so sicher gewärtig seyn, daß die Menschen zufolge dieser Regeln handeln werden, als man am Morgen der Sonne Aufgang erwartet. In beyden

Fällen

Fällen liegt eine sittliche Evidenz zum Grunde. Auf der Sonnen Niedergang folget stets ihr Aufgang: sie wird also nicht unterlassen, morgen wiederum am Himmel zu erscheinen. Gewisse festgesezte Ursachen bringen gewisse Handlungen hervor. Sie werden also auch in diesem besondern Falle daraus fliessen. Dieß sind einander ganz ähnliche, sehr gebräuchliche und richtige Vernunftschlüsse.

§. 3. Das Zeugnis der Menschen kann unverwerflich glaubbar seyn; wenn es offenbar ist, daß sie keinen Grund zu liegen, und kein Vermögen gehabt haben, die Falschheit dessen, was sie behauptet haben, zu verhelen.

§. 4. Beweis oder Demonstration des Warum. Wenn nach der Erkenntnis der unmittelbaren Ursache man findet, eine solche Wirkung habe nothwendiger Weise daraus folgen müssen. Beweis oder Demonstration von dem was ist. Wenn man nur eine entferntere Ursache oder eine nothwendige Wirkung für den Beweisthum der Nothwendigkeit einer Wirkung findet. Beweis durch das Antreiben zur ungereimten Folge. Er geht noch mehr von dem gemeinen Wege ab, ist aber dennoch von den Menschen überhaupt und von den Mathematikern erkannt worden.

§. 5. Es giebt sittliche allgemeine angenommene Grundsäze, wie es von eben der

Art geometrische giebt; sind ihre Schlüsse in beyden Fällen gehörig nach der Form gezogen, so müssen sie auch in beyden Fällen gewiß seyn.

§. 6. 7. Ist der Eintrieb zur ungereimten Folge in der Meßkunst schlüßig, so ist er es auch in der Sittenlehre; er ist sogar in dieser leztern stärker, weil der Nachtheil grösser ist zu einem bösen sittlichen Saze, als zu einer ungereimten Bejahung in der Geometrie getrieben zu werden.

§. 8. Da die sittlichen Beweise nur bis zum Erweise des Geschehenen schliessen, so sind sie eben so gut als die physische Demonstration.

§. 9. Die Menschen werden eben sowohl durch die sittliche Gewißheit als durch die mathematische überzeugt. Und sie handeln diesem Grundsaze zufolge mit einer vollkommenen Zuversicht.

§. 10. Wenn eine Art von Beweisthümern einer ganzen Classe von besondern Fällen zukömmt, so kömmt sie auch jedwedem einzeln dieser besondern Fälle zu, ohne daß seine Wichtigkeit verbinde andre Beweise zu suchen. In den Sachen unsre Seligkeit betreffend muß man nach dem nemlichen Grundsaze handeln, nach welchem man in den weltlichen

Geschäf-

Geſchäften handelt. Nur muß man in jener Sache die Beweiſe genauer erwägen.

§. 11. 12. Die phyſikaliſche Möglichkeit der Falſchheit eines Zeugniſſes iſt kein zu Handlungen treibender Bewegungsgrund für uns. In der Ausübung wäre das von keiner Anwendung, und Gott wird keinen unmöglichen Grund zu handeln in uns gelegt haben. Der mancherley Verdacht gegen einen Zeugen muß blos von einer beſondern Urſache an ſeiner Aufrichtigkeit zu zweifeln, entſtehen.

§. 13. Die Menſchen handeln nicht nach einer phyſiſchen Möglichkeit, die noch übrig bleibt, und nach welcher die Menſchen doch betrogen könnte. Sie handeln nach einer gröſſern Wahrſcheinlichkeit, nemlich nach der Kenntnis der wenigen Freundſchaft, die ſie haben einander zu dienen, nach dem Vorzuge den man ſeinen eignen Vortheilen giebt, und nach der Erfahrung die ſie überzeugt, von andern betrogen worden zu ſeyn.

§. 14. Ein Zeugnis verlieret oft von ſeiner Stärke durch unſer Verſchulden, und nicht durch ſeinen eignen Fehler. Wenn wir es mit vorgefaßter Meinung, nur obenhin, in der Abſicht es falſch zu finden, unterſuchen, ſo geziemet es uns nicht die Schwäche deſſelben anzuklagen.

§. 15. Die Glaubwürdigkeit eines Zeugnisses wird durch die Länge der Zeit nicht verringert. Wir sind von der Niederlage des Darius eben so gewiß versichert, als diejenigen, welche zu Alexanders Zeiten lebten. Ursache dieses falschen Begriffes. Die Begebenheiten entfernter Zeiten rühren und beschäftigen uns weniger, die Gleichgültigkeit macht daß ihr Begriff nicht so lebhaft ist, als die Vorstellung der Begebenheiten, die unter unsern Augen geschehen. Im Gegentheile muß die Glaubwürdigkeit mit der Länge der Zeit zunehmen, und dieses geschieht durch die Anzahl der Stimmen verständiger Leute, durch den geringen Anschein, daß so viele Jahrhunderte immer einerley Irrthum sollten angehangen haben.

Cap. VII. Nothwendigkeit der sittlichen Gewißheit bey den weltlichen Geschäften.

Ohne sie hätte keine Gerechtigkeit, und folglich keine Sicherheit statt; ohne das gegenseitige Zutrauen würden die Menschen sich hassen, sie würden einander fliehen, und würden nicht gesellschaftlich seyn. Die Beweisthümer der Blutsverwandtschaft würden aufhören, die bürgerliche und natürliche Geschichte gienge verlohren, die Wissenschaften wären vernichtet.

Cap. VIII. Die Anhänger des Pyrrho klagen uns fälſchlich an, der Religion eine mathematiſche Gewißheit zuzueignen. Sie muß etwas glaubwürdiges haben, und wornach wir unſre Handlungen einrichten können. Sie muß Merkmale an ſich tragen, woran wir dieſe Glaubwürdigkeit erkennen. Sind dieſe Kennzeichen einmal erwieſen, ſo ſollen wir nicht mehr an einer Sache zweifeln. Böſe Ränke der Zweifler um ihren Verleumdungen wider das Evangelium einen Anſtrich zu geben.

Cap. IX. Verſchiedene Nachrichten über die Weiſe, nach der ſich der Verſtand bey der Unterſuchung zu verhalten habe.

Cap. X. Gott betrieget uns nicht, alſo wird er dem Betruge nicht den Character der Wahrheit geben. Hingegen wird er der Wahrheit hinlängliche Charactere eindrüken, woran wir ſie von der Betriegerey unterſcheiden können; beſonders in Materien von der äuſſerſten Wichtigkeit.

Dritter Theil,

worinn man Beweisthümer von der Geſchichte ſelbſt findet.

Cap. I. Es muß ein falſcher Schluß in einem der beyden Lehrgebäude ſeyn. Bey gründlicher Unterſuchung des Lehrgebäudes

der Christen, und der Lehre der Ungläubigen muß man in einem oder dem andern den Character des Falschen, und Folgen finden, die zur Ungereimtheit führen.

Cap. II. 1. Abschnitt. Es ist ganz gewiß ein Jesus, der Stifter unsrer Religion, gewesen, der unterm Augustus und Tiberius gelebet, und den man gekreuziget hat. Juden, Heiden, Mahometaner, alle Gegenpartheyen kommen darinn überein.

2. 3. Abschn. Josephi Zeugnis. Es ist zuverläßig von ihm. Es ist wahrscheinlicher, daß man die Abschriften verfälschet, welche Justinus der Märtyrer, Origenes und Tertullianus gesehen haben, als es zu vermuthen ist, daß man diese Stellen jenen Exemplaren beygefüget hätte; deren sich Eusebius, Sozomenus und andere Männer bedienet haben. (Auf dieses Zeugnis würde ich nicht allzusehr mich stüzen. H.)

4. Abschn. Selbst Julianus hat die Wunder Jesu Christi eben sowohl als die alten Juden erkannt. Celsus gesteht uns die ganze Geschichte des Heilandes ein, so wie sie uns das Evangelium erhalten hat.

Cap. III. Unverfälschte Richtigkeit des Evangeliums, und besonders der historischen Bücher.

1. Ab-

1. Abſchnitt. Die Frage iſt: ob die Bücher des Evangeliums wirklich von denjenigen ſind verfaßt worden, deren Namen ſie führen.

2. Abſchn. Die erſten Lehrer der Religion haben ihre Predigten ſchriftlich hinterlaſſen müſſen. Alle Stifter einer Secte ſind beſtändig ſo verfahren; ohne dieſe Vorſicht könnte keine derſelben beſtehen.

3. Abſchn. Bey Lebzeiten der Apoſtel hat man keine fremde Schriften unter ihren Namen erdichten können. Da ſie beſtändig herum reiſeten, und ihre Schüler herum reiſen lieſſen, ſo waren ſie überall bey der Hand alle die falſchen Erdichtungen, die man ihnen zugeſchrieben hätte, zu widerlegen.

4. Abſchn. In den erſten Jahrhunderten haben die Schriften der erſten Lehrer der Chriſten auch nicht können untergeſchoben werden; weil man zur Zeit des Tertullians auf den apoſtoliſchen Lehrſtülen die eigenhändigen Urſchriften der heiligen Bücher noch aufbewahrte.

5. Abſchn. Keine Secte hat ſie unterſchieben können; weil alle andre chriſtliche Secten ſich würden vereiniget haben, dieſe falſchen Ausgaben zu unterdrüken.

6. Abſchn. Dieſe Verfälſchung konnte auch nicht durch die Abrede aller Chriſten geſchehen;

schehen; weil so viele verschiedene Secten ihre Vortheile nicht hätten vereinigen können, eine so verhaßtge Veränderung zu bewirken.

7. Abschnitt. Noch von ihren Feinden.

8. Abschn. Andre Gründe. Menge der allenthalben ausgebreiteten Abschriften; Unmöglichkeit sie alle auf einmal zu verfälschen. Mündliche Fortpflanzung, und Gedächtniß der Gläubigen, die den heiligen Text auswendig wußten. Die Schriften des N. Bundes sind nie weder von den Juden, noch vom Julianus, noch von den Ketzern, noch von denen in Zweifel gezogen worden, die man von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen hatte. Im Gegentheile haben sich alle Secten immer auf diese Glaubensbücher gegründet, und haben ihre Beweisthümer der Wahrheit darinn finden wollen.

9. 10. Abschn. Einwurf von den verschiedenen Lesarten hergenommen. Der heilige Text ist an manchen Oertern verändert, er kann es noch an andern seyn, welche Gewißheit hat man, daß er es nicht ist? Wenn er von Gott eingegeben worden ist, warum hat ihn Gott nicht vor der Verfälschung verwahret? Aber er ist nur bey Kleinigkeiten, bey Punkten von keiner Erheblichkeit, verändert. Das Wesentliche hat daran nichts gelitten. Den Text von diesen kleinen Veränderungen

zu versichern, hätten beständige und unnöthige Wunder geschehen müssen. In allen Geschichtschreibern findet man dergleichen Abänderungen, ohne daß man daher berechtiget sey an ihrer historischen Wahrheit zu zweifeln. Das alte Testament hat deren auch, unerachtet der ausserordentlichen Behutsamkeiten der Juden, welche wußten, wie vielmal jeder Buchstabe in dem heiligen Texte war, und unerachtet der Strenge, mit welcher sie die Verfälscher des Gesezes bestraften). H.)

Cap. IV. Ueber die Eigenschaften der Zeugen der Auferstehung Jesu.

Man hat in Engelland die Auferstehung durch die ganze gerichtliche Methode, nach der Form der Landesgeseze, dargethan. Man bedienet sich hier einer fast gleichen Methode, die aber die sittliche Gewißheit zur Richtschnur hat, und nicht Provinzialgeseze.

2. Abschn. Es sind mehr Zeugen von der Auferstehung Jesu vorhanden gewesen, als jemals ein Richter begehret hat. Der Apostel Paulus zählete mehr als fünfhundert, die zu seiner Zeit lebten. Wenn sie alle Betrüger sind, welches Wunderwerk wurde erfordert, sie so vollkommen einstimmig zu machen.

3. Abschn. Alle diese Zeugen waren Augenzeugen von verschiedenen viel Aufsehens

erregenden und nach der Auferstehung vorgegangenen Begebenheiten. Ein einziges Blendwerk könnte wohl einer verderbten Einbildungskraft zugeschrieben werden, so viel verschiedene Umstände des auferwekten Erlösers können keine Geberden der Ueberredung seyn.

4. Abschn. Die Zeugen bezeugen die Auferstehung mit aller Feyrlichkeit der Beeidigung. Waren sie keine Gottesverleugner, so muß man sie für wahrhafte Zeugen halten. Waren sie es, so muß man sehen, ob dieses mit ihrer Aufführung übereinstimmet.

5. Abschn. Sie haben diese Begebenheit an den Oertern verkündiget, wo dieselbe sich zugetragen hat. Ihre Feinde würden demnach den Betrug leicht entdekt haben, wenn einer dahinter gewesen wäre.

6. Abschn. Sie legten ihr Zeugnis in Gegenwart der Häupter der Nation auf die allerfeyrlichste Art ab. Diese Häupter, die beschuldigten Mörder des Meßias, liessen die Zeugen ohne Bestrafung hingehen, und ohne daß sie sich unterstanden hätten die Sache zu untersuchen; sie begnügten sich blos ihnen die Verschwiegenheit davon einzuschärfen.

7. Abschn. Diese Zeugen sind von einer unverdächtigen Redlichkeit. Niemals unterstunden sich weder Juden noch Heiden ihre

Sitten

Sitten anzugreifen. Die Beleidigungen, die ſie erlitten, ſind immer verſchuldet.

8. Abſchn. Sie hatten, um zu überzeugen, nichts als die Wahrheit auf ihrer Seite. Sie waren ohne Wiz, ohne Beredſamkeit, ohne Manieren der groſſen Welt.

9. Abſchn. Sie ſahen keinen zeitlichen Vortheil vor ſich, dieſen Betrug zu unternehmen. Sie giengen im Gegentheile den Schmähungen, den Leiden, der Verbannung, und dem Tode entgegen.

10. Abſchn. Die Apoſtel betrugen ſich bey dieſem Zeugniſſe nicht nach ihren Vorurtheilen. Sie verharrten im Gegentheile ſo lang in ihrer Ungläubigkeit, als ſie nur der Wahrheit zu widerſtehen vermochten. Sie unternahmen hernach ihre angeſtammten Gebräuche, ihre Ceremonien umzuwerfen, ein Gegenſtand, an welchem die Juden ſehr hartnäkig hiengen. (Petrus ließ es auf ein Wunderwerk ankommen, ehe er die Reinigkeit der Speiſen, und die Nothwendigkeit der Beſchneidung aufgab. H.)

11. Abſchn. Sie mochten für Leute ſeyn welche ſie wollten, wenn ſie logen, ſo ſündigten ſie gleich ſtark wider die jüdiſche Religion, und wider die neue von ihnen gepredigte chriſtliche. Sie wären alſo verruchte Böſewichter und Atheiſten geweſen.

12. Abschn. Nun aber ist es unmöglich, daß sie solche Böswichter gewesen seyen. Atheisten würden nicht eine der Atheisterey schnurstraks zuwiderlaufende Religion gegründet haben. Betrüger würden ihre Standhaftigkeit bey den Martern und im Tode selbst nicht haben erhalten können. Weder die einen noch die andern würden sich so augenscheinlicher Gefahren für ein Lehrgebäude blos gestellt haben, wobey sie weder zeitlichen Gewinn noch Ehre hofften. Sie suchten keinen Ruhm darinn, indem sie ihre geringsten Fehler und Schwachheiten bekannten.

13. Abschn. Sie waren von der Wahrheit dessen überzeugt, was sie predigten. Eine lebendige Ueberzeugung kann allein den Muth einflössen, den sie in allen Gefahren erhalten haben. Den Gottesverleugner hätte zum wenigsten dann und wann eine Furcht befallen. Da ihm das Leben sein alles ist; warum sollte er es aus Liebe zu einer unnüzen Betrügerey gewaget haben.

14. Abschn. Sie waren weder Schwärmer noch Thoren. Ihre Schriften tragen zuviel Kennzeichen der Weisheit und der Vernunft an sich. Ihre Feinde haben sie niemals jener Fehler beschuldiget. Hingegen haben die Zeugen Jesu alle diejenigen zum Stillschweigen gebracht, die ihnen widersprachen. H.)

Cap. V.

Cap. V. Schlußfolge für die Auferſtehung.

1. Abſchnitt. Das Zeugnis der Apoſtel hat alle die Eigenſchaften, ſo die moraliſche Gewißheit fodert. Es wird von klugen, tugendhaften, zahlreichen, uneigennüzigen Augenzeugen abgeleget. Keine Gerichtsſache würde verlohren werden, welche durch eben ſo bündige Beweiſe unterſtüzt würde.

2. Abſchn. Es iſt ſo beſchaffen, daß, falls man es verwärfe, man die ſittliche Gewißheit leugnete. Man hält alles dasjenige für gewiß, das alle Kennzeichen der moraliſchen Evidenz an ſich trägt. Man nenne mir ein Kennzeichen der deutlichen Gewißheit, das unſerm Falle mangle? Wenn deren keines fehlet, warum will man zweifeln? Die Deiſten zweifeln, weil ſie die Auferſtehung Jeſu nur überhaupt als eine hiſtoriſche Begebenheit anſehen, und ſich in keine ihrer beſondern Umſtände einlaſſen. Ohne daß ſie es ſelbſt merken, nehmen ſie ihr dadurch auf eine feine Art die Beweiſe der Evidenz, die aus ihren Umſtänden flieſſen. Denn die Wahrheit einer Begebenheit iſt überhaupt genommen niemals überzeugend, ſie wird es erſt durch die Kennzeichen der Wahrheit, die man an ihren Umſtänden entdeket. H).

3. Abſchn. Das Zeugnis iſt darum nicht weniger glaubwürdig, weil es die Auferſte-

hung eines Todten zum Vorwurfe hat. Augenscheinliche, bewährte Beweisthümer müssen überzeugen, man wende sie bey einem besondern Falle an, bey welchem man wolle.

4. Abschn. So wunderbar auch diese That sey, so hat sie für diejenigen keine Unmöglichkeit, welche Gott als die wirkende Ursache davon angeben. (Sie hat eine für die Deisten, sie halten sie ihrer Natur nach für unmöglich, aber diese Unmöglichkeit ist nur ein Trugschluß, der aus einer unvollkommnen Induction entsteht. Sie halten die Wiederherstellung der Bewegung des Herzens für unmöglich, weil sie sie niemals nach einigen Tagen gesehen haben. Aber keine Induction schließt die Fälle aus, die übrig seyn können. An gewissen Thieren ist eine noch weit unglaublichere Auferstehung natürlich, und tausendmal gesehen worden. Sie streitet also nicht wider die Natur des Lebens. Bey Jesu ist sie ein Wunder, weil sie versprochen, vorherverkündigt, ohne menschliche Hülfe, und in Umständen geschehen ist, bey welchen ein Mensch ohne Wunder nicht auferstehen kann).

5. Abschn. Sie ist Gott nicht unmöglich, weil sie ihm nicht unanständig ist. Denn sie ist den Menschen zugestanden worden, sie wegen ihrer eignen Auferstehung zu beruhigen, und ihnen einen völligen, ungezweifelten Beweis in ihrer Religion zu geben.

6. Ab-

6. Abſchn. Ob ſie alſo gleich erſtaunend iſt, ſo iſt ſie darum nicht weniger glaubwürdig.

Cap. VI. Verſchiedene Gründe um darzuthun, wenn die Ausſage der Apoſtel ein Betrug geweſen wäre, daß er alſobald würde ſeyn entdekt worden. Die Juden hatten alle Mittel in den Händen den Betrug zu entdeken, ſie hatten auch den Willen dazu. Die Sache hatte ſich in einer groſſen, und von der Wahrheit ihrer Religion nicht wenig überzeugten Stadt, zugetragen. Die Apoſtel haben ſie in Angeſicht der angeſehenſten Perſonen unter den Juden offenbaret.

2. 3. Abſchn. Die Auferſtehung Jeſu trägt alle Kennzeichen an ſich, die die moraliſche Gewißheit fordert. Ausforderung an die Deiſten, diejenigen anzuzeigen, die ihr mangeln.

Cap. VII. 1. Abſchn. Wenn die Juden von der Wahrheit der Auferſtehung überzeugt waren, ſo muß es niemanden erlaubt ſeyn daran zu zweifeln.

2. Abſchn. Nun aber waren ſie es. Sie widerlegten dieſe Geſchichte niemals öffentlich. Dieſe Begebenheit verurtheilte ſie gänzlich, ſie hatten Gott widerſtanden, wenn ſie gegründet war, ihr Vortheil erforderte demnach unendlich die Falſchheit davon darzuthun.

Und doch gaben sie sich darum keine Mühe. Kann man zweifeln, daß sie dieselbe nicht geglaubet haben? Weise auf welche sie mit den Soldaten handelten, die sie durch ihre Bestechungen zwangen, unmögliche Dinge vorzugeben.

Cap. VIII. Die Apostel haben unmöglich den Leichnam Jesu stehlen können. Dieß ist zwar die gewöhnlichste Sage der Juden und der Deisten. Aber geben sie nicht weder den mindesten Beweis an, daß es geschehen, noch auch einen Anschein der Möglichkeit, daß es geschehen kännen?

2. Abschn. Denn die Juden waren im Stande sie daran zu hindern. Sie waren mit einer hinlänglichen Macht versehen, es zu thun; sie nahmen alle gewöhnlichen Maasregeln, zu diesem Zweke zu gelangen. Das Lächerliche, das sie von der Wache aussagen liessen. Die Juden haben also nichts mehr wider die Begebenheit einzuwenden;

3. Abschn. folglich auch nicht die Deisten.

4. Abschn. Die Apostel hatten keine Gelegenheit den Leichnam ihres Meisters heimlich zu entführen. Sie hatten weder die öffentliche Gewalt, noch das Geld, als die einzigen Mittel zu ihrem Zweke zu kommen.

5. Abschn. Die Hüter sagten aus, man habe

habe ihn entwandt, unterdessen daß sie schliefen. Unmöglichkeit dieses Vorgebens. Man fand seine Leichentücher auf beyden Seiten des Grabes liegen. Die diese That verübende Jünger hätten sehr verwegen seyn müssen, sich bey solchen überflüßigen Kleinigkeiten aufzuhalten.

6. Aschn. Wenn die Apostel diesen Streich begangen hätten, so würden sie nimmermehr den Muth gehabt haben, ihre Religion so zu vertheidigen, wie sie sie wirklich vertheidigten. Nur ein gutes Gewissen, und die Zuversicht eines glükseligen künftigen Lebens können einen Menschen zu dieser Unerschrokenheit erheben.

7. Abschn. Aehnliche Begebenheit. Verheissung der Einwohner der Sevenischen Gebirge, daß einer mit Namen Lemes den 26. May 1708. wieder auferstehen würde. Man brauchte die gehörige Vorsicht sein Grab zu verwahren. Das Wunder geschah nicht; und wenn es auch geschehen wäre, würde man zu London nicht alle ersinnliche Nachforschungen unternommen haben, um den Betrug zu entdeken? Die Juden waren in der nemlichen Gesinnungen, wie würden die Apostel ihren Nachspührungen entgangen seyn? (Sie hatten weit stärkere Ursachen den Betrug zu entdeken, der sie zu Mördern des Messias machte, als die Londoner den zu nichts füh-

renden unschädlichen Betrug des Eemes an den Tag zu bringen.

Cap. IX. Gründe von der wunderbaren Fortpflanzung der christlichen Religion hergenommen. Zwölf einfältige Männer, ohne Stüze, ohne Geld, siegen mit einer Glaubenslehre, die allen herrschenden Religionen, den Leidenschaften, dem weltlichen Eigennuze des menschlichen Geschlechts zuwider war. Sie konnten sich keines übernatürlichen Beystandes rühmen. Die Deisten können ihnen keinen weder von Gott noch vom Teufel beylegen. Wenn sie Bösewichter und Atheisten waren, wie konnten sie eine so reine Sittenlehre predigen? welchen Gewinn hatten sie von ihrem Eifer für die Ehre Gottes? welch weltliches Vergnügen suchten sie in den Martern? welche Vortheile im Elende!

2. Abschn. Die Deisten sind leichtgläubiger als jede andre Secte. Sie glauben, eine so wundernswürdige Begebenheit habe ohne zureichenden Grund

3. sich zugetragen. Sie glauben, Bösewichter werden im Tode selbst die Aehnlichkeit behaupten. Sie glauben, man habe den Leichnam Jesu gestohlen, ungeachtet aller gezeigten Unmöglichkeit, daß dieses habe geschehen können. Sie vermischten die Errichtung des christlichen Lehrgebäudes mit der Ausbreitung

breitung falſcher Lehren. Aber man wird bey denſelben allemal finden, daß es Prieſter, oder beglaubigte Männer, oder Leute ſind, welche die Macht in Händen hatten, die das Geſchäfte betrieben, und dieſe Stifter einer neuen Secte werden immer einen augenſcheinlichen Vortheil an deſſen guten Erfolge haben. (Niemals hat es eine noch ſo umſtändliche und öffentliche Betrügerey gegeben, die nicht wäre entdekt worden. Gott kann es nicht zulaſſen. H.)

Cap. X. Widerlegung der Einwürfe der Deiſten.

3. Abſchn. Der ſtärkſte iſt ein Grund aus den Bewegurſachen der Schuldigkeit hergenommen, welche Gott in Rükſicht auf ſeine Ehre haben konnte. Er hätte, ſagen die Deiſten, machen ſollen, daß Jeſus Chriſtus nach ſeinem Tode nicht nur ſeinen Jüngern, ſondern dem ganzen Volke, und inſonderheit denjenigen erſchienen wäre, die ihn zum Tode verurtheilt hatten. Dieſe Behutſamkeit würde den Ungläubigen nicht den mindeſten Zweifel übrig gelaſſen haben.

4. Abſchn. Hierauf ſind drey Antworten zu ertheilen. 1°. Es iſt nicht zuverläßig, daß Jeſus nur allein den Apoſteln und ſeinen übrigen Jüngern erſchienen ſey.

7. Abſchn. 2°. Aus dem nemlichen Grunde

de der Anständigkeit. Gott würde sich haben der ganzen Erde offenbaren müssen, um alle die lächerlichen Verehrungen zu verhindern, welche die Welt den Geschöpfen erzeiget. Der nemliche Bewegungsgrund hat verhindert keinen dieser zween Wege einzuschlagen.

9. Abschn. Da Gott viele Ungewißheit in der natürlichen Religion gelassen hat, so hat er auch in dem nemlichen Verhältnisse einige Dunkelheit in der geoffenbarten gelassen.

10. Abschn. Die Deisten würden darum nicht mehrern Glauben bezeigen, wenn auch Christus vor dem ganzen Volke auferstanden wäre. Sie leugnen ja seine Wunder, die doch vor vielen Tausenden gethan, und zu jeder Zeit von den Feinden des Christenthums sind eingestanden worden.

11. Abschn. Man gesteht ja die Gewißheit der Naturerscheinungen ein, ohne ihre Ausführung und Mittel zu begreifen. Die Sinne, die uns bey dem einen dieser Beyspiele zum Entschluß bringen, müssen uns gleichfalls bey dem andern zum Beyfall führen.

Cap. XI. Wiederholung der Beweise:

Man hat für das Evangelium alle Beweisthümer, die in jedem andern Falle entscheidend wären, und alle diejenigen die unserm gegenwärtigen Falle zukommen können, man

ant-

antwortet ſelbſt durch die einzelnen Umſtände der Begebenheit auf alle mögliche Einwürfe, und der gegenſeitige Theil führet natürlicher Weiſe zu den gröſten Ungereimtheiten. So iſt es denn augenſcheinlich klar, daß entweder die Auferſtehung eine Begebenheit iſt, zu deren Annehmung wir uns nothwendig verſtehen müſſen, oder daß Gott bey einer ſo wichtigen Sache dem Irrthum alle Merkmale der Wahrheit hat aufdrüken wollen.

Cap. XII. Indem er den Deiſten den einzigen Plan vorlegt, deſſen ſie ſich bey Widerlegung ſeiner Säze bedienen können, ſo giebt der Verfaſſer auf eine feine Art die Unmöglichkeit zu verſtehen, dieſe Widerlegung zu bewerkſtelligen.

Cap. XIII. Folgen aus der Auferſtehung.

1. Abſchn. Iſt die Auferſtehung als wahr erwieſen, ſo iſt folglich Jeſus Chriſtus Gott, die chriſtliche Religion iſt demnach die von Gott geoffenbarte Lehre; die von ihr verheiſſenen Strafen und Belohnungen ſind alſo gewiß, und es wäre die äuſſerſte Thorheit nicht zu glauben, und ſeine Handlungen nicht nach dieſem Glauben einzurichten.

2. 3. Abſchn. Die Auferſtehung iſt für die Chriſten ein tröſtender Grund. Alle ihre Mühſeligkeiten, von welcher Beſchaffenheit

ſie

ſie ſeyen, werden durch die Vorſtellung ihrer kurzen Dauer in Vergleichung einer ewigen und belohnenden Freude erträglich, weil ſie nothwendig ſind, uns einen Ekel für die niedrigern Vergnügungen beyzubringen, und uns vorzubereiten, nur erhabene und himmliſche Freuden zu ſchmeken. In den Augen des Chriſten verändert der Tod ſeine natürliche Geſtalt, er wird ihm zum Zugang der Wonne.

8. Abſchn. Die Auferſtehung iſt ein mächtiger Beweggrund unſer Herz zur Erfüllung unſrer Pflichten zu erheben, weil ſie uns eine ungezweifelte Gewißheit über die unendliche ſie begleitende Belohnung giebt.

VII.

Nachrichten von Grönland.

HANS EGEDE gamle GRÖNLANDS
nye perluſtration Kiöbenhamn
1741. 4.

und

Nachrichten
von der
Grönländiſchen Miſſion.
Hamburg 1740. 4.

Da das leztere von dieſen zwey Werken niemals anders als in Däniſcher Sprach herausgekommen, und das erſtere noch nicht in das Franzöſiſche überſezt worden a), ſo glaubten wir, ein etwas umſtändlicher Auszug derſelben würde mit Vergnügen aufgenommen werden. Dieſe Werke enthalten die Geſchichte eines beynahe unbekannten Landes, von einem Mann geſchrieben, der ſich fünfzehn Jah-

a) Seitdem iſt allerdings Egede's Perluſtration auf franzöſiſch überſezt worden.

re hintereinander in demselben aufgehalten hat, und dem man wegen der Freymüthigkeit, die in seinen Schriften herrschet, allen Glauben zumessen kann. Wir haben diese beyden Werke hier vereinigt, und uns hauptsächlich bey dem Auszug desienigen aufgehalten, welches zulezt im Druk erschienen, in der Absicht dem Leser auf einmal so viel Licht zu verschaffen, als uns möglich ist.

Die Nachricht von den Mißionen ist mit mehrern kleinen Umständen angefüllt, mit minderer Ordnung geschrieben, und sie behandelt die Sachen nur obenhin. Weit gemeinnüziger ist die Perlustration.

Grönland macht einen grossen Theil des festen Landes von Amerika aus. Zu diesem gehört es eher als zu Europa, da es jenseits der ersten Mittagslinie zwischen dem 325sten und dem 340sten Grade der Länge liegt.

Es vereinigt sich mit dem festen Lande von Amerika höher als der 78ste Grad, allwo es die Baffinsbay der Engländer endigt. Aufs wenigste scheint diese Vereinigung dem Verfasser wahrscheinlich, wegen der Aehnlichkeit zwischen den Einwohnern von Grönland und den Einwohnern der Hudsonsbay, und wegen der Erweiterung des Landes, das sich jenseits der Insel Disko weit gegen Westen ausdähnt. Molls und de l'Isle's Karten geben

ben die Sache für gewiß aus. Auf der andern Seite glaubt man, hange es mit dem festen Land von Spizbergen zusammen; allein diese lezte Muthmassung ist ungewisser als die erste.

Es läuft gegen Süden zu, beynahe so wie Afrika, in eine Spize aus, und endet sich bey dem 59sten Grade 50 Min. durch das Vorgebirg Farewell. Eine von dem Verfasser gethane Reise und die einstimmige Aussage aller Einwohner dieses Landes haben ihn überzeugt, dieses grosse Vorgebirg werde von keinen Meerengen durchschnitten; und Forbischers Meerenge sey ein blosser Meerbusen, der nicht von dem westlichen Meere bis zu dem östlichen durchbrochen ist.

Dieses ist eine wichtige Verbesserung, die nothwendiger Weise in allen Karten, auch so gar in denen vom Hrn. de l'Isle und Moll muß gemacht werden. a)

Durch diese Lage erhält Grönland zwey lange Küsten, die gegen Süden zusammenstossen. Die westliche Küste ist diejenige, welche der Verfasser von dem 60sten Grade bis zu dem 65sten durchreiset hat, und die man Neu

a) Aus den neuern Nachrichten des ehrlichen Cranzens scheint es, die Forbisherische Meerenge sey noch vorhanden, aber mit ewigem Eise überbrükt und unsichtbar.

Grönland nennt. Sein Sohn kam bis jenseits des 69sten, und hält sich jezt noch a) als Missionair in Grönland auf. Gegen Süden hat diese Küste die Davisstrasse, und noch nördlicher die Baffinsbay.

Die östliche Küste, oder Alt Grönland, ist beynahe ganz unbekannt, obschon sie näher bey Island liegt, von welchem sie blos einige vierzig Meilen entfernt ist. Ungeheure Inseln von Eis versperren den Schiffen der Europäer allen Zugang zu derselben; man kan nicht anders als über Land von der westlichen Küste weg, oder über Meer durch Hülfe der grönländischen Kähne dahin kommen, die sich bey günstigem Wetter durch das Eis hindurch wagen, und denen es zuweilen glüket einen Durchgang zu finden.

Beyde Küsten sind ehmals von norwegischen Kolonien bewohnt worden. Ein Held, Namens Raude oder der Rothe entdekte sie im Jahre 982. Er kam von Island dorthin, und stiftete eine Kolonie an der östlichen Küste. Schon dazumahl war das Land seit undenklichen Zeiten bewohnt; Raude fand daselbst eben dieselben Völker, die es heut zu Tage bewohnen. Diese Kolonie wurde durch die Könige von Norwegen unterhalten; man erbaute acht Kirchen, und stiftete ein Kloster, das unter

a) damahls.

unter allen Klöstern der Welt das allermitternächtlichste war. Das Land schien den Norwegern so gut, daß es der König seinen Gütern einverleibte. Sie drangen auch bis zu der westlichen Küste hindurch, wo der Verfasser noch an verschiedenen Orten, die Ueberbleibsel ihrer Niederlassungen entdekt hat.

Dieses grosse Land hörte auf bekannt zu seyn; es verschwand, so zu sagen, gegen das fünfzehnte Jahrhundert. Die Kolonie wurde in den Kriegen, die die Königin Margaretha wegen der Vereinigung der drey nördlichen Königreiche führen mußte, von Dänemark aus der Acht gelassen; und von Jahre 1405. weg, hörte man in Europa gar nichts mehr davon reden. Die Skrellinger (so heissen die Eingebohrnen des Landes) überfielen die Fremdlinge, denen man keine Hülfe mehr zusandte, und rotteten sie gänzlich aus. Nichts blieb von ihnen übrig, als einige zerfallene Gebäude, und einige norwegische Wörter, die die Sieger in ihre Sprache aufnahmen. Die Nachkommen dieser Barbarn erinnern sich noch sehr wohl an dieses Blutbad; und da sie friedfertiger geworden sind, so stunden sie anfänglich in Furcht, die Dänen möchten ihre Voreltern rächen.

Man bedaurte nicht ohne Verdruß, den Verlust eines so weit ausgedähnten Landes.

Ammmd ein isländischer Bischof, liess es aufsuchen, und der König in Dänemark Friedrich II. sandte im Jahre 1578. den Admiral Heinson dorthin; allein man fand keine Durchfahrt durch das Eis, das die östliche Küste unzugänglich macht. Die zu unsern Zeiten, in den Jahren 1723. und 1729. gemachten Versuche liefen eben so fruchtlos ab.

Martin Forbisher war unter der Regierung Elisabeth in England glüklicher: er segelte nach der westlichen Seite, entdekte die südliche Spize, und gab verschiedenen Busen und Vorgebirgen der westl. Küste Namen. a) Seine Mühe war nicht umsonst: sie wurde durch eine Menge silberhaltiger Steine belohnt, die er von da zurükbrachte. Aufs wenigste versichern es die Nachrichten dieses berühmten Seefahrers. Denn unser Verfasser zweifelt ungemein an seiner Aufrichtigkeit, da er selbst in Grönland weder Silbererzte noch einen Fürsten noch Künste angetroffen hat, welches alles dort gefunden zu haben Forbisher vorgiebt.

a) Aus Cranzens Nachrichten wissen wir nunmehr, daß die östliche Küste bewohnt ist: daß sogar zweyerley Völker auf derselben leben: ein milderes, den westlichen Grönländern ähnlicheres an der Seeküste und auf den Inseln: und tiefer im Lande ein räuberisches und grausameres. Das Land muß also besser seyn, als auf der Westküste. Denn in der leztern wäre es unmöglich, daß Menschen das Inwendige des Landes bewohnen könnten.

giebt. Christian IV. König in Dänemark sah nicht ohne Eifersucht Fremde herkommen, die ihm die Besize seiner Vorfahren rauben wollten. Er liess in verschiednen Zeiten vier oder fünf kleine Flotten ausrüsten, die die verlorne Provinz wieder suchen sollten. Der Admiral Godske Lindenow fuhr zweymal hin, und brachte Silbererzt, Goldsand und einige Eingebohrnen des Landes zurük, die zu Koppenhagen aus Gram über den Verlust ihres traurigen Vaterlands starben.

Friedrich III. sandte im Jahre 1654. ein Schiff unter dem Befehl des Hauptmanns Müller hin, der eben den Fluß Baal a) entdekte, an welchem sich seither die Dänen niedergelassen haben.

Christian V. sandte im Jahre 1670. ein Schiff, das die Kaper in Dünkirchen wegnahmen. Die Holländer, die auf den Wallfischfang giengen, der in der Davisstrasse sehr stark betrieben wird, haben von Zeit zu Zeit gelandet, sie machten aber keine Entdekungen, und liessen sich niemals dort nieder.

Man kann also ohne Gefahr eines Irrthums sagen, Grönland sey bis zu dem Jahr 1721. unbekannt geblieben. Der Verdienst dieser Entdekung gehört gänzlich unserm Verfasser zu. Er war Prediger des göttlichen

a) Eigentlich ist es ein tiefer Busen oder förde.

Worts zu Wogen in Norwegen, und hatte von diesen wilden Ländern reden gehört; die Blindheit ihrer Bewohner rührte ihn auf das lebhafteste. Nach langem Streit entschloß er sich, sich ganz für das Heil derselben aufzuopfern. Er gab sich unendliche Mühe, den dänischen Hof, und die Kaufleute zu Bergen in Norwegen dazu zu bereden; endlich gelang es ihm nach eilf Jahren voller Beschwerlichkeit und Widerwärtigkeiten, nachdem er der erste einen Zuschuß von 300 Thalern hingegeben hatte. Dieses war etwas sehr beträchtliches für einen Dorfpfarrer, der schon etliche Jahre vorher seine Stelle aufgegeben hatte, weil er schon dazumahl nach Grönland zu reisen hoffte.

Man bracht endlich mit vieler Mühe 10000 Thaler zusammen. Auf so seichte Hofnungen hin, schiffte sich Hr. Egede den 22. May 1722. ein, und heredete seine Frau ihm in sein freywilliges Elend nachzufolgen, nachdem er von ihr viele Vorwürfe erduldet hatte, und durch die Widersprüche, die er von allen Seiten her ausstehen mußte, beynahe zur Verzweiflung gebracht worden war.

Ich habe schon unzählige male gelesen, daß die römische Kirche den Protestanten den Mangel an Eifer für die Bekehrung der Ungläubigen vorwirft. Sie glaubt in diesem Kaltsinn ein Kennzeichen der Verwerfung zu

finden,

ſinden, und wiederholt beſtändig den Vorwurf, die Proteſtanten haben noch keine Märtyrer gezeugt.

Was das leztere betrift, ſo hat die römiſche Kirche dafür am beſten geſorget, und es liegt nicht an ihr, daß ſie nicht täglich Märtyrer mache.

Was in Frankreich vorgegangen iſt, die Brouſſon, die Durand ſind neue Beyſpiele der Grauſamkeit der Papiſten, und der Standhaftigkeit der Proteſtanten, mit welcher ſie dem Tod entgegen gehn, wenn kein anderes Mittel übrig bleibt, ihre vom Gebrauch der Sakramenten und des Evangeliums beraubten Heerden zu tröſten. Die Königin Maria in England hat ihr ganzes Königreich mit Scheiterhäufen und Blut angefüllt. Unzählige proteſtantiſche Geiſtliche, mit einem Erz-Biſchof von Kantorbery an der Spize, verlohren damahls ihr Leben im Feuer. Wie kann man, nach ſo bekannten Geſchichten, ſo ungerechte Vorwürfe wagen?

Doch laßt uns billig ſeyn. Die römiſche Kirche hat unſtreitig in dieſer Abſicht viele Vortheile vor der beyden proteſtantiſchen. Sie beſizt eine unzählige Menge von Geiſtlichen, die einer unumſchränkten Gewalt unterworfen ſind. Dieſe Geiſtliche haben nichts zu verlieren, wenn ſie nach den Mißionen gehn, und dörfen es auch nicht ausſchlagen,

wenn gleich andre Neigungen sie zurükhalten würden. Die Lehre von den guten Werken, die Kanonisationen, die beynahe unbegränzte Macht des päbstlichen Stuhls über die Ordensleute, die Hofnung in den Mißionen die Freyheit zu erlangen, die man in den Klöstern vermißt, der Beyfall Roms, eine Art von Herrschaft in Indien, und allenfalls eine ansehnliche Stelle im Himmel: alles dieses macht den stärksten Eindruk auf Köpfe, die schon durch das Beyspiel und durch das Ablesen der Thaten voriger Heidenbekehrer erhizt worden sind.

Die unendliche Gewalt der römischen Kirche erleichtert diese Unternehmungen; sie weiß sich allerorten einzudringen; die kräftigste Anbefehlung, Gold, heimliche Unterhändler, alles steht ihr zu Diensten. Und doch mit allen diesen Vortheilen wen hat sie zu Christen gemacht? Sie selbst muß sich darüber schämen. Vier auf einander folgende Päbste haben über die Bekehrungen in China erröthen müssen; alles Ansehens der geschiktesten Gesellschaft in der Welt ungeachtet konnten die Päbste doch nicht verhelen, daß es nicht wohl möglich sey, ein Christ zu seyn, und zu gleicher Zeit Voreltern anzubeten, die als Heiden gestorben sind.

Wie erbaulich ist es nicht, den P. Zucchelli

chelli *a*) mit Stokſchlägen ſeine Heerde nach der Kirche führen, und Mönchen zu ſehn, die im Paragnai eine Monarchie aufrichten. Was für vortrefliche Neubekehrte ſind doch die Chineſer, die niemals von dem Kreuz Jeſu Chriſti haben reden gehört, oder jene Amerikaner, die ihm ohne Bedenken ſeine Mutter vorziehen, die, wie ſie ſagen, allemal gütig iſt, da hingegen der Sohn allzeit zu ſtrafen bereit iſt *b*).

Ich habe vieler Mißionarien, die ihre Geſchichte nach Gefallen erzehlen konnten, geſchriebene Nachrichten geleſen, und ich kann mit Zuverſicht behaupten, daß unter ſo vielen tauſenden bekehrter Heiden, von denen ſie reden, kein einziger iſt, der die ächten Kennzeichen eines Chriſten an ſich hätte, oder deſſen Seligkeit verſichert ſchiene, wenn man aus demjenigen urtheilet, was ſie ſelbſt davon geſchrieben haben.

Die Proteſtanten haben eine nur mittelmäßige Anzahl von Geiſtlichen; und blos ſo viel als nöthig iſt, den Dienſt der Kirchen zu verſehen. Dieſe Geiſtliche verheyrathen ſich faſt alle; ohne dadurch zu ſündigen, wie ich denke, da die Apoſtel ſelbſt verheyrathet waren.

a) Reiſe nach Congo, gedrukt zu Wien 1713.
b) Siehe das unverſchämte Gebet des neubekehrten Hurons in den Reiſen des *le Beau*.

ren. Dieſes Band heftet ſie aber ſtärker an ihr Vaterland, und macht ihnen die Gefahren ſchrecklicher.

Die proteſtantiſche Religion glaubt nicht, daß es zur Seligkeit hinlänglich ſey, ſich taufen zu laſſen, das Kreuz zu küſſen, ſeinen Pfarrer zu bezahlen, und die Strafen der Hölle zu fürchten a). Sie erfordert nicht weniger als einen wahren Glauben, und einen feſten Vorſaz wieder in diejenige Vereinigung mit Gott zu treten, die die Sünde zerſtört hatte, und in derſelben fortzuleben. Daraus erhellet, daß ein bekehrter Proteſtant wegen der Schwierigkeit und des Verdienſts ſo viel werth iſt als tauſend bekehrte Katholiken.

Dieſes ſind die Gründe zur Entſchuldigung der Proteſtanten. Sie haben keine überflüßige Prieſter, und ihre Bekehrungen ſind tauſendmal ſchwerer. Iſt aber dieſes genugſam und ſind ſie gänzlich zu entſchuldigen? Sollten die Fürſten nicht Pflanzſchulen von Miſſionarien unterhalten, die einzig zu dieſem ſo milden, und zugleich ſo nüzlichen Werke beſtimmt wären. Denn durch welch ein Band können ſie ſich die Völker ſtärker verbinden, als

a) Dieſes iſt was man attrition nennt, und was der gröſte Theil der römiſchen Kirche für genugſam hält, um ſelig zu werden. Diejenigen, die die contrition behaupten, dürfen ihre Gedanken kaum mehr druken laſſen; man hält ſie für Janſeniſten.

als durch einen gemeinschaftlichen Glauben? Diese so schweren Bekehrungen sind überdieß nichts unmögliches. Dieß lehren uns die Beyspiele der Apostel.

Unser Verfasser hat alles das verdienstliche, dessen man fähig seyn kann, wenn man sich zum Heidenlehrer geweyhet hat. Er verließ seine Pfarre, sein Vaterland, und strekte das wenige, das er besaß, zu Gunsten seiner Mission vor: er gieng in ein unbekanntes, wüstes Land, das aller Reichthümer, aller Vergnügungen, und beynahe gänzlich des Nothwendigen beraubt ist. Er überließ es der Vorsicht alle diese Schwierigkeiten zu heben, doch that er von dem Seinigen, so viel ihm möglich war, dazu. Dort ist er nun an den Ufern des Baalflusses. Welch ein Land! welch ein Volk!

Birken, die aber niemals über zwey oder drey Ruthen hoch werden, Erlen, Weiden, dieß sind die Bäume; Löffelkraut vom besten, ein wahres Manna, da es ein sicheres Arzneymittel wider den Scharbok ist; Angelike, Tormentille, noch ein halbes Duzend andere Kräuter, dieses sind die Pflanzen alle, die dieses Land hervorbringt. Noch wachsen sie nur bis zu dem 65sten Grad; weiter gegen Norden hin ist das Gras selbst eine fremde Waar, die die Grönländer kaufen müssen, ihre Stiefel damit zu füttern. Das Korn geräth

unter

unter dem 64ſten Grad niemals gut. Bloß Kohl und Rüben wurden mit gutem Erfolge gepflanzt. Denn in dieſem Lande können keine andere Gewächſe fortkommen, als diejenigen, deren Saamen aufs längſte zwey Monate nach der Ausſaat reif wird, und die in dieſem ſo kurzen Sommer die rauheſten Winde und den heftigſten Froſt auszuſtehn im Stande ſind.

Wie lebt man in einem Land, wo nichts wächſt? Fleiſch von Walfiſchen, Fiſche, Spek von Seekälbern, und Rennthierkeulen, die aber ihrer Zähigkeit ungeacht doch etwas ſeltenes ſind. Dieß ſind die einzigen Nahrungsmittel der Grönländer; Brod, Hülſenfrüchte, Gartenkräuter, Baumfrüchte, Milch, auch Salz ſelbſt, ſind ihnen gänzlich unbekannt.

Die Erzte ſind eben ſo wenig gemein. Seit Lindenau und Forbishern hat man keine gold- und ſilberhaltige Steine mehr gefunden. Doch giebt es Grünſpan, Bleyerzt, Eiſen, und eine röthlichtgelbe Erde, die zwar kein Metall liefert, die aber in der Mahlerkunſt von einigem Nuzen iſt. Man findet auch Kriſtallen, Asbeſt, und warme mineraliſche Quellen von durchdringendem Geſchmake, die vielleicht den Kranken heilſam ſeyn könnten, wenn es in dieſem Lande eine Arzneykunſt gäbe.

Man muß ſich nicht verwundern, ſo weit gegen

gegen Norden warme Quellen anzutreffen. Sie ſind in Island gemein, und was noch mehr iſt, ſo ſind es auch die feuerſpeyenden Berge.

Der Himmel iſt gegen Grönland keinesweges freundlicher als die Erde. Der Sommer iſt ſtürmiſchen und rauhen Winden unterworfen, und die Eisgebirge, mit welchen das Inwendige des Landes ganz bedekt iſt, machen die Nächte deſſelben ſehr kalt, auch wenn die Sonne ihre Macht in dieſen Gegenden äuſſert. Die Winterkälte kann ſich ein jeder vorſtellen. Sie fängt im Augſtmonat an, höret erſt im Maymonat wieder auf, und iſt auſſerordentlich ſtreng. Der Brandtewein gefror unter dem 68. Grad: man hat nicht einmal Schnee das Land zu bedeken; alles iſt durchgehends bloſſes Eis. Dieſes Eis iſt ſchön, aber es gefällt nur eine Viertelſtunde. Man findet Felſen von weiſſem Eis, und von blauem; dieſe entſtehn aus ſüſſem Waſſer; auch ganz grünes Eis, das aus dem geſalzenen Waſſer entſteht. Der Verfaſſer lieſs etwas davon ſchmelzen, und ſah daſs die Farbe verſchwand. Es kömmt aber nicht daher, weil die Farbe, wie er glaubt, in einem flüchtigen Schwefel beſteht. Das ewige Eis der helvetiſchen Eisgebirge beſizt eine überaus angenehme blaue Farbe; ſchmelzt man es, ſo iſt es durchſichtiges Waſſer; ſchmelzt man es aber nicht, ſondern nimmt nur ein dünnes Stük, ſo wird es wie gemeines Eis ausſehn.

Das

Das Eis muß eine groſſe Tiefe haben um gefärbt zu ſeyn; das Waſſer, aus welchem es beſteht, ſcheint erſt dannzumal blau, wenn man den Gruyd nicht mehr ſieht.

Die Nebel ſind in dieſem Lande faſt immerwährend und ſehr unbequem, weil ſie den Fiſchfang unterbrechen, ohne den man unmöglich leben kann.

Nordlichter ſieht man hier häufig. Sie erſcheinen ordentlich nach dem Neumond, und ſind ſo hell, daß man bey ihrer Klarheit leſen kann. Es iſt ein Feuer, das ſich mit auſſerordentlicher Geſchwindigkeit über den ganzen Geſichtskreis ausbreitet. Man bedarf deſſen in dieſen langen Nächten, die zwar freylich, wegen eben des Eiſes, das ſie ſo kalt macht, auch niemals ſehr dunkel ſind.

Der Verfaſſer fand die Flut ſehr hoch, wider die Meinung einiger Naturkündiger; ſie iſt am ſtärkſten nach dem Neumond und nach dem Vollmond, und ſteigt bis auf 18 Schuhe. Eine ſehr beſondere Anmerkung, die er beyfügt, iſt es, daß ſich in der Zeit der hohen Flut, eine groſſe Menge von Quellen in dem Lande zeigen, die man vorher nicht geſehen hat, und daß ſie wieder verſchwinden, wenn die Ebbe wiederkömmt. Dieſe Abwechslung, wenn ſie wohl beſtätigt wäre, würde mit Vergnügen von denjenigen Naturkündigern

gern aufgenommen werden, die das Quellwasser aus dem Meere herleiten, und die unterirdische Gänge annehmen, durch welche es in die Berge geführet wird.

In einem so unfruchtbaren Lande müssen auch die Thiere nur selten seyn. Einige Rennthiere leben doch da, die mit ihren Füssen ein Moos unter dem Schnee hervorscharren, das ihre Nahrung ausmacht. Man findet auch weisse oder graue Rehe, weisse Haasen, und Hunde, die den Hunden der Ostiaken ähnlich sind, und die in ihrer Art eben so träg und so dumm sind, als ihre Herren. Allein Kühe, Pferde und Schaafe können hier nicht leben, da hingegen Island davon einen Ueberfluß hat. An Vögeln ist kein Mangel, es giebt sogar verschiedene Arten, deren Gesang sehr angenehm ist. Dieses ist ein Vorrecht der nördlichen Länder; denn unter der brennenden Zone sind die Vögel vollkommen schön, ihre Stimme ist aber überhaupt sehr unangenehm.

Das Meer ist besser bevölkert als die Erde. Man findet in der See verschiedene Arten Walfische, Narwale, Kaschelotten, verschiedene Arten von Seekälbern, Salmen: kurz, das Meer ist es, das die Menschen ernähret, da das Land nichts liefert.

Ich sehe nicht ohne Verdruß, daß der

Verfaſſer das Mährchen von den Bernikeln annimmt, ſo weit daß er, auf die Verſicherung einiger Freunde hin, dieſe Verwandlung behauptet, von deren Falſchheit die ganze Welt nun überzeuget iſt.

Es fehlt den Grönländern, ſo träg ſie immer ſind, nicht an Geſchiklichkeit, ſich den Reichthum ihres Meeres zu Nuzen zu machen. Sie greiffen die Wallfiſche keklich an, ſchieſſen Wurfpfeile auf ſie los, und ſtechen ſie mit Spieſſen tod, obſchon ſie keine andere Schiffe als Kähne haben. Sie machen ſich kleinere Kähne aus Fellen; man findet in Kabinetten dergleichen, ein Mann ſteigt hinein, bläst ſie auf, überläßt ſich den Wellen, und ſpottet ihrer Wut; ſie mögen immerhin ſein elendes Schiffchen umwerfen, ein einziger Ruderſtreich richtet daſſelbe wieder auf, und bringet es wieder ins Gleichgewicht. Dieſes iſt das Fuhrwerk der Mannsperſonen; in groſſen Kähnen rudern ſie niemals; ſie finden dabey zu wenig Gefahr oder Kunſt, und überlaſſen dieſe bequemere Schiffarth gänzlich den Weibern. Sie fahren mit auſſerordentlicher Geſchwindigkeit in ihren kleinen Kähnen, und legen bis auf zwölf Meilen in einem Tuge zurük *. In dieſen ſuchen ſie die Seekälber auf. Sie gebrauchen zwar noch viele andere Kunſtgriffe dieſelben zu fangen: bald kriechen ſie auf

* 36 Stunden.

auf der Erde fort, sie in irgend einem Eisloch zu überraschen; bald umschliessen sie sie in den kleinen Seen, wo sie sie mit nezen fangen, und alsdann auf dem Eise tödten; bald fahren sie auf einer Art von einem beweglichen Dreyfuß, um alles Geräusch zu vermeiden, und treffen das Thier unfehlbar, sobald es nur die Spize seiner Nase über das Eis herausstrekt. Mit einem Worte, Noth erzeuget Scharfsinn. Es ist kein Volk, das nicht im Stande sey, sich seine Nahrung zu verschaffen, so dumm es auch in allen übrigen Dingen seyn mag.

Nun kommen wir zu der Beschreibung der Einwohner selbst: Der Einfluß des Klimats ist an ihnen sehr merklich; sie sind den Samojäden und den andern Völkern des mitternächtlichen Asiens in allem ähnlich, weit ähnlicher als ihren Nachbaren in Amerika, die überhaupt grausam und grosse Zerstörer ihrer Nachbarn sind.

Die alten Norweger nannten die Eingebohrnen des Landes Skrelinger; sie selbst aber geben sich untereinander den Namen Kalalen.

Sie bewohnen nur die Seeküste, das innere des Landes ist lauter Eis, und sie kommen niemals dorthin, als wenn sie auf die Rennthierjagd gehen.

Ihre Winterwohnungen sind nicht übel ausgedacht. Sie sind so lang, daß sieben bis acht Familien in einer einzigen beysammen wohnen können. Sie bauen sie aus Steinen oder Torf, zwey oder drey Ellen hoch. Auf der einen Seite sind Fenster, die sie aus Därmen von Seekälbern machen; auf der andern Seite sind Better, aus Brettern gemacht, die auf Stäben stehn, und mit Häuten von eben diesen Thieren bedekt sind. Das Dach ist flach, und das ganze Hauß mit alten Fellen überzogen, die zu den kleinen Kähnen gebraucht worden sind, von denen ich geredet habe. Die Thüren sind sehr niedrig; man kann nicht anders als auf allen vieren hineinkriechen; eine grössere Oefnung würde der Luft einen allzufreyen Eingang gestatten. Die obbemeldten Bretter dienen zu Bettern, Tischen und Stühlen. Die Weiber arbeiten auf einer Seite, die Männer auf einer andern. Denn hier, wie bey den Hotentotten, kommen die Weiber nicht in die Gesellschaft der Männer; sie dörfen nicht in ihrer Gegenwart speisen, und müssen allein alle Hausarbeit verrichten, indem sich die Männer mit nichts als mit der Zurüstung ihrer Waffen beschäftigen. Ich nenne Waffen ihre Wurfpfeile, ihre Spiesse, und ihre Bogen, deren sie sich auf der Jagd bedienen; denn gegen andere Menschen wissen sie sie nicht zu gebrauchen, und ihre Sprache hat, so wie der Houynhns ihre, kein Wort, das Krieg bedeutet.

Ich habe in den Nachrichten von den Karaiben das nemliche beobachtet: und überhaupt, je gröber und barbarischer ein Volk ist, desto ärger wird das weibliche Geschlecht mishandelt. Durch die Kunst zu gefallen allein können sich die Weiber bey uns ein Ansehn geben; diese kennen sie aber bey unsaubern und ekelhaften Völkern nicht, und werden dort bloß wegen der Dienste geduldet, die sie leisten, da weder ihr Körper noch ihr Geist ausgezieret genug ist, sie liebenswürdig zu machen.

Doch wir kehren zu unsern Hütten zurük. Es wird in denselben ein beständiges Feuer unterhalten, ihre Feuerherde bestehn aber blos aus grossen steinernen Lampen, in denen sie Thran brennen, denn sie haben durchgehends Mangel an Holz, besonders gegen Norden zu, wo gar keine Bäume mehr wachsen. Bey diesem Feuer sieden sie ihr Fleisch in marmornen oder kupfernen Kesseln, die sie über die Flamme der Lampe aufhängen: sieben oder acht kleinere Lampen brennen beständig in einem Zimmer; diese dienen ihnen statt der Oefen, und geben eine solche Hize, daß die Familie genöthiget ist, sich fast gänzlich zu entkleiden. Das verdrüßlichste für die Europäer ist der übele Geruch: die Grönländer machen sich aber nichts daraus, sie lieben ihn sogar, da ihre mannbaren Mäd-

chen ſich zu verſchönern glauben, wenn ſie ſich mit einem Waſſer waſchen, deſſen bloſſer Namen bey uns Ekel erregt. Die Gewohnheit beſtimmt die Empfindlichkeit der Sinne, bey denen alle Gröſſe bloß im Verhältniſſe beſteht. Ein europäiſches Frauenzimmer fält bey eben dem Geruch in Ohnmacht, der die Luſt einer Sultanin ausmacht. Die Siamer lieben gebrütete Eyer, ſo wie die Franzoſen ſcharf gewürzte Speiſen, und wie die Holländer die halbverfaulten Käſe von Rocheſort lieben.

Im Sommer wohnen die Grönländer in keinen Hütten; ſie reiſen beſtändig herum, Oerter zu ſuchen, wo Fiſchfang und die Jagd am einträglichſten ſind. Sie richten alsdann eine ſehr beſondere Art von ſchiefen Zelten auf; es giebt Tartaren, nahe an dem kaſpiſchen Meere, die eben ſolche Zelten aufrichten.

Ihre Lebensart iſt erſtaunlich mühſam; ſie müſſen Rennthiere zwiſchen Felſen aufſuchen, die ganz mit Eis bedeket ſind, oder Fiſche auf einem Meere verfolgen, das halb gefroren und ſehr ſtürmiſch iſt: denn die Erde, die für uns ſo freygebig iſt, iſt eiſern für ſie. Auch eſſen ſie, wie die Raubthiere, unmäßig, wenn ſie genug finden ihren Hunger zu ſtillen, und können hingegen auch eben ſo gut faſten, wenn durch irgend einen Zufall ihre Jagd fruchtlos abläuft.

Wahr-

Wahrſcheinlicher weiſe iſt es dieſe Lebensart, die ihre Tage verkürzet. So ſtark ſie ſcheinen, ſo leben ſie doch ſelten über ſechszig Jahre: Ruhren oder Bruſtentzündungen raffen ſie gemeiniglich vor dieſer Zeit weg, und die Poken, die aus Dännemark zu ihnen gebracht worden ſind, haben viele tauſende getödet, ohne daß ein einziger von allen denenjenigen davon gekommen ſey, die damit befallen wurden. Sie leben von nichts als von Fleiſch und Fett; dieſes giebt ihrem Blute einen Hang zu einer ſchnellen Fäulung, auch ſtarben ſie halb verfault, und lagen ſelten über drey Tage darnieder. Man muß, zur Ehre der Arzneykunſt, ſagen, daß ſie weder Aerzte noch Arzneyen kennen; denn ihre Gaukler, die einige närriſche Ceremonien bey den Kranken machen, verdienen keineswegs den Namen von Aerzten.

Sie ſind faſt durchgängig am Wuchſe klein: ihre Naſe iſt breit und platt, ihre Geſichtsfarbe braun, und ihr Geſicht, wegen der Wut der Winde ſchwach, denen ſie ausgeſezet ſind. Sie ſind kaltſinnig, dumm, ohne Aufmerkſamkeit, ſogar ohne Zorn, und unfähig weder Streit noch Krieg zu erregen. Dieſe Trägheit des Geiſtes iſt ihnen aber doch nicht völlig angebohren; ſie entſpringt aus ihrer Lebensart und aus dem Mangel der Erziehung. Die Dänen haben einige Grönlän-

der auferzogen, die viele Gelehrigkeit zeigten, und alles dasjenige mit leichter Mühe lernten, was man ihnen beybringen wollte.

Sie haben keinen Fürsten und keine Geseze, als diejenigen, die die Natur allen Menschen gegeben hat: denn ohne Gesellschaft und ohne Religion verabscheuen sie dennoch den Diebstal, den Mord, und sogar die bloße Unbarmherzigkeit gegen die Menschen, die unsere Brüder sind. Sie bezeugen ein äusserstes Mißvergnügen wenn sie einen Bedienten oder einen Soldaten schlagen sehen: ist es ein Hund, rufen sie aus! Kurzer Ausruf, der aber wohl so viel werth ist als lange Schlüsse. Sehr selten bringt sie der Zorn bis zur Vergessenheit ihrer Grundsäze, da hingegen die Leidenschaft uns so leicht dahin bringt, daß wir die Lehren der Religion und der Morale vergessen.

In Grönland giebt es keine Leibesstrafen, als für einige Elende, die man für Zauberer hält. Dieser Aberglauben ist bis zu dem entferntesten Norden durchgedrungen, und man sieht hier, wie in Europa, unglükliche alte Weiber Vergiftungen bekennen, an denen sie nicht den geringsten Antheil gehabt haben. Dieses Verbrechen, das einzige das sie kennen, wird durch einen grausamen Tod bestraft. Diese Zauberer sind sehr von den Angekokken (Betrügern) unterschieden, die sie als Propheten verehren.

Die Grönländer ſind gegen die Dänen demüthig, ſcheu, aber gaſtfrey, und theilen mit Vergnügen ihre Mahlzeit mit dem erſten Fremdling, der zu ihren Hütten kommt, ohne daß es ihn weder Bitte noch Dankſagung koſte. Ihre Kleider ſind ihrer Luſt angemeſſen; ſie beſtehn aus langen Beinkleidern von Pelz, die auch den Fuß einſchlieſſen: dieſe ſteken ſie in Pelzſtiefel, und füllen den Raum zwiſchen dem Stiefel und den Hoſen mit Heu aus: ein Unterrok von Pelz macht das zweyte Stük aus: eine Art Hemd aus Därmen von Seekälbern das dritte: ein Kittel zum Schwimmen das vierte. Dieſer Kittel beſteht aus einem ſehr kurzen Ueberrok von Seekalbsfell, der ſich unten erweitert, und mit einem Saum von gleichem Stoffe beſezet iſt. Dieſer Rok erhält ſie oben auf dem Waſſer, weil ihn die Luft von unten aufbläst, wie eine Schale, die man in das Waſſer hineintunkt. Mit dieſem Hülfsmittel ſpringen ſie ohne Furcht in das Meer, und ſchweben auf demſelben wie Waſſervögel um einen Walfiſch herum, deſſen Fett ſie zerſchneiden.

Die Kleidung der Weiber iſt beynahe die nemliche, ſie halten ſich aber reinlicher; ein Funke von Eitelkeit belebt auch im gefrornen Norden dieſes Geſchlecht. Ihre Kleider ſind mit Borten von ihren ſchönſten Fellen ausgeziert; Armbänder von Korallen und ge-

färbte Glaskügelchen lieben sie ungemein. Allein ihre Begierde zu gefallen gehet noch weiter: Unsere Frauenzimmer lassen ihre Kleider stiken: Die grönländischen Schönen zerstechen ihr Angesicht mit Nadeln; eine barbarische Zierrath, die in Amerika sehr Mode ist. So wahr ist es, daß die Menschen sich allerorten gleich sind, und daß eben der Stolz, der einen Römischen Burgermeister zum Triumph leitete, die Hand des wilden Mädchens leitet, das sich zerkrazt um sich zu verschönern.

Ich habe schon von ihrer Nahrung geredet; sie besteht aus Seekälbern, die sie den Winter hindurch unter dem Schnee verwahren, aus Fischen, die an der Sonne gedöret sind, aus Fleisch von Rennthieren und Walfischen. Einige Haasen, die Wurzeln von Tugsonoret * und Fischthran machen ihren Nachtisch aus. Ihre Mahlzeiten richten sich nach ihrem Hunger, denn sie haben keine bestimmte Zeit zum Speisen. Ihr Trank ist reines Wasser, das sie in allen Jahreszeiten eiskalt trinken. Die Europäer haben ihnen niemals eine Lust zum Tabak beybringen können, selbst der Brandwein, den die Irokesen

* Dieses Kraut ist ohne Zweifel die Wurzel der Angelike, die eine besondere Lekerspeise der Lappen ist, die ungefehr unter einem gleichen Climat wohnen.

leſen und die Hotentotten ganz raſend lieben, hat in Grönland keinen beſondern Fortgang gehabt.

Die Vielweiberey iſt bey ihnen erlaubt, ſie iſt aber etwas ſeltenes. Man muß reich und mächtig ſeyn, zwey oder drey Frauen zu haben, denn dieſe Zahl überſteigen ſie ſelten, die meiſten begnügen ſich mit einer einzigen. Wenn mehr als eine Frau in einer Haushaltung iſt, ſo hat die erſte den Vortritt. Dieſes iſt ſehr wohl ausgedacht, und dient ſie zu tröſten, wenn ihr Mann ihr Nebenbuhlerinnen giebt. Dieſe Weiber leben ohne Zank und ohne Eiferſucht beyeinander, und man iſt in dieſem Lande glüklich genug, die ſeinen Leidenſchaften nicht zu kennen, die das Leben der geſitteteſten Völker verbittern.

Die Grönländer ſind aber doch keineswegs ohne Empfindung für die Liebe, ſogar für diejenige ſtrafbare Liebe, die man Galanterie nennt. Sie hatten, vor der Ankunft der Dänen Feſte, die den Maſqueraden in etwas glichen. Männer und Weiber verſammelten ſich; man hielt eine gute Mahlzeit, man tanzte, und wenn alles recht munter war, ſo ſtund ein Mann auf, und gab, bey dem Schall der Trommel, ſingend, ſeine Begierden zu erkennen. Diejenige, die ſich geneigt ſpührte, denſelben Tag ſeine Beyſchläferin

schläferin zu seyn, stuhnd gleichfalls auf, tanzte mit ihm, und ein Vorhang von Fellen verdekte das übrige. Der Ehemann war darüber keineswegs eifersüchtig. Diese von Natur unfruchtbaren Völker verfolgen die Fremden mit dem Anbieten ihrer Weiber, und sie bezahlen ihre Zauberer für dasjenige, was bey andern Völkern für eine tödliche Beschimpfung angesehen wird. Die Dänen haben allen diesen Unordnungen ein Ende gemacht, obwohl sie doch nicht allgemein waren. Die Mädchen waren niemals bey diesen Festen zugegen; sie haben in Grönland immer viele Bescheidenheit bliken lassen, und es geschieht nur äusserst selten, daß man gezwungen ist, eine Tochter in der Eile zu verheirathen. Sogar nach einer rechtmäßigen Heirath, schliessen sie sich noch eine zeitlang ein: es sey nun Mode oder Empfindung, so scheinen sie sich zu schämen, sich einem Manne überlassen zu haben.

Diese Heirathen geschehen beynahe gänzlich ohne Feyerlichkeiten; das wesentlichste ist die Einwilligung des Mädchens, die der Liebhaber selbst trachten muß durch Liebkosungen zu erhalten. Sobald das Jawort ausgesprochen ist, so schlept er sie in sein Haus, denn hingehn soll sie nicht: die Heirath ist ein Zwang, den man ihr anthut, auch selbst wenn sie ihr Vergnügen ist. Diese Ehen sind

ziem-

ziemlich frey; der Mann verſtoßt ſeine Frau ohne Umſtände, wenn ihre Gemüthsart ihm nicht anſteht, oder wenn ſie unfruchtbar iſt: es zu ſeyn iſt in Grönland eine Schande, ſo wie es in Judäa war. Doch ſind die Eheſcheidungen ſelten; gemeiniglich wird das Band der Ehe blos durch den Tod zerriſſen; und in dieſem Falle iſt der überlebende Theil Erbe von allem.

Die Weiber ſind gewohnt für die Männer zu arbeiten: ſie fürchten beynahe keine Geburtsſchmerzen, und kehren gleich nach der Niederkunft wieder zu ihrer Arbeit. Das Kind iſt nicht weichlicher als die Mutter, ſeine erſte Mahlzeit iſt Fiſchthran. Die Triebe der Natur ſind um deſto ſtärker, je weniger der Verſtand erheitert iſt; in dieſem barbariſchen Lande lieben die Mütter ihre Kinder bis zum Unſinn, und tragen ſie bis ins vierte Jahr auf ihren Schultern herum, und die Eltern widerſezen ſich niemals ihrem Willen. Die Familie trennt ſich nie; der Tochtermann zieht in die Wohnung des Vaters ſeiner Braut.

So wenig Annehmlichkeiten ihr Leben hat, ſo fürchten die Grönländer dennoch den Tod; ſie thun alles mögliche ihn auszuweichen, und ihre Zauberer laſſen ſich die abgeſchmakten Ceremonien ſehr theuer bezahlen, die anſtatt der Arzneyen dienen ſollen. Da

ihr

ihr Land nichts hervorbringt, so können sie sich keine Mittel zur Genesung verschaffen, man begnügt sich den Kranken Fischthran zu trinken zu geben, weil es das angenehmste ist das sie kennen; eine eben so übel verstandene Liebe treibt unsere Bauren an ihren Kindern Wein einzuschenken, wenn sie mit den Poken befallen sind.

Da der Tod für sie ein Uebel ist, so beweinen die Eltern ihre Kinder, und die ganze Nachbarschaft steht ihnen in der Klage bey. Sogar die Abwesenden halten bestimte Stunden, über den Tod ihrer Verwandten zu trauren. Die Todten werden mit aller Anständigkeit beerdiget, und mit ihnen begräbt man zugleich ihr bestes Kleid, ihren Hund und ihre Waffen. Ein dunkeler Begriff von der Unsterblichkeit der Seele hat diese Gewohnheit beynahe bey allen wilden Völkern allgemein gemacht.

Ich wiederhole es noch einmal: der Mensch ist sich allerorten gleich. Die Grönländer haben, so wie wir, ihre Lustbarkeiten, ihre Spiele, und ihre Tänze. Die Nachbarn versammeln sich, denn bey diesen herumirrenden Völkern findet man weder Fleken noch Dörfer; man ißt sich derbe satt, man trommelt, man tanzt, die Weiber auf einer Seite, die Männer auf einer andern; diese ringen auch auf verschiedene Weise, hängen sich

an

an die Füsse auf, schwingen sich auf Seilen, oder spielen parthienweise mit dem Balle.

Ein anderer Zeitvertrieb der Grönländer, den der Leser nicht erwarten wird, ist die Dichtkunst, und was noch mehr ist, die satyrische Dichtkunst. Die schönen Geister in Grönland fodern einander förmlich zu dieser Art von Zweykampf heraus: man rüstet sich auf beiden Seiten, man sezt mit Müsse Schmähungen wider seinen Feind auf, und kömmt an einem bestimmten Tage zusammen, einander feyerlich alle Schande vorzusagen. Der Anfänger erscheint zuerst, und singt seine Satyre bey dem Schall einer kleinen Trommel. Sobald dieser geendigt hat, so steht sein Gegner auf, und antwortet ihm im Takt mit den allerbittersten Vorwürfen. Der erste fängt wieder an, wenn dieser fertig ist, und so geht es immer fort, bis daß der eine oder der andere seine Galle und seine Dichtkunst erschöpfet hat. Derjenige, der am ersten zum Schweigen gebracht wird, hält sich für überwunden. Die Isländer haben eben diese Gewohnheit, und machen oft so treffende Satyren, daß sie ihre Gegner dahin bringen, sich selbst aufzuknüpfen. Wer in Europa Streitfragen vertheidigen hört, wird oft geneigt seyn zu glauben, man beurtheile die Gelehrsamkeit nach eben diesen Begriffen.

Ihre

Ihre Sprache ist nicht das ungeschliffenste, das sie haben. Zwar hat sie kein z und kein f, und ist etwas zu sehr mit vielsylbichten Wörtern überhäuft. Allein man findet in derselben mit Verwunderung Declinationen, Conjugationen, sogar einen Dualis, alles, wie in den gelehrten Sprachen, durch Endungen eingerichtet, und ohne die Hülfe der Artikel, mit denen die izt lebenden europäischen Sprachen beladen sind. Der Verfasser sagt, diese Sprache sey ziemlich reich im Verhältnisse der Dinge, von denen die Grönländer einige Begriffe haben. Die Probe, die er uns von einem Trinkliede giebt, ist eben nicht sehr tüchtig uns zu Gunsten ihrer Dichtkunst einzunehmen. Man findet darinn weder Sylbenmaaß noch Reim, und jede Linie endigt sich mit einem aja, das, bis zum Ekel wiederholet wird. Was kann man aber auch bessers von Liedern erwarten, die blos gemacht sind, mit kaltem Wasser Gesundheiten zu trinken?

Der Handel nach Grönland ist nicht zu verachten; der Verfasser giebt ihm vor dem isländischen den Vorzug. Man bringt aus diesen Küsten Häute von Seekälbern und Rennthieren, Walroßzähne, Narwhal und Walfische.

Die Dänen haben, aus Antrieb des Verfassers, drey Factoreyen an der westlichen Küste

Küſte aufgerichtet; die nördlichſte iſt unter dem 69. Grad, die andere zu Reyiſet, und die ſüdlichſte, die die Hofnung genennt wird, liegt unter dem 60ſten a). Hr. Egede räth ſeiner Nation ſehr ſtark an, an der öſtlichen Küſte unter dem 62 oder 63ſten Grade einige Waarenhäuſer anzulegen, und daſelbſt Kolonien zu ſtiften. Da das öſtliche Meer nicht ſchiffbar iſt, ſo wäre kein Schleichhandel zu befürchten, da hingegen auf der weſtlichen Seite der gröſte Theil des Gewinſtes den Dänen von den Fremden entzogen wird.

Die Grönländer haben eine Art von Religion, wenn man ein Gemiſch von Fabeln ſo nennen darf, das zu keiner einzigen Pflicht, und zu keiner Verbindlichkeit gegen Gott führet. Sie glauben die Unſterblichkeit der Seele, und zwey verſchiedene Wohnpläze nach dem Tode. Der eine iſt im Himmel, und nach ihren Begriffen, ihrer Wünſche minder würdig, da der allgemeine Hauſe der Menſchen dorthin kömmt. Sie kennen den Himmel nicht anders, als durch Ungewitter und ſchrekliche Meteoren. Der andere Wohnplaz abgeſchiedener Seelen iſt unter der Erde, und dieſes iſt ihr Paradies, wo Seekälber und Rennthiere im Ueberfluß ſind, und wo der

a) Seit dieſen Zeiten haben ſich die Niederlagen nach Norden und nach Süden vermehrt, und Grönland hat vier Kirchen.

Grönländer Gott mit seiner Mutter wohnet. Auch kömmt nicht ein jeder dorthin, der es wünschte. Diese elisäischen Felder sind blos für Weiber aufbehalten, die in den Wochen sterben, oder für Männer, die auf dem Fischfang ertrinken. Dieß sind ihre Helden. Sind sie unvernünftiger als wir, die diesen Namen den Verheerern des menschlichen Geschlechts geben?

Neben diesem Gott, von dem sie sich die gröbsten Vorstellungen machen, giebt es eine Menge von vertrauten Geistern, und von andern, die in den Meeren und in den Gebirgen herum irren. Jeder Zauberer muß eine gewisse Anzahl von der ersten Gattung haben; ohne dieselben würde er kein Angekokke seyn, welches in ihrer Sprache einen grossen Mann bedeutet.

Diese Verführer misbrauchen auf die niederträchtigste Weise die Dummheit des Volks, und bereden dasselbe die unvernünftigsten Dinge. Ihrer Sage nach, ist für sie nichts gemeiners, als sich auf den Regenbogen zu sezen, und in den Himmel zu fahren, und nach einer Unterredung mit ihrem Geiste von da wieder zurükzukehren. Doch ihnen diese Reise zu erspahren, sind diese Geister gefällig genug, sie selbst in ihren Hütten zu besuchen, und mit ihnen vor allen Anwesenden zu reden; doch versteht es sich, daß zuerst die Lichter

ter müſſen ausgelöſcht werden. Der Betrieger Frechheit gieng ſo weit, daß ſie ſogar in Gegenwart des Verfaſſers, Unterredungen von dieſer Art mit ihren Geiſtern hielten, ohne zu erröthen, wenn er ihnen die Grobheit ihrer Betriegereyen vorwarf.

Einige von dieſen Zauberern ſind von der gemeinen Art unterſchieden und nennen ſich Angekokke Poglits. Dieſe ſind die Lieblinge des Tongarſuk's, ihres unterirdiſchen Gottes, und können die Wache von Seekälbern bezaubern, die den Eingang ſeines Pallaſts verwahret.

Dieſe Betrieger ſind unverſchämt genug, ihre Kranken zu bereden, ſie haben ihre Seele verlohren, und dieſe Kranken ſind dumm genug, ſich wieder eine andre Seele zu kaufen. Sie geben denſelben auch Amulette von Knochen, Steinen oder Holz, mit der Verſicherung, daß ſie dieſelben wider Krankheiten und andere Zufälle ſchüzen werden. Spielt man nicht in dem ſchönſten Theil von Europa eben die gleiche Komödie?

Das Elend des Menſchen iſt die wahre Urſache des Aberglaubens, ſo wie ſein Stolz die Quelle der Atheiſterey iſt. Man muß ſich alſo nicht wundern, wenn die Grönländer, beſtändig von tauſend Uebeln umringt, in der Erfindung der Mittel leichtgläubig ſind, wo-

mit sie sich wider dieses Elend zu beschüzen hoffen.

Die Grönländer haben allzulange Nächte, die Beobachtung der Gestirne gänzlich vernachläßiget zu haben. Sie kennen die vornehmsten, und bezeichnen sie mit Namen von ihrer eignen Erfindung. Der Stier ist bey ihnen ein paar Hunde, der grosse Bär ein Rennthier, und Aldebaran ein Licht. Sie zählen nach Monaten, und nach den Kreisläufen der Sonne, von ihrer Rükkehr von dem Steinbok an gerechnet, welcher Zeitpunkt für alle nordischen Völker merkwürdig ist.

Der Verfasser endigt mit demjenigen, was der vornehmste Zwek seiner Reise gewesen. Er hält sich sehr lange bey der Bekehrung dieser Völker auf, die ihre herumreisende Lebensart und ihre angebohrne Kaltsinnigkeit äusserst schwer macht. Sie hörten ihm mit Beyfall zu, sie kamen von weitem her, ihn von dem Schöpfer des Himmels und der Erde reden zu hören, sie schikten ihm Gesandte, ihn zu sich einzuladen; allein dieses alles änderte den Grund ihrer Herzen nicht. Sie würdigten ihn keiner Einwürfe, hörten ihm ohne Aufmerksamkeit zu, und kehrten wenige Tage, nachdem sie versprochen hatten denselben zu verlassen, wieder zu ihrem Aberglauben zurük.

Der

Der Eifer des Hrn. Egede überwand alle dieſe Schwierigkeiten. Er beſchäftigte ſich beſonders mit der Bekehrung der Jugend, und war darinn, in Betrachtung der groſſen Hinderniſſe, die ihm im Wege ſtunden, ziemlich glüklich. Er taufte, in den fünfzehn Jahren ſeines dortigen Aufenthalts, ungefehr 30 erwachſene Perſonen, und hundert und fünfzig Kinder oder junge Leute. Er hatte ſogar das Vergnügen einige Neubekehrte zu finden, in deren Innerſtem die Religion eine aufrichtige Veränderung hervorgebracht zu haben ſchien. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er noch viel weiter würde gekommen ſeyn, wenn nicht im Jahre 1733. die Poken den gröſten Theil ſeiner Bekehrten weggerafft, und den Grönländern einen ſolchen Schreken eingejagt hätten, daß ſie ihr Vaterland und die Nachbarſchaft der Europäer verlieſſen, und ſich weiter gegen Norden zurük zogen.

Seine ſchwache Geſundheit und ſein Alter zwangen endlich unſern Egede an ſeine Rükreiſe zu gedenken. Heftige Anfälle der Melancholie, die er mit vieler Aufrichtigkeit erzehlet, führten ihn nahe an den Rand des Grabes; er wurde zurükberufen, und langte im Jahre 1736. wieder in Dännemark an.

Die Grönländiſche Miſſion wurde durch

seine Abreise nicht vernachläßigt a). Der regierende König (Christian VI.) von einem Eifer beseelt, dessen Seltenheit ihn noch lobenswürdiger macht, ersezte seinen Verlust durch vier Mißionarien, und durch vier Katechisten, die würklich in Grönland unterhalten werden: der Sohn des Verfassers befindet sich unter der Zahl der Geistlichen, und widmet sich zu der Vollendung desjenigen, was an dem Opfer seines Vaters noch mangeln mag.

Hr. Egede blieb nicht ohne Belohnung; er erhielt diejenige, die ihm die angenehmste war; nemlich der Vorsteher einer Pflanzschule zu seyn, die für die nordische Mißion bestimmt war; er lehrt in derselben die Sprache des Landes junge Leute, die von dem Grade von Katechisten, zu dem von Mißionairen hinaufsteigen sollen.

Nach diesem langen Auszug des erstern Werkes des Verfassers, bleibt uns nur wenig von dem leztern zu sagen übrig. Es ist ein aufrichtiges und ungekünsteltes Tagbuch von der ganzen Zeit des Aufenthalts des Verfassers in Grönland; eben dieselben Dinge kommen darinn wieder vor, und sind von dem, was wir

a) Die Bekehrung der Grönländer wird heut zu Tage mehrentheils durch die Mährischen Brüder betrieben, die zwey Kirchen und Dörfer besizen, in welchen sie eine beträchtliche Anzahl bekehrter Grönländer gesammlet haben.

wir aus der in däniſcher Sprache gedruckten Geſchichte ausgezogen haben, nur durch die Ordnung und durch eine umſtändlichere Erzählung verſchieden.

Man ſieht in dieſem Tagbuch, wie wohl Hr. Egede von den Wilden aufgenommen worden iſt, und wie groß die Achtung war, die ſie für ihn hatten; ſo weit daß ſie ihm Kranke und ſogar Todte zuführten, und ihn baten ſie wieder geſund oder wieder lebendig zu machen.

Er erzählt ſehr umſtändlich die tiefe Unwiſſenheit dieſes Volks in Religionsſachen; der Grönländer Gott hat Vater, Mutter, Weiber und Kinder; er lebte, und iſt geſtorben, und ungeacht deſſen iſt er es doch, der Himmel und Erde geſchaffen hat. Der Bericht, den Hr. Egede von ſeiner Reiſe gegen Süden im Jahre 1723. giebt, iſt ſehr unterhaltend. Er fand die Ruinen der Kirchen der alten Norweger; er überzeugte ſich von der Falſchheit der Forbisheriſchen Meerenge; er zog von den Einwohnern der öſtlichen Küſte Berichte ein; er fand auch warme mineraliſche Quellen, und eine Erde, deren Farbe beynahe ſo hoch iſt als Zinnober.

Hr. Egede erzählt mit ſeiner gewohnten Aufrichtigkeit die Mühe, die er ſich gegeben hat den Stein der Weiſen zu finden, in keiner andern Abſicht, als ſich in Stand zu ſezen ſeine Mißion zu unterhalten. Der Erfola

dieſer Bemühungen war ziemlich merkwürdig; er öfnete zufälliger Weiſe die Flaſche, in welcher er ſeine Metalle in Gährung bringen wollte, ein unſichtbarer Dunſt fuhr aus derſelben heraus, der beynahe ſeine ganze Familie ums Leben gebracht hätte, und ein wildes Mädchen, das ihm diente, würklich tödtete. Hr. Egede erholte ſich wieder, unterſuchte was in der Flaſche zurükgeblieben wäre, und fand ſein Gold in eine ſchwarze Materie verwandelt, die dem Bley ähnlich ſah, und die er niemals wieder zu Gold machen konnte. Man weiß, daß die Adepten die Zerſtörung des Golds als eine nothwendige Vorbereitung zu dem groſſen Werk anſehn. Hr. Egede war alſo auf gutem Wege, da er ſeine Flaſche öfnete, er konnte aber niemals wieder zu dieſer Zerſtörung des Goldes gelangen, obſchon er allzeit von der Würklichkeit der Hofnungen der Adepten überzeugt blieb.

VIII.

Beobachtungen

über die

Blattläuſe ꝛc.

Abhandlung

die Lehre der Inſekten betreffend,

oder

Beobachtungen über die Blattläuſe von Hrn. Carl Bonnet, Mitglied der Königl. Geſellſchaft zu London, und Correſpondent der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris; Erſter Theil, Paris bey Durand 1745. von 228 Seiten und 4 Kupferplatten.

Zweyter Theil, oder Beobachtungen über einige Arten in ſüſſem Waſſer ſich aufhaltender Würmer, die, nachdem ſie in Stüken geſchnitten, wiederum eben ſo viel ganze Thiere werden. 232 Seiten mit 4 Kupferplatten.

Die Natur iſt, verſchiedene Jahrhunderte durch, unfruchtbar für die Menſchen geweſen. Freylich iſt es ihre eigene Schuld: ſie hat niemals aufgehört Wunder zu thun, aber die Menſchen wandten ihre Augen von ihr weg.

Bloß

Bloß auf die Bücher, oder auf eine Art von Nachsinnen eingeschränkt, die sie noch mehr von der Natur entfernte, kannten sie die Natur nur aus den Schriften ihrer Vorgänger. Es war nicht die Welt, wie sie aus den Händen Gottes kam; es war die Welt einer erdichteten Theorie oder die Frucht eines ohne richtige Beurtheilung angestellten Lesens. Es ist zu befürchten, eine neue Seelenkrankheit des Menschen werde uns in die nemliche Denkungsart versenken. Der Aberglauben einerseits, und eine etwas geschminkte scholastische Lehrart auf der andern, drohen uns mit einer zweyten Reihe von finstern Jahrhunderten, wo das blosse Ansehen und die Zanksucht ihre Herrschaft wiederum über die menschlichen Erkenntnisse verbreiten werden. Doch ist dieses Unglük noch von verschiedenen Völkern entfernet. Man hat sich in unsern Tagen mehr als jemals beflissen die Natur aus ihr selbst zu kennen, ihr in ihren Hervorbringungen zu folgen, und ihre Schritte und Wege zu beobachten. Auch hat sie diejenigen reichlich für ihre Mühe belohnet, die sich an sie gewandt haben. Die Newton, die Schwammerdam, die Vallisnieri, die Reaumür, die Trembley, haben Entdekungen genug in ihr gefunden, um ihrem Namen die nemliche Dauer zu verschaffen als die Wissenschaften selber haben, und es bleibt noch Stoff genug übrig, hundert andre muthige Naturkündiger

kündiger unsterblich zu machen, die den Fußstapfen jener nachzufolgen sich entschlössen.

Die Menschen, denen die Natur blos aus einigen nicht allzu zahlreichen Werken bekannt war, liessen sich durch einen unzulänglichen Schluß verführen. Sie glaubten die allgemeinen Gesetze der Natur eingesehen zu haben, und sie begriffen nur die Gesetze einiger Gattungen.

Die Alten waren nicht zu Versuchen aufgelegt. Das Lesen, die Gesellschaft ihrer Schüler, das Vergnügen zu schreiben, waren angenehme Beschäftigungen für sie; die mechanischen Künste befanden sich noch in einem allzu unvollkommenen Zustande, den Augen zu Hülfe zu kommen. Die Alten nahmen ohne Widerwillen die unwahrscheinlichsten Berichte an; sie zogen die Erzählungen von geschehenen Dingen niemals in Zweifel, nur über die Theorie wurde gestritten. Eben dieses war die Quelle der trägen Meinung, welche die zweydeutige Erzeugung festsezte. Dieses Wort allein kürzte unendlich viele Nachforschungen ab, zu denen sich die Weltweisen hätten bequemen müssen. Es sprach sie von der Mühe los, sowohl die Eltern der Insekten, als auch ihre Begattungen, ihre Eyer, ihre allmähligen Entwikelungen zu kennen. Hierzu kann man beyfügen, man habe diese Thiere für so verächtlich angesehen, daß man

ohne

ohne Schamröthe und ohne Vorwurf in der Geschichte derselben unwissend seyn konnte.

Harvei, Nicolas, Stens Sohn a), und Johan van Horne hatten der Vögel und der vierfüßigen Thiere Eyer beobachtet. Sie hatten eine grosse Einförmigkeit in der Hervorbringung der bekanntesten Thiere gefunden. Ueberall zeigte sich ein Männchen, das sich mit einem Weibchen begattete, Eyer, welche das Weibchen nur erst nach der Begattung legte, und junge einzelne Thierchen von der nemlichen Gattung, die in unveränderlicher Folge aus diesen Eyern hervorgebracht wurden. Sogleich wagten sie zu lehren, alle Thiere seyen in zwey Geschlechter abgetheilt, und alle Weibchen haben Eyer, aus denen die der Eltern Gattung beybehaltende Frucht komme.

Die Lehrgebäude werden zu allen Zeiten Beyfall finden. Sie schmeicheln beydes dem Ehrgeize des Menschen, als seiner Trägheit; sein Stolz findet einen Gefallen am Entscheiden; welche Entzükung würde es für ihn seyn, wenn er die ganze Schöpfung sich seinen Gesezen unterwerfen, und nach seinen ungezweifelten Grundsäzen sich richten sähe, die er, nach seiner Scharfsinnigkeit würde festgesezt, oder

a) So nannte er sich, und fälschlich nennet man ihn insgemein Stenon, welches der Taufname seines Vaters ist.

oder auch nur blos das Glük gehabt haben zu erlernen. Seine Trägheit ist froh, der Beschwerde der Ausnahmen zu entgehen, und sein richterliches Urtheil über eine unendliche Menge von einzelnen Wesen, ja selbst über ganze Gattungen, sprechen zu können, kraft eines Gesezes, das ihn nicht mehr als einen Augenblik gekostet hat in sein Gedächtnis zu prägen.

Aber was für uns so bequem ist, was unserm falschen Ruhme schmeichelt, das verdiente darum nicht auch von Gott vorgezogen zu werden. Seine unendlich erhabeneren Absichten, haben sich hundert verschiedene Plane entworfen. Seine Weisheit schränkte sich nicht auf eine Methode ein, es hat ihr gefallen, vielleicht in der Absicht uns zu demüthigen, ihre Systeme und Mittel mannigfaltig abzuändern. Eben da die Menschen glaubten von dem Geheimnisse der Erzeugung völlig belehrt zu seyn, so haben sich unzählige Thiere gefunden, die sich dem Lehrgebäude der Schulen entziehen, die andern Gesezen folgen, und die niemand als dem Schöpfer gehorchen.

Den Anfang zur neuen Erfindung hat man mit den Zwitter-Thieren gemacht: in der Folge hat man andre gefunden, die sich selber befruchten, und die ihr Ey legen, ohne der Beyhülfe andrer Männchen zu bedürfen. Von dieser Art ist die Muschel der Teiche,

und vielleicht die ganze groſſe Menge von Muſchelthieren, bey denen man Eyer gefunden hat.

Die Vergröſſerungsgläſer giengen noch weiter. Sie entdekten unzählige, faſt geſtaltloſe, einfache Thiere, ohne Gliedmaſſen, ohne Kopf, ohne Herz, ohne Eyer, und wohl gar ohne Erzeugungsglieder, und die ſich demunerachtet ins Unendliche vermehren. Alle Waſſer, und vielleicht alle ſtilſtehende flüßige Dinge, ſind mit Körpern von dieſer Claſſe angefüllt, die ſich unendlich abändern, an denen man aber niemals Gliedmaſſen, noch eine gewiſſe Unterſcheidung der Theile bemerkt. Unſern Stolz zu kränken, hat man gefunden, daß vielleicht ſelbſt der Menſch zu dieſer Claſſe gehört hat, daß er nur in Anſehung der Kleinheit von den Älen des Weineßigs unterſchieden geweſen iſt, und daß er die allerverächtlichſte Zunft der Thiere hat durchgehen müſſen. Nach Leeuwenhoeks Entdekungen hat wenigſtens die Hälfte von Europa dieſes geglaubet.

Hier ſieht man einen ſehr groſſen Abſchlag von dem Lehrgebäude der Eyer und Geſchlechter. Drey Viertheil der Schöpfung widerſezen ſich demſelben, und es bleiben ihm keine andre Unterthanen übrig, als die vierfüßigen Thiere, die Vögel, die mit Gliedmaſſen verſehenen

henen Insekten, und eine geringe Anzahl Würmer, die keine Gliedmassen haben.

Wir waren aber noch nicht genug gedemüthiget. Neue und noch gedultigere Naturkündiger, die alle ihre Muße und ihre Beständigkeit im Aufmerken aufopferten, ihren Vorwurf zu erschöpfen, haben neue, und minder ausgedähnte Gesetze gefunden, die den Menschen lächerlich vorkommen. Man weiß was Hr. Trembley entdekt hat: er hat erwiesen, daß die Thiere nur darinn von den Pflanzen abweichen, weil sie ihre Nahrung durch einen Mund zu sich nehmen, der zu einer Höhlung führet; denn übrigens giebt es unbewegliche Thiere, und andre, die sich vermittelst eines abgelößten Sprossens fortpflanzen, wie die Bäume. Der Vielarm in den stehnden Wassern kennt weder Vater noch Mutter; weder Ey noch Geschlecht; seine von ihm abfallenden Theile befördern seine Wiederhervorbringung bis ins Unendliche, und der unerschöpfliche Grund seines Lebens ermüdet die Hände eines Naturforschers, der sehen muß, wie Wunden, die dieses Thier vernichten sollten, noch mehr zu seiner Wiedererneuerung und Vervielfältigung dienen. Was ist wohl von der Seele dieses Thiers zu denken? Sollte sie etwan theilbar seyn, weil ein jedes Stük des getheilten Vielarms belebt ist, und nach einem ihm eigenen Willen handelt?

Sollte Gott, der Schöpfer der Seelen, jedem abgesonderten Theile des Polypen, eine eigene Seele verleyhen? Oder finden sich etwan Geseze, die, nach dem Willen des Naturkündigers, mit der nemlichen Aufmerksamkeit eine Seele hergeben, als sie es bey Gelegenheit des Vergnügens thun, das die beyden Geschlechter mit einander vereiniget?

Wir können noch nicht auf diese Fragen antworten, es müssen vorher neue Geseze erlernt, und neue Geständnisse von unsrer Unwissenheit gethan werden. Hr. Bonnet hat sich andre Gegenstände zu seinen Untersuchungen erlesen, er ist ihnen mit einer bis hieher unerhörten Aufmerksamkeit nachgegangen; niemals ist das Geschlechtregister eines Fürsten besser bestätiget, und seine Geburtsstunde besser erwiesen worden, als das Geschlechtsregister der Blattläuse dieses Naturkündigers. Wenn man seine Entdekungen betrachtet, so scheinet es, man brauche nur den Willen zu haben um Wunderwerke zu sehen, und die Natur habe sie recht verschwendet. Freylich aber siehet nicht jedermann mit solchen Augen wie Hr. Bonnet. Hiezu wird eine Aufmerksamkeit, eine Musse, eine Genauigkeit erfodert, die der Mensch sich nur selten entschliesset auf die Besorgung seines zeitlichen Glüks zu verwenden: und es ist nichts gewöhnliches, die Wahrheit in ihrer Einfalt, in ihrer

Blösse,

Blösse, mit der nemlichen Inbrunst zu lieben, mit welcher man gemeiniglich nur für die Leidenschaften begeistert wird.

Doch wir wollen unserm Vorwurfe, und den Entdekungen des Hrn. Bonnets näher treten.. Der erste Band enthält seine Anmerkungen über die Blattläuse, ein in seiner Schwäche furchtbares Volk, welches oft unsere schönsten Blüthen, und die Hofnungen der kostbarsten Früchte vernichtet. Es giebt eine unendliche Menge Gattungen dieses Geschlechts: fast alle Pflanzen haben ihre eigenen Blattläuse, die ihre Pflanze, ohne ihr unverbrüchlich getreu zu bleiben, doch vorzüglich lieben.

Die einzelnen Geschöpfe dieser Gattung sind einander nicht ähnlich, man würde sie nie im Verdacht haben in einer so genauen Verwandtschaft mit einander zu stehen. Man findet Blattläuse, wie jedermann weiß, die sich auf ihren sechs Füssen halten, ohne Flügel zu haben, die vielleicht nicht vermögend gewesen wären, so schwerleibichte Thiere zu tragen. Es giebt aber auch andre von einem ganz verschiedenen Baue; dieß sind kleine mit Flügeln versehene Fliegen, um ein ansehnliches dünner als der gemeine Hauffen der Blattläuse. Man hat, unerachtet dieser geringen Aehnlichkeit, diesen kleinen Fliegen nachgespühret, und gesehen, daß sie sich den kriechenden Blatt-

läuſen mit ſolchen Umſtänden näherten, die nicht verſtatteten zu zweifeln, daß ſie nicht die Männchen dieſer diken Weibchen wären. Hieraus könnte man ſchlieſſen, daß nach dem Beyſpiele der Ameiſen, der Johanneswürmchen, und einiger andern Inſekten, die Männchen der Blattläuſe Flügel tragen, die Weibchen aber mit keinen Flügeln begabt und beſtimmt ruhiger zu leben. Hr. Bonnet widerſezt ſich nicht gänzlich dieſem Lehrgebäude, das Hrn. Friſch zum Erfinder hat; er hat die Begattung beyder Geſchlechter der Blattläuſe geſehen: bey gewiſſen Gattungen hat er ſogar das Zeugungsglied der fliegenden Männchen geſehen, das ſich mit dem Weibchen ohne Flügel begattete. Aber auf einer andern Seite, hat er, nach Hrn. Vallisnieri, bemerket, daß alle einzelne Thierchen einiger andern Gattungen von Blattläuſen Weibchen ſind, und zwar ſolche Weibchen, die keiner Männchen bedürfen, nnd nichts deſtoweniger auſſerordentlich fruchtbar ſind. Um ſich dieſer unerwarteten Eigenſchaft zu verſichern, überfiel er Blattläuſe in dem Geſchäfte der Begattung, er bemächtigte ſich des Jungen ſobald er es hatte ſehen geboren werden, und verſchloß es in eine vollkommne Einöde. Ein Glas, womit er es bedekte, diente ihm hiezu, und war für dieſes kleine Thierchen ein demantner Thurn; ein kleiner Zweig eines

Baums

Baums war zureichend es selbst und das Volk zu ernähren, das von ihm sollte gebohren werden. Hr. Bonnet sah es wachsen, seine Häutchen verändern, und durch die zwey Hörner seines Hintern den dem Honig ähnlichen Saft ergiessen, womit es die Blätter der Pflanzen beschmizt; mit einem Worte, er sah alle die kleinen Umstände seines Lebens. Das zum Gebähren reife Alter kam herbey, es empfieng von sich selbst, und warf eine Menge Junge, von denen Hr. Bonnet die Geburtstage mit vieler Sorgfalt bemerkte. Diese Erfahrung hat er wiederholet, und die kleinen eingeschlossenen Thierchen von der Gattung der Blattläuse sind immer fruchtbar gefunden worden, ohne daß sie jemals mit irgend einem Männchen sich vermischt hätten. So viel Mühe einem so kleinen Thierchen zu Liebe unternommen konnte einem von seinem Gegenstande mittelmäßig gereizten Naturkündiger genug seyn: aber Hr. Bonnet sah noch über die gewöhnlichen Behutsamkeiten hinaus, und er vervielfältigte seine Aufmerksamkeit in solchem Maasse, als man kaum von ihm hätte begehren können. Seine Geschiklichkeit half ihm selbst in der Geburt die Jungen dieser von keinem Männchen berührten fruchtbaren Mutter überraschen, er zog sie auf, zog auch die wiederum von ihnen erzeugten Thierchen auf, und fand durch seine

beſchwerlichen und doch dabey richtigen Erfahrungen, daß die unberührten Blattläuſe, obgleich von eben ſo reinen Müttern, Großmüttern und Aeltermüttern gebohren, einmal wie das andre fruchtbar wären. Hier haben wir alſo Thiere, die der Männchen entbehren können, ohne deßwegen aufzuhören ihre Gattung fortzupflanzen; die aber ebenfalls geneigt ſind, ſich der Begattung zu unterwerfen. Ich finde in dieſer Beobachtung eine neue Aehnlichkeit zwiſchen den Pflanzen und den Thieren. Es giebt Arten Lychnis, die ihren Saamen tragen, ohne von andern Stämmen eben der Gattung befruchtet zu werden: man findet aber auch andre, die ohne die Vermiſchung beyder Geſchlechter keinen Saamen geben würden: es giebt ſogar eine Lychnis, welche ſich in Europa durch die Kennzeichen der beyden Geſchlechter unterſcheidet, in der Tartarey aber dieſen Unterſcheid nicht an ſich trägt.

Hr. Bonnet entdekte an den Blattläuſen der Eiche eine andere Beſonderheit. Ich nenne ſie mit dieſem Namen, weil ſie wider unſere willkürlichen Geſeze ſtößt, denn wahrſcheinlicher weiſe iſt ſie, in Abſicht der ganzen Natur, vollkommen nach den Regeln. Dieſe Thierchen werfen gewöhnlich ihre Jungen lebendig, wie die übrigen Blattläuſe. Allein unſer Naturforſcher hat ſie dieſe Einförmigkeit ver-

verlassen, und manchmal Eyer, oder auch in ihre Hüllen gewikelte Leibesfrüchte zur Welt bringen gesehen. Hier läuft nun die Unterscheidung der lebendige Junge gebährenden, und der Eyer legenden Thiere Gefahr: andere über die Fliegen angestellte Versuche scheinen sich mit Hrn. Bonnets Erfahrung zu vereinigen, um darzuthun, daß in den Augen der Natur der Unterscheid dieser beiden grossen Classen eben keiner der wichtigsten ist.

Eine andere Bemerkung ist nicht weniger bewundernswürdig, als die vorhergehenden. Das Geschlecht entscheidet nichts über die Flügel bey den Blattläusen. Es giebt geflügelte weibliche Blattläuse, und andere männlichen Geschlechts ohne Flügel. Diese kleinen Thiere scheinen gemacht zu seyn, alle unsere Regeln zu beschämen, und uns zu belehren, in der Naturlehre keine Geseze anzunehmen, ehe wir die Eigenschaften einer Sache erschöpft, oder alle Gattungen eines Geschlechts völlig erkannt haben.

Der zweyte Band der Beobachtungen unsers Hrn. Bonnet hat zur Absicht, des Hrn. Trembley Wahrnehmungen zu bestätigen. Es wird nemlich darinn von der Wiederhervorbringung gewisser Thiere abgehandelt, welche, nachdem sie in zwey oder mehrere Theile getheilt worden sind, von

neuem zwey ganze Thiere werden, eine unsere Physiologie zubodenschlagende Begebenheit, und bey welcher man sich der Versuchung nicht würde erwehren können, sie zu leugnen, wenn sie minder genau beobachtet, oder nicht von so vielen andern, von den Polypen unterschiedenen Thieren unterstüzet würden, als die fast das nemliche Vorrecht geniessen.

Vor Hrn. Trembley war man so ziemlich dem Lehrgebäude der Entwikelung beygetreten, und fast alle Gelehrten in Europa kamen darinn überein, daß überhaupt die Thiere entweder in den Eyern ihrer Mütter, oder in dem Saamenwürmchen des Vaters, im kleinen verschlossen lägen, und daß ihr Wachsthum nichts anders als eine Auseinanderdähnung ihrer Gefässe wäre, welche, von den Säften ausgedähnt, sich nach und nach verlängerten. Dieses so wohl aufgenommene System nähert sich seinem Ende. Nach den über den Polypen angestellten Beobachtungen wird man genöthiget zu gestehen, daß manche Thiere sich Köpfe, Aerme, und allerley Gliedmassen an die Stelle der ihnen abgeschnittenen Gliedmassen bilden können, und von welchen Theilen sich im kleinen ein Keim nicht vermuthen läßt, der vorhanden gewesen wäre, eh der Zufall sich ereignete, der sie von dem übrigen Thiere abgesondert hat. Was noch mehr ist, so sieht man das nemliche Thier gleichsam Sprossen und Arme von sich werfen, die

nach

nach und nach wiedrum zu ganzen Thieren werden, und die zuvor bloß ein Gliedmaß des erzeugenden einzeln Thieres waren.

Aufmerksamere Augen, und Geister die sich an kein Lehrgebäude binden, fangen an zu glauben, daß auch die vollkommensten Thiere fast auf eine gleiche Weise gebohren werden; daß ihre Bildung stuffenweise geschieht, und daß niemals ein Plan gewesen ist, nach welchem ihre Gliedmassen im kleinen abgezeichnet wären. Das Herz des jungen Hünchens, das man augenscheinlich sich aus einem nach und nach entfaltenden Gefässe bilden sieht, und das in nichts einem Herzen gleichet; die Fasern, so aus einer klebrichten Feuchtigkeit entstehen, und die Lunge mit dem Brustfelle verbinden; die ähnliche Art, nach welcher das zellichte Wesen der Thiere aus einem geronnenen Gallert erzeuget wird, und nach welcher die diksten Häute sich aus diesen fadichten Geweben bilden; tausend andere Begebenheiten, die gewissen Lehrgebäuden zugethane Philosophen zu beobachten vielleicht für zu gering gehalten, oder keinen Nuzen daraus gezogen hatten, vereinigen sich uns von dieser Wahrheit zu überzeugen. Ich meinestheils glaube, daß nach Verlauf einer gewissen Anzahl Jahre, in denen man noch viele Beobachtungen wird angestellt haben, man endlich finden wird, daß die Thiere, und folglich

auch die Pflanzen sich aus einer flüßigen Materie erzeugen, die sich verdiket, und nach und nach bildet, und daß alles dieses nach unserm Verstande unbekannten Gesezen geschieht, welche die ewige Weisheit unveränderlich festgesezt hat, ohne daß ein kleines Modell zu entwikeln, oder ursprüngliche feste Körperchen auszudähnen wären; eine Meinung, welche die flüßigen Bestandtheile der zarten Saamenkörnchen, und der Thiere im Anfange ihrer Bildung, hätte verdächtig machen sollen *.

Ich werde zu unserm Verfasser zurükkehren. Er hatte die in den Augen eines Philosophen so leuchtenden Versuche des Hrn. Trembley auch anstellen wollen. Zum Glüke fand sich diese Art von Thieren zu Genf nicht; die Natur hatte sie dem Hrn. Trembley zum Eigenthume gegeben, und sie bot den Augen des Hrn. Bonnet andere Thiere an, damit er die Schranken unsrer Kenntnisse erweitern, und der aufgehenden Wahrheit neue Stüzen verschaffen könnte.

Diese

* Man sieht aus dieser Stelle, daß ich damals der almähligen Bildung der Thiere zugethan gewesen bin. Neuere Wahrnehmungen, zumal in dem vor den beobachtenden Augen bildenden Hünchen, haben mich aber seit dieser Zeit zu der Entwikelung zurükgebracht, worüber ich weitläufig in den Wahrnehmungen des Hünchens, und in der gröſſern Physiologie die Gründe meiner Beglaubnis bekannt gemacht habe.

Dieſe Thiere hatten äuſſerlich nichts, was ihre natürliche Geſchichte zu unternehmen eingeladen hätte. Es waren ſehr kleine, ſehr dünne, und in ihrem Bau ſehr einfache Würmer, ob ſie es gleich minder als der Polype ſind; denn ſie haben Ringe, eine Schlagader, welche ſich durch ihren ganzen Leib erſtreket, und eine Art von Blut, das ſich vom Schwanze bis zu dem Kopfe beweget. Dieſer zuſammengeſezte Bau entzieht ihnen die Vorrechte des Polypen nicht. Hr. Bonnet zerſchnitt dergleichen Thiere in zwey Stüke, und die beiden Hälften ſchienen, eine jede insbeſondre, mit einem Willen und mit einer vollkommenen Kentnis zu handeln. Sie wuſten diejenigen Körper zu vermeiden, die ihnen hätten ſchaden können; ſie bewegten ſich vorſich, rükwärts, hielten ſich mit Wahl und Vorſaz ſtill. In kurzem ergänzten ſich dieſe Hälften, ſie brauchten nur wenige Tage zwey Thiere zu werden. Der Kopf gewann einen Schwanz, und dieſer, wiewohl etwas langſamer, gelangte wiedrum zu einem Kopfe. Die Erfahrungen des Hrn. Reaumür über die Regenwürmer verſprachen dieſe Erſcheinungen.

Hr. Bonnet begnügte ſich nicht mit einer ſo leichten und ſo einfachen Theilung: er machte Viertelthiere, Sechstel, und Sechszehntheilchen, und dieſe Viertheile wurden von neuem

neuem mit der nemlichen Leichtigkeit zu vollständigen Thieren, als ein in sechszehn Stüke zerschnittener Zweig einer Weide in der Folge der Zeit sechszehn Bäume hervorbringen würde. Genaue Tabellen versichern uns von dem verschiedenen Fortgange eines jeden Theiles des Thieres: die Linien des Wachsthums in jedem Tage, und jeder Schritt der Natur, sind sorgfältig angemerket worden.

Die liebreiche Mutter, die Natur, hat das Vermögen, neue Theile wieder hervorzubringen, gegen diese Thiere nicht verschwendet; es war ihnen nöthig, sie hatte sie mit einer Neigung sich von sich selbst zu theilen geschaffen, und gewisse Theile zu verlieren bestimmt, die ihr Leben würden verkürzet haben, wenn sie nicht die Gabe sie wieder herzustellen empfangen hätten. Sie hat sogar ihre Vorsorge eingeschränkt: die abgesonderten Stüke, die wieder zu ganzen Thieren anwachsen sollen, müssen eine gewisse Länge haben; schneidet man sie zu kurz ab, so vergehen sie, ohne wieder zu Thieren zu werden. Aber diese Fähigkeit ihren Verlust wieder zu ersezen, ist hingegen bey diesen Thieren überaus beständig. Hr. Bonnet hat ihnen zehn Schwänze, und zehn Köpfe, so wie sie ihnen wiederkamen, hintereinander abgeschnitten, und das Thier hat eben solche Theile bis zum eilften male hervorgebracht.

Nach

Nach dem, was man im Vielarme entdeket hat, konnten wir alles deſſen gewärtig ſeyn, was wir bis jezt geſagt haben: aber gewiß erwartete man das nicht, was Hr. Bonnet jenſeits dieſer Hofnungen geſehen hat. Dieſe zur Hälfte Pflanzenthiere, die ſo einfach, ſo wenig mit Gliedmaſſen verſehen ſind, erzeugen nichts deſtoweniger ihres gleichen, und gebähren Junge nach Art der allerbekannteſten Thiere. Mit einem Worte, ſie haben dreyerley Wege ihre Gattung zu erhalten, die Erzeugung, oder das Werfen junger lebendiger Thierchen: die Stüke, in welche ſich dieſe Geſchöpfe durch gewiſſe für ſie ſehr gemeine Zufälle getheilt finden: und endlich neue Arme, die ſie treiben, die ſich von der Mutter abſondern, und zu vollſtändigen Würmern werden. Auf eben dieſe Weiſe pflanzen ſich gewiſſe Bäume auf dreyerley Arten fort; durch ihre Saamenkörnchen, und durch Zweige die ſie treiben, die ſich in die Erde zurükbiegen und Bäume werden, und durch kleine Scheiben ihrer Stämme, die man in die Erde pflanzet.

Hr. Bonnet hat ſeine Erfahrungen nicht auf eine einzige Gattung von Würmern eingeſchränkt: fünf von einander verſchiedene Arten unterwarf er ſeinen Verſuchen. Sie beſaſſen alle die Fähigkeit ſich zu ergänzen. Eine fand er darunter, die einem ſehr wunderlichen

derlichen Zufall unterworfen war: man schnitt ihr den Kopf ab, und an dessen Stelle wuchs ihr ein Schwanz. Was für eine Ursache konnte wohl diesen Irrthum bewirken? war es eine bildende Kraft, die sich betrog? war es vielleicht ein gar zu schlanker Kopf, der einem Schwanze ähnlich sah?

Alle diese Thiere heilen mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit ihre Wunden. Schneidet man sie in zwey Stüke, so wird die Bewegung ihrer grossen Schlagader nicht gehemmet: eine wenige Feuchtigkeit schliesset ihre Wunde, durch welche nichts verlohren gehet, und diese Feuchtigkeit bildet sich von Tag zu Tage aus. Es scheinet, ihre Lebenssäfte seyen ungemein klebricht: sie verlassen die dichtern Theile nicht, an die sie sich gehängt haben; dieses läßt sich erklären. Aber wie können sie sich ausbilden?

Dörfte man sich unterstehen, aus allen diesen mühsamen Erfahrungen den Schluß zu ziehen, daß wahrscheinlicher weise alle mit keinen Gliedmassen versehene Thiere das Vermögen besizen, die verlohrenen Theile wieder herzustellen, und, daß bey allen diesen Thieren dieses Vermögen eine allgemeine Gabe zu seyn scheinet, durch welche die Langsamkeit des Umlaufes des Bluts vergütet wird? Vielleicht wird man, nach beständig fortgesezten Beobachtungen, andere Regeln finden,

und

und wir haben gelernt, im Feſtſezen derſelben nicht zu eilen.

Mehr als einmal haben wir die Thiere mit den Pflanzen verglichen. Hr. Bonnet hat dieſen Gedanken vor uns gehabt: er hat eine Leiter von Weſen zur Vollkommenheit gebracht, die Vallisnieri nur obenhin entworfen hatte. Alles geht ſtuffenweiſe in der Natur; ſie hat gewußt die Gattungen mit einander zu verbinden, ohne ſie zu vermengen. Der Menſch iſt das Haupt der irdiſchen Schöpfung: die vierfüßigen Thiere, die Vögel, die Inſekten entfernen ſich almählig von ihm: die Thierpflanzen endigen das Heer der Thiere, und die empfindenden Pflanzen fangen das Reich der Gewächſe an: die Steinpflanzen beſchlieſſen dieſes, und fügen es an die Mineralien, die ohne eine beſtimmte Figur ſind. Die Erde endiget wiederum dieſes Reich, und die Elemente führen nach und nach die Schöpfung zu dem Ether und zu den feinen Materien zurük, die vielleicht in einem genauen Verhältniſſe mit den Körpern der höhern Weſen (Geiſter) ſtehen. Man muß dieſe Leiter in dem Werke des Verfaſſers ſelbſt nachſehen, deſſen Wahrhaftigkeit und Genauigkeit im beobachten unſere Lobſprüche und die Hochachtung der gelehrten Welt verdienen.

IX.

Anzeige

der

Holmannischen Logik

und Metaphysik.

Samuel Holmanns
Uberior
ad
UNIVERSAM PHILOSOPHIAM
INTRODUCTIO
P. I. Logicam tradens. *Getting.* 1746. 8°.

Die Herrſchaft der Metaphyſik hat ein Ende. Wahr iſt, ſie hat ſehr lang gedaurt. Wenige Monarchien daurten ſo lang als die Ariſtoteliſche. Seine Philoſophie herrſchte zwölf Jahrhunderte durch über ganz Europa; ihre Eroberungen erſtrekten ſich bis in Perſien und Indien, und die Macht eines Schulmeiſters von Athen gieng weiter als die Herrſchaft eines Auguſts und eines Trajans. Auch noch zu unſern Zeiten findet eine mächtige Secte ihren Vortheil dabey, dieſe Philoſophie zu unterſtüzen; die ihrem eignen Geſtändnis nach, ungemein tüchtig iſt, Meinungen zu vertheidigen, die dieſer Secte eigen ſind, und die die Vernunft mit Widerwillen aufnehmen würde,

wenn man sie ihr ganz nakt vorbrächte. Newtons Namen wird in den meisten Schulen der römischen Kirche kaum a) ausgesprochen. Hier und da erhebt sich ein Freund der Atomen, von der Dämmerung der Gassendischen Philosophie erleuchtet, der bald darauf ein Opfer seiner Liebe zur Wahrheit wird, die dieser Secte beständig verdächtig ist, und allzeit durch den verhaßten Titel der Neuerungen anschwärzen lassen muß b). Engelland, Holland, Deutschland, ein Theil von Frankreich und von Italien, haben dieses Joch seit einem Jahrhunderte abgeschüttelt. Man ist müde worden, sein ganzes Leben mit der Erlernung allgemeiner Säze zuzubringen, die man niemals Gelegenheit fand, zu irgend einem Gebrauch anzuwenden. Man sah, daß die eingebildete Welt, die die Scholastiker erschaffen hatten, nirgends in der würklichen Welt zusammenhangt. Gott schuf einzelne Wesen, Körper, und Bewegungen, und man hatte sich einzig um die Einrichtung der Klassen, und um Modificationen bekümmert.

Ist

a) Damahls.

b) Begebenheiten, und zwar häufige Begebenheiten, gaben zu diesen Betrachtungen Anlaß. Sie haben sich zu Salzburg und zu Ingolstadt zugetragen. Die Gesellschaft, die die Schlüssel der scholastischen Weltweisheit besizt, verfolgte daselbst im allerbuchstäblichsten Verstand gute ächte Katholiken, bloß weil sie den Meinungen des Gassendi Beyfall gaben.

Iſt man aber nicht vielleicht in dieſer Verbeſſerung etwas zu weit gegangen? Hat man nicht zugleich mit dem Geſchwäze der Schule auch dasjenige verbannt, was ſie nüzliches hatte? Hat man nicht unterlaſſen, die allerweſentlichſten Begriffe zu erklären? Iſt man nicht dadurch in eine weitſchweifige und unbeſtimmte Schreibart gerathen? Und hat dieſer Mangel an Bündigkeit nicht ſeinen Einfluß auf alles dasjenige ausgedähnt, was über die Zeit, über die Bewegung, über die Freyheit, über die menſchliche Seele, geſchrieben worden iſt, und überhaupt auf alles dasjenige, was in das Gebiet der Metaphyſik gehört?

Hr. Wolf bejahet alle dieſe Fragen auf das ſtärkſte. Er hat ſich verbunden geglaubt, die Erklärungen, die Abtheilungen, und die Wörter, die die Modificationen ausdruken, wieder in die Philoſophie zurükzuführen; Dinge, die man als barbariſch verſtoſſen hatte, und die nun wieder mit aller Ehre in den Schriften dieſes Weltweiſen und ſeiner Anhänger zum Vorſchein kommen. Man ſieht, ſogar in ſeiner Seele, vermeſſene Geiſter entſtehn, die ſich alles Zweifels ſchämen, die die Arten den Erklärungen der Gattungen unterwerfen, und die ſich nach und nach eben die Herrſchaft über die Wiſſenſchaften anmaſſen, die Bacon und Gaſſendi der Schule entriſſen haben. Sie

schreiben über Vorwürfe, von denen sie das wenigste verstehn. Ihre allgemeinen Säze sind für sie, was Salomons fabelhafter Ring; alle Thore eröfnen sich bey ihrer Ankunft; das allerverborgenste wird aufgedekt, und die ganze Natur unterwirft sich ihrem Zepter. Sie sind Naturkündiger, Aerzte, Rechtsgelehrte, Theologen, bloß weil sie die Metaphysik verstehn; sie würden auch Redner und Dichter seyn, wenn sie sich nicht allzuhoch hielten, Redner oder Dichter zu werden.

Hr. Holmann schäzt die Vernunftlehre und die abgezogenen Wissenschaften hoch, die er schon seit vielen Jahren lehret. Er ist überzeugt, daß wir durch ihre Hülfe dasjenige, was wir wissen, besser wissen, dasjenige, was uns noch unbekannt ist, entdeken können, und das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden im Stand sind. Von diesem Nuzen überzeugt, liefert er uns jezt die dritte Ausgabe seiner Einleitung in die Weltweisheit, gänzlich umgegossen und vermehrt. Ohne dem Leser einen Auszug eines Werks geben zu wollen, das keines Auszuges fähig ist, und wo, das Trokne zu vermeiden, etwas unmögliches wäre, wollen wir ihm blos dasjenige mittheilen, von dem wir glauben, es könne einen Leser am besten unterhalten.

Seine

Des Verfaſſers Abſicht iſt nicht bloß eine Dialectik zu ſchreiben, die beynahe nichts anders als eine Art von Diſputierkunſt iſt. Es iſt die Kunſt zu denken, die ſeinen Vorwurf ausmacht; er unterſucht die Quellen der Gewißheit, der Wahrſcheinlichkeit, der Erkenntnis des Wahren, und die Kunſt die Kräfte unſers Verſtands vollkommner zu machen.

Der zweyte Abſchnitt des erſten Theils handelt von den Begriffen. Er geſteht aufrichtig, daß alle unſere Begriffe uns durch die Sinne beygebracht werden, und daß wir uns keinen eigentlichen Begrif von unkörperlichen Weſen machen können. Man hat in dieſer Meinung, ich weiß nicht was, gottloſes finden wollen; allein Krankheiten, Träume, und die Würkung der Arzneyen beweiſen auf eine unumſtößliche Art, daß die Vorſtellungen und das Gedächtnis mit dem Bau des Gehirns verknüpft ſind, und daß folglich die Begriffe, wenn ſie ſich der Materie eindrüken, keine unkörperliche Dinge in derſelben vorſtellen können.

Der Streit der Realiſten und der Nominaliſten gerieht zur Schande der menſchlichen Natur. Ein Augenblik von unpartheyiſcher Unterſuchung iſt hinlänglich einzuſehen, daß allgemeine Begriffe bloß in der Art zu denken vernünftiger Weſen ihr Daſeyn haben, die das Allgemeine von einzelnen Dingen ab-

sondern. Dieser Streit ist seit zwey Jahrhunderten beygelegt; die Helden beyder Partheyen liegen, samt ihren unermeßlichen Zänkereyen, in einer verdienten Vergessenheit begraben bey einander. Allein es war eine Zeit, wo man sich um einen Streitpunkt zerriß, der gewiß den trojanischen Krieg rechtfertigt, und die Unternehmungen der Griechen entschuldigt. Schmähungen, Verleumdungen, Schläge, Verfolgungen, sogar der Mord wurden angewandt, die Vertheidiger der entgegengesezten Meinung zu vertilgen. Man tödtete Philosophen, weil sie die Würklichkeit eines Pferdes leugneten, das weder braun noch schwarz noch weiß, noch von irgend einer andern Farbe, sondern das blosserdings ein Pferd wäre. Unter allen Hirngespinsten, die dem menschlichen Geschlecht schädlich sind, halte ich der Talmudisten ihre für die närrischsten, aber gleich nach ihnen die Träume der Scholastiker.

Ich sehe mit Vergnügen, daß Hr. Holmann kein Freund der chinesischen Sprache ist. Noch iezt behalte ich einen alten philosophischen Grollen wider einen Gelehrten, der ein Bewunderer derselben war. Wahr ists, eine Sprache scheint reich, die 80000 Wörter besizt. Allein man kann sich irren, wenn man bloß nach der Anzahl urtheilet. Ein Münz-Kabinet von 5000 recht verschiednen Münzen ist mehr wehrt, als eines von 80000, das meistens

ſtens nur aus gedoppelten beſtünde, und das nur 800 verſchiedne Münzen hätte, deren jede 100mal wiederholt wäre Die Chineſer haben ein Wort, um ein Pferd, ein anders um ein zweyjähriges Pferd, wieder ein anders, um ein Pferd auszudrüken, das irgend einen Fehler, oder eine gute Eigenſchaft hat. Sie haben 100 Stammwörter, die alle nur ein Pferd nach ſeinen Eigenſchaften bezeichnen. Ich bin völlig überzeugt, daß dieſe wunderliche Sprache die Chineſer verhindert hat, ſich in den Wiſſenſchaften hervorzuthun. Man kann ihnen allerdings weder den Geiſt der Erfindung, noch eine vollkommene Aufmerkſamkeit, noch eine natürliche Scharfſinnigkeit abſprechen, die von ihrem Klimat herzurühren ſcheinet. Neben ſo vielen Vortheilen beſizen ſie noch denjenigen, ein unermeßliches Volk auszumachen, das gleichen Geſezen, und einer gleichen Sprache unterworfen iſt, und bey welchen die Wiſſenſchaften mehr geehrt werden, oder aufs wenigſte mehr geehrt worden ſind, als bey allen andern Völkern des Erdbodens. Mit allem dem haben ſie es nirgends weit gebracht, als in der Sittenlehre, die die Wiſſenſchaft des Herzens iſt, und die die Araber, die Perſer, und die älteſten Morgenländer, ohne Buchdrukerey und oft ohne Bücher, eben ſo hoch als die Chineſer getrieben haben.

Hr. Holmann iſt überzeugt, ſo wie auch ich es bin, daß die Schiklichkeit (aptitude) einer Sprache ſelbſt der Philoſophie ungemein behülflich ſey. Eine Sprache, ſo wie die griechiſche, die beynahe alle erſinnliche Begriffe mit Leichtigkeit und Genauigkeit auszudrüken im Stand iſt, muß nothwendiger Weiſe viele Vorzüge vor einer heutigen Sprache haben, die bloß das Wörterbuch eines beſondern Volks iſt, das ſich ſchwerlich lenken läßt neue Begriffe auszudrüken, und das lieber die Begriffe ſelbſten miſſen will, als ſie durch neue Worte bezeichnen. Der Hr. von Voltaire hat dieſen Punkt gar zu weit getrieben. Er will die franzöſiſche Sprache einſchränken, die ſo nöthig hätte noch mehr erweitert zu werden. Die Vollkommenheit einer Sprache in Anſehung der Wiſſenſchaften beſteht allerdings darinn, ſo viel verſchiedene Wörter zu haben, als verſchiedene Begriffe ſind. Allein die Begriffe eines geſitteten Volks vermehren ſich täglich. Welche erſtaunliche Menge von Begriffen hat man nicht ſeit hundert Jahren erlanget? Die Naturlehre, die Naturgeſchichte, die Zergliederungskunſt, die Kräuterkunde, die Künſte und Handwerke haben uns eine unendliche Menge neuer Begriffe geliefert, der Umgang und die Verfeinerung der Höfe, ſelbſt das Verderbnis des Herzens haben andre Begriffe ausgebildet. Wie ſoll man dieſe

Begriffe

Begriffe behandeln, wenn Worte fehlen, dieselben auszudrüken.

Man erlaube mir mich bey dieser Gelegenheit mit aller Lebhaftigkeit eines Menschenfreundes über die falsche Ehrbegierde zu beklagen, die alle Völker von Europa je mehr und mehr einnimmt. Man hatte, über Künste und Wissenschaften zu schreiben, die lateinische Sprache, die in alle Wege reicher ist, als die Gemische, die aus derselben entstanden sind. Nun vernachläßigt man eine so zierliche, an vortreflichen Schriftstellern so reiche Sprache, und dieses bloß, in einer eingeschränkten halbstummen Mundart zu schreiben, die nur die Gedanken einer einzigen Nation ausdrükt, und aller andern Völker ihre versteilet. Bald werden die Gelehrten von der neuen Last unterdrükt werden, die schwer auf ihnen liget. Man muß das Englische, das Französische, das Italiänische erlernen; denn diese Nationen sind fest entschlossen, nicht anders als in ihrer Mutterspracbe zu schreiben. Man entschließt sich dazu, in der Hofnung dasjenige nuzen zu können, was bey Nationen geschrieben wird, die so viele gelehrte, scharfsinnige, und erfindsame Köpfe hervorbringen. Allein auch die Holländer, die Deutschen, sogar die Schweden, und die Dänen, sind eifersüchtig über ein Vorrecht, das dem gemeinen Besten so sehr zuwider ist, und schreiben nun ebenfalls ihre be-

ſten Tagbücher, ihre Geſchichte, und die Entdekungen ihrer Akademien in ihrer Mutterſprache. Künftig wird man zehn Sprachen verſtehen müſſen, um nicht unwiſſend zu ſeyn: der aufgeklärteſte Kopf wird nicht länger vermögend ſeyn alle Worte zu faſſen, die man zu der Zahl der Begriffe hinzufügen muß, welche ſich alle Tage vermehrt, und deren Vermehrung das menſchliche Geſchlecht würklich bereichert; da hingegen die vielen Sprachen ihm nur gleichviel bedeutende Töne liefern. Welche Vortheile hatten nicht die Griechen vor uns voraus? Sie hatten nur eine einzige Sprache zu erlernen, und konnten der Erlernung der Sachen diejenigen koſtbaren Jahre widmen, die wir nun zu Erlernung ihrer Benennungen anwenden müſſen.

Hr. Holmann ſtimmt nicht allerorten mit Locken überein. Er nennet unmittelbares Urtheil, wenn man eine Sache bejahet oder verneinet, die unmittelbar in den Begrif irgend eines Weſens einſchlägt. Dieſe identiſchen Säze mißfielen Locken, der ſie als bloſſe Wiederholungen anſieht. In Deutſchland iſt man völlig andrer Meinung, wo die weitläufigen Werke eines groſſen Weltweiſen, beynahe gänzlich aus Säzen dieſer Art beſtehn. Hr. Holman ſieht ſie, eben ſo wie dieſer Philoſoph, als die Quelle aller Gewißheit in unſern Urtheilen an.

In

In dem zweyten Theile seiner Vernunftlehre streitet Hr. Holmann für die Gewißheit desjenigen, was uns die Sinne lehren, und hauptsächlich für das Daseyn der Vorwürfe, die wir uns ausser unsrer Seele vorstellen. Die stärksten Gründe, die er wider die Idealisten anführt, leitet er aus der Ordnung her, nach welcher die äussern Dinge sich unserm Geiste darstellen. Sie kommen nicht durch eine Folge unseres Willens, sondern ohne das Zuthun des Willens in denselben hinein: ihre Erscheinung geschieht plözlich, und ohne Vorbereitung auf Seiten unsrer Seele. Die Veränderungen und die Folge der äussern Dinge geschehen mit einer Regelmäßigkeit, deren Ursache von der Art unsers Denkens gänzlich unabhängig ist, und sehr oft findet sich nicht die geringste Verbindung zwischen diesen Veränderungen oder dieser Folge, und zwischen der Folge unserer Gedanken.

Hr. Hollmann geht zu den Grundsäzen der Wahrheiten, die wir kennen, hinüber, und suchet diese Grundsäze in den Quellen, aus denen alle unsere Kenntnisse entspringen. Diese sind zweyfach. Wir schöpfen unsere Kenntnisse erstlich aus den Dingen selber, die wir erkennen, so wie die Meßkünstler die Eigenschaften der Dreyeke aus ihrer Natur selber herleiten. Zweytens entspringen unsere Kenntnisse auch aus der Ueberlieferung, oder

oder aus dem Ansehen, dieses Ansehen mag nun in der Offenbarung oder in der Geschichte gegründet seyn. Hr. Hollmann zeiget bey diesem Anlaß, daß die Säze: Ich denke, folglich bin ich, oder, ein Ding kann nicht zugleich da seyn und nicht da seyn, den prächtigen Titul der Grundsäze unsrer Kenntnisse mit Recht tragen können.

Er handelt ziemlich weitläufig von den Wahrscheinlichkeiten, einer Art halber Wahrheiten, die, neben dem Scheine der Gewißheit, die Möglichkeit des Irrthums enthalten. Hr. Hollmann theilt dieselben in Classen ab; es giebt eine philosophische Wahrscheinlichkeit, die von der Vernunft herstammet, und eine historische Wahrscheinlichkeit, die aus dem Ansehn entspringt. Die dritte Art ist die hermeneutische Wahrscheinlichkeit, wo es um die Beurtheilung der Meinungen eines Schriftstellers zu thun ist. Der sel. Hr. Rüdiger hatte eben diesen Vorwurf weitläufig behandelt. Hr. Hollmann gab seinen Gedanken die Ordnung und die Klarheit, die ihnen mangelten.

Der dritte Theil des Werkes ist praktisch. Hr. Hollmann giebt in demselben seine Lehren über die Art die theoretischen Wahrheiten, die er in den beiden erstern Theilen behandelt, anzuwenden, und zu der Erkenntnis der Wahrheit, entweder durch den Weg

des

des Ansehens oder durch die Untersuchung der Dinge selbst, zu gelangen. Da es derjenige Theil der Vernunftlehre ist, der am meisten Einfluß auf die menschliche Glükseligkeit hat, und der allein unmittelbar nüzlich ist, so hält er sich am längsten dabey auf.

Hr. Hollmann lehrt hier mit vieler Ordnung und Deutlichkeit, die Art sich der Hülfsmittel zu bedienen, durch welche man zum Kenntnisse gelanget. Die nothwendige Vorsichtigkeit und die Regeln zu nüzlicher Anwendung des Unterrichts eines Lehrer oder der Bücher, sind weitläufig auseinander gesezt. Er vergißt nicht, das Lesen der Originale anzubefehlen, und den Gebrauch der Uebersezungen zu misrathen. Diejenigen, die in Frankreich gemacht worden sind, und die uns das Lesen der Alten erleichtern sollten, werden hier nach ihrem wahren Werthe beurtheilt. Die Franzosen sind mehr als irgend eine andere Nation geneigt, die alten Schriftsteller zu verkleiden, ihnen die Sitten, die Art zu denken, und die Ausdrüke unsrer Zeiten zu leihen, und anstatt dasjenige, was sie gesagt haben, sie dasjenige sagen zu lassen, was jezt noch Mode ist. Es giebt allerdings nur sehr wenige Uebersezungen, auf die wir uns sicher verlassen können.

Hr. Hollmann handelt auch mit vieler Gründlichkeit von der Authorität oder dem persönlichen Ansehen. Er verwirft gänzlich alles Ansehen der Person in Absicht auf Lehrsäze, die allemal ein gleiches Mistrauen und eben die Unpartheylichkeit erfordern, der Urheber derselben mag gewesen seyn wer er will. Allein in Absicht auf historische Wahrheiten giebt er das Ansehen zu. Da wir dieselben nicht aus sich selber beurtheilen können, so wird es nothwendig auf die Gründe Achtung zu geben, die entscheiden, ob ein Schriftsteller das Vermögen und den Willen gehabt habe, die Wahrheit zu schreiben.

Der lezte Abschnitt giebt uns einen richtigen Begrif von dem, was man einen Beweis nennet. Hr. Hollmann theilet denselben in zwey Classen: Er heißt es Syllogismus, wenn man einen Schluß sezet, und denselben durch einen Vordersaz und einen Hintersaz zu beweisen trachtet. Diese Methode lehret zwar nichts neues, sie dienet aber zum überzeugen. Hr. Hollmann unterscheidet die Reihe der Schlüsse von dem Syllogismus. Jene nennen wir, wenn man einen angenommenen Saz als gewiß annimmt, und daraus einen Schluß zieht. Diese Art zu folgern dienet zur Entdekung neuer Wahrheiten, die in dem Begrif des Sazes verborgen lagen, den man zum Grundsaze angenommen hat.

Hr.

Hr. Hollmann konnte sich nicht enthalten von der Form und den Regeln der Syllogismen zu handeln. Sie sind allzusehr beynahe in allen Büchern von der Vernunftlehre eingewurzelt, und auf den hohen Schulen alzuallgemein eingeführt, als daß es erlaubt wäre, ihren Gebrauch nicht zu kennen. Hr. Hollmann findet an den gemeinen Regeln vieles auszusezen, das einer Verbesserung bedürftig wäre. Dieses sezt in Erstaunen, da sie fünfzehn Jahrhunderte durch die vornehmste Beschäftigung so vieler tausend und tausend müßiger Leute gewesen sind. Allein ein einziger Mensch, blos indem er seinen Gesichtspunkt ändert, kann einen Vorwurf auf eine völlig verschiedene Weise sehn, als es eine ganze Nation thun würde, wenn sie denselben beständig blos von der nemlichen Seite her ansieht.

Das Werk endigt sich mit der Disputierkunst, oder der Kunst Streitfragen mit derjenigen Aufrichtigkeit, Bündigkeit und Gründlichkeit zu erörtern, die nothwendig sind, einen Streit beyzulegen. Wir müssen noch beyfügen, daß zwar ein Werk, wie Hr. Hollmanns Logik, unfähig ist, gewisse Auszierungen anzunehmen. Allein die Früchte müssen uns die Abwesenheit der Blumen ersezen. Liebe der Wahrheit, Nachdenken, Gründlichkeit, sind für den Philosophen,

was Feuer und Genie für den Dichter ist: man kann sowohl in jenem als in diesem groß seyn. Ist es nicht besser sich durch die Stärke der Vernunft und durch Gründlichkeit, als durch die Einbildungskraft und durch das schimmernde hervorzuthun? Jenes hat allerdings in meinen Augen unendliche Vorzüge vor diesem. Die Blumen haben ihren Reiz, aber der Werth ist für die Metalle aufbehalten.

Wir haben in dem zweyten Theile des sieben und dreißigsten Bandes dieses Journals von der Vernunftlehre des Hrn. Hollmanns Nachricht gegeben. Die Liebe zur Wahrheit, die diesen Gelehrten besonders ziert, verdienet allerdings, daß die Welt von der Mühe unterrichtet werde, die er sich gegeben hat, die Untersuchung der Wahrheit zu erleichtern.

Alle die unzähligen Schriftsteller, die von der Metaphysik gehandelt haben, kommen einmüthig darinn überein, daß sie die Schriften des Aristoteles als die Quelle dieser Wissenschaft ansehen. Allein ihre Meinungen über den Zwek, den sich dieser Weltweise in eben den Büchern, die man die Metaphysischen nennt, vorgesezet hat, sind ungemein verschieden. Hr. Hollmann stieg zu der Quelle hinauf, und wandte einige

Jahre

Jahre dazu an, die Schriften des Ariſtoteles mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Ein einziges Durchleſen war hinlänglich ihn zu überzeugen, daß dieſer Philoſoph niemals im Sinn gehabt habe, in ſeiner ſogenannten Metaphyſik weder die Ontologie, noch die Geiſterlehre noch die natürliche Gottsgelehrtheit zu behandeln. Die Abſicht dieſes groſſen Mannes war bloß, eine unter den Philoſophen ſeit dem Heraklitus herrſchende Streitfrage beyzulegen, und zu beſtimmen, was in den Weſen, die durch ſich ſelbſt beſtehn, und beſonders in denen, die in die Sinne fallen, beſtändiges und fortdaurendes ſey.

Heraklitus lehrte, alle ſinnliche Dinge ſeyen einer beſtändigen Veränderung unterworfen; dieſe Meinung war durchgehends von den griechiſchen Philoſophen angenommen. Man fieng an über dasjenige zu ſtreiten, was in den ſinnlichen, ſonſt ſo veränderlichen Weſen fortdaurendes wäre, und dieſes ſah man als den wahren Vorwurf der Wiſſenſchaften an. Die Pythagoräer ſuchten dieſes beſtändige in ihren Zahlen, andre ſezten es in die Figur und in die geometriſchen Abmeſſungen, andre endlich in den allgemeinen Begrif des Menſchen, oder der Pflanze, der übrig bleibt, wenn man alles dasjenige abgezogen hat, was jedem einzelnen Dinge beſonders zugehört. Ueber dieſe Frage ſchrieb

Aristoteles die Bücher, von denen hier die Rede ist, und verknüpft mit derselben noch verschiedene andere feine und spizfündige Streitpunkte.

Hr. Holmann zeigt in seiner Einleitung, Aristoteles habe keine andere Absicht gehabt, verschiedene Stellen aus den andern Schriften dieses Philosophen beweisen es, und der Auszug, den Hr. Holmann aus den metaphysischen Büchern desselben liefert, sezt die Sache völlig ausser Zweifel. Der Ausdruk, dessen sich der Stifter der peripatetischen Secte bedient, dasjenige zu bestimmen, was die sinnlichen Dinge unveränderliches haben, ist: das Wesen, in so weit es ein Wesen ist.

Unser Verfasser zeigt ferners in seiner Einleitung, was die Peripatetiker aller Zeiten verhindert habe, die Absicht des Aristoteles zu entdeken, und was sie verleitet habe zu glauben, daß es um die Ontologie und um die natürliche Gottesgelehrtheit zu thun sey. Dieser sehr unphilosophische Irrthum, läßt sich durch die glüklichen Folgen entschuldigen, die aus ihm entstanden sind. Die Scholastiker schöpften aus demselben den Begrif zweyer neuer Wissenschaften, mit denen sie die menschlichen Kenntnisse bereichert haben, und besonders der Ontologie, die den Vorwurf des Werkes ausmacht, von welchem wir hier Nachricht geben.

Hr.

Hr. Holmann geſteht, daß ſich eine Menge verworrenes und unnüzes Geſchwäzes in den Schriften der Scholaſtiker über die Metaphyſik befindet: allein er beweiſet auf das gründlichſte, daß dieſe abſtrakte Wiſſenſchaft ihren weſentlichen Nuzen hat, und daß ſie den Namen des erſten Theils der Philoſophie, und ſogar der philoſophiſchen Geometrie verdienet, weil ſie die allgemeinen Wahrheiten enthält, die die Grundſäulen der Evidenz und der Ueberzeugung ſind.

In dem Werk ſelber, von deſſen Einleitung wir einen Auszug geliefert, fängt Hr. Holmann bey demjenigen an, was in der Metaphyſik am allgemeinſten iſt, und bey den Erklärungen des Weſens und des Möglichen, die ſtuffenweiſe zu wichtigen Folgerungen leiten.

Er theilt dieſen Theil in zwey Abſchnitte. Der erſte handelt überhaupt von demjenigen, was nothwendiger Weiſe aus dem Begrif eines Weſens flieſſet, es mag nun würklich oder bloß möglich ſeyn. Man findet in dieſem Theile die Erklärungen des Weſentlichen, des Daſeyns, des Widerſprechenden, des Unmöglichen und der Beweisthümer des Unmöglichen. Von da kömmt Hr. Holmann zu dem berühmten Saz des zureichenden Grundes, der der zweyte Grundſaz des Hrn. v. Leibniz iſt. Obſchon Hr. Holmann dem Nachfolger

dieſes groſſen Geiſtes ziemlich ungünſtig iſt, ſo nimmt er dieſen Saz dennoch an, und ſchüzet denſelben wider allen Widerſpruch. Auf dieſen Saz folgen die ſo ſchweren und ſo leicht anzugreifenden Erklärungen des Orts und des Raums. Unſer Verfaſſer nimmt einen von der Materie, die ihn einnimmt, unabhängigen Raum an: allein er zeigt, daß es ein bloſſes Hirngeſpinſt iſt, daß kein Daſeyn hat, das nicht ausgedehnt, das weder etwas ſelbſtſtändiges noch etwas zufälliges, ſondern eine bloſſe Art der Vorſtellung iſt. Doch glaubt er nicht, daß der Raum in die Klaſſe der coexiſtirenden Dinge gehöre.

Die Dauer war eine Klippe, an welcher viele groſſe Männer geſtrandet haben. Hr. Holmann giebt ſich Mühe dieſelbe zu zerſtören; er hat ſich befliſſen allen Anlaß zum Zank, zur Verwirrung und zum Irrthum über dieſen fundamental Begrif aufzuheben; die Dauer iſt ſeiner Meinung nach nichts anders als die Fortſezung des Daſeyns eines Weſens, das exiſtirt, und das nicht aufhört zu ſeyn, ſobald ſein Daſeyn einmahl angefangen hat.

Der zweyte Theil ſeiner Metaphyſik handelt von den Weſen, die durch ihre Natur oder durch ihr Daſeyn möglich ſind, und von den Folgen dieſer Möglichkeit. Hr. Holmann fängt bey einer der berühmteſten Streitfragen an, auf deren Erörterung die königli-

che

che Akademie von Berlin neulich einen Preis geſezt hat. Es betrift die einfachen Weſen. Hr. Holmann betrachtet den Begrif der einfachen und der zuſammengeſezten Weſen auf allen Seiten, er zerlegt dieſen Begrif, und folgert in geometriſcher Ordnung, alles was aus demſelben flieſſet, beynahe eben ſo, wie man die Eigenſchaften eines Dreyeks aus der Erklärung deſſelben ableitet. Er trennet das phyſiſche Einfache, oder den Atom der Meßkünſtler, von dem Punkte oder dem metaphyſiſchen Einfachen, das die Monade iſt. Er giebt den Namen dieſer leztern zu, zweifelt aber an ihrem Daſeyn, und an den Schlüſſen, die daraus gezogen worden ſind. Dieſe Unterſuchung iſt ſehr kurz, und es wäre zu wünſchen, ſie weitläufiger behandelt zu ſehn. Es kommen oft Streitfragen vor, die für uns wichtig ſind, weil die Ehre irgend eines berühmten jezt lebenden Mannes einigermaſſen davon abhängt. Aus dieſem Grunde würden wir uns mit Vergnügen in die Zahl der Richter geſezt ſehn, und folglich wünſchen, durch einen erfahrnen Sachwalter von dem ganzen Streit unterrichtet zu werden. Hr. Holmann hätte dieſer Sachwalter ſeyn können; vielleicht wird er es in ſeiner Geiſterlehre ſeyn.

Der Begrif der Gröſſe folgt auf den Begrif des Zuſammengeſezten. Hr. Holmann unterſucht alle die verſchiedenen Arten, nach

welchen man sich eine Grösse vorstellen kann. Die Bewegung ist mit der Grösse verbunden, da das Maas der Grösse fast allezeit das Maas der Kraft ist. Hr. Holmann greift die Gründe der Leibnizischen Ausmessung der Kräfte an, die so widersinnig ist, und die man selbst aus den Händen eines Bernoulli und eines s'Gravesande schwerlich annehmen kann. Er benimmt dieser Ausmessung die metaphysische Stüze, die ihre Vertheidiger den aus der Erfahrung hergenommenen Einwürfen entgegensezen, und zeigt aus der Erklärung selber, daß die lebendige Kraft weder grösser noch kleiner seyn kann als die Grösse der Bewegung, die im zusammengesezten Verhältnisse der Geschwindigkeit und der Masse ist.

Die Begriffe des Ganzen und der Theile führen Hrn. Holmann zu dem Vollkommnen und zu dem Unvollkommnen, und von da zu dem Begrif des Unendlichen. Diesen schränkt er ein, und er zeigt, daß um unendlich zu seyn ein Wesen bloß diejenigen Eigenschaften in vollkommnem Grade besizen darf, die seiner Art angemessen sind. Ein Geist kan unendlich seyn ohne die Eigenschaften der Körper zu besizen, und die Zeit ohne die Eigenschaften des Raumes. Bey dieser Gelegenheit wird ein berühmter Mann getadelt, der diese Grenzen mißkennt hat, die dem Unendlichen selber vorgeschrieben sind.

Die

Die Frage von der Theilbarkeit der Materie ins Unendliche wird weitläuſig behandelt. Hr. Holmann trennet, nach ſeiner gewohnten Weiſe, die verſchiedenen Arten, nach welchen ein Weſen kann getheilt werden. Er unterſcheidet inſonderheit die idealiſche Theilung von der phyſiſchen, und kömmt dadurch auf den Unterſchied des Bayle zurük. Die auf einmal exiſtirende Gröſſe kan nach Hrn. Holmann nicht ins Unendliche getheilt werden: er beantwortet die Beweiſe der Meßkünſtler, daß ihre Linien, die andere bis ins Unendliche theilen, allerdings idealiſche und den phyſiſchen entgegengeſezte Linien ſind, die bloß die idealiſche Theilbarkeit beweiſen, die niemand leugnet. Der Verfaſſer geſteht aber, das auf einander folgende Weſen oder die Dauer ſey bis ins Unendliche theilbar.

Darauf folget die Unterſuchung der Grundſäze: der Saz des zureichenden Grundes wird mit neuen Beweisthümmern unterſtüzt: die unterſchiedenen Arten von Urſachen werden entwikelt, und das Nothwendige und das Zufällige beſtimmt. Dieſer leztere Begrif, der ſo ſchwer und eine ſo reiche Quelle von Zänkereyen iſt, wird von Hrn. Holmann in ein neues Licht geſezt vermittelſt einer neuen Diſtinktion zwiſchen der Nothwendigkeit des Weſens, und der Nothwendigkeit des Daſeyns. Die Freyheit ſelbſt, die ſo gewiß, ſo fühlbar,

und doch so schwer zu begreifen ist, läßt sich nicht anders, als mit dieser Einschränkung erklären. Es werden zu der Freyheit drey verschiedene Dinge erfodert, die aber alle vereinigt seyn müssen: die Zufälligkeit einer Handlung, das Vermögen sich diese Handlung vorzustellen, und das Vermögen sich nach diesen Vorstellungen zu entschliessen. Hr. Holmann bleibt hier stehn: er entscheidet nicht, ob es würklich solche Wesen gebe, die einer so vollkommnen Freyheit geniessen, wie diese Erklärung sie erfordert.

Von der Freyheit geht er zu der Betrachtung der Zeit und der Ewigkeit über. Er trachtet die Zweifel, die diesen Vorwurf verdunkeln, vermittelst eines Unterscheids zwischen der innern Zeit und der äussern Zeit zu heben. Er vertheidigt sich über das Aufeinanderfolgende, das er der Ewigkeit zuschreibt, und beantwortet die Einwürfe einiger neuen Philosophen. Der Begrif der Ewigkeit ist nach unserm Verfasser eine Art von Dauer, und die Dauer ist ein fortgesetztes Daseyn, und folglich etwas aufeinanderfolgendes. Die Ewigkeit selbst kann also nicht ohne eine solche Folge seyn.

Gegen das Ende des Werkes kömmt Hr. Holmann zu den Substanzen und den Moden. Er liefert eine Grunderklärung der Substanz, die so vielen Metaphysikern mißlungen ist,

iſt, deren Verſehen er ahndet. Er nennt dieſelbe ein Weſen, das, ſobald es da iſt, keines andern Weſens bedarf, um in ſeinem Daſeyn fortzufahren. Dieſe Erklärung ſcheint einigen Einwürfen ausgeſezt zu ſeyn. Wäre auf dieſe Weiſe nicht Gott die einzige Subſtanz und würde man dadurch nicht auf die Meinung des Spinoza zurükkommen? Hr. Holmann beantwortet dieſen Einwurf, und wirft die verhaßte Folge deſſelben auf den Descartes zurük, nach deſſen Erklärung eine Subſtanz ein Weſen iſt, das um da zu ſeyn niemand als ſich ſelber nöthig hat. Man ſieht wohl, daß Hr. Holmann das Daſeyn der Subſtanz nicht ihr ſelbſt zuſchreibt, er nimmt ſie als erſchaffen an, und giebt ihr nur das Vorrecht, ihr Daſeyn ohne eine neue Schöpfung fortzuſezen.

Dieſer Theil endigt ſich mit der Lehre von den Kräften. Hr. Holmann greift Leibnizen hier auf eine ſehr lebhafte Weiſe an. Er beſchuldigt ihn ſeine ganze Lehre von der, der Materie weſentlichen Kraft einem engliſchen Arzt entwendet zu haben, der ein groſſer Zergliederer, ein tiefſinniger Metaphyſiker, aber ein etwas ſchwärmeriſcher Kopf geweſen iſt, und deſſen Werk einige Jahre vorher zu London gedrukt iſt worden, ehe Hr. Leibniz dorthin reiſete. Ich rede von Gliſſon, der in ſeinem Buch de vita Naturæ der

Materie

Materie ein Leben, oder eine Art von beſtändigem Anſtrengen, zur Beiwegung zueignet. Dieſes iſt aber noch nicht alles. Hr. Holmann klagt Hrn. v. Leibniz an, er habe dieſen heimlich abgeſchriebenen Roman ſchlecht in Ordnung gebracht, ſich ſelber alle Augenblik widerſprochen, und unter der Kraft bald, die Materie ſelbſt, bald ich weiß nicht welches ſubſtanzliche Weſen, und bald eine wahre Entelechie, eine ſeit den Griechen wieder erneuerte ſubſtanzliche Form verſtanden. Wenn dieſer Grundſaz untergraben iſt, ſo muß Leibnizens Lehre von der Ausmeſſung der Kräfte von ſich ſelber zu Boden ſtürzen und wieder in das Nichts verſinken, aus welchem ſie die Kraft gezogen hatte, die man der Materie zuſchrieb.

Ein aufmerkſamer Leſer, der die Mühe nicht ſcheuet ein Buch durchzuleſen, das faſt aus lauter zuſammengeketteten Schlüſſen beſteht, und allen Zierrath entbehren kann, wird zwar in Hrn. Holmanns Werk nichts beluſtigendes finden; allein er wird ſich unterrichten, er wird unpartheyiſche Begriffe von vielen Dingen erlangen, über die ſeit zwey tauſend Jahren geſtritten wird; er wird lernen, die verſchiedenen Bedeutungen vieler fundamental-Begriffe auseinanderſezen, und dadurch in den Stand kommen, die Zweydeutigkeit

deutigkeit, die Ungewißheit und den Irrthum zu vermeiden. Seine Mühe wird nicht übel bezahlt werden, wenn er auch ſchon nicht in allen Stüken zu einer gleichen Ueberzeugung gelangen ſollte. Die wahre Philoſophie beſteht eben ſowohl im Zweifeln, ja ſelbſt im nicht Wiſſen, als im Wiſſen.

X.

Schreiben

an den

Herrn

Regierungs-Präſidenten

Freyherrn von Gemmingen

in Stuttgart

über die

Vergleichung zwiſchen Hagedorns und Hallers Gedichten.

Vergleichung

zwiſchen

Hagedorns und Hallers Gedichten.

Ew. Hochgeb. verlangen meine Gedanken über eine Vergleichung, die Hr. Uz und andere zwiſchen zwey Dichtern gemacht haben, die faſt zu einer Zeit entſtanden ſind, und in vielem allerdings etwas ähnliches gehabt haben. Ich will verſuchen, ob ich ohne der Eitelkeit alles zu erlauben von mir ſelber werde ſpr:chen können.

Der Hr. von Hagedorn iſt in eben dem Jahre, aber ſechs Monate früher als ich, gebohren. Beyde kamen wir in eine Zeit, da die Dichtkunſt aus Deutſchland ſich verlohren hatte. Denn Brokes und Pietſch hatten einzelne, und jener zuweilen groſſe Schönheiten, er überließ ſich aber allzuſehr der unendlichen Fertigkeit, mit welcher ihm die Reime

aus der Feder giengen. Beyde wurden wir ſorgfältig erzogen: ich wurde aufs ſtrengſte zur Arbeitſamkeit und zur Ordnung angehalten, und Homer war mein Roman im zwölften Jahre. Beyde hatten wir das Unglük Waiſen zu werden, und mich traf es härter, weil man mich völlig mir ſelber überließ. Beyde dichteten früh, und ich ſchrieb eine Unendlichkeit von Verſen von allen Arten, ehe ich fünfzehnjährig wurde: meine Begier war unerſättlich: ich ahmte bald Brokes, bald Lohenſtein, und bald andere niederſächſiſche Dichter nach, indem ich eines von ihren Gedichten zum Muſter vor mich nahm, und ein anders ausarbeitete, das nichts von dem Muſter nachſchreiben, und doch ihm ähnlich ſeyn ſollte. Der Hr. von Hagedorn kam doch noch in ein Gymnaſium, ich aber wagte es An. 1723. auf die hohe Schule zu gehn.

Beyde hatten wir mehr Geſchmak als Kräfte. Mein Freund (denn wir haben Briefe gewechſelt, und viele Jahre im beſten Vernehmen geſtanden) ſchmelzte ſeine erſten jugendlichen Gedichte um, und verbeſſerte ſie, wie er zu mehrern Kräften in der Dichtkunſt kam. Ich gieng einen Schritt weiter, und an einem glüklichen Tage im Jahre 1729 verbrante ich alle meine unzählbaren Verſe, Hirtenlieder, Tragödien, epiſche Gedichte, und was es alles war. Ich ließ mir ſelbſt keine Spu-

ren davon über; nur war ich in meinem Geſchmake noch nicht ſo gebeſſert, daß ich alle diejenigen vertilgt hätte, die es verdienten. Ein ſchmeichelnder Zuhörer ſchrieb ſich noch einige ab, die ich beybehalten hatte, die ich aber ſelber unterdrukt habe, und er gab ſie zwanzig Jahre hernach einem Verleger ohne mein Vorwiſſen, und zu meinem gröſten Verdruß. Lange hernach, und jezt mehr als jemahls, war mein Geſchmak beſſer als meine poetiſchen Kräfte: ich ſah jenſeits allem was ich zu leiſten vermochte, eine mögliche Vollkommenheit, die ich zu erreichen unvermögend war. Ich ſah, zumahl im Virgil, eine Erhabenheit, die ſich niemals herunterließ, wie ein Adler in der obern Luft ſchwebete, eine Ausarbeitung, die an der Harmonie, an der Mahlerey, am Ausdruke nichts unausgefeilt ließ, und die in meinen Gedanken noch niemand nachgeahmt hat.

Der Hr. von Hagedorn beſuchte Engelland, ich auch, und noch etwas früher. Dieſe Reiſe hatte auf beyde einen wichtigen Einfluß: Wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr ſagen konnte, als man in Deutſchland bis hieher geſagt hatte: wir ſahen, daß philoſophiſche Begriffe und Anmerkungen ſich reimen lieſſen, und ſtrebten beyde nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten.

Sehr jung machte ſich der Hr. von Hagedorn mit ſeinen Poeſien bekannt; ich um etwas ſpäter. Ein Freund, der ſich zuviel aus den meinigen machte, unternahm A. 1731. eine kleine Sammlung davon druken zu laſſen. Ich erhielt, daß er mir die Beſorgung überließ, wodurch ich ſo viel gewann, daß ich vieles weglaſſen, und verſchiedenes verbeſſern konnte.

Beyde haben wir an den bürgerlichen Kriegen zwiſchen den deutſchen Dichtern keinen Antheil genommen. Beyde waren wir wohl der wäſſerichten Dichtkunſt eben nicht günſtig, und lebten mit Bodmern in Freundſchaft. Aber ſelbſt zu Felde ziehen, dieſes wollten wir nicht. Ihn verſchonten die ſogenannten Gottſchedianer noch. Mich aber, weil ich ein Schweizer war, mißhandelten Gottſched, Schönaich, Mylius, und andere in die Wette. Das Tintenfäßlein, die Aeſthetik in einer Nuß, die Bemühungen griffen mich mit der heftigſten Rachbegierde an. Man war grauſam genug, meine Mariane ſchimpflich zu parodiren. Man that der Ewigkeit eben die Ehre an. Ein Freund ſchrieb mir, er habe Hrn. Gottſcheds Hand vor ſich liegen, mit welcher er die Aeſthetik corrigirt hat. Aber was ſollte ich bey einem Kriege gewinnen? In einer Wiſſenſchaft, die ſich auf Erfahrungen gründet, kann eine Streitigkeit ihren Nu-

zen

zen haben; ſie giebt uns einen Anlaß, die Verſuche zu wiederholen und zu vermehren; und die Wahrheit kann durch das Zeugnis unpartheyiſcher Sinne erwieſen werden. Aber in Wiſſenſchaften, die auf dem Geſchmake beruhen, iſt es unendlich langweilig, die Quellen des Schönen allemal bis zu den erſten Gründen zurükzubringen, und bey einem Leſer zu erzwingen, er ſolle ſich eine Stelle gefallen laſſen, die ihm nicht gefällt. Es war mir alſo viel leichter, harte Urtheile anzuhören, als vor dem Tribunal der Welt einen langwierigen Proceß zu führen.

Der Hr. v. Hagedorn dachte auch bey der neuen Poeſie wie ich, und wir blieben beyde dem Reime getreu. Ich ſah auch, daß unſre Gründe ungefehr gleich waren. Mir kam es immer vor, wenn man Hexameter machen wollte, wie ſie gemeiniglich ſind, ſo wäre die Arbeit zu leicht: und leichte Arbeit iſt auch in der Poeſie ſchlecht. Sollte man aber die Harmonie beybehalten, und richtige Füſſe von langen und würklich kurzen Sylben abwechſeln laſſen, wie Hr. Uz und von Kleiſt, und in Schweden Lithau gethan haben, ſo wäre die mechaniſche Arbeit ſehr ſchwer. Und einmahl fehlt dem deutſchen Hexameter der Spondäus, und die einſylbichten Wörter ſind zu häufig.

Selbſt der neue Schwung der Sprache, der in den hexametriſchen Verſuchen herrſcht, dauchte den Hrn. v. Hagedorn eine Neuerung, und mir kam er oft verworren und gezwungen vor. Nicht daß wir beyde Klopſtoks Verdienſte nicht gefühlt hätten: Ich ſuchte ihn von Langenſalze und aus dem Weißiſchen Hauſe in das meinige zu ziehn: das Glük ſorgete aber beſſer für ihn, und ſeine Gaben wurden belohnt. Wir blieben indeſſen beyde bey den Reimen. Im Lehrgedichte, dünkt mich, haben die gleich langen Verſe, in deren jedem ein Begrif ausgeführt iſt, einen überaus deutlichen Vorzug. Das in einander Flechten der hexametriſchen Verſe, das man gewiß bis auf die höchſte Ungebühr getrieben hat, ſteht in einer lebhaften Beſchreibung, und im Affekte, ganz gut: aber der nüchterne Philoſoph ſpricht feyerlicher in einem in ſich ſelbſt vollkommnen Verſe, der die Sache auch dem Gedächtniſſe am beſten eindrükt.

Hr. v. Hagedorn kam endlich mit mir auch in den Lehrgedichten überein, die einen groſſen Theil ſeiner Gedichte ausmachten. Wir ſuchten beyde dieſem Gedichte den Nachdruk zu geben, deſſen es fähig iſt, und für Worte Gedanken anzubringen.

Bey allen dieſen Aehnlichkeiten blieb zwiſchen uns eine groſſe Ungleichheit. Eine der Urſachen beſtund in der Lebensart. Unſer

Hr.

Hr. v. Hagedorn war von einem frölichen Gemüthe, er trank ein Glas Wein, und genoß der freundschaftlichen Freuden des Lebens. Ich hingegen sagte im neunzehnten Jahre meines Alters dem Wein ab, ob mir wohl Horazens Fluch nicht unbekannt war; aber es schien mir erträglicher, keine zur Nachwelt durchdringende Verse zu machen, als einem unaufhörlichen Kopfwehe unterworfen zu seyn. Hieraus folgte, daß ich mich den lustigen Gesellschaften entzog, und mein Vergnügen bey einem stillen Theetische, oder bey den Büchern suchte.

Hieraus entstund ein grosser Unterschied im ganzen Tone unsrer Poesie. Der Hr. v. Hagedorn dichtete Lieder, darinn er die Liebe in dem Wein besang, und die die ersten waren, die man in Deutschland den Liedern der Franzosen an die Seite sezen durfte. Mir gefiel nichts über den verliebten Baurenkerl, und wie viel munterer würde noch das Gemählde seyn, wenn der geschikte Dichter in einem Lande gelebt hätte, wo Freyheit und Ueberfluß den Landmann belebt.

Aber die Frölichkeit und die Kenntnis der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes, eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert, und den Boileau übertrift. Mit dem Pope hat er eine grosse Aehnlichkeit in der feinen Aus-

polirung der Verſe, worinn wenige, auch ſeit unſern Zeiten, es Hagedorn nachgethan haben. Dem Horaz kann er in der lächelnden Ironie, in der unſchuldigen Schalkhaftigkeit der Satyre, und in der Kenntnis des geſellſchaftlichen Menſchen nahe. Noch jezt finde ich nichts, das der Glükſeligkeit und dem Freunde vorzuziehen ſeye. Hagedorn ſchrieb rein wie Boileau, und ſcharfſinnig wie Horaz. Der erſtere blieb zurük, ſobald er nicht über die Poeſie ſchrieb, und fiel ins Tiefſte, wenn er den Menſchen überhaupt zum Vorwurf ſeiner Satyre machte. Horazen mangelte es an der Harmonie, er merkte es ſelber, und geſtund, er ſchreibe faſt wie in Proſa, ſo angemeſſen die Ausdrüke ſind, ſo fehlt ihm überall der Wohlklang eines Virgils.

Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit; dieſes ſtarke Gefühl, das eine Folge vom Temperament iſt, nahm die Eindrüke der Liebe, der Bewunderung, und am meiſten noch der Erkenntlichkeit, mit einer Lebhaftigkeit an, dabey mir die Ausdrüke der Empfindungen ſehr theuer zu ſtehen kommen. Noch jezt brechen mir Thränen beym Leſen einer großmüthigen That aus: und was habe ich nicht gelitten, da das Schikſal in den allerhülfloſeſten Umſtänden eine junge und geliebte Gemahlin mir von der Seite riß. Dieſe Empfindſamkeit, wie man ſie zu nennen anfängt,

fängt, gab freylich meinen Gedichten einen eignen schwermüthigen Ton, und einen Ernst, der sich von Hagedorns Munterkeit unendlich unterscheidete.

Ich kenne ein einziges Gedicht meines Freundes, das ein in etwas trauriges Gefühl zeigt, und doch läuft es endlich in eine Art von Lächerlichkeit hinaus; es ist die dankbare Liebe eines Sohns gegen seine Mutter.

Ein anderer Vorzug des Hrn. v. Hagedorn war die Kenntnis der Sprache. Er lebte in Deutschland, und war von seiner Jugend an im reinen Deutschen erzogen. Hier konnte ich ihn nicht erreichen; in meinem Vaterlande, jenseits den Gränzen des deutschen Reichs, sprechen selbst die Gelehrtesten in einer sehr unreinen Mundart: wir haben auch in unsern symbolischen Büchern, und in den Staatsschriften andre Declinationen, andre Wortfügungen. Diese Unarten mußte ich nach und nach ablegen, und da meine anderweitigen Arbeiten mir nicht zuliessen, meine Stunden auf die Muttersprache zu wenden; so blieb mir allemahl eine gewisse Armuth im Ausdruke, die ich schon damahls am besten fühlte, wenn ich mich gegen die Leichtigkeit des Günthers verglich. Manchen Gedanken lähmte mir der Zwang der Sprache: manchen andern drükte ich mit einem unvermeid-

lichen Verluſte an der Reinigkeit, und an dem leichten Schwunge des Verſes aus.

Mein Freund blieb dabey ein Dichter; und hatte daneben keine beſchwerliche Arbeit. Er las, was ſeinen Geiſt zieren konnte, und beſaß mehr als ein andrer die Kunſt, einzelne und nicht überall bekannte Begebenheiten aufs angenehmſte anzubringen: wodurch eben ſeine Lehrgedichte ſich vor andern ausnehmen, deren Stoff bloß aus den algemeinen Begriffen der Dinge genommen iſt.

Ich hingegen wurde frühe von andern Berufsarbeiten gedrükt, und erlag faſt völlig unter der geehrten Bürde, da des würdigſten Miniſters Zutrauen mehr auf meine Achſeln legte, als ſie tragen konnten. Anatomie, Botanik, ernſthafte Geſchäfte gaben keinen Stoff her, der ſich in die Poeſie einweben ließ, ſie brachten vielmehr die Gedanken in eine Strenge, und in eine Trokenheit, die der Einbildung Flügel dämpfte. Vielleicht kömt eben von der Gewohnheit in weniger Zeit viele Arbeit zu thun das allzuſehr gedrungene Weſen, das man hin und wieder an meinen Verſen getadelt hat. Die Verſe wurden mir ſchwer, ich unternahm nicht leicht in einem Tage über zehn Zeilen aufzuſezen: auch dieſe veränderte ich ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich ſehr frühe auf einiges Vergnügen an der Poeſie

ſie zu fühlen. Bis ins Jahr 1736. nahm ich nur dann und wann vor einen Begrif auszuarbeiten, nach dieſer Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringender Affect ein Vergnügen fand ſich abzumahlen, oder eine Pflicht ein Gedicht von mir forderte.

Hingegen dichtete der Hr. v. Hagedorn bis an ſeinen zwar frühen Tod, der ſchon An. 1753. einfiel: und dennoch iſt mein poetiſches Leben noch kürzer geweſen; denn nach 1748. finde ich kaum vier neue Seiten in meinen Gedichten. Beyde haben wir glüklich zu der Zeit geſchwiegen, da die Natur nicht mehr redet, und die gedämpfte Einbildung der Vernunft keine Zierde mehr verleihet.

Der Hr. v. Hagedorn hat ſehr wizige Dinge geſchrieben, und es iſt mir nicht begreiflich, wie man ihm dieſen Ruhm abſprechen kann. Er konnte mit einem Worte den Contraſt zweyer Begriffe auszeichnen:

So hündiſch liebet nicht
der Wandubr gleich giebt das Gewicht
ihm Kräfte. u. ſ. f.

Gemählde der Natur hat er ſparſam und allemal auf der moraliſchen Seite gegeben. Man iſt über ihren Werth noch nicht einig. Aber wie unnachahmlich hat Virgil gemahlt. Jedem unbeſeelten Dinge gab er ein Leben,

einem

einen Adel, den ihm niemand gegegen hätte. Ich habe mehr gemahlt, zumahl Werke der Natur; das kan man nicht, leſe ich irgendwo. Es iſt wahr, Aberlin giebt mit dem Pinſel einen Begrif von einem Staub-Bache, der auch für ein Kind ſinnlich iſt. Aber die Poeſie mahlt, was kein Pinſel mahlen kann: Eigenſchaften andrer Sinne neben dem Geſichte, Verbindungen mit ſittlichen Verhältniſſen, die nur der Dichter fühlt.

Vielleicht hat man bis zum Ueberfluſſe gemahlt, und die Franzoſen ſezen die poetiſche Mahlerey unter die Fehler ihrer Feinde der Britten, und ihrer verachteter Nachahmer der Deutſchen. Aber eben dieſe Franzoſen fangen an der Natur die ſchuldige Abbitte zu thun: St. Lambert und ſelbſt de l'Iſle mahlen ihr nach.

Sie ſehen, mein erhabner Freund, daß der Hr. v. Hagedorn und ich Aehnlichkeiten haben, und wiederum einander unähnlich ſind. Wären die Menſchen gerecht, ſie würden nicht um Vorzüge zanken. Kann nicht eine Roſe ſehr ſchön ſeyn, und dennoch die Nelke reizend bleiben. Haſſenswürdig ſind in meinen Augen die Sultane, die nicht glauben auf ihrem poetiſchen Throne ſicher zu ſeyn, ſo lang ſie Brüder haben. Und was gewinnen ſie? Sie erwürgen, und werden erwürgt.

Die

Die gröſte Unähnlichkeit zwiſchen uns bleibt wohl in den Schilderungen vergnügter Leidenſchaften. Et ego in Arcadia, ich habe auch geliebt, mit aller Lebhaftigkeit die Süſſigkeit der Liebe gefühlt, und mir, in ſehr jungen Jahren zwar, einige Ausdrüke dieſer Empfindungen erlaubt. Das war aber keine Beluſtigung für mich, es war das ernſthafteſte Geſchäft meines Herzens. Die lächelnde Freude aber habe ich nie gefühlt, die Hagedorn ſo lebhaft empfand, und ſo angenehm abzumahlen wußte.

Jezt, da das Alter mich ernſthafter gemacht hat, jezt ſehe ich nicht mehr als ein Nachtheil an, daß ich das Vergnügen freundſchaftlicher Ergözungen nicht genoſſen, nicht empfunden, nicht gemahlt habe. Nicht daß Hagedorn ſich jemahls von dem Wohlſtande entfernt habe, den die Ehrerbietung gegen die Tugend erfodert. Er hat auch von Gott würdig und empfindſam geſprochen. Nein, weil ſeit ſeinem Tode die unzählbare Menge deutſcher Dichter ſich mehr als jemahls mit dem Thyrſus und den Grazien beſchäftigt.

Ich bin nicht ohne Gefühl für die leichten Schwünge des lächelnden Anacreons, ich habe Gleims glükliche Nachahmungen mit Luſt geleſen, und mit Vergnügen angeprieſen. Nun aber, da dieſe fröliche Secte alle

ernſt-

ernſthafte Dichterey verdringen will, da ſie mit der Duldung nicht zufrieden, zur Verfolgerin wird, nun ſehe ich lieber, daß ich nicht zu derſelben gehöre.

Ich vermeide allzu traurige Betrachtungen, und dennoch ſind auch bittere Arzneyen nöthig, wenn die Krankheit ſie erfodert. Aber ſo angenehm, ſo reizend dieſe Dichterey ſeyn mag, ſo kann ich mir den Schaden nicht verheelen, den ſie thut.

Unſeres Jahrhundert iſt geſellſchaftlicher, als alle vorhergehenden. Die beyden Geſchlechter ſehen einander mit der gröſten Freyheit; überall breitet ſich der Geſchmak zum Tanze, zu Schauſpielen, zu Luſtbarkeiten aus. In dieſer den Vergnügungen ſo gänzlich ergebenen Welt iſt die reizende Dichtkunſt nicht an ihrem Orte; ſie die den herrſchenden Trieben noch mehr Zunder reichet. Des Menſchen Herz wird ohnedem der ernſtlichen Arbeiten leicht überdrüßig, und hängt an dem ſinnlichen Vergnügen mit natürlichen Feſſeln an. Je öfter, je reichlicher er ſich mit dem angenehmen Tranke der Wolluſt berauſcht, je weniger Geſchmak findet er an den ernſthaften Foderungen der Pflichten. Auguſt, der kluge Fürſt, der die Menſchen vollkommen kannte, Auguſt, der keinem Gotte ſeine eignen Lüſte aufopferte, fand dennoch die erweichenden Ovidiſchen Gedichte ſeinen lüſternen Römern ſchädlich.

Was

Was ſoll die Welt werden, wenn der Fürſt zuerſt in Schauſpielen, in Ballen, in ewigen Verlarvungen und rauſchenden Luſtbarkeiten ſeine ſo enge Zeit verſchwenden will; wenn der Miniſter an Pracht, an Buhlſchaften, an feyerlichen Mahlzeiten, an allen Nothwendigkeiten, die Pracht und Eleganz täglich vermehrt, eben die Zeit anwenden muß, die er für das Land verwahren wollte; wenn der allgemeine Rauſch endlich die Kaufleute, die Bürger, die Gelehrten überwältigt, und in einem neuen Sybaris die Wolluſt das einzige Geſchäft bleibt.

Kann eine Regierung, ein Land, eine Stadt, eine hohe Schule ohne Arbeit beſtehn? kann dieſe Arbeit von Menſchen erwartet werden, deren Seelen mit den flatternden Bildern ſüſſer Empfindungen ganz eingenommen, ewig nach dem Genuſſe lechzen.

Iſt es alſo jezt die Zeit, die fröliche Welt mit reizenden Poeſien zu noch gröſſern Begriffen aufzufodern, die ſie ſich von der ächten Glükſeligkeit machen ſoll, welche man ihr im Wein, in der Liebe, in Buhlſchaften, in Luſtbarkeiten verſpricht. Giebt man dem erhizten Kranken im Fieber erhizende Weine? Iſt alſo der Gebrauch zu rühmen, den ſo viele muntere und fähige Köpfe von ihren Gaben machen, die nichts als ein ätheriſches Oel ſind, womit

man

man das Feuer der herrſchenden Leidenſchaft zur heftigſten Lohe bringt.

Iſt es alſo das Murren eines Sauertopfes, wenn ich gewünſcht habe, wenn ich wünſche, daß ſo vieler Wiz, daß eine ſo roſichte Einbildung, daß die glühenden Farben der hellſten Mahlerey nicht zum allgemeinen Schaden angewendet würden: und ſind die luſtigen, die ſchalkhaften, die flüchtigen Dichter, ſind ihre Bewunderer gerecht, wenn ſie nicht nur frey ſeyn wollen, zum Schaden der Sitten, zur Unterdrükung nöthigerer Pflichten reizend und verführeriſch zu dichten; wenn ſie ſogar diejenigen verfolgen, die noch einigen Ernſt bey der Poeſie beybehalten, und dieſelbe zu ihrer groſſen Beſtimmung, zur Aufmunterung zurükführen wollen, am Glüke der Welt durch die Tugend zu arbeiten.

XI.

Briefe

des

Herrn von VOLTAIRE

mit den

Antworten.

Ein
Briefwechſel
mit dem
Herrn von VOLTAIRE.

Ich bin in den Queſtions Encyclopediques auf eine unangenehme Art zur Ausgabe dieſer Briefe aufgefordert worden. Der alte Dichter kennet mich ganz gut, und weiß daß er mir einen Titel beylegt, der mir nicht zukömmt: aber noch ungerechter iſt er, wenn er ſagt: de quoi s'avise-t-il de faire courir cette lettre. Weder den Brief über die Anklage des Hrn. A. wider die Hrrn. Leréche und Graſſet, noch einige andere habe ich laufen

lassen: von einem einzigen habe ich einem alten und vertrauten Freunde eine Abschrift erlaubt. Ich begnüge mich bloß den oft abgedrukten Brief in einer richtigen Abschrift zu liefern, die man verschiedentlich verfälscht hat.

PREMIERE LETTRE

de Mr. de VOLTAIRE.

VOici, MONSIEUR, un petit Certificat, qui peut ſervir à faire conoitre ce *Graſſet* pour lequel on demande votre protection. Ce malheureux a imprimé à Lauſanne un Libelle abominable *a*) contre le bon ordre, contre les mœurs, contre la religion, & contre la paix des particuliers. Il eſt digne d'un homme de votre probité & de vos grands talents de refuſer à un ſcélerat une protection, qui honoreroit des gens de bien. J'oſe compter ſur vos bons offices ainſi que ſur votre équité. Pardonnés à ce chiffon de papier, il n'eſt pas conforme aux uſages allemands, mais il l'eſt à la franchiſe d'un François qui vous eſtime & qui vous revère plus qu'aucun Allemand.

Un nommé *Lerzeche* ou *Ferzéche*, cy devant Precepteur chés Monſieur Conſtant, eſt l'auteur d'un libelle ſur feu Saurin: il eſt Miniſtre dans un village *b*), je ne ſais où, il m'a écrit

a) la Guerre litteraire, worinn die Offenbarung wider die Ungläubigen vertheidigt wird.

b) Nachwärts erſter Prediger zu Lauſanne u. Dechant der Claſſe.

deux ou trois lettres anonymes ſous votre nom. Tous ces gens ſont ſi miſérables, qu'ils ſont indignes, qu'un Homme de votre mérite, ſoit ſollicité en leur faveur. Je ſaiſis cette occaſion de vous aſſurer du reſpect & de l'eſtime avec laquelle je ſuis

MONSIEUR

à *Tournay* au pais de Gex prés Geneve 13 Fevr. 1753.

Votre très humble & très obeiſſant Serviteur VOLTAIRE Gentilhomme du Roi & Comte de Tournay.

Réponſe à la lettre de Mr. de VOLTAIRE.

J'ai été véritablement affligé de la lettre dont vous m'avés honoré, MONSIEUR. Quoi, je verrois un Homme riche, indépendant, maitre du choix des meilleures ſocietés, également aplaudi & des Rois & du public, aſſuré de l'immortalité de ſon nom: & je verrai cet homme perdre le repos pour prouver qu'un tel a volé *a*), & qu'un autre n'eſt pas convaincu de l'avoir fait *b*).

Il eſt bienclair que la Providence veut tenir la balance égale ſur tous les mortels; elle vous a comblé de bien, elle vous accable de gloire, mais

a) Anklage des Buchhändlers G.
b) Vertheidigung des Saurin.

mais il vous falloit des malheurs, elle a trouvé l'équilibre en vous rendant ſenſible.

Les perſonnes dont vous vous plaignés perdroient bien peu en perdant la protection d'un homme caché dans un coin de la terre, & charmé d'être ſans influence & ſans liaiſons: les loix ont ſeules ici le droit de protéger & les citoyens & les ſujets. Monſieur Graffet eſt chargé des affaires de mon libraire *a*): j'ai vû Mr. Leréche chez un exilé, que j'ai viſité quelques fois depuis ſa diſgrace, & qui a paſſé ſes dernieres heures avec ce Miniſtre. Si l'un ou l'autre a mis mon nom à des anonymes, s'il a laiſſé croire que nos relations ſont plus intimes, il aura vis-à vis de moi des torts, que vous reſſentés avec trop d'amitié.

Si les ſouhaits avoient du pouvoir j'ajouterois aux bienfaits du deſtin, je vous douerois de la tranquillité, qui fuit devant le genie, qu'elle ne vaut pas par raport à la Societé, mais qui vaut bien davantage par raport à nous-mêmes. Dès lors l'homme le plus celebre de l'Europe ſeroit auſſi le plus heureux.

Je ſuis avec la plus parfaite eſtime

HALLER.

a) Lamaſſé.

SECONDE LETTRE
de Mr. de VOLTAIRE.

Aux *Delices* près de Geneve
26 Fevrier 1759.

MONSIEUR,

VOus ferés encor importunés de moi, mais prenés vous en à l'eſtime que j'ai pour vous.

Laiſſons imprimer des libelles en Hollande, c'eſt une denrée du pays, mais notre Suiſſe eſt & doit être le ſéjour de la tranquillité. Si le Miniſtre Saurin vola des chevaux il y a ſoixante & onze ans, ſon fils Sécretaire de Mr. le Prince de Conti, & ſa famille au nombre de onze têtes; ne doit pas être aujourd'hui couverte d'oprobre; ni la phiſique ni la morale ne gagnent rien à l'écrit ſcandaleux du Miniſtre Leréche, qui termine le libelle.

Permettés moi, MONSIEUR, d'obſerver qu'il y a quelque difference entre le ſoin de vous avertir, que Monſieur Graſſet garçon-Libraire de Bousquet, & renvoyé de chés lui quoique preſenté au feu Pape, a volé ſes maitres *a)* à Geneve, & eu la cruauté d'imprimer, que le Miniſtre Saurin vola dans le ſiecle paſſé. Graſſet vit & peut vous voler; Saurin ne volera perſonne.

Je

a) G. hat von ſeinem ehmaligen Herrn Quittungen.

Je ſay que les miſérables, qui ont imprimé le libelle à Lauſanne, l'ont fait pour gagner quelqu'argent; cela peut les excuſer auprés d'un marchand, mais non auprés d'un Philoſophe.

Le libelle doit être, MONSIEUR, d'autant plus deſagréable pour vous & pour moi, qu'il y a une Lettre ou Memoire datés de *Göttinguen* qu'on vous impute.

Le Miniſtre Leréche prouve que je ſuis Déiſte & Athée, parce que j'ai pris le parti d'une famille affligée, il eſt vray que ſa preuve n'eſt pas excellente, mais elle n'en merite pas moins d'être ſupprimée. J'ai été perſuadé, MONSIEUR, qu'ayant été Commiſſaire du Conſeil pour policer ou encourager l'Academie *a*) de Lauſanne vous étiés plus à portée que perſonne, d'étouffer ce ſcandale, & qu'un mot de votre part à Mr. de Bonſletten pourroit ſuffire. J'ai penſé & je crois encore, que l'amour de l'ordre & le plaiſir de faire du bien en empêchant le mal vous engageront à cette démarche, dont je vous aurai en mon particulier d'autant plus d'obligation, que le bien public y eſt attaché.

Croyés moi, MONSIEUR, je ne perds pas plus le repos dans cette petite affaire que je mépriſe, qu'un Juge ne le perd, quand il examine le procès d'un malfaiteur. Vous me dites, que je

a) Im Jahre 1757. mit dem Hrn. Rathsherrn von Bonſtetten.

ſuis riche; je le ſuis aſſés pour depenſer beaucoup d'argent à Lauſanne quand j'y vais, il n'eſt en vérité ni décent ni convenable, qu'on faſſe dans Lauſanne un libelle contre un étranger, qui n'étoit pas nuiſible dans cette ville.

Daignés vous ſouvenir, MONSIEUR, de la ſatisfaction que vous demandates de la rapſodie de ce fou de la Metrie, ce n'étoit qu'une impertinence qui ne portoit aucun coup *a*), une ſaillie d'yvrogne, qui ne pouvoit nuire à perſonne, pas même à ſon auteur, tant il étoit decrié & ſans conſéquence. Mais ici, MONSIEUR, ce ſont des gens de ſens raſſis, des Miniſtres, des gens de lettres qui ſe ſervent du pretexte de la religion pour colorer les injures les plus noires. Permettés moi donc du moins d'agir lorſqu'on m'outrage d'une façon dangereuſe, comme vous en avés uſé, quand on vous offenſa d'une façon qui n'étoit qu'extravagante. J'ai tout lieu de croire, que des Magiſtrats de Berne ayant eu la bonté de m'avertir de ce complot, le Conſeil ayant ordonné que le libelle fut ſaiſi, les Seigneurs Curateurs ayant voulu que l'Académie en rendit compte, cet infame ouvrage demeurera ſupprimé: mais j'avoue, MONSIEUR, que j'aimerois mieux vous en avoir l'obligation qu'à perſonne; on aime à être l'obligé de ceux dont on eſt l'admirateur, ſi dans l'enceinte des Alpes, que vous avés ſi bien chantées,

a) Siehe den erſten Band dieſer Schriften.

chantées, il y a un homme ſur la bonté duquel j'ai dû compter, c'eſt aſſurément l'Illuſtre Mr. de HALLER.

Voilà les ſentimens de mon cœur avec leſquels je ſerai toute ma vie

MONSIEUR

Votre très humble & très obéiſſant Serviteur

VOLTAIRE.

Il ne faut point affranchir les lettres pour *Tournay*, la Poſte s'eſt imaginée que c'étoit *Tournay* en *Flandre*. Il n'y a qu'à écrire à *Geneve*.

Seconde Réponſe à Mr. de VOLTAIRE.

MONSIEUR,

J'ai lû avec une attention extrême votre lettre du 26. L'affranchiſſement de la mienne eſt une ſuite du renvoy, que la Poſte m'en a fait, quand elle ne l'étoit pas.

J'entrevois que vous m'avés regardé comme un homme public, qui tenoit en quelque maniere à la cenſure des livres, & à l'inſpection de l'Académie. Je ne le ſuis point, MONSIEUR, ma Commiſſion eſt finie, & je n'ai plus le moin-

dre

dre raport à tout ce qui regarde le Senat Academique. Vous vous êtes d'ailleurs adreſſé à des Puiſſances bien ſupérieures, & mon concours ſeroit bien ſuperflu. Je ne voudrois pas, que vous appellaſſiés libelle, ce qu'on vient d'imprimer à Lauſanne, & que j'ai lû depuis. Il y a des diſputes litteraires, il y a quelques apologies de la religion, de la Suiſſe, & de Calvin, il y a trop de vehemence, ſurtout dans les prémieres pieces, vis-à-vis d'un homme tel que vous; mais libelle a un autre ſens.

C'étoit un libelle, que le livre de la Metrie; il prétendoit m'avoir vû & connu, il me prêtoit ſous ce pretexte des converſations & des connoiſſances honteuſes dans un homme de mon âge & de ma profeſſion. C'étoit d'un bout à l'autre une calomnie perſonelle. Je ne m"adreſſai pourtant ni au Roi, ni à des Ambaſſadeurs, ni aux Chefs de Berlin; je me contentai de prier un Ami commun, de faire revoquer par cette tête legere des menſonges, qu'il eut fallû dementir, ſi Mr. de Maupertuis ne les avoit deſavoués: dès lors ce qui auroit été une anecdote, eſt devenu une extravagance, & je n'ai jamais ſongé à faire fletrir cet indigne abus, qu'on avoit fait de la liberté d'écrire.

Pour ma part à cette guerre litteraire vous m'avés deja crû une fois, Monſieur, l'auteur d'une

ne lettre de feu Mr. Altmann, car elle étoit *a)* de lui, comme il me l'a avoué depuis vos plaintes, il ne paroit pas qu'un homme puiſſe m'eſtimer, s'il me croit capable d'écrire des libelles. Mais je ſuis tranquille là-deſſus. J'ai ſans doute écrit des choſes foibles; mais je n'ai pas à me reprocher des ouvrages, qu'il me convint de déſavouer. Graſſet ne m'eſt rien, MONSIEUR, mais vous avés beaucoup écrit, & contre Rouſſeau & pour la défenſe de Saurin, avant qu'il fut queſtion de ſon fils. Il eſt mort, ſon crime confirmé en 1739 ne pouvoit plus lui attirer de punition: ſon fils n'y tient que de loin, s'il eſt honnête homme lui-même. Mais Graſſet vit, il a ſa fortune à faire: & votre certificat peut lui ôter le pain. Il reclame à la vérité les témoignages de l'Aca-

a) Hr. Altmann hatte an den Hrn. von Voltaire bey ſeiner erſten Ankunft aux Delices geſchrieben, und ihn gebeten, die Religion eines ruhigen Landes nicht anzugreifen. Unſer Dichter nahm das Schreiben übel auf, er ſchrieb an die Poſt, und that alles den Verfaſſer dieſes Libells zu entdeken, ſo hieß er den Brief. Zu eben der Zeit ſchrieb er an mich, dankte mir für den Rath, den ich ihm gegeben hätte; da ich aber zwar mein Wapen gebraucht, aber den Brief nicht unterſchrieben, ſo bat er mich daß ich den Brief (eben den Brief der ein Libell war) für den meinigen erkennen möchte, auf daß er mir danken könnte. Ich wußte von der ganzen Sache nicht das geringſte, ſchikte bloß Hrn. V. den Abdruk meines Siegels, und verſicherte ihn, ich gebe keine Räthe, wenn man mir ſie nicht abfoderte. Lange hernach vernahm ich erſt von Hrn. Altmann die ganze Sache.

l'Academie & de la Societé a) de Lauſanne, qu'il a ſervi avec un zèle égal au ſuceès, il fait voir que par un paradoxe aſſés difficile à comprendre, ces Mrs. Cramer, qu'il doit avoir volés, ſont reſtés ſes debiteurs, & qu'ils l'ont payé depuis. L'éclat que vous faites, MONSIEUR, peut retirer du chemin de l'induſtrie un homme qui auroit fait des écarts, & qui étoit occupé à s'en laver par d'utiles efforts. Pour moi, je n'y ai pris de part, que par raport à votre tranquillité, & cette querelle me devient étrangere, dès que vous ne ſouhaités plus que je m'intéreſſe à votre repos.

J'ai donné bien des témoignages publics de l'admiration, dont je ſuis rempli pour votre génie, faites moi la grace de permettre, que je vous en renouvelle les aſſurances, & que je ſois inviolablement

MONSIEUR

Votre très humble & très obéiſſant Serviteur

Roche ce 16 Mars 1759.

HALLER.

a) der Buchhändler.

TROI-

TROISIEME LETTRE
de Mr. de VOLTAIRE.

EN bon Genevois il faut MONSIEUR solder mon compte avec vous, vous avés donné copie de mes lettres & des votres; cela n'eſt pas dans la règle des procedés: mais je vous pardonne, parce que j'eſtime d'ailleurs tout ce que vous avés publié dans le monde.

Vous croyés avoir raiſon & moi auſſi: c'eſt ainſi qu'on eſt fait; mais comme je ſais mieux que vous ce qui ſe paſſe dans mon ame (& c'eſt la ſeule choſe que je ſais mieux que vous) je vous proteſte, je vous jure, que je n'ai pas été alteré un inſtant de toutes ces miſéres de pretraille & de typographie, dont il a été queſtion, je ſuis venu à bout de ce que je voulois, c'eſt à ceux qui ſe ſont attiré cette mortification, à être auſſi ſages, qu'ils ſont ennuyeux.

Ne ſoyés point étonné, que Graſſet ait eu une medaille de ce bon Pape Bénoit, il lui a fait accroire, qu'il imprimeroit à Lauſanne les énormes & inliſibles volumes de Sa Sainteté: le Pere de Menou Jeſuite lui avoit bien fait accroire qu'il les traduiſoit; & il en a eu un bon bénéfice de deux mille livres de rente; Graſſet peut fort bien être pendu avec ſa medaille à ſon col; je ne le ſouhaite pourtant pas. A l'égard de Servet je vous eſtime aſſés pour croire, que vous trouvés ſa

mort

mort une cruauté de Cannibale. Vous êtes Phyſicien, & vous devés reſpecter celui qui a découvert le premier la circulation du ſang : ce n'eſt pas aſſés d'être Phyſicien, je vous crois Philoſophe : & j'imagine que je le ſuis en étant parfaitement libre, & m'étant rendu auſſi heureux qu'on puiſſe l'être ſur la terre. Il ne manque à mon bonheur, que de pouvoir vous rencontrer & vous témoigner mes ſentimens.

A l'égard d'une lettre anonyme très impertinente, vous m'avés apris, qu'il y a eu dans le monde un ſot nommé Altman & que cet Altman *a*) l'a écrite : Dieu veuille avoir ſon ame.

Un autre poliſſon de Prêtre m'écrivit une autre lettre anonyme, quand j'eus fait préſent de huit Louis d'or & d'un cheval à un Officier Suiſſe de Lauſanne, pour l'aider à faire une campagne, il me manda que je devois donner beaucoup plus. J'ai reçu plus d'une lettre dans ce gout.

Il reſulte de tout cela, MONSIEUR, qu'il y a d'étranges gens, & que peu ont l'eſprit auſſi bien fait que vous. J'aurois eu beaucoup plus de plaiſir à vous entretenir de Phyſique & à m'inſtruire avec vous, qu'à vous parler de toutes ces pauvretés. Vous devés les mépriſer autant que je les dédaigne. Je vous ſouhaite autant de plaiſir dans votre terre de *Roche*, que j'en ai dans les

a) Er war ein gelehrter, und dabey ſpaßhafter Mann.

les miennes, & me flatte qu'un homme qui à autant d'eſtime pour vous, que j'en ai, doit avoir quelque part à vos bontés, le tout ſans cérémonie

V. t. h. & t. o. S.

Tournay 24 Mars 1759. V.

Troiſiéme Réponſe à Mr. de VOLTAIRE.

QUand vous ſaurés, MONSIEUR, comment j'en ai agi vis-à-vis de vous, vous ne croirés plus que j'aye beſoin de pardon; voici une lettre de Mr. Leréche, qui en fournira quelques preuves; Je vous prie de me la renvoyer. Ayant communiqué des lettres à Mr. S... *de G...* n'ayant pas eû d'exemple qu'il en eut fait faire de copie, j'ai crû qu'il en agiroit de même, & je ſuis faché que la curioſité de quelques-uns de ſes Amis ait obtenu de lui, ce qui vous a fait de la peine.

Servet a mis en effet dans un jour un peu plus clair les idées de Galien, qui n'a pas ignoré cette petite circulation par le poumon; c'eſt la grande circulation par toutes les parties du corps animal, qui fait la brillante decouverte de Harvey, & dont on trouve une lueur dans Ceſalpin. Pour le triſte ſort de Servet il a ſouffert par des

loix, qui étoient en vigueur alors dans toute la Chrétienneté; l'expreſſion très indécente de cerbère a fait ajouter à la rigueur de ces loix; de nos jours même on l'enfermeroit. Mais qu'eſt-ce qu'un Servet vis-à vis des milliers de Proteſtans, qui ont été brûlés par l'Egliſe Romaine? N'eſt-ce pas un fétu dans l'œil de notre Communion, que celle de la poutre ne devroit pas nous reprocher?

Si par Philoſophe vous entendés un homme, qui s'applique à ſe rendre meilleur, à ſurmonter ſes paſſions, & à éclairer un eſprit revolté dès ſa premiere jeuneſſe contre le joug de l'autorité, je ne refuſerai pas ce caractère. Mais de tous les effets de la Philoſophie celui que j'ambitionnerais le plus, ce ſeroit la tranquillité d'un Socrate vis-à-vis d'un Ariſtophane, ou d'un Anytus. Expoſés de tous côtés aux médiſances & aux jugemens injuſtes, nous ne pouvons être heureux qu'à force d'inſenſibilité. J'avouerai avec vous, que le tempérament influe beaucoup, & qu'une certaine irritabilité dans les nerfs ne nous permet pas de commander aux premiers mouvemens.

En effet, Monsieur, il ſeroit plus rejouiſſant de parler de Philoſophie. Tout ce qui ſuit ſans choix les loix du Créateur eſt d'un ordre parfait, & d'une regularité admirable. Il n'y a que la liberté qui ait introduit le mal.

Vous

Vous ignorés apparemment que je ſuis cultivateur & que je me plais à lutter contre les mauvaiſes qualités du terroir: j'éprouve tous les jours qu'elles réſiſtent à l'induſtrie de l'homme: mais qu'elles lui cédent à la fin, ce ſont des victoires innocentes que j'aime à remporter. Un marais deſſeché, ſur lequel je ſrois une récolte, une colline couverte d'épines, qui rendroit de l'eſparſette par mes ſoins, voilà les conquêtes que j'aime à faire, & je ſuis aſſés ſimple pour ſentir redoubler ma ſatisfaction par la même, que je la vois dépendre de moi.

Je finis par une correction de Grammaire, je n'ai envoyé qu'une de vos lettres à Mr. S... perſonne n'a vû les ſuivantes, je les ai même refuſées à Mr. d'Armanche. En vérité pourquoi ferions nous des gladiateurs, qui ſerviroient à amuſer le Public: il vaut mieux, MONSIEUR, s'aimer, quand on s'eſtime. C'eſt par là que je finis, & c'eſt l'unique grace que je vous demande, étant très parfaitement

Votre T. H. & T. O. S.

HALLER.

Roche le 11 Août 1759.

QUATRIEME LETTRE
de Mr. de VOLTAIRE.

J'ai l'honneur de vous renvoyer, MONSIEUR, la lettre que vous avés bien voulu me confier. C'eſt le malheur des gens oiſifs de s'occuper profondément de ces miſéres, qu'on oublie au bout de deux jours. Le monde ne ſe ſoucie guere, ſi un Curé de village a eu part ou non à une ſottiſe. Je ſuis très aiſe que vous ſoyés auſſi des notres, que vous donniés dans les Bucoliques. Tout ce que nous avons de mieux à faire ſur la terre, c'eſt de la cultiver: les autres expériences de Phyſique ne ſont que des jeux d'enfans en comparaiſon des expériences de Triptoleme, de Vertumne, & de Pomone: ce ſont là de grands Phyſiciens. Notre ſenſoir, qui épargne la moitié de la ſemence, eſt très ſuperieur aux coquilles du jardin du Roi. Honneur à celui qui fertiliſe la terre, malheur au miſérable ou couronné, ou encaſqué, ou tonſuré, qui la trouble.

Je ne vous paſſerai jamais qu'on ait été excuſable de brûler avec des fagots verds un pauvre diable de médecin, pour avoir penſé à peuprès comme on penſoit dans les trois premiers ſiecles, cela me paroitra toujours très cannibale. Les monſtres Papiſtes, qui firent pis, étoient des démons déchainés. Voilà la ſuite de la rage du

Dogme:

Dogme : c'eſt la plus abominable maladie du genre humain, la peſte n'en aproche pas.

Felix qui potuit rerum cognoſcere cauſas. - -
Fortunatus & ille deos qui novit agreſtes.

Eclairés le monde, & deſſéchés les marais, il n'y aura que les grenouilles qui auront à ſe plaindre. J'ai voulu faire taire d'autres grenouilles, qui croaſſoient, je ne ſais pourquoi. Cette affaire impertinente eſt heureuſement finie; il ne falloit pas qu'elles importunaſſent un homme, qui a ſix charues à conduire, des maiſons à bâtir, & qui n'a pas de tems de reſte. J'en aurai toujours quand il faudra vous prouver, que je vous eſtime & même que je vous aime, car je veux bien que vous ſachiés, que vous etes très aimable.

l'Hermite

V.

Die Antwort auf dieſen Brief iſt nicht gefunden worden. Sie war, wie billich, ſehr freundſchaftlich.

Nachricht.

Man hatte die Tabellen überſezt, worinn der tägliche Fortgang des Ausdünſtens der Seele beſtimmt wird. Der Band aber wäre übermäßig dik worden, und man hat geglaubt das weſentliche, was man von dieſer Ausdünſtung zu wiſſen verlangen könnte, hätte man in dem abgedrukten.

Verzeichnis der Schriften,

die in den

drey Theilen dieſer Sammlung

vorkommen.

Im erſten Bande.

1) Vorrede zur Prüfung der Seele die an allem zweifelt, Götting. 1751. 8, Bern 1756. 8, Franzöſiſch Neufchatel 1755. 8, Berlin 1756. 8, Däniſch Koppenhagen 1757. 8. Vermehrt.

2) Vorrede vom Nuzen der Hypotheſen, zu Buffons Naturgeſchichte T. I. Hamburg 1751. 4, Bern 1756. 8, Franzöſiſch 1751. 12, Verbeſſert.

3) Vorrede zum dritten Theile der Buffonischen Naturgeschichte, worinn von der Erzeugung und Bildung der Thiere gehandelt wird; Hamburg 1752. 4, Bern 1756. 8. und in Heuermans Physiologie IV. band, Koppenh. 1755. 8, Französisch Paris 1751. 12, Lateinisch in den Oper. anatomicis minoribus, Lausanne 1766. 4, Vermehrt und verbessert.

4) Vorrede zu den Göttingischen gelehrten Zeitungen. Götting. 1747. 8, Bern 1756. 8,

5) Vorrede zur Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen zu Wasser und Lande. Götting. 1750. 8, Bern 1756. 8,

6) Vorrede zu den Werlhofischen Gedichten. Götting. 1749. 8, Bern 1756. 8,

7) Preface de la Traduction françoise de ses Poesies. Götting. 1750. 8, ꝛc. Uebersezt durch . . Bern 1756. 8,

8) Von den Vortheilen der Demuth. Bern 1732. 8, 1756. 8,

9) Von den Nachtheilen des Wizes. Bern 1734 8, 1756. 8,

10) Extrait de l'Histoire des Missions de Tranquebar. Amsterdam 1744. 8, in der Bibl. raisonnée übersezt durch . . . Bern 1756. 8, Vermehrt.

11) Ex-

11) Extrait de l'hiſtoire de Clariſſe. Amſterdam 1749. 8, in der Bibl. raiſonnée, überſezt durch . . Bern 1756. 8, verbeſſert.

12) Lettre à Mr. de Maupertuis, au ſujet des libelles calomnieux de L. M. Gotting. 1751 8, Bibl. impartiale T. V. p. 114. Eloge de la Metrie, Berlin 1752. 8, Ueberſezt Frf. Leipz. 1752. 8, Bern 1756. 8.
Antwort des Hrn. v. Maupertuis, mit den vorigen.

13) Zuſchrift zu einem Bibeldruke. Bern 1755 8, 1756. 8,

Im zweyten Bande.

14) De partibus corporis humani ſentientibus & irritabilibus. Gotting. 1753. 4, in T. II. Commentariorum. Lauſannæ 1762. 4, Franzöſiſch Lauſanne 1754. 8, 1756. 8, Italiäniſch Napoli 1755. 8, Rom. 1755. 4, durch Vincenzo Petrini, und in Fabri Racolta T. I. Engliſch London 1755. 8, Schwediſch in den Abhandl. der Acad. der Wiſſenſchaften 1753. 8, Deutſch überſezt im Hamburger Magazin T. III. und hier vermehrt.

15) Authentiſche Acten über das neu aufgerichtete Waiſenhauß zu Bern. Zürich 1757. 8. Vermehrt.

16) De utilitate Societatum literariarum Sermo. Götting. 1751. in primo Societatis Reg. Scient. conſeſſu. Ueberſezt durch . .

17) Præfatio ad Röſelii Hiſtoriam Ranarum noſtratium Noriberg. 1758. fol. Ueberſezt Nürnberg 1758. fol. Verbeſſert.

18) Verzeichnis der in Helvetien wild wachſenden Bäume und Stauden. Bern 1763. in den Samml. der ökon. Geſellſ. Franzöſiſch in eben der Monatſchrift. Vermehrt.

19) De la bonification d'un terrain marecageux, Berne 1764. in den Samml. der ökonom. Geſellſch. Deutſch in eben denſelben, und hier verbeſſert und überſezt.

20) De Herbis pabularibus nuperorum. Götting. 1771. 4. in N. Commentariorum S.R.S.T.I. Franzöſiſch in der Samml. der ökon. Geſ. zu Bern 1772. 8. Deutſch eben daſelbſt, und hier verbeſſert.

Im dritten Bande.

21) Beſchreibung der Salzwerke zu Aelen. Der Anfang aus der erſtern Beſchreibung, Bern 1765. 8. das Ende aus den Mémoires de l'Acad. des Sciences 1764 überſezt.

22) Be-

22) Beſchreibung der in dem bernischen Berglande im Jahre 1762 herrſchenden Krankheit. Ueberſezt aus den Mémoires de l'Acad. des Sciences 1763.

23) Vorrede zu dem Werke von den helvetiſchen Pflanzen. Ueberſezt aus dem Lateiniſchen. Bern 1768. fol.

24) Anmerkungen über Hrn. Guettards Vergleichung zwiſchen Canada und Helvetien. Ueberſezt aus dem Lateiniſchen in den novis Commentariis Göttingenſibus T. II.

25) Ueber den zu Roche herrſchenden Wind. Ueberſezt aus dem Lateiniſchen in den nov. Comment. Götting. T. I.

26) Auszug aus Hrn. Dittons Erweiſe der Wahrheit der chriſtlichen Religion. Aus der ungedrukten franzöſiſchen Urkunde überſezt.

27) Auszug aus Hans Egede's zweyen Werken, von dem Zuſtande von Grönland und der dortigen Miſſion. Aus dem franzöſiſchen der Bibl. raiſonnée T. XXXI.

28) Auszug aus Carl Bonnets Traité d'Inſectologie. Ueberſezt aus dem franzöſiſchen der Bibl. raiſonnée T. XXXVI.

29) Auszug

29) Auszug aus der Anzeige der HHolmannischen Logik, in der B. raif. T. XXXVII. und der Metaphyſik aus eben der Monatſchr. T. XXXX. Ueberſezt.

30) Schreiben an den Hrn. Regierungs-Präſid. Freyherrn von Gemmingen, über die Vergleichung zwiſchen Hagedorns und Hallers Gedichten. Ungedrukt.

31) Einige Briefe von Hrn. von Voltaire und derſelben Beantwortungen. Ungedrukt; den erſten ausgenommen, der verſchiedenlich herausgekommen, hier aber verbeſſert iſt.

Albrechts von Haller.

Koyl. Präſidenten der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen. ꝛc. ꝛc.

Tagebuch

ſeiner

Beobachtungen

über

Schriftſteller und über ſich ſelbſt.

Zur Karakteriſtik der Philoſophie und Religion dieſes Mannes.

3616

Erſter Theil.

Bern, in der Hallerſchen Buchhandlung, 1787.

Vorrede.

Ein Zufall hat mich zum Herausgeber dieſer Hallerſchen Nachleſe gemacht. Ich werde dem Publiko Rechenſchaft von meinem Zwecke und meiner Arbeit geben; und ich fordere hinwiederum von meinen Beurtheilern einen ſchlichten geraden Sinn, damit meine Bemühung im gehörigen Geſichtspunkt erſcheine.

Des Herrn Albrechts von Haller litterariſche Verdienſte ſind ſo ausgebreitet und ſo umfaſſend, daß ich davon keinen Anlaß nehmen werde in einer Vorrede zu handeln. Aber doch ſcheint es mir, daß das Publikum dieſen groſſen Mann noch auf einer neuen weniger allgemein bekannten Seite, durch die gegenwärtige

Sammlung werde schätzen lernen. Es sind Beurtheilungen und Auszüge in Fächern der allgemeinen philosophischen und schönen Litteratur, gröſstentheils nach den in die Göttinger Anzeigen eingerückten Aufsätzen *). Man weiſs es bereits, daſs der Herr von Haller seit 1745, bis an seinen Tod, über Zwölftausend Rezensionen zu diesem Journale geliefert — in allen Theilen der Wissenschaften, und über die mannigfaltigsten Gegenstände. Es ist in der That ein ehrwürdiger Anblick wenn man die Reihe Bände dieser, — wegen ihrer Gründlichkeit und von sektirischen Meynungen entfernten, so allgemein geschätzten kritischen Sammlung vor sich aufgestellt siehet; und sich dabey erinnert, daſs Haller einen so groſsen wichtigen Antheil daran genommen: daſs man sie im eigentlichsten Verstande sein gelehrtes Tagebuch nennen kann; worinn er über dreyſsig Jahre alle seine Bemerkungen beym Lesen neuerer Schriften eingetragen. Herr Hofrath Baldinger nennt es in Absicht der medizinischen Litteratur, deren Antheil dem Hrn.

*) Herr Hofrath Heyne in Göttingen hat diesem Verlage seinen ganzen Beyfall ertheilt.

von Haller ganz allein angehört, eine fortlaufende Geschichte derselben neuerer Zeit. Neben diesen schon so viel umfassenden, die Botanik, Anatomie, Chemie und Physik einschließenden Wissenschaften, griff er auch nicht selten in andre Felder ein; und wenn ich die Jurisprudenz ausnehme, so hat er in allen Fächern rezensirt; am häufigsten noch Werke zur Völker und Länderkunde und der Geschichte, worinn der Mann eine unglaubliche Belesenheit besaß, wobey ihm sein vortreffliches Gedächtniß sehr zu statten kam, und sich auf einzelne Fakta wie auf den ganzen Umfang bezog. Freylich konnte ich davon keine Auszüge liefern, die mich unendlich weit würden geführt haben, und wo doch ein großer Theil des Interesse auf der Neuheit beruhet. Auch würden viele neuere Entdeckungen und Untersuchungen, zur Vervollständigung anzubringen gewesen seyn. Herr D. Brandis wird in der Folge bey der Ausarbeitung der Bibl. Med. pract. Hallerl *) das Wichtigste aus dem medizinischen Fache nachzuhohlen wissen.

*) Der vierte Band dieses Werks erscheint unverzüglich.

Ich beſchränkte mich alſo einmal auf die Urtheile über Werke und Gegenſtände der ſpekulativen und praktiſchen Philoſophie, der Litteratur des Schönen, und die Grundſätze des Nützlichen. Sie karakteriſiren auch um ſo mehr ihren Verfaſſer nach ſeinen obern Geiſteskräften, als ſie weniger von der Beleſenheit abhangen, und ſie ſind ganz individuell. Haller beleuchtete überall mit ſeinem forſchenden Auge den Geiſt eines Buches, und vereinigte damit ſeine eigene ſcharfblickenden Winke. Unter Tauſenden ſind Hallers Rezenſionen kenntlich. Man ſiehet immer den Mann, der das Wichtige und Neue geſchwind zu entdecken und von dem Allgemeinen, dem Wahren, Halbwahren und Falſchen zu ſondern wußte. Nicht deklamatoriſch aber präcis und gründlich widerlegte er. Gegen ſchöne und nützliche Verdienſte war er beſcheiden und gerecht; gegen falſchen Schimmer und den boshaften Schriftſteller aber ſtrenge mit der ganzen Würde eines ſich fühlenden Richters. Oft gewann die Materie an Ordnung und Wahrheit durch ſeinen kraftvollen und beſtimmten

Auszug, der die Schlacken fallen ließ, und die Goldkörner behielt.

Die Beurtheilungen eines Voltaire, Rouſſeau, Bonnet u. a. werden auch heute noch ihr Intereſſe behalten; und man ſiehet in allen dieſen wiederkommenden, in mancherley Schattierungen erörterten Vorwürfen, wo der Mann, deſſen Andenken es hier gilt, ſich hinneigte: nämlich überall Wahrheit und Schöne, Schöne und Tugend zu gatten, und alle Wiſſenſchaft auf das Principium des Nützlichen hinzulenken. —

Ueberhaupt ſah ich bey den gewählten Aufſätzen mehr auf die Sache als auf das Buch. Daher konnte ich auch eine Menge Rezenſionen übergehen, die faſt bloſſe Inhaltsverzeichniſſe waren, oder wo der Herr von Haller ſich weniger auf die Beurtheilung einglaſſen. Im letztern Falle zog ich doch die Reſultate ſeiner Bemerkungen aus, und ich liefere ſie am Schluſſe unter eigene Aufſchriften geordnet, worinn der Geiſt des Mannes, wie ich hoffe, unverfälſcht übertragen iſt.

Ich habe es mir auch nicht angemaßt, an dem Vortrage des Verfaſſers willkührlich zu ändern. Der Styl des groſſen Mannes, hatte eben ſo ſeinen eigenthümlichen Karakter von Würde und Kraft. Und wenn auch die Richtigkeit der Sprache manchmal dabey ſollte gelitten haben, ſo möchte dafür die blühende, ſelbſt bey den ernſthafteſten Gegenſtänden gleich belebte, und die Aufmerkſamkeit ſtets reizende Schreibart, reichlich entſchädigen. —

Daß Haller der Philoſoph und Naturkündiger, auch ein thätiger ernſtlicher Chriſt war, konnten ſchon bey ſeinem Leben gewiſſe Leute nicht begreifen. Sie neckten ihn auch wohl darüber, und glaubten endlich doch, daß ihm die Wahrheiten der Religion überzeugend ſeyn möchten. Man wußte daß er nicht heucheln konnte. Selbſt Voltaire, den der Herr v. Haller ſo kräftig und ſcharf widerlegt hatte, gebot ſeinem giftigen Kiele Schweigen. Nicht ſo ſollte es nach ſeinem Tode ſeyn! Kaum war der Mann im Grabe, ſo ſpukten auch ſchon Eulen, — die, man wußte nicht wie und warum — über

den Unglauben oder Schwachglauben des Verſtorbenen ein wunderliches Koncert zichten. — Leute die ſich eines ganz andern hätten belehren konnen, wenn ſie Willen gehabt hätten die Wahrheit zu ſagen, blieſen durch ganz Deutſchland die Zweifel des Mannes bey ſeinem Tode aus. Von Bern aus ward ein Brief geſchrieben, der in Göttingen vielen glaubwürdigen Perſonen gezeigt worden; "Haller .. hies es darinn, .. habe in ſeinen letzten Lebenstagen allen um ihn her verſammelten Theologen rund herausgeſtanden: er glaube nichts, und es ſey ihm unmöglich etwas zu glauben, ſo gern er es auch thäte. .. — Und es ſchien ſogar als wollte man, das das Chriſtenthum dieſen Vorwurf tragen müſſe.

Wie wenig muß der Concipient dieſes Briefes die Würde eines ſolchen Mannes zu empfinden fähig geweſen ſeyn! Wie wenig gefühlt haben, was man dem Andenken eines ſolchen Gelehrten ſchuldig ſey. Und niemals iſt wohl ein Gerücht grundloſer geweſen; niemals der guten Sache ſo ins Angeſicht widerſprochen worden!

Alles was Hallern kannte, erſtaunte über ein ſo äuſſerſt unbilliges Urtheil. Männer von dem unverdächtigſten Karakter, Menſchenkenner, Philoſophen, Chriſten und Zweifler ſahen Hallern in allen Zeiten, in geſunden und kranken Tagen, näher und entfernter bey ſeinem Tode; einige ſahen ihn am letzten Tage, in der letzten Stunde, im Augenblicke ſeines Hinſcheidens! Und alle dieſe verſchiedenen Stimmen, die ich darüber eingeſammelt, (und ich fordere alles was reden kann auf, mir zu widerſprechen, wenn ſie glauben es zu können;) ich ſage alle unbeſcholtenen Zeugen ſtimmen darinn überein: Haller habe ſich niemals geſchämt des Namens und des Glaubens an ſeinen Erlöſer; mit herzlicher Rührung des Dankes und der Liebe, habe er auf dieſen groſſen Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts, ſeine ganze Hoffnung und ſeine ganze Seeligkeit geſetzt; dies ſey der einzige Grund ſeiner Beruhigung im Tode geweſen; Er habe zu allen Zeiten, in den Jahren des Jünglings, des Mannes, und des Greiſes, von dem Einzignothwendigen, als der Hauptangelegenheit eines jeden vernünftigen Menſchen,

geſchrieben, geredet und gehandelt! — — Und diese Ausſagen, werden durch alle ſeine Thaten und Reden, wenn man den Spuren dieſes Mannes nachgehet, höchſt glaubwürdig; und möchten für alle gute Menſchen, nur für keinen kaltſinnigen Schöngeiſt genugthuend ſeyn.

Herr Hofrath Zimmermann urtheilte und ſchrieb im Buche von der Einſamkeit, Band II. S. 196. *) über Hallern zum dankbaren Andenken: „Haller" ſagte er, „der den Ruhm bis „an ſeinen Tod liebte, der groß war ſo lange „er ſeine Wiſſenſchaften trieb, fiel in ſeinen letz„ten Lebensjahren, wenn er nicht acht Gran „Opium im Leibe hatte, tiefer in Kleinmuth „als der kleinſte Menſch. Seine melankoli„ſchen Gefühle öfneten Abgründe vor ſeinen „Augen, aus denen er immer hyperorthodoxe „Geſpenſter aufſteigen ſah, die ihm durch ihre „Theologie alles Licht des aufgeklärten (Zim„mermannſchen) Chriſtenthums ausblieſen.

Und an einem andern Orte: „Haller ver„fiel in die religioſe Melankolie als er ſich in

*) Oder nach der Ausgabe im kleinen Octavformat mit allem typographiſchen Prunk und dem Portraite des Herrn Verfaſſers. Th. II. S. 198.

„ ſeinen vier letzten Lebensjahren der Republik
„ entzog. Einer Krankheit wegen nahm er
„ in dieſen vier Jahren eine unbändige *)
„ Menge Opium, täglich bis acht Gran; dies
„ hub abwechſelnd ſeine Seele, und machte
„ ſie auch wieder ſchlaff. Ich ſah zwey Jahre
„ vor ſeinem Tode dieſen groſſen Mann. Auſſer
„ ſeiner noch brennenden noch immer choleri-
„ ſchen Ruhmbegier, die bey ihm niemals
„ keine Melankolie um den Zehntauſendſten
„ Theil eines Fliegenhauchs ſchwächte, lag ihm
„ jetzt nichts in der Welt ſo ſehr am Herzen,
„ als immer Prediger um ſich zu haben. Er
„ lieſs ſo viele kommen als zu haben waren;
„ bald die beſten und bald jeden, ohne alle
„ Wahl in Abſicht auf Syſtem und Kopf. —
„ Haller war Hyperorthodox. Dieſe Art von
„ Theologie geſiel ihm, weil ſie hart und un-
„ biegſam iſt, wie er war. Th. II. S. 216.
– ff. **)

(Dieſe geſpannte witzige Sprache iſt nun einmal das Erbtheil des Herrn Zimmermanns.

*) Mehr dem Sprachgebrauche gemäs ſagt man: der Mann hat einen unbändigen Stolz.

**) Nach der groſſen Ausgabe. Th II. S. 116.

Der Fluch aus Süden und Norden mag ſie belaſten *). Aber der Schriftſteller der ſich ſo ſelbſt in ſeinem Style gefällt, ſollte wenigſtens nicht bey dem Publiko ſich als das Organ der Wahrheit beglaubigen wollen. Es möchte auch gerade Zeit ſeyn, daß Herr Zimmermann eine Apologie über ſich ſelbſt ſchriebe. Stoff dazu dürfte er reichlich haben; wenn wir uns nicht allenfalls mit dem Fragmente: Zimmermann und Obereit, in dem dritten Bande oder achten Kapitel des Buchs von der Einſamkeit, begnügen müſſen. Männer und Schuſte, hat er in eben dieſem Koder ſeines Herzens, nun reichlich genug apoſtrophiert.)

Aber nicht dann erſt wenn Haller eine unbändige Menge Opium verſchluckt hatte, nicht damals als ihn Herr Zimmermann zum letztenmale ſah, äuſſerte er eifrige Wünſche für ſein

*) In der erſten Vorrede zu dem Buche von der Einſamkeit: (Ausgabe 1773.) ſagt Herr Zimmermann: „Aber unverbeſſerlich iſt ein Fehler aller meiner „Schriften, ein Fehler auf den allemal bey ihrer erſten Erſcheinung an das Tageslicht von meiner Jugend an bis zu dieſer Stunde, der Fluch in Süden „und Norden hat; meine Liebe für die Wahrheit.“

Seelenheil. Er war frühe ſchon, ſchon in der vollen Kraft ſeines Alters, was er als Greis war, ein ernſtlicher gottesfürchtiger Mann! Schon als Jüngling ſchrieb er für die Religion — und forſchte nach Wahrheit; und dies that er auch im Alter mit eben ſo vieler Wärme und mit noch ſtärkerer Ueberzeugung *). Die Welt iſt hier Zeuge, zwiſchen ihm und ſeinen

*) Herr Zimmermann rühmte doch ſelbſt vor mehr als dreyßig Jahren von Hallern: „der Herr von Haller „nahm den kräftigſten Beweis von der Nothwendigkeit „der chriſtlichen Religion aus der angebohrnen tiefen „Unwürdigkeit unſrer Triebe her, aus dem Böſen „das an unſerm Herzen klebt, und uns überzeugen „muß, daß ein verdorbenes Geſchöpf dem reinen „Gott nicht gefallen könne.„ — Und ſetzt er bald darauf hinzu. „Welch eine Rührung des Herzens bemächtiget ſich unſer, wenn auch ein Boerhaave „ſeine Gemüthsruhe allein in der Lehre Jeſu findet, „wenn er ſein größtes Vergnügen in der Liebe Gottes und des Nächſten ſuchet, wenn er glaubt, daß „außer der heil. Schrift nichts ſey, das das Gemüthe „wahrhaft aufheitern könne; und wenn er nach dieſen Geſinnungen dennoch ein ſo innigs Gefühl „ſeiner eigenen Unwürdigkeit bey ſich hegt, — — „ſo durchdringt ein Strahl von der Göttlichkeit der „Religion das innerſte eines aufmerkſamen Gemüthes, „und erweckt das Herz zu einer ſtillen Andacht in „dem Beyſpiel dieſer Männer!„ — Siehe das „Leben des Herrn von Haller, von Joh. Georg „Zimmermann, 1755. S. 370. 393.

Richtern. — Aber das wußten ſelbſt ſeine vertrauteſten Freunde nicht, daß Haller über ſeine geheimen Empfindungen in der Religion ein ſorgfältiges Tagebuch gehalten, worinn er die Prüfungen ſeines Herzens mit Seufzen und Ernſt ſeinem Gott vortrug. Dies iſt wohl das unverdächtigſte Zeugniß, daß es dem Mann mit der Religion ein Ernſt war. Seine Furcht und Unruhe im Glauben, gieng mehr auf die Strafwürdigkeit als auf die Strafe. — Und dieſe Denkungsart iſt wohl ganz entgegengeſetzt, jener der Klugen und Weiſen, die über Haller abzuſprechen ſich die Miene geben; und im ſtolzen Phariſaer Tone beten: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute ꝛc. — — Freylich iſt der Pomp nicht da, aber Haller wird genannt und verehrt werden, wenn lange die Rede von den Ephemeren der Zeit nicht mehr ſeyn wird. —

Ich erhielt dieſe koſtbaren Fragmente von verehrten Händen. Ich ſahe ihre Wichtigkeit bey den noch herrſchenden ungleichen Meynungen ein, da ſelbſt aufrichtige Verehrer des Hrn. von Haller an ſeinem Glauben irre gewor-

den; — Ich finde es zu meinem Zwecke hinlänglich einige Proben aus diesem religiosen Tagebuche zu geben. Es trägt durchaus den Karakter eines biedern christlichen Mannes, der es sich nicht verzeihen kann, daß er seinen Dank und seine Unterwürfigkeit gegen ein Wesen voll Vollkommenheit und Güte, dem er seine ganze Existenz, seine Freuden und Leiden zuzählt, aus dessen Händen er jede frohe Minute seines Lebens empfängt; nicht mit dem Gehorsame und dem Eifer erwiedern kann, als er fühlt, daß es seine Pflicht ist, und die sein Verstand so unbegränzt einsiehet. — Rührend ist es auch zu sehen, wie bey Haller schon im frühen Alter des Mannes, diese religiosen Empfindungen die Herrschenden gewesen; wie im Kampfe mit einem heftigen Temperamente, mit Leidenschaften nach Ehre und Gelehrsamkeit, die Religion noch obsiegen mochte. Gewissenhaftigkeit und Ernst hat durchaus die Feder bey diesen Sündenbekenntnissen geführt. Sie enthalten oft sehr naive Stellen, die ins Erhabene übergehen; hingegen ist nichts anekdotisches eingemischt, keine Details von Vorfällen, Visiten und Komplimenten; — wohl aber häufige Anwendung

seiner

Beurtheilungen und Auszüge

für die

philoſophiſche und ſchöne Litteratur.

Vom Jahre 1745 bis an den Tod des Herausgebers (1777.)

Erſte Abtheilung.

I.

Voltaire. *)

1745. (S. 45.)

Wir begnügen uns mit einer Blumenleſe. In einer ganz kleinen Abhandlung, in welcher der Herr von Voltaire zeigt, daß billig ein Volk von dem andern lernen ſollte, ſagt er: er habe nirgends einen beſſern, ſchönern und nützlichern Gebrauch angetroffen, als in Holland, da Leute, die einen Prozeß mit einander anfangen wollen, ſich vorher, und zwar ohne Rechtsbeyſtände, vor den Friedemachern ſtellen müſſen, welche unter allerhand Vorſtellungen ſie zu vergleichen ſuchen, und, wenn ſolche nichts helfen, ſie endlich der Juſtiz zur Section übergeben. Ohnerachtet der Nutzen einer ſolchen Einrichtung in die Augen leuchtet, getrauet er ſich doch nicht, ſie vorzutragen; weil ihm bekannt iſt, wie ſehr diejenigen, welche etwas zum gemeinen Beſten anzurathen ſich einfallen laſſen, bey den Höfen anlaufen. Wäre ihm aber die Gerichtsverfaſ-

*) Oeuvres Tome VI.

sung in Deutschland so bekannt, als die in Holland; so würde er bemerkt haben, daß der von ihm so sehr belobte Gebrauch unter uns auch im Gange sey, da auf eingebrachte Klage und Gegenrede die Partheien in Person vorbeschieden, und öfters verglichen werden. Seine Gedanken, wie ein gelehrtes Tagebuch zu schreiben und einzurichten sey, sind unverbesserlich; aber wo findet man den Mann, der bey jeder Materie kürzlich und gründlich beybringen könnte, was andere vorhin von derselben geschrieben haben? Die Betrachtungen über die Geschichtswissenschaft werden den Verehrern des Hrn. Rollin nicht gefallen. Er meint, es nütze uns nichts, wenn wir gleich aufs genaueste wissen, was Sesostres oder andere Helden in der alten Welt verrichtet haben, zumal alles, was von ihnen geschrieben ist, fabelhaft sey. Er will also, man soll sich allein auf die Geschichte der lezten 3 Jahrhunderte legen. Die sey wahr, und wegen ihres Einflusses in die heutige Welthändel allein nützlich. Aber aus eben diesem Grunde müssen wir auch für die Geschichte der mittlern Zeiten um Gnade bitten, die er gar nicht zu kennen scheinet. In dem Brief an den Herrn Nordberg wird scharf geahndet, daß dieser in der Vorrede zu seiner Lebensbeschreibung König Karls des XII. ihn um ein paar kleiner Fehler willen einen Erzlügner genannt habe; zugleich gezeigt, wie viele unnütze Kleinigkeiten dieser in seine Geschichte eingeflochten, und sogar eine falsche Urkunde, welche ein Brief vom Großsultan seyn

ſoll, angeführt habe. In ſeiner kurzen Antwort auf die lange Predigt eines deutſchen Gelehrten zieht er ſich nicht ſo gut aus dem Spiel. Er ſagt, er habe ſich der Weltweisheit, um darinn die Ruhe zu finden, welche Newton rem prorſus ſubſtantialem nennt, ergeben, und bey den Engelländern nicht wenig Ehre eingelegt, daß er der erſte Franzos geweſen, der von Newtons Entdeckungen in der Materie vom Licht und der allgemeinen Schwere umſtändliche Nachricht gegeben; er ſey auch zum Mitglied der Geſellſchaft zu London aufgenommen worden: habe aber, weil er die Leibnitziſchen Einheiten, vorbeſtimmte Harmonie und dergleichen Zeug in Zweifel gezogen, es mit den Deutſchen verdorben. Zwar habe auch eine Perſon von vielem Witze dieſe Dinge ſich gefallen laſſen; er finde aber in der Wahrheit daß die metaphyſiſchen Syſteme bey den Weltweiſen eben das ſind, was die Romane bey dem Frauenzimmer. Sie ſind angenehm, wenn ſie neu ſind. Hernach werden ſie bey ſeite gelegt und vergeſſen. Locke, Clarke, und s'Graveſand ſind mit ihm darinn eins. Als er zu dem leztern einmal geſagt: Vanitas vanitatum & Metaphyſica vanitas! hat dieſer geantwortet: Es thut mir leid, daß ihr Recht habt. Malebranche ſey anderſt geſinnt geweſen, und habe dagegen die Naturlehre für einen bloſſen Zeitvertreib gehalten; allein dieſer Zeitvertreib habe uns tiefer in die Erkenntniß Gottes geführt, als alle metaphyſiſche Grillen. Er habe in ſeiner Vergleichung der Lehren von

Newton und Leibnitz nur gezeigt, daß Newton kein Syſtem angenommen, weil er zu zweifeln gewußt. Und darüber habe ſich in Deutſchland ein Geſchrey erhoben von Leuten, die da ſagen, ſie zweifelten nicht; ſie wüßten alles gewiß. Er wünſcht ihnen viel Glück zu ihrer Wiſſenſchaft, daß das, was da iſt, möglich, und das, was möglich iſt, nicht wirklich, hingegen was wirklich, möglich ſey, und das Weſen der Dinge ſich nicht verändere: verſichert ſie aber, daß weder ſie, noch er, die Ehre haben, das Weſen der Dinge zu kennen; daß niemals ein Menſch auf Erden gewußt habe, noch jemals wiſſen werde, was die Materie; was das Leben und Gefühl; was des Menſchen Seele ſey; ob die Materie nichts empfinde; ob es nicht Seelen giebt, die nur empfinden, und nicht denken, und andere, die nur denken ohne etwas zu empfinden, oder auch, die keines von beiden thun. Das iſt fürs erſte eine neue und zwar die allerbeſte Art, auf das kürzeſte aus allem Streit zu kommen, und fürs andere ein Bekenntniß, das den philoſophiſchen Stolz ungemein beugen muß. Denn wenn das wahr iſt, was hier geſagt wird, ſo weiß der Bauer ſo viel, als der aufgeblaſenſte Weltweiſe. Nemlich ſie wiſſen beyde nichts. Iſt demnach der Herr von Voltaire nicht zu beklagen, daß er ſeine Ruhe in einem ſolchen Abgrunde zu finden vermeinet? wäre es nicht beſſer und ſicherer mit Salomo, der auch lange in dem Kreiß der Eitelkeiten herumgelaufen iſt, ſich an das zu halten, was uns die Offenbarung leh-

ret? Achtet er aber dieſe ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth; ſo iſt er auch der Ruhe nicht werth, die er ſuchet. Er hat nicht nöthig ſich für dem Fanatismo zu fürchten. Es giebt Fanaticos auch unter den offenbahren Deiſten, wie die Erfahrung lehret. — —

II.

Abt Saint-Real *).

1746. (S. 208.)

Man weiß, daß die Schriften dieſes Abts mit Vergnügen geleſen werden. Wenige Schriftſteller beſitzen die Vorzüge, ihre Gedanken ſo edel und nachdrücklich wie der Abt de Saint-Real, vorzutragen. Zu bewundern iſt es würklich, daß, da des Abts Schriften ſo bekannt ſind, deſſen Lebensumſtände bisher ſo unbekannt geblieben. Wir wollen unſern Leſern nur kürzlich das Leben dieſes Mannes entwerfen. Er ward mit dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu Chambery in Savoyen gebohren. Sein Vater war ein Mitglied des Raths zu Chambery; ſein Familienname iſt Richard, ſein Taufname Ceſar, und den Namen Saint-Real führet er von einem Landgute, das

*) Oeuvres de M. l'Abbé de Saint Real, 1745.

etliche Meilen von Chambery lieget, und von seinem Geschlechte noch besessen wird. Der Herr von Saint-Real kam sehr jung nach Paris, doch besaß er alle die Vorzüge, welche von einer sorgfältigen Erziehung entstehen können. Er verband mit einem durchdringenden Verstands einen ungemeinen Fleiß, und diesen wendete er besonders auf die Erlernung der Geschichte an. Mit dem bekannten Varillas knüpfte er eine genaue Freundschaft. Diesem ahmete er auch in den Fehlern nach; und seine geschäftige Einbildungskraft nahm von ihm die Vermischung ihrer Vorstellungen mit dem Geschehenen zum Nachtheil der historischen Wahrheit an. Diese Freundschaft ward getrennt. Der Herr Varillas beschuldigte den Abt des gelehrten Diebstahls; denn er sagte: dieser hätte ihm seine wichtigsten Aufsätze entwendet. Im Jahr 1671 kam seine erste Schrift: de l'Usage de l'histoire zum Vorschein. Das folgende Jahr 1672 wurde zu Amsterdam sein Buch: Don Carlos, nouvelle historique, gedruckt. Hierinn redet er sehr wohl von den damaligen Staatsgriffen des Spanischen Hofes, nur ist zu bedauren, daß der Verfasser dann und wann in den Vortrag eines Romans verfällt. Zwey Jahr hernach schrieb er: Histoire de la conjuration des Espagnols, contre la Republique de Venise. Paris 1674. Diese Schrift ist eine Nachahmung des Salustius von der Verschwörung des Catilina. Der Witz des Geschichtschreibers ist darinn hie und da zu lebhaft, und verläßt die Wahrheit unter der Anmuth

des Vortrages. Wegen ſeiner gefälligen Schreibart beſtellte ihn der Hof zu Turin, die Geſchichte Karl Emanuel des I. zu ſchreiben. Allein er fieng die Arbeit zwar an, brachte ſie aber nicht völlig zu Stande. Er verlies Chambery, und gieng mit der Herzogin Mazarin, welche ſich bisher, nachdem ſie den Hof zu Paris verlaſſen, bey einem Verwandten des Abts aufgehalten hatte, nach Engelland. Er blieb zu London nicht lange, ſondern kehrte nach Paris zurück, und ſchrieb daſelbſt das Leben Jeſu Chriſti. Er kam hierüber mit Arnauld in Streit, der ihn zwar heftig anrief, dem er aber ſehr höflich antwortete. Nicht lange nach dieſer Ausgabe reiste er wieder nach Turin, und wurde ein Mitglied der daſigen Hohenſchule. Seine Dankſagungsrede hielt er den 11. May 1680. deren Inhalt eine Lobrede der Regentin Maria Johanna Baptiſta von Savoyen war. Dieſe Rede iſt bisher ungedruckt geweſen, und zuerſt in dieſer neuen Ausgabe zum Vorſchein gekommen. Turin gefiel ihm gar nicht, dahero gieng er wieder nach Paris, und da ihm eine Schrift, welche zu Chambery 1611. von Johanna de Juſie, einer Nonne des Kloſters der H. Klara zu Geneve, unter folgendem Titel: Le levain du Calviniſme, ou commencement de l'hereſie de Geneve, vorkam, gefiel ſie ihm ſo wohl, daß er ſolche in ſeine Schreibart einkleidete, und 1682 unter folgender Aufſchrift an das Licht ſtellte: Relation de l'Apoſtaſie de Geneve. Man hat dieſe Schrift der Ausgabe ſeiner Schriften

nicht beygefügt. Nach zweyen Jahren schrieb er seine Gespräche: Cesarion betitelt. Der Abt bemüht sich unter dem Schein solcher Redenden, die nicht allzuviel Verstand besitzen, sehr viel Scharfsinniges vorzutragen, und die Anmerkungen enthalten viele betrachtungswürdige Nachrichten. In der zweyten Rede wird in der Person des Pomponius Atticus das Ansehen berühmter Leute und Helden spitzig angetastet. Ein gewisser Gelehrter widersetzte sich dieser Abhandlung, und der Abt de Saint-Real antwortete. Diese Ausgabe enthält diese Schrift nicht. A°. 1688 schrieb er einen Discours sur la Valeur, und eignete solchen dem Kurfürsten von Bayern zu. Er besuchte 1692 wieder sein Vaterland, mit dem Schluß des Jahrs beschloß er zu Chambery sein Leben. Er besas viel Verstand, war ein Feind der Schmeicheley, und ein besonderer Liebhaber der satyrischen Kritik. Seine Arbeiten haben ihm einen grossen Ruhm erworben, und deswegen hat man viele Schriften unter seinem Namen bekannt gemacht, deren Verfasser er nicht ist. — —

III.

Die Regierung der Angelſachſen.

Von S. Squire 1746. (S. 423.) *)

Herr Squire fängt ſein Werk bey den barbariſchen Zeiten an, und beſchreibt den Zuſtand der Macht und der Unterwerfung in dem alten Deutſchland. Die Völker ſelbſt waren frey. Ein jeder beherrſchte ſein Hausgeſinde mit unumſchränkter Macht. Aber eine jede Landſchaft wählte ſich einen Heerführer, oder Fürſten, der ſich mehrentheils von einer Anzahl junger Leute begleiten ließ, die ihm zugleich als Leibwache und als Räthe dienten. Sonſt war des Fürſten Anſehen ſehr eingeſchränkt. Ein jeder freyer Mann hatte bey den allgemeinen Verſammlungen des Volks ſeine Stimme, und dieſe Verſammlung beſas die oberſte Macht, ſie ſchloß Frieden, oder brach ihn wieder. Nur im Kriege war der Fürſt gröſſer, und die Nothwendigkeit zwang die freyen Deutſchen in dieſem Falle Befehl anzunehmen. Die Heerführer der Sachſen, die Britannien einnahmen, hatten keine andere Macht. Sie vertheilten das eroberte Land unter die Sieger, und gaben jedem eine Anzahl von den Ueberwundnen zu, die das Land für ihn bauen ſollten. Dieſe Ueberwundnen wur-

*) An enquiry into the foundation of the engliſh conſtitution &c.

den nach gerade frey gelaſſen, und genoſſen endlich gleiche Rechte mit den Sachſen. Da nunmehr dieſe Ueberwinder eigene Güter, und ein groſſes Reich beſeſſen, ſo wurde es ihnen immer unangenehmer die allgemeine Verſammlung zu beſuchen. Alfred brachte die Güter in eine gewiſſe Ordnung, und theilte ſie nach zehen, nach hundert, und nach tauſend Familien ein. Nach und nach kam nicht mehr die ganze Nation, ſondern nur der Richter von einem jeden Flecken zu der allgemeinen Verſammlung, wo die Aebte, und die Vornehmſten des Volks ſich allemal einſtellten. Hier leitet Herr Squire den Urſprung des Parlaments, beyder Häuſer, und der geiſtlichen und weltlichen Lords her. —

IV.

Voltaire.

1746. (S. 444. u. 741. f.)

Den neunten May 1746 ward Voltaire an die Stelle des verſtorbenen Präſidenten, zum Mitgliede der franzöſiſchen Akademie erwählt. In ſeiner darauf ſich beziehenden Rede entwirft er mit angenehmen Zügen das Bild ſeines Vorgängers. Herr Bouhier gehört unter die ſeltenen Rechtsleherer, die bey der mühſamen Unterſuchung der Geſetze, ihre Erhohlungsſtunden in den ſchönen Wiſſenſchaften und der Litteratur ſuchen. Er

ging von dem Eigenſinne dieſer ungeſelligen und unbrauchbaren Gelehrten ab, welche die Kultur ihrer Mutterſprache darum verabſäumen, damit ſie der Alten ihre unvollkommen erlernen mögen; die ſich überreden, mit Recht ihr Jahrhundert zu verachten, weil ſie ſich ſchmeicheln, einige Kenntniß der vergangenen Zeit zu beſitzen: die über eine Stelle des Aeſchylus ausrufen, und niemals das Vergnügen gehabt, bey den Schauſpielen ihrer Landsleute gerührt zu werden. Er überſetzte den Petron von dem bürgerlichen Kriege in die gebundene Sprache ſeines Landes. Aber er war kein blinder Verehrer ſeines Originals, ſondern verehrte nur ſo vieles an dieſem und ſeiner Ueberſetzung, als wirklich ſeine prüfende Vernunft in beiden verdienſtlich fand. Durch dieſen ſchönen Eingang eröfnet ſich der Herr von Voltaire den nähern Zugang zu der Abhandlung. Herr Boubier hat dafür gehalten, man müſſe die Dichter der Alten nicht anders als in Verſen überſetzen, wenn man von ihnen eine Ueberſetzung in ſeiner Mutterſprache machen wolle. Dieſe Gedanken billiget der Redner, und macht ſie zum Vorwurf ſeiner Rede. Er frägt: Warum iſt Homer, Theokrit, Lukrez, Virgil, Horaz von den Engländern und Welſchen ſo glücklich überſetzt worden? Warum haben dieſe Völker keinen alten Dichter in einer ungebundenen Ueberſetzung, und warum haben wir noch keinen in gebundenen Zeilen? Er entwickelt die Urſachen davon in der Fortſetzung ſeiner Gedanken. Er entdeckt ſie alſo: Es

iſt kein Volk in der Welt, dem es ſo ſchwer als dem unſrigen fällt, den alten Dichtern ihr wahres Leben zu ertheilen. Und dies findet er in der Armuth der Wörter der kleinen und geringen Dinge, die unumgänglich erfordert werden, gewiſſen Stellen der Alten, den lebhaften Ausdruck, den ſie in ihrer Sprache beſitzen, zu geben. Den Dichtern eignet der Herr von Voltaire mit Recht die Beſtimmung der Verbeſſerung der Sprachen zu. Er nennt die Dichter, welche die Sprachen der Griechen, der Römer, Engelländer, Spanier und Italiäner belebt haben. Die franzöſiſche Sprache muß den Anfang ihres Anſehens in dem Verfaſſer des Cid und Cinna, und ihre ehrerbietige Schönheit, welche die Ausländer darinn bewundern, im Corneille ſuchen. In der Fortſetzung ſpricht der Herr von Voltaire von der Vermiſchung des Stils, welcher dem Aufnehmen einer Sprache ſo hinderlich iſt, und von den neuen Wörtern, die man, ohne daß es nöthig iſt, macht. Er kommt zulezt auf ſeinen Landesherrn. Wer wird nicht ſogleich muthmaſſen, daß er denſelben ausnehmend gelobt. Er macht zwiſchen dieſem Monarchen und Ludwig dem XIV. eine Vergleichung, und in gewiſſen Stücken giebt er ihm den Vorzug. Man vergeſſe hiebey nicht, daß der Herr von Voltaire ein ſinnreicher Dichter ſey, ſo wird die Wahrheit dem Redner die Ausdrücke der Einbildungskraft zu Gute halten, und nach den ſcharfen Regeln ihrer männlichen Beredſamkeit nicht alles unterſuchen.

Im gleichen Jahre ward Voltaire in die Bologneſiſche Akademie aufgenommen. Er ſchrieb an dieſelbe bey dieſer Gelegenheit einen italiäniſchen Brief *), worinn er durchaus die Zeichen der Sündfluth mit ſo ſchwachen Gründen verwirft, daß man erſtaunt wenn man ſie lieſet. Ein auf den Heßiſchen Gebürgen verſteinerter Fiſch iſt, ſagt Herr von Voltaire auf eines groſſen Herren Tafel geliefert, und von ungefehr verworfen worden. Es müſſen auf den wildeſten Gebürgen ſehr viele groſſe Herrn gelebt, und an wunderlichen Eſſen Luſt gefunden haben. Wie viele Millionen Muſcheln findet man auf allen Bergen der Welt, und von ſolchen Arten, die niemals eßbar geweſen ſind. Er verlacht alle groſſe Revolutionen, die Woodward und andere in der Welt geſucht haben, da doch die Oſtindiſchen Muſcheln, Farn und Gewächſe, die man in der Schweiz und in Frankreich zu tauſenden gefunden hat, keinen andern möglichen Urſprung gehabt haben können, als eine allgemeine über die Fläche des Erdbodens herrſchende See. Herr von Voltaire verſichert, daß er bey der Schrift bleiben will. Ein neues Bekenntniß in dem Munde des Verfaſſers der Lettre à Uranie und der Anmerkungen über die Penſées de Paſcal.

*) Saggi intorno ai cambiamenti avvenuti ſul Globo della terra. 1745.

V.

Von der Immaterialität der Seele.

1747. (S. 414.)

Wenn die Seele nichts wäre, als das Ende der Schlagadern des Hirns und der Anfang der nervichten Faſern, (wie einige annehmen) ſo würde zwar jeder Theil dieſer Adern nach ſeinen Sätzen fühlen, aber keiner würde ſeine Empfindung dem andern mittheilen. Das Reich des Schalls würde eine andre Provinz ausmachen, als die Gegend der Farben, es würde kein allgemeiner Herr mehr ſeyn, der ſich alle dieſe Gegenden zueignete, denn ſie alle ihre Empfindungen zollen: es würde aus dieſen Adern zuſammen keine Perſon, keine Seele entſtehen, wie die unſrige; denn dieſe beſitzt mit gleicher Macht, als ein einiges (ſelbſtſtändiges) ſich alle die verſchiedenen Eindrücke der Sinne zueignendes Weſen alle dieſe verſchiedenen Zollſtätte der Sinne; ſie vereiniget ihre Eindrücke in ein einiges Uns, und mit einem Worte, wir würden nicht eine, ſondern unzählbare Seelen haben, die alle auf einmal; ohne Abrede und ohne Uebereinſtimmung empfinden und denken müßten, ohne daß die eine ſich der Empfindungen der andern bewußt wäre. — Daß ein la Mettrie, dieſer unredliche Mann, den rechtſchaffenen Börhaave zum Materialiſten und Deiſten machen will, iſt eine ſtrafbare Unbil-

lich keit

lichkeit. Börhaave hat tauſendmal die Spinoziſtiſche Lehre aus der phyſiologiſchen Wahrheit wiederlegt, daß die Empfindungen der Seele keine nothwendige Folge der Eindrücke der Sinne, ſondern eine willkührliche Sprache Gottes mit uns ſey, welcher uns von allen äuſſern Dingen nicht die nothwendigen Eindrücke ihres wahren Weſens, ſondern gewiſſe ihm ganz freygeſtandene Relationen empfinden läßt. Hat nicht la Mettrie ſelbſt dieſe Anmerkungen aus den Börhaaviſchen Prälektionen abgeſchrieben *)? und was kann minder materialiſtiſch ſeyn? Eben ſo leicht würde es zu erweiſen ſeyn, wie unmöglich es ſey, daß die in lauter einzeln empfindenden Nerven oder Adern beſtehende Seele ſich abgezogene Begriffe von Zahlen, Relationen, Arten, von Ehre und ſo vielen andern ganz unkörperlichen Dingen machen könnte, da jede Nerve für ſich dächte, und niemand wäre, der ihre Verſchiedenheit und Empfindungen in Ordnung, in gewiſſe Klaſſen brächte, und deren Uebereinſtimmung erforſchte. ꝛc.

Es iſt uns manchmal lächerlich vorgekommen, wenn La Mettrie von einem materiellen Weſen redet, und ſeine Sekte damit von unſerm Abſcheu befreyen will, daß er auch bey einem Naturaliſten Reue und Gewiſſensbiſſe annimmt. Wenn kein Gott iſt, wenn wir bloſſe Theile der Natur ſind, wenn wir dasjenige thun müſſen, was aus den Umſtänden folgt, in welche uns das Reich der Dinge geſetzt hat; was ſollen wir uns über etwas grämen oder ſchämen, das wir gethan haben, und nach unſrer Natur unvermeidlich thun müſſen? **)

*) Hiſt. de l'ame. S. 253. **) G. Anz. 1749. S. 40.

VI.

Prüfung der ſogenannten Penſées Philoſophiques *).

1747. (S. 429.)

An vielen Zeichen, und insbeſondre an einem alten Grolle wieder den Paskal, ſollte man faſt die Feder des Freydenkenden Voltaire erkennen. Der Verfaſſer erkläret ſich öffentlich für einen Chriſten, der alle Religionen abgewogen habe, auch einen ganz kleinen Vorzug bey der chriſtlichen finde, aber die deiſtiſche dennoch derſelben vorziehe. Die ewigen Strafen und die Gerechtigkeit Gottes ſind ihm gleich anfangs zuwieder; Er ſcheint kein Verderben im Menſchen zu erkennen, und vergißt, daß der ſtolze und laſterhafte Menſch mit der ewigen Ordnung und Vollkommenheitsliebe Gottes ſich unmöglich vertragen kann. Er ſchließt aus dem Baue der Natur, daß ein Gott ſeyn müſſe, aber gleich darauf wiederlegt er auch dieſes ſchmale Geſtändniß, indem er meint, in unendlich vielen Zufällen könne allerdings eine Welt entſtehen, ja man könne gar dafür wetten, daß ſie entſtehen werde, weil doch die Anzahl der Fälle, unter welchen einer die Welt hervorbrächte, nur endlich, und alſo viel kleiner als unendliche Fälle wäre. Der Herr v. Voltaire wenn er etwas von mathematiſchen Dingen verſteht, muß wiſſen, daß

*) Paris, (sous la Haye) 1746.

ſchon bey einem einzigen Thiere die Fälle, unter welchen einer das Thier mit allen ſeinen Theilen in vollkommener Ordnung von ungefähr hervorbringen kann, faſt unendlich: in zweyen Thieren, die ſonſt einander ähnlich, aber eben von beyden Geſchlechtern ſeyn müſſen, ſchon faſt nicht mehr mit Zahlen zu beſchreiben, zu der zugleich geſchehenen Erſchaffung aber von ſo vielen tauſend Thieren und Pflanzen, die alle auf einmal und in einem gegebenen Verhältniſſe ſeyn müſſen, die wiedrigen Fälle aber ſo unendlich ſind, daß, wenn etwas mehr als unendlich unmöglich ſeyn könnte, dieſer Fall es allerdings mit dem größten Rechte ſeyn würde. Hierauf greift Voltaire die Propheten und die Wunder an. Jene, ſagt er: würden heutiges Tages ins Tollhaus gebracht werden, und dieſe beweiſen nichts, und ſtehen auch unmöglich zu beweiſen. Denn was heißt, ſagt er, das Zeugniß der alten Schriftſteller? wie viele fabelhafte heidniſche Wunder ſind, (ſeiner Meynung nach) eben ſo wohl mit Zeugen verſehen, als die Wunder des Evangelii? Dieſe Dreiſtigkeit hat nicht den geringſten Nachdruck. Die chriſtlichen Wunderwerke ſind durch mitlebende Zeugen, die ſich für die Wahrheit deſſen, was ſie mit Augen geſehen, dem Tode freudig übergeben, bezeugt worden; und wo findet man dergleichen heydniſche Wunder? die ja bekanntlich nicht leicht einer von den tauſenden geglaubt, die ſich dem Dienſte der Götter unterworfen, wovon dieſe Wunder zeugen ſollten. Hernach greift

Voltaire die Schreibart der göttlichen Schriftſteller an, und muzt die Varianten auf, die doch von ſo ſchlechter Erheblichkeit ſind, daß nicht eine einzige Wahrheit iſt, die durch die allenfalls erwieſene Verdorbenheit einer Leſeart umgeſtürzt werden könnte. » Die Wunder ſagt er, überzeugen mich nicht, wo » meine Vernunft nicht zugleich überzeugt wird? Ein » Syllogiſmus iſt beſſer als tauſend Wunderwerke. » Wie wenig kennt dieſer Mann die Menſchen! wie leicht erweiſen die Vernunftſchlüſſe ihre Pflichten, und wie wenig laſſen ſie ſich dadurch regieren. Wenn eine an ſich ſelber heilige Lehre mit den Kennzeichen der göttlichen Allmacht beglaubigt ſich darſtellt, ſoll ſie nicht mehr Eindruck machen, als die gekünſtelten Schlüſſe eines Weltweiſen? Er meint ferner, es gebe vielleicht mehr Märtyrer für falſche Religionen als für die wahre. Es iſt aber nicht einerley, ob einer für die angenommene Lehre ſtirbt, die er auf Glauben hin bekannt hat, und nicht verlaſſen will, oder aber, wenn ein tugendhafter Mann für das Zeugniß einer Geſchichte das Leben läßt, die ihm vollkommen bekannt ſeyn muß. Von beyden wird durch ihren Tod wohl erwieſen, daß ſie ihre Religion feſtiglich geglaubt, aber bey jenem wird nichts als nur ſein Beyfall erwieſen, bey dieſem aber die Sache ſelbſt, denn ſeine Ueberzeugung kann ja nicht anderſt, als auf ſeine eigene Erfahrung gegründet, und folglich unmöglich falſch ſeyn. Voltaire ſpottet hierauf des Abbadie, ſeine Beweisthümer ſind

ſtark, ſagt er, aber doch nicht ſo deutlich, als drey Winkel in einem Dreyecke zweyen rechten Winkeln gleich ſind. Tauſendmal iſt auf dergleichen Einwürfe geantwortet. Die Sinne geben freylich ihren Eindrücken eine Deutlichkeit, die blos betrachtende Sätze nicht haben. Es iſt aber zum Beyfall genug, wenn tauſend Zeugen, von verſchiedenen Altern und Völkern über gewiſſe Geſchichten übereinſtimmend ſind, ohne ſich mit einander iemals darüber verſtanden zu haben; und wenn man im zurückgehen finden muß, daß der Anfang des Chriſtenthums unmöglich geweſen wäre, wenn daſſelbe auf eine andere Weiſe hätte entſtehen ſollen, als es uns die Schrift lehrt. Ein Freydenker borgt dem andern ſeine Waffen ab; es iſt der gleiche Pfennig, wenn er auch tauſendmal vorgezehlt wird, ſo bleibt er ein nichtswürdiger Pfennig.

VII.

Urſprung der nordiſchen Reiche nach Dalin *).

1747. (S. 893.)

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß die See in Schweden alle Jahre um einen halben Zoll, alle hun-

*) Swea Rikes hiſtoria ifron des beginnelſe til wora tider för-fattad af Olof Dalin Foerſte delen ſom inncholler hela hedniska tiden. Stokholm 1747.

dert Jahre um fünfzig, und in viertausend Jahren um 166 Schuhe abgenommen hat; folglich vor 4000 Jahren 166 Schuhe höher als jetzt gestanden, und also alles flache Land in Scandinavien bedekt hat, und über diese allgemeine nordische See nur die bergichten Gegenden, als Inseln hervorgeragt haben, wozu Herr Dalin hauptsächlich den Scveberg, als die größte in Schweden befindliche Kette von Gebürgen rechnet. Von dieser Wahrheit ist man auf alle mögliche Weise überzeugt, und sie leidet keine Einwendung. Sollte vielleicht daraus die uralte Meinung sich entschuldigen lassen, daß die Nordsee sich bis an die Kaspische erstrekt habe? wenigstens werden beyde einander viel näher gewesen seyn. Herr Dalin verläßt also die älteste Zeiten. Er begnügt sich den Ursprung der nordischen Völker aus Scythien herzuleiten, und von den Einwohnern dieser grossen Mutter der Monarchien eine verkürzte Geschichte zu liefern. Von der Scythen Wanderung nach Norden findet er die erste Anzeige beym Herodotus, nach dessen Bericht Indathyrses, der König der am schwarzen Meer wohnenden Scythen, die Weiber und Kinder nach Norden in die Sicherheit geschickt hat. Nach dieser Zeit, glaubt er, haben sich von Zeit zu Zeit, und sonderlich in unglücklichen Läufen, einige scythische Horden in ein sicheres, und, wie Herr Dalin sich versichert, minder kaltes Land begeben. Dahin sind sie zu Wasser gekommen, weil das flache Rußland damals noch eine See gewesen, über welche man mit

kleinen Booten bequem nach dem Seeberg fahren können. Insbesondere meint Herr Dalin seyen die Bodiner zu Zeiten der Macedonischen wider die Scythen erfochtenen Siege, und die Neuerer, (welche Herr Dalin für die zehn vom Salmanassar weggeführten Stämme, und für die Ahnen der Finnen hält, als deren Sprache eine ungemeine Aehnlichkeit mit der Hebraischen haben soll) nach Norden gegangen, und haben dort sich gesetzt, wo nunmehr die neuen Pflanzstädte den Namen von Mannheim zu tragen angefangen, welches ein neues Land bedeutet; und Schweden habe, weil es wäre aus der See heraufgestiegen, auch seinen Namen von derselben erhalten. In diesen nordischen mit Wald bewachsnen und mit einer fischreichen See umringten Eyländern, hätten die Bodinen sich niedergelassen und mit Jagen und Fischen sich die Nothwendigkeiten eines einfältigen Lebens angeschaft. Sie hätten sich auch so vermehret, daß sie hundert Jahr vor Christi Geburt eine starke Bevölkerung unter ihrem eigenen Namen, der Sweven oder Schwaben, aus und nach Deutschland geschikt. Herr Dalin hält seine in Schwaben verwandelte Sueven für die Schweizer. Wir können hier nicht seiner Meynung seyn. Die Helvetier waren Gallier, und sprachen das Celtische, welches eine ganz andre Sprache als die allgemeine nordische ist. Und selbst nach Cäsars Zeugniß waren sie ein viel älteres Volk, als die Wanderschaft der Schwaben, indem sie schon lange mit den Germa-

niern Krieg geführt, dieſelben ſchon oft beſiegt, auch 400 Jahr vorher den Anlaß zum Feldzug des Sigoſus gegeben hatten. Wolte Herr Dalin von den neuern Schweizern ſprechen, ſo wäre es eben ſo unmöglich zu beweiſen, daß die Allemannier eher ein Schwarm reiſender Schweden, als uralte Teutonen geweſen, da Cäſar augenſcheinlich ſie zu den Germaniern zählt, und dieſe von den Sueven unterſcheidet. Hier fängt nun Herr Dalin an die Geſchichte näher zu beſtimmen. Er ſetzt den alten Snö, deſſen Ahnvater Fornjöter geweſen, in das 63 Jahr nach Chriſti Geburt. Deſſen Sohn war Thor, ein König im Norden, den man nachwärts mit dem Gotte des gleichen Namens vermengt. Deſſen Söhne Gotro und Nore nahmen einem in Scandien wohnenden Rolſt einen Theil ſeines Landes ab, und ſtifteten das gothiſche und norwegiſche Reich. Um dieſe Zeit fiengen die Wikingar oder die Seeräuber in Norden an, unter die ſich alle tapfern Einwohner im Norden begaben, ſo daß ſelbſt die Königsſöhne, wie heutiges Tages vornehme Standesperſonen in den Maltheſerſchiffen, damals ihre erſten Heerzüge und Verſuche mit den Wikingarn thaten. Dieſe Streifer ſind der Grund des nachwärts Romantiſchen point-d'honneur. Bey ihnen iſt der Zweykampf rühmlich und erlaubt geweſen. Sie waren auch ſo großmüthig, daß wenn ungleich ſtarke feindliche Flotten einander antrafen, die ſtärkere wohl eher einen Theil ihrer Schiffe wegließ, und lieber mit gleicher Macht ſtreiten wolte.

Zu dieſen Zeiten ſtund der Nord noch unter vielen kleinen Fürſten, und die däniſchen Inſeln, die kurz vor Chriſti Geburt aus der See ſich empor gehoben, wurden nun auch bevölkert. Aber unterm Traian gieng eine groſſe Veränderung in Norden vor. Gülfe, ein Urenkel des Got, reiste nach ſeinem uralten Vaterlande Scythien zurück, um dort ſich in Wiſſenſchaften zu üben. Er machte am Tanais mit einem Obervrieſter Namens Odin Bekanntſchaft. Dieſer unterwies ihn in der Götterlehre, und da er in ſeinem Vaterlande vor den ſiegenden Waffen des Traianus ſich nicht recht ſicher hielt, ſo gieng er mit ſeiner Frauen Freiga, und ſeinen Aiſchen Freunden mit Gülfen nach Norden, und ſchlug ſeinen Sitz zu Sigtuna auf. Er wußte ſich bey den Einwohnern des Norden ſehr einzuſchmeicheln: er erhielt des Gülfe zwey Töchter für ſeine Söhne Sigurlami und Skiöld, davon jener in Rußland, und dieſer in Dännemark, zu Ledre in Seeland, ein Reich aufrichtete. Er ſelbſt errichtete zu Sigtuna ein Gericht von zwölf weiſen Männern, und machte aus ſeinen eignen Sätzen und der alten nordiſchen Woluſpa ein neues Recht. Er erhielt ſo gar durch ganz Schweden ein Kopfgeld, dagegen er alle Einwohner vor Unfrieden zu bewahren und die Opfer zu beſorgen über ſich nahm. Er wandte alle Künſte an, die Tapferkeit zur einzigen Tugend zu machen, ließ ſich ſelbſt auf dem Todbette mit dem Schwerdte verwunden, und blies dem Volke den Glauben ein, niemand komme in den Sitz der Glück-

lichen, der nicht entweder im Felde geblieben, oder doch auf dem Todbette noch mit dem Schwerdte blutrünstig gemacht worden wäre. Hier macht Herr Dalin mit der Geschichte einen Stillstand. — —

— Die ältesten Scythen hatten den noch wenig verdunkelten Noachischen Glauben beybehalten. Ihr ältestes Gesetzbuch war das scythische Woluspa. Sie glaubten einen einigen Gott, der aber doch auf eine gewisse Weise dreyfaltig war, und nach seiner Macht, Liebe und Weisheit drey Namen hatte. Der oberste Gott hieß Odin, der Gott der Liebe war Thor, dessen Mittleramt zur Erlösung der Menschen und Ueberwindung des Bösen sie noch ganz deutlich erkannten, und Frigga war die Weisheit; die Sündflut war ihnen zwar unter einer fabelhaften Auszierung gleichfalls nicht unbekannt. Nach und nach schliech allerley Mißbrauch ein. Thor wurde zur Sonne: der Gottesdienst des Mondes und der Erde kam auf, der Odin aus Asien wurde mit dem Gotte Odin, der König Thor mit dem himmlischen Thor vermengt, und andere asiatische Lieblinge des Odins gelangten zur göttlichen Ehre. Die Unsterblichkeit der Seele, das allgemeine Gericht, und die Erneuerung der Welt stehen deutlich im Woluspa.

Aber in spätern Zeiten verfielen diese guten Völker in eine völlige Abgötterey des Mondes und der Erde (oder Disa.) Die Dichter schrieben den obersten Göttern allerley menschliche Thaten und Laster zu. Selbst

Menſchenopfer nahmen unter ihnen die Oberhand, ſo wohl im Frieden und jährlichen Feſttagen, als ſonſt. Sie wurden durch das Los gewählt, davon ſelbſt der Oberkönig nicht ausgeſchloſſen ward, obwohl man insgemein Knechte dazu brauchte. Bald wurden die abgeſchlachteten Körper an die Bäume des heiligen Heines aufgehangen, und bald in Brunnen geſtürzt. Aus aufgeſchnittnen Menſchen wurde geweiſſaget.

Die Geſetze der alten Gothen waren vortreflich an Billichkeit und Vernunft. Ihre Handhabung wurde faſt an allen Orten zwölf alten und weiſen Männern anvertraut, darunter oft die Prieſter waren; obwohl in ſchweren Fällen der Richterſtuhl zu Sigtuna oder Upſal am allermeiſten Anſehen hatte. Auf die Laſter und Frevel waren eigene Strafen geſetzt. Der Todſchlag war auch verboten, nur zwey Fälle ausgenommen: denn ein Ehemann konnte den Schänder ſeiner Ehre ohne Bedenken niedermachen, und wer grob beſchimpft war, konnte den Anfänger des Haders ausfodern, und wiederum ohne Strafe erlegen. Das Recht war unvergleichlich kurz. Die Klage wurde am Sonnabend vorgebracht, die Antwort erfolgte am Montag, und das Urtheil am Donnerſtag. Es gab Adeliche und Freye, die mehrentheils aus den alten Einwohnern herſtammten, und Knechte und Sklaven. Die Könige waren durch Geſetze eingeſchränkt, und ſie waren unglücklich, wenn ſie dieſelben zu ändern ſich unterſtanden. Man blieb bey der Thronfolge des Königlichen

Hauses, das mehrentheils als ein Götterstamm angesehen wurde, aber die Erstgeburt galt nicht, sondern die ältesten Richter schlugen dem Volke einen Sohn oder Anverwandten des verstorbenen Königs vor, und wenn das Volk ja sagte, so wurde er auf die Achseln gehoben, und mußte drey unterschiedliche mal die Landesgesetze beschwören, hernach im ganzen Lande herum reiten, und ward alsdenn erst rechtmäßiger König.

Herr Dalin hält die deutsche Sprache, die freylich von der allgemeinen Nordischen entspringt, für die Celtische. Dieß ist etwas schwer anzunehmen, indem ein Deutscher kein einziges Wort von dem Welschen oder Celtischen versteht, und sie auch sehr selten mit einander übereinkommen. Er hält die Runen nicht für eine Erfindung des Ulfilas, sondern für die uralten nordischen Buchstaben, obwohl dieser Mönch zu den sechszehn alten, zehen neue griechische Buchstaben beygefügt. Sie wurden von den Christen, weil man sie für Zaubereyen hielt, abgeschaft. In der Sternkunst waren die Nordländer wegen der vortheilhaften Polushöhe und beständigen Schiffart und langen Nächte wohl erfahren. Sie hatten ihre uralten Kalender oder Runstäbe, und ein wohleingerichtetes Jahr. Die Dichtkunst war bey ihnen gemein und geliebt, sie war sogar unumgänglich nothwendig, und ein unentbehrlicher Dienst bey dem Hofstaat war des Skalden seiner. Geschichte, Gesetze und Gottesdienst hatten keine andre Bücher als ihre Sagar. In Künsten waren sie nicht sonderlich.

Der Ackerbau war minder ihr Hauptwesen, als die Jagd, der Krieg, oder die Fischerey. Sie liebten auch die Ruhe vielmehr als die Arbeit. Doch waren sie nicht ohne Handlung, auch nach Griechenland. Auf die Waffen hielten sie am meisten; ein gut Schwerd hatte seinen eigenen Namen, wie der Held selber, und ein mittelmäßiger Waffenschmidt war schon ein halber Vulkan, von welchem man Fabeln dichtete. Ihre Festungen waren von groben Stein und Leim, worinn sie hauptsächlich ihre Fräulein aufbewahrten; weil es damals gar gemein war, sich eine Braut zu rauben. Diese Wälle hiessen Drachen, und daher kommen die Drachen, die Schätze bewahren. Die Tapferkeit war fast ihre einzige Tugend. Selbst ein Fräulein hatte noch einmal soviel Freyer, wenn sie ihren Mann vor der Faust erlegen konnte, woher denn auch die Amazonen entstanden, und es war schwer eine Braut zu finden, wenn man nicht Proben von seinem Muthe an Tag gelegt hatte. Königssöhne und Baurenkinder wurden miteinander erzogen, und jene mußten sich mit diesen schlagen, wenn sie Genugthuung haben wolten. Kälte, Hunger und Ungemach lernten alle gleich ausstehen. Es ist also kein Wunder, wenn im Norden, wo die Natur selber grosse Kräfte giebt, ein Vaterland von Kämpfern und Riesen war. Gemeine Leute wohnten unter geflochtenen Aesten, oder in Berghölen, an einem beständigen Feuer ganz vergnügt. Selbst die größten Häupter trieben den Pflug, und

schämten sich keiner Arbeit. Bey ihrem harten Leben hatten sie viele Weiber und vermehrten sich sehr. — —

VIII.

Plan einer gelehrten Zeitung.

Die Vorzüge eines kritischen Wochenblatts bestehn in dem äussern Vorschube, im Verstande, und im Willen des Verfassers.

Zum äussern Vorschube gehört hauptsächlich die Anschaffung der nöthigen Bücher. Es müssen aus den verschiedenen Ländern, wo die schönen Künste blühen, aufs geschwindeste, vornemlich die guten, und auch neben diesen so viel neue Bücher als möglich, zur Hand gebracht werden. Dieß kann einigermassen in einer Handelsstadt durch die gewöhnliche Buchhandlungen erlangt werden. Auch ein reicher Gelehrter, ein Crew, kann endlich auch durch Handelsleute es erreichen, die Neuigkeiten der meisten europäischen Länder frühe zu erhalten. Aber weit erwünschter ist es, wenn der Fürst, oder die Räthe des Fürsten, selbst die Auslage thun, und ohne die nothwendig furchtsamen und langsamen Anstalten eines Kaufmanns abzuwarten, mit der Eile und mit dem uneigennützigen Aufwande die Neuigkeiten anschaffen, die niemand in einer minder erhabenen Stelle fast übernehmen kann.

Der Verfaſſer ſelbſt muß überdem einen ſo viel möglich ausgedehnten Briefwechſel unterhalten: er muß von den Schickſalen der Gelehrten, von ihren Bemühungen, von ihren Arbeiten, die geſchwindeſte Nachricht einziehen, von welcher der Litterator die Wahl der anzuſchaffenden Neuigkeiten abnimmt. Er wird durch dieſen Briefwechſel viele geheime Umſtände erfahren, die ſein Urtheil richtiger und origineller machen. Eben hiezu dienen die Wochen- und Monatſchriften oder ſogenannte Journale. Der Verfaſſer einer gelehrten Zeitung muß derſelben ſo viele haben als immer möglich iſt; aus ihnen nimmt er gleichfalls das Verzeichniß der in entfernten Ländern gedruckten Bücher: Er kann zwar nicht vollſtändige Beurtheilungen und Auszüge, aber doch zuverläßige Nachrichten von der Wirklichkeit neuer Werke für ſeine Leſer aus denſelben ziehen, die dadurch ſo viel erhalten, daß ſie ſich die nützlichen und unentbehrlichen Bücher anzuſchaffen ermuntert werden. Es können auch einige Länder ſo entfernt, oder durch Kriege von uns ſo getrennt ſeyn, daß man die wirklich exiſtirende Bücher zu ſpät erhalten würde, und man alſo die Beurtheilungen wohl geſchriebener Tagebücher mit Nutzen ſeinen eigenen Anzeigen einrücken darf, welches aber nicht anders als aus Noth, und mit einer billigen Vorſicht geſchehen muß

Der Verſtand des Verfaſſers iſt die zweyte nothwendige Bedingung; wenn eine gelehrte Zeitung nicht

pöbelhaft und elend seyn soll. Er muß so viele Sprachen, als möglich verstehn, und so viele Wissenschaften besitzen, als die menschliche Schwachheit zuläßt; und weil es nicht möglich ist, den Umfang vieler Wissenschaften mit gleicher Stärke zu besitzen, so ist es besser, wenn verschiedene Gelehrte zusammentreten, von welchen ein jeder die ihm bekanntesten Theile zu seinem Zwecke wählt.

Der Verfasser einer gelehrten Zeitung muß die Geschichte seiner Kunst inne haben, er muß wissen was alt, gemein, neu, wahrscheinlich, wahr und glaubwürdig ist: denn alle diese Eigenschaften eines Buches, und der Stellen eines Buches, müssen unumgänglich den Hauptwerth seiner Beurtheilungen ausmachen. Er muß in seinen Wissenschaften so gründlich seyn, daß er ein gültiges Urtheil über den Werth der Dinge fällen kann. Seine Aufmerksamkeit bey Durchlesung der Bücher, von denen er Auszüge macht, muß ihm das Wahre, Neue, und Vorzügliche derselben entdekken, er muß einsehn, wodurch ein jeder Schriftsteller sich von andern unterscheidet, und entweder weiter geht oder zurück bleibt. Sein Auszug muß so viel als möglich kurz seyn, auf wesentliche Dinge gehn, und eben so wenig Kleinigkeiten wählen, als wichtigere Dinge auslassen. Es ist dabey zu wünschen, daß der Verfasser rein, scharfsinnig und aufgeweckt schreiben möge. Grosse und schöne Werke können weitläuffiger, kleine und schlechte kürzer abgethan werden. Gar zu

schlechte,

ſchlechte unnütze, und kleine flüchtige Schriften werden völlig unangezeigt gelaſſen.

Was den Willen betrift, ſo finden wir die Billigkeit des Verfaſſers ſo nöthig, als ſeine Gelehrſamkeit. Eine gelehrte Zeitung ſoll das Gute anpreiſen, das Mittelmäßige anzeigen, das Schlechte entſchuldigen, das Falſche und Elende beſtrafen. Sie iſt ein Zeugniß, auf welches ein Käufer ſich ſoll verlaſſen können; der Leſer muß daraus zu guten Büchern ermuntert, und von ſchlechten abgehalten werden; kein Eigennutz muß des Verfaſſers Feder beſtechen. Ich rede nicht von dem groben Eigennutz einer feilen Feder, die man um Geld, um geſchenkte Bücher, oder durch niederträchtiges Bitten erkaufen kann. Nein, ſelbſt der feinere Eigennutze der Gleichheit eines Verfaſſers mit unſrer Meinung oder unſrer Sekte, und ſeine Freundſchaft, oder gegen uns bezeigte Abneigung, muß uns zu nichts vermögen, das der Wahrheit zuwider wäre. Ich wehre einem Mitgliede einer gelehrten Geſellſchaft, wo eine hohe Schule iſt, deswegen nicht, von ſeinen Mitarbeitern eine höflichere und günſtigere Nachricht zu geben. Der Fürſt, der den Verfaſſer einer gelehrten Zeitung und ſein Werk beſchützt, verlangt ausdrücklich, daß durch daſſelbe dem gemeinen Beſten gedienet werde, und dieß kann nicht befördert werden, ohne die beſondern Vorzüge der Perſonen jener Geſellſchaft zu erheben, deren Aufnahme man ſucht. Aber auch hier muß dennoch die Wahrheit niemals leiden.

Die Farben können lebhafter und angenehmer seyn, das Gemälde aber muß dennoch ähnlich bleiben.

Nichts ist niederträchtiger und schädlicher als die Aufführung jener Zeitungsschreiber, die niemand loben, als wer das Lob mit Geschenken, mit seiner Unterwerfung, oder mit seinem Eintritte in ihre Secte bezahlt; die hingegen alles schelten, was ihren Meinungen, Absichten und Freuden zuwider ist. Diese Leute bedenken nicht, wie sehr sie sich gegen die Wahrheit, die Billichkeit, und das allgemeine Beste vergehen. Sie reissen der Wahrheit und der Gründlichkeit ihre Kronen ab, und setzen sie auf den unwürdigen Kopf eines Schmeichlers, eines Klienten, eines Sektirers, eines Käufers. Sie schlagen die billige Hoffnung der geschäftigen Arbeitsamkeit nieder, und ermuntern den Frevel der schwatzhaften Frechheit. Wir wollen niemand bezeichnen; aber es hat zu allen Zeiten nur gar zu viele Zeitungsschreiber von dieser Art gegeben.

Wir wollen gern anrathen, daß überhaupt ein gelehrter Zeitungsschreiber gelinde sey, und eher mit Höflichkeit als mit Schärfe zuweit gehen soll. Wir sind allen Menschen Liebe, und folglich die Beförderung ihrer Glückseligkeit schuldig; diese hängt auf Erden in einem großen Grade von ihrem Ruhme ab; diesen müssen wir also, so lange es die Wahrheit leiden kann, eher vergrössern als mindern, es mag dann auch die beurtheilte Person uns fremd oder unbekannt, oder auch gar zuwider seyn.

Wenn jemand eine ſcharfe Beurtheilung verdient, ſo ſind es diejenigen Schriftſteller, die mit einer ſeichten Gelehrſamkeit eine groſſe Meinung von ſich ſelbſt beſitzen, die ihre Gedanken für neu, für wahr, für erwieſen ausgeben, wenn ſie ſchon alt, zweifelhaft oder falſch ſind; die auf die Verachtung anderer ſich ſelbſt Altäre bauen, und deren gute Meinung von ihren eigenen Verdienſten in die Gemüther der Leſer, zum Schaden der Wahrheit, einen Eindruck machen könnte.

Niemand aber iſt weniger des Mitleidens würdig, als gelehrte Diebe, die mit der Frucht der beſcheidenen Arbeitſamkeit zu prangen ſuchen. Es ſcheint eine Pflicht zu ſeyn, ihnen den fremden Schmuck auszuziehen und ſowohl den Eigenthümern die verdiente Ehre wieder zu geben, als dem vermeſſenen Räuber ſeinen unverdienten Ruhm zu entreiſſen.

Sind wir den Menſchen ſo viele Pflichten ſchuldig, ſo ſind wir noch durch unendlich mehrere gegen Gott verbunden. Die Ehre des oberſten Weſens zu befördern, muß uns nicht eine kalte unwirkſame Pflicht, es muß uns eine Luſt, ein reizendes Vergnügen ſeyn. Sollten wir nicht gegen unſern wahren Vater eben ſo kindlich, eben ſo liebend, ſo treu und ſo ergeben ſeyn, als gegen unſere ſterblichen, oft ſo fehlerhafte Eltern? — —*)

*). Vorrede zu den göttingiſchen gelehrten Zeitungen v. Jahre 1747.

§ IX.

Das Recht des Rezensenten. *)

1748.

Der Verfasser einer gelehrten Zeitung sollte billig unbekannt seyn, warum soll er an sich selber büssen, was dem allgemeinen Publiko zum besten geschiehet?

Einige haben gemeint, man müße in gelehrten Zeitungen bloß den Inhalt des Buchs dem Leser bekannt machen, und weder loben noch Fehler anzeigen. Das leztere lasse herrschsüchtig und verursache Streitigkeiten, das Loben aber wäre schmeichlerisch.

Aber der Nutzen des Publici spricht anders. Durch eine übelverstandene Gutherzigkeit würden solche Blätter vollkommen ohne Salz ohne Kraft und Würkung, und eine unnöthige Last der Presse seyn.

Man setze, wir zeigen Gellerts Fabeln der Welt auf diese Art an. Ein Hut, ein Greis, die Nachtigall und der Kukuk, die Nachtigall und die Lerche. Wird der Leser etwas wissen, wenn er diese Titel weiß. Kann nicht der elendeste Sänger auf eben diese Vögel und Fabeln fallen, und muß nicht ein Unterschied zwischen Gellerts Fabeln und zwischen den Fabeln eines S. seyn?

Wenn wir aber sagen, der Greis rührt uns und erregt mitleidige Thränen, die Nachtigall und die Lerche

*) Vorrede zu dem 1748. Jahrgang der göttingischen gelehrten Zeitung.

iſt eine ſcharfſinnige Warnung für die Dichter, die gar zu lang fruchtbar ſeyn wollen; der Hut iſt eine ſchalkhafte und natürliche Vorſtellung der Veränderungen, denen die Weltweisheit unterworfen geweſen; dann ſagen wir dem Leſer etwas, er lernt wünſchen dieſe Fabeln zu ſehn, der Weg zum Geſchmacke, zum Vergnügen wird ihm geöfnet.

Wenn ein Winslow den Umfang der Zergliederung des menſchlichen Leibes beſchreibt, ſo redet er von der Leber, der Lunge, der Milz, dem Magen; von allen dieſen Theilen redet das elendeſte Handbuch auch. Was ſage ich alſo dem Leſer, wenn ich ſage: des Winslow erſter Theil handelt von den Knochen, der zweyte von den Muskeln, der dritte von den Nerven und Adern, der vierte von den Eingeweiden, und im leztern ſind wieder drey Theile von dem Kopfe, der Bruſt und dem Bauche. Ich ſage dem Leſer platterdings nichts, wenn ich ihm alles dieſes geſagt habe. Wenn ich aber bezeuge, daß ich Winslows Werk geleſen, daß ich alles nach der Natur mit Sorgfalt und Geduld beſchrieben angetroffen habe, daß er niemand als ſeinen eigenen Unterſuchungen gefolget, daß er der meiſten Muskeln Würkung und Nuzen neu und nach eignen Gründen angegeben, daß er dieſes und jenes (welches ich bezeichne) verbeſſert und erfunden; daß ſeine Beſchreibung friſcher Knochen, und die von den Adern und den Nerven das beſte ſeye, was wir von dieſen Theilen haben, dann habe ich wieder dem Leſer gedienet, er iſt auf ein

vortreffliches Buch gewiesen, ich zeige ihm eine schätzbare Quelle neuer Wahrheiten, ich mache den Fürsten, die tüchtige Leute suchen, die Wahl leichter, und was das allermeiste ist: ich ermuntere den Fleiß, und belohne, so viel an mir ist, die für das allgemeine Beste bemühte Bestrebungen.

Wir glauben nach dieser Betrachtung, würde man uns das Recht zu loben nicht absprechen, es müßte denn seyn, daß der Rezensent durch eine ungerechte Austheilung des verdienten Ruhms dieses Vorrecht verlöhre.

Aber mit dem Tadeln, oder wie man es eigentlich gelinder, obwohl undeutsch heißt, Kritisiren, wird vielleicht der Beweis schwerer seyn. Soll ein Weltbürger den andern unglücklich machen? seine vielleicht unbekannten Fehler an Tag bringen? ihm den Zugang zum Ruhm und zur Beförderung versperren? an seinen Feinden, unter dem Schilde des incognito, und unter dem Schutze einer öffentlichen Bestallung sich rächen, seine persönliche Meinungen, seine Sätze vertheidigen u. s. f.

Von allen diesen Einwürfen fühlen wir das Gewicht aufs empfindlichste. Unsre Ueberzeugung liegt am Tage, man darf nur unsre Blätter lesen, und sich selbst belehren, wie selten, und dennoch wie gelinde wir unsre Urtheile abgefaßt haben.

Wir haben in der vorigen Vorrede uns schon erklärt, daß wir verschiedenen Klassen von Leuten unsre

Mißfallen bezeugen würden. Diejenigen die wieder Gott sich auflehnen; die Diebe fremder Arbeiten; die Baumeister von Kartengebäuden, die das regelförmige Wesen der Mathematik ohne die geringste Stärke besitzen; die Wiederholer alter und bekannter Wahrheiten, die dieselben für etwas eignes mit Vorbeygehung ihrer Quellen vortragen, alle diese Leute haben wir versprochen bekannt zu machen, und haben es gethan.

Wenn ein Mann ein fremdes Buch übersetzt und sich selbst zuschreibt, ist es nicht billig, daß man den Diebstahl anzeige; oder ist ein Pferd mehr werth als ein Buch das vieler Jahre Mühe gekostet hat? Würde unser Stillschweigen nicht einen grössern Mangel der Liebe gegen den leidenden Theil anzeigen, als unser Warnen gegen den Beleidiger thut?

Wenn ein Mann einen falschen Grund setzt, und hierauf ein mathematisches Gebäude aufführt, dessen ganzer Werth die geltende Dignität von Nichts ist, sollen wir unangezeigt lassen, wie sehr ein solcher Mann die Welt betriegt, da er der Jugend unter dem furchtbaren Kleide der Mathematik Irrthümer mitgiebt, und sie mit der versicherten Hoffnung einer tiefen Einsicht von sich läßt, da doch diese Einsicht nur in ein Feld reich sich erstreckt, ohne daß sie in die Gegenden der Wahrheit jemals einen Blick gethan? Ist ein solcher Mann nicht ein Falschmünzer im Reiche der Wahrheit, der dem schlechtesten Bley den Stempel auf-

drückt, der auf Silber einen kostbaren Werth anzeigt? Oder ist dem gemeinen Wesen mehr an einigen falschen Thalern gelegen, als an einer Reihe übelangeführter Aerzte, oder anderer untüchtiger Mitglieder des gemeinen Wesens? Erfordert es nicht das Wohl der Welt, daß man sie warne: hier wird Irrthum unter dem Kleide der Wahrheit verkauft.

Aber Feinde tadeln, ist das großmüthig? Wir kennen keine andern Feinde als die Feinde der Wahrheit; und diese verdienen alsdann noch Schonung, wenn sie sich neben der Wahrheit auch an uns vergriffen hätten.

Wir sind fast versichert, eine billige und gegründete Kritik ist ein unentbehrliches Amt in der gelehrten Welt. Sie schreckt den elenden Skribenten von der Feder; sie zwinget den mittelmäßigen sich anzugreifen; sie warnt den Großen sich selbst nichts zu schenken, und nichts Unvollkommenes, nichts Uebereiltes zu liefern. Sie breitet in ganzen Ländern den Geschmack aus. Ohne die Kritik würden die schönen Künste in Frankreich nicht so blühen. Die Tadler des Cid haben dem Corneille einen Cinna, einen Horatius abgezwungen. Boileau hat den Chapelain, und viele andre Mittelmäßige, vom Parnasse vertrieben, und ihn für die grössern Geister geöffnet. Wir sind versichert die Künste, und die Poesie, sind eben vorzüglich darum in Deutschland noch minder hoch, als in den angränzenden Ländern gestiegen, weil man mit dem mittel-

mäßigen zu viel Geduld gehabt, und ſeine Hochachtung zu wohlfeil gegeben hat. Viele Dichter würden in einen engen Raum zuſammengehn, und ihr Ruhm würde in einem umgekehrten Verhältniſſe der Bogen ſteigen, wenn es erlaubt wäre, bey ſonſt ſchätzbaren Männern die Stellen auszuziehen, wo ſie ſich nicht genugſam bemühet haben, für die Ewigkeit zu arbeiten. Wir halten es für ein Unglück, daß man noch allzuviele unbedingte Lobſprüche zu machen nicht vermeiden kann. Große Männer ſollten es nicht übel nehmen, wenn man nebſt dem verdienten Lobe, auch einige Schwächen anzeigen dürfte. Aber der Mangel des Incognito erlaubt vielen dieſe nöthige Freyheit nicht.

Es iſt wahr, die Kritik thut der Eigenliebe des Verfaſſers wehe. Aber ſie iſt wie ein aufrichtiger Freund, deſſen Tadel viel nützlicher als das heucheln eines Schmeichlers iſt. Der einzige Weg ſeine Fehler zu beſſern, iſt, ſie kennen zu lernen.

X.

Racine.

1748. (S. 62.)

Wir freuen uns über die neue Ausgabe dieſes tugendhaften, frommen und reizenden Dichters, der die ſo ſchnöd mißbrauchte Dichtkunſt wieder zu ihrem allerälteſten Zwecke zurück gerufen hat, nemlich Gott zu lo-

den und die Menſchen zur Tugend anzufeuren. Das Gedicht über die Religion hat der ietzige Pabſt ſelbſt mit verdienten Lobſprüchen in einem eigenen durch den Kardinal Valenti geſchriebenen Brief belohnt. — — Man findet übrigens überall Spuren, daß Racine die Engelländer, und unter dieſen vorzüglich den Milton, nachgeahmet hat. — In zweyen Briefen über die Seelen der Thiere iſt unſer V. etwas mehr Carteſianiſch als man es heutiges Tags gemeiniglich iſt. Er zieht ſeinen Hauptgrund aus der Gerechtigkeit Gottes, der die Thiere, wie er meynt, nicht könnte unſchuldig leiden laſſen, wenn ſie würklich empfänden und litten. — In ſeinen heiligen Oden hat er die Pſalmen nachgeahmt, und dadurch ſeiner reinen und flieſſenden Schreibart eine Majeſtät gegeben, die auch bey ſeiner ſinnreichen Nation noch ſehr ſelten iſt.

Seine Theorie der Dichtkunſt iſt aus den reinſten Quellen des Alterthums und vornehmlich vom Homer hergenommen. Daß es aber wahr ſey, wie Racine aus guter Abſicht verſichert; Homer habe überall die Verbeſſerung der Sitten zum Zweck gehabt; können wir um ſo weniger glauben, je gewiſſer uns bekannt iſt, daß die Pralerey, die Grauſamkeit, der Betrug, die Wolluſt, in den Zeiten Homers keine Laſter geweſen. — — Das weſentliche der Poeſie beſtehet nach Hr. Racine blos im Rührenden, oder wie er es nennt im Enthuſiasmo, der aber bey ihm nichts anders, als ein erregter Affekt iſt, der aber verſchieden

seye, und zur Freude, zur Traurigkeit, zur Verwunderung u. s. f. gehören kann. — Die gehäuften Figuren sieht er als die vornehmsten Unterscheidungszeichen der Poesie von der Prose an; und diese Figuren finden selbst in der natürlichen Sprache der Affekten Platz. Er zählt auch die Versetzung der Worte unter die Merkmale der poetischen Schreibart, und ist darinn einer ganz andern Meynung als unsre Antiparticipianer. Den Nachdruck dieser veränderten Ordnung beweiset er mit ausgesuchten Stellen des Corneille und andrer grossen Dichter, und verachtet den furchtsamen Syntax der prosaischen Poeten. — — — Er vertheidiget die Lehrgedichte, unter welchen sein eigenes de la Religion einen so vorzüglichen Rang verdient. Virgils vier Bücher vom Landbau sind ein unwiederrufliches Zeugniß, daß ein Lehrgedichte edel, erhaben und reizend seyn könne. Er zeigt ferner, wie die alten Dichter sich beflissen der Natur nachzuahmen, und wie genau die Andromache, die Iphigenia, und die Phaedra des Euripides nach dem Geschmacke und den Vorurtheilen der Athenienser eingerichtet gewesen. Seine Warnung, das Trauerspiel sey ein Gespräch, und daß folglich allemal die redende Person und nicht der Dichter sprechen müsse, ist von uns schon öfters den deutschen Dichtern wohlmeinend gegeben worden. Sie sollen ungekünstelt reden, denn sie sind Menschen, aber edel, denn sie sind Helden. Hr. R. vergleicht hierauf mit den griechischen obenbenannten Trauerspielen diejenigen,

die sein Großvater über eben dieselben Geschichten gemacht hat, und zeigt, daß er so genau sich nach den französischen Sitten und der Art zu denken gerichtet, als jene Alten nach der Griechischen. Wir wünschten, daß Hr. R. überall eben so billig vom Milton geurtheilt hätte, wie er bey gewissen Gelegenheiten gethan. Wir wissen noch nicht, worinn Hr. R. findet, daß Milton Gott und den Engeln unanständige Reden in den Mund gelegt. Doch gesteht er, daß Milton uns erhebt, das kein Tasso kann: obwohl er mit minderer Urtheilskraft gleich darauf das erhabene im Milton dem Homer, und das, was ihm nicht gefällt, dem durch den kalten Himmelsstrich gelähmten Geiste Miltons zuschreibt. Was er vom Genie sagt, ist mehr mahlerisch, als philosophisch. Er beschreibt ein Genie dadurch, daß es in seiner Art ausnehmend seye. Uns scheint aber Genie etwas ganz anders zu seyn. Der Mann, dem man Genie zuschreibt, muß durch die Natur zu einer gewissen Kunst oder Wissenschaft vorzüglich tüchtig gemacht seyn; und er muß seine Mühe und Fleis eben auf diesen Vorwurf gewandt haben, den ihm die Natur zugedacht hat. Wir schliessen mit dem edlen Gedanken des Hrn. R. daß ein Dichter nur in so ferne lobenswerth sey, als er nützlich ist.

XI.

Klopſtock.

1748. (S. 737.)

Wir haben das vierte Stück des vierten Bandes der neuen Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes nicht durchleſen können, ohne dem Leſer unſre Gedanken von dem darinn enthaltenen Anfange zu einem Heldengedichte bekannt zu machen. Es ſind drey Geſänge davon hier zu leſen, das übrige ſoll gleichfalls ſchon fertig ſeyn, und der beſcheidene Verfaſſer hat es nur aus einem löblichem Mißtrauen zurückbehalten, bis er die Meynungen der Kenner darüber eingeſammlet haben wird. Die Verſe ſind nach dem römiſchen Sylbenmaß in Hexametern ohne Reimen. Uns iſt dieſe neue Art von deutſchen Verſen gar nicht anſtößig, ob wohl andre ſeyn mögen, denen die vielen Dactylen hüpfend, und die Spondeen holpricht vorkommen. Wir laſſen uns dadurch gar nicht hindern, eine ungemein nachdrückliche, poetiſche und erhabene Kraft in den Ausdrücken durchaus, zu finden, die wir in unſerer Sprache noch ſelten ſo Miltoniſch und ſo vollkommen bemerkt haben. Die Geſänge, die wir geleſen, ſind hauptſächlich mit den Thaten und Gedanken der guten und böſen Engel angefüllt, die freylich einen natürlichen Anlaß zu erhabenen Bildern geben. Der Titel iſt der Meſſias, und der Verfaſſer Hr. Friedrich Gottlieb Klopſtock.

XII.

Ueber den Flor des schwedischen Reichs nach J. Faggot. *) 1748. (S. 824.) f.

Der Verfasser zeigt kurz und deutlich, und auf eine auch andern Völkern in vielem nützliche Weise, warum in Schweden das Land weder bewohnt noch reich sey, und wie beyden Fehlern könne geholfen werden. Die Natur will er gar nicht angeklagt haben, und versichert sich, daß Engelland vor seinem jetzigen vortreflichen Zustande in der Handlung und im Ackerbau eben so schlecht, und in vielen noch schlechter an Grund und Erde als Schweden gewesen. Er theilt die Fehler, denen er abgeholfen haben will, in vierzehn Hauptstücke. Der erste, der in Deutschland aufs wenigste eben so groß ist, beruht auf der akademischen Auferziehung, da nicht nur allzuviele Leute sich auf Wissenschaften legen, sondern auch bey den ordentlichen Studien die Haushaltungskunst, die Kenntnisse der Natur, der Landesprodukte, des Ackerbaues, des Bergwesens und anderer gemeinnützigen Künste versäumt werden; woraus denn folget, daß der Edelmann, der Prediger, der Amtmann, die aus akademischen Mitbürgern gewählt worden, nicht den geringsten Begriff von demjenigen haben, was

*) Swenska Landtbrukets hinder och Hialp. Stokh. 1746.

zur Aufnahme der Güter und zur Nutzung der Natur gehört, und woraus dann wieder die Folge sich auf den Bauern selbst erstreckt, der bey seinen Vorgesetzten, die selbst erst durch die Erfahrung mit Schaden sich belehren, kein Licht erhalten kann, und also bey seiner alten, oft ihm äusserst schädlichen Weise bleibt. Diesem Uebel kann abgeholfen werden, wenn alle obbenannte zum Reichthum eines Volkes abzielende Künste, und zumal die Kenntniß der Natur auf Akademien gelehrt, und die Jugend nicht blos in Theorien, Sprachen und tiefsinnigen Ueberflüßigkeiten unterwiesen wird. Hierzu hat man in Schweden nunmehr einen rühmlichen Anfang gemacht, und zu Ursal und Abo eigene Lehrer in der Haushaltungskunst bestellt. Der II. Fehler ist, des H. F. Meynung nach, das Frohnen, das bey den Kron- und adelichen Gütern geschieht, wobey der Bauer seinen eigenen Ackerbau versäumt, und einen viel grössern Schaden leidet, als der Nutzen ist, der der Herrschaft zuwächst: da zumal in dem weitläuftgen Schweden, der Bauer seine Frohne drey oder mehr deutsche Meilen weit thun, und für einen Arbeitstag drey versäumen muß. Er rechnet diesen Schaden auf den 30000 Höfen, die frohnen, wenigstens auf 300,000 Tonnen Korn, davon eine jede 5600 gevierte Zölle in sich faßt. Hr. F. räth hier, und fast überall, seinen Landsleuten des freyen Engellands Maasregeln an, und glaubt, es würde ein unsäglicher Nutzen seyn, wenn man alle

Kron- und adeliche Güter eintheilte, und Bauren auf die Theile ſetzte, die einen Pacht an Geld und Naturalien geben. In dem Schweizerland, wo Frohnen an den wenigſten Orten erhört iſt, und die Bauren nichts als ihre eigne Güter bauen, zeigt der allgemeine Reichthum die Richtigkeit des Rathes unſers Verfaſſers. Der III. Fehler beſteht in den vielen Handwerken, die die Bauren treiben, die den Bürgern gehören, und von jenen aus Mangel des nöthigen Geräthes ſehr unvollkommen getrieben werden, wozu Hr. F. hauptſächlich die Fiſcherey rechnet, und mit Recht tadelt, daß man in Schweden keine Laichzeit ſchont, die Fiſche alſo täglich abnehmen, und die Nachkommen den Genuß der vielen Seen und Flüſſe ganz verlieren werden. Der IV. beſteht in den Gütern, die die Regierung in Schweden, ſtatt des Soldes, dem Kriegsſtaate, den Prieſtern, und andern obrigkeitlichen Perſonen zum Genuſſe lebenslang hingiebt. Dieſe werden, wie Hr. F. zeigt, ſchlecht von dieſen Perſonen genutzt, die weder Zeit noch Kenntniſſe zum Ackerbau haben; alle dahin gehörige Gebäude, Zäunungen und andre Geräthſchaften mit Unwillen und ſparſam anſchaffen, und die Erde, die dem Beſitzer nicht eigen iſt, ausſaugen und erſchöpfen. Auch dieſe Güter räth Hr. F. an mit Bauren zu beſetzen, die jährlich ein gewiſſes davon den Beſitzern entrichten müßten, weil doch niemand das Land beſſer nutzen kann als ein Bauer. Im V. will er, daß man die Unreinigkeiten

in den Städten zu rathhalten, und die Bauern zwinge, dieſelbe dort ab- und auf ihre Güter zu holen, die ſie dadurch ausnehmend verbeſſern können. Nürnberg gibt hievon ein deutliches Exempel. Das VI. begreift die ſchechte Art das Land zu bauen, und erhält vermittelſt des 1. ſeine Verbeſſerung. Im VII. eifert Hr. F. wieder das Brandteweinbrennen, das ganz allein 200000 Tonnen Getreide wegnimmt, und er bey Leib und Lebensſtrafe abgeſchafft haben will, wogegen er meint, man könne aus gewiſſen wilden Früchten (und zumahl aus Vogelkirſchen und Zwitſchern, in Deutſchland aber aus ſchwarzen wilden Kirſchen) einen viel angenehmern Geiſt eben ſo wohlfeil abziehen. Im VIII. tadelt er die vielen kleinen Verſtückungen der Bauern-Güter, und räth an, zu veranſtalten, daß ein jeder das ſeine, zu leichterer Befriedigung und Nutzung, in einem Einſchlag halten möge, wie es in den reichſten Theilen der Schweiz iſt, aber groſſe Schwierigkeiten hat, wenn es erſt veranſtaltet werden ſoll. Im IX. klagt er über den Mangel an Vorrathshäuſern an Korn, deswegen bey dem geringſten Mißwachſe ſo gleich eine Theurung entſteht, wobey viele Landleute ihr Leben einbüſſen. Im X. ſtellt er vor, daß die Kirchſpiele viel zu groß, die Leute in den Widniſſen bis zehn deutſche Meilen von dem Prediger entfernt, und deßwegen faſt nur die Flüſſe und ihre Ufer bewohnt ſind, die andern abgelegenen Gefilde aber ledig ſtehen. Er räth auch die Kirchſpiele zu theilen und kleiner zu machen. Im XI. zeigt er, wie eben der Mangel

an Einwohner den Landbau ſchwerer macht, und in Engelland vor dieſem, ehe es recht bewohnt geweſen, fremdes Korn eingeführt worden, da es nunmehr bey einer vielfach mehrern Anzahl Einwohner, an die Fremden Korn ſchickt. Er rechnet hierbey aus, daß anſtatt der 80000 Höfe, die in Schweden jezt ſind, gar wohl 450000 angelegt, und die Einwohner von drey bis auf neun Millionen vermehrt werden könnten, ohne daß der geringſte Mangel an Land zu ihrer Nahrung entſtehen würde. Er ſchlägt zur Bevölkerung des Landes vor, gewiſſe Geſetze abzuſchaffen, und allen Leuten, auch Taglöhnern, zu erlauben, ſich, wo ſie wollen, niederzulaſſen, für die Fündlinge und unehlichen Kinder zu ſorgen, zu den Ehen aufzumuntern u. ſ. f. Das XII. Hauptſtück iſt auch ſchon berührt, und beſtehet im Mangel genugſamer Städte, deren in Schweden nur 107. und folglich kaum ſo viel als in der Schweiz ſind, die eine der kleinſten Provinzen von Schweden ausmachen würde. Hierdurch wird der Bauer am Abſaz ſeiner Landesprodukten gehindert, und gezwungen allerley Handwerke zu treiben, die Städte hingegen wieder in die Unmöglichkeit geſezt, rechte Handwerke zu ernähren. Viele Landſtriche ſind deswegen ſo unwerth, daß man hundertmal ſo viel Land, als um Stokholm, um das gleiche Geld kaufen kann. Manufakturen, Fiſchereyen, die Anlockung der Fremden ſind für dieſes Uebel ein Mittel. Das XIII. Hauptſtück geht das Kammerwerk an, worin wir uns nicht einlaſſen, ſondern nur bemerken wollen, daß die

klügſten Fürſten, wie der K. von Sardinien, zur Anlegung billiger und doch zureichender Schatzungen eben das Mittel ergriffen habe, das Hr. F. vorſchlägt, daß ſie nemlich das ganze Land genau ausmeſſen, und eines jeden Guts jährlichen Betrag ausrechnen laſſen, und ſich in ihren Auflagen darnach richten. Im XIV. beklagt er, daß die Landeseinwohner ſelber viele dem allgemeinen Beſten wiedrige Abſichten haben, diejenigen, die mit Korn handeln, oder daſſelbe erzielen, theure Zeiten wünſchen u. ſ. f. Endlich zieht er die Mittel ins Kurze, wodurch er ſeinem Vaterlande aufzuhelfen meint. Das erſte iſt die Belehrung des vornehmern Theils der Nation durch beſſer eingerichtete Akademien, und die Verminderung der Anzahl der Gelehrten; das andere die beſſere Einrichtung der Kammer: Hierauf die Magazine, und andre ſchon beſchriebene Einrichtungen und Anſtalten, wodurch er nur in den vier Artikeln 2. 4. 5. und 7. in die 800000 Tonnen aufzubringen hofft, und alſo mehr, als Schweden jährlich den Fremden abkauft.

XIII.

Ueber die Mittel ein Land in Aufnahme zu bringen

Nach dem Schwediſchen *)

1748. (S. 851. f)

Der V. zeigt erſtlich, daß die Grundfeſte aller Gröſſe in einem Reiche die Menge der Einwohner iſt, und zwar mit dieſem Umſtande, daß nicht nur die Anzahl der Einwohner überhaupt groß, ſondern auch insbeſondre in einem groſſen Verhältniſſe gegen die Weite des Landes ſeyn muß. Er iſt vollkommen der Meinung des Engelländers, der Wallis, Schottland und Irrland gerne in die See hätte verſinken ſehen, wenn die Einwohner davon in dem übrigen Engelland wären erhalten worden. Eben ſo meint unſer Ungenannte, könnte Schweden eben ſo mächtig ſeyn, wenn alle ſeine Unterthanen in Finnland übergiengen. Doch es leidet dieſer Satz wohl eine Einſchränkung. Ein groſſes Land hat auch ſeine Vortheile. Es können in demſelben mehr verſchiedene Früchte der Natur gefunden werden, als in einem kleinen. Schweden kann, wenn ſeine jetzigen Bergwerke erſchöpft ſind, hoffen, neue zu entdecken. Es können auch gewiſſe Waaren in einem Lande erzielt werden, die eine groſſe Weite erfordern, wenn ſie ſollen ausgeführt werden. So iſt in Schweden das

*) Sätt at igenom politiſk arithmetica utröna landers och rickens husholning 8 Stokholm. 1746. (Vermuthl. v. Hr. Berch.)

Holz; die Bodasche, die Kohlen und dergleichen; in Portugall und Frankreich das Salz, in Deutschland die Schaafe u. s. f. Doch unser Ungenannte wendet sich hierauf zu den Mitteln den erwünschten Reichthum an Volk zu erhalten. Religionsfreyheit, Annehmung der Vertriebnen, Beobachtung eines züchtigen Lebens, Aufmunterung zum Ehestand, Aussteuren an Arme, Vorsorge für Fündelkinder, für Kindbetterinnen, für Eheleute, die mit vielen Kindern gesegnet sind, für gefangne und strafbare Leute, gehören hieher, wohin wir überhaupt als das allergewissefte Mittel eine gerechte und ordentliche Regierung zählen, unter deren Schutz jedermann vor aller Unterdrükung frey ist. Hierauf folgen des V. Gedanken über die nützlichen und unnützen Maschienen, wovon er sehr viele Beyspiele anbringt, und mit den Engelländern meint, diejenigen seyen zu verwerfen, die zu viele Menschen um ihre Nahrung bringen. Aber dieses Uebel ist von kurzer Dauer, und der Schade, der aus Entbehrung nüzlicher Maschinen herrührt, ist von ewiger Dauer, weil sie den andern Völkern die wolfeilere Ausarbeitung der Waaren in die Hände spielt. H. V. betrachtet weiter die sogenannte politische Rechenkunst, die die Anzahl der Einwohner bekannt macht. Er zeigt, daß in dem weiten ausgestrekten Schweden nicht mehr als 331,000 Haushaltungen sind, die man etwa auf 2,648,000 Seelen rechnen könnte, da deren viermal mehr als in Engel-

land, oder 28, 000, 000 seyn könnten, wenn die Länder gleich bewohnt wären. Doch dieſes iſt wohl in Betracht der mehrern Fruchtbarkeit des Engliſchen Ackers, und des wenigen unbebauten Landes nicht möglich. Hierauf findet der N. warum ſo viel Korn jährlich um baares Geld von den Ausländern nach Schweden gebracht wird. Nämlich die wenigen Hände können das groſſe Land nicht gehörig bearbeiten, ſie müſſen viel Moraſt und viel waldichtes ungebraucht laſſen, und was ſie brauchen, wird doch nicht gehörig in Obacht genommen. Es werden anſtatt 130. Millionen möglicher Tonnen nur 12. Millionen Tonnen an Getraide erzielt, und von demſelben nimmt der Brandtewein eine gute Anzahl weg. Wären die Hände zahlreicher, ſo würden die Moräſte bald durchgraben, und zu Wieſen gemacht, die dürren Anger mit dem Düngen bezwungen und angeſähet, das ungebrauchte Land, wie in China, nutzbar, und das gebrauchte durch ſeine Vertheilung vielfältig fruchtbarer werden. Der N. giebt einen Vorſchlag hierzu an, daß man nemlich das Land in kleine Stücke eintheilen, die groſſen Höfe zu kleinern verſtücken, und alſo die Menge der daran arbeitenden Hände vermehren ſoll, da hingegen, wenn die groſſen Höfe einem einzigen Erben bleiben, alle Miterben den Ackerbau verlaſſen, und zu weit minder nutzbaren Dienern, Soldaten, oder wohl gar zu Müßiggängern werden. Man hat auch in Engelland die Ein-

ſchlieſſung und Abtheilung der gemeinen Güter von ſehr guten Folgen befunden. Das Land ferner glücklich zu machen, iſt es rathſam eine genaue Wiſſenſchaft von allen ſeinen Theilen zu haben, und eigene geſchickte Leute zu erhalten, die den Fürſten und das Volk belehren, was an dieſer oder jener Stelle für Wachsthum, oder für eine Manufaktur am glücklichſten vor ſich gehen dürfte. In Frankreich iſt dieſes Mittel mit unvergleichlichem Nutzen gebraucht worden. Im folgendem Abſchnitte handelt H. B. vom Gelde, und zeigt, wie der vermehrte Zentner Silber in einem Lande eben nicht eine Vermehrung an Reichthum mache, wenn die Waaren zugleich im Preiße ſteigen. Sodann vom Kredit, von der Münze, von dem Uebergewicht in der Handlung, und andern Materien wo wir ihm nicht nachfolgen können.

XIV.

Anti Lukretius.

vom Kardinal de Polignak. *)

1748. (S. 886.)

Es iſt bekannt, daß Lukretius die elenden Sätze des Ungefähren, und der zufälligen Bildung der Dinge vorgetragen hat. Daß es in ſchönen Verſen geſchehen ſey, wird ſehr oft geſagt, ob wohl uns ſeine

*) Antilucretius ſ. de Deo & natura L. IX. Amſt. 1748. & Lipſiæ. 1748.

Verſe ſehr hart, und ſeine Mahlereyen übertrieben, und öfters unangenehm, und ſeine Schreibart voll alter Wörter und gezwungener Abänderungen, mit einem Worte ſeine Poeſie ungefähr wie ſeine Philoſophie vorkömmt, wenn man nicht aus der faſt nothwendigen Reinigkeit der Sprache einen Vorzug machen will, die zu den damaligen Zeiten faſt nicht anderſt hat ſeyn können. Der Hr Kardinal hat ſich vorgenommen, die durch den Lukretius mißbrauchte Dichtkunſt zu einem beſſern Zwecke anzuwenden, und die Götterſprache zu brauchen die Sache Gottes zu vertheidigen. Er hat alſo vor dem Lukretius einen vielfältigen Vorzug. Er vertheidiget die Wahrheit, und fällt nicht in die wunderlichen Wiederſprüche, da der Römer bald von der Tugend rühmlich ſpricht, und bald ungeſcheut ſich erklärt, daß er den Laſterhaften beyſtehen, und ſie von dem Biſſe des Gewiſſens heilen will. Der Hr. K. hat ferner den Vorzug, daß er eine weit beſſere und reichere Philoſophie vorträgt. Er genießt dabey das Vergnügen, daß er ſehr viele Dinge aus der Naturlehre in die Poeſie überbringen können, womit ſich die Dichtkunſt zu ſchmücken noch nicht gelernt hatte; wie die Lehre von der Entwickelung der Saamen zum Beyſpiel dienen kann, die der Hr. K. mit vieler Kunſt und Anmuth vorträgt. Seine Verſe und Schreibart ſind zwar an einigen Orten, vielleicht aus einer unvermeidlichen Natur der Dinge ſelbſt, etwas trocken und proſaiſch, aber hin-

gegen an tauſend andern erhaben, reizend, und mit den beſten Blumen der alten Dichter vernünftig ausgeſchmückt. Es iſt an dem, daß der Hr. K. mehr als es nöthig geweſen, wieder den leeren Raum geſtritten, den Newton mit dem ungegründeten Vorwurf, daß er Worte ohne Meinungen wieder in die Naturlehre einführe, ohne Urſache beläſtigt, und überhaupt ſowohl als der Abt Geneſt der Wahrheit einigen Schaden gethan, indem er ſich nicht begnügt, die von allen angenommene wichtige Endeckungen vorzutragen; ſondern es wagt, willkürliche Sätze zur Vertheidigung der Sache Gottes zu gebrauchen. Dieſer Fehler fällt auf des Hrn. K. Erziehung, und einigermaſſen auf ſein Vaterland zurück, wo in der Akademie ſelbſt die karteſianiſchen Lehren noch vor wenig Jahren ſind vertheidigt worden, und die Stellen ſind auch nicht ſo häufig, da augenſcheinlich falſche Sätze ſich in das Lehrgebäude des Hr. K. eingeſchlichen haben. Wir können ihm ſonſt nicht in allen ſeinen Wiederlegungen des Lukretius hier nachgehen, wohl aber aus unſerm Gefühle, und aus dem vereinigten Beyfall von ganz Europa die Vermuthung ziehen, daß die Liebhaber der Religion, der Weltweisheit, der Dichtkunſt, und der Sprache, allerſeits mit Vergnügen und Nutzen dieſes Werk leſen können.

XV.

Die Sitten

von Touſſaint.

1748. (S. 1040.)

Dieſes Buch iſt in Paris durch des Scharfrichters Hände verbrannt worden. Wir haben in demſelben vielen Witz und Verſtand angetroffen. Die Sittenlehre iſt durch alle Tugenden in lauter Gemählden ausgeführt, und dieſe ſind wohl gemahlt, deutlich und ſcharf ausgedrückt. Wir bedauren den Verfaſſer, der vermuthlich aus Mangel einer genugſamen Erkenntniß des göttlichen Worts, und bey dem beſtändigen Anblicke überflüßiger und übertriebener Ceremonien ein Naturaliſte geworden iſt. Sein Lehrgebäude iſt dasjenige, das bey vielen in ſeiner Kirche lebenden Gelehrten herrſcht. Gott ſey ein gütiges vollkommenes Weſen, das allerdings an ſeinen vernünftigen Geſchöpfen das Gute liebt, und das Böſe aus Liebe ſtraft, ſeinen Zorn aber nicht in die Ewigkeit erſtrecken wird, auch kein Blut eines Mittlers verlangt, und keine weitere Ehren fodert, als die im Herzen ihm erzeigt wird, die äuſſern Feyerlichkeiten aber mit Gleichgültigkeit anſiehet. Aus dieſer bequemen Lehre werden aber ſchwerlich die Folgen gezogen werden, die der V. dennoch aufs eifrigſte anbefiehlt. Er will Tugend, ſo gar Liebe, Enthaltung von den natürlichſten, Wollüſten, vom Richten und Verachten ſeines

Wächſen, und andern dem menſchlichen Verderben ganz unſchätzbaren Vergnügen haben. Bey einem ſo gefälligen oberſten Richter, werden ihm andre ſagen, der die eigene Gerechtigkeit für vollzählig annimmt, wird dieſes alles nicht ſo genau genommen werden. Daß er aber den beym Moſes beſchriebenen Gott für haſſenswürdig und für ſo fürchterlich beſchreibt, daß Moſes ſelbſt ſich geſcheuet zu verlangen, daß man ihn lieben ſoll, zeigt entweder die groſſe Unwiſſenheit des V. in der Religion, die er verwirft, oder einen ſehr böſſen Willen an, der wieder die erkannte Wahrheit ſtreitet. Die harten Ausdrücke wieder die Geiſtlichen, und wieder die guten Wercke der Kirche, worinn der V. lebt, mögen zu dem Gerichte beygetragen haben, das über ſeine Schrift ergangen iſt.

XVI.

Richardſon und Fielding.

1749. (S. 201.)

Wir ſagen nichts, als was die ganze, ſonſt eben nicht leicht zu gewinnende engliſche Nation ſagt, wenn wir die Clariſſa für ein Meiſterſtück in der Abſchilderung der Sitten, der Art zu denken und ſich natürlich, und dennoch witzig auszudrücken anſehen. Ohne die geringſte unwahrſcheinliche Ebentheuer wird die Aufmerkſamkeit des Leſers ganzer ſieben Bände durch nicht nur erhalten, ſondern beſtändig vermehrt. Eine

jede Linie, ſo natürlich ſie ſcheint, hat Leben, und Feuer, das man bewundern würde, wenn nicht alle Linien gleich wären. Unter den vielen Gemüthskaraktern der mit in dem Drama begriffenen Perſonen iſt nicht einer, der nicht unveränderlich durch das ganze Werk herrſchet und ſich erhält, ſo daß wir eben nicht für ſchwer halten, bey einer jeden Seite zu ſagen, welche Perſon den Brief geſchrieben habe. Das Rührende, Traurige, Bewegliche und Entzückende ſind im fünften, ſechſten und ſiebenten Theile, und ſonderlich auf dem Todbette der Clariſſa ſo gehäuft, daß wir die Würkung des unwiderſtehbaren Pathos auch auf den unempfindlichſten Gemüthern geſehen, und Augen geweint haben, die bey wahren Unglücken ihrer Freunde beſtändig trocken geblieben ſind. Es iſt wahr, das Unglück, das der tugendhaften Hauptperſon der Geſchichte begegnet, ſcheint dieſelbe zu erniedrigen, und hat für einen etwas feinen Geſchmack faſt etwas wiederſtehendes. Aber der Verfaſſer hat deſſen ungeachtet die Heldin in eine ſolche Erhabenheit wieder zu bringen gewußt, die faſt mehr bey den Engeln als bey den Menſchen iſt. Der unglückliche Ausgang der ſtrafbaren Perſonen, und zumal der unzeitige Tod der Clariſſa hat in Engelland einige wiedrige Urtheile erweckt. Aber das ſollte eine Warnung ſeyn, und die langen Leiden der Fräulein ſollten zur Lehre dienen, daß ein Frauenzimmer ſich niemals wegen der gehofften Beſſerung der Treue eines unordentlich lebenden Lieb-

haberS ergeben, Eltern aber ihre Kinder zu keiner unangenehmen Heyrath auf eine harte Art zwingen ſollen. Die Belohnung der Tugend iſt auch an der Frävlein Howe, dem edelmüthigen und vernünftigen Belford, und ſelbſt an der ſterbenden Clariſſa ohne romanhafte Geſchichte beobachtet. Es iſt faſt bey ſo vielen Vorzügen nicht mehr ein Ruhm, wenn wir beyfügen, daß die Clariſſa ein Muſter der neueſten reinſten und zugleich der witzigſten und blumenreichſten engliſchen Schreibart iſt, und wegen dieſes Verdienſtes auch in ernſthafter Leute Bücherſammlung einen Platz hoffen kann.

Wir haben gehört, daß des Hrn. Fieldings Tom Jones mit der Clariſſa in England um den Vorzug geſtritten, und denſelben in Abſicht der Menge Leſer auch erhalten habe. Wir wundern uns über dieß Glück nicht, wenn wir überlegen, daß die meiſten Leſer Beluſtigung ſuchen, die ſie an der ernſthaften Clariſſa minder finden. Der Tom Jones iſt in einem ganz andern Geſchmacke geſchrieben, und kömmt an niedern Auftritten, in der lächerlich heroiſchen Schreibart und in dem ganzen Plane mit ſeinem ältern Bruder dem Joſeph Andreas überein. Doch erhebt er ſich etwas mehr als jener, und der Karakter des Alworthy hat eine edle Erhabenheit, die das ganze Gedicht reizend macht. Die zerſtreuten Betrachtungen über die Vortreflichkeit der Religion erheben ſich auch über das Niedre der meiſten Bege-

benheiten, und Herr Fielding beſitzt eine groſſe Kenntniß des menſchlichen Herzens. Nur gehört er zu den Mahleren, die lieber getreue als ſchöne Gemälde liefern, und es für keinen Fehler anſehen, der Gegenſtand ſey auch ſchon häßlich, wenn nur die Aehnlichkeit getroffen iſt. Er iſt ein flämmiſcher Mahler.*)

Diderot hat auf Richardſon eine Eloge 1762 drucken laſſen. Dieſer franzöſiſche Weltweiſe verehrt unſern rechtſchaffenen Romandichter faſt wie einen Sokrates, und ſeine Ausdrücke haben ein ungewöhnliches Feuer. Freylich fühlt Herr Diderot das lebhafte Kolorit, das aus einer guten Wahl der Umſtände entſpringt, den Anſtand aller auftretenden Perſonen, deren Karakter unnachahmlich beybehalten iſt; die unſichtbare Kunſt, die Begebenheiten vorzubereiten, und es ſo zu lenken, daß die Tugend und Vernunft ſelbſt der verlaſſenen Clariſſa zu irrigen Schritten verleitet, das rührende dieſes Todes; die Geſchicklichkeit mit welcher ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften in einem Karakter vermiſcht ſind, und doch natürlich zuſammen flieſſen; und endlich die falſche Klugheit der franzöſiſchen Ueberſetzer, die das Thränenerpreſſende gar oft wegen eines gewiſſen Wohlſtandes übergangen haben. **)

*) Götting. gel. Zeitung. 1750. S. 123.

**) Götting. gel. Zeitung 1765. S 88.

XVI.

Hiſtoriſche Flecken des Abts Raynal.

1749. (S. 315. 442.)

Der Abbe Raynal hat nach franzöſiſcher Art in einer halb angenehmen und halb ſpitzfündigen Schreibart die Geſchichte der Fürſten aus dem Oraniſchen Hauſe ſo beſchrieben, wie es der Eigennutz von Frankreich erfordert, daß nemlich ein Verdacht auf die ganze Familie der Erretter der niederländiſchen Freyheit geworfen wird, als wenn ſie ſich zu eigenmächtigen Herrſchern der Staaten zu machen ſuchten, die ſie zu beſchützen übernommen haben, ein Verdacht, der bey Wilhelm dem II. allein eine Wahrſcheinlichkeit hat. Dieſe unbillige Vorſtellung der Dinge wahrſcheinlich zu machen hat R. ſich nicht geſcheut, die Jahrzahlen zu verändern, die Reyhe der Zeit zu verfälſchen, und die Begebenheiten ſelber zu verlarven, eine Kunſt, die den heutigen Franzoſen faſt angebohren ſcheint. Er verkleinert die Siege der Oraniſchen Fürſten, er putzt die alte hochmüthige Fabel auf, daß die franzöſiſchen Könige der Freyheit der Niederlande wider Spanien aufgeholfen haben, er macht Gemählde, wie ein Romanſchreiber, eben ſo klingend, eben ſo voll Antitheſen, und eben ſo willkührlich. Er wirft auf den glorwürdigen Wilhelm den ungerechten Argwohn, daß er den Tod der Witben

*) Hiſtorie du Stadthouderat. 8. 1749.

befohlen oder befördert habe. Er rückt den Holländern mit einer unerträglichen Dreiſtigkeit vor, ſie haben ſich durch den König Wilhelm von ihrem wahren Vortheil ableiten laſſen, indem ſie Oeſterreich wider Frankreich vertheidigt, und ſich alſo des Vergnügens beraubt, Frankreichs unmittelbare Nachbarn zu ſeyn. Er ſchmeichelt der vorigen holländiſchen Regierung mit einem Lobe, daß ſie ſich ſelbſt niemals gewagt haben zu geben, daß ſie nemlich dreyßig Jahre lang gute Haushalter geweſen, und doch die Schulden des Staates nicht tilgen können; er ſpricht von Ludwig dem XV. wie ein Dichter, der vergißt, daß eine See iſt, und daß die Donau, der Po, und der Panaro, Zeugen der bourboniſchen Niederlagen ſind. Er mißräth endlich den Holländern einen Statthalter zu wählen oder beyzubehalten, mit eben den Gründen, womit ehmals die ehrlichen Wölfe ihren lieben Schaafen bewieſen haben, wie läßig und unnöthig es ſey Hunde zu halten, und endigt alſo ſeine Advokatenſchrift mit einer gekünſtelten und gekräuſelten halb Lob- und halb Schmachrede wieder die Holländer, denen er ſo wohl will, daß er ihnen ſogar ſeine unerbetenen Räthe mittheilt.

Eine hiſtoire du Parlement d'Angleterre erſchien in gleichem Jahre von dieſem Verfaſſer. Er ſchreibt eben ſo verführeriſch als ſeichte, eben ſo ſchön als

ver-

verläumderiſch. Er geſteht ſelbſt Bl. 306 daß er nicht blos als ein Geſchichtſchreiber, ſondern auch als ein Katholike und als ein Franzoſe ſchreibe. Wie will er ſich alſo des erſtern ſo ehrwürdigen Namen anmaßen können? Er macht ſich deſſelben auf alle mögliche Art unwürdig. Der Unterſchied ſeiner voix délibérative und repréſentative, den er etlichemal anführet, iſt ohne Verſtand. In den bürgerlichen Kriegen der weiſſen und rothen Roſe, läßt er 80 Prinzen vom Geblüte umbringen, da doch kaum etliche 20 damals in der ganzen königlichen Familie gezählt wurden. Vor Heinrich VII. wären die Barones Regni allein Herrn der Güter und die Gemeinen (les Communes) ihre Lehenleute geweſen, welches ein unverantwortlicher Irrthum iſt. Er erfrechet ſich, das geheiligte Haupt des engliſchen Thrones blos den erſten Juſtizbedienten des Königreichs zu nennen. Die den Engländern abgenöthigte Revolution unter Jakob II. ſchreibt er einzig und allein dem Herzen dieſer Nation zu, welches eben ſo fanatiſch, als ihr Verſtand philoſophiſch ſey. Das Andenken des unſterblich glorreichen Wilhelm des III. ſucht er mit dem allerniederträchtigſten Geifer zu beſchmutzen. Weil er Engelland aus den franzöſiſchen und päbſtlichen Klauen geriſſen, ſo muß ſeine Handlung eine Miſſethat ſeyn, und wenn es mißlungen wäre, würde er la fable de l'Europe & l'exécration du genre humain geworden ſeyn. Wir wundern uns, daß in einer mit ſo ſchänd-

lichen Vorurtheilen eingenommenen Seele das Licht der Wahrheit noch so viel Eindruck machen können, daß er gestehen muß: die Päbste hätten seit langer Zeit die Gränzen criminellement gebrochen, welche der Himmel diesen Religionshäuptern gesetzt. Nachdem sie müde geworden, die Welt durch ihre Frömmigkeit zu erbauen, hätten sie angefangen, solche durch ihren Hochmuth in Schrecken zu setzen, und die ganze Christenheit, als ein Reich davon sie Herren wären, und alle weltliche Kronen als Lehngüter ihrer bischöflichen Mütze angesehen. Er läugnet nicht, daß die Jesuiten, (welche einige mit einem bloßen Degen verglichen, dessen Gefäß allezeit in päbstlichen Händen wäre) sich der Pulververschwörung verdächtig gemacht hätten. Denn sie hätten sich vertheidiget, ohne sich zu rechtfertigen, und hätten ein Wunder zu Hülfe nehmen müssen, ihre Unschuld zu retten. Er gesteht, daß Frankreich und Spanien sich um die Alliance mit Cromwell auf eine niederträchtige Art beworben. Wir hoffen übrigens, daß wie Raynals Stadthaltergeschichte durch die in Holland gemachte Anmerkungen von ihren Unreinigkeiten gesäubert worden; also sich bald ein englischer Rousset finden werde, der diesem Hohnsprecher der klügsten Staatsverfassung Europens das Maul stopfe.

XVIII.

Theorie und Geſchichte der Erde.

Nach H. v. Büffon.

1750. (S. 51. f.)

Der H. v. Büffon trägt unter dem Titel Discours ſur l'hiſt. & Théorie de la terre *) ein neues willkührliches Lehrgebäude vor, und ſeine Gegner werden ſich nicht beſſer rächen können, als wenn ſie ihn hierbey angreifen. Er ſtellt erſtlich eine allgemeine Muſterung über die gröſſern Theile der Erde an. Er unterſucht die verſchiedenen Meinungen, wodurch man die Erſchaffung und die allmähligen Veränderungen der Erde erklärt hat. Denjenigen, die durch die Sündflut die gebildete Steine erklären, iſt er nicht gewogen. Alle Steine, ſagt er, müßten nach dieſer Meinung zur Zeit der Sündflut weich geworden ſeyn, welches bey einer ſo langen Dauer der Erde ihm nicht glaublich vorkömmt. Hingegen findet er wahrſcheinlich, daß die ganze Erde mit der See bedeckt, und dasjenige, worauf wir wohnen, der Grund des Meeres geweſen ſey. Die Urſache, die nach und nach das Anſehen der Welt verändert hat, findet er erſtlich in der Ebbe und Flut. Dieſe hat nach und nach den Schlich zuſammen getragen und ein feſtes Land erzeugt, eben ſie hat auch die Muſcheln von einem Orte weggetra-

*) In dem erſten Theile der Hiſt. nat.

gen und an andern aufgehäuft. (Sollte aber die Ebbe und Fluth die Indianischen Muscheln und Farnpflanze in die Schweiz sechstausend Schuh hoch haben bringen können ?) Also sind Hügel entstanden und ihre Schichten liegen eben deswegen alle einander parallel, so daß auch auf zweyen Bergen, die ein breites Thal trennt, dennoch die Lagen der Erde und der Felsen parallel und gleichförmig sind. Zu unterst an diesen Sandbänken liegt der Sand und Leim, über dieselben hat das Wasser allerley harte abgewaschne Materien zusammengeschlemmt, woraus die Felsen entstanden sind. Das meiste hat das Meer gethan, und eben deswegen findet man meistens Seemuscheln auf den Bergen, aber auch Landpflanzen. Etwas thun die Flüsse, und in dem Schliche der letzten sind die Muschein auch von der Art derjenigen, die im süssen Wasser hecken. Die Ebbe und Flut hat also die grossen Gebirge gezeuget, die in der alten Welt von Osten nach Westen und in der neuen von Süden nach Norden sich erstrecken. Die übrigen Hügel kommen von den Strömen der See, den Winden und andern unordentlichen Bewegungen der See her. Die grösten Ueberschwemmungen und nachmaligen Aenderungen der Erde entstehen aus der natürlichen Bewegung der See, die von Ost und Westen geht. Also arbeitet die friedliche See gegen die östliche Küste von China, und der atlantische Ocean gegen die östliche Küste von Afrika. Diese Küsten nehmen also ab, und die

weſtlichen zu. (Iſt dieſes erwieſen? Nimmt nicht China zu und erhält neue Inſeln? Nimmt nicht Holland ab, und verliert ſeine Dünen und ganze Länder?) Der Ocean hat hin und wieder durchgedrungen und neue Seebuſen ausgemacht. Die mittelländiſche See entſteht aus einem Einbruch des atlantiſchen Meeres (der nach Oſten geſchehen ſeyn muß,) dieſes zeigt der Strom, der durch die Straſſe von Gibraltar gegen die mittelländiſche See geht. (Der Hr. v. B. geht hier ſo weit, daß er ſogar glaubt, die See liege nicht an allen Orten gleich hoch, und und die rothe See ſey höher als die mittelländiſche; zeigt aber der Barometer nicht das Gegentheil?) Andre Länder entſtehen aus dem Schliche groſſer Flüſſe, wie Holland und Egypten. Der V. zeigt hierauf, daß zwar das Waſſer der Flüſſe nicht weit in die Erde dringe, daß es aber doch unterirdiſche Ströme und Waſſeradern giebt, die tief in die Erde dringen, (der ruſſiſche See Ozera hätte hier zu keinem Beyſpiel ſollen gebraucht werden, deñ Ozero bedeutet überhaupt eine See und keine beſondre.)

Unter dem Titel Preuves de la théorie de la terre, folgen hierauf neue Hypotheſen. Die erſte erklärt den Urſprung der Planeten. Dieſe ſind nach des Hr. v. B. Meinung aus der Materie der Sonne entſtanden, in welche ein Komet gefallen, und ein ziemliches Stück, ein $\frac{1}{200}$ Th. der Sonne, daraus geſchlagen hat. Dieſes Stück iſt von flüßiger Materie und wie ein Strom daraus geſprungen, deſſen Bewegung beſtän-

dig ſchleimiger geworden, und ſich nach den Graden der Dünne und Dichtheit geſammelt hat. Die dünſte Materie hat den Saturn, und die dichteſte den Merkur ausgemacht; jener iſt wegen ſeiner kleinen Wärme wenig, die Erde und der Merkur aber ſehr viel dichter geweſen. Der Sprung dieſer Materie und die anziehende Kraft der Sonne haben den neuen Planeten ihr Gleiß vorgeſchrieben. Sie ſind nach und nach erkaltet, nachdem ſie im Stande ihre Flüſſigkeit eine runde Geſtalt angenommen. Die eigene Figur der Erde, deren beyde Durchſchnitte gegen einander ſich verhalten wie 229 und 230, ob wohl die Feldmeſſer ein anders Verhältniß gefunden haben, iſt daraus entſtanden, weil die Erde zugleich, da ſie ihre Figur empfangen, auch ſich um ihre Achſe gewelzet, und daraus in der gröſſern Achſe ihrer Welzung eine höhere Figur entſtanden iſt. Die Erde iſt nicht hohl, ihre Bewegung würde ſonſt unordentlich ſeyn; denn die Berge würden vielmehr angezogen werden als die flachen Theile der Erde. Aus eben der Urſache iſt ſie inwendig auch nicht dichter als auswendig. ꝛc.

In den folgenden drey Abhandlungen wird Whiſton, Woodward, und Burnet wiederlegt, und wieder alle natürliche Erklärungen der Sündflut das Urtheil geſprochen. Die ſechste Abhandlung iſt geographiſch. Der Hr. v. B. mißt die Erde hier aus. Er findet auf der alten Welt 4,940,780. geviert

Stunden und auf der neuen 7,080,993. davon jene Weite einen fünftel und dieſe einen drittel der See ausmacht, (wenn man keine unbekannte Länder gegen den Pol annimmt.) Beyde Welten halten einander das Gleichgewicht, und die Linie theile beyde in zwey gleiche Theile. Die älteſten Theile der Erde liegen an der öſtlichen Seite von Afrika und Aſien, und auf der weſtlichen von Amerika, die andern ſind neuer, und unter die neuen Theile der Erde gehört Europa. (Die Alpen ſind alſo neu, und neuer als das niedere China?) Der VII. Abſchnitt handelt von der Hervorbringung der Schichten der Erde, und etwas davon iſt ſchon angezeigt. Aber hier geht der Hr. v. B. weiter. Die noch glühende und mit einer gläſernen oder doch glaßartigen Rinde umzogene, mit Sand aber und Leim als den Schlacken des Glaſes bedeckte Erde, hat gedünſtet, die Dünſte ſind gefallen, und haben einen Thau ausgemacht. Dieſer Thau hat einen Schleim geſetzt, und dieſer Schleim iſt die urſprüngliche Erde. Auf dieſe hat Ebbe und Fluth allerley Schlich geſchlemmt, die Bimsſteine der brennenden Erde geſchmolzen, und aus dieſen und andern Materialien die Berge gezeugt, von welchen die höchſten nahe um die Linie, und die gegen die Polen niedriger ſind. Nach und nach haben die verfaulten Thiere und Gewächſe die Erde vermehrt, und bis auf 75. und 100. Schuh hoch ſich auf den Meerſchlich, den man an ſeinen Muſcheln kennt,

aufgehäuft, sonderlich wo man die Erde ruhig gelassen. Denn wo Menschen wohnen und Thiere leben, vermindert sich diese fruchtbare Erde, und ein jedes lang bewohntes Land muß endlich ein felsichtes, saltzichtes Arabien werden. (Ist denn das uralte China unfruchtbar?) Der Hr. v. B. durchgeht also der Ordnung nach die Welt, und urtheilt von einem jeden Stücke ob es alt oder neu sey. Daß Engelland und Frankreich, Spanien und Afrika, Sicilien und Italien an einander gehangen, und die Maldivischen Inseln ein einiges Land gewesen, hält er für höchst wahrscheinlich. Er glaubt beobachtet zu haben, daß wo Thäler sind, die dieselben ausmachende Berge auch auf beyden Seiten gleich hoch gefunden werden; (eine Meinung wogegen die Schweiz viele Ausnahmen hergeben könnte.) Er zergliedert ferner die Erde. Ihr inwendiges ist von Glas oder von glasartiger Materie: hierauf findet man Sand, dann Leim, der nichts als sehr feiner Sand ist, und dann thierische Erde. Aus dem Sande sind durch eine Zusammenbackung die Felsen, und durch die Verwitterung der Leim entstanden; diese beyde sind, wieder fast aller Naturkündiger Meinung, einander übraus nahe verwandt, und der Leim ist eine wahre Schlacke. Selbst die Kiselsteine verwittern, und werden zu einer weisen Erde, die wie der Ton im Feuer roth wird. Auch das Glas wird endlich zu einem feinen weissen kalkichten Pulver. Im VIII.

Artikel handelt Hr. v. B. von der Muſcheln, die er in ganz unendlicher Menge im feſten Lande antrifft, und den Voltaire auslacht, wenn er die Muſcheln auf den Bergen einem Zufall, einem verlohrenen Fiſch zuſchreibt, den man groſſen Herren gebracht. Es iſt dem Hr. v. B. daran gelegen, daß der Muſcheln viele ſeyen, und daß ſie, wie er verſichert, Bänke von 100. und 200. Stunden ausmachen. Denn er glaubt die Kreide, der Kalch und Mergel entſtehe aus lauter Muſchen, die nach und nach verwittert ſind. Hingegen iſt der Topſtein, der Stalactit und viele andere Geſteine etwas ganz neues, und eben deßwegen findet man niemals Meermuſcheln, wohl aber die aus ſüſſem Waſſer darinn. (Sich zu helfen will der Hr. v. B. nicht glauben, daß die meiſten Muſcheln, die man in Europa findet, von fremden Seen ſind; denn er merkt wohl, daß die Flut nicht wohl Nautilen aus Indien bringen kann. Aber es iſt umſonſt, und die verſteinerten Gewächſe, die man im Schiefer findet, ſind faſt alle aus den Antilliſchen Inſeln und den warmen Ländern.) Der rothe Porphyr entſtehet aus Stacheln von Meerigeln u. ſ. f. Auf den allerhöchſten Bergen findet man wenig oder keine Muſcheln, und deswegen hat der Hr. de la E. auf den antiſchen Gebürgen keine angemerkt; das macht, der Regen hat den Sand und den Schlamm der hohen Berge abgewaſchen und die Felſen nackt gelaſſen. Einige hundert Schuhe tiefer

aber iſt alles voll Muſcheln. Man findet dieſelben niemals in Materien, die ſich entzünden laſſen, wohl aber in ſehr hartem Geſtein, auch in Agaten und Kornalien. Wenn man die Muſchelſchalen nackt und ohne ein umgebendes Geſtein antrifft, ſo hat es der Froſt gethan, der nach und nach den Stein zerſprengt und zerſtäubt, der Schale aber nichts anhaben kann. Landthiere findet man gar nicht oder ſehr ſelten, und folglich ſind die Verſteinerungen keine Würkung der Sündfluth. Der IX. Artikel betrachtet die Unebenheit in der Oberfläche der Erde. Die Thäler ſchreibt der Hr. v. B. theils dem Falle der Felſen und der Kraft des abwaſchenden Regens, theils aber auch, und insbeſondere die ſehr tiefen Bergſchlünde, den Volkanen zu, die nunmehro ausgeloſchen ſind. Die ordentlichen uralten Grundſtücke der Welt liegen, nach dem Hr. v. B. alle Schichtweiſe, die übrigen ſind entweder zuſammengehäuft, wie der Sand, die Felſen, die Kreide, der Schifer, der Marmor, und theils ſind ſie in den Ritzen der übrigen Materien aus einem flüßigen Weſen angeſchoſſen, wozu die Metalle und Kryſtalle gehören. Jene ſind von der See zuſammengeſchlemmt; der Sand iſt zum theil glasartig, und in demſelben findet man wenig Muſcheln. Die harten Felſen entſtehen aus dem Sande; man findet in demſelben allemahl einen Kern, einen Nagel, wie man ihn in Frankreich und auch auf den Alpen nennt, der geſchmolznes

Metall und deswegen sehr hart ist, und der Felle widerrücht. Ihre übrige Materie ist Sand. Doch wir müssen nothwendig abbrechen, und nur noch herzählen, daß die übrigen eben so beträchtlichen Artikel von den Flüssen, den Seen und Meeren, der Fluth und Ebbe, dem ungleichen Grunde der See und ihren Strömen, den ordentlichen Winden und den unordentlichen, den Volkanen und Erdbeben, den neuen Inseln und tiefen Hölen in der Erde, den Sümpfen, unterirdischen Wassern und Hölzern, und den Veränderungen der See in Land und des Landes in See, handeln. Ueberall wird man besondere Meynungen, aber auch nützliche Anmerkungen antreffen.

XIX.

Von den Skalden. *)

1750. (S. 110.)

Herr Axel zeigt in einer Probschrift daß die Skalden schon in uralten Zeiten in grossem Ansehen gestanden, und unter den vornehmsten Rathgebern und Gefährten der Könige im Krieg und Frieden einen Platz bekleidet. Sie unterwiesen die Söhne der Könige, und unter diesen selbst findet man unter den Dichtern Regnern, Lodbrock und Haralden Hoodråd, sehr viele

*) De Primordiis & incrementis poeseos Suèeanæ à D. Axel à Axelson. Upſ. 1749.

aber vom vornehmſten ſchwediſchen Adel. Er verfolgt hierauf die Dichtkunſt der Zeitordnung nach in den heidniſchen Zeiten; in den Jahrhunderten, die von der erſten Pflanzung des chriſtlichen Glaubens bis zum Jahr 1650 verfloſſen ſind, und endlich die allerneueſte. Odin war ſelbſt ein groſſer Dichter, und wurde in der Folge der Zeit der Schutzgott der Skalden; doch war er (nach Hrn. A.) nicht der älteſte Dichter, und die Voluspa war zu Zeiten der Belagerung Troia ſchon verfaßt. Doch geſteht er, daß die letzte Rudbeckiſche Meynung und die eigentliche Beſtimmung der Lebenszeit der alten Dichter ſchwer auszumachen iſt. Viele ſind verlohren, und die erhaltenen hat man den Isländern zu danken, die im 12. Jahrhundert davon Sammlungen zu machen angefangen haben. Die vornehmſten Sammler ſind Somund (Sigfuſſohn) Are, und Frode, obwohl auch von dieſer ihrer Sammlung das meiſte verlohren iſt. Hr. A. glaubt mit andern, dieſe und des Snorro Sturleſon zuſammengetragene Gedichte, geben uns ein groſſes Licht in der Geſchichte, Sittenlehre und Mythologie der alten nordiſchen Völker. Sie brauchten Verſe von ſehr verſchiednen Arten. Sie reimten (oder kamen mit einander überein) nicht nur mit dem letzten, ſondern auch oft mit dem erſten Buchſtaben; zuweilen mußte im gleichen Verſe das erſte und letzte Wort das gleiche ſeyn, zuweilen fiengen alle Verſe in einem Gedichte mit eben dem Buchſtaben an. Die

vornehmſte Eigenſchaft ihrer Dichterey beſtund aber doch in erhabenen wohltönenden Worten, Gleichniſſen und Figuren, und ſie gaben hierinn des Hrn. A. Geſchmacke zu Folge, keinem Volke in der Welt etwas nach. Lange nach der Aufnahme des Chriſtenthums blieben noch Skalden, aber die Mönche drangen nach und nach durch, und führten ihre Art zu dichten und die Reime ein. Dieſe Anmerkung iſt von Wichtigkeit, indem ſie den Urſprung der Reime den alten gothiſchen Völkern abſpricht, und ſie, wenn man es um und um unterſucht, doch den Deutſchen läßt. Zu den Zeiten des K. Magnus Smek fing man die Reichskronik an, die bis zu Guſtav des I. Zeiten fortgeſetzt wurde. Die Gedichte dieſer Zeiten waren einfältig und ungehobelt, die Reime waren nicht genau, und auf die Anzahl der Silben kam es den Dichtern auch nicht an. Ein ähnlicher Buchſtabe machte einen genugſamen Reim aus, der Ton und die Silbenlänge wurde auch nicht wahrgenommen. Endlich fiengen die Brüder Olaus und Laurentius Petri an der Dichtkunſt aufzuhelfen. König Karl der IX. ſchrieb eine Kronik im Geſchmacke der Reimkroniken über ſeine eigenen Begebenheiten. Meſſenius trug zur Aufnahme der Poeſie mit ſeinen Luſt- und Trauerſpielen vieles bey. Stiernhielm brachte am erſten unter Chriſtinen die ſchwediſche Dichtkunſt auf eine anſehnliche Höhe, er war der Urheber ihres männlichen Alters, und faſt zu gleichen Zeit mit dem Deutſchen, der Schweden Opiz.

XX.

Ueber den Menſchen.

Nach Hartley. *)

1750. (S. 212. f. S. 243. f.)

Die Abſicht des Verfaſſers iſt auf eine mechaniſche Art zu erklären, wie alle Bewegungen des Leibes und alle Empfindungen und Würkungen der Seele geſchehen, faſt auf die Art, wie es vormals Hooke verſucht, obwohl Hr. H. in der Ausführung von ihm weit abgeht. In dem erſten Buche iſt alſo ein groſſer Theil der Phyſiologie enthalten, und insbeſondre die mechaniſche Art, wie die Empfindungen der Sinne von den Nerven angenommen, zum Hirn befördert, daſelbſt wiederum empfangen und aufbehalten, und aus denſelben die Bewegungen des Körpers verurſacht werden. Den Sitz der Seele, oder das unmittelbare Werkzeug der Bewegung und der Empfindung, ſetzt Hr. H. in das Mark des Gehirns und des Rückgrades zugleich, welchen Satz er hernach ſo einſchränkt, daß er das Rückmark von den Empfindungen ausſchließt, und die Begriffe ſich blos im Gehirne der Seele vorſtellen. Die Eindrücke der auswärtigen Körper erwecken in den Nerven, und nach dieſem im Hirne eine zitternde Bewegung (Vibration). Dieſe zitternde Bewegung, glaubt Hr. H. ſey dadurch erwieſen, daß

*) Obſervations on Man, London 1749.

die Eindrücke ſinnlicher Körper eine Zeitlang ſich halten und nicht gleich verſchwinden, welches, wie Hr. H. ſich verſichert, bey keiner andern als einer zitternden Bewegung möglich iſt. Sie wird vermittelſt einer dünnen himmliſchen Luft (æther) verrichtet, die zur Bewegung wegen ihrer groſſen Schnellkraft ſehr geſchickt iſt, obwohl Hr. H. nach ſeiner Aufrichtigkeit ſelbſt geſteht, daß er hier eine bloſſe Muthmaſſung vorträgt. Dieſe zitternde Bewegung des erregten Aethers geht längſt den zuſammenhangenden dichten Fäden der Nerve und des Hirnmarks fort; denn Hr. H. hält die Nerve nicht für hohl. Sie bringt die kleinen Theile der Nerve in eine gleichförmige und in den gleichen kleinen Zeiträumen fortgehende Bewegung, faſt wie die mit dem Schalle angefüllte Luft bey harten Körpern thut. Die einmal entſtandene Bewegung geht nach der Länge der Nerve fort, ins Gehirn und zwar blos ins Mark, weil die andern Theile deſſelben einen andern Bau haben, und die Zitterungen der Nerve nicht annehmen. Ueber das Mark aber, das überall mit den Nerven den gleichen Bau hat, erſtrecken ſie ſich ganz frey, und nehmen nach und nach ab, nachdem ſie mehr Materie in Bewegung geſetzt haben. Dieſe kleinen Zitterungen ſind von einander unterſchieden, nach dem Maße ihrer Kräfte, nach dem Maße ihrer Geſchwindigkeit, nach der Stelle des Gehirns, die ſie in Bewegung bringen, und nach der Linie, nach welcher ſie durch die ver-

ſchiedenen Nerven ins Hirn kommen. Weil auch Wolluſt und Schmerz die ſtärkſten Empfindungen ſind, ſo unterſucht Hr. H. deren inwendige Natur, und findet, daß zwar beyde zu den zitternden Bewegungen, doch mit dieſem Unterſchied gehören, daß in beyden zwar die kleinen Theilchen des Marks und der Nerve in etwas aus ihren Verbindungen gerückt, aber in der Wolluſt wieder in ihre vorige Verknüpfungen zurück gehen, hingegen im Schmerzen einen neuen Zuſammenhang ausmachen. Hierauf erklärt er den Schlaf. Seine Meynung geht dahin, daß er von der Anfüllung der Adern und zurückbehalten des Blutes in dem Gehirne entſtehe, dabey das Blut zugleich erdünnert wird. Aus dieſen Urſachen wird das Mark zuſammen gedruckt, und am Zittern verhindert. Die Erzeugung der Begriffe beſchäftigen hiernächſt den Hrn H. Dieſe ſind nichts anders als die Würkung verſchiedener Empfindungen, die nach einander wiederholt worden, und endlich einen beſtändigen Effekt hinterlaſſen haben; dieſer Effekt iſt eine Fähigkeit zu einer zitternden Bewegung, die an Geſchwindigkeit, Art, Stelle und Richtungslinie mit der urſprünglichen zitternden Bewegung übereinkömmt, aber ordentlicher Weiſe ſchwächer iſt. Dieſes erklärt Hr. H. weitläuftig dadurch, daß nach dem Eindrucke äuſſerlicher Empfindungen das Mark im Gehirne anfänglich wieder in ſeinen natürlichen Zuſtand zurückgeht, nach und nach aber, wenn die äuſſerliche Empfindung oft wiederholt wird,

ſchwerer

ſchwerer und ſchwerer wieder den angenommenen Zuſtand verliert, und endlich gar darinn bleibt, folglich wenn neue Empfindungen von eben der Art erzeugt werden, viel leichter ſich in die erſt wiederholte und ſchon gewöhnliche Zitterung ſetzt, als in alle andere Arten von Bewegung. Dieſen Zuſtand heißt Hr. H. Miniaturzitterungen, die eine Aehnlichkeit mit den urſprünglichen haben, aber weit ſchwächer ſind. Eine andere ſehr wichtige Betrachtung iſt die über die verbundenen Begriffe, als worauf des Verfaſſers Lehrgebäude gröſtentheils ſich gründet. Er erklärt dieſen durch die Erfahrung beſtärkten Satz folgender Geſtalt. Eine iede zitternde Bewegung ändert diejenige, die ihr am nächſten iſt, ſo daß ſie mit ihr in einige Aehnlichkeit übergeht, indem ſie nicht mehr allein von ihrem natürlichen Zuſtand erweckt und verurſacht, ſondern durch die neue benachbarte Zitterung in einige Veränderung geſetzt iſt; es entſteht alſo eine Fertigkeit in derſelben, wenn ihre Nachbarin neu erweckt wird, gleichfalls in eine Bewegung geſetzt zu werden, und dieſe Fähigkeit iſt gröſſer als in andern Stellen des Gehirns, wo dergleichen wechſelsweiſe Aehnlichkeit durch die Nachbarſchaft nicht verurſacht worden iſt. Dieſe Kette verbundener Zitterungen kann ſich weiter, und auf mehrere einzelne erſtrecken, und auf dieſe Art werden die zuſammengeſetzten Begriffe erzeugt. Sie können auch durch wiederholte Erneuerung der urſprünglichen Bewegung

ſo lebhaft werden, daß ſie denjenigen nichts nachgeben, die durch die Sinne unmittelbar erregt werden. Hieraus fängt man an zu merken, wie durch die Ueberlegung und durch die Begriffe der Tugend ſinnliche Wollüſte überwunden werden können, und wie hingegen die Tollheit entſteht. Hr. H. zeigt auch, wie aus der mehrern Anzahl angenehmer Empfindungen, die überhaupt im menſchlichen Leben die unangenehmen übertreffen, endlich der Menſch völlig glückſelig werden könnte, welches, des Hrn. H. Muthmaſſung zufolge, nach dem Tode endlich geſchehen wird. Hierauf folgen die willkührlichen Bewegungen und die Sinne insbeſondere, und die Gemüthsbewegungen, in welchen wir dem ſcharfdenkenden Verfaſſer in dieſer Wochenſchrift nachzufolgen gehindert ſind, und alſo blos einige Gedanken deſſelben berühren wollen, die theils ungewöhnlich, theils unwahrſcheinlich ſind. Wir zählen dahin ſeine Meynung, daß die Bewegung der Muskel auf eine nothwendige Art auf die ſinnlichen Empfindungen folge, und z. E. wenn man ſich erhitzt, das Athemholen gröſſer werde, weil das Bruſtfell geſpannet wird, zittert, und das Zwerchfell in eben ein ſolches Zittern bringt. Hr. H. widerſpricht ſich hierinn ſehr merklich, denn bey dem Athemholen ſchreibt er, wie wir eben geſagt, die Bewegung des Zwerchfells dem Spannen und Zittern des Bruſtfells (Pleura) zu. Und bald darauf erklärt er das Weinen des Kindes dadurch, daß alle Muskeln von einer

unangenehmen Empfindung in die Bewegung gebracht, und deswegen ein Laut gezeugt werde, weil die Muskeln, die den Athem ausdrücken, stärker sind, als die ihn schöpfen. Wenn aber jene stärker sind, warum wird denn in dem vorigen Falle, in der Erhitzung, eine stärkere Athemholung erregt, und sollte nicht vielmehr die Erspiration die Folge dieser Empfindung, in diesem Falle wie in jenem, seyn? Eben so unwahrscheinlich ist es, daß in dem neugebohrnen Kinde das Hinunterschlucken der Milch mechanisch entstehe, weil die Luft oder die Milch eine Bewegung in dem Munde erweckt, die sich auf die Muskeln des Kinnbackens und des Schlundes ausdehnt, und sie in die Würksamkeit setzt. Denn warum werden eben die rechten Muskeln, die zum verschlingen nöthig sind, und nicht ihre Gegner in Bewegung gebracht? warum eilt der Schlund der Speise entgegen und geht in die Höhe, ehe die Speise ihn berührt? Wie kann eine allgemeine zitternde Bewegung einige Muskeln auslesen, und die allein in die Würksamkeit nach einer gegebenen und nöthigen Ordnung setzen, weil andre, die eben so nahe mit dem empfindenden Theile verbunden sind, ruhig bleiben? Ist es wahrscheinlich, daß in der Traurigkeit der Magen hauptsächlich leide, und gewisse zitternde Bewegungen durch die zusammenhängenden Häute hierauf zu den Augen, der Nasenspitze, dem Schlunde schicke, woraus das Weinen entsteht? Hätte es (p. 408.) dem Hrn. H. wohl sollen einfallen können,

daß die Haare, die von ſich ſelber elektriſch ſind, eine zitternde Bewegung den Muskeln der Katze und des Pferdes mittheilen und ihre Stärke vergröſſern? und ſind nicht die glatten Inſekten ihrem Verhältniß nach weit ſtärker als die vierfüßigen Thiere? Iſt es wahrſcheinlich, daß die Lähmung entſtehe, wenn die von Natur durchſichtigen Nervenfaſern weis und undurchſichtig werden (p. 18.)? Kann man glauben, daß in den Hirnhölen, die immer voll von einem feuchten Dunſte ſind, ein dickerer Aether wohne, der die empfindenden Bewegungen aufbehalte? Die ſchnellere Zitterung der rothen Strahlen und die langſamere der Violbraunen nimmt Hr. H. auch an, ohne daß wir merken, daß er des Hrn. Eulers Aufſätze geleſen habe, und ſein ſyſtematiſcher Kopf hat ihm die Aehnlichkeit der 7 Hauptſtrahlen mit den 5 Tönen und 2 halben Tönen (dem zweyerley blau und zweyerley gelb) auch wahrſcheinlich gemacht. Die Art wie Hr. H. glaubt, daß die Sprachen entſtanden, ſeine Muthmaſſung, daß das Alphabet nicht eine Erfindung der Menſchen, ſondern eine Eingebung Gottes geweſen, und dem Moſes zuerſt mit den Tafeln verliehen worden, (p. 310.) ſeine Vorſchläge zu einer allgemeinen Sprache, ſeine Erklärung, wie der Begriff von Gott endlich alle andre verſchlingen und einzig übrig bleiben, folglich eine allgemeine Seligkeit in allen denkenden Weſen entſtehen werde; ſeine Erklärung von dem Unterſchied der Thiere und Menſchen, und überhaupt das ganze

Werk iſt ſonderbar, und verdienet einen aufmerkſamen Leſer. Am Schluſſe dieſes erſten Theils giebt Hr. H. endlich deutlich zu verſtehen, daß er keine Freyheit, ſondern eine vollkommene Folge nothwendiger Würkungen glaube, daß alles von Gott herkomme, und am Ende durch eine allgemeine Verſöhnung mit ihm alles Uebel gut gemacht werde, und daß er ziemlich ungeneigt ſey, eine unkörperliche Seele zu glauben, auch derſelben Unſterblichkeit gar nicht an ein unkörperliches Weſen gebunden zu ſein glaube, und aus dem Beweiſe der perſönlichen Bewußtheit wenig mache, welches alles Hr. H. doch, wie es ſcheint, mit der Offenbahrung vollkommen übereinſtimmig zu ſeyn feſt glaubt.

Der zweyte Theil gehört blos allein zur Sittenlehre und Gottesgelahrtheit. Man muß ſich überhaupt verwundern, eine ſo ſtrenge Ehrerbietung für Gott und die Tugend bey einem Materialiſten anzutreffen, und man ſieht daraus, daß die ſichtbaren Vorzüge der Tugend manchmal (wie ehmals bey den epikureiſchen Römern) ſtärker ſind, als ein angenommenes Lehrgebäude. Hr. H. verdient in dieſem Theil, daß wir ſeinen Fußtapfen folgen. Er fängt an zu erweiſen, daß ein Gott von Ewigkeit her ſeye. Unter den Eigenſchaften Gottes beweiſet er zuförderſt ſeine unermeſſene Güte, dieſe leitet ihn zu einer Unterſuchung, ob die erſchaffene Welt würklich mehr Böſes als Gutes in ſich habe. Hr. H. überzeigt ſich, daß ungeachtet des

untermiſchten Schmerzens, des Todes, und der anſcheinenden Unordnung dennoch Schönheit, Ordnung, Glückſeligkeit und Leben den Vorzug haben. Da dieſe Materie mit der Frage vom Urſprung des Uebels verknüpfet iſt, ſo unterſucht Hr. H. ſie aus dem Grunde, und zeigt, daß es vier Hauptgrundriſſe von Welten habe geben können. Er lenkt ſich zur dritten Meynung, in welcher ein jedes denkendes Weſen durch nähere oder kürzere Wege endlich zu einer unendlichen Glückſeligkeit gelangt, und alſo die Bilanz (wie man ſie nennet) auf der Seite der Glückſeligkeit iſt. Er zeigt auch die Mittel, wodurch die unvollkommene Glückſeligkeit, mit welcher Schmerz und Ungemach verknüpfet ſind, nach und nach zu einer reinen Seligkeit wird, indem die vergnügten Begriffe nach und nach die unvergnügten übertreffen, verſchlingen, und aus ſchmerzhaften Empfindungen ſelbſt kleine Vergnügen machen. Nach dieſer Erklärung iſt die Welt, wie Hr. H. meynt, in den Augen Gottes ſchon würklich gut und vollkommen, indem der Ewige auf einmal das Zukünftige mit dem Gegenwärtigen überſieht, und dieſes in jenem verſchwindet. Hr. H. der ſonſt die menſchliche Seele materialiſch zu machen ſehr geneigt iſt, erweiſet dennoch das geiſtliche, und unkörperliche Weſen Gottes. Bey dem freyen Willen hat er einen etwas harten Stand, indem er eigentlich keinen annimmt, und die Welt bey ihm eine pure von Gott in Bewegung geſetzte Maſchine iſt, folglich alle

Belohnung und Strafe wegzufallen ſcheint. Er hilft ſich mit einem Unterſchiede, den er zwiſchen dem philoſophiſchen freyen Willen und dem in gemeinem Verſtande genommenen auf eine ziemlich ſubtile Art macht, und bleibt dabey, daß ein freyer Wille in dem erſtern Verſtande unmöglich iſt, daß nemlich ein denkendes Weſen bey den gleichen Umſtänden ſich eben ſo wohl zum nein als zum ja lenken könne. Das zweyte Kapitel iſt dem Beweiſe von der Wahrheit des chriſtlichen Glaubens zugedacht, als welchen Hr. H. mit Eifer und deutlichen Merkmalen ſeiner wahren Ueberzeugung vertheidigt. In der 29. Prop. widerlegt er ſeinen Landsmann Craig, und zeigt daß die Entfernung der Zeiten und Oerter die Gewißheit einer wahren Geſchichte im geringſten nicht ſchwächt. Cäſars Begebenheiten werden in 1000 Jahren eben ſo gewiß ſeyn, als itzt. Der Prophezeyungen Erfüllung wird ſogar bey der Offenbahrung die Ueberzeugung immer vermehren. In der 36. Propoſ. zeigt Hr. H. wider viele Freygeiſter, daß die patriarchaliſche, jüdiſche und chriſtliche Offenbahrung würklich groſſe Dienſte geleiſtet, die natürliche Religion und Sittenlehre in ein beſſeres Licht, ſelbſt für die Ungläubigen und Heiden geſetzt, die Gläubigen aber mit den ſtärkſten Gründen zur Tugend und Menſchenliebe erfüllet haben. Die beſten heidniſchen Religionen haben ſelbſt, wie Hr. H. zeigt, ihr übriges Licht aus der Offenbahrung. Von der Religion geht Hr. H. zur Sittenlehre über. Der erſte

Hauptſatz iſt, daß der Menſch nicht die Lüſte des Leibes zu ſeinem Hauptzweck zu machen hat; der Beweis iſt leicht, ſie zerſtören den Körper, den ſie vergnügen ſollen. Bey dieſer Gelegenheit hat Hr. H. einen eignen Gedanken. Er glaubt, die Sündfluth habe die Natur der Nahrungsmittel verändert, und eben daraus ſey die Verkürzung des Lebens entſtanden. Gegen die Thiere zeigt er viele Liebe, und läßt faſt ungerne zu, daß man ſie zur Speiſe gebrauche. Ob aber die Iſraeliten, wie er meinet, 40 Jahre lang kein Fleiſch gegeſſen, ſcheint ſehr zweifelhaft, wenn man zumal die vielen Opfer betrachtet, die zum Theil von den Prieſtern und zum Theil von den Opfernden verzehrt werden müſſen. Hr. H. durchgeht hierauf alle Theile der Sittenlehre. Er zeigt ganz leicht, daß eine unumſchränkte Freyheit in der Wolluſt tauſend Unglücke auf die Länder in Afrika und Amerika bringt, wo ſie herrſcht. Er hat einige Neigung zum einzelnen Leben, wenigſtens für fromme Leute. Eben ſo ernſthaft zeigt er ſich bey dem Vergnügen des Verſtandes. Er erlaubt nicht, daß man ſich demſelben gar zu ſehr ergebe, er ſchrenkt ſelbſt die Begierde zu lernen, und nützliche Künſte zu treiben ein, weil ſie doch endlich uns mit einem allzugroſſen Gefühl unſerer Würdigkeit anfüllen. Noch viel weniger erlaubt er die Ehrſucht, und er folgt hierinn dem beſten Führer, dem Heiland. Die wahre Ehre des Menſchen ſelbſt in dieſer Welt, und in den Augen verdorbener Mit-

geſchöpfe, iſt doch endlich die genaueſte Befolgung der Lehren der Religion und Menſchenliebe. Die Vorzüge der Demuth führt er gründlich aus. Den Eigennutz widerräth er als eine Quelle unendlicher Mißvergnügen, und als den wahren und gröſten Feind der zum Glücke der Menſchen unentbehrlichen Liebe Gottes. Bey dieſer Liebe zeigt er derſelben nahe Verbindung mit der Liebe des Nächſten, und mahnt die Chriſten an, zu denen ſo ſehr verſäumten Befehlen des Heilandes, ſein Wort allen Menſchen zu predigen. Von der Liebe Gottes redet er aus der Erfahrung, und zeigt als das würdigſte Muſter des Ausdruckes derſelben die Pſalmen an. Seine Betrachtung, daß man die Welt mehr liebe als fürchte, Gott aber mehr fürchte als liebe, iſt ſcharfſinnig, und er folgert daraus ganz mathematiſch, daß die Liebe der Welt in dem gleichen Verhältniß abnehmen müſſe, in welchem die Liebe Gottes zunehmen ſoll. Er ſchließt dieſen Abſchnitt mit einer Vergleichung der heidniſchen Tugenden und der chriſtlichen, aus welcher der letztern groſſer und unendlicher Vorzug erhellet. Hr. H. betrachtet hiernächſt die Regeln des Glaubens; er widerſpricht aufs äuſſerſte allen menſchlichen Formeln und Unterſchriften, und ſchmeichelt ſich, man fange an alle dieſe Schutzwehren der Sekten nieder zu reiſſen. Endlich folgt im 4. Kap. ſeine Meynung von der Hofnung der Menſchen in dieſem und im andern Leben. Er glaubt, ſchon in dieſem Ueberwege überhaupt das

Gute, das Böſe; aber nicht um viel, auch nicht einmal bey den glücklichſten Menſchen, und ſo, daß die Tugend am ſicherſten zum Glücke, das Laſter aber zu Gefahr und Verdruß führe. Er äuſſert ſeine Gedanken über die zukünftigen Veränderungen der Welt. Er glaubt feſtiglich, alle ietzige Regierungen werden über den Haufen geworfen werden, welches er insbeſondre aus dem allgemeinen Verderben, und dem Mangel der Religion ſchließt. Den Juden wird das gelobte Land noch einmal zu Theil, und die chriſtliche Religion allen Völkern geprediget werden, wobey Hr. H. anſtatt der Gabe Wunder zu thun, den neuen Mißionarien aus der Kenntniß der Arzneykunſt einen beſondern Eingang verſpricht. Er zeigt ferner, daß auch die Vernunft ein ander Leben wahrſcheinlich macht, und bey dieſer Gelegenheit ſcheint er von ſeiner materialiſchen Meynung abzugehen (p. 183.) und eine unkörperliche Seele anzunehmen. Einer ſeiner Gründe iſt dieſer. Es ſcheint nicht der Güte Gottes angemeſſen, daß ein denkendes Weſen mit dem Tode, nemlich mit einer unangenehmen Empfindung endigen werde. Doch geſteht er, daß die Offenbahrung hauptſächlich die Unſterblichkeit der Seele lehre. Die künftige Seligkeit wird blos geiſtlich, die Strafen aber dabey auch wohl leiblich ſeyn, und in einem wahren elementariſchen Feuer beſtehen. Gleich nach dem Tode werden die Seelen zwar nicht in einen unempfindlichen, aber doch in einen unwürkſamen Zu-

ſtand gerathen; die wenigſten Menſchen werden gerade in die Wohnung der Seligen kommen, die meiſten aber durch allerley Grade von Reinigung gehen. Endlich aber werden alle ſelig werden. Ein wichtiger Satz, den Hr. H. aus der unpartheyiſchen Güte Gottes, aus ſeinem groſſen Einfluß in alle unſere Thaten, aus der allzugroſſen Aehnlichkeit der Gerechten mit Sündern, und endlich, wie er glaubt, auch aus der H. Schrift beweiſet, die entgegen ſtehenden Schriftſtellen aber ſo gut ablehnet als er kann. Er geräth hiernach noch einmal auf die zukünftigen Aenderungen der Welt, die Zerſtörung Roms u. ſ. f. und dringt gar ſehr auf eine mehrere Ausübung der chriſtlichen Liebe gegen Kranke, Gefangene, gegen Heiden und unbekehrte Chriſten. Er giebt hierinn die eifrigen Methodiſten ſeinen Landsleuten zum Exempel, und ſchließt mit einer ernſtlichen Ermahnung zur Beſſerung.

XXI.

Ueber die älteſte ſchwediſche Geſchichte. *)

Berichtigung einer Stelle oben S. 21.

1750. (S. 659.)

Hr. Dalin hatte aus des Hrn. Celſius Erfahrungen angenommen, daß die Oſtſee jährlich um ein Gewiſſes abnimmt, und folglich um die Zeit, da Chriſtus

*) Wilde Swenska ſtats &c. 1749.

gebohren worden, nicht nur Dännemark, Rußland und Pohlen, ſondern auch der gröſte Theil von Schweden noch unter Waſſer geſtanden, wobey denn Hr. D. die uralte Geſchichte des Nordens verlohren giebt, und die ſeine bey dem orientaliſchen Odin ungefehr um Trajans Zeiten anfängt. Hr. Wilde iſt mit dieſer Verkürzung der Geſchichte nicht zufrieden, und ſieht es als eine Verminderung der Ehre ſeines Vaterlandes an, wenn man deſſelben geprieſenes Alterthum um einen ſo beträchtlichen Theil verkürzt. Er iſt ſonſt auch mit dem Hrn. D. nicht vergnügt, weil er hin und wieder in den Sitten der alten nordiſchen Völker einige Fehler geſteht, die Hr. W. als verkleinerlich anſieht. Endlich hält er die alten Sagar für zuverläſſige Quellen der Geſchichte, und findet in denſelben eine groſſe Uebereinſtimmung mit der Geſchichte der Offenbarung. Um nun dem Hrn. D. ſeinen von der Schwindung der See hergenommenen Beweis zu benehmen, zeigt er, daß die Erfahrung ſelbſt noch nicht genugſam erwieſen ſey, und zu Folgen führe, die gegen die ganze Geſchichte laufen. Wenn die See zur Zeit von Chriſti Geburt 13. Klafter höher geweſen wäre, ſo müßte das flache Aegypten unter Waſſer geſtanden ſeyn, ja das niedrig liegende Bethlehem ſelbſt, wäre noch eine See geweſen, welches wieder die Offenbarung lauft. Wir glauben dieſer Beweis des Hrn. W. habe eine groſſe Stärke, wenn man ihn zumal in ſeinem ganzen Umfang anſieht. Wir ſetzen;

es ist ein Thal, das über die See 100 Schuh hoch liegt, ein Fluß läuft dadurch und ergießt sich in die See. Solche Länder giebt es unstreitig, und ganz England kann fast dahin gerechnet werden. In diesem Thale, wie z. E. in Peloponnesus liegt eine alte Stadt, wie Pisa. Eine solche Stadt erweiset ganz unfehlbar, daß die See nicht nach der Celsianischen Zeitrechnung dort geschwunden ist. Denn, wäre z. E. zu den Zeiten des peloponnesischen Kriegs die See 120 Schuh höher gewesen, so hätte der Fluß Peneus nicht in dieselbe sich ergiessen können, er hätte müssen das Thal überschwemmen, und Pisa wäre eine Seestadt gewesen oder wenigstens an einer See und nicht an einem Flusse gelegen. Aber Hr. W. streitet noch ferner für das Alterthum der nordischen Monarchie. Er braucht wieder seinen Gegner die alten griechischen Schriftsteller, die Sagar, und den Neuton selber. Ein Beweis, bey welchem die Unbestimmtheit der vom Herodotus und andern Griechen benannten nordischen Völker wenig Stärke übrig läßt. Und wäre auch die See damals höher gewesen, sagt Hr. W., so würde sie doch gegen den Nordpol viel Land haben müssen trocken lassen, da vom Nordpol her grosse Flüsse nach Süden laufen, die näher am Pol ein höher Land zum Grunde setzen. Hier führt er den Wolga und Don zu Exempeln an, die aber nicht gar nahe am Pol herkommen, und die grossen Flüsse Oby, Jenisei, Dwina und Lena zeigen vielmehr, daß überhaupt die

Erde gegen Norden flächer wird, und gegen Süden höher iſt, in Schweden ſelbſt hat keinen einzigen beträchtlichen Fluß, der von Norden gegen Süden laufe, und kann auch keinen haben, da es gegen Norden mit der See umfloſſen, folglich das Land dort niedriger iſt. Hr. W. durchgeht noch weiter die Ungewißheit der Celſiuſiſchen Rechnung, zeigt daß die Abnahme des Waſſers noch nicht erwieſen iſt, und folglich derſelben Anſehen wieder die Sagar, als die aller vornehmſten Quellen der Geſchichte, nicht könne angeführt werden.

XXII.

Luther gerettet gegen Voltaire. *)

1751. (S. 412.)

Der Hr. Arouet hatte verſchiedentlich, und noch neulich in ſeiner lettre au ſage & au peuple, den D. Luther und Calvin als unwiſſende und elende Schriftſteller verſchrien, die man nicht leſen könnte. Der Vertheidiger der Glaubensverbeſſerung findet die Urſache dieſer Verachtung leicht, ſie iſt, wie in vielen andern Fällen, auf die Unwiſſenheit gegründet. Voltaire hat vermuthlich niemals eine Zeile von Luthers Hand geleſen, und ſchreibt auf gerathewohl hin, was er von Jugend auf gehört hat. Der ſcherzhafte Un-

*) Lettres à M. de Voltaire, contenant un eſſai ſur le Caractère du D. M. Luther, & de ſa réformation. Hamb. 1750.

genannte rechnet ihm erſtlich vor, daß Luther blos durch die Abſchaffung von 4000 Klöſtern die Welt um 12 bis 15 Millionen Menſchen vermehrt habe, die vermuthlicher Weiſe ihm ihr Weſen ſchuldig ſind, und wodurch Europa in Stand geſetzt worden iſt, Pflanzſtädte ohne ſeine eigene Entblöſſung zu errichten. Seine Bemühungen werden ſehr unbillig, obwohl witzig mit einer Frage verglichen, die die Wahrſager aufgeworfen hätten, ob die prophetiſchen Hühner zugleich eſſen oder trinken, oder nur eſſen ſollten. Luther gieng tief auf die praktiſche Veränderung der Welt, die geiſtliche Hierarchie hat die Würkung ſeiner Herzhaftigkeit ſelbſt in den katholiſchen Ländern empfunden, und die Könige, die ſonſt vor dem Bann erzitterten, haben eben ſeit Luthern ihre Stärke gegen die Geiſtlichen recht zu brauchen gelernt; er hat ſchriftlich, mündlich und in der Uebung, die Vorrechte der Herrſcher unterſtützt, und iſt der erſte geweſen, der ſich denſelben ehrerbietig unterworfen hat. Seine aufgeweckte und kernhafte Schreibart würde Voltaire vielleicht bewundern, wenn er ſie leſen könnte, und er iſt ja noch ein klaſſiſcher Schriftſteller, und der beſte deutſche Dichter ſeiner Zeiten. Selbſt Erasmus, der Jeſuit Basnier, und Karl der V. haben ſeine Gaben erkannt. Und wie hätte er ſonſt gegen die fürchterliche Macht unzählbarer Mönche und Geiſtlichen durchdringen können, denen er ihre Einkünfte theils beſchnitten und theils entzogen hat? Sein Gemüthe war nicht nur herzhaft,

es war groß, und aller kleinen Absichten unfähig. Er selbst hat den sterbenden Tezel in seinen betrübten Umständen getröstet und aufgerichtet. Er war freudig und muthig, und der Verf. hätte noch viel wesentlich Gutes von seinem heldenmäßigen Glauben und von seiner Zurükrufung alles menschlichen Thuns auf die wahre Unterwerfung unter Gott, und auf das Suchen, des einzig nöthigen sagen können, wenn Voltaire diese unschäzbare Eigenschaften nach Würden zu verehren fähig wäre.

XXIII.

Voltaire.

1752. (S. 371.)

Der Hr. v. Voltaire hat am Hofe und unter den Grossen manche Gelegenheit gehabt, weniger bekannte und genauere Nachrichten einzuholen, und da er die Geschichte mehr auf der Seite wie sie den Menschen mahlt, nutzt, so hat er aus diesem neuen Gesichtspunkte auch auf eine neue Art die Zeiten geschildert, die seit 100 Jahren verflossen sind *). Dieser neue Tacitus hat zwar nicht eben die gleiche Sittenlehre, die der alte durchaus so kräftig darstellt. Die Tapferkeit und die Kunst, allenfalls noch das Wohlwollen, sind seine Tugenden, und er erstreckt seine Pflichten nicht bis auf die Gerechtigkeit. Die vorzügliche Liebe

*) Siecle de Louis XIV.

Liebe zu seinem Vaterlande dringt auch überall hervor. Wenn er den Aacher-Frieden beschreibt, so sieht er auf Ludwig des XV. Seite lauter Siege, und vergißt, daß in Italien, Deutschland und Schottland, die französischen Waffen unglücklich gewesen sind, und daß zur Zeit des Friedens 24000 Mann französischen Schiffsvolks in England als Gefangene gesessen. ꝛc. Bey den Religionsstreitigkeiten entschuldigt der Hr. von Voltaire die Verfolgung der Protestanten abermals mit dem wunderlichen Gleichnisse: die Kinder im Hause hätten die Fremden ausgetrieben, mit denen sie nicht theilen wollten; gerade als wenn die Protestanten Fremde gewesen wären.

Ein Engländer hat Ludwig den XIV. mit Cromwell verglichen, und diese Vergleichung scheint uns noch viel zu milde. Beyde schonten weder Treue noch Glauben, weder Blut noch Geld zur Ausführung ihrer Absichten. Aber wo war beym Könige der Heldenmuth des Cromwells, und seine mit der größten Standhaftigkeit verbundene Geschwindigkeit in allen Geschäften? Auf dem Thron von Frankreich würde Cromwell ein glorwürdiger Monarch gewesen seyn, und an Cromwells Stelle wäre Ludwig vielleicht ein Kanonikus in einem Stifte geworden. (S. 384.)

In einer histoire des Croisades erklärt sich der Herr von Voltaire auch nicht deutlich genug über die wahre

Absicht der Päbste bey diesen Kreuzzügen; ob sie ihm wohl nicht unbekannt ist. Sie wollten die Kayser schwächen, den Layenstand arm machen, und in jener Abwesenheit nach Gefallen herrschen, aus den Gütern des Volks sich und die Kirche bereichern, und es ist ihnen vortreflich gelungen. *)

In einem Nouveau Plan de l'histoire de l'esprit humain erhebt Voltaire besonders die Chinesen. Er nennt sie Materialisten, sie glauben keinen Gott und seyen doch tugendhaft. Arson, Gentil, und andre haben aber gezeigt, wie wenig an diesem Ruhme wahr ist. China hat gute Gesetze, aber feige, lasterhafte und verkäufliche Unterthanen. Es ist im Frieden und im Kriege unglücklich, in jenem hat es selten Brod, und in diesem ist es ein Spott seiner Nachbarn. — Die Jesuiten haben auch in ihre Wissenschaften nach europäischem Massstabe gekünstelt. — **)

XXIV.

Encyclopedisten.

Den Nutzen einer nach dem Alphabete geordneten Encyclopedie, oder Unterrichts von allem was in dem Umfange der Gelehrsamkeit und der Kunst vorkömmt, kann niemand läugnen; nur ist zu be-

*) Götting. gel. Zeitung. 1752. S. 1256.

**) S. 1256.

dauren, daß die Schriften dieſer Art deßwegen bey vielen Artikeln ſehr mager ſind, weil ein einzelner Menſch das ganze Feld der Wiſſenſchaften und Künſte nicht wohl überſehen kann, und man auch gemeiniglich die gröſten Fehler zu begehen pflegt, wenn man mit Hülfe der beſten Bücher ſich unterfängt, von einer Sache zu ſchreiben, die man nicht verſtehet. Die Franzoſen, welche dieſe neue Encyclopedie herausgeben, bemühen ſich wirklich dieſem gewöhnlichen Mangel abzuhelfen: denn es hat ſich eine gelehrte Geſellſchaft zu der Ausarbeitung vereiniget, und ein jeder arbeitet blos in dem Felde, wo er zu Hauſe iſt. Dürften wir den Herausgebern empfehlen, daß ſie ſich die Schriften und Erfindungen ihrer Nachbarn mit eben der Begierde zu Nutze machen, die bisweilen ein Vorzug, bisweilen eine Schwachheit der Deutſchen iſt, ſo würde dieſes groſſe Werk unvergleichlich werden. — (G. Z. 1751. S. 248.)

Der erſte Theil dieſer Encyclopédie ou dictionnaire raiſonné des ſciences iſt zu Paris 1751 in folio erſchienen *), von welchem wichtigen Werke wir dem Leſer eine etwas umſtändliche Nachricht zu geben um deſto weniger Anſtand nehmen können, da man es zum voraus in Frankreich als eine der Vollkommenheit ganz nahe Frucht der vereinigten Kräfte vieler groſſen und feinen Geiſter ausgegeben hat, und daher bey den Vorſtehern des geiſtlichen und

*) Gött. gel. Zeit. 1752. S. 646.

des regierenden Standes ſo viele Aufmerkſamkeit darüber entſtanden, der Druck gehemmt, und erſt, nachdem man die Cenſoren vermehrt, wieder erlaubt worden iſt. Man weiß, daß die Abſicht geweſen iſt, des Chambers Unternehmung vollkommner und zuverläßiger auszuführen, indem man die Aufſätze zu einer jeden Wiſſenſchaft einem in derſelben geübten Gelehrten übergeben hat. Zwey und zwanzig Männer haben ſich zur Encyclopedie vereinigt, ohne der Verfaſſer einzelner Aufſätze zu gedencken. Die Naturgeſchichte iſt vom Hr. Daubenton, dem Arbeitsgefährten des Hr. von Buffon, deſſen Lehren und Meinungen auch überall herrſchen. Die Theologie hat der Hr. Mallet, ein ſorbonniſcher Doktor übernommen, der an Eifer wieder die Ketzer eher einen Ueberfluß als einen Mangel bezeugt. Die Sprachlehre iſt vom Hr. Marſais, einem in ſeinem Theile ſehr geſchickten Manne. Die Metaphyſik hat der Abt Yvon geſchrieben, der hin und wieder gegen den Glauben ſich vergangen, dem ganzen Werke eine Ahndung zugezogen, und mit dem Abt de Prade ſein Vaterland bekanntlich verlaſſen hat. Die zur Wapenkunſt gehörigen Artikel ſind vom Ingenieur Eidous, die Rechenkunſt und Geometrie vom Abt Chapelle, einem Urheber beſonderer Meinungen in einer Wiſſenſchaft, von welcher man nicht muthmaſſen ſollte, daß beſondere Meinungen in derſelben Platz finden könnten. Die Ingenieurkunſt iſt vom Hr. le Blond; die Stein-

scheidekunst vom Hr. Goußier, der Gartenbau und die Hydraulik vom Hr. d'Argenville, einem berühmten Verfasser prächtiger Werke, die Schiffartskunst vom Ingenieur Bellin, die Uhren und Wahrnehmungen der Sterne, von dem verdienten jüngern Hr. le Monnier, die Anatomie vom Hr. Tarin, dessen wir anderswo gedacht haben, die Arzney und die Kenntniß der einfachen und der zusammengesetzen Arzneymittel vom Hr. Vandenesse, die Wundarzney vom Hr. Louis, die Scheidekunst vom berühmten Hr. Malouin, die Mahlerey und Bildhauerkunst vom Hr. Landois: die Baukunst von dem ausnehmenden Meister dem Hr. Blondel, die Musik vom Hr. Rousseau, dem Feinde der Wissenschaften. Von der magnetischen und electrischen Kraft hat der Hr. le Monnier gehandelt, und von der Mathematik der Hr. d'Alembert, von dem auch die Vorrede ist, in welcher die Geschichte der guten und schönen Künste vorgetragen wird. Die Handwerke hat endlich der Hr. Diderot beschrieben, der auch beym ganzen Werke die Aufsicht geführet, und mit den Jesuiten verschiedene Streitschriften darüber gewechselt hat. Der willfährige und unermüdete Hr. D. Formey hat der encyclopedischen Gesellschaft seine zu einem ähnlichen Werke schon fertig gehabten Handschriften mitgetheilt. Zwey und zwanzig Buchstaben bezeichnen bey jedem Artikel diese Verfasser. Einen Auszug nun wird niemand von uns erwarten; wir wollen also bloß einige wenige Urtheile über das

gute und minder vollkommene dieſes Werkes einrücken. Der Hr. Diderot hat ſeine Handwerke vortrefflich und ohne einen Vorgänger zu haben ausgeführt. Eben ſo vollkommen iſt die Arbeit des Hr. Dalembert und des Hern Marſais. Der Hr. Mallet iſt eifrig und öfters unwiſſend. Der ungenannte Verfaſſer der politiſchen Artikeln iſt ein freyer Engliſch geſinnter, deſſen Begriffe von dem wechſelsweiſen Bande des Herrſchers und des Volks freylich kein Deſpote, und noch weniger ein deſpotiſcher Miniſter, hat vertragen können, wie denn eben der ganz nicht franzöſiſche Artikel Autorite' hauptſächlich dem Werke geſchadet hat. Die Geographie iſt ſo kurz, daß ſie faſt unbrauchbar iſt. Die Anatomie iſt auch etwas zu kurz, und die Tafeln zwar hin und wieder zuſammengeleſen, wozu die Göttingiſche Zeichnungen faſt das meiſte geliefert haben, aber nicht zahlreich und nicht gewählt genug; und die Geſchichte der Anatomie an ſchlechten Schriftſtellern zu reich, und an guten zu arm. Gottloſe und dem Glauben entgegene Dinge haben wir eben nicht bemerkt, obwohl wir einzelne Ausdrücke finden, die etwas zu muthwillig ſind, noch mehrere Stellen aber antreffen, die der Aberglaube nicht wohl vertragen kann. Die Kräuter ſind ſehr ſchlecht ausgeführt, und die ganze Naturhiſtorie iſt nicht viel beſſer, wenn man die einzelnen Ausführungen ausnimmt, die ziemlich ſparſam aus guten Quellen hergenommen ſind. Noch ſchlechter ſind die Aufſätze, die zu den Morgen-

ländiſchen Sprachen gehören, und die hiſtoriſchen ſind gleichfalls nicht ohne Tadel. Endlich haben die Verfaſſer, ohne die geringſte Anzeige der wahren Quellen, ſehr häufig aus andern Wörterbüchern geſchöpft, und alſo dem Leſer dasjenige wieder geliefert, was er ſchon lange in Händen gehabt hat.

XXV.

Ueber den Geiſt der Geſetze

des Hr. v. Montesquieu.

1752. (S. 31.)

Es iſt hier der Ort nicht, unſer Urtheil über die Gedanken des wohlmeinenden Verfaſſers zu eröfnen. Es würde ſonſt leicht zu zeigen ſeyn, wie wenig die äuſſere Luft zu den Gemüthern und der Regierungsform beyträgt. Im äuſſerſten Norden herrſcht die vollkommenſte Freyheit, und die Völker haben nicht einmal eine Obrigkeit. Etwas näher nach Süden findet man das deſpotiſche Rußland, das gleichfalls einem unumſchränkten Erbkönige unterworfene Dännemark, und das Ariſtokratiſche Schweden. Weiter gegen die Linie folgt das halb demokratiſche halb ariſtokratiſche und halb monarchiſche Engelland, die groſſen theils unumſchränkt herſchenden deutſchen Herren, die deſpotiſchen Reiche Frankreich, Spanien und Savoyen, und hingegen die freyen Staaten in Italien, in den Niederlanden, und der Schweiz. Jen-

ſeits des 30 Grades folgt die deſpotiſche Türkey, und die eben ſo gränzenloſe Macht der Marokkaner, und hingegen die Demokratien Algir, Tunis und Tripoli. Noch näher nach den Linien ſind die meiſten Völker der Moren wirkliche Republiken, deren Könige nur ihre erſte Edelleute ſind. Und wer iſt freyer als die Hottentotten? Was aber die Wiſſenſchaften angehet, ſo ſieht man in dem erſten Griechenland ordentliche Barbaren, die die Seeräuberey für erlaubt anſehen, und nicht einmal die Buchſtaben kennen. Hierauf wird Griechenland der Sitz des Heldenmuthes und der Wiſſenſchaften, und bald wieder die Wohnung niederträchtiger Sklaven. Aegypten zwingt unter dem Seſoſtris die bekannte Welt, und iſt die Mutter aller Künſte und Wiſſenſchaften, und bald verfällt es in eine ſolche allgemeine Herrſchaft der Laſter, daß ſo wohl die Mammelucken, als die heutigen Beherrſcher des Landes, einen gebohrnen Aegypter für unfähig anſehen eine Ehrenſtelle zu bekleiden. Hingegen behält das nahe Arabien ſeine Freyheit, ſeine ſtreifende Lebensart, und ſeine uralte Sitten. Kann man nach ſo deutlichen Proben glauben, daß die himmliſche Graden der Breite bey den Menſchen die Quelle der Tugenden, der Laſter, der Gemüthsgaben oder der Regierungsform ſeyen?

XXVI.

Vom Wachsthum der Wissenschaften.

Nach Maupertuis.

1753. (S. 51. 167.)

Wir wollen des Hrn. Präsidenten Gedanken kürzlich bekannt machen. Er schlägt dem menschlichen Geschlechte allerley vor, das es nicht weiß, und billig wissen sollte. Das erste ist das unbekannte Südland. Der Hr. Maupertuis vermuthet, es sey eher Land als Meer in diesen Gegenden zu hoffen, und da dieses Land von der alten Welt rund herum abgeschnitten ist, so werde man dort andere Pflanzen und Thiere antreffen, ja man habe da Mittelthiere zwischen den Menschen und Affen gesehen, Leute mit Schwänzen, deren Umgang der Hr. v. M. schnlicher, als den mit dem munterſten Kopfe in Paris wünschet. Ist aber nicht Asien eben so wohl von Amerika getrennet, umflossen und umschifft, als die Molukkischen Inseln vom Südlande? und ist es nicht viel gewisser, daß zwischen dem Molukkischen Vorgebürge und dem Südland, eine Reihe von Inseln ist, als es gewiß ist, daß die 70 Grade zwischen Kalifornien und Kamtschatka mit nahen Inseln angefüllt sind? Sind diese Halbmenschen nicht bloſſe Einbildungen, die kein glaubwürdiger Reisender mit seiner Erfahrung bestätigt hat? Ist nicht bis zum 60 Grad unter Amerika eine groſſe und offene See,

die Anſon zu ſuchen anräth, um die allemal
fährlichere und ſtürmiſchere Nähe des Landes zu
meiden? Die Patagons oder Rieſen wünſchte
Hr. v. M. auch näher zu kennen, und iſt nicht
geneigt, zu glauben, daß wirkliche Rieſen da
Doch haben die Gefährten des Anſons, die vo
Chiliſchen Küſte um die Spitze von Amerika h
bis nach rio della Plata gekommen ſind, gar
von Rieſen gefunden, und die erſten Patagon
wohl die Furcht vergröſſert, da überhaupt ſehr
Gegenden eher kleine Leute hervorbringen. Vo
Durchfahrt durch den Pol wünſchte der Hr. v
auch daß man ſie verſuchte, ob er wohl die S
rigkeit wohl einſieht, die von der Fehlbarkei
Magnetnadel entſtehen muß, die unter dem
billig vermuthet wird. Doch man wird ſo leicht
hinkommen, da ſchon unter dem 72. 73 und 77
de die Nordküſte von Aſia ein faſt beſtändig be
Meer zur Gränze hat. Das innre von Afri
auch und zwar ein gegründeter Vorwurf ſeiner
gierde; in den Pyramiden hofft er ſelbſt me
Särge zu finden, und er hat auch den grau
Einfall, eine Pyramide mit Pulver übern H
zu ſchmeiſſen, um ſich vom Inhalt dieſer ehr
gen Alterthümer zu überzeugen. Er wünſcht
in ein Kollegium Japaner, Sineſer und andre
de Völker zuſammen zu bringen, und auch
die wildeſten Völker dazu einzuladen, um von

besondern Gedanken und Erfindungen einen Nutzen zu schöpfen. Eine lateinische Stadt, als eine bequeme Schule zur leichtern Erlernung der Sprache, ist ein Vorschlag der ihm gefällt. Der Sternkunde Vollkommenheit zu befördern, wollte er einzelnen Männern gewisse kleine Stellen am Himmel einräumen, mit deren genauen Wahrnehmung sie sich einzig beschäftigen sollten. Auf diese Weise würde man vielleicht viel gutes und die noch mangelnden Trabanten des Mars und der Venus sich bekannt machen. Die Ausmessung der Grade unter der Mittagslinie und näher am Pole ist dem Hrn. v. M. noch nicht genau genug. Es kann seyn, daß die andern nicht abgemessenen Theile der Erde doch andre Krümmungen haben, es kann auch seyn, und Pate hat es sehr ernstlich vorgetragen, daß die Südhälfte der Erde eine andre Gestalt als die Nordhälfte hat. Zur Beobachtung der parallaxe des Mondes müßte ein Sternkündiger am Cayo, einer in Candien und einer in Pello zugleich Wahrnehmungen anstellen. An der Arzneywissenschaft wünscht der Hr. Präsident noch vieles zu verbessern. Er räth an, den Tod der Missethäter dadurch gemeinnüziger zu machen, daß man allerley Versuche schwerer und mißlicher Handgriffe an ihnen vornehme, wodurch man den Stein, den Krebs oder andre grausame Uebel zu heben ein Licht erlangen könnte, oder wodurch man die Verbindung der Seele mit dem Leibe näher einsehen würde. Man

weiß auch, meint der Hr. v. M. nicht, ob eine groſſe Menge Mohnſaft tödtet (hierüber ſind in Göttingen Verſuche ſchon angeſtellt worden); ob man den rechten Schirling beſitzt, der bey den Athenienſern einen ſo angenehmen Tod verurſacht hat, (da der unſere wenigſtens Thiere zu tödten viel zu ſchwach iſt), und ob endlich der Biß des tollen Hundes nicht bloß von der Einbildung die ſchrecklichſten Wirkungen erhält, (wovon man aber um ſo gewiſſer das Wiederſpiel weiß, da die gebiſſenen Thiere, ohne einige Einbildung, eben dasjenige leiden, und eben ſo ſterben wie der Menſch. Der Hr. v. M. meint, man müſſe allerley auch unwahrſcheinliche Mittel verſuchen, da ſie dennoch nützlich ſeyn können. Das Blut von der Stelle, wo es überflüßig iſt, an eine andre zu bringen, ſoll man das Herumdrehen in einem Kreiſe verſuchen, und eigene Aerzte für einzelne Krankheiten verordnen. An den Thieren könnte man die Früchte in gleicher Vermiſchung in ganz entfernten Geſchlechtern prüfen, und neue Arten hervorzubringen trachten (wobey wir uns erinnern, daß eine gewiſſe Sekte ſehr den Untergang alter Arten, und die Entſtehung von neuen zu beweiſen wünſchet). Man müßte mit Brennſpiegeln und auf andere Weiſe das Feuer zu verſtärken ſuchen, auf die Vergröſſerungsgläſer Preiſe ſetzen, mit Mohnſaft ſuchen gewiſſe Träume hervorzubringen, durch Wunden am Gehirne den Sitz der verſchiedenen Seelenkräfte und der Thorheit erforſchen, wobey der Hr.

z. M. wieder hoft, bey den Südländern und geschwänzten Menschen einen andern Bau im Gehirn zu finden. Man müßte endlich eine neue Sprache durch eine kleine Gesellschaft einsamer Kinder entstehen lassen. Hingegen sollte man die Bemühungen zur Entdeckung des Steins der Weisen ordentlich verbieten; (die doch wie alle andere Versuche ihren grossen Nutzen haben können, und wirklich gehabt haben.)

Das Leben zu verlängern hat der Hr. P. eben den Gedanken, den Bako. Man muß dasjenige thun, was der Hr. v. Reaumur bey den Insekten gethan hat, nemlich die innere Bewegung hemmen, oder gar für eine zeitlang aufheben. Die beständige Bewegung hält der Hr. P. für unmöglich. Wir glauben es auch, so lang man bloße mechanische Kräfte braucht. Sollte es aber ein Widerspruch seyn, daß eine Uhr nach einer gewissen Zeit eine Entzündung oder ein chymisches Brausen erwecke, dessen Gewalt einen Hebel, und durch diesen die Uhr wieder in Gang brächte. Denn auf diese Weise wird wieder die gewöhnlichen Gesetze der Mechaniker durch eine kleine Gewalt, und durch den Fall weniger Tropfen, eine unendlich grössere Bewegung erweckt, als die ist, die die Tropfen fallen läßt. Der Arzneywissenschaft ist der Hr. V. äusserst ungewogen, weil wir weder den innern Bau der Menschen, noch der Dinge kennen, womit wir den Menschen heilen wollen. Sollte dieses nöthig seyn? Kennen denn die Mechaniker den

innern Bau des Holzes und der Gewichte? Ist es nicht genug, daß wir wissen, im Blute herrsche ein fäulichter Zustand, also müsse man ihn mit sauren Dingen hemmen? Kennt man die Wirkung der Purgiermittel, des Salmiaks, des Limonensafts, der meisten Arzneyen nicht eben sowohl als die vom Mohnsaft, vom Quecksilber und von der Fieberrinde?

Ueber die Vorhersehung hat der Hr. V. den ganz ausnehmenden Gedanken, die Empfindung vom vergangenen unterscheide sich bloß von der Empfindung des Gegenwärtigen durch ihre Schwäche, es sey also gar wohl möglich, daß die auf einen höhern Grad erhabene Seele das Zukünftige entdecken könne. Wir finden gar leicht die Verbindung des Zustandes der Seele mit dem gegenwärtigen oder dem vergangenen, in welchem er gegründet ist; aber wie soll in der Seele eine Veränderung von einer äussern Beschaffenheit der Welt entstehn, die noch nicht wirklich ist, und von derjenigen weit abgeht, die eben damals da ist, und sich der Seele vorstellt?

XXVII.

Vom Einfluſſe der Wiſſenſchaften auf die Sitten, Von J. J. Rouſſeau. *)

1753. (S. 235.)

Es herrſcht viel Feuer und Witz in der Satyre dieſes Schriftſtellers gegen die Wiſſenſchaften, aber auch viel Unbeſtändigkeit und Widerſpruch. Gleich anfangs klagt Rouſſeau die Verſtellung und ſogenannte falſche Politeſſe an, die allen Menſchen die gleiche äuſſerliche Geſtalt, und allen das Anſehen der Tugend ohne das Weſen giebt. Aber dieſes ſind Fehler des Hoflebens, wovon die Gelehrten nur allzuſehr befreyt, und mehrentheils gar nicht unter der Anklage ſind ihre Leidenſchaften gar ſehr verbergen zu können. Hierauf kömmt die gewöhnliche Anmerkung, daß Griechenland, Rom und Conſtantinopel zu gleicher Zeit laſterhaft und gelehrt geweſen ſey; daß Sparta die Tugend ohne die Wiſſenſchaften, und Athen dieſe ohne jene beſeſſen habe, und daß überhaupt die ungelehrten Völker, wie die Barbaren den Chineſen, den gelehrten überlegen geweſen ſind. Dieſe Anmerkung iſt erſtlich hiſtoriſch unwahr. Die gelehrten Griechen haben die ungelehrten Perſer, die höflichen

*) Diſcours qui a remporté le prix à l'acad. de Dijon en l'année 1750. ſur cette queſtion propoſée par la même Acad. ſi le retabliſſement des ſciences & des arts a contribué à épurer les moeurs.

Römer unter dem Cäsar alle andern Völker überwunden; sind denn die Asiaten, Afrikaner, die Wilden solche Kriegsleute, davor sich unsere Europäer zu fürchten haben, ob wohl unter diesen ein Kleist dichtet, und ein Buffon die Thiere beschreibt? Es ist aber auch nicht einmal wahr, daß die Blühte der Wissenschaften mit dem Verfall der Sitten übereinkomme. Rom war unterm Nero viel lasterhafter als unterm Cäsar, aber wie viel schlechter waren seine Dichter, und seine Redner? War Persien nicht wollüstiger als Griechenland, und deswegen doch ungelehrt? Ist Frankreich unter Karl dem IX. und Heinrich dem III. nicht eben so verdorben gewesen, ungeachtet damals Ronsard der beste Dichter war? Und ist denn endlich wirklich etwas wahres in der gewöhnlichen Klage über die Verdorbenheit der jetzigen Zeiten? Sind diese Klagen nicht allemahl geführt worden? Waren die Italiener in den mittlern Zeiten bey ihrer Unwissenheit minder verbuhlt, minder ungerecht und grausam, oder waren sie dieses alles nicht noch mehr als jezt? Das einzige, was der Hr. R. gegründet klagt, ist wohl der überhand nehmende Unglaube, daran viele Gelehrte grossen Antheil haben. Aber eben diesem Uebel kann niemand als die Gelehrtheit wiederstehn, und die Entdeckung der Weisheit Gottes muß ja eher zu seiner Verehrung führen, als die dumme Blindheit über die Werke der Natur, die dem Hr. R. so wohlgefällt. Daß der Ackerbau

über

über den Wissenschaften versäumt werde, ist eine ungerechte Klage. Wie viel haben die nützlichen Künste der Chimie, der Sternkunde, der Geometrie nicht zu verdanken, und eben der Ackerbau, wie sehr wird er durch die Kräuterkenntniß aufgeheitert. Eine neue Ausschweifung führt unsern Redner auf den verdorbenen und geschwächten Geschmack der Franzosen, die sich von ihrem Frauenzimmer den Geschmack vorschreiben lassen. Ist dieses Uebel aber einer allzustarken Macht der Wissenschaften zuzuschreiben, oder vielmehr einer allzuschwachen? Wenn er ferner unsre heutigen Kriegesleute beschuldiget, sie seyen zwar tapfer, aber kein Ungemach auszustehen fähig, so ists uns unmöglich abzusehen, wie diese Weichlichkeit den Wissenschaften könne zugeschrieben werden. Endlich widerspricht sich der H. R. aufs deutlichste, und nachdem er lang genug die Gelehrtheit als die Ursache des allgemeinen Verderbens verdammt hat, so räth er den Königen an, die Gelehrten an ihre Höfe und in ihre Kabinette zu ziehen, auf daß nicht immer, wie er sagt, die Macht auf der einen Seite, und die Einsicht auf der andern seye.

XXVIII.

Jonathan Swift *)

1753. (S. 295.)

Dieſer berühmte Satyrenſchreiber war eines Agenten Sohn. Er wurde in Irrland 1667. den 13 Nov. gebohren. Seine Anfänge in den Wiſſenſchaften waren ſchlecht, und er blieb das erſtemal zurück, da er Baccalaureus werden ſollte. Der Ritter Temple nahm ſich eine Zeitlang ſeiner an, er wurde aber nach deſſen Tod zurückgeſetzt, und ward darüber aus einem Whig ein ſcharfer Tory. Er diente den Miniſtern von dieſer Faktion mit ſeiner Feder, die man für die reinſte und ſtärkſte zu ſeiner Zeit hielt, und er half das Volk wieder den Herzog v. Malborugh und die hohen Verbundenen einnehmen. Aber Harley ſein Patron vertraute ihm nur, was kein Vertrauen erforderte, und 1713 verwies man ihn gar nach Dublin als Dechant, faſt in ein geehrtes Sibirien, womit er alle Hoffnung verlohr, Biſchof zu werden. Dieſe neue Zurückſetzung machte ihn noch bitterer, und er ward ein Feind des Hofes und der Engelländer, und ein Patron der Irren, deren Gunſt er ſich auf eine ausnehmende Weiſe A. 1727. erwarb, da er die Drapiers letters wieder den Wood ſchrieb,

*) Remarks on the life and writings of. D. J. Swift by C. Orery. 8 London 1752.

welcher kupferne Münzen in Irrland zu prägen ein Patent erhalten hatte. Er war auf eine so ausnehmende Art der Liebling seines Volks, daß wenig in Dublin geschah, worüber man ihn nicht sollte gefragt haben. Aber nach und nach nahm sein Schwindel zu, und er verfiel 1739. in eine Raserey, und 1742. in einen Gedankenlosen Zustand, in welchem er fast keine Wörter finden konnte. Er ward zum vollkommenen Struldrugg und hätte einen würdigen Bürger des Tollhauses abgeben können, welchem er 12000 Pf. als das vornehmste seiner erworbenen Mittel vermacht hatte. In diesem Zustande starb er 1745. Er war ein wunderliches Gemische von Tugend und Laster, so stolz, daß er eben deßwegen nicht eitel war, aber doch mit seiner Schwester unversöhnlich brach, weil sie einen Kaufmann heurathete, und seine eigne Frau, die er unter dem Namen Stella doch oft besang, niemals erkennen, noch mit ihr wohnen wollte, bis diese Verschmähung ihr das Herz brach, blos weil ihr Vater anfänglich ein Bedienter gewesen war. Sein Haß war bitter und ohne Schonen, auch gegen einen tugendhaften Boyle, und gegen einen ohnedem unglücklichen Dryden. Er liebte die gemeinsten Gesellschaften, und nahm in denselben die niedrigen Ausdrücke und schmutzigen Bilder an, womit er seine Schriften nur zu häufig beflekte. Seine Religion hat er eben nicht verläugnet, aber in der Uebung derselben nicht die gehörige Ehrerbitung gebraucht.

Sein Hauptwerk war die Politik und seine Leidenschaft die Ehrsucht. Er nahm deßwegen alle Schmeicheleyen an, wenn sie auch noch so grob waren. Es ist uns unmöglich die Schriften des Dechants durchzugehen. — Gegen Calvin zeigt er einen eingewurzelten Haß, bloß weil er die äussere Zirathen und Würde der Kirche abgeschaft hatte. Denn ausser dem tadelt Swift selber nichts an dieser sonst gegen alle andere so liebreiche Kirche. Auch gegen die Mathematiker, die erfahrenden Naturkündiger und die Verbesserer der Künste, ist seine Satyre zu bitter und unbillig, und sein Urtheil gewiß sehr schlecht, wenn er den sogenanten Morus, den ältern Brutus und den Cato Censor unter die sehr grossen Männer zählt, die jemals gelebt haben. Eben so unbillig ist seine kalte und schmuzige Satyre von den Houynhanns, in welcher man nicht im geringsten absiehet, womit die vernünftigen Pferde ihren Verstand beschäftigen. — —

XXIX.

Voltaire.

1754. (S. 101.)

Abrégé de l'hist. univ. depuis Charlemagnes jusqu'a Charles V. par M. de Voltaire, ist nicht sowohl eine Historie als eine Sammlung von Gemählden, auf welchen der Verf. bald diese bald jene Umstände der Zeiten vorgestellt hat. Er fängt mit China an,

wovon er verſichert, daß ſeine Einwohner eine zuverläßige Zeitrechnung haben, die 2155 Jahr älter ſeye, als Chriſti Geburt, und daß die Monarchie ſelber nothwendig noch viel älter ſeyn müſſe. Er nimmt alſo des Se-ma-cien fabelhafte Mythologie und die von den Jeſuiten herausgegebene Sonnen- und Mondsfinſterniſſe für richtig an; aber dieſe leztern ſind augenſcheinlich falſch ausgerechnet, und Se-ma-cien wird von allen Kunſtrichtern in China für einen fabelhaften Skribenten angeſehen. Die wahre chineſiſche Geſchichte fängt, nach allen ernſthaften Verfaſſern derſelben, und insbeſondre nach der Chronologie des Unterkönigs Nien-Hy-Jao, nicht eher an, als mit dem Kayſer Guei-Lie-Wang der ungefehr 424 Jahr vor Chriſti Geburt geherrſchet hat. Man weiß übrigens die Gründe wohl, warum der Hr. Verf. ſowohl der Chineſer, als im folgenden Kapitel, der Indianer Alterthum, Wiſſenſchaft und Tugend ſo hoch erhebet. Vom Mahomed ſpricht er ungefehr wie Gagnier. Im dritten Abſchnitt handelt Voltaire von der Kirche und der Urſache der Gröſſe der Päpſte; er findet ſie in der Bedürfniß, darinn eine unrechtmäſſige Herrſchaft die Pipiniſche Familie geſetzt hat; in der Entfernung der griechiſchen Kayſer, und in der klugen und ſich nach allen Umſtänden ſchmiegenden Behutſamkeit der Biſchöffe zu Rom. Karl der Groſſe wird wegen ſeiner Laſter nicht geſchont, und ſeine Art die Sachſen zu bekehren im geringſtent nicht gebilligt.

Hiernächst betrachtet der Verfaſſer die damaligen Zeiten; er geräth auf den Einfall, die vielen Auſſätzigen ſeyen daher entſtanden, weil man keine Hemder getragen habe; er wirft dem Hrn. Rollin vor, er habe die Talente und Münzen der Alten durch den Preiß des Silbers in den Colbertiſchen Zeiten ausgedrückt, und alſo um die Hälfte zu gering angeſetzt. Wenn er aber ſagt, es ſeye zu Karl des Groſſen Zeiten der Preiß der Dinge ungefehr eben derſelbe geweſen, wie heut zu Tage, ſo berechnet er den ſilbernen Pfennig (Denier) zu 30 Sols, welches ungefehr der doppelte Werth des römiſchen denarii iſt. Von dem Bilderdienſte, und dem andern damals eingeriſſenen Aberglauben, ſpricht er ſehr unpartheyiſch; wenn er aber p. 112. ſagt: die Engländer hätten damals angefangen die chriſtliche Religion anzunehmen, ſo widerſpricht er offenbar der Geſchichte; denn die brittiſchen Könige waren ja ſchon vor der Ankunft der Sachſen Chriſten geweſen. Von den Geſetzen handelt er weitläuftig, und mahlt die Aufführung der Geiſtlichen bey den vielen Staatsveränderungen unter Ludwig dem Gütigen, und den andern Carolingern ſehr nachtheilig ab. Den pariſiſchen Biſchof Goſlin, der mit den Waffen in der Hand auf den Wällen vor Paris geſtorben iſt, ſieht er als einen würdigen Heiligen an. Alfrid iſt in ſeinen Augen einer der gröſten Monarchen, doch beweiſet der einzige Alkuin, daß England damals nicht ohne Gelehrte geweſen ſey. Bey der

Unterwerfung von Spanien, verwirft er ſo wohl die Geſchichte der Cava als die erſten navarriſchen und aſturiſchen Könige. Die konſtantinopolitaniſche Geſchichte erzehlt er mit Eckel, und die Päpſte des neunten und zehnten Jahrhunderts beſchreibt er ohne Schonen. Heinrich den Vogler rühmt er als einen verehrungswürdigen Regenten, und erkennt die Obermacht der ſächſiſchen Kayſer über Rom. Er wendet ſich von da wieder zur franzöſiſchen Geſchichte, und zur Erhöhung der Capetingiſchen Familie, und geſteht mit Verdruß die Wirkung des Bannes auf den König Robert. Von Wilhelm dem Eroberer ſpricht er beſſer, als die engliſchen Geſchichtſchreiber, und leugnet die Verwüſtung, die er aus Liebe zur Jagd ſoll angerichtet haben. Wenn er Schweden im 8ten 9ten 10ten und 11ten Jahrhundert als ein Land ohne Umgang mit ſeinen Nachbarn und ohne Kriege anſieht, ſo hätte ihn Dalin belehren können, daß die ſo berühmten Nordmänner mehrentheils durch ſchwediſche Fürſten angeführet worden ſind. Die venetianiſche Republik macht er zwar nicht älter als 709. doch erkennt er den venetianiſchen Adel für den älteſten in Europa. Bey den Kirchenſtreitigkeiten beweiſet er ausführlich, daß Johannes Scotus, Ratram von Corvey, und andre, noch vor dem Berengar, die Genieſſung des Leibes Chriſti als etwas blos Geiſtliches angeſehen haben.

Der zweyte Theil dieſer Voltairiſchen Hiſtorie fängt bey den Streitigkeiten an, die zwiſchen den Päbſten und Kayſern von Heinrich dem vierten bis auf Friedrich den zweyten gewähret haben. Er ſpricht hier, ohne Nebenabſichten wie die Geſchichte, und erklärt ganz wohl, warum die Päbſte immer auf Frankreichs Seite geweſen ſind. Seine Könige hatten keinen Anſpruch auf Rom, und waren der Vergröſſerung des Pabſtes nicht im Wege. Der zweyte Abſchnitt begreift die Kriege zwiſchen Frankreich und England. Unter Ludwig dem jungen haben die Freyheiten der Städte ihren Anfang genommen. Bey der Schlacht bey Bovines bemerkt der Hr. v. V. daß die geharniſchten Ritter mit keiner ſonderlichen Lebensgefahr geſtritten haben, und in den gröſten Schlachten überaus wenige umgebracht worden ſind. Philipp Auguſt war reich, er theilte in ſeinem Teſtamente bey 5 Millionen jetzigen Geldes aus. Man ſieht übrigens mit Erſtaunen, daß der Hr. v. V. das Saliſche Geſetz für unrechtmäßig, und folglich den Anſpruch Eduards des 3ten für rechtmäßig erkennt. Der ſchwarze Prinz iſt ſo wohl ſein Held, als der Engländer ihrer, und er vertheydiget, wie dieſer Prinz, Peter den Grauſamen. Die ſogenannte Pucelle iſt bey ihm nichts anders als eine ſtarke handveſte Magd in einem Wirthshauſe geweſen.

Den dritten Theil macht die Geſchichte der Kreuzzüge aus. Gleich Anfangs ſpricht er vom gelobten

Lande überaus verächtlich, und ob er es wohl mit der Schweiz vergleicht, so giebt er doch der Schweiz den Vorzug. Er scheint die Vortheile warmer Länder nicht zu kennen, in welchen die Natur mit weniger Mühe den Menschen zwey Erndten verleihet, und die Wüstenenen selber eine Menge eßbarer Früchte hervorbringen. Man weis sonst schon, daß der Hr. v. V. alles Unrecht und alle Laster der christlichen Parthey zuschreibt, und ein beständiger Bewunderer der Saracenen ist. In der Geschichte von Sicilien erkennt er billig den Conradin für den rechtmäßigen König, glaubt aber nicht, daß die sicilianische Vesper eine genommene Abrede gewesen sey, und hält dieses allgemeine Blutbad für die plötzliche Folge einer Lukrezischen Geschichte. Die Kreuzzüge wider die Albigenser mahlt er mit ihren wahren Farben ab. Philipp der Lange schloß die Geistlichen von dem Vorsitz bey dem Parlament aus, und Philipp der Schöne berufte zuerst die Bürgerschaft (tiers état) zu der allgemeinen Versammlung der Stände; er war auch der wahre Urheber des Parlaments. Von dem Ursprung der schweizerischen Republik schreibt der Hr. v. V. ganz richtig, denn einige kleine Fehler in den Namen muß man einem Franzosen verzeihen. Von der grossen 40 jährigen Kirchenspaltung, der Versammlung zu Konstanz, und der Hinrichtung Hussens, handelt er ganz freymüthig.

XXX.

Gründe für die Moralität.

von Hrn. Beaumont.

1754. (S. 871.)

Die Principes de la philoſ. morale dieſes Verfaſſers ſind kurz, gründlich, und von der beſten Abſicht. Bey den Kräften des Menſchen fängt der Verfaſſer an, unter denen die Freyheit eine der vornehmſten iſt. Er erklärt ſie durch ein Vermögen das uns eigen iſt, und durch keinen äuſſern Zwang gebogen wird, vermittelſt deſſen wir unſere Glückſeligkeit ſuchen. Eine ſolche Freyheit, ſagt er, iſt es eben ſo widerſinnig zu leugnen, als in Abrede zu ſeyn, daß wir ſelber ein Weſen ſind. Dieſe Freyheit, die blindlings unſer Beſtes ſuchen würde, wird durch die Verbindung der Begriffe zur Tugend angeführt. Wir lernen die Vorzüge der Güte und der Gerechtigkeit, weil die, ſo uns auferziehn, und die Bücher, die wir mit Hochachtung leſen, allemal mit dieſen Tugenden ein Lob und eine Belohnung verbinden. Die Wiederholung gleicher Urſachen macht unſern Hang zu dieſen Tugenden immer ſtärker, wir geben uns endlich ſelbſt, weil es andre Menſchen thun, Beyfall, wenn wir die Tugend ausüben, und ſie wird ein Werkzeug unſrer Glückſeligkeit. Die bewegliche Empfindlichkeit unſers Gemüthes macht ihre Wirkung lebhaf-

ter, und die Liebe zu unſrer Vollkommenheit wird endlich eine Leidenſchaft, der wir alles aufopfern. Unſre Eigenliebe wird zur Quelle aller guten Triebe, und die Unſterblichkeit unſrer Seele giebt ihnen ihre völlige Kraft, weil ſie uns ins Unendliche glücklich machen. Dieſe wichtige Wahrheit giebt dem Verfaſſer Anlaß, die geiſtige Natur unſrer Seele zu erweiſen.

XXXI.

Leben des Hrn. Albrecht v. Haller,

beſchrieben von J. G. Zimmermann.

1755. (S. 615.)

Herr Zimmermann hat ſich zu dieſer Arbeit berechtigt geglaubt, weil er faſt vier Jahre lang beym Hrn. von H. gewohnt, und alſo beſſer im Stande iſt, zuverläſſige Nachrichten von ſeinem geweſenen Lehrer zu liefern, als etwa ein künftiger Nachfolger des Fontenelle, wie er ſich ausdrückt. Vergebens hat der Hr. von H. aus wichtigen, und ſeine Ruhe betreffenden Gründen in zwanzig Briefen die allzuwirkſame Dankbarkeit ſeines Zuhörers misbilligt, und ſein Vorhaben ihm auszureden geſucht. Hr. Zimmermann hat geglaubt, die ſeinem Lehrer zukommenden Regeln des Wohlſtandes können die dankbaren Empfindungen ſeines Herzens nicht hemmen; denn dieſes ſind ſeine Worte. Das Leben ſelbſt iſt umſtändlich, und der Karakter des Gemüths beſchäftigt den Verfaſſer eben

ſo ſehr, als die Vorzüge der Gelehrtheit oder des Witzes. Wir haben nichts der hiſtoriſchen Richtigkeit widriges gefunden, nur hätten wir gewünſchet, daß Hr. Zimmermann ſo wenig über den akademiſchen Neid und über die republikaniſche Eiferſucht geklagt hätte, als Hr. v. H. ſelbſt in ſeinen Schriften darüber geklagt hat, in welchen man überall eine zärtliche Liebe für ſein Vaterland, und für Göttingen eine geſchäftige Theilnehmung abgemahlt antrift. Hr. Z. hat ſich ſonſt vorgeſetzt, nicht das Gute allein zu ſagen. Man findet deswegen von der Kindheit, von der Jugend und zuletzt von den mehrern Jahren des Hrn. v. H. allerhand Umſtände, die man in einem Lobſpruche nicht vermuthen würde, und er hat vielleicht eben durch dieſe Freymüthigkeit das Zutrauen des Leſers zu erwerben getrachtet. Bey Gelegenheit der Halleriſchen Reiſen findet man vieles vom Boerhaave, vom Ruyſch, und hin und wieder einige vom Hrn. v. H. gemachte Anmerkungen, die zur Geſchichte der Natur gehören. Vielleicht würde dieſer Lehrer die Stelle der 167 S. verbeten haben, wenn es in ſeiner Macht geſtanden wäre dieſelbe zu unterdrücken. Er hat wohl niemals gewünſchet, ſeine erniedrigte Mitlehrer zur Stufe ſeiner Erhöhung zu machen. Die Nachrichten von den Halleriſchen Schriften nimmt Hr. Z. mehrentheils aus der Bibliotheque raiſonnée, und aus den Göttingiſchen gel. Zeitungen und Anzeigen. Von den Streitigkeiten, die der Hr. v. Haller mit Hambergern

und einigen andern Gelehrten gehabt hat, giebt Hr. Z. eine Geſchichte, die freylich die Zeichen einer freundſchaftlichen Feder an ſich hat; und von einigen andern ſchweigt er gänzlich, welches freylich ſeinem Lehrer am angenehmſten ſeyn wird. Die Gedanken über einige Verbeſſerungen der Arzneywiſſenſchaft werden vielleicht nicht ohne Nutzen ſeyn, ſo wenig als die ziemlich ausführliche Anzeige ſeiner Geſinnungen über die Religion.

XXXII.

Stufenfolge menſchlicher Erkenntniſſe.

Nach dem Abt Condillac. *)

1755. (S. 1071. 1163.)

Unter dem Namen einer Bildſäule folgt der Verfaſſer den Schritten nach, die ein ſich ſelbſt überlaſſener und von der übrigen Geſellſchaft unbelehrter Menſch, vermittelſt der Sinne, in ſeinen Begriffen machen würde, und der erſte Sinn, den der Abt betrachtet, iſt der Geruch. Es geſchieht mit Fleiß, daß er die Eindrücke, die ein einzelner Sinn zu machen vermögend iſt, zuerſt abgeſondert erforſcht. Dieſe Bildſäule, ehe ſie mehrere Sinne hatte, war in ihren Begriffen ſehr eingeſchränkt. Da die Empfindung des Geruchs einer Roſe z. E. die erſte war, ſo war die Bildſäule, oder das Kind, ſelbſt nichts als der

*) Traité des ſenſations.

Geruch der Roſe, und alle Gerüche waren bloſſe Beſtimmungen (modifications) ihrer Art zu ſeyn, die einzigen, deren ſie, die Säule, fähig war. Der Geruch war entweder angenehm, oder unangenehm, und aus der daher rührenden Luſt oder Unluſt entſtunden nach und nach alle andere Staffeln der Erkenntniß. Das Gedächtniß entſteht, wenn der Sinn mit einem neuen Geruche beſchäftigt, und ein Eindruck des vorher gefühlten Geruchs bey der Seele (denn die Statue iſt nichts anders) übrig bleibt. Die Dauer iſt die Folge zweyer Empfindungen, die beyde dem Sinne gegenwärtig geweſen ſind. Ein Urtheil iſt die Empfindung des Unterſchiedes des Geruchs einer Roſe und einer Nelke. Das Gedächtniß behält die Eindrücke in der Ordnung, wie ſie von auſſen entſtanden ſind, und dieſe Ordnung macht ihre Verbindung. Die angenehmen Gerüche werden von der Seele aus dem Gedächtniſſe öfter zurück geholt, als die Unangenehmen, und hieraus entſteht eine Klaſſe von Vergnügungen, die in der Seele ihren Siß haben. Eigentlich iſt nichts gleichgültig, und die Empfindungen, die es ſcheinen zu ſeyn, ſind es nur vergleichungsweiſe. Die Nothdurft (beſoin) entſteht aus dem Verlangen eines glücklichen Zuſtandes. Aus der Vergleichung der jetzigen, gleichgültigen Empfindungen, mit den ſchon genoſſenen angenehmen, entſteht die Langeweile, die zu einem heftigern Leiden gedeyen kann, als ſelber der Schmerz. Das Er-

dächtniß iſt eine ſchwache Empfindung, und die Einbildung eine andre, die eben ſo ſtark iſt, als ſie war, da ſie zuerſt im Sinne entſtund, und die wegen ihrer Stärke uns als gegenwärtig vorkömmt. Das Wiederentſtehn einer Empfindung geſchieht nicht, weil ſie im Leibe, oder in der Seele, aufbewahrt worden iſt, ſondern, weil die Bewegung, die die natürliche Urſache derſelben iſt, im Gehirne wieder hervorgebracht wird. Alle Leidenſchaften ſind nichts als Eigenliebe, und alles was die Seele liebt, ſind nur ſolche Zuſtände in ihr ſelbſt, deren Gegenwart ihr angenehm iſt. Man lernt abſtrahiren, indem man aus vielen angenehmen Empfindungen alles ausläßt, was ſie verſchiedenes haben, und nur dasjenige, was ihnen gemein iſt, nemlich die Anmuth behält. Unſer Abt glaubt, bey Gelegenheit der Zahlen, unſere Fähigkeit gehe nicht weiter als auf drey, und man könne ſich nicht vier Einheiten auf einmal deutlich vorſtellen; alles jenſeits drey ſey folglich eine unbeſtimte Menge. (Sollte man ſich nicht einen Würfel mit 4. 5. und 6 Augen in der Einbildung vorſtellen können). Nach und nach ſteigt die Statue unſers Verfaſſers, wie ehmals Hai Ebn Jockdhan, zu einer Staffel der Erkenntniß nach der andern. Sie lernt, was eine vergangene, und was eine zukünftige Folge iſt. Die Dauer iſt noch durch nichts anders, als durch die Folge der Begriffe beſtimmt, und da die Anzahl derſelben in zwey Menſchen niemals die nemliche iſt, ſo iſt auch

die Länge der Zeit nie für zwey Menſchen die gleiche. Ja es könnte ſeyn, daß eine merkurialiſche Welt in einem unſrer Augenblicke ganze Jahrhunderte zählte. Der Traum unterſcheidet ſich dadurch, daß die Begriffe nicht in der gleichen Ordnung bleiben, und die Luſt nicht das Geſetz iſt, wodurch die Einbildung regiert wird. Das Ich der Seele iſt die Summe der Empfindungen, die ihr das Gedächtniß zurück ruft, und deren, die ihr gegenwärtig ſind. Nach dem Geruche folgt das Gehör, und der Zuſtand eines Menſchen, der nur dieſen Sinn beſitzt, und die Töne thun ungefehr die nemlichen Dienſte, die die Gerüche thaten. Wenn ſich aber beyde Sinne mit einer Seele verbinden, ſo gewinnt ſie eine doppelte Art zu ſeyn, und lernt beſſer abſtrahiren u. ſ. f. Aber nun folgen des Verfaſſers Gedanken über das Geſicht, die ihm ſelbſt ſehr neu und fremd vorkommen, aber eigentlich doch des Biſchofs Berkleys ſeine ſind. Alſo leugnet er, daß dieſer Sinn einen Raum oder eine Ausdehnung unterſcheide, und lehrt, die Seele ſehe nichts als Farben, und dieſe in ihr ſelbſt, zuerſt eine, die einen Vorzug an Anmuth hat, und hernach die andern, endlich aber alle zugleich. Hieraus nun entſteht allerdings eine Art einer Ausdehnung, wenn die Seele Farben neben Farben, und ein ganzes ſieht, deſſen Theile die beſondern Farben ausmachen. Wenn nur eine Farbe wäre, ſo würde die Seele nicht unterſcheiden, ob die gefärbte Fläche gröſſer oder kleiner wäre. Auch von

vielen

vielen Farben, glaubt Hr. C. ſind die Gränzen unbeſtimmt, und die Seele ſieht keine Figur, keine Lage, keine Bewegung, bis ihr das Gefühl zu Hülfe kömmt, als der einzige Sinn, der durch ſich ſelbſt von den äuſſern Dingen urtheilet. Dieſes Gefühl nun unterſcheidet die Ausdehnung, indem es an ſeinen und an andern Körpern Theile neben Theilen empfindet; es unterſcheidet ſeinen Leib von andern Körpern, weil dieſe ihm nicht, wie ſein eigener ſagen, ich bins ſelber; die Luſt erweckt in der fühlenden Seele eine Neubegierde, die die andern Sinnen nicht erweckten, ſich angenehme Empfindungen zu verſchaffen. Es entdeckt die Figuren der Dinge, indem es durch ſich ſelbſt das Runde vom Eckichten, das Lange vom Kurzen unterſcheidet. Es trennt, allein unter allen Sinnen, die Eigenſchaften der andern Dinge von ſich ſelbſt, und lernt, daß die Körper ausgedehnt, hart ſind u. ſ. f. aus welchen Eigenſchaften denn die Seele den Begriff eines Körpers zuſammengeſetzt, abſtrahirt, und die Ausdehnung erkennt. Und hier unterſcheidet Hr. C. noch einmal die reinen oder im Verſtande wohnenden Begriffe, von den Empfindungen. Ein intellektueller Begriff, ſagt er, iſt die Erinnerung einer Empfindung, und alle Begriffe, ohne Ausnahme, entſtehn aus geweſenen Empfindungen. Dieſer dem Malebranche entgegener Lehrſatz, iſt vielleicht die Urſache, warum das Buch kein Privilegium hat, und warum ein falſcher Name auf dem Titel ſteht. Zu den Vortheilen

des Gefühls thut es endlich sehr viel, daß der Arm nicht in einem Stumpen aufhört, sondern in Finger sich theilt, die Gelenke haben, und also sich auf die Gränzen der Körper viel genauer auflegen können. Doch würde eine weitere Eintheilung in mehrere Finger der Seele nicht nützlich seyn, und sie nur verwirret machen, indem sie ein zusammengesetztes Werkzeug selbst schwerlich deutlich erkennen, und sich vorstellen würde.

In dem zweyten Theil dieses Werks, findet man die Art und Weise, wie das Gefühl die übrigen Sinne zurechte weiset, wie es die Empfindungen von den ausser ihr selbst liegenden Körpern unterscheidet, durch die Erfahrung das Gehör zur Entdeckung der Entfernungen brauchen lernt u. s. w. Denn wie es das Auge besser zu nutzen, und die Farben zur Bestimmung einer Ueberfläche anwenden lernt, sie nicht auf ihrem Auge sondern auf einem andern Körper gegenwärtig zu seyn erkennt, die Entfernungen schätzt, und die Figur einer Kugel mit ihrer gefärbten flachen, auch nur eine Scheibe vorstellenden Abbildung zu vereinigen weis. Das oben und unten, sagt der Hr. C. ist an sich nichts, und kann keinen Irrthum erwecken, weil es durch das Gefühl bestimmt wird, und eben dieses zwingt die Augen einfach zu sehen. Die Art und Weise, wie man durch das Gesicht die Entfernungen erkennt, lehrt Hr. C. wie die andern Physiologen, und bestärkt in einem nachfolgenden Abschnitte

das Unvermögen des Gesichts, und die Nothwendigkeit der Hülfe, die es vom Gefühle erhält. Was er aber von des Cheseldens Blindgebohrnen sagt, ist augenscheinlich gekünstelt, und kömmt gar nicht mit demjenigen überein, was wir von andern erfahrnen Wundärzten vernommen haben; denn die Blindgebohrnen, denen man den Staar sticht, sehn gleich gerade, unverkehrt, und können alles erkennen. Und nunmehr lernt die mit den vereinigten Sinnen versehene Seele weit besser alle Dinge, und vermittelst der Tage und des Umlaufes beweglicher Welten die Dauer bestimmen; sie macht eine abstrakte Idee aus jeder Farbe; sie verliert, eben durch die Menge und Deutlichkeit der Empfindungen, etwas von der Lebhaftigkeit der Einbildung; sie lernt ihre Begierden durch die Erinnerung der auf die Erfüllung derselben gefühlten Schmerzen einschränken und bezwingen. Der Unterschied zwischen dem Schönen und Guten, den der Abbe macht, ist sehr besonder. Gut ist, sagt er, was dem Geruch und Geschmack gefällt, und schön, was dem Gehöre, dem Gesichte, und dem Gefühle anmuthig vorkömmt. Da aber alle Gewißheit der Erkenntniß nur von dem Gefühle herstammet und auch dieses endlich nur eine Modifikation der Seele ausmacht, so könnte es vielleicht eben auch uns betriegen, und die Ausdehnung eben sowohl blos in uns selber, und keine wesentliche Eigenschaft der Körper seyn. Diesen Einwurf macht sich der Hr. Abt,

und beantwortet ihn nicht. Er findet ein Beyſpiel ſeiner Statue in einem in Lithauen gefundenen und nur halb vernünftigen Kinde, bey dem insbeſondere kein Gedächtniß ſeiner vorigen Begebenheiten gehaftet hat; (vermuthlich weil es keine Sprache, und keine Namen der Dinge gelernt hatte) und der Verf. ſucht die Urſache dieſer Vergeßlichkeit. Ganz am Ende folgt zuletzt ein Avant-propos, das von der Freyheit handelt. Dieſe beſteht in dem Vermögen das nicht zu thun, was man wirklich thut, und dasjenige zu thun, was man wirklich nicht thut. Aber dieſe Freyheit iſt nicht eine Unabhängigkeit von den äuſſern Dingen, ihr Grund liegt in den Beſtimmungen, die aus unſrer Ueberlegung folgen, und nach dieſer Erklärung ſind wir wirklich frey.

Eben dieſer ſcharfſinnige Abt hat auch ein Traité des Animaux herausgegeben; — Er iſt faſt auf die Berkleyiſchen Gedanken gefallen, und hat alles idealiſirt, und die Empfindung als ein mit der Natur der Maſchine ſtreitendes, den Geiſtern eigenes Amt beſtätiget, den der Hr. v. Büffon auch deswegen ziemlich widerlegt. Ein P. v. Lignac *) hat dieſe Meynungen des Abts beleuchtet, und da Condillac den Begriff der drey Ausdehnungen der Seele zutheilt, ſo ſieht jener dieſes als etwas ſehr Gefährliches und den Idealismum eben für ſo ſchlimm, als den Spinozismum an. Darinn hat auch P. Lignac recht,

*) Götting. gel. Zeitung. 1756. S. 879.

daß er leugnet der Instinkt sey eine Folge der Gewohnheit; er bestärkt die Geschicklichkeit der neugebohrnen Insekten, die so fort alle ihrer Art angemessene Bewegungen ohne einige Versuche verstehen und bewerkstelligen. Er beweist, daß eine thierische Seele, wie der Abt sie beschreibt, Gott und eine Sittlichkeit kennen müßte. Er überfällt ihn in einem Geständnisse, daß die Seele der Thiere von der menschlichen nur im Baue des Leibes (des organes) unterschieden sey, und will ihm zeigen, daß zu viel Witz nicht der Weg zur Wahrheit sey.

XXXIII.

Ueber die Wirkungen der Seele.

1755. (S. 1209.)

Essai de Psychologie, ou Considérations sur les opérations de l'ame *), ist das Werk eines ungenannten Verfassers, das eben nicht neue Erfahrungen enthält, sondern es werden über die bisherigen raisonnirt, und sehr kurze neue Folgen darauf gebauet. Der Hr. Verf. scheint zu befürchten, daß einige seiner Gedanken möchten bedenklich und der Religion anstößig scheinen, daher er sich gegen allen Verdacht zu verwahren sucht. Einen Auszug leidet die Kürze, und die Mannigfaltigkeit der Sachen nicht. Doch wollen wir wenigstens einen Theil dieses philosophischen Buches etwas

*) Sous *Londres* 1755.

genauer betrachten. Der Verfasser fängt bey der Seele an, wie sie vor der Geburt, und nach derselben durch verschiedene Zustände geht. Er zeigt sich hierbey als einen Vertheidiger der unkörperlichen Natur der Seele, und des Einflusses derselben auf den Leib. Er nimmt einen Sitz der Seele ungefehr nach den Hookischen Begriffen an; eine Sammlung aller der Fasern durch welche die Bewegungen im Leibe zuwege gebracht werden; oder auch die Empfindungen äusserer Dinge zum Sammelplatz kommen; denn die nemlichen Fasern verrichten, nach dem Hrn. Verfasser beydes. Die Erinnerung ist bey ihm ein Gefühl der Seele, wodurch sie die Vermehrung der Beweglichkeit einer Faser empfindet, die selbst durch eine äussere Ursache zuerst zuwege gebracht worden ist. Die Aufmerksamkeit kann einen schwachen Eindruck sehr stark machen, indem die Seele öfters auf die Fasern wirket, die gewisse Empfindungen ihr vorstellen, und durch diese Wiederholung den Eindruck dieser Fasern stärker und dauerhafter macht. Die Seele der Thiere unterscheidet sich von der menschlichen Seele dadurch, daß sie ihren eigenen Wirkungen nicht nachdenkt, daß sie ihre Begriffe nicht allgemein macht, und keiner Sittlichkeit fähig ist. Die abgezogenen Begriffe entstehen vornehmlich aus der Sprache, und aus der Wirkung der Seele, die auf die Zeichen der Dinge, und nicht auf die Dinge selbst geschieht. Ja ohne eine Sprache, die solche abgezogene Begriffe besitzt, leben ganze Völker wie grosse

Kinder, faſt ohne Sittlichkeit. Wie Hr. Euler unterſcheidet unſer Verfaſſer, da er von den Sinnen handelt, die Farben durch die mehrern oder mindern Zitterungen. Eben deswegen ſieht man nach einem Drucke aufs Auge zuerſt ein Licht; dann, wie der Schlag abnimmt, roth, gelb, grün, blau, und violbraun. Ueber die Entſtehung und Erhaltung der Begriffe trägt der Verf. verſchiedene Meynungen vor, und läßt dem Leſer eine Wahl. Die Freyheit beweiſet er, wie eine Erſcheinung durch die Erfahrung und die Empfindung. Die unkörperliche Natur der Seele zu beweiſen, führt er erſtlich an, alle Moden der Dinge haben eine gründliche Aehnlichkeit mit ihrem Weſen; nur bey der Seele finde man zwiſchen dem Weſen des Körpers und den ſogenannten Moden des Denkens und Wollens keine Verbindung. Ferner, wenn die Seele eine Ausdehnung hätte, ſo würde ſie ſo viele Begriffe haben, als Punkte in dieſer denkenden Ausdehnung wären, und es wäre unmöglich, daß ſie auf einmal ohne Verwirrung in einem Gefühle dieſe Menge von Begriffen überſehen könnte. Er glaubt, wenn die Seele ausgedehnt wäre, ſo müßte ſie ſich kleiner machen, wenn ein neuer Begriff Raum haben ſollte, und wenn ſie durch einen Begriff nicht ganz angefüllt würde, ſo wäre das nehmliche Weſen halb denkend und halb nicht denkend. Auch würden ſo viele denkende Weſen ſeyn, als in dieſer Ausdehnung empfindende Punkte wären. Hier ſucht der Verfaſſer den Satz zu vertheidigen, die

Seele empfinde und begreife viele Ideen auf einmal, und er leitet dieſes, nicht gänzlich mit Grunde, aus den zuſammengeſetzten Begriffen her, deren ein jeder viele einfache in ſich faßt, und ſich dennoch auf einmal der Seele vorſtellt. Doch kann ein Theil dieſer Empfindungen ſo ſchwach ſeyn, daß ſich die Seele wenig damit beſchäftigt, und dieſelben bald wieder vergißt. Die Freyheit beſchäftigt hiernächſt unſern Verfaſſer. Die Seele wählt niemals ohne zureichenden Grund, obwohl öfters dieſer Grund im Leibe liegt, und von der Seele nicht deutlich erkannt wird, eben weil eine gar kleine Urſache bey einem Gleichgewichte den Ausſchlag geben kann. Aber es iſt ſchwer zu ſagen, ob diejenigen Gründe, die die Freyheit zum Entſchluſſe bringen, gewiß oder nöthigend ſind. Der Verfaſſer hält eben nicht viel auf dem Unterſchiede der phyſiſchen und ſittlichen Nothwendigkeit, von beyden iſt das Widerſpiel unmöglich; doch meint er unſre Freyheit damit zu retten, daß wir uns willkührlich in Anſehung des beſſern entſchlieſſen, und er meint hierzwiſchen und zwiſchen der zwingenden Wirkung der Drohungen einen Unterſchied zu finden. Endlich, denn unſer Auszug kann nicht wohl ohne Uebelſtand länger werden, prüft er die Freyheit der Thiere. Ihre Seele iſt, nach ſeiner Meynung eben ſo unzerſtörbar, als die unſrige; ja er glaubt, ſie würden bis zu den allgemeinen Begriffen und zur Sittlichkeit ſich erhöhen, wenn ſie in einem menſchlichen Gehirne zu wohnen

kämen. Die übrigen Vorwürfe des Hrn. Verfaſſers ſind, die Auferziehung, die erſte Urſache, das Gute und Böſe, die Geſetze, und die Uebereinſtimmung der Welt.

XXXIV.

Ueber die Ungleichheit unter den Menſchen.

Von J. J. Rouſſeau. *)

1756. (S. 21.)

Die Akademie zu Dijon, die unſern Verfaſſer ſchon einmal gekrönt hatte, warf die Frage auf, die Hr. R. auf eine freye, ſcharfſinnige, aber in der That etwas miſantropiſche Weiſe beantwortet. Er will zeigen, wie die Menſchen aus ihrer urſprünglichen Gleichheit, nach und nach an Reichthum, Macht und Ehre ungleich geworden ſeyen. Sein Menſch, bey dem er anfängt, iſt eine Art Affen, der von ſeinen zwey- und vierbeinigten ſtummen Geſellen nicht durch einen wirklichen Vorzug, ſondern durch die bloße Möglichkeit ſeinen Verſtand zu verbeſſern, unterſchieden iſt; deßwegen denn auch Hr. R. die Pongos und Orang-Outang lieber zu ſeinen der Natur überlaſſenen Menſchen, als zu den Affen zählt. Dieſer im Walde von den Früchten der Wälder lebende Menſch, iſt

*) Diſcours ſur l'inégalité entre les Hommes p. J. J. Rouſſeau. 1755.

der Liebling unſers Hrn. R. der unter den Patagonen vielleicht ein ähnliches Urbild gefunden hätte, wenn nicht, wider ſeine Meinung, die allzugeſitteten Patagonen in einer Art Eheſtand in ihren Hölen lebten; denn ſein Menſch lebt einſam, wie der Hamelſche Wilde. Er iſt um deſto ſtärker, geſchwinder und gelenker, weil er alles ohne Werkzeuge thun muß, und auch gegen einen Bären mit einem Aſt eines Baumes genugſam bewafnet. Eben deßwegen läßt ihn Hr. R. lieber auf zwey Füſſen gehen, ob er wohl auf vieren den Schülern der Natur die in den Wäldern wohnen, ähnlicher wäre. Er iſt geſünder als wir, weil er mäßiger und im Gemüthe ruhiger iſt; ſeine Wunden heilen, wie die Wunden der Thiere, leichter, und er verhält ſich zum geſelligen Menſchen, wie der wilde Eber und der Auerochſe zum zahmen Schweine und zum Stiere. Mit dieſer ihm angebohrnen Härte kann er die Wohnung und Kleider leicht entbehren, und daß dieſes möglich ſeye, zeigen wieder die Patagonen. Er hat keine Sprache, und wenige Begriffe, und eben deßwegen werden die Menſchen ſo oft zu Thoren, weil dieſe Elenden im Stande der Natur ſind. Ja Hr. R. lobt den Menſchenfreund am Oronokoſtrom, der zuerſt die Bretter erfunden hat, zwiſchen denen man den Kindern den Kopf lang und flach klemmt, und ſie vor dem gefährlichen Wachsthum ihres Verſtandes verwahrt. Die Nothdurft dieſes glücklichen Menſchen iſt klein und einge-

ſchränkt, ein Apfel, ein Weibchen und der Schlaf ſind alles was er bedarf. Alles dieſes findet er ohne Mühe, und ohne Sorge, und folglich quält der Morgen ſein Heute nicht. Auch iſt er nicht ſo böſe, als ihn Hobbes gemacht hat. Es bleibt ihm, wenn man ihn von allem entblöſſet, was er vom geſelligen Leben borget, dennoch das Mitleiden, und dieſes iſt, wie alle natürliche Triebe, bey ihm ſtärker als bey uns verdorbenen bürgerlichen Menſchen, (wiewohl unſer Patagon eben nicht gar viele Proben eines Mitleidens oder einer Freundlichkeit von ſich gegeben hat.) Er iſt ſonſt nicht begierig andere zu beleidigen, und alſo minder boshaft als verwildert und ſcheu. Die Liebe wird ihn nicht mehr plagen als ſeinen Nachbar, den Bären: denn für ihn iſt keine Schönheit, und ein Weib ſo gut als alle; und glücklicher Weiſe befällt die Brunſt die Menſchen nicht alle auf einmal, wie die Thiere; als woraus eben ein allgemeiner Hobbeſiſcher Zuſtand unter den Thieren entſteht, von welchem die Menſchen ſicher ſind. Ein anders Unglück, von welchem dieſe glücklichen Wilden frey ſind, iſt die Knechtſchaft in allen ihren Staffeln und Verkleidungen. Keine iſt den Wilden möglich, weil kein Menſch in der glückſeligen Wildheit des andern bedürftig iſt, und in der That kennen die Thiere dieſe üble Folge des geſelligen Lebens nicht. Nach dieſem Gemählde des freyen Zuſtandes des Menſchen, folget die Art und Weiſe, wie er ſich aus demſelben in

das unglückliche bürgerliche Leben hat bereden lassen. Die erste Gesellschaft entstund aus der nothwendigen Vereinigung der Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, zur Jagd z. E. die aber nicht länger dauerte, als bis dieser Zweck erhalten war. Ein unordentliches Geschrey und die Gebärden, waren bey dieser zufälligen Gesellschaft zureichend. Aber bald erfand man aus einem Geschenke des Zufalles, die ersten Werkzeuge, das Feuer, und die Wohnungen, in welche im Anfang die Eltern und kleine Kinder zusammen krochen. Nun waren sie Patagonen, aber für des Hr. R. Geschmack schon verdorben, schon allzu gesellschaftlich, und bald entstund eine persönliche Liebe aus der Vergleichung mehrerer Weibchen; es war ein Vorzug, und ein Verlangen nach dem Vorzug. Die Schiffart in einem ausgehölten Baume, und die Jugend der Welt, das goldene Alter, in welchem die Grönländer noch jetzund leben, war nunmehro der allgemeine Zustand des menschlichen Geschlechts. Der Ackerbau war eine unselige Erfindung. Er war der Urheber des mein und dein, und der Sorge fürs Zukünftige; und die schon verzärtelten Erfinder des Pfluges hätten den ersten Ansprecher eines Eigenthums, eines von ihm allein gepflügten Ackers, als den Urheber des Geitzes und Krieges, von seinem anfangenden Reiche verdringen sollen. Doch man muß die überaus scharfsinnige Urkunde selbst lesen, wenn man das Vergnügen

haben will, wie ein Mann von allzu vielem Verſtande, in einer Art Wahnſinn, wie durch den Oſten nach Weſten, herum kommen kann.

XXXV.

Voltaire.

1756. (S. 25.)

Das Scherzgedicht la Pucelle d'Orleans *) iſt nicht vor dreißig Jahren aus der Feder ſeines berühmten Verfaſſers gefloſſen, es enthält die viel neuere Geſchichte der Kandiere, und der M. de P. und aus gar vielen Zügen kann man gegründet muthmaſſen, es ſey in Berlin geſchrieben worden. Die Feder des Dichters, von welchem es ſtammt, läßt ſich nicht verläugnen, obwohl hin und wieder ſchlechte Reime, und Fehler ſtehn, die leicht zu vermeiden geweſen wären. Es iſt ein noch unvollkommenes Scherzgedicht über die bekannte Ieanne d'Arc, in einem beſondern Geſchmacke, der noch mit des Grafen Forteguerra Richardetto ſich am beſten vergleichen läßt. Freylich herrſcht überall die Wolluſt, und zum Theil eine ſolche Art davon, die den Verfaſſer zwingt, ſein muthwilliges Kind zu verläugnen. Bey den unaufhörlichen Scherzreden wieder die Pfaffen, iſt auch gar öfters die Ehrfurcht vergeſſen, mit welcher, und

*) 1755.

mit Schauer und Zittern die Menſchen ihres groſſen Schöpfers und der von ihm auserwählten Geiſter gedenken ſollten. Mit unendlichem Witz wird auch überall der Leidenſchaften Feuer angefacht, die ohnedem nur allzu zügelfrey herrſchen. Der Hr. v. V. geſteht ein Gedicht von ungefähr dieſem Inhalte gemacht zu haben, verſichert aber ein guter Drittel ſey nicht von ſeiner Feder, und würde es gerne ganz von ſich ablehnen.

XXXVI.

Nordens erſte Philoſophen.

1757. (S. 447.)

Eine Probſchrift de philoſophia veterum ſuio Gothor. erſchien zu Upſal 1755 und iſt ein kurzer Auszug der gelehrten Geſchichte der alten Einwohner des Nordens, insbeſondere von dem glücklichen Betrüger, dem Odin; denn dieſem iſt es, wie in andern Ländern andern Patriarchen des Aberglaubens, gelungen, anſtatt einer reinen und abgezogenen Lehre von Gott, eine andere ſinnlichere und den Bitten der Menſchen mehr Zugang verſchaffende Gottheit, den einfältigen nordiſchen Völkern beyzubringen. Dieſe liebten, was ihnen damahls am nöthigſten war, die Kriegskunſt, Sternkunde, als eine zu ihren Schiffarten unentbehrliche Wiſſenſchaft, und die bey freyen Völkern, und die noch heutiges Tages unter den Mohawks,

hochgeschätzte Beredsamkeit. Die Drotten oder Druiden waren ihre Lehrer und Richter. Denn daß Abaris, Anacharsis und Zamolxis so weit aus dem entlegenen Norden entsprungen seyen, ist noch unerwiesen. Ihr Begriff von einer Gottheit war rein und noachisch. Man meint einige Spuren der Dreyeinigkeit bey den alten Nordländern gefunden zu haben, wobey man sich dennoch erinnern muß, daß selbst bey den Israeliten diese Begriffe nicht gar deutlich entwickelt gewesen sind. Doch hatten diese alten Suionen auch einen Begriff eines Mittlers, des Thors, wie fast alle Asiatische Völker, und hingegen ein böses Wesen, Locke, von welchem sie alles wirkende und leidende Uebel herleiteten. Alles dieses reinere Licht verdunkelte in den folgenden Zeiten Siggo Fridulphs Sohn, samt seinen zwölf Asen. Er erfand neue Götter, und nahm in der Folge der Zeit selbst einen Platz ein. Sein Paradies und seine Hölle waren blos sinnlich, und einzig auf die kriegerische Tapferkeit eingerichtet.

XXXVII.

Voltaire.

1757. S. 452. (1753. S. 339.)

Die neue Sammlung der Werke des Hrn. Arouet de Voltaire ist in 17 Oktavbänden erschienen. Die historischen Theile folgen in zusammenhängender Ord-

nung und fangen mit Karl dem Groſſen an, und hört nicht eher auf, als bey der Einnahme der Inſel Minorka. Man muß aber nicht glauben, daß es eine Hiſtorie ſey wie man ſie ſonſt wohl ſchreibt. Die Hauptabſicht iſt, die Sitten und Gemüthsart der Völker in den verſchiedenen Zeiten abzuſchildern, in welchen ſie der Verfaſſer neben einander geſtellt und verglichen hat. Alſo findet man im erſten Bande dieſes Eſſay ſur l'hiſtoire générale & ſur les moeurs & l'eſprit des nations depuis Charles Magne juſqu'à nos jours, von China an, faſt alle Reiche in Gemählde gebracht, und gegeneinander gehalten. Dieſer Band faßt noch die Kreuzzüge in ſich. Hr. A. ſucht überall zu zeigen, daß die Menſchen immer böſe, und die Welt ein abſcheulicher Schauplatz ungerechter Thaten geweſen, wo die Tugend und Gerechtigkeit gar überaus ſelten geſieget hat. Er macht ſich auch ein Vergnügen zu beweiſen, daß die ſogenannten barbariſchen Völker oft geſitteter geweſen ſind, als die andächtigen Europäer. Der Kirche, und der Unternehmungen der Päbſte, gedenkt er zwar nicht eben mit Partheylichkeit, aber doch mit Schonung. Man kann aber unmöglich an vielen Orten die Abſicht miskennen, die Geſchichte, und die Zeitrechnung der H. Schrift, und die oberſte Aufſicht des allgemeinen Herrſchers der Welt auf ſeine Geſchöpfe, zweifelhaft zu machen, obwohl A. ſich ſonſt an mehr als an einem Orte für einen wirklichen Anbeter eines einzigen

zigen

zigen Gottes deutlich angiebt. Der zweyte Theil endet sich mit dem fünfzehenden Jahrhundert, und der dritte mit dem sechszehnden. Dieser leztere ist besonders merkwürdig, weil er die Geschichte der grossen Glaubensverbesserung in sich faßt. Es scheint, des Hr. A. Aufenthalt zu Genf habe ihm einige Liebe zu dieser Stadt beygebracht, deren er hin und wieder rühmlich gedenkt, ihre Freyheit wider die Savoyisch gesinnten Schriftsteller vertheidigt, und ihren blühenden Zustand rühmt. Sonst leugnet A. die Abscheulichkeit der Ablässe, und die schlechten Sitten der Geistlichen nicht, wem aber am wahren Glauben an den einzigen Heiland nicht viel gelegen ist, der fällt freylich natürlicher Weise auf den Gedanken, es wäre besser gewesen, unter dem Joche einer verdorbenen Kirche zu leben, als dieses Joch mit einiger Gefahr der innerlichen Unruhen abzuwerfen. Nur hat A. allerdings darinn wenig Unpartheilichkeit bewiesen, daß er die entstandenen Unruhen in Frankreich, Teutschland und in den Niederlanden, der verbesserten Religion zuschreibt; da es doch sonnenklar ist, wie bloß die ungeheuren Verfolgungen der herrschenden Kirche und die Ermordungen von vielen tausenden endlich die Protestanten hin und wieder zur Ungeduld und zum Widerstande gezwungen haben. Da hingegen unter einer nicht gelinden Regierung die armen Bekenner dieses gedrückten Glaubens in Frankreich seit 1630. in Oestreich, Ungarn, Pohlen, Salzburg und den waldensi-

ſchen Thälern die treueſten Unterthanen geblieben ſind. Er ſucht hiernächſt etwas Lächerliches in der Art und Weiſe, wie durch die angehörten Gründe beyder Theile verſchiedene Städte ihren Glauben zu verbeſſern ſich haben bewegen laſſen. Uns dünkt dieſe Weiſe die vernünftigſte und freyeſte. Man kann auch in den verſchiedenen Unrichtigkeiten dieſer Geſchichte des Hr. V. Widerwillen wider die Vertheidiger der Gewiſſensfreyheit erkennen. Zwingli iſt nicht à la tête der Armee geweſen. Luther hat in keiner Kirchenverſammlung dem Landgrafen die zweyte Frau erlaubt. Es iſt faſt lächerlich unter die Proteſtantiſchen Kirchen die Zuingliens, Oecolampadiens, Carloſtadiens, und Calviniſtes und wieder die Presbyteriens, Puritains und petite Egliſe Anglicane zu unterſcheiden. Iſt es bey dem Hr. V. Unwiſſenheit, iſt es übler Wille? Die Abſchilderung der Deiſten verdient geleſen zu werden; und hingegen auch die Beſchreibung der Klöſter. Der Ueberfluß der Geiſtlichen fällt dem Hrn. A. doch in die Augen. In Frankreich ſind 250000 Geiſtliche, in dem päbſtlichen Staate 32000, in Spanien 50000 Kloſterleute, in Portugal 10000. Die Anmerkung iſt ſonſt gerecht, daß wider Heinrich den IV. nur Katholiſche, und zwar nur nach der Zeit ihre Mordanſchläge vorgenommen, da er ſchon zur gröſſern Kirche übergetreten war.

Siècle de Louis XIV. Wir wollen bey der Geſchichte ſelbſt einem Hiſtoriographe de France nicht gern einreden, der neben dem ſein Leben groſſentheils am Hof und in den vornemſten Geſellſchaften zugebracht und ſo viele Gelegenheit gehabt hat, genaue und beſondere Nachrichten einzuholen. Doch wollen wir bey der gelehrten Geſchichte einige, und bey der übrigen auch ein paar Anmerkungen beyfügen, und wir halten ſie um deſto wichtiger, jemehr Anſehen die ausnehmenden Gaben des Verfaſſers ihm bey den Mächtigen der Welt erworben haben. Ueberhaupt finden wir bey dem Verzeichniſſe der Gelehrten eine fehlerhafte Wahl. Der Hr. Kammerherr hat ſehr viele dunkle und unbekannte Leute genannt; und eben ſo viel groſſe und berühmte Männer unbekannt gelaſſen. Unter den dunklen Männern iſt der Kontroverſienſchreiber Iſaac Papin (an deſſen Stelle man den Naturkenner Denis Papin lieber geſehen hätte) der Ueberſetzer des Marets, der Geſchichtſchreiber Aubri, die Jgfr. Cheron, der Coutures, Guerret, Hermant, Des Lions, Renaudot der ältere, und eine Menge ſchlechter Dichter und Romanſchreiber. Unter den Vergeſſenen finden wir den Mathematiker Fernant, den Pater Merſenne, den groſſen Zergliederer Duverney, den Kräuterkenner Vaillant, den Scheidekünſtler Homberg. Hiernächſt hat der Hr. v. Voltaire ſein le premier oder le plus grand gar zugemein gemacht. Lange vor Lemery's Pharmacopée univerſelle

war das Schröderiſche Werk berühmt. Boyle war vor ihm ein groſſer Kenner der Chymie, des Bourdaloue Ruhm ſollte dem das engliſche wohl verſtehenden Voltaire den Tillotſon nicht vergeſſen machen. Daniel iſt einer der lügenhafteſten Geſchichtſchreiber, den wir jemals geſehen haben. In der Beſchreibung des Burgundiſchen Kriegs macht er den damals vertriebenen und herumirrenden Herzog von Lothringen Richard zum Feldherrn der ſieghaften Schweizer, und die Lothringer, deren 300 bey der Schlacht geweſen, zu einem weſentlichen Theil der verbundenen Armee. Es fehlt auch unendlich viel daran, daß die Encyklopedie die lezte Kraft des vereinigten menſchlichen Geſchlechts ſeye. Man hat in Frankreich das Gegentheil bewieſen, und wir ſind davon durch unſere eigene Kenntniß überzeugt. Es ſind ferner ordentliche Fehler und Unrichtigkeiten in der Geſchichte. Bernier iſt niemals Leibarzt des Mogols geweſen, er hat ihn wohl niemals geſprochen. Er lebte als ein Weltweiſer und Hauslehrer bey einem Aga des Mogoliſchen Hofes. Mery war ein geſchickter Mann, er hat aber ſo wenig geſchrieben, daß man nicht abſehen kann, wie er einer von denjenigen iſt, die die Chirurgie illuſtrirt haben. Die ſehr weitläufige Widerlegung des Bodin iſt bey einer vergeſſenen Streitigkeit eine bloſſe Probe des alten Haſſes gegen den Rouſſeau. Ein Saurin, der Diebſtals wegen ſein Vaterland und

ſeinen Glauben verlaſſen müſſen, iſt allenfalls nicht zu gut, verläumderiſche Reime geſchrieben zu haben. Man kann nicht wohl ſagen, Salle ſey der inventeur des Journaux. Die Journaux des Sçavans ſind nicht älter als die Transaktionen, und nicht ſo alt als die Academia Naturae Curioſorum. Die Liebe des Eucharis und der Calypſo konnte gar wohl als eine Warnung für einen jungen Prinzen beſchrieben werden. Der Telemaque hat ſehr zahlreiche Nachahmer gehabt S 188. Sethos, Neoptoleme, Pyrrhus Roi d'Epire, Voyage de Cyrus und mehrere, gehören dahin. Die Entſchuldigung des la Fontaine entblößt die Seele des Hrn. Voltaire. Soll man mit allem Reize der Satyre, des Scherzes und der Ueppigkeit der Jugend ein Laſter vormahlen, dazu ſie ſogar ſehr geneigt iſt. Unter den zur Geſchichte gehörigen Nachrichten wollen wir nur einige berühren. Louis XIV. hinterließ a 1715. 4500 Millionen Schulden an jetziger Franzöſiſcher Münze. Er verthat alle Jahr im Durchſchnitt 300 Millionen. Die ordentlichen Einkünfte der Krone waren unter Kolbert ungefähr 200 jetzige Millionen, die Menge des baaren Geldes im Reiche belauft ſich auf 1200 franzöſiſche Millionen, und das Silbergeſchirr auf ungefähr eben ſoviel. Die Geiſtlichkeit, ſagt der Hr. v. Voltaire, iſt nicht ſo reich, als man ſie macht. Sie hat nur ungefähr 80 Millionen Einkünfte, und dieſes iſt für 250,000 Geiſtliche nicht zu viel. Aber 250000 Geiſt-

liche ſind zu viel für Frankreich, und der nichts beytragende Theil der Nation, iſt zu reich gegen den Theil auf dem alle Laſten alleine liegen. Wir verwundern uns hiernächſt über des Voltaire ſo gar unbillige Urtheile über die Proteſtanten. Es iſt beſonders, daß ein Freydenker die Päbſte und Jeſuiten durchgehends entſchuldigt, und die Vertheidiger der Freyheit der Welt hingegen auf alle mögliche Weiſe verkleinert, ohne die längſt eine Sklaverey in der Katholiſchen Kirche wäre, daß kein Freydenker nur athmen dürfte. Daß z. E. die proteſtantiſche Religion in freyen Ländern am leichteſten Eingang gefunden, kömmt gewiß nicht daher, daß ſie untreue Unterthanen macht. Wer iſt treuer, der niemand als Gott und ſeinen König ehrt, oder der, der einen Prieſter anbetet, dem er das Recht zugeſteht ſeinen König abzuſezen? Aber freylich konnte eine beſſere Religion leichter durchdringen, wo ihr die Gewalt, die Inquiſition und das Feuer weniger widerſtand. Hundert Bullen ſagt V. ſoll man lieber annehmen, als zugeben, daß Lärm und Zwietracht entſtehe. Welche Sprache in dem Munde eines Mannes, der vorgiebt, er opfre der Wahrheit alle Vorurtheile auf! S. 273. Hat man den Jeſuiten unrecht gethan, wenn man ihnen des Mariana, des du Perrou, der Päbſte und der franzöſiſchen Geiſtlichkeit und ſo vieler andern Meinungen zuſchreibt, die ſie niemals für unrecht erkennen wollen? Iſts rühmlich am Voltaire zu ge-

ſtehn Quesnels Buch ſeye voll ſichtbaren Gutes, und das Böſe müſſe man ſuchen, und dennoch ihn den Quesnel und die Janſeniſten durchgehends bey ihrem vielen Leiden lächerlich zu machen. Hin und wieder entfahren indeſſen dem Verfaſſer groſſe und nützliche Wahrheiten. Alſo bezeichnet er den Anfang der wahren Freyheit in Engelland mit der Ankunft des glorreichen Wilhelms.

Bey den hiſtoriſchen Nachrichten finden wir einige auch uns bekannte Unrichtigkeiten. Der Pabſt hat S. 133. Kaſtro und Ronciglione dem Herzog von Parma nicht wiedergegeben, er beſitzt es noch. Es iſt nicht richtig S. 127. daß das Kapetingiſche Haus viele hundert Jahre eine Monarchie beherrſcht habe, ehe ein einziges Haus, von den jetzt regierenden zu einiger Erhabenheit gekommen ſeye. Es läßt ſich dieſes weder von dem Bayerſchen, noch vom Guelfiſchen ſagen. Daß Ludwig der XV. im letzten Kriege überall, auſſer in Italien glücklich geweſen ſey (S. 486.) iſt offenbar zu viel geſagt. Sind die franzöſiſchen Lager nicht dreymal mit Verluſt aus Deutſchland getrieben worden? Und hat der Hr. v. V. vergeſſen, daß er geſtanden, die Engelländer haben die franzöſiſche Seemacht völlig zu Grunde gerichtet? Haben ſie in Schottland etwas beſtändiges ausgerichtet? Ludwig des XV. Waffen ſind eigentlich nirgens als in den Niederlanden glücklich zu nennen. Der Vorwurf, daß die deutſchen Armeen erſt im Auguſt

zu Felde gehn, iſt alt und oft wiederholt. Fieng aber nicht Khevenhüller die Eroberung von Bayern am Neujahr an: und wurden nicht die Franzoſen zum zweytenmal im April aus Bayern getrieben? Belagerten die Deutſchen nicht Genua im Winter? und ſollte ein Voltaire ſich nach den Reden des Pöbels richten. Wir übergehn mehrere Stellen von eben der Art.

Noch können wir nicht unbemerkt laſſen, daß es völlig unwahr iſt, wenn Voltaire die Anzahl der im J. 1746 hingerichteten engliſchen Rebellen auf 800 rechnet. Eben ſo unphyſiſch iſt es, wenn er ſagt, Cordez habe in einem Vulkane den Salpeter zum Pulver machen gefunden, und eben ſo ungrammatiſch erklärt er Statthouder durch teneur d'Etats, da es ſo deutlich Vicaire heißt. Es würde überhaupt eine gemeinnützige Arbeit ſeyn, wenn man dieſe Voltairiſche Geſchichte mit nöthigen Anmerkungen verſähe, da ſonſt dieſe und andere Unrichtigkeiten von den meiſten Leſern, zumal in künftigen Zeiten, als richtige Denkmale der Geſchichte angenommen werden könnten. *) — —

*) Der Hr. v. Voltaire hat eine ſehr unvollkommene Ueberſetzung unſerer Beurtheilung des Siecle de Louis XIV erhalten, und auf dieſelbe mit einem duzend vous vous trompés geantwortet, die er dem Rezenſenten entgegenſetzt. Dieſer hat auf franzöſiſch ſich vertheidiget und alle Erben ſeiner Rezenſion gerechtfertiget. Es ſcheint der Geſchichtſchreiber von Frankreich habe mehr Stärke, eine Geſchichte angenehm vorzutragen, als genau nach der Wahrheit zu erforſchen (Gött. Anz. 59. S. 781.)

XXXVIII.

Die Alpen.

Nach einer Schwediſchen Probeſchrift *)

1757. (S. 614. f.)

Der Verfaſſer verſteht unter den Alpen ſolche Gebürge, die mit keiner Waldung wegen ihrer Höhe bewachſen ſind. Sie ſind, ſagt er, bis zur ſommerlichen Sonnenwende mit Schnee bedeckt, und in acht Tagen ſtehen an deſſen ſtatt blühende Kräuter da, die wieder in ſechs Wochen reif werden müſſen, wenn ſie ſich beſaamen ſollen. Zu den Alpen zählt er die Lappiſchen, die Oeſterreichiſchen, Rhätiſchen, Italiäniſchen, Franzöſiſchen, Pyrenäiſchen, Engliſchen, und Schweizeriſchen Gebürge. Dieſe haben durchaus einige Pflanzen mit einander gemein, und Sibirien hat ihrer viele, ob es gleich nicht ſo hoch liegt. — Wir wollen hierüber für diejenigen Leſer, die fern von den Alpen leben, einige nicht undienliche Anmerkungen machen. Den Namen der Alpen beſtimmen die Waldungen nicht, die auf gar vielen Gebürgen mangeln, es kömmt auf die faſt beſtändige Dauer der Schnees an, deßwegen braucht es um eine Alpe auszumachen, unter der Linie ein entſetzlich hohes Gebürge, da in Kamtſchaka, Nordſibirien, Grönland und Nova Zembla ſelbſt die Flächen endlich zum beſchneyten

*) N. Amman Flora Alpina Upſ. 1756.

Striche gehören, und in allen Eigenschaften, insbesondere aber den Pflanzen den Alpen ähnlich sind. Die Schweizerischen und andern Europäischen Alpen haben keine Rennmooßfelder, und fast keine Flächen. Sie sind unten mit einem gähe genug wachsenden Walde umgürtet, obenher sind es gäh abhangende Weiden, und dann spitzige Pyramiden, aus Felsen aufgethürmt. Zwischen diesen Spitzen ziehen sich abhängende Thäler durch, in welchen die ersten Adern der Ströme nach den Thälern fliessen Die höhern Alpen sind durchgehends gegen Norden mit einer Borke von Eiß überzogen, auf welcher erst der Schnee liegt, und wovon sie den Namen Gletscher bey den Anwohnern erhalten haben *). Diese Alpen nun haben sehr viele eigene Pflanzen, einige andere aber sind ihnen mit niedrigen und des Namens der Alpen unwürdigen Gebürgen gemein. — Es ist übrigens schwer ein Kräuterverzeichniß aus allen Alpen zu sammlen, und erfordert eine gar zu grosse Kenntniß der Pflanzen, und selbst der Geographie **). Die Berge Hauenstein z. E. und Wasserfall, der Turiberg bey Genf, sind alle des Titels der Alpen unwürdig, und nicht einmal

*) Der Hr. v. Haller sagt an einem andern Orte: "Freylich bedeutet das Wort Alpes nicht Schneegebürge. Unsre Helvetier, die am besten diese Worte kennen sollten, heißen die leztern Gletscher, und Alpen alle hohe Viehweiden." (Gött. Anz. 1771. S. 158.)

**) Ganz recht schreibt man den Alpenkräutern eine schwarze fruchtbare Erde zu. (Ebendas.)

Spitzen des von den Alpen wohl zu unterſcheidenden und nirgends mit denſelben vermiſchten Gebürges, das von Lyon über Genf bis nach Köllen hin ſich erſtreckt, und den Rhodan und Rhein gegen Morgen liegen hat, auch überhaupt faſt in einer Linie von Süden nach Norden ſich erſtreckt. Der Schnee haftet auf denſelben nirgends, es hat keine Pyramiden, und ein geringer Theil des Rückens iſt ohne Waldung.

XXXIX.

Conſtantin der Groſſe.

1758. (S. 356.)

Herr Le Beau in ſeiner Hiſtoire du Bas Empire übernimmt zwar nicht die Erſcheinung des Kreuzes, (die in Deutſchland geſchehen ſeyn ſoll) zu beweiſen, aber man fühlt doch aus den weitläuftigen Gründen, und ſelbſt aus der Ordnung in welcher er ſie vorträgt, daß er dieſes Wunder lieber beybehalten wollte. — Bey Conſtantin, ob er gleich viele Zeichen der Güte, auch zuweilen wider die Feinde von ſich gegeben hat, war doch ſelbſt die Grauſamkeit der Zeiten nicht ausgerottet, die er wieder die gefangenen Franken, den unter gewiſſen Bedingungen ſich ergebenden Licinius, als ſeinen Schwager, deſſen Sohn und ſeinen eigenen tugendhaften Sohn den Criſpus erwieſen hat. Seine Eitelkeit, die ihn bewog, die Eh-

renmale seiner Vorfahren sich zuzueignen, und die selbst auf seinen Kleidern in den Münzen sich verewigt, seine Schwachheit gegen seine verdorbene Höflinge, sein wankelbarer Sinn selbst in Glaubenssachen, seine unbillige Erbitterung wider die Römer, blos weil sie seines Sohnes Mord mit Stichelschriften und einem verrückenden Stillschweigen zu rächen schienen; der grosse Fehler einer zweyten seinen Namen tragenden Hauptstadt, (die unsägliche Kosten, und neue und drückende Auflagen erforderte, und doch endlich nur des Reichs Kräfte trennte und schwächte,) seine unpolitische Vertheilung des Reiches unter seine drey Söhne, und andere Fehler, mindern seinen Ruhm gar sehr. Zu welchem wir sonst gerne rechnen, daß er seine Halbbrüder wider die barbarischen Grundsätze der damaligen Staatsklugheit, doch leben lassen, und zum Theil auch zu ziemlichen Würden erhoben hat. Hr **Le Beau** legt dem Constantin den zweydeutigen Ruhm bey, daß er die ersten Klöster gestiftet, und deswegen die Gesetze wieder die Kinder und Ehelosen theils gemildert, und theils abgeschaft habe. Unter ihm nahmen auch die neuen unrömischen Titel, und die den Kriegsleuten angewiesene Timars den Anfang; er nahm auch jemehr und mehr barbarische Völker in sein Heer auf, welches zu einer andern Ursache des Untergangs des Reichs erwuchs. Er gab, wiewohl seltener als seine Nachfolger, das erste Beyspiel der Verfolgung, indem er den Weltweisen Sopater hin-

richten ließ, blos weil er ein Heide war. Den Perſern überließ er ſelbſt das Eiſen, deſſen ſie wieder die Römer zu Kriegen benöthigt waren. Er war der Erſte, der erlaubte, den weltlichen Richter auszuſchlagen, und das Urtheil der Biſchöffe anzurufen, dem er das Recht beylegte, daß man die Sache nicht mehr weiter ziehen konnte. Er war alſo, wie andre Menſchen, ein Gemiſche von Tugenden und Schwachheiten. — — Hr. **Le Beau** führt eine Aufſchrift an, die zu Pierre pertuis ſtehen ſoll, als einem in die Felſen gehauenen Durchgang, durch welchen **Conſtantin** ſein Herr ſoll geführt haben. Die Unwahrheit dieſes Vorgebens iſt offenbar. Die Aufſchrift über dem Klippengewölbe iſt in der That weder in Verſen, noch von Conſtantins Zeiten.

XL.

Von den Kometen.

1758. (S. 542.)

Die Kometen ſind bekanntlich in ihrer gröſten Entfernung viel weiter von der Sonne entfernt, als der weiteſte von den Planeten Saturn, und kommen hingegen in dem mindeſten Abſtande der Sonne ſehr nahe. Unter 40 ſind Zehen näher als der Merkur an die Sonne gekommen, 26 aber näher als die Venus, und nur 6 haben der Erde Gleiß nicht erreicht. Sie ſind alſo wechſelsweiſe der gröſten Kälte und Dunkelheit, und auch der gröſten Wärme und Helle unter-

worfen. Ihre Lage weicht von der Ekliptik um 20. 40. 60. und endlich über 80. Grade ab. Die Hälfte derer, die wir kennen, geben der Ekliptik nach von Osten nach Westen, gerade dem Planetenlaufe zuwider. Einige andere, deren Neigung gegen die Ekliptik die gröste ist, gehen von Süden nach Norden, oder von Nord nach Süden. Die nach allen Richtungen gleich leichte Bewegung dieser Sternen, widerlegt des Carteſius ätheriſche, die Planeten fortſchleppende Ströme und Wirbel unwiderſprechlich. Ihre Kräfte, die ſie in ihrem Gleiſe fortraffen, ſind eben diejenigen, die alle himmliſche Körper regieren, die Schwungkraft (centrifuga) und die Sinkkraft (centripeta). Sie müſſen ſehr dichte Körper ſeyn, da ſie der erſtaunlichen Hitze der nahen Sonne widerſtehen. Die Anzahl der Kometen ſcheint groß, ob wohl ſie wegen ihrer langen Perioden, und der ſpät vorgenommenen Beobachtung derſelben unbekannt iſt; doch ſcheint ſie das Hundert zu überſteigen. Der Nutzen in Anſehung des Weltgebäudes iſt noch nicht bekannt, die wenigſten kommen jemals der Erde ſehr nahe, und die Gefahr, daß ſie auf dieſelbe ſtoſſen werden, iſt faſt unendlich klein.

XLI.

Vom Nationalſtolze.

Von J. G. Zimmermann.

1758. (S. 558.)

Der erſte Theil dieſer Satyre beſchreibt den lächerlichen Nationalſtolz, zu welchem Hr. Z. nur allzuviele Urbilder findet, da wenige Völker von einigem Glücke und Anſehen ſind, deren einzelne Bürger nicht, wegen der Vorzüge des ganzen Volkes, ſich einen Vorzug vor andern Nationen zueignen. China iſt eines der bekannteſten Beyſpiele. Hr. Z. macht ſich über das vermeinte Alterthum der Monarchie und ihre andern Nationaleinbildungen luſtig, und widerlegt in einem Zuſatze den P. du Halde, der die zahlreichen Jahrhunderte der Dauer ihrer Monarchie hat beſtärken wollen. Die Tartaren, bey deren kleinen Fürſten die lächerlichſte Art einer angemaßten Obermacht herrſchet, und andere morgenländiſche Völker, erſcheinen in ihrer Reyhe; doch giebt Europa eine zahlreiche Verſchiedenheit von dieſer, vielleicht doch ungemein nützlichen Thorheit. Mit Recht vertheidigt Hr. Z. die billigen Anſprüche aller Völker zum Wohldenken, wider die eigennützige Ausſchlieſſung, die einige beſondere Nationen unternommen haben. Der zweyte Theil ſoll den vernünftigen Stolz beſchreiben, denn Hr. Z. glaubt, ein ſolcher Stolz ſey als ein Gefühl der eigenen Würde möglich, wiewohl wir

immer fürchten, die groſſe Macht der Eigenliebe laſſe ſelten zu, daß wir unſere Vorzüge nach der Billigkeit ſchätzen, ſo bald wir nicht erröthen, ihnen ſelbſt einen Preiß zu geben, und uns kömmt vor, wenn ein ſolcher Stolz möglich wäre, ſo läge er in der Beſtrebung, uns unſrer Fehler zu entladen; doch kann man nach des Hrn. Z. Grundſätzen allerdings in tugendhaften Nationen ſich durch die Allgemeinheit der guten Eigenſchaften aufmuntern laſſen. Hier folgt alſo ein Verzeichniß der Völker, die was groſſes oder vorzügliches beſitzen, oder beſeſſen haben, der Nord iſt unvergeſſen, und Hr. Z. hält viel auf die Tartaren (wenn ja Länderverheeren etwas Ruhmwürdiges iſt.) Die Griechen und Römer ſind dienliche Beyſpiele ſolcher Nationen, die an groſſen Männern reich geweſen ſind; bey beyden hat auch die edle Leidenſchaft am meiſten geherrſcht, die man die Liebe zum Vaterlande nennt, und die mit einem rühmlichen Nationalſtolze eine ziemliche Verwandtſchaft hat, von Hrn. Z. auch äuſſerſt angeprieſen wird; dem eben benannten Stolze aber zu Rom doch noch am nächſten kam, weil man einem jeden Bürger eine fanatiſche Einbildung von den Vorrechten und der unfehlbar zu erwartenden Gröſſe des ewigen Roms eingeprägt hatte. Hr. Z. lobt dieſen Eifer auch an kleinern freyen Staaten, widerlegt den dergleichen Regungen nicht fühlenden und verachtenden le Clerk, und entſchuldigt mit Recht dieſer Staaten mindere Achtung für die (gelehrten)

ten) Vorzüge einiger ihrer Bürger. Die jetzigen groſſen Geiſter in Frankreich vertheidigt er wieder die Einbildung, daß unter Ludwig dem XIV. die Zeiten für die Wiſſenſchaften glücklicher geweſen ſeyen. Die ziemlich nachtheilige Schilderung von Engelland hätte er billig aus einer andern Quelle, als aus dem Bullingbroke nehmen ſollen, dem es unter allen Menſchen am wenigſten anſtehen konnte, patriotiſche Tugenden von ſeinen Mitbürgern zu fodern, und der ſie vielleicht in einem verborgenen Hange zu dem verbannten Hauſe geſucht hätte; wie ungerecht leugnet Bullingbroke die Beſtrebungen des Parlements wider die Unterdrückungen der Freyheit, davon es unter Karl dem I. und dem II. ſo viele und für ſeine Mitglieder ſo gefährliche Proben gegeben hat. Ruſſel, Sidney und andre haben ihr Leben und nicht blos eine erkaufte und eigentlich nichts einbringende Stelle auf die Spitze geſetzt. Die Vorzüge der Schweden erhebt Hr. Z. mit Recht, und ſie laſſen ſich wohl durch vorübergehende minder glückliche Unternehmungen nicht gänzlich verdunkeln. Endlich ſchließt er mit einem ſatyriſchen Zuge, in welchem er ſeine im zweyten Buche verſchiedentlich ausgetheilten Lobſprüche wieder ziemlich empfindlich zurück nimmt. Das übrige machen einige hauptſächlich zur Geſchichte von Japan und China gehörigen Zuſätze aus, wobey wir eine gewiſſe Vergleichung der That des Gottes Jsanagi lieber nicht leſen würden.

In der zweyten Ausgabe die zu Zürich 1760 erſchienen iſt, findet man die Satyre gegen die Republikaner nicht wieder, und Hr. Zimmermann erkennt vielmehr, die einigermaſſen gegründeten Vorzüge eines freygebohrnen Mitgliedes einer Republik, vor jenen die ihre Geburt zu Unterthanen macht. (G. Z. 1760. S. 818.)

Bey der vierten Auflage des Nationalſtolzes fügte Hr. von Haller ſeiner Anzeige bey: „An den Nationen die der Hr. Leibmedikus in ſeine Muſterung ziehet, erkennt er auch, und zumal an den Franzoſen, das Gute, das ſie haben, und die vielen Belohnungen des Verdienſtes. Die Chineſen ſind nicht vergeſſen, und zumal auch ihr eingebildetes und vielleicht von den Europäern aus eigennützigen Abſichten zu hoch aufgemutztes Alterthum beſtritten. Allerdings war Nian Hy Jao nicht nur ein Unterkönig, aber wer ihn geleſen hat, ſiehet, daß er mit einem geſunden Urtheile die wahren und falſchen Quellen der Chineſiſchen Geſchichte unterſucht, und den lügenhaften Sematſien, den Urheber der von den Jeſuiten wiederhohlten Fabeln, nicht ohne Ueberlegung verlaſſen hat. Der Aberglaube iſt indeſſen in China vom Unglauben getrennt; jener wohnt beym Frauenzimmer und dem gemeinen Volke, und dieſer bey den Gelehrten. (Gött. Z. 1768. S. 1240.)

XLII.

Ueber die Prachtgesetze im Norden.

Eine akademische Rede des schwedischen Reichsraths H. Henning Adolph Gilleborg.

1759. (S. 907.)

Der wohlgesinnte Hr. Graf zeigt, daß allerdings ein Reich durch die Ausfuhr der Baarschaft gegen entbehrliche Waaren geschwächt wird, und in Schulden, und in ein Untergewicht seiner Einnahme und Ausgabe geräth; daß auch die Kräfte des Leibes und Gemüthes durch die Ueppigkeit geschwächt werden; daß sie die Menschen von allen ernstlichen und gemeinnützigen Geschäften abzieht, und endlich nichts so schändlich ist, das ein Mensch nicht unternehmen sollte, wenn ihm die Mittel zum Ueberflusse entgehn, an welchen er gewöhnt ist (vielleicht hat auch der Pracht (Luxus) noch eine viel schädlichere Wirkung, auch bey seinem tugendhaftesten und unschuldigsten Gebrauche. Er macht den Unterschied zwischen dem Reichen und Armen zu sichtbar, er macht die leztern verächtlich, und setzt endlich zu den Beförderungen und zur Hochachtung der Menschen, an die Stelle der wahren Tugenden, die Kostbarkeit, den Geschmack, und allerley Geschicklichkeiten, die mit dem verderbtesten Herzen bestehen können. In Schweden waren die alten Zeiten hart und einfältig; auch die Könige

wohnten unter einem Dache, das einen einzigen Schuppen, wie in den westphälischen Häusern, bedeckte. Sie tranken Bier, das mit Porst gegohren hatte, und Meet war für die Domherren aufgehoben, Wein aber gänzlich unbekannt. Magnus Ladulos ist der Urheber des Prachts in Schweden. Dieser Krebs der Staaten stieg bald zu einem schädlichen Gipfel, und in Schonen sind auf einer Hochzeit 24 Ochsen und 80 Schaafe verzehrt worden. Magnus Smek führte die ersten Gesetze wider den Ueberfluß ein, und verbot über 80 Personen (ohne die Geistlichen) auf einmal zu bewirthen, nur wurde die erlaubte Anzahl der Gäste bey Hochzeiten bis auf 100 vermehrt. Man erlaubte nicht mehr als zwey Spielleute, und Sten Sture schafte die mit dem lächerlichsten Aufwande begleiteten zerschnittenen Kleider ab. K. Johann verbot A. 1585. das deutsche Bier, nicht ohne grosses Mißvergnügen der meisten. Der Hr. Graf endigt seinen Aufsatz mit sehr ernstlichen Anmerkungen. Er hält den Edelmann für wohlgesinnt, der seine Güter verbessert; und mit dieser Arbeit die nächstgelegenen Armen erhält, nicht aber denjenigen, der die Früchte des Schweises seiner Mitbürger für Prachtwaaren in andre Länder schickt. Und unser erlauchter Hr. Verfasser zweifelt, ob der schändliche Brandtewein zu unsern Zeiten nicht mehr Schaden thue, als die ganze Verbesserung der Oekonomie Nutzen schaft, da wohl mehr Tonnen Korn dahin verschwendet werden, als

die Anzahl derſelben ſeyn mag, womit der Fleiß und die Geſchicklichkeit die Früchte der vorigen Zeiten vermehrt. Er geſteht endlich, man werde ſelbſt in Schweden, entweder bald eine neue Lebensart, oder neue Bücher einführen müſſen. (novas tabulas.)

XLIII.

Die Entvölkerung in Republiken.

Von D. Iſak Iſelin,
Rathſchreiber [Vicekanzler] in Baſel.
1758. (S. 1014.)

Freymüthige Gedanken über die Entvölkerung unſrer (Baſel) Vaterſtadt. Dieſe Schrift iſt nicht wie die meiſten Bücher, die Wirkung des Eifers eines von der Welt abgeſonderten Gelehrten, ſie iſt wirklich vor dem groſſen Rath der Republik den zwanzigſten Merz in Betrachtung gezogen und zur Bewerkſtelligung angenommen worden. Hr. Iſelin findet bey ſeiner an einem groſſen Strome zwiſchen zwey Reichen und einer wenig handelnden groſſen Republik, in einer geſegneten Gegend liegenden Vaterſtadt alles, was äuſſerlich der Handlung günſtig ſcheinen kann. Eine Stadt in dieſer Lage kann nie zu ſtark bevölkert werden, da ſie mit mehrern Bürgern immer mehr Manufakturen, und mehr Handelshäuſer hoffen kann. Dieſe Zunahme iſt faſt nicht einzuſchränken, und die allzugroſſe Bevölkerung, wenn ſie je möglich iſt, von

Basel noch sehr weit entfernt. Hingegen nimmt dieſe Stadt an Bürgern ab, die Preiſe der Häuſer und die Miethen fallen, und die Anzahl der Armen nimmt, bey wenigen Reichen, zu, und hingegen verringert ſich die nützlichſte Art der Bürger, die bey dem Mittelmaas des Reichthums, ohne Ueberfluß arbeitſam ſind. Die Armenanſtalten ſind, wie anderswo in Helvetien, nicht wider das Uebel eingerichtet, weil die verarmten Bürger zwar reichliche Allmoſen genieſen, aber nicht genug zur Arbeit, zum Fleiße und zum eigenen Verdienſte angeleitet werden. Das Münzweſen iſt zu Baſel (denn Bern hat noch immer dem Schwalle der ſchlimmen Münzen patriotiſch und kräftig widerſtanden) im größten Verfalle. Dieſen Uebeln abzuhelfen räth unſer Hr. Verfaſſer der hohen Schule wieder aufzuhelfen, die in der That bey allen den geſchickten, und zum Theil berühmten Männern, dennoch zu Baſel in einige Schlummerſucht verfallen iſt. Das vornehmſte Mittel aber wäre von den Patriziſchen Grundſätzen der Helvetiſchen Republiken abzugehen, und nützliche und bemittelte Bürger anzunehmen, und damit zugleich die Stadt mit Menſchen und mit Geld zu verſtärken, die ausgegangenen Stämme zu erſetzen, und ſich dazu, der jetzigen für manche deutſche Staaten unglücklichen, in der friedlichen Schweiz aber geſegneten Zeiten klüglich zu bedienen. Hr. J. will dabey die Einſchränkung machen, daß bloße Kapitaliſten nicht unter 40000 Rthl. eigener Mit-

tel, Fabrikanten aber, Handwerker und Gelehrte mit mindern Bedingungen angenommen, auch nicht alsofort, sondern theils erſt ihre Kinder und theils die Kindeskinder in die wirkliche Regierung gewählt zu werden fähig ſeyn ſollten.

XLIV.

Ueber die Sprachen in Helvetien.

Von Hrn. Bertrand. *)

1758. (S. 1470.)

Herr Bertrand hat wahrgenommen, daß Bochat bey der helvetiſchen Sprache, und den Namen der Oerter alles aus dem Celtiſchen, Hr. Altmann aus dem Griechiſchen, andre aus dem Deutſchen herleiten. Er hat aber ganz wohl betrachtet, daß verſchiedene Völker nach einander Helvetien bewohnt, und ihre Sprache in dieſem Lande ausgebreitet haben, und daß man folglich nicht von einer Sprache allein den Urſprung aller Wörter herhohlen ſoll. Die älteſten Helvetier ſind wohl Celten geweſen, und vielleicht waren die Deutſchen und Celten Abkömmlinge eines nemlichen, in den älteſten Zeiten noch ungetrennten Volks. In der Celtiſchen Sprache bleiben, in dem ſogenannten Welſchen (Franzöſiſch ſprechenden) Theile

*) Recherches ſur les langues anciennes & modernes de la Suiſſe, & principalement du pays de Vaud. Geneve 1758.

der Eidgenoſſenſchaft viele Wörter, deren einige Hr. B. zur Probe anführt, und von andern weis man auſſer Helvetien ſelber keinen Urſprung, und keine Aehnlichkeit anzugeben. Vom Griechiſchen haben die Hrn. Altmann und Zehender mehrere Wörter abgeleitet, es mag auch einigermaſſen die Gelehrte und Staatsſprache geweſen ſeyn, in welcher man die Bünde und öffentliche Urkunden verfaßt hat, und vielleicht kommen die dem Griechiſchen ſich nähernden Wörter eher aus einer ältern Sprache, aus der auch die Griechiſche entſprungen iſt; wenigſtens iſt Corti, das Hr. B. von κορτος herleitet, dem Verſtande und Tone dem ſchwediſchen Gard und deutſchen Garten; und Schotta dem deutſchen Schutz eben ſo nahe, als dem Griechiſchen σκεπας. Da die Römer mehrere Jahrhunderte durch Helvetien beherrſcht haben, ſo hat ihre Sprache nothwendig ſich in dieſen Ländern ausbreiten müſſen; ſie iſt auch unſtreitig der Grund des verdorbenen Romaniſchen oder Welſchen, das mit dem eigentlichen Lateiniſchen eben ſo viel Verwandtſchaft, als mit dem Franzöſiſchen hat. Das Deutſche drang zuerſt durch die Allemanniſchen Siege, nachwerts aber nach der Verſetzung der Sachſen unter Karl dem Groſſen, und unter den deutſchen Kayſern, nach dem Abſterben der letztern burgundiſchen Könige, in den öſtlichen Theil Helvetiens, weil der weſtliche, wegen der Nachbarſchaft des groſſen Galliens (auch wegen der groſſen Landſchaften, die dem Hauſe Savoyen zugehör-

ten) die verdorbene romaniſche Sprache, und ſelbſt den Namen Römer behielten (denn pays Roman iſt der Kanzleynamen des franzöſiſch ſprechenden Theils der Republik Bern). Aus der Verſchiedenheit der Gegenden, und der dieſelben bewohnenden Völker nun, ſoll man muthmaſſen, ob ein Namen einer Stadt oder eines Fluſſes eher aus dem Celtiſchen, Lateiniſchen oder Deutſchen herzuleiten ſeye, und diejenigen handeln übel, die eine einzige unter dieſen Sprachen zur allgemeinen Mutter aller Helvetiſchen Wörter machen.

XLV.

J. J. Rouſſeau.

1759. (S. 421. f.)

Da Hr. Dalembert in der Encyklopedie, beym Artikel Genf, theils die dortigen Gottesgelehrten einer allzugroſſen Lauichkeit beſchuldigt, und theils vorgegeben hat, die Stadt würde durch eine gute Schaubühne weit blühender werden, ſo hat J. Jakob Rouſſeau, der bekannte Bürger zu Genf, hiervon Anlaß genommen, ein ziemliches Buch unter dem Titel: J. J. R. à Mr. Dalembert ſur ſon article Geneve dans le VII. tome de l'Encyclopédie, & particuliérement ſur le projet d'établir un Theatre de Comédiens en cette ville a. 1758. bey Rey abdrucken zu laſſen, das 264. S. in groß Oktav ausmacht, ohne die Vorrede. In

dieſer letztern giebt er ſich für einen durch Krankheiten ausgemergelten Mann aus, deſſen Geiſt mit dem Leibe abnimmt, (dies iſt von Montmorency aus geſchrieben), und Hr. R. zeiget an einer andern Stelle, eine rühmliche Sehnſucht nach dem Vaterlande, ohne daß wir wiſſen, warum ein ſo ſparſam lebender Philoſophe ſich des Vergnügens beraubet, im Vaterlande zu leben. Seine Vertheidigung der Gottesgelehrten iſt etwas ſchwach. Wir dulden gern alle mögliche Religionen, aber derjenige Gottesgelehrte, der ſich für einen Chriſten ausgiebt, auch die Stelle, die Würde und die Vortheile eines Lehrers in dieſer Kirche bezieht, ſollte billig entweder ein Chriſt ſeyn, oder kein Lehrer der chriſtlichen Kirche heiſſen wollen. Wie man aber ohne den Glauben an den Weltheiland, ein Chriſt ſeyn könne, ſehen wir in Aufrichtigkeit nicht ab. Was Hr. R. zur Entſchuldigung der ſogenannten Toleranz ſagt, dienet für den irrenden Bürger, nicht aber für den angeblichen Diener des göttlichen Wortes. Hr. R. meint die Vernunft habe kein unumſchränktes Maaß, und man könne von niemand eine Einſicht fordern, die die Summe ſeiner Kräfte übertreffe. Weitläuftiger, lebhafter und gründlicher iſt unſer Verfaſſer, wenn er von den Schauſpielen ſpricht. Er betrachtet ſie zuerſt überhaupt, und dann auch wie weit ſie ſich zu den Umſtänden der Stadt Genf ſchicken. Was er in dem erſten Theile ſagt, iſt durchgehends neu und leſenswerth. Die beſten Verfaſſer der Schauſpiele, ſagt er, folgen auch ge-

zwungen, den Sitten und Begriffen ihrer Mitbürger, sie können nicht den allgemeinen Regeln der Wahrheit und Vernunft nachgehen, es liegt nicht an ihnen, in Frankreich, die Versöhnung auf Beleidigungen rühmlich zu machen. Folglich lehren sie nicht eine wahre Sittenlehre, sie machen bloß die Leidenschaften lächerlich, die die Nation ohne dem, verlacht, und müssen hingegen denjenigen Lastern eine Würde beylegen, die in eben der Nation nach der Mode sind. Auch ist das Lächerliche, womit die Komedie straft, nicht das Gewehr der Tugend, es ist vielmehr ein gefährliches Werkzeug, womit das Laster die Tugend selbst verhaßt macht. Crebillon erhält hier einen Verweis, den wir uns erinnern, ihm vor manchen Jahren gegeben zu haben, weil er den Cato klein, und den abscheulichen Catilina durch die glänzende Seite seines Muthes groß gemacht hat. Das Hrn. v. Voltaire Mahomet ist nicht besser und noch darüber glücklich, und bey dem Atreus kann niemand nach unsern Sitten begreifen, was für einen Nutzen die Vorstellung seiner gräßlichen That haben kann. In der Komedie hat Moliere selbst nicht das eigentliche Laster, sondern die äusserliche Larve desselben lächerlich gemacht. Ein Marquis, der den Jourdain bekriegt, ist niederträchtiger als dieser gemeine Bürger. Ueberall wirft er auch auf das Alter, auf die väterliche Würde, auf die Tugend selber die allergefährlichste Farbe des Lächerlichen. In seinem so gerühmten

Misanthrope findet Hr. R. keine geringe Anzahl Fehler. Die Liebe nimmt eben auch einen zu grossen Raum in den Schauspielen ein, und kann nicht anders als die Herzen der Jugend mit unnöthigen Flammen anstecken, bey welcher die Triebe der Natur ohnedem nur zu stark sind. Hr. R. findet dabey einen andern Fehler, dessen Beobachtung ihm ganz eigen ist. Man räumt, sagt er, in den Schauspielen dem Frauenzimmer zu viel Wissenschaft, und eine gewisse Oberstelle über unser Geschlecht ein, die wider die Natur ist, und uns verächtlich macht.

Hiernächst kömmt er auf das Verhältniß der Schauspiele gegen die kleinern Städte. Diese können erstlich keine Schaubühne ernähren, und zu Genf könnte eine sogenannte Bande nicht ohne eigene Auflagen unterhalten werden, dabey würden die allzu lebhaften Vergnügen die Lust zu ernsthaften Beschäftigungen wegnehmen. Hr. Rousseau giebt hier eine angenehme und wahrhafte Beschreibung von dem Berglande im Neufchatellischen, wo die Einwohner fast alle Künstler sind, und bey ihrer Arbeit das vergnügteste Leben führen. Eine Schaubühne in diesem Lande, sagt er mit Grunde, würde dessen Untergang seyn, den Fleiß vernichten, und zum Grundgeschäfte des Lebens anstatt des Nützlichen das Angenehme machen. Eben so würde es zu Genf, und an allen kleinen Orten gehn, wo die Anzahl der ohnedem müßigen reichen Leute viel zu klein ist, allein die Schau-

ſpiele zu erhalten. Er macht hier eine Ausſchweifung über das Unvermögen der Geſetze die Sitten zu bilden. Gelegentlich ſtimmt ſein Urtheil mit dem unſrigen überein; kein Roman iſt jemals geſchrieben worden, ſagt er, der der Clariſſa nur einigermaßen beykömmt. Des Hrn. R. Lobſprüche ſind ſelten, und daher kräftiger. Wiederum ſchweift er aber nützlich aus, zu beweiſen, daß die Schamhaftigkeit ein weſentlicher und unentbehrlicher Trieb bey dem weiblichen Geſchlecht iſt. Er beſchreibt mit liebenden Ausdrücken, den Fleiß, und die ruhige Lebensart der Genfer, ihre Kränzchen (cercles) und ihre Vermiſchung des wenigen ſtillen Vergnügens mit der vielen Arbeit. Ihm dringen faſt die Thränen aus den Augen, wenn er ſich gewiſſer Scenen gemeinſchaftlicher Liebe erinnert. Alle dieſe Vorzüge würde Genf verlieren, ſagt er, wenn es eine Schaubühne hätte. Die Verſammlungen ehrbarer Bürger würden verſchwinden, und die Jugend würde ſich nach dem Muſter beliebter Schauſpieler bilden; dieſe würden, ſagt der alles aufs höchſte treibende Hr. Rouſſeau, in dreyßig Jahren die Hauptfedern des Staats ſeyn. Schon ohnedem fängt die Jugend auch in Genf an, weibiſcher zu werden. Hier fällt er wieder mit Gewalt aufs Frauenzimmer, dem er faſt alle Vorzüge des Verſtandes abſpricht, und das Trinken noch für gemeinnütziger anſieht, als die Bedienung des ſchönen Geſchlechts. Wir erkennen hier den Verfaſſer des wilden Menſchen, dem

ein Weibchen genug war, die Perſon mochte dann ſeyn wie ſie wollte. Ueberall erkennt man aber auch die lebhafte Feder, und die paradoxe Stärke des Verfaſſers.

XLVI.

Patriotiſche Träume, von Jſ. Iſelin.

1759. (S. 574.)

Die Abſicht dieſes patriotiſchen Menſchenfreundes geht überall dahin, ſeine Mitbürger anzufeuren, ihre enge Neigungen und die kurzſichtige Eigenliebe, dem Vaterlande und ſich ſelbſt zum Preiſe, der allgemeinen Wohlfarth aufzuopfern. Der Mangel der auſſer ſich ſelbſt ſich ausbreitenden Liebe macht ihm alle Staatsverfaſſungen gleichgültig und unwerth, da in der That die Freyheit ſelbſt, ſo bald ſie nur eigennützigen Leuten die Hände frey macht, zum Glücke der Einwohner und Bürger wenig beyträgt. Unter dem Titel des Menſchenfreundes liefert er eine angenehme Abſchilderung der Homeriſchen Einfalt in den Sitten. Er folgt dieſen glücklichen Zeiten durch die verſchiedenen Staffeln der wachſenden Verſchlimmerung nach, und findet die Urſache des Uebels allemal im Böſen. Der Ehrgeitz, wie er zumal bey der einreiſſenden Ueppigkeit, und bey ärmern freyen Staaten ſich mit der Habſucht unglücklich verbindet, iſt die Hauptkrankheit

der Republiken, die noch für alle tödlich gewesen ist; (und wir finden in der Geschichte, daß der verfeinerte Geschmack, und die wollüstige Pracht des gemeinen Lebens, die vornehmste Triebfeder des Unglücks ist, indem sie auf einen äusserlichen, mit allen Lastern leicht bestehenden Anstand, die Vorzüge werfen, die der Tugend allein gehören, und ohne die selbst die Tugend lächerlich wird). Hr. J. der in einer Demokratie gebohren ist, äussert vielleicht aus Ueberdruß über das ihm bekannte Verderben seine Gedanken über die Vorzüge einer Aristokratie, in welcher diejenigen, die zum Herrschen gebohren sind, wenigstens eine der Gewalt mehr angemessene Auferziehung erhalten, und sich mit keinem andern Berufe abgeben, der ihre Seelen mehr verengert. Für eine Demokratie entwirft er hiernächst eine Einrichtung, in welcher (wie fast durchgehends in den Helvetischen Städten) ein zahlreicherer hoher Rath die wichtigsten Geschäfte entscheidet, die alltäglichen aber einem minder zahlreichen innern Rathe überlassen sind. Die Art, die Wahlen zu besorgen, und einige andere Gesetze sind dem Verfasser eigen. Daß kein Mitglied des hohen Raths mit seiner Meynung einen Entschluß bewürken könnte, scheint indessen der Freyheit gefährlich zu seyn. Der Handlung ist Hr. J. nicht übrig gewogen. Sie vermehrt die Mittel zur Pracht und zur Ueppigkeit. Die gar grossen Städte mißbilligt Hr. Iselin, und will deswegen, wie der Hr. v. Mirabeau, eine

Menge entbehrlicher Bürger wieder auf das Land weiſen.

XLVII.

Ueber Helvetius Werk vom Geiſte.

1759. (S. 1034.)

Je mehr Aufſehen in Frankreich des jüngern Hrn. Helvetius, geweſenen Maitre d'hotel de la Reine, Werk de l'Eſprit gemacht hat, und je nachdrücklicher die Ahndung geweſen iſt, die ſich der Verfaſſer von Seiten des Parlaments und des Hofes zugezogen, um ſo viel aufmerkſamer haben wir dieſes Werk geleſen, das ordentlich mit dem Königl. Privilegio, und mit des Cenſors Zeugniſſe bey David A. 1758. abgedruckt worden iſt. In der That findet man gleich anfangs einen äuſſerſten Mangel an Ordnung, indem der Verfaſſer theils ganz fremde, in die Sittenlehre und Staatsklugheit einſchlagende Materien abhandelt, und theils ſeinen Witz, um den es eigentlich zu thun iſt, erſt am Ende des zweyten Bandes berührt, auch da vielmehr metaphoriſche und witzige Klaſſen deſſelben auszeichnet, als deutliche Erklärungen, oder auf einander gegründete Schlüſſe liefert. Selbſt die Erklärung des Witzes iſt offenbar falſch, und an einem Mann zu bewundern, der den Loke mit ſo groſſem Beyfall geleſen hat. Hr. H. verſteht durch den Witz die Fähigkeit, Begriffe und Verbindungen

dungen zu sammlen. Doch dieſes ſind wohl nicht die Gründe, warum dieſes Werk dem Scharfrichter unter die Hände gekommen iſt. Wir finden zu dieſer Verurtheilung zwey Haupturſachen: die vielen Klagen über die Geiſtlichkeit, und den deutlich hervorblickenden Hang zu dem neuen und äuſſerſten Grade des Unglaubens, der alles zur Materie und die zufälligen Entwickelung der verſchiedenen Geſtalten derſelben zur Schöpferin aller Dinge macht. Dieſer Hang zeigt ſich faſt auf allen Seiten. Gleich am Anfange des Werks ſetzt Hr. H. den Vorzug des Menſchen vor den Thieren nicht in die Seele, auch nicht einmal in den Kopf, ſondern bloß in die Hand. Da aber der Affe auch eine Hand hat, ſo bleibt dem H. nichts übrig als zu ſagen, der Affe ſeye ſchwächer, er eſſe nur Früchte, er lebe kürzer, und ſey endlich in einer viel zu ſtarken Bewegung, die ihn vor der langen Weile, als einem Hauptgrund der Vollkommenheiten des Menſchen, bewahre. Hiernächſt befleiſſiget ſich Hr. H. aufs äuſſerſte, alle Gedancken, alle Vorſtellungen, und alle Erinnerungen, auf ein bloſſes Gefühl zurückzubringen, ſo daß die Beurtheilung ſelber nichts anders als ein binomium von zweyen Gefühlen iſt. Hierin unterſcheidet ſich, wie ehemals der groſſe Boerhaave wohl angemerkt hat, der Spinoziſte vom Chriſten am allererſten und tiefſten. Hr. H. macht ſogar ganze Reihen von Schlüſſen zu bloſſen Gefühlen, und ver-

gißt dabey das Vermögen anzuzeigen, daß diese Schlüße zusammenruft, gegen einander hält, und über ihre Verschiedenheiten, oder Aehnlichkeit absricht. Die Aufmerksamkeit, die er so hoch schätzt, und mit recht für die Erfinderin der Wahrheit hält, vergißt er gleichfalls dabey zu erklären. Die Freyheit verläßt er, weil sie nicht zu erklären wäre, und zu einer Wirkung ohne Ursach würde. Aber was er hierauf von der Richtigkeit (probité) und der Tugend sagt, ist im höchsten Grade anstößig. Er versteht durch diese Tugend, die Gewohnheit Thaten zu verrichten, die der Gesellschaft nützlich sind. Aber bald darauf macht er das Maaß dieser Tugend völlig ungewiß. Dieses Maaß ist bloß der Nutzen; und da dieser nach den Umständen der Nationen und der Gesellschaften durch ganz entgegengesetzte Mittel kann befördert werden, so entsteht, was ehemals la Mothe le Vayer so oft wiederholt hat, der verschiedene Verstand des Namens der Tugend, den gewisse Nationen demjenigen beylegen, was uns bey andern verabscheuungswürdig vorkömmt. Hr. H. giebt sich hier alle Mühe zu zeigen, daß uns alles nur in so weit tugendhaft und ruhmwürdig vorkömmt, als es uns zum Vortheil dienen kann. Sparta wollte behende und kühne Streiter haben, und erlaubte den Diebstahl. Die Esquimaux ermordeten ihre Alten, wenn sie unvermögend sind, auf die Jagd zu gehen, u. s. f. Lauter Beyspiele, deren Ungrund im Augenblicke zu

entblöſſen iſt. Denn die Spartaner ſahen, wie wir den Schülern, ihrer Jugend einige Kleinigkeiten nach; ſie beſtraften aber allerdings den entdeckten Diebſtahl, und es iſt nur ein Spielgedanken zu ſagen, ſie haben dasjenige nicht beſtraft, was nicht entdeckt war. Wenn uns Hr. H. die abſcheulichen Giagas zu Muſtern der Sittenlehre anführt, ſo ſehen wir nichts, als ein Beyſpiel des äuſſerſten Verfalls, worein eine verwilderte Räubernation verfallen kann; wenn ja des P. Cavazzi von fernem, und von der Giagas Feinden, vernommene Nachricht etwas wahres in ſich hat. Uns mißfallen hier gleichfalls die 210. und die folgenden Seiten, wo Hr. H. offenbare Laſter vertheidigt, wie die Falſchheit, die Afterrede, und die Unkeuſchheit; wenn er auch von den Stiftern aller Religionen, (die Katholiſche nimmt er in zweyen Linien aus), das härteſte Urtheil ſpricht, und durch eine Allegorie von den Biebern, die Religion als eine unnöthige Zugabe der Geſetze, und als eine Quelle vieler Laſter vorſtellt, ſo ſetzt er ſich wiederum dem Abſcheu aller Chriſten bloß. Er ſucht weiter die Tugenden zu einem wankenden Begriffe zu machen, indem er leugnet, daß eine Redlichkeit in Anſehung der ganzen Welt möglich ſey; gerade als wenn alle Völker in einer Feindſchaft lebten, und keinen gemeinen Nutzen haben könnten. Es kann auch anſtößig geweſen ſeyn, wenn eben aus dem allgemeinen Grundſatze des alles einzig bewirkenden Eigennutzes, Hr. H.

mit gänzlicher Uebergehung Gottes, unsere Leidenschaften zur einzigen Quelle unserer Tugenden macht, den Menschen, den sie nicht bewegen, als dumm ansieht, und um ja nichts unkörperliches im Menschen übrig zu lassen, sich äusserst bestrebt, selbst den Hochmuth und Ehrgeiz zur Erfüllung fleischlicher Lüste zurückzubringen, worinn Hr. H., in Ansehung des Hochmuths nicht nur der Wahrheit, sondern sich selbst, und seinen Lobeserhebungen der Wahrheit und ihrer Freunde widerspricht. Etwas neues ist, was er hierauf von der langen Weile, als einer Leidenschaft sagt, die in einer ruhigen Gesellschaft kleine Begierden und kleine Thaten bewirkt. Er fällt aber bald wieder in seinen grossen Hang zum Unglauben zurück, wenn er den Weisen rühmt, weil er in der Welt eine beständige Reyhe von Umstürzungen und Wiederbildungen sieht; und T. II. S. 3. ausdrücklich sagt: alles was ist und seyn werde, sey eine Folge der Nothwendigkeit, vermittelst der Empfindlichkeit sey der Mensch ein blindes Werkzeug, das diesem Vermögen folge, so wie die Elemente der Materie so lang herumgeirrt haben, bis nach tausend verwirrten Chaos die jetzige Ordnung der Welt daraus entstanden seyn. Es wird auch dem Hr. H. schwer sey, zu zeigen, wie der Gelehrte, bey seiner Bestrebung zur obersten Stelle in der Kenntniß der Wahrheit, dennoch die von ihm verschmäheten und nie genossenen Wollüste zur Absicht haben könne;

und wenn er den Hochmuth als eine erkünſtelte Leidenſchaft anſieht, die eine Vergleichung des Schönen und Vorzüglicheren zum Grunde habe. Wir haben dieſe erſten Leidenſchaft der Seele bey dummen Menſchen, und bey Kindern thätig angemerkt, und der erſte unförmliche Strich eines Kindes iſt bey ihm ein Grund zum Hochmuth, bloß weil es eine Thätigkeit bezeigt; ſo wie ſich ein Dichter über ſeinem Gedichte, als ein vermeintlicher Schöpfer über ſein vollkommenes Geſchöpfe erhebt. Bey der Freundſchaft verfällt der Verfaſſer wieder auf ſeine unangenehme Meinung, alles, und am meiſten die Freundſchaft, ſey eine Frucht des Eigennutzes. Er erhebt bald darauf den Moraliſten, der die Laſter ohne Haß anſieht, da ſie ja eben ſo natürlich ſeyen, als der Mord einer Taube für den Geyer ein ausdrücklicher Befehl der Natur iſt. Wenn Hr. H. hiernächſt die Tapferkeit zu einer Wirkung der Frauenliebe macht, ſo vergißt er die Römer, die gewiß am wenigſten unter allen Nationen dieſen Trieb zum Grund hatten. Die Wiederſtrebung des Verderbens gegen das Gewiſſen ſieht Hr. H. blos als den Streit entgegengeſezter Leidenſchaften an: und der Tugendhafteſte iſt bey ihm derjenige, deſſen Eigennutz am öfteſten mit dem allgemeinen Nutzen übereinkömmt. Da Hr. H. durchgehends die Geſetze zur Quelle aller Tugenden und Laſtern einer Nation macht, ſo ſucht er zu zeigen, wie die römiſchen Geſetze (oder

vielmehr ihre Begriffe von der Ehre) den Regulus gezwungen haben, die vom Horaz beſungene Heldentugend auszuüben. Denn Hr. H. ſetzt zum Zaume bloß die Geſetze, und folglich macht er den Henker zum Gewiſſen der Nation, wie ehemals la Mettrie; auch ſetzt er den Hobbes neben den Bakon, Deskartes und Locke unter die ſogenannten Genies. Die Liebe der Eltern für die Kinder, die doch bey den Thieren ſo ſtark iſt, und nicht aus dieſen Quellen kommen kann, rechnet er entweder zur poſteromanie, wie er es nennt, oder zur Begierde zu befehlen, oder zur Frucht der Eigenliebe. Aber was iſt die Liebe zur Wahrheit, derer ſich der Verfaſſer hin und wieder rühmt? und zu welcher Urquelle gehört ſie? und iſt denn die edle Ehrbegierde, die zur Tugend führt, auch eine Tochter der Wolluſt? Wir wollen nunmehr von den Stellen einige Proben geben, in welchen Hr. H. die beſondere Kirche aufgebracht hat, in welcher er lebet. Faſt im Anfang ſetzt er die Wunder in die äuſſerſte Reyhe der Dinge, die man glauben kann, und obwohl er Mahomets Wunder nennt, ſo werden doch ſeine Geiſtlichen wohl erinnert haben, wie oft man zu Rom Heilige macht, und wie viele Wunder bey dieſer Gelegenheit als erwieſen betheuret werden. Die Töchter ins Kloſter zu verdammen iſt ſchlimmer, ſagt er geradezu, als der Chineſer Verlaſſung (expoſition) ihrer Kinder. Zu den Thaten, die das Vorurtheil zur

Tugend macht, gehört nach dem Hrn. H. das strenge Leben der Mönche. Die Verfolgungen sieht er, wie sie zwar auch sind, als abscheulich und für eine Schande des menschlichen Geschlechts an. Nur können wir nicht unbemerkt lassen, daß wir bey offenbaren Freygeistern einen eben so lebhaften Geist der Verfolgung vor uns sehen, als er bey einem Dominikaner seyn kann, ob jener wohl aus Mangel der Gelegenheit nur in Scheltworte ausbricht. Endlich folgt eine Stelle, in welcher Hr. H. ganz deutlich die Geistlichen für eben so tadelnswürdige Räuber ausgiebt, als diejenigen seyn können, die auf der Straße morden. Es ist also kein Wunder, wenn Hr. H. sich grosse Feindschaften zugezogen, und gezwungen gesehen hat, in der Vorrede ein elendes Bekenntniß seiner Unvorsichtigkeit zu thun.

Wir gehen zu andern Gedanken des Verfassers über, die zu keiner der vorigen Klassen gehören, aber doch besonders sind. Die Engelländer sind nicht tapfer, weil der Handlungsgeist überwiegt. (Haben aber ihre Schiffe nicht noch allemal stärkere und zahlreichere Schiffe ihrer Feinde bezwungen, und ist der Seedienst nicht von allen der Furchtbarste?) Sie sind im Ausdrucke kräftiger, fährt er fort, weil sie frey sind, und sich vor Niemanden zu scheuen haben. Die Macht des Zufalls sieht man am Newton, dem der Fall eines Apfels die Gelegenheit gegeben hat die Kräfte zu entdecken, durch welche die Welt zu,

ſammengehalten wird; Boileau wurde in der Jugend von einem Kalkun beſchädigt, daher kommt ſeine Feindſchaft wider die Weiber. (Er iſt aber doch zu ſeiner Zeit wie ein anderer verliebt geweſen.) Eben ſein Haß wider die Truthäne machte ihn zum Feinde der Jeſuiten, die dieſe Thiere nach Frankreich gebracht haben. Guſtav der I. wurde von den Dalekarlen unterſtüzt, weil eben der Nordwind wehte, den ſie für ein Zeichen des Beyfalls von oben anſehen; (und vielmehr für eine Strafe des Himmels halten könnten.) Das Gedächtniß thut faſt nichts zur Größe des Geiſtes; ſondern das Nachdenken. Hr. H. hält ſehr wenig auf den geſunden Verſtand (bon ſens,) und zeigt, daß die heftigen Leute allemal über diejenigen ſteigen, die nur dieſen Vorzug beſitzen. Wo hat wohl Tamerlan, der Beſchützer der Griechen, die Europäiſchen Flotten durch Seedämme abgehalten? Doch Hr. H. hat hin und wieder gegen die Geſchichte verſtoſſen, und gewiſſe gemeine Erzählungen mit andern Namen wiederholt. Frankreich, ſagt er, zeugt keine ſo tapfern Leute mehr, wie die zwölf hundert Schweizer, die vor Baſel geblieben ſind. Und keine Regierung würde mehr die wenig entkommenen als Verzagte beſtrafen. A : Thiere fechten aus Hunger tapfer, und ſetzen ſi.. nicht mehr in Gefahr, wenn dieſe Triebe vorüber ſind. (Aber es giebt doch Tieger und Affen, und ſelbſt Katzen, die ohne Hunger ſchaden

und rauben.) Der Bau (organiſation) zum Witze macht nicht den vornemſten Unterſchied, ſondern die Auferziehung. Genie iſt bey dem Hr. H. der Geiſt der Empfindung, und auf dieſe Weiſe erklärt er Eſprit de Lumiere durch die Deutlichkeit des Vortrages. Bel eſprit beſteht bey ihm bloß in den Ausdrücken, und er ſchätzt dieſen Vorzug nicht hoch. Virgil iſt, wie ſein Held, ein im Tempel erzogener heuchlender Prieſter.

XLVIII.

Voltaire.

1759. (S. 1287.)

Kandide iſt eine Frucht der fertigen Feder des Hr. v. V. worinn er zu zeigen ſucht, die Welt ſey voll Unordnung, und bey weitem nicht die beſte. In einem ziemlich unordentlichen Romane bringt er alſo die Unglücke zuſammen, die durch den Krieg, die Peſt, das Erdbeben, den Aberglauben, und die Bosheit der Menſchen bewirkt werden, und, wie er dichtet, der Tugend aufs wenigſte ſo ſchwer fallen, als dem Laſter. Wir haben wohl eher den Hr. v. V. hören beweiſen, alles ſey Gut, und ſelbſt das Laſter keine Quelle wahrer Uebel; wir ſehen ihn auch täglich das Verderben der Menſchen leugnen, und hier ſcheint er aller vorigen Vertheidigun-

gen der verderbten Natur wieder zu vergeſſen. Kleine Ungerechtigkeiten entrinnen ihm noch immer aus der Feder. In Holland wird Kandide von einem Prediger übel abgewieſen, weil er den Pabſt nicht für den Antichriſt hält. Wo nimmt doch V. im Lande der freyeſten Duldung dieſen einer ganz andern Sekte eigenen Eifer? Des Admirals Byngs Hinrichtung wird eben ſo ungegründet lächerlich gemacht, und die ſechs zuſammenkommenden Könige ſind eine etwas kalte Erdichtung. Die Verachtung des Miltons und Homers, mahnt uns an die Sultane, die ihre Brüder erwürgeten und wenn Hr. v. V. der Canidia unreinliche Verſe ſchilt, ſo iſt ihm ſeine Pucelle entfallen. Eine Würze von Unzucht und Religionsſpötterey iſt reichlich über das Ganze ausgeſchüttet. Was ſoll das Spielwerk über die Deutſchen, oder vielmehr den Deutſchen ſpöttiſch nachgeahmte Namen?

An einem andern Orte zieht der Hr. v. Haller ein Parallele zwiſchen dem Kandide des Hr. v. Voltaire und einer ſeyn ſollende Nachahmung eines Engländers. (* Hr. Johnſon iſt ernſthaft, ſtark, voll überlegter Anmerkungen und Lebensregeln. Kandide beſteht aus lauter, oft unanſtändigen Schildereyen. — Raſſelas ehret die Tugend und Gott, und hält die Seele für einen Geiſt. Kandide iſt geſchrieben, die Tugend lächerlich zu machen; das einzige mögen ſie

*) Hiſt. de Raſſelas d'Abiſſinie p. Jonſon.

beyde ſchon mit den Salomoniſchen Schriften gemein haben, daß auf Erden keine vollkommene Glückſeligkeit ſey, und daß man dieſelbe umſonſt in allen äuſſern Vergnügungen, und ebenfalls vergebens in der Wiſſenſchaft, und den ſogenannten feinen Vergnügungen des Geiſtes ſuche. Johnſons Abſchilderung iſt ein ächtes Bild des Lebens, wie es unter den geſitteteſten Völkern ein Gemiſche von wahren Uebeln und faſt ungefühlten Gütern iſt. *)

XLIX.

Sulzers Begriff der Wiſſenſchaften.

1760. (S. 606.)

Man erſchrickt, wenn man die unermeßliche Weite des Feldes überſieht, an welchem die Menſchen gearbeitet haben, und deſſen jede beſondere Gegend faſt eines ins Unendliche fortgehenden Anwachſes fähig iſt. Bey jeder Wiſſenſchaft findet man hier die Erklärung derſelben, den Nutzen, öfters auch die daran gewandte Mühe der ältern und neuern Gelehrten, und einige der vornehmſten Beförderer; was daran noch mangelt, und beyzufügen übrig iſt. Unter den ſchönen Künſten hat Hr. S. auch der Tanzkunſt eine Stelle eingeräumt. Bey ſeiner rühmlichen Unpartheylichkeit giebt er den meiſten deutſchen Liebhabern der

*) Gött. gel. Zeit. 1761. S. 95.

Tonkunſt den Vorzug vor allen andern Völkern, und es iſt allerdings in dieſer Nation eine eigene ununterbrochene Beſtändigkeit, durch welche ſie, wenn ſie nur aufgemuntert würde, alle andre übertreffen müßte. Unter den Zeugniſſen von der Möglichkeit der Verwandlung der Metalle hält Hr. S. noch des Böttgers von Berlin Geſchichte für die wahrſcheinlichſte. Zur Anatomie der Pflanzen hat Hr. Duhamel doch auch das Seinige beygetragen. Bey der Phyſiologie ſind wir etwas anderer Meynung, als Hr. S. Wir halten dieſe Wiſſenſchaft noch für ſehr unvollkommen, weil ſie gutentheils auf dem feinſten und noch unbekannten Baue der Theile beruht, und weil die Zergliederung der Thiere noch nicht hoch genug getrieben iſt, ihr die Hülfe zu leiſten, die ſie allerdings zu leiſten fähig wäre. Alles, was man noch thun kann, iſt in dem bekannten Theile nichts als das gewiſſe zu ſagen, und die Muthmaſſungen, wie die mythiſchen Zeiten, als eine unbeſtimmte Gränze des Reiches der Wahrheit mit einem billigen Mißtrauen beyzufügen. Da es ſehr gewöhnlich geworden iſt, gegen die Verdienſte des berühmten Wolfs unbillig zu ſeyn, ſo hat Hr. S. mit einer lobenswürdigen Beſtändigkeit, die Vorzüge dieſes arbeitſamen Deutſchen in der Philoſophie, natürlichen Theologie und Sittenlehre, in ihr Licht geſetzt.

L.

Ueber einzelne Gegenstände der Moral und Philosophie.

Von Herrn Schmid von Auenstein. *)

1760. (S. 883. f.) 1763. (S. 1093. f.)

Der erste Aufsatz handelt von der Philosophie und den Philosophen. Hr. S. will die Sammler natürlicher Seltenheiten nicht für Philosophen gehalten wissen. Dieser Titel ist den Kennern der Metaphysik, der Sittenlehre und Staatskunst aufgehoben. In der Geschichte der Philosophie rühmt er die Epikurär, die in Frankreich um 1700 gelebt haben; sie vereinigten, sagt er, die Anmuth der Sitten mit der heldenmäßigen Tugend. Die Auferziehung in den Schulen misbilligt er, und rühmt diejenige, die man von ansehnlichen Kriegsbedienten, und erfahrnen Hofleuten empfängt.

2. **Von der Liebe und Liersucht**; Hr. S. merkt an, daß diese angenehme Triebfeder der Natur bey den Völkern zuerst barbarisch und blos thierisch ist; daß sie bey einem gesitteten Volke edler und reiner wird, und bey einem noch mehr geschliffnen, folglich aber verdorbnen Volke, wieder in die erste Sinnlichkeit zurückfällt. Eben zu unsern Zeiten ist

*) Essais sur divers sujets interessans de politique & de morale. 1760. und 1763. 2 Vol.

die Liebe eine Begierde, die aus Wollust und Eitelkeit zusammengesetzt ist. Hr. S. mißbilligt gar sehr die Anbetung des Frauenzimmers, die an einigen Höfen zur Gewohnheit worden ist. Er fällt hier auf die Bücher, worinn man die Sittenlehre vorträgt, und die er übertriebene Deklamationen nennt. Er tadelt doch auch den Helvetius, den er nicht nennt, wir aber an der Meynung erkennen, daß alle Leidenschaften nur ein Trieb zur Wollust seyen. Der Liebe will Hr. S. durch eine bessere Auferziehung aufhelfen. Die Eifersucht sieht er als eine Würze an, die die Liebe verbittert, wenn sie allzuhäufig ist, und ohne die, diese Leidenschaft zu abgeschmackt wird.

3. Die **Projekten.** Hr. S. redet den so genannten Projekten das Wort, die man zwar an den meisten Höfen (und Republiken) hasset, die aber doch auch der einzige Weg zur Verbesserung des Zustandes eines Volkes sind. Sie führen gar oft viel weiter als ihre Verfasser meinen, und Hr. S. merkt gar wohl an, daß Luther und Calvin durch die Folgen ihrer Glaubensläuterung selbst bey der feindlichsten Sekte ein neues Licht aufgestellt haben. Er billigt hier Cäsars Vorsatz, sein Vaterland zu unterjochen, bey welchem Manne man aber, zumal aus dem Cicero, bey der äussern Grösse sehr viel inwendig kleines antreffen wird, wie den Umgang mit den elendesten und verdorbensten Leuten, das Gefolge von Komedianten und Possenreissern, die nothwendige Dul-

dung der Unterdrückungen bey ſeinen Anhängern. Eben ſo vertheidigt Hr. S. die Geſellſchaft der Jeſuiten und ihr Königreich in Paragay. Daß Engelland ſeine Liebe zum Landbaue dem Hartlib ſchuldig ſey, iſt wohl oft geſagt. Aber Hartlib war mehr ein Kanal des fremden Lichtes, als ein Erfinder; die Luſt zu den Erfahrungen iſt man wohl dem Bakon ſchuldig. Kein Projekt kann gerathen, fährt er fort, wenn man die Leidenſchaften der Menſchen nicht aufbringt, und ſie fanatiſch zu machen weiß. Er zieht die vernünftigen und denkenden Projektenmacher den bloß unterſchreibenden Miniſtern weit vor, und wünſchte an den Höfen einen Rath von lauter dergleichen Männern Die verbeſſerte Vernunft macht dazu fähig, und ohne den Locke, ſagt er, wären die Münzſachen in Engelland nicht zu Stande gekommen.

4. Vom Landbaue. Hr. S. iſt dieſer Art Manufaktur überaus gewogen, und zieht ſie allen andern weit vor. Er meint, man könne vom Pfluge den fünften Mann nicht wegnehmen, ohne das Land auszuhungern. Er ſteigt ſo gar insbeſondere herab, und erzählt die Verbeſſerung eines Weinberges durch eine kieſichte Erde; daß aber das Eiſen der Fruchtbarkeit entgegen ſey, geſteht er, und will dieſes feindſelige Metall mit lebendigem Kalche ausrotten. Die ſchwarze und fruchtbare Sumpferde iſt mit Eiſen und Erdpech vermiſcht. Sollte es richtig ſeyn, daß in Engelland ein Bauer 6 bis 8 Morgen zu ſeiner

Nahrung nöthig habe? Hr. S. entſchuldigt und billigt ſogar die Weinkünſte. Der Wein iſt ja ein künſtlicher und gebrauter Saft, ſagt er. Er billigt gar ſehr die langen Pachte; die Einzäunung der gemeiner Weiden; den Vorzug, den man demienigen Gewächſe giebt, das mit dem Grunde und der Luft eines Landes am beſten übereinkommt, und die Aufmunterung zur Ausfuhr des Getreides.

5. Von der Handlung und dem Prachte (Luxus.) Hr. S. nennt das jetzige Jahrhundert die Zeit der Kaufleute, und iſt dieſem Hange nicht gewogen. Er glaubt, die Handlung dämpfe den kriegeriſchen Geiſt einer Nation (ob wohl Tyr und Engelland keine gar feige Leute hervorgebracht haben.) Er ſieht leicht ein, daß die Handlung fremde Wollüſte und Bequemlichkeiten, und folglich den Pracht nach ſich zieht, und glaubt hier wohl ungerecht, eine handelnde und folglich dem Prachte ergebene Nation, verliere ſogar die Vorzüge des Geiſtes und Witzes, ob er ſich wohl gezwungen ſieht, Engelland auszunehmen. Selbſt die Entvölkerung ſchreibt er der Handlung zu, wobey wir anmerken müſſen, daß der einmal bekannte Reichthum einer Nation unzählbare Fremde an ſich lockt, und die Ehen erleichtert, weil die Handlung die Mittel zur Nahrung verſchafft. Wir glauben Hr. S. gehe hier offenbar zu weit, wenn er ſagt, Engelland ſey minder bewohnt, als es im XV. Jahrhunderte geweſen ſey. Was iſt in Europa bewohnter als Holland? Der Pracht iſt allerdings eine mögliche Folge,

die

die doch in Holland faſt erſt nach 150 Jahren wirklich auf die Handlung gefolgt hat. Was ſonſt Hr. S. zum Nachtheile des Prachtes ſagt, nehmen wir gerne an, nur daß die Handlung ihn eben nicht in eine ganze Nation, ſondern nur in den reichern Theil derſelben einführt. Nichts iſt wirklich ſparſamer als ein Franzoſe überhaupt, der Holländer, Genueſer und Chineſer nicht zu gedenken. Es iſt indeſſen unmöglich, wie jetzt Europa eingetheilt iſt, daß eine Nation glücklich und frey ſeyn könne, wenn ſie nicht durch die Handlung die Kräfte gewinnt, mächtigen Reichen zu widerſtehen.

Der zweyte Theil behandelt: 1) les Paſſions. Hr. S. ſetzt ſie auseinander, und rechnet unter die Triebe der Menſchen den Ehrgeitz und die Nachahmung. Wir ſehen mit Vergnügen bey Gelegenheit des Unterſchiedes der Leidenſchaften und ihrer Urſache, daß der Hr. Verf. ſich vom Hrn. Helvetius und den neuern Philoſophen entfernt, die keine andere Quellen der Leidenſchaften, als das körperliche Gefühl annehmen. Hr. S. geſteht nicht einmal, daß der Eigennutz die Mutter aller Leidenſchaften ſey. Dieſe Leidenſchaften ſind freylich oft ſchädlich; doch ſind ſie eine Gabe Gottes, obwohl der Fall des Menſchen dieſe Gabe verdorben hat. Er, Hr. S. hält diejenigen für die ſchlechteſten Menſchen, die ohne Leidenſchaft ſind. Er betrachtet die Mittel, ſie zu verbeſſern, und findet in unſern Schauſpielen eine Haupturſache

ihrer Verschlimmerung, und des allzugrossen Hanges zu einer enthusiastischen Liebe. Er braucht auch die Leidenschaften widereinander, und weckt den Schläfrigen durch den Ehrgeiz auf. Doch setzt er am meisten Hoffnung auf die Religion, und eine darauf gegründete Sittenlehre. 2) Von der Auferziehung. Man findet hier keine, einander auf allen Seiten widersprechende Einfälle eines J. J. R. Hr. S. glaubt nicht, daß die Auferziehung allein den Unterschied der sogenannten Karaktere ausmache. Dieser Unterschied liegt tiefer im Baue der festen Theile des Körpers. Unter den Leidenschaften der Kinder ist die Langeweile eine der vornehmsten; aus dieser Quelle kann man viel Gutes, und hauptsächlich die Neugierigkeit, und aus dieser die Begierde zu lernen herleiten. Uns gefällt gar sehr, daß Hr. S. die Grausamkeit bey den Kindern ausgerottet haben will. Er rühmt den Gebrauch des Beyfalls und der Ehre, die den ganzen Geist, wie er sagt, einnimmt, und die man von der ersten Jugend auf den Kindern begierlich machen muß. Die Naturgeschichte will er ihnen frühzeitig bekannt und angenehm machen. Er ist dem Tanzen nicht gewogen; wie es im Brauche ist, so giebt es, sagt Hr. S. den jungen Leuten ein theatralisches Wesen, und einen leichtsinnigen äussern Anstand. Wegen der Seltenheit guter Hofmeister, gefällt dem Hr. S. eine öffentliche Auferziehung. Er unterscheidet die Erziehung unter einer monarchischen Regierung von der-

jenigen, die zu freyen Staaten ſich am beſten ſchickt: jene geht mehr aufs Angenehme und auf die Gaben; dieſe auf die Liebe zum Vaterlande. 3) Des Plaiſirs. Die Wolluſt (oder die ſinnliche Luſt) iſt weſentlich dem Eckel unterworfen, weil die Faſern nicht lange ohne Schmerzen und Ungelegenheit geſpannt bleiben können. Und Hr. S. iſt geneigt, ſie für etwas geringes anzuſehen. Er unterſucht hiernächſt die vermiſchten Arten von Vergnügungen, wie das Spazierengehen; die Jagd, ein Vergnügen der alten Gothen, deſſen Vorzug hauptſächlich in der Ausfüllung der langen Stunden iſt, die bey reichen und vornehmen Unbeſchäftigten entſtehen. Der Verfaſſer findet auch ein Gemiſche von Grauſamkeit dabey. Das Tanzen ſcheint vornehmlich auf die Liebe ſich zu gründen. Perſonen von einem Geſchlechte werden bald aufhören zu tanzen. Das Spiel, das faſt alle Geſchäfte bey den geſitteſten Völkern verdringt, iſt etwas unbegreifliches. Hr. S. meint, es liege darunter eine Art Hochmuth verborgen, durch welchen man ſich als einen Vorwurf der Aufſicht der Vorſehung anſieht. Die Muſik iſt wirklich ein ſinnliches Vergnügen; die Schauſpiele aber eines der gröſten, deſſen der Menſch ohne die Tugend fähig iſt, weil es unſere Leidenſchaften unſchuldig erregt, und uns die Geſchichte ſinnlich macht. 4) Vom Negoziiren, oder der Art und Weiſe, wie zwiſchen den moraliſchen Perſonen der Staaten der Nutzen einer jeden behandelt wird. Wir

müſſen kurz ſeyn, nur finden wir Seite 199 ein
gegründete Klage über die Schreibart. Wir habe
von Staatsminiſtern mächtiger Kronen ſolche ve
wickelte und verkünſtelte Schreiben geſehen, daß
theils unbegreiflich, theils widerlich wurden.

Zwote Abtheilung.

LI.

J. J. Rouſſeau.

1762. (S. 673. f.)

Alles was aus des Hrn. J. Jaques Rouſſeau Feder kömmt, iſt von einem beſondern Geſchmacke, daß man es nothwendig kennen muß. Er hat ſich neulich auf die Fußſtapfen des von ihm geehrten Richardſons begeben, und einen Roman in ſechs Theilen geſchrieben, dem er den Titel gegeben hat: Julie, ou la nouvelle Heloiſe; weil es ein Frauenzimmer iſt, die von ihrem jungen, bürgerlichen, aber ſonſt artigen und geſchickten Lehrmeiſter ſich einnehmen läßt, und ſo weit, daß ſie ſchwanger zu ſeyn glaubet. Dieſe Anfänge des Werks werden manchem Leſer anſtößig ſeyn, da, zumal die beyden Verliebten und ſich vergehenden Perſonen, ſich gar viel mit ihrer Tugend wiſſen, und dasjenige, was man in Frankreich grands ſentimens heißt, den allgemeinen Text ihres Briefwechſels macht; doch widerlegt die Folge ziemlich den anſtößigen Anfang. Eine wahrhafte, und doch auf die Religion gegründete Tugend, gewinnt bey dem Frauenzimmer die Oberhand, obwohl dieſe Religion uns immer noch zu allgemein vorkömmt. Man kann indeſſen den kräftigen und emphatiſchen Ausdruck, und die Stärke der Farben nicht ungeprieſen laſſen, mit welchen Hr.

R. mahlt. Uns dünkt etwas zuviel Witz, zuviel Antitheſen und zu ſubtile Unterſcheide durch und durch zu herrſchen, und hierinn entfernt ſich Hr. R. von der Brittiſchen Einfalt. Man wird indeſſen die Beſchreibung des Wallis, einiger Gegenden am Genfer-See, der Pariſiſchen Sitten, einer Schifffahrt auf dem Genfer-See, die Beſchreibung der Weinleſe, und der Glückſeligkeit der Einwohner des Pais-de-Vaud, nicht ohne Vergnügen leſen. Am Erheben der Italiäniſchen Muſik, an der Verachtung der franzöſiſchen, und der Oper, und am Lobe der Patagonen, am Einfalle krumme Strahlen den geſtirnten Alleen zu geben, an der rühmlichen Beſchreibung ſeiner Vaterſtadt, erkennet man den Rouſſeau. Hin und wieder hat er ganze Abhandlungen über den Duell, den Selbſtmord, die innere Ordnung in einer vernünftigen Haushaltung, die natürliche Auszierung eines Luſtgartens, viele Gedanken über die Erziehung eingerükt. Sein großmüthiger Engelländer geht mit ſeiner Freygebigkeit zu weit, und wird romanenhaft. Die freywillige Annahme der Kinderpocken ſeiner Geliebten, iſt gleichfalls etwas übertrieben, aber doch noch eher in der Natur. Der Zurücktritt hingegen der fehlbaren Fräulein zur Tugend, bey Gelegenheit ihrer obwohl gezwungenen Ehe, iſt mehr in der Natur, und rührend. Wir haben ſelbſt die tiefe Empfindung geſehen, die der ausgeſprochene unauflösliche Segen bey einer unwillig zur

Kirche getretenen, und nun auf ewig verbundenen Fräulein faſt noch merklicher und rührender gewirkt hat. Es iſt auch nicht nur recht und rühmlich, ſondern auch in der Natur, daß die von ihrem Geliebten getrennte zärtliche Julie ihren Troſt in der Religion ſucht, und ihrem vermeinten philoſophiſchen Liebhaber zeigt, wie übel ſie beyde auf dem Wege der Tugend von der bloſſen weltlichen Weisheit geleitet worden ſeyen. Doch ſind dieſe Briefe von einer geheyratheten Frau etwas zu oft und zu umſtändlich. Aus der Auſoniſchen Reiſe, die Hr. R. dem Liebhaber zuſchreibt, hätte er vielleicht mehr Vortheil ziehen können. Der Einfall des Ehemanns, den geweſenen Liebhaber und Verführer ſeiner Frau zu ſich ins Haus zu nehmen, iſt romanhaft, wider die Natur und die Klugheit, und eine ganz unnöthige Ausſetzung der äuſſerſten Verſuchung zweyer innig gerührten Liebhaber. Der gemiſchte Karakter dieſes vornehmen Ruſſen, und ſein Unglück unter der Laſt der troſtloſen Materialiſterey, iſt beſonder und neu, nur iſt er für einen Gottesleugner ſehr tugendhaft und ſehr liebreich. Der Gedanke über die Nutzbarkeit der geheiligten Bilder iſt nicht ſehr philoſophiſch. Es iſt wahr, ſie machen die Kirchen und den Gottesdienſt angenehm, ſie erwecken aber menſchliche Begriffe von dem oberſten Weſen. Man ſieht auch, daß Hr. R. gegen den Tod der Clariſſa hat kämpfen wollen. Aber die ſterbende Julie iſt eine

Deiſtin, die kein Gewiſſen, und kein Verderben fühlt und die Fröhlichkeit bis zur Ausſchweifung treibt. Clariſſa iſt ſchon mehr eine Chriſtin, minder witzig, und eben ſo getroſt, ohne Uebermuth. Die Gedanken über das Gebet ſind ſehr unzureichend, und Hr. R. fühlt, wie die meiſten Philoſophen unſerer Tage, das menſchliche Verderben nicht. Auch die Entſchuldigung der Ungläubigen iſt nur alsdann gegründet, wenn es wahr wäre, daß ſie alles aufrichtig gethan hätten, was erfordert iſt, ſich zu erleuchten. Der Ausdruck, Dieu même a voilé ſa face, iſt bey einem Schriftſteller mitten in der Chriſtenheit, und den Mitteln zur Bekehrung hart, und der Heiland hat die Verhärtung der Phariſäer ihnen, und nicht Gott zugeſchrieben: doch dieſer groſſe Namen fehlt im ganzen Buche.

Bey der neuen Ausgabe von 1763. hat Rouſſeau zu ſeinem Buche eine Vorrede geſchrieben, die eine Schutzſchrift ſeyn ſoll. Sie iſt ſo künſtlich eingewickelt, daß man faſt weder die Einwürfe noch die Antworten erkennen kann. Doch ſehen wir, daß er die Fanatiſierey der Liebesbriefe und die Vergötterung der geliebten Perſon ſinnreich entſchuldigt; daß er die Fehler der Schreibart und die Sittenlehre der zwey Verliebten auf die Natur zurückwirft; daß er glaubt, er habe nützliche Lebensregeln unter einer gefallenden Dichtung verborgen; daß er erkennt, zu Paris möge ſein Buch nicht ſo lehrreich ſeyn; aber in den Provinzen habe es ſeinen Nutzen; (wo-

bey unſer Koſmopolite keine andere Welt als Frankreich annimt) daß er den Zuſtand des Landlebens erträglich zu machen geſucht habe; daß es keine unbefleckte Tugend gebe, u. ſ. f. — —
(Gött. Anz. 1765. S. 448.)

LII.

Die göttliche Ordnung.

Von Hrn. Süßmilch. *)
1762. (S. 961. f.)

In dem zweyten Band fängt Hr. Süßmilch bey dem Nutzen kleiner Güter an, und rühmt die Ackergeſetze der Römer, die zwey bis ſieben ihrer Morgen für eine Familie genugſam ſchätzten. Alle Länder, die ſich bereichern, fehlen hierwider; England und ſelbſt Helvetien hat allzu groſſe Landgüter. Es iſt wahr, daß groſſe Güter beſſer nach einem gewiſſen Entwurfe eingerichtet werden können, und daß Sümpfe und dergleichen unfruchtbare Stellen ſich beſſer urbar machen laſſen, wenn man einen groſſen Strich Landes in ſeiner Macht hat. Aber dennoch entſteht in beyden eben benannten Ländern der groſſe Fehler daraus, den England iezt ſchmerzlich fühlt: daß allzuviel Land zur Gräſeren gelaſſen wird, und man den Acker, der zu mühſam iſt,

*) Der Erſte Theil wird von einem andern Gelehrten beurtheilt.

faſt mit Widerwillen beybehält. Der Hauptfehler iſt aber, daß anſtatt zehen freyer ſtreitbarer Familien eine einzige für den Staat erwächſet, die ſich durch fremde und an den Staat nicht verpflichtete Taglöhner, wie in England durch die ihm nicht zugethanen Irren hilft. Es iſt auch ein Uebel, daß bey ſo groſſen Gütern die Beſitzer oder Pächter zu Gentlemen werden; da man bey kleinen Gütern Bauren behielte, die dem Staate nöthiger ſind. Die heutigen Europäer haben dieſem aus der Macht des Adels und der Geiſtlichkeit in den mittlern Zeiten entſtandenen Uebel noch mit keinem Geſetze abzuhelfen getrachtet. Die Fabriken ſieht Hr. S. in ihrer rechten Lage an. Sie bereichern ein Land geſchwinder, und bevölkern ſtark. Man könnte ausrechnen, wie viel Menſchen in einem Bergland, Graslande, Ackerlande, Weinlande leben können, und würde finden, daß ganze Meilen Bergland nicht mehr Leute nähren als eine Straſſe mit Seidenwebern. Aber Hr. S, und andere neuere haben auch den tiefliegenden Schaden dieſer einträglichen Lebensart ausgefunden. Ueberhaupt macht ſie ungeſunde, gebrechliche und zum Kriege untaugliche Bürger. Die Fabriken ſind groſſen Veränderungen unterworfen, und die Veränderungen der Mode, und ein glücklicher Nachbar kann tauſende von Fabrikanten zu Bettlern machen, oder gar in des Feindes Länder verſetzen. Eben ſo gründlich urtheilt Hr. S. von dem Schaden der Uep-

sigkeit (wie es auch die Schweden übersetzen.) Unser Verfasser sucht gewisse Mittel dagegen. Sie sind wirklich schwer. Was er vom Uniform sagt, haben zwar die helvetischen Republiken im grössern versucht. Man weiß daß besetzte Kleider, Edelsteine, theure Spitzen, fremder Wein, und mehrere Ueppigkeitswaaren daselbst unter einem Verbothe liegen, und allerdings ein grosser Theil dieser Waaren ungebraucht bleibt. Aber die Ueppigkeit hat tausend Aeste, in die sie sproßet, wenn man einen abschneidet: und es ist fast nicht möglich, sie alle zurück zu halten. Und dennoch ist dieses Uebel das gröste von allen, indem es bey einer ganzen Nation den Reichthum zum einzigen Adel, zum höchsten Gute und zum Mittel macht, seiner Mitbürger Verehrung zu erwerben; wogegen die arme Tugend lächerlich, und zum Pöbel wird. In Monarchien kann der Wille eines Königes, wenn er beständig ist, sehr viel ausrichten. Und andere Länder haben der Ueppigkeit bloß durch die harten Auflagen vorgebogen, wodurch der gemeine und selbst der Mittelstand wie in Frankreich, zur Sparsamkeit gezwungen wird. Ein Einfall des Montesquieu wird hiernächst beleuchtet, daß nemlich die Welt seit Cäsars Zeiten unsäglich bevölkert, und die christliche Religion viele Schuld daran habe, daß sie nunmehr so leer an Menschen ist. Italien und das ganze römische Reich waren schon zu Augustus Zeiten entvölkert, und von der Christlichen Religion ist nur

die Ehlosigkeit der Geistlichen schädlich. Da hingegen die Treue der Ehen, und die verbotene Hurerey unfehlbar die Bevölkerung begünstigt. Die grosse Vernachläßigung der Kindererziehung ist ein unsägliches Uebel, und von der leichten Trennung der Ehen unabsonderlich. Der Versuch, die Einwohner der Erde zu zählen, ist freylich unmöglich; auch nicht in einem einzigen Reiche ist es noch mit einiger Zuverläßigkeit vollführt worden. Die Grösse des Landes in Meilen und Morgen thut fast nichts zur Sache. Wir glauben, Spanien und Portugal seyen zu reichlich mit 10 Millionen angesetzt, und eben so freygebig handle Hr. S. mit dem fast ohne Städte in Adelhöfe vertheilten Pohlen. Die grosse Bevölkerung entstehe von den vielen Städten. Aus der Berechnung des Elsaß muß das Breißgau ausgelassen werden, das nicht mehr unter Frankreich steht. Helvetien hat keine Million Einwohner. Man hat im Kanton Bern die Einwohner ziemlich genau gezählt; ihrer sind zwischen 3 und 400,000, und wir halten diese Republik für mehr als den dritten Theil Helvetiens; die Bergländer sind in der That fast öde und nur den Flüssen nach in den Thälern bewohnt. Das ganze Heer der Erdenbürger schätzt endlich Hr. S. auf 1080 Millionen. Hiernächst geräth er auf den Hauptsatz, daß durch und durch, ungeachtet der wenigen Ausnahmen, mehr Knaben als Mädchen gebohren werden. Wir haben das nem-

liche in Verzeichniſſen gefunden, die Hr. S. nicht hat ſehen können. Er zeigt ſonſt wieder einige Zweifler, daß auch in Oſtindien, zu Batavia und auf Koromandel das nemliche Geſetz herrſchet. Eben ſo wunderbar iſt die Beſtändigkeit der Ordnung, nach welcher von gegebenen Altern und Jahren, das gleiche Verhältniß gegen die Ueberlebenden mit Tod abgeht. Mehr als der Drittel ſtirbt in den erſten zwey Jahren; vom 6. Jahre bis zum 20ſten aber nur der Fünftel dieſer Zahl. Ueber 90 gelangt nicht völlig der Hundertſte. An den meiſten Orten ſterben mehr Leute in den Städten, nur iſt Genf faſt wie ein Dorf, und es ſterben daſelbſt mehr Alte (vermuthlich von Fremden, die ſich ſeit einigen Jahren in Menge daſelbſt niederlaſſen, und in Ruh abſterben.) Man weiß, daß aus dieſen Berechnungen die Wahrſcheinlichkeit der noch zu erwartenden Jahre beſtimmt werden kann, und daß darauf die Tontinen beruhen, worinne wir aber dem Hrn. V. nicht nachtreten können. Ueberhaupt leben die Weibsperſonen auf gut Boerhaaviſch länger; und unter dieſen, zum Ruhm des eingezogenen Lebens, die Nonnen am längſten. (Die ungariſchen 181- und 190 jährigen Leute ſind nicht genug mit Zeugniſſen unterſtüzt.) Eine wichtige Abhandlung iſt die, in welcher die verſchiedenen Krankheiten nach ihrer Macht zu tödten betrachtet werden. Man bedient ſich hierzu der Londonſchen Tabellen hauptſächlich. Einige Krankheiten nehmen ab, wie die Gefahr der Niederkunft; die Kolik, die Skropheln;

andere steigen, wie die Zuckungen, Schlagflüsse. Hier bemerken wir (nebst dem Grif) daß Reumathism. und Cold nicht einerley ist: das letztere ist der Schnupfen samt dem Flußfieber, und das erstere sind die Gichtschmerzen. Diabetes ist eine allzuhäufige Absonderung des Harns, wenn man ihn schon halten kann. In Berlin ist der Schlag und die rothe Ruhr gemeiner und mörderischer. Hr. S. erklärt sich hier fürs Einpfropfen, und wiederlegt Hrn. de Haen, dessen Schrift er zuletzt wegen seiner Unbilligkeit nicht ohne Widerwillen hat lesen können. In Paris wird die Einpfropfung seit einem Jahre bis zur Vermessenheit, und ohne die geringste Vorsorge getrieben, ohne daß man noch merkliche Klagen wider sie habe, da die natürlichen Pocken daselbst sehr mörderisch sind. Es ist einmal ausgemacht, daß die Gefahr der Einpfropfung bey guter Besorgung, und in einem gesunden Körper, als nichts anzusehen ist. Hr. S. läßt sich auch in die Berechnung der Städte ein; er zweifelt zwischen London und Paris, und ist fast dem letztern geneigter. Hier können wir ihm nicht beyfallen. Wir haben schon anderswo in der Anzeige einiger Englischer Werke gezeigt, wie viel zu den Londoner Gebohrnen und Absterbenden zuzusetzen sey: in Paris hingegen reibt das einzige Krankenhaus l'hotel-Dieu alle Jahr bey 5000 Menschen auf, die von allen Orten herkommen, und von denen ein grosser Theil aus Fremden besteht; und mit alledem übertreffen die jetzi-

jetzigen Jahre in London, so wie sie berechnet werden, die pariſiſchen ſehr weit, und eben a. 1762 um 5000. Darinn aber fallen wir dem Hrn. S. leicht bey, daß ſo ſehr groſſe Städte eben nicht zum Beſten eines Reichs dienen, und es glücklicher wäre, wenn es wie Holland, viele und volkreiche, aber nicht ſo ungeheure Städte hätte. Nur eine einzige Folge zu berühren: in groſſen Städten kommen die beſten und erfahrenſten Arbeiter eines Reichs zuſammen, da aber die Zufuhr theuer, und die Lebensmittel alſo im hohen Preiſe ſind, ſo werden dieſer Arbeiter Löhne zu groß, und ein Reich kann in einem Fremden Markte, gegen ein anders nicht aufkommen, deſſen Arbeiter in kleinen Städten wohnen. Die Einkünfte von England ſind ſeit Davenant's Zeiten, eines Jakobiten der zuweilen eigne Abſichten gehabt hat, in 60 Jahren allzu merklich geſtiegen, wie Codd, und andere gezeigt haben. Da die Landſteuer von 2. Millionen iſt, und zwar das Anſehen hat, als wenn ſie 20 im Hunderte wären, wegen der Aufnahme der Güter, und damals mit Unwillen bey vielen geſchehenen Berechnung der Einkünfte, aber nicht viel mehr als 10. iſt, ſo beläuft das einzige Einkommen, das vom Land erwächſet, in Engelland allein auf 20 Mill. Pfd. Sterlings, folglich doppelt ſo hoch als es Devenant geſetzt hat. Als ein Anhang folgen verſchiedene einzelne Abhandlungen.

1. Hr. Tiſſots über die Entvölkerung der Schweiz.

Dieſes Uebel iſt nur allzuwahr, und allzu empfindlich; da zumal die Bürgerrechte in Städten und Dörfern ſo ſchwer zu erhalten ſind, und deswegen der Zuwachs von Fremden, unter der mildeſten Regierung der Welt, die einzig keine Auflagen bezieht, dennoch ſehr klein iſt. 2 Beantwortung der Gründe des Hrn. v. Juſti, die er für den Vorzug der Fabriken über den Ackerbau angebracht hat.

LIII.

Ueber die Seelenkräfte.

Von A. Bonnet. *)

1763. (S. 25.)

Dieſes aus bloſſem Nachdenken erwachſene Werk iſt eine Frucht des Unglücks, und der geſchwächten Augen, die Hr. B. mit dem Vergröſſerungsglaſe zu ſehr ermüdet hatte. Da er zu ſeinen geliebten Erfahrungen ſich völlig untüchtig befand, ſo vertrieb er ſich die Zeit mit Nachdenken und mit Verſuchen über die Wirkungen ſeiner eigenen Seele, und fand in ſich ſelber ein weites Feld zu einem Theile der Naturgeſchichte, den man als den wichtigſten anſehen kann. In der Vorrede vertheidigt er ſich zum voraus wider diejenigen, die ihm eine Neigung zur Meynung der Materialiſten zuſchreiben möchten. Er iſt weit von derſelben entfernt. Die Ausdehnung, ſagt er, kann

*) Eſſai analytique ſur les facultés de l'ame. 1760.

nicht verschiedene Begriffe in einen Punkt zusammen bringen; sie kann nicht vergleichen, sie kann in kein Ich zusammen wachsen. Unser Auszug muß nun bey einem Werke, das selbst ein Auszug ist, und so wenig überflüßige Worte leidet, als die Mathematik, nicht leicht und nicht vollständig werden. Hr. B. hat von dem Abt de Condillac den Einfall geborgt, den Menschen als eine bloße Bildsäule anzusehen, die nur einen Sinn, und zwar den Geruch haben sollte, in allem übrigen ist er von diesem Abt abgegangen, weil er viel langsamer und bedächtlicher in seinem Nachdenken fortgeht. Diese Bildsäule riecht eine Rose, sie wird durch diese Empfindung verändert (modificirt), und ist selbst nunmehr ein Rosengeruch. Diese Empfindung nimmt ab, wenn man die Rose weggenommen hat, aber nicht auf einmal; sie wird schwächer; die Bildsäule, der dieser Geruch angenehm ist, fühlt ihn vermindern, und wünscht daß er nicht vermindern möchte. Hier hat man die Wurzeln von allem, die Aufmerksamkeit, den Willen, und endlich das Gedächtniß, das allerdings am Körper hängt. Nur wird keine Bildsäule ohne Seele begehren können. Man bringt der Bildsäule eine Nelke, ihr Geruch ist mit dem Geruche der Rose theils ähnlich, und theils von demselben unterschieden; er bewegt die Fasern des Sitzes der Seele im Gehirn in einer Mittelrichtung zwischen der Richtung die sie von der Rose allein behalten hat, und der Richtung die von

den riechenden Theilen der Nelke entſteht; auf dieſe Weiſe entſteht eine aus der Empfindung der Roſe, und der Empfindung der Nelke, vermiſchte Empfindung. Unter dieſen Empfindungen muß eine Verbindung ſeyn, weil die Erfahrung es beweiſet, auch wenn ſie von verſchiedener Natur ſind, und eine Empfindung wird durch eine andere, und neue, wieder hervorgerufen, doch iſt ſie in dieſem Falle ſchwächer als wenn ſie neu iſt. Eine andere Art des Gedächtniſſes iſt die Erinnerung. Sie gehört zur Seele, die ſich erinnert, daß gewiſſe Begriffe ihr gegenwärtig geweſen ſind. Die Gewohnheit iſt eine Wiederholung der Beugung einer Faſer auf die nemliche Weiſe. Sie macht, daß dieſe Faſer ſich lieber dorthin als auf die entgegen geſetzte Seite beugen läßt. Die Perſonalität entſteht, wenn die Seele bey der Empfindung eines äuſſern Dinges ſich mehrere ältere Eindrücke vorſtellt, und mit allen dieſen Eindrücken das nemliche wird (s'identifie). Dieſe Perſonalität kann überlegt ſeyn (reflechie) wenn die Seele zugleich ſich vorſtellt, daß ſie es iſt, die dieſe Eindrücke hat. Die erſtere Perſonalität hat bey der Bildſäule Platz, die letztere aber gehört zur Seele, und die Thiere haben ſie nicht. Aus der Erinnerung einer vorigen Empfindung, und dem Vorzuge, den die Seele der erſtern oder der letztern giebt, leitet Hr. B. das Vergnügen und Mißvergnügen her. Die angenehmſte Empfindung iſt die, die in der Faſer die ge-

ſchwindeſten, aber doch nicht allzugeſchwinde Schwünge erweckt; und der Schmerz entſteht, wenn ſich die Theilchen der Faſern der Trennung nähern. Auf dieſem Unterſchiede der Empfindungen beruht die Thätigkeit der Seele. Doch iſt zwiſchen der Empfindung und der That (action) keine mechaniſche Verbindung. Die Seele erweckt auf die erſtere eine Bewegung in ihrem Leibe, doch nicht auf die Weiſe, wie die Körper eine Bewegung erregen. Die Aufmerkſamkeit iſt der erſte Vorzug, den die Seele einer Empfindung vor der andern giebt. Hierdurch kann ſie machen, daß der Eindruck einer Empfindung entweder ſchwächer, oder ſtärker wird. Hr. B. erklärt dieſes mechaniſch durch den mehrern Zufluß der Geiſter auf einige Faſern, dieweil andre minder Geiſter empfangen. Der Wille iſt der Vorzug, den die Seele einer Art zu ſeyn, über andre Arten zu ſeyn giebt. Er iſt die Frucht der Empfindung, aber ſelber, und zwar durch eine Bewegung des Körpers, thätig. Hier ſchränkt Hr. B. einige Sätze ſeines Freundes Hrn. Beaumont ein. Die Freyheit begreift nicht die Wahl zweyer Thaten, ſondern die Kraft, eine That vor der andern zur Wirklichkeit zu bringen. Hr. Condillac gefällt Hrn. B. bey der Freyheit auch nicht. Sie beſteht nicht darinn, auch dasjenige zu thun, was man nicht thut, ſondern in der Macht dasjenige zu thun, was man wirklich thut. Es iſt alſo eine Freyheit, wenn man dasjenige thut was uns gefällt. Gott

hat niemals unter mehrern Welten gewählt, sondern von Ewigkeit das bestmögliche eingesehn, und auch gewählt. Die Begierde entsteht, wenn eine angenehme Empfindung nach der Natur unsers Gehirnes nach und nach abnimmt. Man wünscht diese Empfindung nochmals eben so stark zu fühlen, als man sie im Anfange fühlte. Die Seele erweckt also den geschwächten Eindruck, und macht ihn stärker. Indem sie dieses thut, so wird ihre Begierde zum wirklichen Eindrucke immer grösser. Hr. B. zeigt hier, wie aus den unwillkührlichen Bewegungen und selber aus dem Kraislaufe, die Bewegung gewisser Fasern erweckt wird, die am kräftigsten vorher bewegt worden sind. Er beweiset auch, daß mehr als eine Empfindung auf einmal Platz habe, und ohne dieses keine Erinnerung seyn könnte; die Seele muß des gegenwärtigen und des vorherigen Eindrucks zugleich bewußt seyn. Hierauf unterscheidet H. B. die Empfindung von der blossen Perception. Diese wird zu jener, wenn sie mit Lust oder Verdruß begleitet ist. Sie gehört zur Seele, und ist mit dem Bewustseyn begleitet, denn sie ist die Seele selbst, nur anders modificirt. Diese Perceptions kann die Seele, wenn sie zusammengesetzt sind, auseinander trennen, und durch ihre Aufmerksamkeit die Länge allein, oder den Geruch allein betrachten, und dieses heißt man abstrahiren. Aber es ist unter den Begriffen, die zusammen einen einzigen zusammengesetzten Begriff aus-

machen, ein natürliches Band; wenn der eine wieder hervorgebracht wird, so entstehen die andern alle auch wieder. Der Begriff ist ein Zeichen des äussern Körpers, aus welchem er entstanden ist, und es giebt auch andere willkührliche Zeichen, wie die Worte sind, die man mit einem Begriffe hat verbinden lernen. Diese Wörter sind Töne, und die Buchstaben und Schriften sind wieder Zeichen der Töne. Vermittelst dieser Zeichen kann die Seele die zusammengesetzten Begriffe noch besser sondern, und durch ihre Aufmerksamkeit entdecken was sie gemeines haben, woraus denn allgemeine Begriffe und Geschlechter entstehen. Die Begriffe, die aus dem Abstrahiren entstehen, heißt man Notionen; die keine einfachen Perceptionen sind, sondern nothwendig aus einer Arbeit der Seele entstehen müssen. Die Seele macht auch die Ichheit aus, indem sie sich ihrer selbst bewußt ist, denn der Sitz dieses Bewustseyns ist das Ich. Das Nachdenken wird durch die Seele ausgeübet, indem sie eine bewegende Kraft an die Fasern, die einem jeden sinnlichen Begriffe eigen sind, und an die Fasern anwendet, die zu den Zeichen dieser Begriffe gehören. Folglich enstehen auch die am meisten unkörperlichen Notionen doch aus den sinnlichen Begriffen. Aus Mangel der künstlichen Zeichen machen die wilden Völker wenig Abstractionen. Die Thiere können sich völlig keine allgemeinen Begriffe abstrahiren, ob sie wohl mit gewissen Tönen gewisse Begriffe verbinden lernen. Hr. B. glaubt hier, der Instinkt sey blos die

Wirkung (resultat) der äussern Dinge, auf die Maschine des Thieres. Es scheint die Aufmerksamkeit der Thiere und ihr Vergnügen zu abstrahiren, sey auf ihre Bedürfnisse eingeschränkt. Der Wille bestimmt sich in dem Menschen nicht nur auf Empfindungen hin, sondern auch auf Notionen, und hieraus entstehen die sittlichen, und einem Gesetze unterworfene Thaten. Die Thiere und Kinder urtheilen, sie machen aber keine Schlüsse (ils ne raisonnent pas), denn den Unterschied zwischen zweyen Empfindungen fühlen sie, sie haben aber keine Notionen, und machen keine abgezogenen allgemeinen Begriffe. Die Thiere haben nicht einmal eine Begierde, ihre Begriffe in Ordnung zu bringen. Wir übergehen hier den ganzen Abschnitt von den Quellen des Vergnügens, von der Schönheit und der Harmonie. Die Gemüthstriebe folgen. Die Eigenliebe ist die allgemeine Quelle derselben. Die Freyheit kömmt hier wieder zum Vorschein. Es ist eine Einschränkung bey derselben, daß zwar die Seele gewisse Begriffe vor andern hervorrufen kann, daß aber mit den geheissenen Begriffen auch andre mechanisch hervorkommen und sich als gegenwärtig darstellen, die die Seele nicht verlangt hat. Diese Verbindung, durch welche nebst dem gerufenen Begriffe auch andre erscheinen; ist mechanisch, und ein Band zwischen den Fasern selber. Hr. B. hat sich bemühet, die Art und Weise auszufinden, mit welcher die Seele die Begriffe zurück-

ruft. Er fährt fort mit dem Willen ſich zu beſchäf-
tigen. Dieſer iſt allemal frey, denn die Seele len-
ket ſich allemal auf die Faſern die ſie bewegen will.
Man kann die Freyheit zwingen, nicht aber den
Willen, weil dieſer blos unmerklich, und jene in
den Thaten iſt, und darinn beſteht, daß wir thun,
was wir wollen. Hr. B. wagt ſich hier ſehr weit
hinaus. Er geſteht, daß unter gleichgültigen eine
Wahl zu machen, keine Freyheit Platz habe. Die
Freyheit iſt die Macht ſeinen Willen auszuführen.
Der Wille entſteht aus einem Beweggrunde, und
dieſer aus einer Empfindung, und dieſe wieder aus
dem Eindrucke äuſſerer Dinge. Wenn wir das be-
ſtimmende zwiſchen zwey gleichgültig ſcheinenden Din-
gen nicht kennen, ſo liegt es in unſerm Gehirne
ſelber verborgen. Hr. B. kommt dann, wie andere,
zu der Aufmerkſamkeit zurück, die von der Seele
abhängt, und die Tugend entſteht aus der öftern
und ſtärkern Erweckung der mit den ſittlichen Begrif-
fen verbundenen Faſern, die dadurch beweglicher ge-
macht werden, als die Faſern, die von der Empfin-
dung abhangen. Der reine Verſtand erfindet nichts,
er arbeitet nur an den Eindrücken der Sinne. New-
ton hat nichts erſchaffen; die Umſtände, in welchen
er ſich befunden hat, und die Staffel der Aufmerk-
ſamkeit, die ihm eigen war, haben ihn fähig gemacht,
aus gewiſſen ſinnlichen Begriffen Schlüſſe zu ziehen,
die andern Menſchen verborgen geblieben waren. Die

Aufmerksamkeit ist die wahre Mutter des Vortreflichen im Verstande (du genie). Hierauf handelt Hr. B. von der Währung und der Folge. Er gesteht, daß wir nicht mehr als fünf Begriffe auf einmal uns deutlich vorstellen können. Da die Fasern mit einander vereinigt sind, und die Bewegung der einen, die andre erweckt, so entsteht aus der weitern Erweckung dieser vereinigten Fasern das Feuer, das man im Witze findet. Hr. B. glaubt dabey, es seyen in den fühlenden Fasern Klassen, die sich von einem Sinne leichter als von einem andern in Bewegung bringen lassen. Er kommt wieder zur Kraft der Gewohnheit. Wenn eine Reihe Fasern öfters die Bewegung einander in einer gewissen Ordnung mitgetheilt hat, so theilen sie sich einander ferner leichter in dieser Ordnung mit, weil sie so zu sagen schon auf diese Seite gebogen sind, und auf diese Weise lernt man durch öfteres Lesen Linien und Blattseiten auswendig. Hieraus entsteht auch die grosse Schwierigkeit, sich den Gewohnheiten zu widersetzen. Die Träume entstehen auch aus der von einer Reihe Fasern in die andre fortgesetzte Bewegung, die zuerst durch eine innere Bewegung veranlaßt wird. Hr. B. glaubt, die Bildsäule könne die Träume vom Wachen nicht unterscheiden. Er hat auch gefunden, daß die Fasern des Gesichts und Gehörs unter allen sinnlichen Fasern am leichtesten sich bewegen lassen. Er beschreibt dabey den Zustand eines seiner Freunde, der

Figuren von Menſchen, Vögeln, Gebäuden u. d. gl. lebhaft vor ſich ſieht, dieſe innere Sicht betrügt ihn doch nicht, wie ſie wohl andre Enthuſiaſten betrogen hat. Hr. B. glaubt nicht, daß bey der Meynung der körperlichen Natur der Seele für die Religion viel zu verlieren wäre. Er glaubt auch, es ſey wahrſcheinlich, daß die Thiere eine Seele haben, und es ſey gar nicht gefährlich, ſie unkörperlich anzunehmen. Er iſt bey der Frage, wie die Seele ihre Ichheit bey der Verwandlung gewiſſer Thiere erhalte, der Meynung des Entwickelns, und das Gehirn des Papilions hat, nach Hrn. B. im Gehirne der Raupe geſteckt. Er glaubt ferner, die Seele könne ihre Kräfte ohne einen Leib nicht ausüben, und bringt ſeine Muthmaſſungen von dem verklärten Leibe nach der Auferſtehung vor. Dieſer Leib könnte den ganz kleinern Sitz der Seele zum Keime haben; in dieſem Sitze können Werkzeuge verborgen liegen, die nicht auf Erden entwickelt werden können, und die Auferſtehung kann durch eine Materie erregt werden, wie die Erzeugung. Im Menſchen wohnt dieſer Keim im Gehirne; in andern Thieren ſind mehr dergleichen Keime durch den ganzen Leib zerſtreut, und dahin gehören die Polypen. Hr. B. hält die Thaten der Thiere für bloſſe Folgen ihrer Bedürfniſſe, und will keinen Zweck bey ihnen erkennen, der doch in der That beym Bau der Neſter faſt unmöglich zu leugnen iſt. Denn ſie werden vor dem Eyerlegen und

von dem Männchen in vielen Arten zugleich mit dem Weibchen gebaut. Hr. B. erzählt hier, wie ſeine Gewohnheit nachzudenken ihn dahin gebracht habe, daß er 25 bis 30 Seiten völlig in ſein Gedächtniß einzubringen vermöge. Er endigt ſein Werk mit einigen kritiſchen Anmerkungen über des Abts Condillac Werk, und mit andern über den Herrn von Monteſquiou.

LIV.

Fontenelle. *)

1763. (S. 340.)

Dieſer Mann beſaß allerdings einen ausgebreiteten Witz, der ſich über die Mathematik und die ſchönen Künſte erſtreckte. Sein Begriff war leicht, ſein Vortrag einnehmend und reizend. Er hieß Bernard le Bouyer oder le Bouvier, ein ſehr bukoliſcher Name, und er war ein Schweſterſohn des groſſen Corneille. Fontenelle mag ein Gut ſeyn, und ſein Vater war ein Advokat bey dem Parlemente zu Rouen. Er fieng mit einer Art von Gedichten an, dazu er vermuthlich nicht Erhabenheit genug beſaß, denn eine lächelnde Ironie ohne Bitterkeit, und ohne Burleſque war doch die Nuance ſeines Witzes. Ihm mißlang alſo das Trauerſpiel, auch ſogar nachgehends

*) Mémoires pour ſervir à l'hiſtoire de la Vie & des ouvrages de M. de Fontenelle par M. *Trublet* 1761.

das Luſtſpiel, worinn er für eine vermiſchte Menge Zuhörer zu philoſophiſch, und ſein Witz zu fein war. Ihm gelang unſäglich beſſer, die Philoſophie artig einzukleiden, und mit ſeinen Geſprächen über die Mehrheit der Welten und mit den Unterredungen berühmter Todten bahnte er den Weg zu ſeinem Ruhme, den hernach ſeine Auszüge und Lebensbeſchreibungen aufs höchſte ſetzten. Hr. T. gedenkt vieler wenig bekannter Schriften des Fontenelle, die zum Theil unter andern Namen erſchienen ſind; denn er war gefällig genug ſeinen Freunden mit Vorreden, Reden, Preißſchriften, und ſogar mit Luſtſpielen auszuhelfen, worunter hier der Komet analyſirt wird; doch gab man ihm Schuld, er liebte nicht. Man ſagt hier aber, er habe in Werken mehr als in Worten gedient, aber ſich in der That nie ſo weit eingelaſſen, daß ihm die Freundſchaft zur Beſchwerde geworden. Er hatte dabey die gröſte Geduld wider ſeine Gegner und Mißgünſtige, und antwortete niemals. Ungeachtet des ſtreitbaren P. Baltus liebte er die Jeſuiten, und haßte die Janſeniſten, worinn er ziemlich den heutigen Philoſophen vorgieng. Er war ſcharf eine Handſchrift zu beurtheilen, und tadelte hingegen niemals, was ſchon gedruckt war. Er verſtund kein Engliſch, nicht ohne ſein Bedauren, und die Herrſchaft der Newtoniſchen Entdeckungen war ihm beſchwerlich, weil er gerne hätte ein Carteſianer bleiben wollen. Die Briefe des Chev. d'Her.

ſind nur zu ſehr von ſeiner Feder (denn ſo angenehm ſie ſind, ſo übertrieben iſt öfters der Witz und der Scherz, und ſo fehlerhaft die Sittenlehre). Voltaire kommt hier oft vor, und T. vertheidigt mit aller Höflichkeit ſeinen Freund, den Voltaire nicht genug bewundert. Man vernimmt hier, daß er und F. zuweilen ungekrönte Preißſchriften eingegeben haben. Lächerlich iſts, daß F. eine nach Engelland reiſende Tänzerin eben an den ehrlichen Locke empfohlen, und faſt eben ſo lächerlich, daß der ernſthafte Philoſoph ſich dieſe entbehrliche Künſtlerinn gar angelegen hat ſeyn laſſen. Er ſchrieb, ſagt man, ohne etwas zu ändern oder auszulöſchen. Er war ausnehmend kaltſinnig über die gemeinen Zufälle des Lebens, wovon hier einige Beyſpiele erzählt werden, und gegen die höchſten Häupter des Reichs ſprach er ſehr frey. Durfte er doch den Regenten fragen, ob er auch hoffe ſich aus dem Gewirre zu wickeln, worein Law ihn verleitet hatte. Racine war nicht ſein Freund, auch wird deſſen eben nicht rühmlich gedacht, und wir finden dieſen Dichter bey aller ſeiner Frömmigkeit ſehr beiſſend und ſatyriſch. F. war ſparſam aber gutthätig. Zwey Gaben, die ſich oft verbinden, ſo wie der Pracht und bon ton das Herz nothwendig verhärten. Einige kleine Schreiben des Kard. Fleury ſind von einer ungemeinen Kürze und Schönheit. Er lebte faſt bis 100 Jahre, und hatte vor ſeinem Tode einige Zuckungen und Ohnmachten, verlohr auch das Gehör, und zum Theil das Geſicht. —

LV.

J. J. Rouſſeau.

1763. (S. 925.)

Unter dieſem ſonderbaren Titel: Jean Jacques Rouſſeau citoyen de Genéve à Chriſtophle de Beaumont Archeveque de Paris, haben wir ein klein Octavbändchen von 134 S. bey Rey gedruckt, erhalten. Rouſſeau lebt jetzt zu Motier im Thale Travers. Er hat neulich ſein Bürgerrecht zu Genf in einem Schreiben der Republik aufgeſagt, hier führt er den Titel noch, und beantwortet des Erzbiſchoffs wider ihn ergangenen Hirtenbrief. Er iſt des Leſens werth, wenn man auch nur ſehen will, wie eine abſcheuliche Sache mit dem ſtärkſten Witze verfochten werden kann. Gleich Anfangs beſchreibt er ſich ſelbſt als einen ſogenannten Miſanthrope, der einzig die Wahrheit ſucht. Le Sot public, ſagt er ohne alle Ehrfurcht gegen ſeinen Richter, hat ihn ohne Urſache geliebt und gehaßt. Er hat niemand beleidigt, (mit Namen nemlich, denn ſonſt hat er die ganze Zahl der Geiſtlichen für Heuchler und Ungläubige, und alle Schriftſteller theils für Kinder, theils für Windmacher, ohne Ausnahme, ausgerufen; wobey wir bitten, daß man uns dieſen niedrigen, aber verſtändlichen Ausdruck zu gute halte.) Er glaubt dabey ſo viel mit ſeinem Emile verdient zu haben, daß man ihm Bildſäulen

aufrichten ſollte, S. 127. und S. 56 hält er ſeine Rede des Savoyiſchen Vicaire für die beſte Schrift dieſes Jahrhunderts. Dieſes übertrift den Præceptorem generis humani noch um ein groſſes. Er glaubt ſehr viel gegen die Religion gethan zu haben, weil er Zweifel wider ſie vorgebracht hat, die er für unbeantwortlich anſieht. Er beharret darauf, ein Chriſt, ein recht guter Chriſt zu ſeyn, ob er wohl die Wunderwerke leugnet, die Jeſus als Zeugniß ſeiner göttlichen Sendung angeführt hat; die Erlöſung für wie null anſieht, S. 21 und endlich den höchſtverwerflichen Gedanken äuſſert, man müſſe den Urhebern der Religionen (Moſes, Jeſu und Mahomet) zu gute halten, wenn ſie durch eine enthuſiaſtiſche Liebe zur Tugend ſchwindlich und fanatiſch geworden ſind, denn ſo viel ſagt der Verſtand ſeiner eingewickelten Worte S. 84 und 85. Sonſt beſteht ſein Chriſtenthum darinn, daß er einen Schöpfer, eine unkörperliche Seele, und ein anderes Leben glaubt, auch die weiſen Lehren Jeſu bewundert, aber an den Sohn glauben, davon iſt die Rede nicht. Er fordert auch dieſen Glaubensartikel von den Anhängern ſeiner neuen, aus den eben benannten groſſen Häuptern von Sekten zuſammen getragenen Religion nicht. Man ſieht ſonſt daß ein Prediger, wider den Rath ganzer Kirchen, ihn als einen Chriſten angenommen hat. Was will er doch ſagen, S. 75, wenn er zu reden und zu ſchreiben verbietet. Und warum ſchreibt er denn ſelbſt?

Iſt

Ist er nicht Swists Dickbäuchicher, der in einer Menge Volks über den Raum klagt, den die andern einnehmen. Es ist S. 97 ungerecht, wenn er sagt, der Verfasser der vertheidigten Bluthochzeit sey ungestraft geblieben. Er ist des Landes verwiesen worden. Abscheulich ist auch wider die Offenbarung die Vergleichung mit den Vampiren, die eben auch mit allerley Zeugnissen bestätigt seyn sollen. Wie unbillig vergleicht er hier eine Handvoll ungeschickter Ungarischer Richter, die einen Theil der Wahrheit für sich haben, mit der Geschichte Jesu, die ihre Wurzeln in den alten Prophezeyungen, ihren Beweis in den niemals geläugneten Wunderwerken, und ihre Zeugen in einer Menge tugendhafter Märtyrer hat, die alle für dasjenige, was sie gesehen, ihr Leben tausenderley Leiden, und endlich dem schmerzhaftesten Tode hingegeben haben. Wie zänkisch (Chicaneus) ist der Unterschied? Zweifel aufwerfen, die keine Vernunft auflösen könne, S. 108, sey nicht läugnen. Und was kann denn ein Ungläubiger thun, als solche Schwierigkeiten aufwerfen? würde ohne dieselben sein blosses Läugnen einigen Eindruck machen? Allerley besondere Einfälle sind hin und wider zerstreut; wie die Vertheidigung der Jesuiten; und die Anmerkung, der erste König, den Frankreich gehabt habe, sey nicht von Priestern erzogen worden. Vermuthlich ists Heinrich der IV. Hat er aber nicht protestantische Geistliche zu Lehrern gehabt? Eine andere Stelle sagt: Frankreich habe

allein in Europa (dieſes Europa iſt das proteſtantiſche) keine Lehrer im Naturrechte. Sonſt giebt dem Hrn. R. die beſondere Sache der Römiſchen Kirche viele Vortheile wider ſeinen Gegner.

Auch ſind ganz neulich herausgekommen: Lettres ſur le Chriſtianisme de J. J. Rouſſeau; addreſſées à Mr. J. L. par Mr. Jacob Vernes, (Hr. Vernes iſt ein Prediger im Genfiſchen.) Er hat übernommen, mit einer faſt unnachahmlichen Gedult und Höflichkeit, des berüchtigten Rouſſeau (denn ſo kann er nach den von ſo vielen Tribunalien wider ihn ergangenen Urtheilen wohl heiſſen) ſpöttliche Anmaſſung des chriſtlichen Namens zu beleuchten. Mehrentheils iſt nichts weiter nöthig, als den Mann ſich ſelber entgegen zu ſetzen. Rouſſeau findet Jeſu Lehren und Leben göttlich, und der nemliche Jeſus hat ſich auf Wunderwerke berufen, die niemals geſchehen ſind, und nicht haben geſchehen können; der nemliche Jeſus, denn was hilft es die abſcheulichſten Reden zu verhelen, die man in ſo vielen Sprachen begierig lieſet, hat ſich einer Begeiſterung von oben gerühmt, die blos die Folge einer allzugroſſen enthuſiaſtiſchen Liebe zur Tugend war. Eine Liebe zur Tugend, die Gott mit Unwahrheit zum Zeugen anrufen lehret! Kurz, Rouſſeau iſt offenbar ein Deiſte, der eine Offenbarung nur nicht für möglich anſieht, und doch bey der deutlichſten Ablegnung derſelben, und bey ſeinen läſterlichen Gedanken über den Stifter der

christlichen Religion, dennoch ein Christ heissen will. Er spielt dabey bloß mit dem Wort Offenbarung, wodurch er bald die wirklich von Gott in besondern Fällen gethane Bekanntmachung seines Willens, und dann wieder die Schlüsse der Vernunft versteht, die dieselbe im Buche der Natur lernt. Es ist dem Hrn. V. leicht zu zeigen, wie schwach des Hrn. R. Gründe wider die Wunder sind; wie bey seltenen Erscheinungen ein Zeuge, der gesehen hat, tausendmal mehr beweißt, als tausende die nicht gesehen haben, weil sie nicht bey dem seltenen Fall der Wunder gegenwärtig gewesen sind: wie nöthig diese Wunder zur Ueberzeugung der Juden gewesen sind; wie deutlich, wie ohne Ausnahme, diese Wunder von den Juden und den Heyden als wahr erkannt, und blos andern unvernünftigen Ursachen zugeschrieben worden sind; wie leicht es den Anwesenden war, die Wahrheit dieser Wunder zu wissen; und wie richtig die Zeugen ein Wunder beweisen können, da es ja ein Vorwurf der Sinne ist; wie unmöglich es war, daß die Apostel dabey betrogen werden konnten: wie dieselbe sogar keine Gründe hatten, betrügen zu wollen; wie schwach bey dem ietzigen Lichte der Einwurf ist, man könne den Uebersetzungen nicht trauen; wie unweise bey einer so wichtigen Materie des Rousseau Entschluß ist, sich nicht darüber zu kümmern; wie dünne der Schleyer ist, den er über seine Ablenguung der Religion wirft, indem er ein ehrerbietiges Still-

ſchweigen vorwendet, nachdem er geſagt hat: eben dieſe Religion enthalte unvernünftige und unmögliche Dinge; wie R. ein Chriſt heiſſen, und doch Gott ins Angeſicht ſagen will, er wolle nicht beten, da des Heilandes ganzes Leben im Gebete beſtanden iſt; (und wie des R. Gründe wider das Gebet, das den Zuſtand der Dinge ändern will, eben ſo weiſe iſt, als wenn er das Pflügen verbieten wollte, das eben auch den Zuſammenhang der Dinge ſtört:) wie unbillig er dem Chriſtenthume vorwirft, es ſey dem geſelligen Leben zuwider: (Er R. der Häſſer dieſes geſelligen Lebens, der es als widernatürlich anſieht.) Wie fehlerloß und vollkommen heilig endlich das Leben des Heilandes geweſen iſt. In einem Geſpräche zwiſchen einem Chineſen, der gerne das Chriſtenthum annehmen wolte, und einem Chriſten wie Rouſſeau iſt, werden dieſe Gründe zuſammengebracht, und R. erſcheint dabey in ſeinen wahren Gedanken. S. 1132 f.

LVI.

Jean Calas.

1763. (S. 853.)

Die Trauergeſchichte hat ſich zu Toulouſe im Anfange des vorigen, und Ende des 1761 Jahres begeben. Ein proteſtantiſcher Kaufmann, Johann Calas, lebte ruhig mit ſeinen ſchon erwachſenen Kindern. Der älteſte Sohn war ein Spieler und Müſſiggänger; er hatte

seinem Vater anvertrautes Geld entwendet und verspielt. Seine heftige Gemüthsart ließ ihm keine Macht über seine Affekten. Den 13. Octobr. 1761, dieweil seine Eltern und Geschwister mit einigen Freunden zu Nacht essen, erhieng er sich aus Mißmuth im Komtoir. Nach einem langen Abendsitze kam man ins Komtoir, und fand das traurige Schauspiel. Der erschrockene Vater that allerley, die Leiche wieder aufzuwecken, ließ einen Wundarzt holen, und bezeugte, samt der ganzen Familie, seine Bestürzung. Ganz ungefehr und ohne sichtbaren Grund entstund ein Gerücht, der jüngere Calas habe den katholischen Glauben annehmen, und eben den folgenden Tag die Ketzerey abschwören wollen, der Vater habe ihn wegen dieses Abtritts vom protestantischen Glauben eigenhändig erwürgt. Die Sagen und Hörensagen schienen, wiewohl ein sehr kleines, dennoch einiges Gewicht der Nachrede zu geben; man zog das ganze Hausgesinde ein, und erhielt von der Geistlichkeit ein sogenanntes Monitorium, worinn allen denjenigen die etwas zur Bestärkung der Klage hatten, befohlen war, bey den Gerichten zu erscheinen. Es gieng endlich so weit, daß in der ersten und zweyten Instanz der Vater, Johann Calas, gerädert zu werden verurtheilt, auch das Urtheil an ihm vollzogen wurde, dazu ein unglückliches Fest etwas beytrug, an welchem man zu Toulouse die vor 200 Jahren geschehene Ermordung einiger Protestanten jährlich

feyert. Kaum war der Vater unſchuldig und unerſchrocken geſtorben, ſo giengen den Richtern die Augen auf. Sie ſetzten mit einem unbegreiflichen Widerſpruche das ganze Hausgeſinde in Freyheit, ſo daß nach ihrem eigenen Urtheil der Vater, der doch allen Ausſagen nach, den ganzen Abend über ſeine Kinder und den unverdächtigen Fremden nicht verlaſſen hatte, müßte allein einen ſtarken und rüſtigen Sohn erdroſſelt haben. Doch vergaß die herrſchende Kirche ihre Grundſätze nicht, der eine Sohn, Pierre, wurde zum Abſchwören mit Drohung gezwungen, zwey Töchter ſteckte man ins Kloſter, und nur die Mutter blieb frey. Dieſe grauſame Geſchichte machte nun alle Proteſtanten rege, ſowohl in Frankreich als zu Genf, wo man mit öffentlichen Urkunden die häßliche Nachrede widerlegte, daß die reformirte Lehre, und zumal Calvin in ſeinen Inſtitutionen, erlaubte einen Reformirten, der abfallen wollte, hinzurichten. Voltaire, der zu Ferney nahe bey Genf wohnt, fieng dabey Feuer, und gab ſich ungemein Mühe, die nöthige Schriften der unterdrückten Unſchuld herbey zu bringen, welches ſehr ſchwer war, da man nunmehr zu Touloufe den Fehler empfand, und gerne unterdrückt hätte. Doch gewann er ſo viel Licht, daß man nothwendig die häufigen Fehler in der Prozedur, und die Nichtigkeit der ganzen Anklage, erkennen mußte, als wohin die zwey erſten von uns angezeigten, und vom Pariſiſchen Advokaten verfertigten Schriften ſchlieſ-

ſen. Es fand ſich, daß der Vater ein gelinder und ſchwacher Mann geweſen, der den Abfall des andern Sohnes nie geahndet, und daß der Selbſtmörder keine auch nicht die allergeringſte Neigung zur katholiſchen Lehre gegeben hätte; daß kein Geiſtlicher in Toulouſe auftreten konnte, mit dem er ſollte geſprochen haben; daß der Vater und die ganze Familie ruhig gegeſſen und geſchwatzt, dieweil das Unglück vorgegangen, und daß alle Ausſagen nur Hörenſagen, und Wiederholungen von Hörenſagen, ohne einen einzigen ächten Zeugen waren. Auch warf ſich nunmehr die Wittwe dem Könige zu Füſſen; der oberſte Rath hat den Bericht von Toulouſe eingefordert, und man iſt in groſſer Erwartung eines Urtheils, in welchem die Blutgierigkeit ungeſchickter Richter eingeſchränkt werden wird. Beſonders iſt aus dieſen Schriften zu erſehen, daß in Frankreich die Todesurtheile nicht an den König geſchickt werden. Die ziemlich dreiſte Schutzſchrift des Donat Calas, und die Vergleichung der Geſchichte der Canning und des Jean Calas, ſcheinen von Voltaires Hand zu ſeyn. In der letztern ſind viele Fehler. Es iſt nie bewieſen, daß die Canning eines Kindes ſich entlediget habe. Krisp Gaſkoign, ein Aldermann von London, hat ſich der angeklagten Zigeunerin angenommen, und die junge Canning wurde nach Amerika transportiert, weil ſie in einigen Umſtänden ſich widerſprochen hatte, obwohl die Richter dabey ſie der Gnade des Königs

empfohlen, und den Meineid nicht für boshaft hielten. Dennoch ist in so weit zwischen beyden Fällen eine Aehnlichkeit, daß die Zigeunerin in grosser Gefahr gestanden ist, gehangen zu werden. Kurz, die Erzählung ist poetisch, und der Grund dazu wahr.

LVII.

D' Aguesseau.

Heinrich Franz D' Aguesseau, Kanzler von Frankreich, der gelehrte, zu Zeiten verwiesene und dann wiedererhobene Minister (72. Z. 354.) scheint überhaupt ein ernsthafter, ordentlicher, arbeitsamer gelehrter und der Kirche zugethaner Mann gewesen zu seyn. Insbesondere schreibt man ihm viele gute Gesetze und Verordnungen zu, und irgendwo sagt einer seiner Lobredner gerade heraus, das Friederichsche (Preußische) Gesetzbuch sey nach D'Aguesseaus Gerichtsprocesse eingerichtet. Ist es aber wirklich wahr, daß die Rechtsstreite in Frankreich so sehr verkürzt worden sind? — Alles was wir von ihm lesen, ist schön geschrieben, und bis in seine kleinsten Glieder ausgemahlt; nur ist eine gewisse Manier darinn, die man gar bald fühlt: unzählige Antitheſen, und eine gewisse fast immer ähnliche Abrundung der Perioden, bildet diese Manier. Man bemerkt in seinen Reden durch und durch eine grosse Achtung für die Gerechtigkeit und ihre Diener, und einen Trieb für die Tu-

gend, welche auch den Monarchen geziemt. Auch scheint dem Hrn. D'Agueſſeau nichts gröſſers in der Welt als ein guter (rechtſchaffener) Advokate. (1763. S. 1052. f.)

D'Agueſſeau war nicht ein bloſſer Staatsmann oder Magiſtrat; er liebte die ſchönen Wiſſenſchaften, und war darinn ſelbſt bewandert. Auch die morgenländiſchen Sprachen waren ihm nicht fremde. Obgleich D'Agueſſeau ganz für die Religion war, ſo räth er doch ſeinem Sohn an über dieſelbe nicht zu ſtreiten, und ihre Gegner blos durch Stillſchweigen zu erniedrigen. Er ſcheute ſich auch nicht ihm den Grotius und Abbadie zu empfehlen, ob er gleich des Erſtern Behauptung von der Abhängigkeit der geiſtlichen Macht von der Weltlichen gar ſehr mißbilligte. Der beſte Rath an deſſen Sohn war die heil. Schrift fleißig zu leſen. Es iſt faſt lächerlich, daß der gute Malebranche, da er bey dem noch jungen D'Agueſſeau den Thucydides antraf, darüber alle Gunſt gegen ihn hat fallen laſſen. Malebranche meinte, man müſſe nichts wiſſen, als die Metaphyſik. Aber D'Agueſſeau denkt ganz anders, und findet in der Geſchichte die Kenntniß der Menſchen. — — Der Herr Kanzler geſtehet doch, daß in ihrem Urſprunge alle Monarchien in Europa gemäßigt geweſen ſind, und noch jetzt viele Spuren der alten Freyheit beybehalten haben. (64. S. 254.) Seine Gedanken über das Natur- und Völkerrecht, ſind voll Frömmigkeit

und Menſchenliebe. Er gründet ſein Recht der Natur auf Gottes allgemeines Recht über ſeine Geſchöpfe, und auf ſeinen höchſten Willen, daß ſie einander lieben ſollen. Er will gar nicht die Furcht als die Quelle des geſellſchaftlichen Lebens anſehen, und iſt darinn in ſoweit begründet, da unfehlbar dieſes Leben von einer Republik der Anfang iſt, worinn der oberſte Befehlshaber der Vater, nächſt ihm die Mutter, und wo die Unterthanen ihre Kinder geweſen ſind, deren aller Band die Liebe war. ꝛc.*)

Der gröſte Theil der D'Agueſſeauſchen Werke enthalten ſogenannte Plaidoyers oder rechtliche Sprüche über allerhand Fragen; zuweilen zwar ohne eine Ausführung der Gründe und Gegengründe; andremale aber mit einer überaus hellen Entwickelung der verwirreteſten Fragen. (1764. S. 984.) Hr. D'Agueſſeau iſt von Jahr 1691. an (damals nur 23 Jahr alt) einige Jahre der groſſe Anwald des Königs geweſen, deſſen Amt es erfordert, die weſentlichen Gründe beyder Theile gegen einander zu halten, und wohin das Recht ſich lenkt in ſeinen Concluſions zu zeigen. — Herr D'Agueſſeau habe auch mit Feuer geredet, das in ſeinen gedruckten Aufſätzen mangele. (64. 735.) — Wir ſagen noch ein Bonmot von ihm nach: der dreiſte La Peronie forderte ihn auf, eine eherne Mauer zwiſchen der Arzney und Wundarzney aufzuführen; auf

*) 1764. S. 360.

welcher Seite ſoll der Kranke ſeyn? ſagte der Kanzler. (72. Z. 154.)

LVIII.

Adanſon. *)

Herr Adanſon war ein Schüler des Hrn. von Juſſieu, er legte ſich aber auch auf andre Theile der Naturgeſchichte und die Aſtronomie mit groſſem Erfolge. Er lernte Jagen und Zeichnen, und machte ſich auf alle Weiſe zu den Reiſen in fremde Länder, geſchickt. Er gieng den [illegible] März 1749. nach Senegal ab **). Er maß die Höhe des berühmten Pico auf Teneriffhöhe, und fand ſie über 12000 Schuhe; eine Höhe, die zwar den Alpen und Andes nicht gleich kömmt, aber an einem Berge der aus dem Meere ſelbſt hervorragt, ganz beträchtlich ſcheinen muß. Ueberall fand Hr. A. Zeichen eines ehemaligen Brandes in den Gebürgen. — In Afrika ſcheint die Natur alles ins Groſſe zu arbeiten, und dies iſt kein Wunder, da die Triebe der Natur in ihren Wirkungen immer fortgehen. — Der überall bemerkbare Ueberfluß des Feuers zeigt ſich hier auch in den feurigen Waſſerhoſen, deren eine dem Verfaſſer begegnet, und über 50 Grade Hitze gehabt haben muß. In einer

*) Gött. Zeit. 1756. S. 1429. 1757. 494. f. 1757. 876—79. 940. 1773. S. 696.

**) Voyage en Sénégal.

groſſen Hitze, da zugleich der gewaltig austrocknende Oſtwind wehete, hat Hr. Adanſon wirklich Blut geſchwizt. Eben da er nach Frankreich zurückgehen wollte, traf ihn ein heiſſer Sonnenblick ſo heftig, daß er im Augenblicke in ein hitziges Fieber verfiel, und zwar nicht, wie ſonſt wohl geſchiehet, in zwey Tagen ſtarb, dennoch aber lang kränkelte, und noch mit einer ſchlechten Geſundheit den 4. Jenner 1754. in Breſt anlangte. Seine Arbeit iſt voll beträchtlicher Wahrnehmungen und ganz neuen Nachrichten. In Abſicht der Muſcheln hat Hr. Adanſon auch ein ganz neues Werk in ſo weit geliefert, als es nicht nur die afrikaniſchen neuen Muſcheln, und nach veränderter Ordnung, ſondern auch insbeſondere, weil er allemal das Thier zugleich beſchreibt, das in der Schaale wohnet. Eine Arbeit die allerdings von den europäiſchen Muſchelliebhabern nicht hat verrichtet werden können, und auf der Stelle am noch friſchen und lebenden Thiere geſchehen muß. — Herr Adanſon zeigt, wie alle Muſchelgeſchlechter nur eine Kette ausmachen, und durch faſt unbemerkbare Unterſchiede nach und nach von einander abgehen.

In dem Journal de Rozier März 1776. iſt ein Verzeichniß von des Herrn Adanſon unglaublich groſſen Arbeiten. Zuerſt eine Handſchrift von 27 dicken Oktavbänden, unterm Titel: Méthode naturelle contenant tous les êtres, leurs qualités connues. &c. Die Naturgeſchichte des Senegals in funfzehn Bän-

den in Folio. Wiederum eine Handſchrift unter dem Titel: Methode naturelle des êtres, oder die Kennzeichen, die alle körperlichen Dinge von einander unterſcheiden, die Thiere, die Gewächſe, und die Körper die keinen innern Bau haben. Dann ein cours d'hiſtoire naturelle über die Körper der drey Reiche. Ein Wörterbuch über die Naturgeſchichte. Vierzig tauſend Abzeichnungen von Thieren, Gewächſen oder gegrabenen Dingen. Und vier und dreyßig Tauſend Gattungen derſelben, die in Hrn. Adanſons Sammlung aufbehalten ſind. *)

LIX.

Ueber den Nationalunterricht.

Von Hrn. Car. de Chalotais. **)

1764. (S. 186.)

Die Art die Jugend zu unterrichten iſt in den dunkeln Zeiten entſtanden, da niemand als die Geiſtlichen leſen konnte; auch nachdem die Wiſſenſchaften gemeiner worden ſind, blieb die Unterweiſung dennoch den Geiſtlichen, die folglich einen künftigen General oder Magiſtrat unterrichten, und von Dingen reden mußten, von denen ſie ſelbſt keinen Begriff hatten. Kleine

(* Götting. Zeit. 1776. Zugabe 146.) In dem Mayn. des Journal de Rozier ſtehet das Zeugniß der franz. Akademie über die Arbeiten des Hrn. Adanſon.

**) Eſſai d'Educat. nationale, 1763.

äuſſere Zeichen der Andacht (S. 20.) ſind an die Stelle der Religion getreten u. ſ. f.*). Der Hr. v. C. will alſo erſtlich die Schulen Weltmännern übergeben, die den Kindern eine Auferziehung beybringen, in welcher ſie in der Welt fortleben können, da ſie in den Schulhäuſern (Colléges) eine annehmen, die ſie in der Welt nothwendig ablegen müſſen. Er will auch weniger Schulanſtalten haben. Der gemeinſte Mann lernt nur allzuviel, zu ſeinem und des Staates Schaden, Leſen und Schreiben, der blos ſeine Hände brauchen ſollte, und in den Seehäfen findet man faſt niemand mehr, der Schiffsjunge ſeyn wolle. (Wir kennen ein Land, wo die unüberlegte Erhöhung des niedrigſten Standes noch viel ſchwerere Folgen hat). Wir haben hier nicht ohne Vergnügen geleſen, daß unſer Göttingen, nebſt Leiden, hierſeits des Meeres wegen ſeiner beſſern Unterweiſung, und zumal ſeiner Leſebücher angerühmt, und dem ſonſt ſo eifrig von den Deutſchen nachgeahmten Frankreiche vorgezogen wird. Die Geſchichte, die Rouſſeau vor den Kindern verbergen will, findet Hr. v. C. dem Alter und den Begierden der Kinder am meiſten angemeſſen, (und wir glauben angemerkt zu haben, daß aus den groſſen Beyſpielen der Tugend, und zumal der Liebe des Vaterlandes, patriotiſche Geſinnungen für das ganze übrige Leben entſtanden ſind, die aus dem bloſſen Umgange mit der überhaupt klein den-

*) Der Verfaſſer zielt auf die Jeſuitenlektionen.

finden, und Geld und Beförderungen zum Zwecke der Arbeit nehmenden Welt nicht entstanden wären). Auch mit Recht überläßt der Hr: Verfasser den Kindern einen Antheil an der Naturgeschichte, die ihrer Neugierigkeit so angemessen ist. Er glaubt sogar die Mechanik, und selbst die Geometrie seyen ihnen anzuvertrauen, weil die Menschen gerne Schöpfer sind, und sie es hier durch die Auflösung der Aufgaben einigermassen werden. Nach dem zehnten Jahre fängt unser Herr Verfasser die Sprachen an, und will, wider die eingerissene Gewohnheit seiner Nation, gerne nebst dem Lateinischen auch das Griechische beybehalten haben. Zugleich läßt er sie das Französische lernen. Den Geschmack will er mehr durch das Lesen der besten Werke als durch Regeln bilden. Anstatt der elenden Exercien will er, daß junge Leute Auszüge, Lebensbeschreibungen, wirkliche Briefe, und dergleichen brauchbare Arbeiten übernehmen sollen. Und nun bey mehrern Jahren steigen sie in der Geschichte. Mit Vergnügen finden wir, daß unser angesehene Hr. Verfasser eben die geringe Hoffnung von der Schullogik hat, die wir immer davon gehabt haben. Sie war bloß fürs Disputiren erfunden, und giebt denen, die sie wissen, im wirklichen Schliessen und Urtheilen nicht den geringsten Vorzug. Der Mathematik und der Lehre von dem Wahrscheinlichen schreibt Hr. E. mehr Nutzen zu, und dringt auf die Sittenlehre, die ein allgemeines Gesetz für alle Nationen ausmacht,

auf welches sie sich alle im Nothfall berufen. Er will die Sittenlehre nicht zu sehr von der Religion abhängend habe, und sieht dennoch die Religion als den Grund eines glücklichen Staates an. Er wünscht, daß der Hof bey der Ausarbeitung guter klassischer Lesebücher anfangen, und dieselben durch Preise beschleunigen, in seiner eigenen Druckerey aber verlegen lassen möge.

LX.

Ueber die Duldung.

Von Voltaire.

1764. (S. 697 f.)

Tr. de la Tolerance ist eine neue Arbeit des Hrn. v. Voltaire, wozu das wider die Familie Calas vollzogene Urtheil den Anlaß gegeben hat. Wir unterscheiden in diesem Werke zweyerley Absichten des Verfassers. Die erste ist eigentlich dahin gerichtet, seine Landsleute zur Duldung anderer Religionsverwandten, und zumal der reformirten Franzosen, zu gewinnen. Schon die Geschichte des Calas zielt dahin, und der Hr. v. V. erzählt verschiedene sich selbst widerlegende Legenden. Er zeigt den Mißbrauch der Brüderschaften, entschuldiget ganz deutlich die Reformation des sechszehnden Jahrhunderts, wozu das grosse Verderben Anlaß gegeben habe; findet der Re-

Reformirten Grundsätze im H. Justinus, und beym Vigilantius, sagt gerade heraus, sie haben die erste Kirche vor sich, giebt den Verfolgern die Schuld der bürgerlichen Kriege, macht ein gräuliches Gemälde von dem irrländischen Mordjahre 1640, zeigt aus der Erfahrung den grossen Vortheil, den andere Staaten aus der Duldung anderer Religionen ziehen, und aus des Boulainville Etat de la France, und des Grafen d'Avaux Schreiben, die schädlichen Folgen des Widerrufs der nantischen Freyheiten. Er räth hiernächst ganz mässig, die Protestanten ohne Vorrechte, und ohne Wählbarkeit zu den Ehrenstellen anzunehmen, aber ihre Ehen doch zu rechtfertigen, und sie ihre Eltern erben zu lassen. Mit recht giebt er der Engelländer Aufführung zum Muster, die doch bey der Furcht einer römisch gesinnten Familie mehr Ursache zum Verfolgen hätten. Er greift hiernächst die sogenannte Intoleranz aus allerley Gründen an. Sie ist wider das Recht der Natur, sagt er, und erregt einen allgemeinen Krieg unter den Menschen. Kein altes Volk hat jemals diese Furie gekannt. Sokrates wurde eigentlich durch eine Faktion verurtheilt. (Hier erinnert sich V. nicht, was wider den Anaxagoras, Diagoras und andere Verleugner der Landesgötter geschehen ist.) Die Römer duldeten alle Religionen. Er kömmt wieder zu den Franzosen, und wirft ihnen das noch immer fortdaurende, mit keinen rechtlichen Formen begleitete Hinrichten der reformir-

ten Prediger vor; sagt ihnen ins Gesicht, sie seyen die einzigen Barbaren, und die Letzten, die anderer Nationen vernünftige Exempel befolgen; und verfällt auf den Königsmord, den einerseits die Jesuiten noch so neulich vertheidigt, und anderseits St Thomas von Aquino und alle andere Gottesgelehrte eben auch empfohlen haben. Die Apostel, sagt er, waren nicht allemal einig, verfolgten aber einander nicht. Die ersten fünfzehn Bischöffe von Jerusalem waren alle beschnittene Juden, und wären dem auto da Fé nicht entgangen. Die Päbste haben die Mordthaten des 24 August gebilligt. Und dennoch waren die Juden eigentlich keine Verfolger. (Aber anstatt dieses durch die Gesetze zu Gunsten der Fremden und der Aegyptier zu beweisen, verfällt er auf ganz andere Arten, die zum zweyten Theile seines Werkes gehören.) Er fährt endlich wieder fort, zu zeigen, daß der Heiland und eine lange Reyhe von Kirchenvätern, und andere weise Männer die Duldung anderer Religionen gelehrt haben. Er macht eine fürchterliche Erzählung von einem Geistlichen, der einem Sterbenden das Unterschreiben der fünf Propositionen aufdringen will, bringt einen zum Scherz erdichteten Brief an den P. le Tellier an, worinn man ihm vorschlägt, die Ketzer und Jansenisten auszurotten; sucht das Gezänk über die Religion durch eine Unterredung zwischen den drey christlichen Religionen abzumahlen, die in Gegenwart eines Mandarins vorgegangen seyn soll; versichert, das Licht sey in Frankreich so weit

durchgedrungen, daß man des Aberglaubens nicht mehr bedürfe, und nicht mehr glaube die H. Genovefa gebe oder nehme den Regen. (Es dünckt uns doch nicht lange, daß ihr Sarg in dieſer Abſicht zu Paris herumgetragen worden iſt.) Aus dem Geſetze, daß auſſer der Kirche kein Heil ſey, iſts ihm ſchwer ſich herauszuſchwingen; er möchte gar zu gern den Sokrates, Titus, Epiktetus und andere weiſe Heiden retten. Endlich macht er ein neues Buch lächerlich, das mit dem Verfolgungsgeiſte angefüllt iſt, l'accord de la Religion & de l'humanité, worinn der Verfaſſer die ſtrafbarſten Mordgedanken hat blicken laſſen, und endigt mit ſeiner bezeugten Freude, daß der höchſte Königl. Rath die Calaſiſche Sache vor ſich gefordert, und dem Parlamente zu Toulouſe ſeine Rechtsgründe abgefordert hat. Bis hieher wird ein jeder der Wahrheit und Menſchenliebe zugethaner Leſer ſich über die Lebhaftigkeit freuen, womit ſo wichtige Wahrheiten vorgetragen worden ſind. Aber eine zweyte Abſicht iſt viel zu deutlich, daß wir ihrer nicht gedenken müßten. Es iſt allzu handgreiflich, daß der Verfaſſer den chriſtlichen Glauben, mit der Römiſchen Kirche gleich hält, und beyde zu untergraben ſucht; und daß ſeine Duldung Hanſens Liſt iſt, der dem Martin ſeinen Freybrief ſtahl. Wir können Barneveits Hinrichtung übergehen, ob ſie wohl mit Unrecht der Kirche zugeſchrieben wird. Aber was bewegt den Hr. v. Voltaire zu beweiſen, es ſeyen nur wenige Chriſten

zu Märtyrer gemacht worden? Wir geben zwar gerne zu, daß viel fabelhaftes hier erzählt wird, und daß keine Legion thebanisch genennt worden seyn mag, es auch ein allzugrosser Marsch scheint, aus Oberägypten nach den helvetischen Gebürgen Legionen zu führen, die schon selbst an den Gränzen des Reiches zerstreut lagen. Aber man hat offenbare Beweisthümer der Vielheit der Märtyrer schon im Tacitus, und in Diokletians Exstincto nomine Christianorum; und was die Geschichte der Theodora betrifft, so war sie völlig nach den Sitten der Römer. Hat V. nicht gelesen, was nach den Gesetzen der Tochter des Sejanus wiederfahren ist? Voltaire hat auch seine Ursachen, warum er die Weisheit der Aegypter gering schätzt. Weiß er denn nicht, daß die Griechen ihre Weisheit daselbst geholt, daß Aegypten die Wiege der Künste, und zumal des Feldmessens, und daß zuerst daselbst mit grossen Werken den Mängeln der Natur begegnet worden ist? Weit ärger ist, was er wider die mosaischen Erzählungen sagt. Das goldene Kalb, sagt er, konnte nicht minder als in drey Monathen fertig werden. Man kann das Gold nicht trinkbar machen. Man hat in der Wüste keine Künstler gehabt, Buchstaben in Tafeln zu schreiben. Die Bücher Moses sind in spätern Zeiten geschrieben worden. Midian ist nur 8. Stunden ins Gevierte, und hat eine so grosse Menge Einwohner und Vieh nicht erhalten können. Jephthe hat den Gott Chemos einiger-

massen in eine Linie mit dem wahren Gott gesetzt. Die Juden haben nebst dem Jehovah beständig Gözen angebetet. Die alte Welt hat Zauberer, in Ochsen verwandelte Menschen, Riesen und andre Dinge gehabt, wovon keine Spur mehr da ist. Ezechiel hat dem Moses widersprochen, und die göttlichen Gebothe nicht gut genannt. Ein grosser Theil der Juden hat kein künftiges Leben geglaubt, und die Unkörperlichkeit der Seele ist lange unbekannt gewesen. Wir übergehen die nicht schwere Widerlegung dieser Vorwürfe. Auch hätte B. den Zank zwischen zwey protestantischen Geistlichen weglassen können. Viele tausend Thaler sind von reformirten Händen zur Aufnahme der Dänischen Lutherischen Missionen geflossen. Die Hälfte derselben wird in Engelland besoldet, und ist also dieses Gezänke völlig ohne Grund zum Unglimpf der Protestanten erdichtet.

LXI.

J. J. Rousseau.

1764. (S. 719.)

Die Nachahmung der Schaubühne behandelte Hr. Rousseau in einer besondern Schrift, und er ist noch immer ein Gegner derselben. Sie gefällt blos durch die Nachahmung des empfindlichen Theils des Gemüthes, sagt er, wie durch den geschickten Ausdruck der Liebe, des Schmerzens und anderer weich-

lichen Gemüthsbewegungen. Diese Nachahmung wird ansteckend, und öfnet das Herz der Zuschauer wiederum eben solchen schwachen und das Gemüth entnervenden Trieben. Einen gesetzten Weisen würde, sagt Hr. R., auf der Scene wenig rühren. Hr. R. muß Addisons Kato nie gelesen haben. Er ist sonst gewiß an eigenen Gedanken reich. Warum, sagt er, macht der Mahler aus flachen Brettern anscheinend runde Säulen, und warum versucht niemand, wirklich runde Körper durch eine geschickte Schattirung flach scheinend zu machen? Er bringt alle Nachahmung in drey Klassen. Ein Pallast, so wie ihn ein geschickter Baumeister zeichnet, ist die Nachahmung eines in Gott selbst liegenden Modells. Der Pallast ist eine Nachahmung dieses Grundrisses, und der Mahler ahmt den Pallast nach. Diese Stufen dünken uns unrichtig: der erste Pallast ist nur eine Abstraktion, die der Baumeister von den vorher erfundenen, und ihm bekannten Palästen macht, und bekannte Theile etwas anders in der Ordnung zusammensetzt. Ein jeder Pallast ist also eine Nachahmung eines vorhergehenden, woran man einige Theile verändert, und von der Hütte des Adams bis zum Tempel zu St. Peter ist immer nach und nach der vorhergehende Grundriß stufenweise um etwas verbessert worden. Wir verdanken dem Kenner der Musik Rousseau, daß er uns versichert, die Verhältnisse der Schwünge seyen nicht die Quelle des Anmuthigen, und selbst

die Quinte entſtehe nicht richtig aus dem Verhältniſſe von 2 und 3, ſondern nur aus einer Annäherung zu demſelben. Uns hat längſt befremdet, daß man der Seele einer Nachtigall zumuthen wolle, ein feines Verhältniß der Schwünge von dem um eine Einheit abweichenden Miſton durchs Zählen zu erkennen, da die Vögel nicht einmal die Anzahl ihrer Eyer und Jungen kennen, und wenn ſie nur welche finden, die andern, die ſie verlohren haben, nicht miſſen, und nicht aufſuchen.

LXII.

J. J. Rouſſeau.

1764. (S. 745. f.)

Hr. Rouſſeau hat an dem Pat. Gerdil *), Barnabite zu Turin einen Gegner gefunden, der ihm an Stärke des Schlieſſens weit überlegen iſt; nur hätten wir, aus wirklich guter Abſicht, gewünſcht es möchte weniger durch die Schreibart durchſcheinen, daß der Verfaſſer ein Geiſtlicher, und ein katholiſcher Geiſtlicher iſt. Eingenommene Gemüther machen ſich daraus gar bald eine Urſache, einer Schrift ihr Zutrauen zu entziehen, wo nach ihrem Begriffe, der Verfaſſer ſeines Standes wegen ſpricht. An Scharfſinnigkeit im Entdecken des mit Glimmer beſtreuten Falſchen,

*) Reflexions ſur l'éducat. contre les principes de J. J. Rouſſeau.

mangelt es ihm gewißlich nicht. Er prüft zuerst den Grundsatz, der Mensch werde ohne wesentliche Bosheit gebohren. Dieser bey den heutigen Philosophen so beliebte Satz, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Der Mensch wird mit Trieben gebohren, die ihm selbst alles zueignen, was seinem Willen gefällt. Hieraus entsteht nichts minder, als der Kriegsstand unter allen Menschen. Man sieht dieses Verderben sehr bald an den Kindern, die man zusammenbringt. Sie fangen mit Liebkosen an, und hören mit Keiffen und Schlagen auf. Aber vielleicht sieht dieses Rousseau für Vollkommenheiten an; denn sein Mensch ist nicht gebohren ein Bürger, folglich gesellig, gerecht und liebreich zu seyn. Diese noch niemand entfallene Grillen beleuchtet der P. Der Mensch ist niemals ohne Gesellschaft gewesen, er ist zu schwach, ohne vereinigte Kräfte dem Ungemache dieses Lebens zu widerstehen. Am nächsten kömmt dem Rousseauischen Menschen der Peruvianer, der ohne Leidenschaften blos das Sinnliche genießt, ohne es mit Mühe zu suchen, (der Patagonier kömmt dem Menschen des R. noch näher, weil er wirklich keine Obrigkeit kennt,) sie thun aber beyde seinem Philosophen wenig Ehre an. Der P. zeigt auch leicht, daß der Mensch nicht blos sinnliche Begierden hat, und daß eine innere Würde in dem Guten und Rechten ist. Ein wunderlicher Gedanke des Musikanten von Genf ists, der Mensch werde durch die Gesetze und die Gesellschaft wieder zum

Kinde. Er wird im Gegentheile durch dieſelbe mächtiger, klüger, glücklicher, und entgeht dem beſtändigen Mangel der erſten Nothwendigkeiten zum Leben. Den Tod fürchten in der That die Thiere, und die ihnen am nächſten kommende Menſchen nicht. Aber der Chriſt gelangt viel weiter, er ſtirbt mit Hoffnung. Es fehlt auch weit, daß die Geſellſchaft die Menſchen ſo böſe mache. Die Werke der Liebe und Geſelligkeit ſind weit häufiger, als die ihnen entgegengeſetzten Bosheiten; ſie ſind aber wegen ihrer Gemeinheit minder merklich. Der P. zeigt hiernächſt, wie möglich es ſey, ein Kind zum Begriff eines unkörperlichen Weſens, und zumal der Gottheit zu bringen. Er widerlegt den widerſinnigen Grundſatz, der Vater könne dem Kinde nichts befehlen, was nicht zu des Kindes eigenem Nutzen diene. Er beweiſet daß die Kinder, blos durch die Zueignung auf ſich ſelbſt, gar wohl begreiffen, daß Lügen unrecht ſey, und daß man dieſen Satz, ohne im Kreiſe herum zu laufen, erweiſen könne. Er zeigt den Nutzen der Fabeln wider den Umſtürzer von Genf, der es ſich zum Ruhme macht, alles zu erniedrigen was andere gerühmt haben. Daß die Kinder keine Sprachen lernen ſollen, gehört auch dahin. Und dennoch hat blos die mehrere Kenntniß der todten Sprachen aus den dunkeln mittlern Zeiten die jetzigen gemacht. Es iſt dem P. auch leicht, die Erlernung der Geſchichte, und der Weltbeſchreibung zu rechtfertigen. Er nimmt das dunkle Weſen

eines Kindes nicht für das Zeichen künftiger Grösse an. Die Vorzüge des Himmelsstrichs verwirft er. Unsere Voreltern, sagt er, hielten die Schweizer für unfähig, in einigen zum Geschmacke gehörigen Künsten groß zu werden. Aber jetzt, und er nennt sie, haben sie Dichter, die in ganz Europa bewundert werden. Der P. zeigt die Grausamkeit des Rousseau, der ein kränkliches Kind nicht erziehen will; der die reichen Müssiggänger für Spitzbuben erklärt, und dem Beleidigten erlaubet, sich mit dem Stilet zu rächen; und er sagt ihm endlich derb heraus, sein Lehrgebäude sey eine Trompete, die das ganze menschliche Geschlecht zum Aufruhr wider Gott und alle Obrigkeit zusammen riefe.

In dem gleichen Jahre ist eine scharfe Ironie wider Rousseau erschienen: Profession de foi Philosophique. Sie besteht in einem Auszuge seiner einander widersprechenden Lehrsätze, die allemal paar und paar an einander gekuppelt sind, und das wunderlichste sich entgegenziehende Gespann ausmachen. Es ist im Namen eines Franzosen geschrieben. Der Mann, der seinen Heiland für einen Enthusiasten ausgiebt; der die im Namen Gottes gethanen Wunder für widersprechend erklärt; der alle Schriftsteller, denn er nimmt niemand aus, für Kinder oder Betrüger ansieht; der von keinem Menschen gut spricht; der alle Obrigkeiten zu unrechtmässigen Bedrückern der Freyheit der Menschen macht; der endlich dem Publiko, nem-

lich dem gesittesten Theile von Europa, gerade ins Gesicht sagt, qu'il est un Sot, dieser Mann muß sich nicht wundern, wenn er Leute findet, die gegen ihn einen Theil der Freyheiten sich erlauben, die er so ungebunden sich selber giebt. Doch ist die Ironie nicht genugsam durch und durch beybehalten, und der Verfasser ist hin und wieder ins Ernstliche verfallen. (G. Z. 1764. S. 48.)

LXIII.

Ueber den Geist der Regierung. *)

1764. (S. 878.)

Die Unruhe und die Zwietracht ist von freyen Staaten schwer zu trennen, die Geschichte macht eine Ausnahme in der Republik Venedig, die aber eine wahre Monarchie ist. Das Volk ist zwar überhaupt tugendhaft, hat aber auch seine Leidenschaften, und läßt sich von Schmeichlern verführen. Eben aber durch seine Unruhen kömmt es um seine Freyheit, und giebt sich so viele Meister, als es mächtige Häupter hat. Ohnedem ist ein freyer Staat der Sitz des Neides, der Eifersucht, und der Mitbuhlerschaft. Eine Faktion fängt an, sobald als die Bürger sich allzumah verbinden. Die Quelle ist oft (in Genf zumal), eine Enthusiasterey; sie mag nun die Freyheit, oder die Religion ansehen. Die letztere ist das Band

*) Discours de M. Trouchin de Genève.

der Regierung, und die Japoneser müssen eben deswegen so grausame Gesetze haben, weil dieselben von der Religion nicht unterstützt sind. Man muß also die Regierung beschützen, doch ohne Bitterkeit und Heftigkeit; sonst kann der Eifer wohlgemeinter Bürger zum Umsturze des Staates gereichen, wie in England zu Karl des Ersten Zeiten. Die Freyheit und Regierungsform erweckt eine eben so heftige Eifersucht als die Religion, zumal bey Demokratien, die fast bloß durch ein Wunderwerk der Unruhe sich entziehen. Nichts kann die Demokratie erhalten als die Tugend. Auch ist die erweiterte Erkenntniß nützlich; derselben hat England seine jetzige Ruhe zu danken, (wir finden diese Ruhe unter dem Besten der Fürsten eben nicht sehr vollkommen). Und die Häupter des Staates müssen durch ihre Liebe zu den Gesetzen, und zum gemeinen Besten das Beyspiel geben.

Eine Demokratie ist doch allemal eine stürmische Regierungsform. In einer Republik muß eine negative Macht seyn, und ohne sie kann keine bestehen. Das war der Fehler zu Rom und Athen; und ist hingegen eine der Vollkommenheiten der Brittischen Regierungsform, die sich nicht gescheuet hat, dem Könige, als der ausführenden Macht, das Negatif anzuvertrauen. (Gött. Z. 1764. S. 203.) Eine souveraine Bürgerschaft würde bald wie zu Athen über tausenderley Vorstellungen und Sachen Berichte anhören, darüber richten und entscheiden wollen, und

dabey theils ihren Beruf verabſäumen, theils in die hitzigſten innerlichen Unruhen gerathen. Durfte doch zu Rom nicht jedermann dem Volke etwas vortragen, und muſte er einen Tribun, oder noch höhern Magiſtrat haben, der ihm den Zutritt erlaubte. (1764. S. 318.)

Das Beyſpiel liegt vor Augen; weder die Künſte, noch die Wiſſenſchaften, noch die reinere Lehre haben in gewiſſen Demokratien einen Fußbreit Land gewinnen können. Ein Bürger einer dieſer Länder zu ſeyn, wäre für einen Rouſſeau, der den Demokratien ſo günſtig iſt, eine genugſame Strafe. (Gött. Z. 1766. S. 60.)

LXIV.

Grundſätze der Kritik,

von H. Home. *)

(Lord Kaym.)

1765. (S. 89. f. S. 113. f.)

Hr. H. hat ſich vorgenommen, die Quellen des Gefallens aus den innerſten Gründen der Beſchaffenheit unſers Gemüthes und unſerer Empfindungen herzuleiten, und er hat auf dieſem Wege viel neues geſagt, es auch mit vielen Exempeln aus engliſchen, römiſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen Dichtern erläutert. Er beobachtet bey ſeinen Beurtheilungen eine

*) Elements of Criticiſm. Edimb. 1762. in 3 Bänden.

Strenge, die uns zuweilen selbst etwas zu groß vorgekommen ist, und worüber insbesondere die Franzosen klagen, deren Sprache er für schwach und monotonisch, und deren beste Dichter und Schauspieler er für allzukalt ansieht, und selbst des Corneille Schilderung der Leidenschaften für eben so frostig erklärt, als wenn nicht die bewegte Person spräche, sondern ein Anwesender die Bewegungen beschriebe, die er an der bewegten Person wahrgenommen hätte. Lord K. ist sonst voll richtiger Sätze in Ansehung der Sittenlehre und der Religion. Er entdeckt in gar vielen Exempeln bey unsern Trieben die geheime Uebereinstimmung, die sie selbst bey ihrer anscheinenden Unordnung mit unserer Erhaltung und unserm Glücke haben; welche Anmerkungen dann zu den Endursachen gehören, die unsern heutigen Weisen, und nicht ohne Ursache, so sehr zuwider sind.

Wir wollen nur den ersten Band etwas genauer anzeigen. Hr. H. beschreibt richtig die Reihe der Begriffe, die vor der Seele vortreten, und worinn das Denken besteht. Die Gesetze der Verwandtschaft bestimmen, wie beym Gedächtnisse, ihre Ordnung. Er unterscheidet hiernächst die Bewegungen von den Leidenschaften. Die letztern sind mit einer Begierde begleitet, und die erstern nicht. Er unterscheidet auch unter den letztern die Leidenschaften, die unser eigenes Vergnügen einzig zum Vorwurfe haben, und jene, die gesellschaftlich sind; denn diese letztern nimmt er wi-

der die heutigen Weiſen an, die aus Stolz ſich zu Thieren machen. Das Anſchauen des Leidens eines andern würde uns bloß bewegen, uns von dieſem Anblicke zu entfernen, wenn wir nicht eine gemeinſchaftliche Liebe fühlten, die uns zwingt, bey dem Leidenden zu bleiben, und ihm auch mit unſrer Unbequemlichkeit, oder mit unſerm Schaden zu helfen. Die Leidenſchaft folgt, wie die einfachen Begriffe, dem Geſetze der Verwantſchaft, und unſre Liebe zu einem Freunde dehnt ſich auf ſeine Kinder, ja ſogar auf ſeine Sitten und angewöhnten Ausdrücke aus; der Haß breitet ſich nach den nemlichen Geſetzen aus. Uns zu rühren, müſſen aber die Vorwürfe entweder wirklich gegenwärtig ſeyn, oder wenigſtens durch das Gedächtniß, oder durch eine Beſchreibung, wie gegenwärtig gemacht werden, welches Hr. H. ideal presence nennt. Hieraus folget ganz wohl die Urſache, warum eine Clariſſa rührt, und warum die meiſten franzöſiſchen Romane nicht rühren; warum auch die ſchäferiſchen Schilderungen der Schweizer mehr rühren, als die witzigen Reden der Fontenelliſchen Hirten. Die Umſtände der Geſchichte machen ſie gegenwärtig, und die abſtrakten Anführungen allgemeiner Ausdrücke abweſend. Hr. H. unterſcheidet hiernächſt zwiſchen angenehm und fröhlich. Denn eine nemliche Empfindung kann angenehm und doch ſchmerzhaft ſeyn; das erſtere bezieht ſich auf den äuſſern Vorwurf, und das zweyte auf unſer Gefühl. Er unterſucht weitläuftig,

wie und warum entgegengesetzte Leidenschaften zugleich bey uns herrschen können, wie unser Herz den Verstand betriegt, und die Leidenschaften ihre eigenen Advokaten werden. Etwas ausser der Ordnung untersucht er das Maaß der Zeit, das zwar überhaupt von der Anzahl unserer Gedanken abhängt, aber durch Begierde und Furcht ungemein verwirrt wird, davon iene die Zeit verlängert und diese verkürzt. Er kömmt wieder zu den Ursachen der Leidenschaften und Bewegungen, und zumal zu der ansteckenden Kraft der Freude, der Traurigkeit u. s. w. Er betrachtet was Schönheit ist; das innere Schöne, und das relative Schöne, das durch eine Verknüpfung oder ein Verhältniß schön wird, wohin er vielleicht nicht völlig mit Grund die Nutzbarkeit rechnet, und glaubt, ein Gothisches Gebäude könne uns schön dünken, weil es die Feinde abzuhalten dient. Beym innern Schönen hat die Ordnung einen großen Antheil (doch sind helle Farben, echtes Blau, lebhaftes Grün, hohes Roth, auch ohne die Ordnung schön). Das Einfache, sagt Hr. H. ist schön, und der Zirkel die schönste der Figuren. Ein Mahler wird eine Ovalfigur vorziehen, und Hogart hat bekanntlich eine wechselsweise Krümmung der einfach gebogenen vorgezogen. Die Größe, sagt Hr. H. ist schön, und ein hoher Berg ist schön, weil er groß ist. Vermischt er hier nicht die Verwunderung mit dem eigentlichen Gefühle der Schönheit? Das Erhabene und Große entsteht ursprünglich aus

der

der wirklichen Größe, die eine mehrere Bewegung (Emotion) bey uns verursacht. Von der natürlichen Größe und Höhe ist die sittliche Größe und Höhe entstanden. Die Umständlichkeit in geringen Sachen ist die Feindinn des Erhabenen, und Hr. H. findet sie oft beym Homer und Virgil. Hingegen ist die Kürze eine Eigenschaft derselben; wie des sterbenden Warwiks why, then I would not fly, das Hr. H. dem berühmten Qu'il mourut weit vorzieht, und mit Recht. Denn Warwik zieht seine Ehre der so natürlichen Sehnsucht nach dem Leben vor; und hingegen zieht Horatius seinen Ruhm dem Leben seines Sohnes vor, welches eigentlich eine eigennützige Empfindung ist. Des Moses: und es ward Licht, ist in Ansehung Gottes, sagt Lord K. erhaben, aber in Ansehung des Menschen erniedrigend. Diese Vertheidigung des Hüets dünkt uns zu fein; denn hier ist vom Menschen keine Rede, der nicht einmal erschaffen war. Vom aufgedunsenen hat Hr. K. viele Beyspiele, und es ist der Fehler seiner Landsleute. Die Bewegung ist angenehmer als die Ruhe. Selbst in einer Landschaft ist ein in die Höhe steigender Rauch schön, und wird von den Mahlern nie verabsäumt. Das neue ist eine Quelle der Verwunderung, und das ganz Unerwartete setzt uns in grosse Bewegung, ist aber angenehm oder unangenehm, nachdem seine Ursache eines von beyden ist. Umständlich handelt L. K. vom Lächerlichen; bey welchem er aber das risible vom ridicule

unterſcheidet. Das Leztere iſt mehr ſittlich, und mit einer Verachtung begleitet, da des guten Alten die Früchte freſſender Eſel, und ſein dabey angebrachtes Scherzwort nichts verächtliches hat, und ihn doch ſich in den Tod lachen machte. Gleichheit und Widerſpiel (Contraſte) beſchäftigt unſern Weiſen hiernächſt. Das Leztere dient ſehr zum Erhöhen und zum Verkleinern, und Hr. H. findet das eingemiſchte Kleine beym Virgil und beym Homer ſehr unepiſch. Das Ungleichförmige und die Verſchiedenheit in der Reihe unſerer Gedanken iſt eine neue Betrachtung. Wir haben auf dieſelbe wenig Macht, wenn wir uns nicht durch die Gewohnheit verſtärken, die uns hingegen eine ungemeine Fertigkeit giebt, die Kette der Begriffe in den verſchiedenſten Geſchäften beyzubehalten, eine Kraft, die L. K. am verſtorbenen Kanzler Hardwick rühmt. Dieſer ganze Abſchnitt iſt ſehr wichtig.

Der zweyte Band kömmt der Kritik immer näher. Er fängt bey dem Angemeſſenen und Anſtändigen an, (congruity and propriety) und fordert dieſes Koſtume der Seele von unſern Dichtern. Hier tadelt er die Emilie des Corneille, die mitten unter den Gutthaten des Fürſten ihren Liebhaber faſt zwingt, ſich wider ihn zu verſchweren. Aber unſtreitig iſt der Rodogune Feilbietung ihrer Hand an denjenigen von zwey Brüdern, der ſeine Mutter ermorden würde, noch viel abſcheulicher. Hieher gehört die Stelle des 3ten Bandes auch, wo er das not a mouſe ſtirring rühmt,

worüber ihn Voltaire tadelt. Herr Home rühmt den niedrigen Eindruck, weil er von einem gemeinen Mann kömmt. Tout dort, & les vents & l'armée & neptune iſt dem Agamemnon anſtändiger. Der nächſte Abſchnitt handelt von der Würde und Niederträchtigkeit, und dann kömmt das Lächerliche wieder. Dann der Witz, von welchem Hr. H. die Lockiſche Erklärung giebt, nur daß die Aehnlichkeit unerwartet ſeyn muß. Der falſche Witz wird mit Beyſpielen verächtlich gemacht. Die Sitten und Gewohnheiten kommen hierauf, von deren letztern L. H. bemerkt, wie ſie zu den ſtrengſten Nothwendigkeiten werden können. Er nähert ſich den ſchönen Künſten durch die äuſſerlichen Zeichen der Bewegungen und Leidenſchaften; die Geberden kommen hier vor, und der ganze Abſchnitt iſt ſehr leſenswürdig, da dieſe die eigentliche Sprache der Natur ſind, die auch die Thiere verſtehn, und worinn der Schöpfer es faſt unmöglich gemacht hat, zu lügen. (Sie ſind auch ein Beweis, daß der Menſch zur Geſellſchaft gemacht iſt, denn für ihn ſelber haben ſie keinen Nutzen). Sentiments heiſt L. K. die Gedanken, die durch eine Bewegung oder durch eine Leidenſchaft erweckt werden. Hier iſts, wo Hr. H. der Franzoſen Unwillen ſich zugezogen hat, indem er ihnen eine allgemeine Kälte in ihrer Abmahlung der Leidenſchaften, und ſogar in ihrer Ausſprache zuſchreibt. Bey Ueberlegung ſeiner Kritik haben wir gefunden, daß die Franzoſen Fürſten

und Könige in ihren Tragödien reden lassen, daß diese vornehme Personen von Jugend auf lernen, ihre Leidenschaften im Zaume zu halten, und weder Zorn noch andere heftige Affekten zum Ausbruche zu lassen; daß folglich die Franzosen die Leidenschaften dieser erhabenen Menschen nur durch einen Schleyer zeigen, und daß die Gewohnheit dennoch dieselben dem Leser und dem Zuschauer eben so begreiflich macht, als wenn sie sich, wie die alten Griechen, dem Ach und Wehe überliessen. Rendez grace au seul noeud qui retient ma colere, ist ein eben so starkes Gemählde eines wohlgezogenen aber aufgebrachten Achilles, als wenn ihn Shakespear hätte toben lassen, und dieser letztere, und durchgehends die Engländer haben auf ihrer Seite durch die Figuren eben so sehr gefehlt, die sie in der höchsten Leidenschaft sich erlauben. Ein anders ists, wenn Hr. H. die Galanterie der französischen Dichter tadelt, die allerdings eine schwache Abbildung der Liebe ist. Des Raphaels vom Pope nachgeahmte Grabschrift ist nicht nur großsprecherisch, sie ist auch zu witzig. Die Sprache der Leidenschaften ist mit dem vorigen Abschnitte nahe verbunden. Hier tadelt Hr. H. mit vielen andern des Theramenes beredtsame Erzählung einer für seinen Zuhörer so entsetzlichen Geschichte. Die Schönheit der Sprache betrachtet Hr. K. sehr philosophisch. Wie hat er aber finden können, daß die Oeffnungen des Mundes in der Ordnung i, e, a, o, u fortgehe, daß oi oder ai ange-

nehmer als e oder a ſeye, und daß deteſtè (denn man ſagt nicht deterè) unangenehm tönt. Im folgenden Abſchnitte finden wir eine ſehr feine und ächte Kritik, und eine Regel, wider die ſehr oft angeſtoſſen wird. Die Vortheile des Verſetzens kommen hiernächſt. (Sie beſtehen mehrentheils in der ſtaffelweiſen Erhöhung der Rede zu nähern oder kräftigern Bildern). L. K. findet viele Fehler im Bollingbrok. Sehr umſtändlich iſt auch der Abſchnitt von der Aehnlichkeit des Schalles in den Worten und der Dinge, die damit bedeutet werden. Er findet viele Schönheiten von dieſer Art im Pope. Die Mechanik der Verſe iſt gleichfalls ſehr umſtändlich, und die Franzoſen würden dabey viel zu lernen finden. Hingegen würde Hr. H. wenn er deutſch verſtünde, vieles leichter gefunden haben. Wir lernen von unſerm Ohre, daß bey den zehnſilbigen Verſen der Abſchnitt allemal auf die vierte Silbe fallen ſollte, und daß es eine Freyheit iſt, wenn er auf die fünfte fällt. Was L. K. von den Reimen ſagt, iſt nicht ohne Grund, doch finden wir Exempel genug, wo nicht nur im Angenehmen, ſondern auch im Erhabenen, die Reime keinen Uebelſtand machen, und es bleibt ihnen allemal die Schönheit, die von der überwundenen Schwierigkeit entſteht. Am allerwenigſten aber finden wir auch nur die geringſte Gleichheit in der Schönheit des zehnſilbigen reimloſen Verſes der Engländer, und der Melodie des alten Hexameters.

Der dritte Band beſchließt dieſes merkwürdige Buch. Er geht noch tiefer in das beſondere der freyen Künſte. Von den Gleichniſſen handelt Hr. Home umſtändlich, einer Figur, die mit keiner Gemüthsbewegung nach unſerm Begriffe beſtehen kann, und überhaupt ſehr ſparſam gebraucht werden muß, und niemals anders, als vom Dichter ſelbſt mit einigem Anſtande kommen kann. Doch finden wir, aus der nemlichen Urſache, Popens Gleichniß aus dem Rape of the Lock ſchön, weil es eine ſcherzhafte Nachahmung des Engliſchen iſt. Die Figuren haben die Namen oft aus der Quelle der Leidenſchaften. Nachahmung unbeſeelter Dinge nennt unſer L. K. eine Perſifikation. Sie belebt überhaupt ein Gedicht gegen den Kunſtgriff der Alten, den zumal die Franzoſen ſehr verabſäumet haben. Die Hyperbole iſt gleichfalls die Sprache der Furcht, auch wohl des Zornes und der Liebe, und bey den Alten ſehr gemein, aber verdient, wie unſer Verfaſſer wohl lehrt, mancherley Einſchränkung. Im folgenden Exempel wird nach der Verwandtſchaft der Begriffe ein Beywort gebraucht, das nicht unmittelbar dem Vorwurfe ſelbſt zugehört, wie fröhlicher Wein; eine Figur, die gemein iſt, aber eine Mäßigung erfordert. Wir übergehen die noch ſparſamer zu gebrauchende Allegorie, und die weit natürlichere Metapher. Von dieſer letztern ſondert unſer Verfaſſer den Figurative ſenſe, der eben dahin gehört, wie der Morgen des Lebens für die

Jugend, und alle folgende Exempel, in welchen durch und durch ein verwandter Begriff für den andern gebraucht wird, und wobey Hr. K. verschiedene Stellen recht beurtheilt, in welchen die Verwandtschaft zu weit gedehnt worden ist. Die Beschreibungen folgen hiernächst. Hier ists, wo Hr. H. mit größtem Recht Voltairens und der andern Franzosen allgemeine abstrakte Beschreibungen tadelt, da doch nur die Umstände eine Beschreibung einwirkend machen, worinn niemand den Richardson übertrifft; und auch die grossen Alten entrinnen der gerechten Kritik nicht. Unser Lord rechnet es dem Virgil zum Fehler, daß er niemals sinkt, sondern in einer prächtigen Schreibart vom Anfange des Werks bis zum Ende sich erhält. Wenn dieser Vorzug wahr wäre, wie wir ihn nicht durchgehends wahr finden, so finden wir ihn den größten, dessen ein Dichter fähig ist. Selbst der Name des Heldengedichts fordert diese Pracht, und schließt das Kalte und Gemeine aus, in welches Homer so oft versinkt, und welches bloß durchs Kostüme entschuldiget werden kann. L. K. unterscheidet im folgenden Kapitel die epische Schreibart von der dramatischen. Er wünscht, daß das letztere im epischen selber den größten Antheil haben möchte. In beyden Arten ist der Hauptzweck den Leser wie zu bereden, daß die Geschichte wahr seye, auf daß er daran theilnehmen, und die Leidenschaften fühlen möge, die die spielenden Personen leiden; deswegen verwirft der

Verfaſſer auch der franzöſiſchen Heldendichter moraliſche Perſonen, die uns alle Augenblicke erinnern, wir haben eine bloße Fabel vor uns. Bey den drey Einheiten denkt er etwas frey und brittiſch. Nur eine Fabel zu verfolgen findet er recht, aber weder die genaue Beybehaltung der Zeit noch des Ortes ſo nöthig, wenn nur das Leztere mit einem neuen Aufzug ſich verändert, und die Erſte nicht ſo ungeheuer lang iſt. Dieſe zwey Einheiten haben ihre Quelle aus Griechenland, weil daſelbſt das Chor niemals von der Schaubühne abtrat, und folglich eine ununterbrochene Zeit und einen unveränderten Platz erforderte. Gewiß iſts, daß dieſe Regeln die meiſten franzöſiſchen Schauſpiele verunſtalten. Lange Kriege haben zu plözlichen Aufruhren gemacht werden müſſen, und Emilie verſchwört ſich wider den Auguſt in eben dem Zimmer, in welchem dieſer mit ſich ſelber ſich unterredet, und ſich ſelbſt das Urtheil ſpricht. Die beſonderſten und eigenſten Gedanken, zumal für einen Leſer, der kein Britte iſt, folgen zulezt in der Abhandlung von den zierlichen Gärten und der Baukunſt. Beyde ſind auf die erſten Grundſäze zurück gebracht, und die Quellen des Gefallens metaphyſiſch entdeckt. Wir können aber dieſe Abhandlungen nicht weiter verfolgen.

LXV.

Oſſian.

1765. (S. 129. f.)

Fingal an Antient epic poem with other Poeſies by Oſſian ſon of Fingal translated from the Gallic language by James Macpherſon. — Wir müſſen zuerſt den Verdacht ablehnen, den wir in franzöſiſchen Monatſchriften geleſen haben, die dieſe Gedichte für eine Arbeit des Herausgebers, und folglich für unterſchoben angeben. Wir finden an hundert Orten Beweiſe, die dieſen Argwohn widerlegen, der übrigens in keinem engliſchen Journale uns vorgekommen iſt. Der Herausgeber beruft ſich auf die in Händen habende Handſchrift, die er habe herausgeben wollen. An vielen Orten ſagt er, dieſes und jenes Gedicht werde noch in Schottland zur Harfe geſungen; das eine ſey im lyriſchen Silbenmaße aufgeſetzt, auch ſey ſeit mehr als drey Menſchenalter auf dieſe Gedichte ſehr oft angeſpielt worden. Der Ungenannte, der über dieſe Gedichte Vorleſungen gehalten hat, zeigt nicht den geringſten Verdacht, und findet dieſe Gedichte den Zeiten angemeſſen, in welchen ſie aufgeſetzt ſeyn ſollen. Wir haben ſelbſt das Koſtume eines nördlichen Landes, und eines noch in der Barbarey lebenden Volks in allem beybehalten gefunden, es müßte denn des Cuchullins mit koſtbaren Steinen gezierter

Wagen, eine ſonſt alte brittiſche Erfindung, etwas zu koſtbar ſeyn. Die Sitten und die Religion ſind auch ſo uralt, daß er zwar unerwartet iſt, im dritten Jahrhunderte ein ſo beträchtliches Gedicht zu finden, aber noch weit wunderbarer uns vorkäme, wenn ein heutiger Britte die Sitten der alten Welt ſo genau abzuſchildern wüßte. Denn wir finden in dieſen Gedichten eine Schreibart, die aus den bibliſchen Schriften, aus dem Homer, und aus den Reden der Irokeſen zuſammengeſetzt iſt, und dennoch ihr eigenes hat. Minder geſchwätzig als der griechiſche Barde, ernſthaft und traurig wie der Irokeſe, voller Bilder und Gleichniſſe wie die Schriftſteller des alten Teſtaments, mahlt uns Oſſian, uralte Menſchen ohne Schriften und Wiſſenſchaften, und ohne Künſte, bloße Jäger und Krieger, die aber ein unendlich zärtliches Gefühl von der Ehre, und zum einzigen Zwecke ihrer Thaten haben, das Lob der Nachwelt zu verdienen. Das blinde Alter des Verfaſſers dämpft den Ton ſeiner Muſe, und überſtreuet alles mit einer gelinden Schwermuth, ſo wie auch faſt alle Begebenheiten traurig ſind. Freylich ſind die Gleichniſſe zu häufig, und die Schreibart etwas zu Monotoniſch; aber ſie iſt dennoch voll Feuer, Empfindung und Leben, ohne Witz und ohne Epigramma. Die Sitten ſind ſonſt vollkommen, und Fingal ein Muſter eines großmüthigen Retters der Unterdrückten; durch und durch ſind auch Oſſians Helden weit freygebiger, be-

ſcheidener, und gütiger als Homers ſeine, blos durch die Stärke ſich erhebende Räuber. Das vornehmſte Gedichte beſchreibt einen Sieg des Fingals, der noch wider den Caracalla Krieg geführt hat, und das Gedicht ſoll gegen das Ende des dritten Jahrhunderts von dem nunmehro alten Sohne des Helden, dem Sänger Oſſian, der ſelbſt ein Held war, gedichtet worden ſeyn. Fingal war ein Celte, der in den weſtlichen Hochländern herrſchte, da ſchon damals die nemliche Sprache, und das nemliche Volk wohnte, das auch Irrland beſaß. Das Gedicht ſelbſt iſt kurz, und hat eine vollkommene Einheit ſogar in der Zeit, da es nur ſechs Tage dauert. Es endigt ſich durch Fingals Großmuth ſehr angenehm. Angenehm iſt es auch, wie der Held jüngern Helden die Gelegenheit gönnt, ſelbſt auch Ruhm zu verdienen, und aus der Schlacht tritt, hernach aber zu rechter Zeit wiederkömmt, und ſeine notleidenden Freunde rettet. Die übrigen Gedichte ſind kürzer, und mehrentheils Erzählungen des Todes zweyer Verliebten. Das tadelhafteſte möchte wohl der Streit des Fingals mit dem Schutzgeiſt der Mitternacht (Loda) ſeyn, den Fingal mit ſeinem Schwerde entzweygehauen haben ſoll. Hingegen kömmt der Widerwille Gauls, die Feinde im Schlafe zu überfallen, vollkommen mit den Begriffen der Nordländer überein. Nacht und Tag wollte auch den damaligen Thronfolger Chriſtiern nicht ungewarnet überfallen, und ließ alle Trompeten

blasen, wie hier Ossian an seinen Schild stieß. Gaul hielt den tödlichen Streich seines Freundes auf, und rettete dem Lathmon das Leben, der auch diese Großmuth als ein Held erkannte.

Die Critical dissertation on the poems of Ossian son of Fingal müssen wir bey unserer Kürze übergehen. Der Ungenannte vergleicht die Schönheiten dieser Gedichte mit dem Homer, dem Virgil, den biblischen Büchern, und auch mit andern alten nordlichen Liedern, die Ossian dennoch weit übertrift.

Anmerkung.

Wir haben wegen der Gedichte des Ossians in Engelland Nachfrage gehalten, und so viel vernommen, daß über deren uraltes Herkommen kein Zweifel sey; daß in den vornehmsten Häusern in Schottland noch im Anfange dieses Jahrhunderts, Barden gehalten worden, deren Vorzug größtentheils darinn bestund die Lieder Ossians auswendig zu wissen, und daß man sie auch geschrieben aufbehalten habe. Von allem diesen hat man die vollkommenste Gewißheit und werden die erregten Zweifel über die Aechtheit dieser Gedichte, als völlig ungegründet angesehen.

LXVI.

Voltaire.

Voltaire legt der Encyclopedie ein grosses Lob bey, und sie hat nicht einmal das Verdienst der Erfindung, da sie eine bloße Erweiterung des Entwurfes des

Chambers iſt. — Der Geiſt des alten Dichters herrſcht, wie in allen ſeinen Schriften ſo in gedoppeltem Maſſe in den Queſtions ſur l'Encyclopédie. Wiz, Ironie, flüchtige Gelehrſamkeit, herzhafte Bejahung ohne Beweiſe, und ein ewig brennender Haß gegen die Offenbarung: dünn verſchleiert mit einiger Achtung für die Tugend und den allgemeinen Glauben an Gott. Ueberall ſprüen Funken von dem verzehrenden Feuer dieſes Skeptikers. — Er bringt tauſend Einwürfe zum tauſendſtenmale in Wurf — die tauſendmal beantwortet ſind, aber für Voltaire immer unbeantwortet bleiben. Voltaire iſt doch darinn unpartheyiſch; ſo wie er die geoffenbarte Geſchichte nicht glaubt, ſo glaubt er auch die bürgerliche nicht. Seine Regel ſcheint zu ſeyn, was unwahrſcheinlich iſt, das iſt unwahr; und dieſe Unwahrſcheinlichkeit miſt er nach unſern Sitten. (Gött. Z. 1771. S. 629.) — — Die Anzahl der böſen Menſchen iſt bey ihm geringe; und er rechnet die Summe höchſtens auf eine Million. Es iſt wahr, Haß, Neid, Rache, Meyneyd, Hochmuth, Hurerey, Ehebruch, Geiz, Lügen und dergleichen, ſind ihm keine Laſter. Seine Wage iſt ſehr unempfindlich; ein Mord kann ſie kaum in Bewegung bringen. So ſagt z. B. dieſer Kaſuiſte: ein Menſch, der für ſich ſelbſt allein verbotene Wollüſte treibt, iſt ein häßlicher Menſch, aber nicht eigentlich böſe. (Gött. Z. 1764. S. 1096.) — Sehr karakteriſtiſch ſind die Pieces fugitives de Mr. de Voltaire *) ſo in

*) Götting. gel. Zeitung. 1766. S. 14. 15.

der Reihe ſeiner Werke ſtehen. Es ſind lauter Briefe, die von Circy aus, und aus den Niederlanden, an einen Freund, der des Hr. v. Voltaire Aufträge in Paris beſorgt, und bey vielen M. Berger genennt wird. Dieſe wohl geſchriebene Briefe ſind unſers Erachtens eine bittre Satire wider ihren Verfaſſer. Es ſind lauter kleine Bemühungen, ſeine Werke anſehnlich drucken, neu auflegen, ſich ſelbſt mahlen, zu Dutzend in Stein ſchneiden zu laſſen: es ſind auch ſchon Ableugnungen wirklich Voltairiſcher Schriften, die der V. auch ſeitdem für die ſeinige erkannt hat, und wobey er ſeinen Freund bittet, allenfalls zu ſchwören, ſie ſeyen nicht die ſeinigen; es ſind Nachrichten von Ehrenbezeugungen die ihm widerfahren ſind, und von Beſchimpfungen, die ſeine Feinde erduldet haben; es ſind Klagen über ſeine Verleger; es ſind Zumuthungen an Freunde und Fremde, gewiſſe ihnen vorgelegte Zeugniſſe zu unterſchreiben, und wenn ſie es abſchlagen, die ärgſten und härteſten Läſterungen, wie wider den Hrn. de St. Hyacinthe, dem hier der Mathanaſius abgeſprochen, und denen Hrn. Salengre und S. Garvezande zugeſchrieben wird, von welchem letztern wir in der That nicht einen komiſchen Kommentar über ein höchſt elendes Lied erwartet hätten. Es ſind endlich die heftigſten, und uneingeſchränkteſten Schmähworte wider den alten Rouſſeau, der um Frieden bat, und den des Fontaines; es ſind Vorrückungen an den letzten und an

Hrn. de S. Hyacinthe, ſie haben von ſeinem Allmoſen gelebt. ꝛc. ꝛc. — —

LXVII.

Voltaire und Nonnotte. *)

1766. (S. 771. f.)

Nonnotte hat zur Hauptabſicht, die Religion wider den eben benannten Dichter zu vertheidigen. Wie leid iſt es uns aber zu finden, daß nicht das Chriſtenthum überhaupt zu retten, ſondern die Römiſche Kirche zu rechtfertigen, die wahre Abſicht des Verfaſſers iſt, der dabey die Bitterkeit und die Unbilligkeit eines Kontroverſiſten zeigt, und dem Voltaire am meiſten zur Laſt legt, daß er weder ein Katholike, noch ein genugſam eifriger Franzoſe ſey. Dieſe engherzige und eigennützige Abſicht nimmt dem Guten vieles, was hier der Religion überhaupt zum beſten geſagt worden iſt. Wir finden ihn ſonſt in vielem begründet. Voltaire hat allerdings die Zahl der Märtyrer zu klein, und den Julian zu groß gemacht. Hingegen billigt unſer Verfaſſer ſchon zu ſehr den blutigen Eifer Karls des Groſſen; er hält zur Ungebür die engliſchen Geſetze für ſchärfer, die gegen die Katholiken ſo milde ſind, daß man ihnen einen groſſen Einfluß in die Parlamentswahlen, ihre Meßhäuſer, unzählbare Prieſter und Miſ-

*) Nonnotte ein katholiſcher Prieſter, iſt der Verfaſſer der Irrthümer des Hr. v. Voltaire.

ſionen, und die Freyheit läßt, Proſelyten zu machen. Noch mehr verräth er den Prieſter, wenn er zu beweiſen unternimmt, das Abendmahl mit dem Kelche ſey allzeit ſeltener geweſen, als ohne den Kelch. Unhiſtoriſch will er die Eroberungen der Muſelmannen verkleinern. Von den Säulen des Herkules bis an den Ganges gieng ihr Reich, und wiederum von den Küſten von Zangebar bis in Sibirien, und ſo groß iſt das römiſche Gebiet niemals geweſen. Ratrams Geſtändniß ſagt unſer Verfaſſer, kann ein jeder Gläubiger beiaen. Mit vielen Verwahrungen vielleicht, aber die Worte ſind Worte eines Reformirten. Mit Verdruß ſehen wir die Kreuzzüge vertheidigen, weil ſie den Adel erniedrigt, und auch überhaupt nur zwey Millionen ſtreitbare Männer gekoſtet haben. Melecſala, wie er den Sultan von Aegypten verdorben nennt, hatte ja ſein Reich von Eltern und Voreltern geerbt, was kann man mehr thun, ein rechtmäßiger Beſitzer zu ſeyn. Den Albigenſen werden die unnatürlichſten Irrthümer vorgeworfen, und damit ihre Verfolgung gerechtfertiget. Eben ſo begegnet man den Waldenſern, und giebt dem guten Huſſen Schuld, daß ſeine Nachfolger nach ſeinem Tode ſich wieder ihre Unterdrücker mit den Waffen vertheidigt haben. Julian's unglücklicher Rath, mit Amurath dem II. den Frieden zu brechen, wird gleichfalls entſchuldigt, und mit einer eiſernen Stirne die Beyſchläferinnen der Prieſter geleugnet, wider welche die deutſche Nation ihre Klagen authentiſch angebracht

hat.

hat. Falſch iſts, und wider die Akten, wenn man ſagt, zu Bern und Genf haben die Katholiken keine Freyheit gehabt, in den bekannten Diſputationen die Säze ihrer Kirche zu verfechten. Die Verfolgung der Königin Maria, und die Scheiterhaufen in Smithfield, werden gleichfalls gerechtfertigt, und ihr unendlich mehrere Katholiken entgegengeſezt, die Eliſabeth habe hinrichten laſſen. Auch ein Einziger iſt zu viel; die wenigen, die durch Urtheil und Recht unter dieſer groſſen Königin hingerichtet worden, waren zuſammenverſchworne Feinde des Staates; und die Königin von Schottland war ſtufenweiſe genugſam gewarnet worden, von ihren Bemühungen wider die Königin abzuſtehen, ohne daß ſie jemals aufgehört hätte, in Verſchwörungen gegen ſie Theil zu nehmen. Die Ehen der proteſtantiſchen Geiſtlichen werden ihnen auf eine lächerliche Weiſe eben ſo bitter vorgerückt, als wenn es Hurereyen wären, da ſie doch ſo offenbar Gotteswort, und die erſten Kirchenverſamlungen für ſich haben. Der Unbekannte führt den bekannten Verläumder Sander als einen annehmlichen Zeugen an. Daß der Pabſt, oder vielmehr die päbſtliche Verfaſſung, der Antichriſt ſey, haben viele, auch Katholiken geglaubt, die Proteſtanten aber niemals zu einem Glaubensartikel gemacht. Wir ſehen mit Unwillen die Inquiſition aus dem unzuverläßigen Bayrac vertheidigen, den Grauſamkeiten der Spanier zu Harlem und in den Niederlanden das Wort

reden, und die pariſiſche offenbar zubereitete Mordnacht einer plötzlichen Wuth Karl des XI. zuſchreiben, da eben dieſe Wuth augenſcheinlich ſo viele tauſend Menſchen beſeelet hat. Tauſend unbewieſene Vorrückungen werden den franzöſiſchen Proteſtanten gemacht, die doch den von ihnen abgefallenen Henrich IV. allemal geliebt und beſchützt haben, da in der Kirche, zu der er übergetreten war, immer ein Mörder nach dem andern wider ihn den Dolch gezückt hat. Eben mit dem nemlichen Eifer rühmt der Ungenannte die Aufhebung des nantiſchen Edikts; darf ſchreiben: Jakob der II. habe die engliſche Kirche unverrückt beſchützt; heißt dieſen ſeine Augen an den Foltern der Elenden weidenden Fürſten gut, und giebt ſeiner Mäſſigung die Schuld ſeines Unglücks. Wir wiſſen nicht, wen wir von beyden vorziehen müſſen, ob den duldenden und etwas billigen Deiſten, oder den verfolgenden und blutgierigen Prieſter.

Nonnote betrachtet im zweyten Theile ſeiner Widerlegung, die in die Religion einſchlagenden irrigen Meinungen des Dichters. Er iſt, wie im erſten Bande, dem Dulden zuwider, und vertheidigt alle Einrichtungen der römiſchen Kirche, ſo gar auch die Klöſter, reichen Abteyen und Biſtümer, weil doch Almoſen in jenen ausgetheilt werden, dieſe aber dem Adel zur Belohnung und Unterhalt dienen; wobey er vergißt, daß eben dieſe Güter, wenn ſie des Adels Eigenthum geblieben wären, ihm unfehlbar noch beſſer

gedient hätten. Die Klage wider den Bayle S. 51. iſt zum lachen; er beſchuldigt ihn blos, er habe die katholiſche Kirche mit Geſchichten und Scheingründen zu ſchwärzen geſucht. War dieß des Bayle einzige und gröſte Sünde? Mehr zur Sache dient, was er von verſchiedenen von der Schrift abführenden Lehrſätzen des deiſtiſchen Dichters ſagt; nur verſteht er ihn zu weit, und geräth darüber ſelbſt ins Gedränge. Dürftig iſt die Entſchuldigung des Pabſts Honorius. Er läugnete zwey Willen im Heilande, aber nicht den göttlichen und menſchlichen Willen, ſondern den guten und böſen, die im Menſchen ſind, und wovon der letztere in Jeſu keinen Platz hatte. Wider alle Treue der Geſchichte ſagt er: die katholiſche Religion ſey in Schweden, Dännemark, Engelland und Deutſchland ärger verfolgt worden, als die Proteſtantiſche in Frankreich. Hierzu gehört eine eiſerne Stirne; und hingegen iſt es lächerlich, wenn er den Proteſtanten vorhält, ſie haben doch keine ſo ehrwürdige, nehmlich aus dem hohen Adel genommene Geiſtliche. Freylich war Julius Cäſar ein vornehmerer Hoherprieſter, als Petrus und Johannes. Wiederum iſt der Verfaſſer der bekanteſten Geſchichte untreu, wenn er die Verfolgungen in Frankreich der Unternehmung von Amboiſe zuſchreibt. Er thut was jener Wolf. War nicht lange vorher Dubourg verbrannt, Merindol und Cambrieres durch einen allgemeinen Mord ausgerottet, und die Scheiterhaufen zu Paris angezündet.

Dieſes war der erſte Theil dieſes Bandes. Der zweyte beſteht in Rückantworten auf einige Antworten des Dichters wider 32. Anklagen des Ungenannten. Uns dünkt, er habe oft mit Vortheil geantwortet, denn Voltaire iſt nicht genau in ſeinen hiſtoriſchen Sätzen; und dabey gegen ſeine Gegner ſehr ſchimpfreich. Eine unrichtig angeführte Stelle aus dem V. geſteht doch Nonnotte, und wirft die Schuld auf den Drucker. Daß die Meſſe bald nach dem Frieden der Kirche (nach Conſtantins Zeiten) geweſen ſey, was jetzt, iſt eine dreiſte Bejahung, und rabuliſtiſch, was er zur Entſchuldigung des Sündentarifs der Datarie ſagt. Wo hat er gefunden, daß Engelland minder bewohnt ſey als Frankreich? Es iſt um einen Drittel mehr. Wir haben wiederum Urſache zu bedauren, daß der Mann die gute Sache des Chriſtenthums überhaupt mit der ganz anders begründeten Sache einer zwar mächtigen, aber allzu viele Blöße gebenden Kirche vermiſcht.

LXVIII.

Laokoon.

von G. E. Leſſing.

1766. (S. 903.)

Hr. L. hat die urkundlichen Schriften der Alten in ihrer Grundſprache mit forſchenden Augen geleſen, und dadurch ein Uebergewicht über die vorigen Kunſt-

richter, und ſelbſt über Hrn. Winkelmann erhalten; der zwar die gemahlten und geſchnitzten Alterthümmer vortreflich kennt, ſonſt aber mehr die neuern Bücher geleſen hat. Die Hauptabſicht des Hrn. Verfaſſers iſt zu zeigen, daß die Poeſie eigentlich das Fortſchreitende, und die Mahlerey das zugleich Gegenwärtige abmahlt; daß dieſe nur in ſehr wenigen Fällen einigen Begriff vom Succeſſiven geben kann, und die Dichtkunſt hingegen das Gegenwärtige nicht ſo vorzuſtellen vermögend iſt, wie es nöthig wäre, ſich einen Begriff von dem Ganzen zu machen; darum eben, fährt er fort, hat Homer keine Schönheit jemals nach ihren Zügen beſchrieben. Hr. L. giebt für ſeine Meinung ein Beyſpiel aus des Hrn. v. Haller Beſchreibung der Kräuter; niemand kann ſie, ſagt er, aus dieſen Gemälden erkennen, wer ſie nicht vorher geſehen hat; wohl aber in einem Gemälde. Uns dünkt aber, Hr. L. verfehlt hier des Zwecks, den ein Dichter bey ſolchen Gemälden ſich vorgeſetzt hat. Er will blos einige merkwürdige Eigenſchaften des Krautes bekannt machen, und dieſes kann er beſſer als der Mahler: denn er kann die Eigenſchaften ausdrücken, die inwendig liegen, die durch die übrigen Sinne erkannt, oder durch Verſuche entdeckt werden, und dieſes iſt dem Mahler verboten. Selbſt das von Hrn. L. angebrachte Beyſpiel aus dem Virgil gehet eben dahin, und doch kann der Dichter ſelbſt ſichtbare Schönheiten mahlen, die einem Mahler unbekannt

bleiben. Dahin gehört der bunte Blitz vom feuchten Diamant, oder die Regenbogenfarben des Thaues, der in den glatten Blättern des Enzians ſich ſammelt; und von dieſer Art iſt die Perle, die von einer Fee an das Ohr einer jeden Schlüſſelblume beym Shakeſpear angehängt wird. Man wird ſonſt mit Vergnügen und Hochachtung die Subtilität der Anmerkungen des Hrn. L. leſen. Die Griechen hatten einen Abſcheu vor dem ſammändiſchen Geſchmacke niedere Vorzüge zu ſchildern (und wir wären von eben dem Geſchmacke mit ihnen.) Den Laokoon prüft Hr. L. aufs genaueſte. Die Griechen drückten in ihren Bildſäulen nur einen gemäßigten Schmerz aus, weil ein gröſſerer den Mund verſtellt hätte. Hr. L. verweißt dem Hrn. de Chateaubrun, daß er dem Elende des Philoktetes ſeine wahre Gröſſe entzogen habe, nemlich die Einſamkeit. Er widerlegt den Cicero, der die tragiſchen Helden der Griechen gering ſchätzte, weil ſie nicht ſo unempfindlich waren, als die römiſchen Fechter. Eben wegen dieſer Heldenmäßigen Unempfindlichkeit meint Hr. L. ſchreiben die Römer ſchlechte Trauerſpiele. Des Spence Polymetis wird oft beleuchtet. Bey abgezogenen Begriffen haben die Dichter ein ſehr groſſes Vorrecht vor den Mahlern, denn der Pinſel ſtellt Körper, und die Worte Abſtraktionen vor. Homer hat nichts als fortſchreitende Handlungen abgemahlt. Sehr viele ſchöne Bildſäulen ſind unter den Cäſarn ver-

fertigt, und das [illegible] bezeichnet niemals einen sehr alten Meister.

LXIX.

Theologie der Braminen.

Nach Hollwell. *)

1767. (S. 213. f.)

Herr Hollwell, ehemal. Präsident der Engländer zu Calcutta, behandelt in seinem Werke die Theologie der Braminen, so, wie sie nicht im verdorbenen Wiedam, noch in dem indischen Talmud, Antowah Bade Schasta, sondern in den ältesten Schriften, Tscharta Bade enthalten ist. Gott, sagt dieses Buch, erschuf zuerst die drey Engel, Birnah, Bistnu, (Vistnu) und Sieb (Ruttiren); er erschuf nachher auch mehrere Engel. Ein Theil davon fielen durch Stolz verführt, und wurden in die Hölle gestossen, Gott erbarmte sich aber ihrer, und gab durch Vorbitte der getreuen Engel so viel nach, daß die gefallenen Engel in menschliche Körper verbannt, eine Zeit der Reinigung und Prüfung ausstehen, durch eine Menge Verwandlungen und durch fünfzehn Welten nach und nach empor steigen, und wieder zu der Gegenwart Gottes gelangen sollten; doch so, daß hinwiederum sie zurück fallen, und in gewissen schweren Fällen, auch ohne weitere Hoffnung verdammt

*) Interesting historical events relative to Bengal.

werden sollten, wenn sie sich in ihrer Prüfungszeit nicht besserten. Diese Prüfungszeit ist in vier Weltalter eingetheilt, wovon das vierte läuft. Einige verzweifelt böse Engel hindern indessen die Bekehrung der übrigen auf alle Weise, und haben im jetzigen Alter die Oberhand. Verschiedene gute Engel, und zumal auch Vistnu, sind indessen von Zeit zu Zeit, in der Absicht ihre Brüder zu bekehren, auf die Erde gekommen, und haben ein büssendes und frommes Leben geführet, und einer davon, Brama, der Vater der Braminen, den man vom Erzengel Birma unterscheiden muß, hat das Tscharta Bade geschrieben. Die übrige Götzengeschichte der Braminen ist mehrentheils allegorisch, wie sie Hr. H. ziemlich auch wahrscheinlich erkläret. Das Verbrennen, wovon er selbst ein heldenmäßiges Beyspiel gesehen, kömmt vom freywilligen Tode des Weibes des Propheten Bramah her, das andere Weiber aus Ehrbegierde nachgeahmet haben. Es ist eigentlich nicht vorgeschrieben, geschiehet aber hauptsächlich in der Absicht, die hinterlassenen Kinder geehrt und glücklich zu machen. Hr. H. ist von dem braminischen Glauben gar sehr eingenommen, hält das geheiligte Buch für überaus alt, und versichert, bey einigen Braminen wohne noch die vollkommenste Frömmigkeit, die auf Erden übrig bleibe. Uns macht aber Hr. Anquetil scheu, der aus eigener Einsicht versichert, das Sanserit sey die alte Sprache der Perser, und die ältesten Bücher der Braminen seyen aus Persien gekommen.

LXX.

Ueber Griechenlands Wachsthum und Verfall.

Nach dem Abt Mably. *)

1767. (S. 1017. f.)

Herr Mably ſieht die alten Verbindungen der Griechen, die Spiele, und die Amphiktyonen als den Grund der Glückſeligkeit dieſes Volkes an. Er hat zwar einen etwas zu allgemeinen Satz, wenn er ſagt, es ſey ein Glück für ſie geweſen, daß man ſie beredet, ſie haben einen gemeinſchaftlichen Stammvater. Die Griechen waren aufs allerwenigſte in Jonier und in Dorier getheilt, deren Sprache verſchieden war, und deren Haß gegen einander, niemals recht ausgeloſchen iſt. Er rühmt gar ſehr des Lykurgus Geſetze; hat ſich aber Hr. M. nicht erinnert, daß Athen, deſſen Regierungsform er ſo weit heruntersetzt, tauſend Jahre lang noch eine groſſe und ſchöne Stadt war, nachdem Sparta ſchon in ſeinem Schutte lag. Des Lykurgus Geſetze waren ſo hart, daß ſie nur auf einer Inſel, oder in einer armen Stadt beſtehen konnten. Da aber eben die kriegeriſche Einrichtung dieſes Staates ihm zur Macht verhalf, ſo war es keinem Geſetze möglich, einen Spartaniſchen Feldherren zu zwingen, in einem Hauſe zu wohnen, deſſen hölzerne Säulen keinen Hobel gefühlt hätten. Auch waren

*) Obſervat. ſur l'hiſt. de la Gréce. 1767.

Spartens Geſetze ſo offenbar eigennützig, und gegen alle Nachbarn feindſelig, daß ſie nichts anders als den allgemeinen Haß gegen dieſe Stadt bewirken konnten. Ihnen fehlte die Bürgeraunahme der Römer, und das Einverleiben überwundener Nationen; und Sparta riß, wider den Geſchmack der Griechen, an allen Orten, wo es Meiſter war, die Vorzüge des Volkes um. Der Demokratie und der Regierungsform zu Athen iſt Hr. M. ſehr entgegen, ungeachtet der Aehnlichkeit, die ſie mit dem ſiegreichen Rom hatte, deſſen Rath in eben der Abhängigkeit vom Volke ſtund, die der Rath zu Athen dulden mußte. Es war aber in Athen eine griechiſche Leichtſinnigkeit, die die geſetztern Römer gar wohl zu unterſcheiden wußten, und der hauptſächlich die Abſprünge der Athenienſer zuzuſchreiben ſind. Nicht jedermann konnte zu Rom das Volk anreden, aber es war nicht ſchwer, eine obrigkeitliche Perſon zu finden, die es erlaubte, und das athenienſiſche Geitz, das dem funfzigſten Jahre erſt die Erlaubniß zu reden gab, ſcheint noch viel ſtärker den Ehrgeitz der Redſüchtigen eingeſchränkt zu haben. Perikles wird hier hart gerichtet; wir finden aber bey Sparta eben ſo viele Proben ſeines Ehrgeitzes, ſeiner Begierde zum Kriege, wozu es ja geſchaffen war, und ſelbſt ſeines Uebermuthes, und ſeiner Ungerechtigkeit. Daß es die joniſchen Städte den Perſern aufopferte, war eine häßliche That, zu der Athen ſich niemals würde haben

bereden laſſen. Athens Untergang war der Geſchmack an Feyerlichkeiten, und zumal an Schauſpielen; es opferte dieſen Thorheiten alle die Einkünfte auf, aus denen es den Krieg hätte beſtreiten können. Bey den Kindereyen der Athenienſer blieb aber allemal etwas Liebenswürdiges, und alle Sieger verſchonten dieſer Stadt, da man Sparta wie ein Neſt von Wölfen haſſete und unbereut ausrotten ließ. M. richtet den Demoſthenes aus dem Ausgange. Aber bloß die Stärke des Phalanx, und der Vorzug der theſſaliſchen Reuterey, überwog den wirklichen Heldenmuth der damaligen Athenienſer; und hätte man ſeinem Rath früher gefolget, ſo wäre vielleicht niemals die dritte Monarchie entſtanden. Das Bündniß der Achäer hat zu kurz gedauert, und iſt durch die grauſame Hinterliſt der Römer, die nothwendig dieſe Republik in Wuth und Verzweifelung bringen mußte, mit unverantwortlicher Grauſamkeit geſtürzt worden. Alle die Geſchichtſchreiber, die wie unſer Abbe den Erfolg der Begebenheiten aus den erſten Urſachen herleiten, und dieſe in den Sitten und den Geſetzen der Völker einzig ſuchen wollen, vergeſſen die allgemeine Verbindung der Welt, als wodurch Begebenheiten beſtimmt worden, deren Urſache in einem entfernten Theile der Welt, oder in der Zuſammenſtimmung verſchiedener äuſſerer Urſachen liegen, denen keine innere Einrichtung eines kleinen Staates widerſtehen kann. Und ſehr oft entſcheidet die Vorſehung die gröſten Bege-

heiten durch die kleinſten Urſachen. Wie nahe war es, daß Rom frey geworden wäre? Mußte nicht ein Freund des Caßius unrecht ſehen, und dieſer verzweifeln, da er einige Minuten ſpäter würde gefunden haben, daß der Sieg auf ſeiner Seite war? Und was hieng nicht von dieſem Irrthum, und dem Siege der Triumvirs ab.

LXXI.

Mich. von Hopital,

Kanzler von Frankreich. *)

1767. (S. 1098.)

Man lehrt bey dem Leben dieſes rechtſchaffenen Mannes Geduld; da er ſelbſt in einem ewigen Streite mit übelgeſinnten Groſſen, verfolgeriſchen Geiſtlichen, und ſehr widrigdenkenden Obrigkeiten gelebt, und den Stein des gemeinen Beſtens mit Unvermögen gewälzt hat. Sein Vater war ein Arzt, der als ein Anhänger des Connetable von Bourbon nach Italien entweichen mußte. Der Kanzler Olivier war einer ſeiner erſten Gönner, ein Mann der lang das gemeine Beſte geſucht hat, dabey unglücklich geworden, und ein trauriges Beyſpiel iſt, wie man in ältern Jahren von ſeinen Grundſätzen abweichen, und ein Werkzeug böſer Groſſen werden kann. L'Hopital kam ins Parlement zu Paris, wurde nach Trident zur Kirchenver-

*) Vie de M. de l'Hopital, Chancellier de France.

ſammlung geſchickt, lernte Rom in ſeiner Blöße, ſeiner Habſucht, ſeinem Verderben, und ſeiner Tyranney kennen; wurde Surintendant der Finances, widerſtund mit einer eiſernen Stirn den Räubern des königlichen Geldes; arbeitete an der Abſchaffung der Sporteln, und half hingegen zu der Einführung der Abtheilung des Parlements in zwey Sechsmonatliche Gerichtshöfe, die das Anſehn deſſelben völlig geſchwächt haben würden; und blieb bey der Aufſicht der Finanzen ſo exemplariſch arm, daß der König ſeine einzige Tochter ausſteuren, und hernach derſelben zahlreiche Kinder verſorgen mußte. Er blieb eine Zeitlang als Kanzler bey der Herzogin von Savoyen, und kam Ao. 1560. wieder auch als Kanzler nach Frankreich; in den Zeiten, da die Guiſiſchen Fürſten allmächtig waren. Er wandte die Einführung der Inquiſition zwar ab, mußte ſie aber mit der Vergröſſerung der Gewalt der Biſchöffe abkaufen, und mißfiel damit dem Parlemente. Er war in dieſen blutdürſtigen Zeiten der Beſchützer der Duldung, und den Proteſtanten ſo wenig ungewogen, daß ſeine Frau und Tochter zu ihrem Glauben übergiengen. Er brachte es auch dahin, daß ein Proteſtante eine Unterbedienung beym Parlemente erhalten ſollte, wogegen aber dieſer damals anders als jetzt denkende Gerichtshof ſich ſetzte. Er mißfiel dadurch dem römiſchen Hof, wo Paul der IV. ein fanatiſcher Hildebrand war. Man verſichert hier, Franz II. habe übernommen, ſeinen

Vetter, den ſchwachen Anton von Navarra ſelbſt zu ermorden, und die Guiſiſchen Brüder haben des Königs Feigheit beſcholten, da er den armen Anton unverletzt von ſich gelaſſen hatte. Es war eben daran, daß der Prinz von Conde auf dem Halsgerüſte ſterben ſollte, da der junge König ſtarb. L'Hopital gab unter dem neuen Könige eine neue weit ausgedehnte Verordnung, die das Volk glücklich gemacht hätte, wenn ſie hätte bewerkſtelligt werden können. Er brachte es indeſſen zum Frieden, aber eben dieſem heilſamen Werke widerſtund das Parlament, und L'Hopital griff zum gefährlichen Mittel, das Friedensinſtrument ohne Vermittlung dieſes Gerichtshofes in die Provinzen zu ſchicken. Er bezwang die Geiſtlichkeit, und ſie mußte zu zweyenmalen von ihrem Reichthum etwas zum Beſten des Staates beytragen. Man verſichert, zu Poiſſy haben die Häupter der proteſtantiſchen Kirche ſich zur Einigkeit mit Rom geneigt, die Biſchöffe aber die Konferenz abgebrochen. L'Hopital hatte den Muth einen gewiſſen Tenquerel zu verurtheilen, der des Pabſtes Macht, Könige abzuſetzen, in einem Buch vertheidigt hatte. Noch An. 1562. widerſtund L'H. dem Religionskriege, und ertheilte ein die Proteſtanten duldendes Edikt, das die reformirten Prediger den ihrigen zum Gehorſam anbefohlen die eifrigen Katholiken aber verabſcheuten, als die nichts als die Ausrottung der Ketzer vergnügen konnte. Daß die Guiſiſchen Bedienten zu Vaſſy das

Unheil angefangen, das der Anfang der bürgerlichen Kriege gewesen iſt, wird hier geradezu behauptet; und Ao. 1562. wurde der König von eben diesen Fürſten mit Gewalt entführt; welches eben die Abſicht der Unternehmung von Amboiſe gewesen war, wegen welcher die Guiſen ſelbſt den Stammvater der erſten Prinzen vom Geblüte hinrichten wollten. Es kam alſo zum Kriege, der Pabſt ſchrieb die Ermordung der Proteſtanten ſeye der nächſte Weg zum Himmel, und dieſen leichten Weg wählten allzuviele. Nach dem Tode des Herzogs von Guiſe brachte L'Hopital, der immer viel Anſehen bey der Königin hatte, einen billigen Frieden zuwege. Er hintertrieb auch die Gebräuche der Kirchenverſammlung von Trident anzunehmen und brach darüber mit dem Kardinal von Lothringen. Wider die Pracht gab er ohnmächtige aber wohlgemeinte Geſetze, und andere, die den Sitten vortheilhaft waren. Er bewog den König zu reiſen, und ſein Reich ſich ſelbſt bekannt zu machen. Er trieb einen unterdrückenden und gewaltthätigen Marquis de Truans zu Paaren. Aber Ao. 1565. nahm Katharina des Herzogs von Alba blutdürſtige Grundſätze gänzlich an; und der Krieg brach unmittelbar wieder aus. L'Hopital vertheidigte die Duldung der Proteſtanten in einer Schrift, und Jeſu Statthalter ermahnte und trieb den Hof zum Kriege. Dieſesmal ließ ſich endlich Katharina gänzlich gewinnen, und L'Hopital mußte den Hof verlaſſen. Er

begab ſich aufs Land nach Vignay, las, ſchrieb und dichtete. Der König ſelbſt rief Ao. 1572. bey der allgemeinen Ermordung der Proteſtanten, die ſchon in das Haus des Kanzlers eingedrungenen Mörder ab. Er überlebte aber dieſe unglückliche Begebenheit nicht lange.

LXXII.

Oſſian.

1767. (S. 1132. f.) (S. 1137. f.)

In der Vorrede zu der neuen Ausgabe, finden wir verſchiedenes, das zur Geſchichte der Caledonier gehört. Der Druiden Macht gieng im zweyten Jahrhunderte zu Grunde. Denn Oſſian gedenkt ihrer und überhaupt der Religion gar wenig, oder völlig nicht. Noch zu Oſſians Zeiten kamen chriſtliche Prieſter nach Schottland, und vermuthlich flüchteten wegen Verfolgung viele Chriſten nach Britannien, und unter den Schutz des milden Conſtantius. An einige dieſer Prieſter richtet Oſſian ſeine Gedichte. Oſcar, Oſſians Sohn, hat wider den Carauſius am Ufer des Caruns einen Sieg erhalten, ſo wie Fingal wider den Caracalla. Hierdurch wird die Zeit beſtimmt, worinn ſie beyde gelebt haben. Fingal ſoll im Jahre 283. und Oſſian Ao. 296 geſtorben ſeyn. Die Gedichte dieſes letztern er-

*) Works of Oſſian the ſon of Fingal translated by I. Macpherſon.

erhielten ſich bey den Barden, die ein eigenes Amt bey den Groſſen von Schottland ausmachten. Lange glaubte Hrn. Macpherſon ſelber nicht, daß dieſe mündlich oder ſchriftlich erhaltenen Gedichte ſich überſetzen lieſſen. Er unternahm aber ſelbſt eine Reiſe in die Hochländer, und in die weſtlichen Inſeln, und fand noch eine beträchtliche Nachleſe von Werken des Oſſians. Wir wollen von der Dichtkunſt dieſes Helden nicht wiederholen, was wir oben S. 265. angemerkt haben, aber von den Sitten der damaligen Schotten wollen wir einen kurzen Auszug mittheilen, wie ſie von dieſem Dichter beſchrieben werden. Sie lebten zerſtreut, Fingal wird oft ein König der Wüſte genannt, ſein Volk aber wird von hundert Strömen zuſammengerufen, und deſſen Nahrung kam von der Jagd; welches allemal eine ſehr ſchlechte Bevölkerung anzeigt. Sie hatten Pferde; man gedenkt aber keiner Schaafe, und ein einzigmal eines Ochſen. Vom Pfluge iſt nichts zu gedenken. Die Großen hatten Schlöſſer, und in denſelben groſſe Säle, wo man ſich beym Feuer verſammelte, aus Muſcheln trank, und von den Barden die Thaten der Helden in der Harfe beſingen hörte. Wir finden nichts vom Tanze. Sonſt war die Jagd und der Krieg der Männer Geſchäfte. Sie kannten die Waffen, Harniſche, Schwerdter und Speere. Ihre Kriege entſtunden wegen entführter Schönen, auch oft aus bloſſer Begierde ſich einen Namen zu machen, ſelten aber zur Bezwingung

fremder Länder. Swaran foderte vom Cuchullin zur Erkaufung des Friedens seine Frau, seinen Hund und ein Stück Landes. Sie glaubten ihre Ehre sey blos auf den kriegerischen Ruhm eingeschränkt, fürchteten sich vor dem Tode, wenn er sie eher überfallen wollte, als sie sich durch Heldenthaten berühmt gemacht hätten, und hofften nach dem Tode eine Art Glückseligkeit von den Liedern der Barden. Diese dachten sie auf den Wolken anzuhören, auf denen sie herumfahren, zuweilen den Lebenden erscheinen, und auch wohl Stürme erregen sollten. Ihr Heldenmuth gieng aufs alleräusserste; einer, zwey oder drey, widerstunden ganzen Heeren, oder wagten sich in die Hallen ihrer Feinde, und starben gerne, wenn sie dabey Ruhm erwerben konnten. Lamor tödtete seinen Sohn, weil ihn Fingal von seinem Heere verjagt hatte. Die Helden waren gegen ihre Feinde sehr großmüthig, weinten ohne Scheu, trösteten sie in ihrem Unglücke, und ersparten ihnen selbst die Beschämung; doch gab es auch schon damals Ungerechte und Mörder. Schwarze Haare und blaue Augen hielt man für schön, rothe Haare aber waren verhaßt. Das Frauenzimmer wohnte von den Männern abgesondert, gieng aber auch auf die Jagd mit; die Liebe hatte sehr viele Macht auf diese Halbwilden, sie war zärtlich, und sehr oft starb die Schöne bey dem Grabe ihres Geliebten. Sie kannten die Ehe, und hatten nur eine Frau, zuweilen aber ließ sich

auch eine Verheyrathete entführen; eine That die Fingal mißbilligte. Die Nation glaubte an Vorboten des Todes, zumal wenn man jemand seiner Ahnen sah. Gaul, einer der vornehmsten Helden Fingals, und Fingal selbst, verstund die Kräfte der Kräuter, und heilte die Wunden. Nach dem Tode des Fingals nahm der Heldenmuth bey den Schotten ab, und Ossian heißt das neue Geschlecht seiner Landesleute, die Söhne kleiner Männer. Schon nahm die Pracht zu, und die Hallen wurden durch Wachslichter erleuchtet, die man bey den Britten erbeutete. In einigen Anmerkungen behauptet Hr. M. Jerne sey nicht Irrland, sondern Schottland jenseits des Foeth's. Er warnet vor den Gedichten der Irrländer, die voller Schwulst und Unsinn seyen. Er findet, Ossian habe selbst den Schall der Verse vortreflich nach den Bildern abgewechselt, die sie abmahlen sollten. Er beantwortet einige Vorwürfe des D. Warner's, der Fingals Gedichte den Irrländern zuschreibt.

Der zweyte Band der Works of Ossian ist für uns ganz neu, und die in demselben enthaltenen Gedichte befinden sich nicht in der Ansage, die wir oben S. 265. angesagt haben. Es war auch das beträchtliche Heldengedicht Temora damals noch nicht in des Herausgebers Händen. In der Vorrede beschreibt Herr Macpherson die älteste Geschichte von Irrland. Die Insel wurde von zwey Orten aus bevölkert. Die

nordliche Gegend, und zumal Ulſter, hatten die Gälen (Wahlen) inne, woher Celten, oder Caledonier, (von Cael ein Celte, und der Hügel) ſie waren dahin aus Nordſchottland gekommen. Die ſüdliche Gegend bewohnten die Belgen aus dem weſtlichen und ſüdweſtlichen Südbrittanien. Zwiſchen dieſen zwey Völkern war eine groſſe Eiferſucht. Conar Trathals, des Großvaters unſers Fingals, Bruder, wurde von den Galen zum Oberhaupte erwählt; dieſe Ehre blieb auch, unter vielen blutigen Kriegen, bey dem Sohnsſohne ſeines Sohnsſohnes Cormac. Dieſen ermordete Cairbar, ein Haupt der Belgen, und ein guter Theil der Irren, fiel ihm zu. Wider dieſen Mörder kam Fingal den Galen zu Hülfe, und da Cathmor, Cairbar's beſſerer Bruder, demſelben in der Oberherrſchaft von Irrland nachfolgen wollte, ſo überwand Fingal die Belgen in drey Schlachten, die den Inhalt dieſes Gedichts ausmachten, und der letzte von Conars Stamme beſtieg den grünen Thron von Irrland. Nach Fingals bleibt Irrlands Geſchichte für etliche Jahrhunderte dunkel; denn Keating und OFlaherty verdienen keinen Glauben. Hr. M. erzählt hiernächſt den Fall und die Ausrottung der Barden, die endlich zu Bettlern wurden. Temora enthält das Weſentliche dieſes Theiles der Geſchichte von Irrland. Hr. M. behauptet, das Galliſche werde von den Bergſchotten in ſeiner Reinigkeit geſprochen, und behalte auch bey den Irren ſelbſt den Hauptnamen Caelic, da ſie hingegen ihre eigene Sprache Caelic Eirinach,

oder die irrisch-gallische Sprache nennen. Fion Cael oder Fingal wird von den ältesten Barden für einen Bürger von Alpin (Albion) angesehn, und erst in spätern Zeiten unterstund man sich ihn für einen Milesischen Fürsten auszugeben. Im Gedichte Temora sind die alten Heldensitten eben so wie in Fingals Kriege mit dem nordischen Swaran abgemahlt. Ossiar, Ossians Sohn, läßt sich auf eine Gasterey vom mörderischen Cairbar einladen, kömmt, und verliert darüber, zwar mit seinem Feinde, das Leben. Fingal findet es seiner Grösse nicht gemäß, gleich Anfangs selbst das Heer anzuführen; er läßt dieses Amt zuerst dem Gaul, und in einer zweyten Schlacht seinem Sohn Ossian, da er glaubt, dieser seye dem Cathmor nicht gewachsen, und desselben Tod erwartet, so fürchtet er doch dem Ruhme seines Sohns zu schaden, und verbirgt sich, um seinen Tod nicht zu sehen. Erst nach demselben kömmt er wie Achilles, und rächt ihn am Cathmor. Wir sehn hier die Quelle der Gesinnungen Edwards des III. da er den schwarzen Prinzen zu Cressy ohne Hülfe ließ, und vollkommen dem Fingal gleich, auf einem Hügel der Schlacht zusah. Unendlich aber erhebt sich der Karakter der Galen über Homers Helden. Ossian läßt dem Mörder seines Sohnes das Grablied absingen, ohne welches man damals glaubte, daß die abgeschiedene Seele nicht glücklich seyn könnte. Fingal will den Cathmor nicht tödten, und erbietet sich ihn selber zu

heilen, da er die Kräfte der Kräuter kenne. Cathmors Liebe für die ſchöne Sulmalla, die er doch nicht ſprechen will, ſo lange die Gefahr wärt, iſt ebenfalls von feinern Empfindungen. Eben ſo angenehm iſt Fingals Anrede an ſeine Unterthanen, die zur Schlacht gehn, und ſeine feyerliche Niederlegung der Waffen, die er nach der Erlegung des Cathmors nicht mehr zu brauchen gedenkt. Ein Theil des Gedichts iſt in Reimen verfaßt, die übrigen kleinern Gedichte ſind in der Manier der ähnlichen kleinern Heldengedichte des erſten Bandes. Cathloga iſt in 3 Geſänge abgetheilt. Hr. M. merkt bey demſelben an, daß Trenmor, Fingals Ahnvater, das erſte Oberhaupt der Galen geweſen, eine Ehre die er durch ſeine Tapferkeit und durch ſein Glück erworben hatte. Endlich erfüllt er hier das Verlangen vieler Kenner, indem er die Urkunden des VII. Buchs des Gedichts Temora abdrucken läßt. Die Sprache kömmt uns fremd vor, und zum Theil wüßten wir nicht wie man n fkri, n frult, n cara, m fleagt, ausſprechen ſollten. Die Anzahl der Silben ſcheint von achten zu ſeyn, doch giebt es auch kürzere Verſe. Nach den Gedichten folgen des Profeſſors zu Edimburg Hrn. Blairs Anmerkungen über die Schönheiten in Oſſians Gedichten. Er vergleicht deſſen Manier mit der Manier des Homers. Oſſian lebte unter einem harten Himmelsſtriche, wo die Natur nicht die halbe Schönheit der Griechiſchen hat, ohne Fruchtbäume, Schaafe, und faſt ohne Künſte. Homer hatte alle dieſe Vor-

züge, und die Bildschnitzereyen, die Feyerlichkeiten der Religion, viele andere Erfindungen und Künste waren auch schon bekannt. Es ist also leicht zu erachten, daß Ossian, der allzureich an Gleichnissen ist, etwas monotonisch in denselben, und in seinen Beschreibungen der Gegenden seyn müsse. Aber Ossians Seele fühlte unendlich mehr, seine Sittenlehre war besser, er kannte das menschliche Herz in seinen feinsten Bewegungen, und was man von einem Hochländer nicht erwarten sollte, er war in der Liebe unendlich zärtlicher, und mehr vom Frauenzimmer eingenommen, als der Grieche. Die Gedanken sind durch und durch natürlich; doch zeigt Hr. B. selber einen an, der ziemlich dem Concetti sich nähert, wenn er von zwey neben einander begrabnen Verliebten sagt, zwey Bäume seyen von denselben entsprossen, deren Zweige sich zu vereinigen getrachtet hätten. Der Anhang ist sehr beträchtlich. Hr. Blair mag indessen vernommen haben, was man in Engelland, und zumal in Frankreich, wider den ächten irrischen Ursprung der Gedichte Ossians für Zweifel erregt hatte. Er hätte sie, sagt er, nicht erwartet, da in Schottland niemand an der ursprünglich gallischen Aechtheit dieser Gedichte gezweifelt habe. Man hatte Handschriften von denselben in Menge, und Hr. M. hat die vornehmsten gesammelt. Man nennt eine Anzahl Prediger, Officiere und andere Zeugen, die viele von diesen Gedichten längst

gehört; andre die den Hrn. M. in seiner zur Samm, lung der Gedichte unternommenen Reise begleitet, andere die die Ueberſetzung mit den galliſchen Urkunden vergleichen, und ſie getreu befunden haben.

LXXIII.

Theokrit und Geßner.

1767. (S. 304.) 1756. (S. 1232.)

Vom Theokrit unterſcheidet ſich unſer Geſchmack ganz von dem gewöhnlichem Urtheile der Kunſtrichter. Es iſt uns ohnmöglich, uns etwas niederträchtiges und grobes gefallen zu laſſen, wenn es auch noch ſo griechiſch beſungen und noch ſo ſehr im Koſtume der Ziegenhirten wäre. Solche Dinge ſoll man nicht mahlen, weil auch die Aehnlichkeit zum Fehler wird. Geßner hat allerdings ſeine Manier, und vielleicht ſollte ein Dichter ſo wenig als ein Mahler, eine Manier haben. Wenn aber die Manier angenehm iſt, ſo ſtreite ich nicht gern gegen mein Vergnügen, und laſſe mir gefallen was mir gefällt. —

In der Vorrede zu den Idyllen verſichert zwar Hr. Geßner, Theokrit ſey ſein Muſter, und er hält ihn für den vollkommenſten unter den Hirtendichtern. Uns dünkt hingegen Hr. Geßner ſeye unendlich zierlicher, moraliſcher, und ungeachtet ſeiner bezeugten Abneigung, auch wiziger, als der alte Sänger aus

Sicilien. Sollte dieſer geſagt haben: „der Beyfall lächle „ unſer Erſtaunen ſtammlen „ die Heerden brüllen ihre Freude „ entzückt in die Zukunft hinausſehen „ ein heiliges Entzücken das durch die Bruſt bebt, u. ſ. f. Er hat zwar den Reim und ſelbſt das ſichtbare Silbenmaß vermieden, aber wenn man ſeine Idyllen ein wenig ſorgfältig lieſt, ſo ſind ſie alle ſkandirt, und Reyhen Jambiſcher und Daktiſcher Verſe. Hier iſt ein Muſter, und ſo ſind ſie faſt alle:

O wenn die frohen Lieder dir gefielen,
die meine Muſe oft dem Hirten abhorcht,
auch oft belauſchet ſie in dichten Heynen,
der Bäume Nymphen und den Ziegenfüßgen
Waldgott,
und ſchilfbekränzte Nymphen in den Grotten
und oft beſucht ſie bemooßte Hütten,
um die der Landmann ſtille Schatten pflanzet,
und bringt Geſchichte her von Großmuth und
von Tugend,
und von der immer frohen Unſchuld.

Doch neben der angenehmen Mahlerey der Natur werden dem Hrn. G. ohne Zweifel die durch und durch herrſchenden Triebe zur Menſchenliebe, zur kindlichen Dankbarkeit, und zur Ehrfurcht gegen die Gottheit, zahlreiche und tugendhafte Bewunderer gewinnen.

LXXIV.

Romeo und Julie.

Ein Trauerſpiel des H. Weiſe.

1768. (S. 198.)

Wir ſind zu weit von allem Theater entfernt, und müſſen uns überhaupt zu wenig dramatiſche Kenntniſſe zutrauen, um unſer Urtheil hierin, oder auch nur unſern Geſchmack, dem Publiko aufzudringen. Aber das Theater ſtehet in genauer Verbindung mit dem Fortgange der Kultur und des Geſchmackes einer Nation, daß wir uns nicht enthalten können, bey dem neuen Trauerſpiele des Lieblingsſchriftſtellers der Nation unſere Meinung zu ſagen. Herr Weiſe fand in der urſprünglichen Fabel, welche das Suiet ausmacht, ſehr vortheilhafte Umſtände und Situationen, welche Shakeſpear, der doch die ganze Novelle in ſein Drama hineingezogen hat, nicht genutzt hat, weil ſie in der verſtümmelten Ueberſetzung, die er vor ſich hatte, fehlten. Die Vergleichung und die Benutzung dieſer Stellen macht alſo einen Theil des feinern Vergnügens aus, das die genauere Prüfung und Beurtheilung dieſes Stücks verſchaffen kann; ſo wie die Uebertragung und Verpflanzung der groſſen Züge im Shakeſpear, die Vermeidung ſeines Quibble, der glei-

chere Gang, die beſſere Anlage, und die regelmäßigere Einrichtung auf der andern Seite. Die Sprache der beyden Liebhaber iſt ſehr feyerlich, bilderreich und blühend; ohngefähr wie der tragiſche Styl der Engländer; vielleicht auch eben ſowohl zuweilen Blätter ſtatt der Früchte. — Herr W. vertheidiget dieſe Sprache in der Vorrede. Die Leidenſchaft in einem paar zarten Herzen wird meiſtentheils ſchwärmeriſch und enthuſiaſtiſch, — noch hinzugeſetzt; die heftigſte Leidenſchaft, wenn ſie unglücklich iſt, wenn ſie Gram und Schwermuth wird, wenn ſie in Melancholie und in Zerrüttung der Sinne übergeht. — Dieſe Nuancen ſind in der Zeichnung der Clementine des Richardſon unverbeſſerlich behandlet. Freylich muß ſich der Leſer über die Sphäre gemeiner Liebhaber hinausſetzen können, und entweder einen Begriff von jener feinern Schwärmerey, dem Quell aller groſſen Freuden und aller groſſen Schmerzen, ſo wie aller groſſen Tugenden, haben; oder er muß nicht ohne alle Anlage dazu ſeyn; und wehe dem, der dieſes Gepräge der Unſterblichkeit, wie es Young nennt, in ſeiner Bruſt nicht an ſich trägt. — Auf der Schaubühne ſelbſt hat das Stück vielen Beyfall erhalten. Die ſtarke Rührung, und an einigen Stellen Erſchütterung des Gemüths beym bloſſen Durchleſen ſind Bürge, daß an jenem Beyfalle das Herz Antheil gehabt hat. Züge, oft phantaſtiſche Züge, aber die glänzendſten, die mächtigſten, dringen auf

das Gefühl ein und verdringen die kalte Beurtheilung. Aber eben dieß iſt die groſſe Bahn, welche die Natur vorzeichnet, der Weg zum Herzen durch die Phantaſie. — Die letzte Scene ſcheint uns doch mehr zur Novelle, als zum Plan des Trauerſpiels zu gehören. —

LXXV.

Ueber den Zuſtand des Chriſtenthums.

Von A. J. Rouſſan. *)

1768. (S. 1254.)

Herr Rouſſan zeigt ganz wohl, daß die ſo ſehr geprieſene Religion ſo wohl bey den alten als neuen Weiſen unbeſtändig, unbeſtimmt, und bey einem ieden Philoſophen etwas anders ſey. Der Verfolgungsgeiſt iſt eben ſo neu nicht, und die Athener (warum ſagen wir doch Athenienſer) übten ſchon die Todesſtrafe an den Verächtern ihrer Gottheiten aus. Es läßt ſich auch aus dem bittern Haſſe der heutigen Weiſen wider alle, die nicht von ihrer Sekte ſind, ganz wohl auf die Verfolgung ſchlieſſen, die ſie wider ihre Gegner ausüben würden, wenn ſie die Obermacht hätten. Die vom Voltaire ſo heftig verfolgten Juden, ſagt Hr. R. mit Recht, kannten doch den einigen Gott eher, und mit kräftigerer Ueberzeugung, als alle griechiſche Weiſen. Er zeigt kürzlich, wie

*) Lettres ſur l'état préſent du Chriſtianiſme.

unmöglich es geweſen wäre, ein Buch des Moſes zu Eſdra's Zeiten zu erdichten, nachdem viele Jahrhunderte lang dieſes Buch ſchon die Regel der Nation in Rechts und Staatsſachen geweſen war. Freylich beweiſet das Märterthum der Apoſtel gar viel mehr, als das Märterthum der Japaner; jene zeugten von dem, das ſie geſehen hatten; dieſe von dem, was ſie auf anderer Belehrung hin glaubten. Die Wunder ſind ein ſehr dienliches Mittel, die Wahrheit der Offenbarung zu beweiſen; ſie ſind für einen jeden Menſchen faßlich; da eine lange Kette von Schlüſſen für die meiſten unbrauchbar iſt. Julian verachtete das Chriſtenthum, weil es die Kaiſer und Groſſen zu Rom nicht ſofort annahmen. Wäre aber ein Nero zum Chriſten geworden, was würden die Ungläubigen nicht für Schlüſſe wider einen Glauben ziehen, bey dem man ein Nero ſeyn konnte. Wenn die Religion nicht alle die Wirkung thut, die ſie zu verſprechen ſcheint, ſo muß man die Stärke des Gegenwärtigen betrachten, deſſen böſe Räthe die Religion zu beſtreiten hat. Und wirklich ſind in Europa nicht ſo viele Chriſten, obwohl der Titel ihnen bleibt; ſo wie ſie aber ſind, ſo hat dennoch die Religion noch viel Gutes bey ihnen erhalten, wie die Liebe der Armen, und ſelbſt der Feinde, wovon die Britten im letzten Kriege ein leuchtendes Beyſpiel gegeben haben; und überhaupt iſt der Mittelſtand in Engelland am wenigſten verdorben, ſo wie er noch am meiſten Re-

ligion beſitzt. Hr. R. zeigt hiernächſt, in wie weit die Hierarchie einer mächtigen Kirche, und ihr abgeſondertes und von der übrigen Nation getrenntes Intereſſe den Titel eines Antichriſts verdienet; er merkt ſehr wohl an, ſo oft es die Gelegenheit ſelbſt erfordert hätte, habe die heil. Schrift vermieden, von einem ſichtbaren Oberhaupt der Kirche zu ſprechen; er beweiſet auch noch, wie wenig man der proteſtantiſchen Kirche ſchuld geben könne, iemals in dem Verſtande verfolget zu haben, wie die Römiſche. Sie hat keine Pariſer Mordnacht, keine Veltliniſche, keine Irrländiſche, keine Merindoliſche Mörderey en, keine Auto-da-fé, keine Schmithfield, keine Dragoner, keine Pulverſchwörungen ſich vorzuwerfen. Er prüft endlich, ob es für die Welt rathſam wäre, die natürliche Religion, wie man ſie nennt, einzuführen, und die Ausſicht in eine Ewigkeit zu verbannen. Er führt die Geſtändniſſe der heutigen Weiſen, und ſelbſt des Hume an, daß die Vertilgung der Religion ſchädlich ſeyn würde. Und warum hat den Hume geſchrieben? Er erinnert endlich die Ungläubigen an einige Züge ihrer Lieblings des Juliens, die gar nicht mit demjenigen übereinkommen, was ſie von ihm rühmen. Er war allerdings ein Verfolger, er gönnte den Chriſten die gemeine Gerechtigkeit nicht, und ſein bitterer Spott war eine wahre Grauſamkeit.

LXXVI.

Geſchichte des Jeſuitiſmus. *)

(Von Linguet.)

1769. (S. to. f.)

Ein wichtiges Werk, das man dem Hrn. D'Alembert zuſchreiben will, deſſen Verfaſſer wir aber nicht kennen, und im Laufe des Jahres 1768. herausgekommen iſt. Dieſe Geſchichte des Jeſuiterordens giebt ſich ſelbſt den Titel, der Unparteyiſchen. Der Verfaſſer unternimmt aber zu beweiſen, daß die Jeſuiten nicht ärgere Grundſätze gehabt, und nicht mehr geſündiget haben, als die andern Mönchsorden; daß die Janſeniſten mit dem bitterſten Haſſe geſchrieben haben, und überhaupt wünſcht der Verfaſſer deutlich, die Ausrottung aller Mönchsorden. Uns dünkt aber, er gehe hier deutlich zu weit. Bald nach ſeiner Entſtehung hat der Jeſuiterorden mehr als alle andre das abſcheuliche Recht Tyrannen (nemlich irrgläubige und vom Papſte verworfene Könige) zu tödten gelehret und getrieben. Er hat an den Verſchwörungen und Ermordungen wider das Leben des Prinzen von Oranien, der Königin und des Königs in Engelland, des gütigen Heinrichs öftern Antheil genommen. Seine

*) Hiſtorie impartiale des Jeſuites depuis leur établiſſement juſqu'à leur derniere expulſion.

Härte und ſein Geiſt der Verfolgung wider die Proteſtanten iſt allemal der grauſamſte geweſen; wie noch Thorn, die auf die Galeeren verwieſenen ungariſchen Prediger, die bewirkte Widerrufung des Nantiſchen Edikts, die Hinrichtung des Patriarchen Cyrill Lucaris, und die harte Vergreifung ſelbſt an den päpſtlichen Geſandten Tourron und de la Beaume deutlich beweiſen. Kein Orden hat die Rachſucht und die Luſt zu herrſchen ſo weit getrieben, keiner ſich eigene Monarchien zugelegt, keiner in ſo kurzer Zeit, und mit Unterdrückung andrer Geiſtlichen, durch unmäßige Vergebungen, und offenbare Handelſchaft ſolche Reichthümer errungen; und Malagrida iſt ein neues Beyſpiel, wie die Jeſuiten ſelbſt Königen fürchterlich werden, wenn man ſchon dem Damiens und Ravaillac ihnen nicht zurechnen wollte. Unſer Verfaſſer iſt gegen die abgeſeimteſte Bosheit zu gleichgültig, und bey allen ſeinen ſchonenden Ausdrücken vermengt er zu ſehr die Religion ſelbſt mit ihrem Mißbrauche. In andern Orden haben einzelne Männer in ältern Zeiten, ebenfalls grauſame Grundſätze befolget; aber ihre Bosheit iſt weder ſo allgemein, noch ſo beſtändig geweſen, ihr Eifer, ihre Herrſchſucht und ihr Plan ſich über alles zu erheben, ſind niemals ſo weit gegangen. Unſer Verfaſſer fängt indeſſen ſchon beym Heidenthum an, unterſucht die Anfänge des Mönchſtandes im Chriſtenthum; zeigt wie bald ihr Eifer zum Guten nachgelaſſen, wie thö-

richt

richt Juſtinian ſie allen andern Richtern entzogen, wie unanſtändig Johann mit dem goldenen Munde, und Ambroſius die Strafloſigkeit der Geiſtlichen behauptet; wie unſchuldig die Anfänge der die Wälder anbauenden Benediktiner geweſen; wie gefährlich hingegen die dem Pabſte gänzlich ergebenen Bettelorden, und zumal ihr blinder Gehorſam ſeyn müſſe. Er vertheidiget hiernächſt die Jeſuiten, und ſo gar die Schamloſen und die alle Bande der Sittenlehre auflöſenden Kaſuiſten, und vornemlich auch ihre Auferziehung der Jugend. Sie hat, wie er verſichert, durch die Verbannung der Jeſuiten viel verlohren, und die gröſten Kollegien werden leer. Und nun fängt das II. Buch und in demſelben der Anfang des Jeſuiterordens an. Ignatius wird als ein halb thörichter Enthuſiaſt abgemahlt; Xavier als ein erhizter Kopf, der ſich mit ſeiner Bekehrungsſucht in Ländern lächerlich gemacht habe, deren Sprache er nicht verſtand. Dennoch erkennt jezt der Verfaſſer den Unterſchied zwiſchen den Jeſuiten und den andern Orden. Ihr General iſt unumſchränkt, und kann nicht abgeſezt werden. Die Jeſuiten ſchicken nach Gefallen, die ihnen mißfallenden zurücke. Der blinde Gehorſam gegen Rom, der hier nachfolgt, dünkt uns ſehr eingeſchränkt, ſo bald Rom etwas anders will als die Jeſuiten. Die Befreyung von den Kirchengeſängen und Gebetern, die freye Unterweiſung der Jugend, und die gute Wahl der Aufzunehmenden, ſind auch

wichtige Vorzüge. Wir übergehen, wie die Jeſuiten ſich in Italien, Spanien und Portugal feſtgeſetzt, und endlich auch in Frankreich faſt eingedrungen haben, nachdem die Biſchöffe, Univerſitäten und Parlamente ihnen zuwider geweſen. Der Verfaſſer erkennt ihre Annahme übrigens für Geſetzmäßig und ächt. Dieſer 480 S. ſtarke Band endigt ſich mit einer lebhaften Abſchilderung der Jeſuiten.

Im zweyten Bande wird die Geſchichte des Ordens mit ziemlicher Unordnung fortgeſetzt, indem ſehr oft viel ſpätere Begebenheiten vor andern ältern vorkommen, wie die chriſtliche Republik in Paragay vor den Zeiten der Ligue. Lainez iſt der groſſe Beförderer und Geſetzgeber der Jeſuiten; ſeine Art die Proteſtanten zu widerlegen, iſt den Sitten der Controverſüen gemäß. Man findet hier Pius des IV. A. 1561. dem neuen Orden ertheilte Vorrechte urkundlich, worinn dieſelben wider alle Geſetze, wider alle folgende Päpſte, wider die Macht der Fürſten kräftig geſichert werden. Die Glaubensverbeſſerung kömmt hier auſſer der Ordnung und ſehr ſpäte, und hierauf die Kirchenverſammlung von Trident, wo die Unterwerfung der Biſchöffe und die Macht des römiſchen Stuhls nicht richtig erzählt wird. Heinrich VIII. hat nicht die Katholiſche Religion, ſondern die Unterwürfigkeit unter den römiſchen Stuhl abgeſchworen, und die Reformation war wie anderswo, ſo auch in Engelland die Wirkung der freygemachten Bibel und

der bündigen Schriften der Glaubensverbeſſerer; ſie ſproßete mitten unter den Hinrichtungen, die Heinrich wider ſie nicht ſparte. Doch erkennt der Verfaſſer, daß die Grundſätze der wenigſtens ſeit dem ſechſten Jahrhunderte abgeſonderten Malabariſchen Kirche eben diejenigen ſind, die die Proteſtanten von den Katholiſchen unterſcheiden. Das Lob der Paraguayiſchen Miſſion wird hier zu hoch getrieben, und es iſt offenbar falſch, daß den Indianern die groſſe Wahrheiten der Religion gepredigt werden. Bald würden die Augen der Neubekehrten aufgehen, wenn ſie ſehen könnten, wie unähnlich die Religion der Jeſuiten der Lehre Jeſu iſt. Der Ligue Geſchichte iſt etwas weitläuftig, ob ſie wohl wahr iſt, und das Lächerliche wohl vorgeſtellt, das mit dem Grauſamen dieſer Zeit wohl vermiſcht war. Mit Wiederwillen lieſt man die Vertheidigung des ſchuldigen Ordens wider die Klage des Anwaldes Arnauld; Die heutigen Philoſophen haben eine eigene Gelindigkeit für alles was Böſe iſt, und der Orden war ſchon dadurch ſtrafbar, daß er die königsmörderiſchen Grundſätze ſeiner Mitglieder nicht mißbilligte. Waren ſchon andere Orden auch ſchuldig, ſo benahm dieſe Mitſtrafbarkeit dem Greuel der jeſuitiſchen Lehren und Thaten nichts, und wir haben ſchon gewieſen, daß in dieſen Greuln ſie es allen andern Orden, und zumahl in mordbrennerischen Schriften weit zuvorgethan haben. Unſer Ungenannte geht ſo weit, daß er gar den blutdürſti-

gen Philipp II. vertheidigt, und die ganze Rede des Arnauld mit wiederlegenden Anmerkungen begleitet. Wir merken endlich an, daß weder von Gott, noch von der Vorsehung und dem Einflusse derselben zur Bewirkung grosser Begebenheiten durch gering scheinende Ursachen, irgend die Rede ist.

LXXVII.

Karaktere der römischen Kayser. *)

Von Wegelin.

1782. (S. 217. f.)

Es ist der Geschmack unsers Jahrhunderts und auch unsers Verfassers, alle Dinge auf einer andern Seite anzusehen, als man vorher gethan hat. Also hat Hr. Wegelin die Römische Geschichte auf einer andern Seite betrachtet, und vornehmlich die Fehler und die Tugenden der herrschenden Fürsten wahrgenommen, in so weit sie einen Einfluß auf den Wohlstand des Reiches gehabt haben. Einige kleine historische Fehler würden wir nicht ahnden; wie des Augusts Verwandtschaft mit dem grossen Cäsar; nicht seine Mutter Attia, sondern seine Großmutter Julia war Cäsars Schwester. Er war auch zu Apollonia, und nicht zu Athen, als sein grosser Oheim ermordet wur-

*) Caracteres histor. de Empereurs depuis Auguste jusqu'à Maximin. 2. vol.

de. Auguſt war der Befehlshaber ſeiner eigenen Legionen, wie ihn das Glück von beyden Konſuln befreyete. Tiberius war nicht aus den Patriziſchen Claudiern, er entſprang aus den Neronen. Livia war ja die Gemahlin des Auguſts und nicht eine Buhlſchaft. Auch die Sprache wollen wir mit einem Worte berühren; man kennt an derſelben leicht, daß ein Freunder der Verfaſſer iſt; er unterſcheidet den Aoriſt je fis vom unvollkommenen je feſois nicht richtig. Il ſe mettoit à prevenir S. 116. iſt ſehr unrichtig. Wir wollen aber blos das wirklich Hiſtoriſche betrachten. Hr. W. macht den Auguſtus auch furchtſam, und leitet ſo gar einen groſſen Theil ſeiner Güte daher. Man darf ſich aber nur erinnern, daß er mehr als einmal verwundet worden, um ihn hierüber zu rechtfertigen. Es iſt auch augenſcheinlich, daß Auguſt grauſam geweſen iſt, weil er alle, die ihm nicht ergeben waren, wegräumen wollte; ſein eigenes Herz war freundſchaftlich, er warf ſich niemals mit einem Freunde oder Miniſter ab, und erzog aufs ſorgfältigſte des Antons Kinder, die auch durch den Claudius ſeine Nachfolger wurden. Hr. W. äuſſert gar oft ſeine Gedanken, Auguſt und die folgenden Kayſer hätten den Senat noch mehr erniedrigen, und zu einem bloſſen Gerichtshofe machen ſollen. Aber alsdann würde die Regierung ganz türkiſch, und die ohnedem allzumächtige Miliz der unumſchränkte Meiſter des Reiches geworden ſeyn, ohne

dem war die Gefahr des Aufruhrs allemal von der Miliz mehr zu beſorgen, und kam auch faſt allemal daher; da der Staat entwafnet war, und ſich keine Hofnung zu einer Beſſerung bey einem Aufruhr machen konnte. Unter dem einzigen Maximin ſtund der Senat auf, bey allen andern Revolutionen fiengen die Kriegsleute an den Kayſer zu ſtürzen. Freylich iſt Auguſts Stand im Reiche unſern Augen etwas fremdes. Er war eigentlich der Feldherr der Republik, der die friedlichen Geſchäfte groſſentheils dem Rathe überließ, in Kriegsſachen aber unumſchränkt herrſchte; aber dieſe Beybehaltung der alten Formen war ein Meiſterſtück der Klugheit. Tiberius war ſo grauſam nicht, wenn die allgemeine Noth da war; man hat Münzen und Aufſchriften, die ſeine Gutthätigkeit nach dem groſſen Erdbeben bezeugen, und ſeine von Hr. W. angeführte Banko geht auch dahin; aber wo ſein Anſehen in Gefahr war, zeigte er ſich unerbittlich. Beym groſſen Veſpaſian wünſchten wir allemal, daß man ſeine innere Regierung beſſer kennen möchte; es war mehr als Sully erfordert, in zehn Jahren ein Reich wieder aufzurichten, das 2000 Millionen Gulden bedurfte, um beſtehen zu können. Wir ſind geneigt ihn als den Größten unter allen Beherrſchern Roms anzuſehen, denn der erſte Antonin, der ihm am nächſten kam, empfieng das Reich in einem blühenden Zuſtande. Dieſer erſte Band, der bis zum Nerva geht, macht 516 S. aus.

Der zweyte Band geht bis zum Maximinus, (und ist 708 S. stark.) Wir machen über denselben eben die Anmerkungen, die wir über den ersten gemacht haben. Hr. W. ist für einen Weisen zu kriegerisch. Trajan ist sein Held, er rühmt ihn, weil er seine Siege weit in die Morgenländer getrieben, und die Parthen geschwächt hatte. Erinnert sich aber Hr. W. nicht an das Unglück, das der Krieg selbst auf die Sieger bringt? an die frühzeitig hingerissenen nützlichen Bürger, an die elend gemachten Verwundeten, und die hülfosen Familien der Erschagenen? Muß ein Reich nicht Gränzen haben? wird es nicht um soviel schwächer, je entfernter dieselben vom Mittelpunkte sind? Hätte Trajan etwas gewonnen, wenn er seine Siege bis an die streitbaren Scythen und Agwanne getrieben, und anstatt der erweichten Parthen diese noch unverdorbene Völker zu Nachbarn bekommen hätte? War seine lang daurende und unnöthige Abwesenheit nicht selber ein Unglück für das Reich? Adrian, den Hr. W. so sehr tadelt, hat gethan, was die heutigen politische Rechner lehren; er hat geglaubt ein Reich sey stärker, wenn seine Weite kleiner ist, und die Legionen haben allerdings besser den Euphrat und Rhein beschützen können, als wenn sie jenseits dieser Flüsse unter die Barbaren zu stehen gekommen wären. Wir sehen die Zeiten des Adrians, und Titus Antonins für die goldenen Zeiten von Rom an. Der lange Friede schwächte die Majestät des

Reiches nicht, und die Anzahl und Kriegszucht der Legionen blieb; wie wir aus häufigen Aufschriften wissen, die ihre Namen und ihre Arbeiten bezeugen. Adrian hatte als Mensch seine kleine Eitelkeit und Eifersucht, aber er war ein bemühter und vortrefflicher Herrscher. Er durchzog, ohne das Reich zu beschweren, seine weit ausgedähnten Provinzen; er sorgte zuerst fürs Recht, und sammelte die Gesetze man findet überall Spuren, daß unter seiner Regierung alle Künste geblüht haben. Er vermehrte die Gewalt des Senats, und dieses war seine weiseste That. Die gefährliche Uebermacht der Leibwache und der Legionen konnte auf keine sicherere Weise geschwächt werden. Severus legte den Grund zum Untergang des Reichs, indem er den Senat zu tief erniedrigte, und die Kriegszucht verlohren gehen ließ. Adrianus hat nicht nur sein Grab, sondern unzäliche Gebäude, und zu Athen eine neue Stadt aufgerichtet. Daß Adrians Fehler von seiner Provinzialauferziehung hergekommen sey, ist eine besondere Muthmassung; seine Auferziehung war vortreflich, und August, mit dem man ihn vergleicht, studierte (wie man es nennt) eben auch auf einer Landstadt; aber Adrian traf nicht mehr die blühenden Zeiten der Wissenschaften an; sie waren zur Litteratur herunter gesunken, weil viele böse Kayser die obern Gaben lange unterdrückt hatten. Wir bedauren den Mangel an Urkunden zur Regierung des Titus Antonius, der freylich nicht die Schwie-

rigkeiten des Veſpaſianus zu überwinden hatte, aber dennoch dem Reiche die glücklichſten Zeiten geſchenkt hat, die es jemahls genoß. Er ließ den Muth der Legionen bey einem langen Frieden nicht zu Grunde gehn, ſie waren noch lange hernach allen andern Völkern überlegen; erſt nachdem man ſie mit andern Nationen und mit Mietlingen vermiſchte, ihre Waffen und Einrichtung der Legion veränderte, und die Kriegszucht verlohren gehen ließ, verlohren ſie auch ihr Uebergewicht, das ihnen die Nördlichen Völker ſchon zu den beſten Zeiten ſchwer genug machten. Titus ſagt, unſer V. hatte nicht le Sens profond de M. Aurele. Er beſaß den bon Sens in der höchſten Vollkommenheit, da M. Aurelius ſchon etwas zum Uebertriebenen, und zur Spekulation ſich neigte. Wir leſen an allen Orten von der üblen Aufführung der jüngeren Fauſtina. Faſt ſollten wir glauben, die Geſchichtſchreiber thun dieſer Kayſerin unrecht. Sie lebte mit dem Kayſer in der gröſten Einigkeit, ſie gebahr zahlreiche Kinder, davon die Schaumünzen Zeugen ſind; ſie richtete ſich nach ſeinem Geſchmacke, und alle ihre Bilder ſind in bloſſen Haaren ohne allen Hauptſchmuck, und ohne die Perlen ihrer Mutter, geſchnitten; man findet beym Gallenus Zeichen, wie ſie für ihre Kinder eine ſorgfältige Mutter geweſen, und ihr Gemahl giebt ihr das beſte Zeugniß nach ihrem Tode. Wir ſehen S. 113. nicht ab, warum unter dieſem Kayſer die Gränzen hätten entblößt ſeyn

ſollen; ſie waren enger, und Adrian war ein Meiſter in Verſchanzungen; die Legionen waren auch unfehlbar noch in ihrer Arbeit, baueten Städte, gruben Kanäle, richteten Brücken auf, u. ſ. f. Aber Rom hatte ſeine alten Geſchlechter, ſeinen Nationalſtolz, und ſeine darauf gegründete Großmuth verlohren. Fremde und Barbaren fanden ſchon den Zugang in den Senat, die freylich nicht mit dem patriotiſchen Geiſte der Scipionen beſeelt waren. Pertinax wird getadelt, weil er einiges Vorwiſſen vom Tode des thörichten Commodus gehabt, und weil er einigen barbariſchen Abgeſandten den Tribut abnehmmen ließ, den ihnen Commodus bezahlt hatte. Pertinax muß doch ein hochgeſchätzter Fürſt geweſen ſeyn, da Severus ihn zum Vater angenommen hat, ſo wie er des M. Aurelius Sohns Sohn ſeyn wollte. Ludwig XIII. hat ſonſt den Marechal d'Ancre nicht arquebuſieren laſſen, er ließ ihn ermorden; aber wo hat Hr. W. gefunden, daß Conchini das Haupt einer ſeinem Fürſten entgegenen Faktion geweſen ſey? Er ſcheint dieſen Mord zu billigen, der nach unſerm Begriffe nichts als Furchtſamkeit anzeigt. Hr. W. tadelt auch den Pertinax, weil er den Lätus, der ihn zum Throne erhoben hatte, nicht hat hinrichten laſſen. Auguſt verlegte freylich die Legionen auf die Gränze, er ſorgte aber für Rom durch die Prätorianer, und für Italien durch zwey Flotten. Wir müſſen hier ſchlieſſen, und nur noch anmerken, daß das Kriegs-

volk das Reich eben seiner besten Kayser beraubt hat, denn dahin rechnen wir den Alexander, den Probus, und selbst den Pertinax. Es war also nur in der Natur, daß gute Kayser den Senat erhoben, und ein Gleichgewicht wider die Armee suchten.

LXXVIII.

Physikalische Erdbeschreibung.

Von Thorbern Bergmann.

1769. (S. 259. f.)

Hr. B. betrachtet die Erde als zwey grosse Inseln, die in einem grossen Meere liegen, und mit vielen kleinen Inseln umgeben sind. Da mehr Land in dem Nordpol ist so scheint zu demselben Ende die Erde schwerer zu seyn. Was von den Esquimaux S. 11. gesagt wird, ist nunmehr gewiß, denn sie reden offenbar eben die Sprache, die von den Grönländern geredet wird. Nach den grossen sogenannten Kontinenten folgen die Inseln, deren Grösse hier ungefähr bestimmt wird, und dann die unbekannten Länder. Hr. B. scheint die nordostlichen Reisen nicht für ganz schwer zu halten; wir zweifeln aber noch immer, ob auf einer solchen Polhöhe das Meer lang genug offen bleibe, um von Wardhus bis nach dem Anadyr, oder noch weiter in eine mildere Gegend, zu schiffen; ob es wohl hin und wieder schöne Tage geben mag. Der Erzählung des da Fonte ist Hr. B. nicht ungünstig. Von den

Inſeln um die Magellaniſche Meerenge ſollte man billig mehr wiſſen, nachdem die Franzoſen, und nunmehr auch die Engelländer ſich einige Jahre daſelbſt aufgehalten haben. Von den Bergen handelt Hr. B. ausführlich; er glaubt dem Bourguet und Buffon, die Winkel der zwey ein Thal umſchlieſſenden Bergketten ſeyen allemal wechſelweiſe gleich. Wir haben aber allzuoft geſehen, daß das Thal auf beyden Seiten ſich verengert, und die zwey Ketten einander berühren. Ein Schottiſcher Lord hat uns von den Pyrenäen eben daſſelbe verſichert, von denen er eben zurückkam. Wir können auch nicht zugeſtehn, daß die Alpen nach Süden und Weſten gäher ſind. Nicht nur ſieht man in ganz Helvetien die nördliche Seite in entſetzliche Wände abgeſenkt; aber es iſt auch gewiß, daß aus Wallis nach Italien die Berge überall wegſam, und hingegen von Wallis ins Berniſche mehr als zwanzig Stunden lang völlig unzugänglich ſind. Hohe Berge ſind durchgehends ſteil, und ſtellen lange Mauren vor, die ſehr oft etliche hundert Klafter tief ſenkelrecht ſich abſtürzen. Leſenswürdig iſt, was Hr. B. über den Bau der Erde ſchreibt; eine Materie, die erſt ſeit einer kurzen Zeit in Deutſchland bearbeitet wird. Man erkennt aus allem, ſagt unſer Hr. Verfaſſer, daß unſere Erde einmal ganz unterm Waſſer geſtanden hat, und verſchiedenemal überſchwemmt worden iſt. Die Lagen der Felſen haben unbeſtändige Richtungen; wir haben ſie Mondesweiſe mit den Hörnern höher,

und ſehr oft nach Süden ſchief geſenkt geſehn, oft aber ſind ſie Waſſerpaß. Die Gänge, Metalle und Edelſteine werden hier betrachtet, und die Verſteinerungen damit verbunden. In einem andern Abſchnitte verzeichnet Hr. B. die berühmteſten Hölen; man ſieht in denſelben, und auch äuſſerlich auf dem Harze, Zeichen einer Zerſtörung der ſchon gebauten Erde, und groſſe Felſenſtücke unordentlich auf einander geworfen. Die Alpen ſind hingegen, wenige Stellen ausgenommen, dichte Pfeiler. Die Quellen folgen. Herr B. glaubt, dieſelben können doch nicht alle aus den Dünſten und dem Regen entſtehen, weil der Rhein und Rhodan u. ſ. f. im Winter keinen Mangel an Waſſer haben. Sie haben aber freylich Mangel und werden ſehr niedrig, kleinere Waldſtröme gehn auch öfters ganz und gar aus. Die groſſen aus den Hölen der Gletſcher kommenden Ströme behalten etwas Waſſer, weil in dieſen Hölen die Wärme unveränderlich iſt, und allemal etwas vom Eiſe abtropfet; daß aber Dünſte innert der Erde aufſteigen, wie Herr B. glaubt, bedarf eines gewiſſen Baues, und hat bey den dichten Alpen nicht Platz. Es ſcheinen auſſer Helvetien keine Waſſer zu ſeyn, die niemals frieren, und auch andre Waſſer vorm Frieren bewahren, ob ſie wohl ſelbſt kalt und angenehm zu trinken ſind. Die Flüſſe, ſagt Herr B. haben nicht eine ihrem Falle angemeſſene Schnelligkeit, und die Donau ſcheint mehr Geſchwindigkeit zu zeigen als die Höhe der Hügel um Doneſchingen mitgiebt. Wir

glauben, die urſprüngliche von dem Abſturze der Alpen mitgebrachte Geſchwindigkeit beſchleunige eine Zeitlang den Lauf der Flüſſe, und dieſes thue bey der Donau der Inne, der mehr Waſſer führt als die Schwäbiſche Donau, und von den höchſten 16000, bis 18000 Schuhe hohen Alpen herunterſtürzt. Und dann wird die Geſchwindigkeit ſehr verändert, und vermindert, auch wohl vernichtet, wenn der Fluß in einen See fällt, oder ſonſt durch ein flaches Feld läuft. Die Donau iſt in Ungarn ſtille, und wiederum unter Belgrad ſchnell, ſo iſts der Rhein, ſo daß eine mittlere Geſchwindigkeit faſt nicht zu beſtimmen iſt. Die Ausdünſtung kann man des Jahrs nicht auf 30 Zoll, und nicht viel höher als auf 15 ſetzen; ſie kann aber dennoch alles zulaufferde Waſſer erſchöpfen, wenn der See nur eine genugſame Weite hat. Von dieſen Seen ſpricht unſer Verfaſſer, von den kleineren, und vom gröſten, dem Meere, deſſen untere Ströme (Courans) ein noch unerklärtes Geheimniß ſind. Vom fallenden Waſſer, Thau und Regen, handelt Hr. B. gleichfalls; auch von den Luſterſcheinungen vom Donner und Blitze und vom Sturme; dann von den Jahreszeiten; von der unveränderlichen Wärme tiefer Waſſer, von den ordentlichen Reiſewinden, und den zufälligen Veränderungen der Erde; den feuerſpeyenden Bergen; der Abnahme des Waſſers in den Schwediſchen Meeren, und der Zunahme an den Niederländiſchen und Malabariſchen (zum Theil auch

den Engliſchen) Küſten; endlich auch von den Gewächſen und Thieren überhaupt. Bey deren letztern Hr. B. doch einige Geneigtheit hat, mit dem Hrn. von Linee anzunehmen, das Männchen bringe das abrichte äuſſere Weſen, und das Weibchen das innere Nervichte, dem neuen Thiere zu; eine Muthmaſſung, die von allen Muthmaſſungen wohl die unmöglichſte iſt, wenn man blos bedenkt, wie in unendlich feinen Theilen die Adern und Nerven in einander verwoben ſind, da auch der feine Unterſchied des Gehirns zwiſchen den Thieren von ähnlichern Geſchlechtern völlig unberührt, und unbekannt iſt, ſo hat man nicht den allergeringſten Grund zu ſagen, daß eher das Weibchen als das Männchen das nervichte Weſen hergebe. In den Jumaren, wo der Vater ein Stier, und die Mutter eine Eſelin iſt, und wovon wir Zeichnungen vor uns haben, die durch Veranſtaltung des Kardinals des Lances verfertigt ſind, iſt das Aeuſſere, (nemlich Magen und Gedärme) gänzlich der Mutter ähnlich.

LXXIX.

Luther und die Reformatoren

gegen Gaillard gerettet.

1769. (S. 1389.)

Der franzöſiſche Geſchichtſchreiber Hr. Gaillard iſt in ſeiner Geſchichte Franz I. ungeachtet unſerer er-

leuchteten Zeiten, dennoch äuſſerſt wider Luthern eingenommen, den er vermuthlich bloß durch Boſſuet und andre Feinde kennt; denn die deutſchen Werke des groſſen Mannes hat er gar nicht, und vermuthlich auch die Lateiniſchen nur obenhin geleſen. Hr. G., der Luthers Grobheit alle Augenblicke tadelt, braucht ſelber gegen den Mann ſehr unabgemeſſene Ausdrücke, Impudence, Inſolence, Opiniatreté, Orgueil. Er mißbraucht den allmähligen Fortgang Luthers zu mehrerm Lichte, als einen Beweis ſeiner Widerſprüche. Wenn er fragt, wer Luthers Werke leſe? ſo ſollte er ſich erinnern, daß alle Wiſſenſchaften Staffeln und Zeiten haben; daß Luther zu ſeinen Erklärungen der heil. Schrift bey weitem nicht die Hülfsmittel gehabt, deren wir heute uns zu erfreuen haben; und endlich ſollte er wiſſen, daß Luther ein Klaſſiſcher Schriftſteller in der deutſchen Sprache iſt, und ſeine Lieder, ungeachtet der veränderten Zeiten, noch immer geſungen, und mit Vergnügen gehört werden. Höchſtungerecht ſagt G. dieſer Rebelle habe alle Machten zu ſtürzen getrachtet; kein Menſch war weniger geſchickt, in zeitliche Dinge ſich zu miſchen; er hatte zum Grundſatze: Gott regiere und erhalte ſeine Kirche wider alle Anſtalten menſchlicher Klugheit und ſichtbare Macht, und Gaillard geſteht dieſen Grundſatz ſelber. Wider ſeinen Willen muß er den unüberwindlichen Muth des Mannes erkennen, der zu Worms Huſſens Schickſal vor Augen

hatte,

hatte, und nicht um das geringste nachgab; und eben so muß er die Verabscheuung des wirklich alle Obrigkeit umstürzenden Münzers erkennen. Wo hat G. den geringsten Beweis, daß Zwingli den Haß und die Aufruhr im Herzen gehabt, oder den bürgerlichen Krieg verursacht habe, der eine Folge der Verbrennung der protestantischen Lehrer war. Zwingli war nicht nur ein Glaubensverbesserer, er war ein kluger Patriot, und verbesserte die Sitten, und selbst den Staat. Den Melanchton rühmt Hr. G. durch und durch, aber sein Ruhm selbst ist eine unerträgliche Nachrede. G. sagt: der Mann habe sein ganzes Leben durch eine Religion gesucht; ein Urtheil, das ein wahrer Mißbrauch der Bescheidenheit Melanchtons ist. Am Lobe des Luthers, das Hrn. G. nach so vieler Ungerechtigkeit entrinnt, vermissen wir den grossen Nutzen der gemeingemachten heil. Schrift, und die allmählige Vernichtung der geistlichen Tyranney. Auch ungerecht sind seine öftern Ausdrücke, wenn er Luthern, und hernach dem Calvin, die Unruhen in Frankreich Schuld giebt, die eine späte Folge lang getragener grausamer Verfolgungen gewesen sind, wobey die Päbste und katholischen Heiligen und Universitäten unaufhörlich die allzuträge weltliche Macht zum Verbrennen aufgefodert haben. Die Intoleranz gieng so weit, daß die Universität zu Paris den Erasmus bloß deswegen verdammte, weil er zu gelinde war, und die Verfolgung mißbilligte; man verbrannte so-

gar ſeinen Freund Barquin. In Frankreich wurden wahre Auto da fé veranſtaltet, und die Proteſtanten zu Toulouſe verbrannt. Mitten unter dieſen Grauſamkeiten fuhren die Mönche fort, falſche Beſeſſene zu beſchwören, und eine gute Anzahl von Franciſcanern ſpielte eine ärgerliche Komödie mit dem Beſchwören, ohne daß ihnen einige Strafe auferlegt worden wäre, da ſie doch falſche Wunder vorgegeben hatten. Unmenſchlich iſts am Hrn. G. eben da er die verbrannten Proteſtanten herzählt, dennoch ihnen Schuld zu geben, ſie haben ſich ſelbſt gerühmt, das Schwerdt auf die Erde gebracht zu haben, das Schwerdt, womit man ſie erwürgte, und das ſie in Frankreich erſt nach 40 Jahren, in andern Ländern niemals bey allen ihren Unterdrückungen gebraucht haben.

Herr Gaillard fährt mit der Geſchichte des Calviniſmus fort, wie der Mann die nach dem Urbilde der heil. Schrift wieder hergeſtellte Religion nennt, ein Namen, den ſonſt die reformirte Kirche niemals gelitten hat, und der um deſto ungerechter iſt, je gewiſſer Zwingli den verbeſſerten Glauben einige Jahre vor dem Calvin gelehret hat, und je unläugbarer Z. und ſeine Schüler zwey Drittel von Helvetien bekehrt hatten, ehe Calvin auftrat. Wahr iſt es hingegen, daß Calvin ſich unter den Verbeſſerern des Glaubens durch ſeine Gelahrtheit herausgenommen hat. Was aber von den Scheltwörtern ihm aufgebürdet wird, iſt die allgemeine Schreibart des Jahrhunderts, und

tauſendmal hat man wegen des Servets geantwortet. Er wurde auf die von der römiſchen Kirche beybehaltene blutige Geſetze hin verurtheilt, und man kann dem Calvin nichts zur Laſt legen, als daß er nicht das erſte Exempel der Duldung gegeben hat. Es hatte auch Servet ſolche abſcheuliche Worte wider die heil. Dreyeinigkeit ausgeſtoſſen, daß auch zu unſern Zeiten, bey allen chriſtlichen Sekten, eine ſchwere Ahndung unvermeidlich erfolgen müßte. Und was ſind höchſtens ſechs in allen proteſtantiſchen Ländern hingerichtete Irrgläubige gegen die unzählbaren Opfer der Grauſamkeit der römiſchen Kirche, die auch hier nicht verſchwiegen werden, und worunter der gelehrte Dolet geweſen iſt. Wenn dann der Socinianer Urſprung den Proteſtanten zugeſchrieben wird; ſo ſollte ſich Hr. S. an die unzählbaren Gottesverläugner erinnern, die in dem Schooße ſeiner Kirche ſchon längſt, und wieder neulich entſtanden ſind, und nothwendig entſtehen müſſen, wenn aufgeweckte Geiſter den Aberglauben einſehen, und ihnen keine gereinigte Religion angebothen wird, bey welcher ſie ſich beruhigen können. — —

LXXX.

Voltaire.

1770. (S. 169. f.)

Mr. de Voltaire peint par lui meme. Ein Mann, der eben den Ruhm des Dichters nicht ſucht, hat aus ſeinen eigenen Werken und zumal aus ſeinen Briefen, Paar und Paar, ſolche Aeuſſerungen zuſammen abdrucken laſſen, die einander überhaupt geradezu widerſprechen; nur was die Religion angeht, hat er gänzlich weggelaſſen. Er hat ſich überall nur der eigenen Worte des Dichters, und ſeiner anerkannten Werke bedient, auch nicht hervorgeſucht, was wider die Sitten, und zumal wider die Keuſchheit läuft. Aber Anmerkungen, und meiſtentheils ironiſche, hat er ſich erlaubt. Er fängt bey des Hrn. von Voltaire Leben an. Im zwanzigſten Jahre ſeines Alters und im folgenden bot er der franzöſiſchen Akademie zwey Preisoden an, die auf die Seite geleqt wurden. Er rächte ſich durch eine heftige Schrift, le Bourbier, eben in der Marotiſchen Schreibart, die er ſo oft am Rouſſeau getadelt hat. Im J. 1715. wurde er in die Baſtille geſetzt, wo er ein Jahr blieb; er ſelbſt giebt die Schuld einem ihm mit Unrecht zugeſchriebenen Gedichte. Iſt es wahr, daß Mad. Gottſched die Henriade überſetzt habe? Er lebte damals im beſten Vernehmen mit J. B. Rouſſeau, der

ſehr günſtig von ihm urtheilte, und als ein alter berühmter Mann ihn aufmunterte. Aber R. war nunmehr entweder ein Chriſt, oder doch wollte er nicht, daß man wider die Religion ſchriebe; er mißbilligte eine gewiſſe Epitre (à Uranie vermuthlich), und da er noch einiges an der Zaire ausſetzte, ſo entſtund der grauſame Haß, den Voltaire gegen den R. niemals hat ablegen können, und ſelbſt den jüngern Saurin und jüngern Crebillon wider den unglücklichen alten Dichter aufgebracht hat. Ein Brief über den Buchhändler Jore, dem Voltaire eine Art eines Wiederrufes abſchwatzte, zieht hier eine Aufheiterung nach ſich, die für den Dichter nnd ſeine Ehrlichkeit äuſſerſt nachtheilig iſt; wider Hrn. le Franc entſtund der fruchtbare Haß des Dichters aus der ungegründeten Einbildung, dieſer Mann wäre geſinnt, ein amerikaniſches Trauerſpiel im Geſchmacke der Alzire zu ſchreiben. Ueber dem Mondain muſte er A. 1736. Frankreich verlaſſen. Bald darauf verleugnet er ſeine Elemens de la Philoſophie de Newton, und dann erſcheint ein ſchmeichelhafter Brief an den Hrn. de Maupertuis, worinn er ihn um eine Beyhülfe dazu bittet, und nach dieſem Briefe folgen die harten Satyren wider dieſen Präſidenten. Eben ſo findet man hier die Kritik des Fontenelle, den Widerruf, und die Beſtätigung, alles vom Voltaire. Gegen den A. des Fontaines entſtund ſein Haß über einige geringe, und noch dazu von ihm

ſelbſt abgefoderte Kritiken; und dann folget ein Brief, worinn Voltair den Hrn. von S. Hyacinthe erſucht, etwas abzuleugnen, das des Fontaines geſchrieben hatte; vermuthlich weigerte S. H. ſich, und darauf erfolget von Seiten des Voltairs die abſcheulichſte Reihe von Schimpfwörtern. Das Lob und der härteſte Tadel der Maſſeiiſchen Merope ſtehn eben ſo neben einander. Er, der Verfaſſer unendlicher Satyren, brauchte A. 1752. den weltlichen Arm, eine vermeinte Satyre wider ihn in einem Hauſe zu ſuchen, wo man ſie nicht fand. Um ſich den Weg in die Academie françoiſe zu öfnen, ſchrieb er einen ganz katholiſchen Brief an den P. de la Tour, einen Jeſuiten. Er zog bald hernach ſelbſt, wie man hier vermuthet, ſeinen Oreſte, der ähnlichen Tragödie des Crebillon vor, und gab ſich ſelbſt die verdienteſten Lobſprüche. Hier kömmt ſeine bittere Klage über den Verhaft zu Frankfurt, den er ſich durch die Brechung ſeines gegebenen Wortes zugezogen hatte. Und dann kömmt der Krieg mit dem Buchhändler Graſſet, den er in der That bis ins gröſte Unglück verfolget hat. Des Hrn. von Haller Antwort erſcheint hier verſtümmelt. Hierauf kömmt ſeine wankende Ableugnung der Pucelle, die er ſelbſt in einem Briefe an eine Dame abſchickt. Eben ſo leugnete er die femme qui a raiſon ab. Mit den Journaliſten von Trevoux warf er ſich über ſeinen Panegyrique des Königs ab, den ſie nicht gerühmt hatten, und mit

dem Abbe Guion über deſſen oracle de nouveaux Philoſophes. Eine Satyre über den Biſchof le Franc iſt voll platter Spielwerke. Wiederum das Lob des la Motte entgegengeſetzt dem härteſten Urtheile über ebendenſelben. Eine Erklärung, daß Voltair niemals eine ſatyriſche Schrift herausgegeben habe. Eine Ableugnung des nachwärts von ihm ſelbſt herausgegebenen Eſſai ſur l'hiſtoire univerſelle. Eine Klage über den Prieſter von Moens, der des von Voltaire Vaſallen (fünf Bauern von Ferney) wegen ſeiner Kirchenrechte angrif. Eine Erzählung, nach welcher der König ..... den Frieden mit dem Dichter geſucht hat. Endlich der Krieg mit J. J. Rouſſeau, der über den Schauſpielen zu Ferney entſtanden iſt.

Ueberhaupt ſtellt die Geſchichte der Streitigkeiten die Herr Arouet, mit andern Gelehrten ſeiner Zeit gehabt hat, und die Waffen der er ſich bedienet hat, ein intereſſantes Gemälde vor. Dieſe Waffen ſind nicht bloß ein ſatyriſcher Witz, auch nicht nur, faſt wie Rouſſeau geſagt hat, honnête calomnie, oder die gewöhnliche Kunſt des feindſeligen Herzens alles an ſeinem Gegner anzuſchwärzen, auch wohl dasjenige, wo ſonſt nichts ſchwarzes war; nein, Voltaire iſt ein ordentlicher Verfolger, und hat unermüdet, durch tauſenderley Briefe und Wege, die obere Macht wieder diejenigen aufzubringen gewußt, die er drücken wollte, und nur gar zu oft iſt es ihm gelungen. —

(Siehe Tableau philoſophique de l'eſprit de M. de Voltaire.) G. Z. 1771. Zug. S. 409. — Die Schimpfreden wider Freron, Nonnotte, Guion, La Baumelle, Chaumeix, Clement, beyde Rouſſeau und andere die das Unglück hatten dem Philoſophen einmal zu mißfallen, nahmen kein Ende; und ſeiner Gabe bitter zu ſpotten rühmte er ſich: *je ſais à propos confondre les pervers & me moquer des ſots* *).

LXXXI.

Palingeneſie.

Von Herrn Bonnet.

1770. (S. 289. f.)

Palingeneſie philoſophique, ou idées ſur l'état paſſé, & ſur l'état futur des êtres vivans. Der erſte Theil beſteht in verſchiedenen Abhandlungen. In der erſten wiederholt Herr B. ſeine Gedanken von der Seele. Er glaubt, die Empfindungen kommen durch Faſern zur Seele, deren Eigenſchaften verſchieden ſind. Die erſten Empfindungen erregen die Seele auf eine andere Art, als diejenigen, die öfters wiederholt worden ſind. Die Seele wirkt auf die empfindenden Faſern, dieſe werden ermüdet, wenn die Seele lang auf eben dieſelben Faſern wirkt. Hier liegt der Grund der Schwierigkeit, die bey der Aufmerkſamkeit iſt.

*) Epitres, Odes, Contes & pieces fugitives. 1771.

Die Zurückrufung der Begriffe hängt von der Verbindung der empfindenden Faſern ab. Die Freyheit iſt nichts als die Ausübung des Willens. Eigentlich beſtimmen die Beweggründe die Seele nicht zu einigen Wollen; die Seele beſtimmt ſich ſelbſt auf den Anblick der Beweggründe. Das Gedächtniß hat ſeinen Sitz im Körper, und die körperlichen Urſachen ſind der Grund des Unterſchiedes in den Seelen. Herr B. hält die Seele für unkörperlich, ohne zu glauben, daß die Religion dabey leiden würde, wenn man beweiſen könnte, die Seele ſey ein Körper.

2. Ein Gemählde der Gedanken des Hrn. Verf. über die innerlich gebauten Körper, und über ihre Wiederergänzung. Alle dieſe Körper haben einen Keim, der biß zur Befruchtung ſehr langſam, hernach aber geſchwind wächſt und ſich entwickelt, der Grund zur Entwicklung liegt in der reizenden Natur des befruchtenden Saftes, und in der Reizbarkeit des Keimes. Bey den Mauleſeln wird die Bildung gewiſſer Theile durch den befruchtenden Saft umſchränkt, und gewiſſe Theile ſtärker genährt. Keine allmählige Entſtehung der Theile iſt möglich, weil die verſchiedenen Theile mit einander innig verbunden ſind, und nicht einzeln beſtehen können. Der Vielarm (Polypus) hat eine Seele, da er empfindet, und eine untheilbare Seele. Herr B. lenkt ſich zu der Meynung, die Keime ſeyen in einander geſchoben.

3. Von der Verbindung der Begriffe, und von ihrer Zurückrufung aus dem Gedächtniſſe. Die erſtere geſchieht durch die Erregung der einen Faſern durch die andern. Was den groſſen Balken im Gehirne betrift, ſo haben weder die Vögel noch die Fiſche etwas dergleichen, und in der Gans und im Kalkutſchenhahn wäre ein ſolcher Theil allzuleicht zu entdecken, wenn er vorhanden wäre. Aus der Menge der den wahren Gütern zugeeigneten Faſern entſteht bey ihrer vereinigten Erregung eine Gewalt, die die Seele zum Guten bewegt, und die Bekehrung lieſſe ſich dadurch erklären, daß die Hoffnung der glückſeligen Ewigkeit ſo mächtig dieſe Faſern erregte, daß ihr Spiel das Spiel der Faſern überwöge, die den Leidenſchaften eigen ſind. Die Thiere haben die Fähigkeit nicht, allgemeine Begriffe abzuziehen, ſie haben keine Zeichen zu dieſen abgezogenen Begriffen, und keine eigentliche Reflexion.

Ueber den vergangenen und zukünftigen Zuſtand der lebenden Weſen. Die Thiere haben ein Gedächtniß, aber wenige, einzelne und unverbundene Begriffe. Vermuthlich iſt ihr Gehirn, ſo ähnlich es im äuſſern iſt, innerlich vom Gehirne des Menſchen ſehr verſchieden. Es iſt nicht unmöglich, daß die Thiere vollkommener werden können, und vielleicht überläßt der Menſch, wenn er zu höhern Sphären, und edlern Geſchäften befördert wird, dieſe Kugel den Elephanten; die andern Thiere rücken in ihrer

Reihe fort, und die Auſtern rücken in den Rang der verflüſſigen Thiere. Gelegentlich beantwortet Herr B. einen Einwurf wider ſeinen unzerſtörbaren Keim, wider den man ſeine äuſſerſte Zärtlichkeit anführen könnte. Die Kraft zu keimen bleibt doch bey dem Getreide ganze Jahrhunderte durch unvernichtet. Herr B. iſt geneigt, auch den Gewächſen eine Seele zuzuſtehen, da das nicht Daſeyn ihrer Empfindlichkeit nicht erwieſen iſt, das Gefühl aber eine Seele nach ſich zieht. Ihr Keim kann auch, wie bey den Thieren, die Anlage zu künftigen Werkzeugen in ſich faſſen, wodurch das Gewächs vollkommener werden, und in die Reihe der Thiere einrücken kann. Der Vielarm iſt deutlich ein beſeelter Baum, der ſeinen Willen hat, und von demſelben ſichtbare Proben giebt. Auch die Seele des Vielarmes, deren Sitz man nicht kennt, kann durch die Entwicklung des Keimes verbeſſert werden.

Von der Schöpfung; von der Verbindung ihrer Theile mit einander; von der Entwicklung der Weltkörper.

Von Leibnitzens Gedanken über die Entwicklung der Keime, und dann des Herrn B. Gedanken von der Auferſtehung, einem Glücke, das ſeiner Meynung nach dem Leibe eben ſowohl wiederfahren ſoll, als der Seele; und dann wieder von der Ergänzung verlohrner Theile, die Herr Spallanzani ſo weit getrieben hat. Herr Derome, wird hier als ein Abſchrei-

der und unzuverläſſiger Schriftſteller angeſehen. Herr B. findet in ſeinen Erfahrungen Spuren, daß allerdings die neu anwachſenden Theile in Schnecken oder im Molche ſchon im kleinen vorhanden geweſen ſind, und ſich entwickeln. In jedem Beine iſt eine gewiſſe Anzahl Keime vorräthig, die das abgeſchnittene Bein wieder erzeugen können. Herr B. verwirft hier die bauende und den Körper beherrſchende Macht der Seele, die den über die Reizbarkeit gemachten Verſuchen zuwider läuft; und wiederholt aus ſeinen alten Schriften die mechaniſche Weiſe, wie ſich die Theile der Thiere entwickeln. Dieſer Band iſt von 425 Seiten.

Der zweyte Band iſt von 448 S. Von unſerer Unwiſſenheit über das Innere der Dinge; über die heimliche Kette die alle Begebenheiten verbindet, wie denn eine etwas ſtärkere Bewegung in dem Gehirne eines Menſchen einen Krieg und den Tod von Millionen nach ſich ziehen kann. Alles dieſes Innere, und dieſe Kette ſind, wie Herr B. vermuthet, für die obern denkenden Geſchöpfe deutlich, für die eigentlich unſere Welt gemacht iſt.

Von den Geſchäften der Thiere in ihrem künftigen und vollkommenen Zuſtande. Sie werden demſelben angemeſſen, und von den jetzigen Verrichtungen unterſchieden ſeyn. Wenn die Menſchen und Thiere nicht mehr für die Fortpflanzung ihres Geſchlechts, noch für ihre Nahrung zu ſorgen haben, ſo werden ihre Begierden und Geſchäfte ganz verän-

dert werden, und die Grauſamkeit wird die Seele des Tiegers verlaſſen, weil er nicht mehr in der Nothwendigkeit ſeyn wird, ſich mit Blut zu nähren.

Vom Vielarme; von ſeinen Bewegungen, die eine Folge der Reizbarkeit ſeyn können. Von einem ſehr einfachen, von Herr Trembley entdeckten Thiere, das einer Röhre ähnlich ſieht, ſich ſpaltet, und wovon jede der Länge nach getheilte Hälfte ſich wieder zu einer lebendigen Röhre ergänzt. Von einigen kleinen Waſſerthieren, die ſich durch eine Theilung vermehren, daß die in dem mit Kräutern eingebeizten Waſſer ſich bewegenden Körper Thiere ſeyen; die Gränzen zwiſchen dem Thiere und dem Gewächſe ſeyen noch unbeſtimmt.

Vom künftigen Zuſtande des Menſchen. Das Gedächtniß in demſelben, oder die Perſonalität, kann nicht anders erhalten werden, als wenn in dem jetzigen Gehirne ein anders verborgen liegt, auf welches das jetzige dauerhafte Eindrücke macht, und das im künftigen Leben ſich entwickeln wird.

Und nun folget der eigentliche zweyte Theil dieſes Werkes, nemlich die Vertheidigung der Offenbarung. Hr. B. fängt von dem Erweis eines Schöpfers an. Er nimmt ihn von der Zufälligkeit der Naturgeſetze her, die niemals zu Geſetzen, noch nothwendig geworden wären, wenn nicht ein Geſetzgeber vorhanden wäre, der nothwendig iſt. Dieſe Geſetze ſind ſeine Sprache, womit er zu den Menſchen redet. Eine beſondere Sprache aber, die den Menſchen zur

Erkenntniß eines oberſten Geſetzgebers führt, iſt es, wenn dieſe Geſetze in beſondern Fällen eingeſchränkt werden; als welches niemand als der Geſetzgeber ſelbſt zu bewirken vermögend iſt. Dahin gehören die Weiſſagungen, wozu Gott ſchon lange vorher natürliche, das Gehirn dieſer Männer zu bewegen fähige Urſachen zubereitet haben könne. Die Wunderwerke können auch eine Folge vorher beſtimmter natürlicher Urſachen ſeyn; wie wenn ſie dahin giengen, daß die Reizbarkeit in einem todten Leibe ſehr groß würde, als welche denſelben fähig wäre aufzuwecken. Aber ſolche durch keine zufällige Urſache zu bewirkende Wunderwerke ſind wirkliche Beglaubigungsbriefe vom Schöpfer und Urheber der Geſetze der Natur. Die dabey gebrauchte Worte des Erlöſers ſind nicht eigentlich die Urſache des Wunderwerkes, ſondern eine Ermahnung zur Aufmerkſamkeit geweſen. Von der Stärke der Zeugniſſe, und der Anzahl der Zeugen. Die Wunderwerke ſind nur unmöglich, wenn eine blinde Nothwendigkeit alles regieret, nicht aber wenn ein Geſetzgeber vorhanden iſt, der die Geſetze der Natur einzuſchränken vermögend iſt. Die Zeugen der Wunderwerke haben nicht betrogen werden können, und wenn die einen Zeugen ausſagen, alle Menſchen ſterben ohne wieder zum Leben zu kommen, die andern aber, ſie haben einen Todten auferſtehn geſehen, ſo iſt eigentlich kein Widerſpruch in beyden Ausſagen, ein jeder ſagt, was er geſehen hat; die Wunderwerke ſind auch eigentlich ſelbſt Folgen vorher beſtimmter Urſachen.

( )

Von der Offenbarung; ihre innere Würdigkeit, die Natur der Zeugen derſelben, und der Feinde, unter denen ſie die Oberhand gewonnen hat, und die das Zeugniß nicht hätten zur Kraft kommen laſſen, wenn es falſch geweſen wäre.

Von Paulo, und ſeinem der Liebe vor allen glänzenden Vorzügen der erſten Chriſten gegebenen Vorzuge. Von der Auferſtehung Jeſu, und der Zuſammenſtimmung aller Zeugniſſe. Von dem Fleiſſe, den die erſten Chriſten angewandt, die heil. Schrift urkundlich zu erhalten, und wider die härteſten Drohungen zu bewahren. Von dem Gewichte der Zeugniſſe der Märtyrer, die nicht für eine Meynung, ſondern für die Wahrheit deſſen geſtorben ſind, was ſie geſehen hatten. Wie ſchwer es würde geweſen ſeyn, ohne die vollkommenſte Ueberzeugung der Apoſtel, und die deutlichſte Gewißheit der von ihnen ausgedrückten Wunderkräfte, daß ſo viele Tauſende ihre Begierden und Lüſte verleugnet, und ſich der Verfolgung und dem Tode bloß geſetzt hätten. Wider den Einwurf, die Offenbarung ſeye nicht allgemein, und von der Unmöglichkeit, daß alle Menſchen gleiche Gaben des Geiſtes und des Leibes von Gott empfangen könnten. Von der unbeſtimmten Meynung der moraliſchen Nothwendigkeit. Daß Jeſus die vollkommenſte Duldung und nicht die Verfolgung gelehrt habe. Geheimniſſe müſſen allemal übrig bleiben, ſo bald von Gott die Rede iſt, und das ewig nothwendige Daſeyn Gottes iſt ſelbſt ein unbegreifliches Ge-

heimniß. Erwieſen ſey die Offenbarung nicht, aber in dem Grade wahrſcheinlich, nach welchem alle Menſchen in allen ihren Entſchlieſſungen ſich richten.

Vom künftigen Zuſtande des Menſchen. Er wird freylich einen vom gegenwärtigen ſehr verſchiedenen Leib haben, da er von ſo vielen Nothdürften befreyt ſeyn wird. Seine Sinne können vollkommener werden, er kann auch neue Sinne erlangen, die ſchon jetzt im Keime des Gehirns unentwickelt liegen. Wir werden die verſchiedenen Oekonomien und die Uebereinſtimmung aller Theile zu einem gemeinen, aber verſchiedenen Zwecke in verſchiedenen Welten einſehen. Wir werden die Veränderungen durchſchauen, die unſere Erdkugel erlitten hat, und die ihr noch bevorſtehn. Unſer Körper wird mit der Geſchwindigkeit des Lichtes von einer Welt in die andere übergehen, ſ. f. Man wird dieſes vortrefliche Werk allemal zugleich mit Vergnügen und Nutzen leſen.

LXXXII.

Ein Volk bedarf der Religion. *)

1770. (S 752.)

Die Religion iſt die Quelle aller guten Sitten. Dieſe Vormauer wider das Verderbniß der Menſchen wollen ihre angebliche Freunde die Philoſophen niederreiſſen, als

*) Reflexions ſur la Religion par Vernet.

als wenn man die Begierden der Menſchen zu viel einſchränken könnte. Die Ehre ſoll an die Stelle der Religion treten; die Ehre, die nur auf dem Beyfalle der Menſchen beruht, und die angeſehenſten Philoſophen nicht hindert zu lügen, zu verläumden, zu verfolgen, die Unreinigkeit auf tauſenderley Weiſe aufzumuntern. In Frankreich hauptſächlich bemühet man ſich nicht nur der Gottheit die Aufſicht über die Menſchen, die Beſtrafung des Böſen, und die Belohnung des Guten zu entziehn, man läugnet auch geradezu das Daſeyn eines Schöpfers, und weiß mit tauſend kleinen Einwürfen einzuſchleichen, die den ſchreckenden Begriff eines allmächtigen Weſens ſchwächen. Man bedient ſich hier aller der geringen Fehler, die von den Rabbinen oder einzelnen Chriſten in der Auslegung der Offenbarung begangen worden ſind, und kömmt in kleinen Büchern alle Augenblicke mit eben denſelben Anfällen wieder. Was ſoll man nun von dieſer Ausrottung der Furcht Gottes anders hoffen, als eine Zügelloſigkeit in unſern Begierden, und eine Erkältung in allen den Werken der Liebe, die durch die Religion ſo leicht und ſo angenehm gemacht würden. Rouſſeau hat mit ſeiner Einſchärfung der bloßen natürlichen Religion nicht gemerkt, wie unvollkommen ſie iſt, wie wenig Gewißheit der Ewigkeit ſie geben kann, wie vollkommen unwiſſend ſie ſchon beym Sokrates über die Frage bleibt, wie kann der ſündige Menſch Gott verſöhnen? Und was iſt die Wirkung ſeiner Satyren geweſen? Eben

die natürliche Verehrung Gottes, die er über die Offenbahrung erheben wollte, iſt zugleich mit derſelben bey ſeinen Bewunderern verlohren gegangen.

LXXXIII.

Caſtilhon *)

1780. (S. 1173. f.)

Dieſer Franzoſe ſagt: Il convient de prouver que les habitans de la Monarchie françoiſe ſont infiniment au deſſus de toute comparaiſon avec le reſte des peuples de la terre; folglich mußte er alle berühmte Völker alter und neuer Zeit herabwürdigen, mußte den Römern, Egyptiern und den Chineſern das Urtheil ſprechen. — Aber Herr C. zeigt wie wenig er Geographie und Naturlehre beſitze. Daß die in andre Länder verpflanzten Völker ihre Sitten verändern iſt nicht allemal richtig. Mitten in Perſien lebten griechiſche Kolonien nach den Sitten ihres Vaterlandes, und die Juden behalten in allen Theilen der Welt ihren Nationalkarakter. Der Amerikaniſche Britte, iſt von dem Europäiſchen nicht unterſchieden. — Wo hat Caſtilhon die blauen und grünen Augen geſehen, die er als ein Unterſcheidungszeichen den Deutſchen beylegt? Wo nimmt er den Beweis her, daß der Hang zur Liebe von der Galle, und zwar von der ſchwarzen Galle

*) Conſidérations ſur les cauſes phyſiques de la diverſité des Nations.

kamme, die nirgends iſt. — — Das Italiäniſche ſelbſt ſoll nicht ſo angenehm tönen als das Franzöſiſche, das wegen ſeines e muet gar nicht tönt. — — Wo hat er die Nationalphyſiognomie der Engländer geſehen, die monotoniſch ſeyn, und Langeweile machen ſoll. Keine Nation iſt mehr einzeln, und minder eine Kopie. Die Morgenländer ſind nicht wegen der Lage grauſam. Der Benjan iſt mild, und ſchont ſelbſt der Thiere, und keine Geſetze gehn mit dem Leben des Menſchen vorſichtiger um, als die Chineſiſchen, ſo wie keine darinn übereilter zu Werke gehen und ſchärfer ſind als die Franzöſiſchen. Herr Caſtillhon kennt den Norden nicht; ganz unrichtig ſagt er, die nördlichen Völker haben ſich in der Regierung weniger hervorgethan als die ſüdlichen. Der Nord hat das vortrefliche Gleichgewicht zwiſchen dem Könige und dem Volke erfunden, und der Südländer die unumſchränkte Macht. — — Wir halten den Numa weder für fanatiſch noch für einen Betrüger; er rief die Römer von der Abgötterey zu einem einzigen Gott zurück. Ein ungegründeter Gedanke iſts, daß die Römiſche Gravität und der Nationalkarakter ſich auch unter den Kayſern erhalten haben ſolle. Nach dem Trajan findet man wenige Spuren des Römiſchen Muthes mehr, und ſelbſt die Baukunſt, die Herr C. zum Beweiſe anführt, wurde mit Zierrathen überdeckt. Die neuern Römer, und ſchon Cicero bekümmerten ſich auch wenig um den eigentlichen Ackerbau. Sie verſchmähten die Handlung nicht,

und ſie war ſchon zu Ciceros und noch mehr zu des Claudius Zeiten der Weg zum Reichthum. Die Regierungsform zu Rom ſoll nicht militäriſch geweſen ſeyn; ſie war es aufs höchſte und eigentlichſte. Denn nicht nur war ſo gar der Unterſchied der Familien auf die Pferde gegründet, ſondern ein jeder Römer war ein gebohrner Soldat, und mußte eine gewiſſe Zeitlang dem Vaterlande dienen. Daß die Franzoſen, auch in den dunkelſten Anfängen ihrer Regierung, ſchon ihren Königen äuſſerſt ergeben geweſen, widerlegt ſich aus der Verbannung des Sohnes des Meroväus, und der frechen Antwort eines gemeinen Franken an den Clodoväus, der die Beute mit ihm theilen mußte. Was Herr C. zu Entſchuldigung der Unruhen unter Karl VI. und der Ligue ſagt, kann jedes andere Volk zur Entſchuldigung der ſeinigen ſagen, und warum ſollen die Engländer wegen Karls des I. Beurtheilung mehr Barbaren ſeyn, als die Franzoſen, wegen der eben ſo ſehnlich gewünſchten Verſtoſſung Heinrichs III. deſſen Ermordung zwey Drittel der Nation mit Jubel gefeyert haben. Sehr unrichtig dünkt uns der Rath des Herrn C. bey der Auferziehung der Jugend das Lateiniſche wegzulaſſen, als wodurch dieſelbe vom Genuſſe der trefflichſten Werke ausgeſchloſſen, und in die Schranken der Franzöſiſchen Schriften eingeſperret wird. Die ausſchweifenden Lobſprüche ſeiner Landesleute, die allemal mit dem Ausſchluſſe aller andern Nationen begleitet ſind, können wir nicht alle beleuch-

ten, aber die douce politeſſe dans nos diſputes haben wir nicht ohne Lachen leſen können. Man leſe, wie höflich Voltaire und andre Philoſophen ihren Gegnern begegnen. Dankbar aber ſehn wir den Verfaſſer doch den air de conquete erkennen, den ſeine Landesleute überall, ſelbſt in der Liebe beybehalten. Aber nichts iſt widerſinniger als der Ruhm: ein Franzoſe nehme alle Geſtalten an, und ſeye zu London ein Engelländer, im Haag ein Holländer u. ſ. f. Sie bleiben an allen Orten ſichtbarlich Franzoſen, und verlangen, andre Nationen ſollen ſich zu ihren Sitten beugen. Eben ſo ungerecht ſchreibt er das Gefühl der Ehre ihnen zu, das alle Europäiſche Nationen beſitzen, und viele weiter treiben als die Franzoſen.

LXXXIV.

Ueber die Auflagen.

1770. (Aug. CCIV.)

Le Rétabliſſement de l'Impot, iſt das Werk eines Franzoſen von jener Klaſſe, die mit der beſten Abſicht, dem Landbaue aufzuhelfen, ihn dennoch durch die darauf gelegte Beſchwerde zu Grunde richten wollen. Ihr Irrthum iſt, daß alle Auflagen, ſie mögen ſeyn wie ſie wollen, endlich auf den Beſitzer zurückfallen; wogegen er durch eine Erhöhung der Pachten, und der Pachter durch eine Erhöhung der

Preiſe ſich retten muß. Hätte doch der Verfaſſer nur Hollands Zuſtand betrachtet, wo in etwa 225 geviertten Stunden brauchbaren Landes anderthalb Millionen Menſchen wohnen, die dem Staate 24 Millionen Gulden bezahlen. Wenn dieſe Steuren einzig auf das Land gelegt würden, ſo würde ſie die ungeheure und unerſchwingliche Summe von 206 Gulden auf einen Morgen von 40000 Schuh ausmachen, da hingegen die Zölle, und die einzig auf die Reichen und ihren Gewinſt drückenden Auflagen, es dahin bringen, daß eigentlich andere Länder, die die holländiſchen Waaren kaufen, dieſe Steuren bezahlen müſſen, und der Arme in Holland ungefähr 4 Gulden des Jahrs bezahlt, und folglich dem Staate kaum den 72 Theil ſeines Verdienſtes entrichtet. Er hat ſich auch nicht erinnert, daß der Landwirth alle ſeine aufzuwendenden Unkoſten vorſchieſſen, folglich, wenn er dadurch in die Noth geräth, ſeine Produkten nicht nach der Maaſſe der mehreren Beſchwerden theuer geben kann, ſondern wohlfeiler wegſchlagen, und gar zu Grunde gehen muß, wenn alle Laſten des Landes auf ihm liegen, und ein unfruchtbares Jahr ſeinen Grund von allen Produkten beraubt. In Helvetien liegen faſt alle Abgaben auf den Grundſtücken, weil ſie ehemals gegen ewigen Grundzinſe von den Edlen wegegeben worden ſind. Sie ſind gering, und drücken doch den armen Landmann bey einem Mißwachſe gar ſehr. In Frankreich aber, wo 30.

Millionen Morgen ſind, müßte der Morgen 12 Liv. bezahlen, wenn der König nur 160 Millionen aufnehmen ſollte, und dieſe Auflage würde in vielen Gegenden den ganzen reinen Eintrag eines Morgens wegnehmen. Wir machen dieſe Anmerkungen, weil eine ganze Sekte den Grundſatz unaufhörlich wiederholt, der das Reich völlig zu Grunde richten, und den Beſitzer des Landes zwingen würde, eher ſeine Grundſtücke abzutreten, als die unerſchwinglichen Auflagen zu bezahlen. Sonſt ſind die Gründe, warum unſer Ungenannte den Kaufmann nicht beſchweren will, ſehr ſeicht. Die Taille hat allerdings ihre unerträgliche Fehler, weil ſie eine Vermögensſteuer iſt, die ohne Kataſter willkührlich aufgelegt wird; ſo ſind die Aides. Freylich haben die Acciſen auch ihre Fehler, wenn ſie zumal das nothwendigſte am meiſten, und das entbehrlichſte am wenigſten drücken. Sie ſind aber dennoch, wenn ſie nach geſunden Grundſätzen aufgelegt werden, das einzige Mittel, alle Unterthanen nach dem Verhältniſſe ihres Aufwandes, und folglich ihrer Einkünfte zu belegen. Wir übergehen das übrige, das mehrentheils in Scheingründen beſteht.

LXXXV.

Aeſchylus. *)

1771. (S. 406.)

Freylich ſind des Aeſchylus Trauerſpiele nach einem ganz andern Grundriſſe verfertigt, als die unſrigen. Eine einzige Verlegenheit der Hauptperſon nimmt das ganze Spiel ein, ohne Epiſoden, Knoten, viele Perſonen, und ſonderliche Umſtürze des Glückes (Catastrophe). Manchmal bleibt die Hauptperſon in der Verlegenheit, wenn das Spiel aufhört, wie die Danaiden, der Prometheus. Die Einheit der Oerter und Zeiten iſt auch nicht beobachtet. Oreſtes iſt zu Delphi, und wieder zu Athen. Offenbar iſts, daß Aeſchylus theils dem Nationalſtolze der Athenienſer geſchmeichelt hat, und theils auch der Republik Argos, wie aus den Eumeniden, den Danaiden und andern Stellen erhellt, etwas Angenehmes vorzuſagen geſucht hat. — Ihnen zu lieb ſcheint der ſonſt verhaßte und in der Hölle von den alten Dichtern beſtrafte Karakter der Danaiden günſtig gemacht, und die Großmuth des Volkes von Argos erhoben worden zu ſeyn. Das weſentlichſte machen die Pindariſchen Lieder aus, die in allen Gedichten vorkommen, und worinn Aeſchylus an Erhabenheit, aber auch an Dunkelheit, den Sänger von Thebe faſt noch

*) Tragédies d'Eſchyle, Paris 1770.

übertroffen hat. Selten verfällt A. ins Niedrige, in etwas doch in den ſieben Anführern von Theben. Wunderlich müſſen uns die Höflichkeiten vorkommen, die Minerva den Furien vorſagt, und der Segen, den die verſöhnten Unholdinnen über Athen ausſprechen; dieſer Widerſpruch muß in der Mythologie der Bürger von Athen ſeine Auflöſung finden. Prometheus zielet auf eine Ueberwältigung des Jupiters durch einen Abſtämmling der Jo. Unziemliches findet man ſonſt nichts beym Aeſchylus, und keine Liebe, als die brüderliche und kindliche. Die Ueberſetzung iſt erhaben, und ihr Verfaſſer hat Mühe daran gewandt, den Sinn des A. durch ſeine verſchiedene Ausgaben aufzufinden. Inhumain vom Jupiter geſagt, iſt doch kein angemeſſener Ausdruck; und Diamanten kannte der alte Dichter wohl nicht. Die Geſchichte der Jo iſt beym Prometheus eine zweyte mit der erſten unverbundene Handlung; bald ſollte man meinen, Aeſchylus habe blos ſeine geographiſche Kenntniß zeigen wollen, und auch die iſt ſehr verworren. Clytemneſtra hat einen erhaben böſen Karakter und ziert ſich mit den tugendhafteſten Reden, den Agamemnon zu verblenden, dem ſie verdächtig ſcheint; ſein eigener Karakter iſt offenherzig und edel. Zu den Choephoren (dem Morde dieſer Königinn) hat Racine ein Exemplar mit eigner Hand verbeſſert. Die Danaiden hatten eine ewige Jungferſchaft gelobet; die Geſchichte führt hier nicht zur Ermordung

ihrer Freyer, die wie die Freyer im Homer gebieterisch sprechen. Der Herausgeber endigt mit einer Abhandlung, worinn er die Reisen der Jo zurecht bringen will; es scheint aber unmöglich den Sprung aus Asien ins Land der Gorgonen zu erklären, aus welchem leztern Lande sie erst nach Aegypten zurückkömmt.

LXXXVI.

Thomas Abbt. *)

1771. (S. 751.)

Die Briefe welche dieser Mann mit Herrn Mendelsohn und Nikolai ꝛc. gewechselt hat, geben viele Erläuterung zu der Geschichte der Litteraturbriefe (einer periodischen Schrift, deren Strenge dem Rezensenten oft mißfiel, ob er gleich nie was von derselben gelitten hat, auf der andern Seite aber fand er in derselben etwas, das er vor dem in keiner wenigstens so beständig gefunden hatte: Rezensionen welche zeigten, ihre Verf. hätten bessere Schriften selbst verfertigen können, als sie rezensirten. Diese lezte Eigenschaft findet sich eben nicht in manchen neuen Rezensionen, die sonst die erstere, schlimmere, der Litteraturbriefe, noch haben). Wie sorgfältig Abbt in Ausarbeitung seiner Schriften, wie nachgebend er,

*) Freundschaftliche Korrespondenz.

gegen die nichtsweniger als schonenden Kritiken seiner Freunde gewesen, dieses hier zu sehen, kann manchem Schriftsteller sehr lehrreich seyn. Einige philosophische Untersuchungen sind auch unterrichtend. Unterschiedene klagvolle Briefe, beweisen weiter nichts, als daß Abbt für die Lebensart nicht gemacht war, und sich nicht in sie zu schicken wußte, zu der ihn seine Umstände eine Zeitlang nöthigten. Er hatte aber auch so viel Selbsterkenntniß, daß er für die Astronomie nicht gemacht wäre, durch welche ihm eine Versorgung angeboten ward, und folglich konnte Abbts Genie zu manchen Dingen nicht gemacht seyn, zu denen andere Genies gemacht sind. Wie es Abbt hierinnen gegangen ist, so ist es mehr guten Köpfen in und ausser Deutschland gegangen, die deswegen nicht für nöthig gefunden haben, Klagen drucken zu lassen und allenfalls nach dem Horaz gelernt haben: Sibi res, non se subjicere rebus. Unterhaltender, und werth auf die Nachwelt zu kommen, sind die Briefe in denen er noch in Ansehn vom Hrn. Grafen von Bückeburg, zu einer Zeit redet, da er noch ohne was von diesem Herrn zu erwarten, durch eine anderweitige Beförderung zu bald von Ihm entfernt zu werden fürchtete. Der, der Abbten zu schätzen, zu brauchen, zu belohnen wußte, war in seiner Art was noch viel ausserordentlicheres, als Abbt in der seinigen.

LXXXVII.

Ariſtoteles, Horaz, Vida, Boileau.

Nach dem Abbt Batteux. *)

1771. (S. 922 f.)

1. **Ariſtoteles.** Mr. B. verſichert, er habe wörtlich überſetzt; das hat er nicht gethan, und vielmehr ſeinen Verfaſſer umſchrieben. Man lieſet das Buch ſelten mehr, es trägt aber, ob es wohl nur ein Theil von einer Dichtkunſt iſt, das Gepräge eines groſſen Meiſters. Der Geſchmack des Philoſophen iſt überhaupt vortreflich. Was er von den Einheiten ſagt, ſelbſt von der Einheit des Karakters bey den tragiſchen Perſonen, was er über die Entwickelung des Knoten, den Vorzug des Trauerſpiels (es war eine wirkliche Oper) erinnert, und überhaupt das ganze Werk iſt aufs Feinſte gedacht. Obwohl nun Hr. B. vom Ariſtoteles glaubt, er habe genugſame Muſter groſſer Dichter vor ſich gehabt, Regeln für die Dichtkunſt von denſelben abſtrahiren zu können, ſo finden wir doch des Stagiriten Begriffe eben um deswegen um etwas zu enge, weil er nur wenige Muſter vor ſich gehabt hat, daher ſein dunkler Begriff, durch das Trauerſpiel den Schrecken und das Mitleiden zu reinigen. Das iſt nicht der Zweck des Trauerſpiels, ſondern das Herz durch ernſthafte Triebe zu rühren.

*) Poetique d'Ariſtote, d'Horace, de Vida & de Boileau. 2 Vol. Paris 1771.

Die bloſſe Bewunderung, die Großmuth, macht ohne Schrecken und Mitleid einen vortreflichen tragiſchen Karakter; ſo iſt Cinna und Titus, ſelbſt Nicomedes und Heraclius. Aber die Athener (warum doch ſo weitläuftig Athenienſer) litten in ihren Schaubühnen am liebſten unglückliche Tyrannen; ſie nahmen ſie deswegen gern aus den traurevollen Häuſern des Laius und des Pelops; doch nicht allemal, wie Ariſtoteles meint; denn Aeſchylus hat die neueſten Perſer aufgeführt. Eben ſo unrichtig iſt der Begriff, die tragiſchen Perſonen müſſen weder gar zu laſterhaft, noch allzuvollkommen ſeyn; ein geſtrafter Laſterhafter iſt tragiſch, und die belohnte Standhaftigkeit eines mit dem Unglücke kämpfenden ächten Helden iſt es auch. Daß der Ausgang allemal traurig ſeyn müſſe, iſt eben ein ſolches Vorurtheil; er war es auch bey den Alten nicht, wie in des Euripides Alceſtis. An einem groſſen Verehrer des Homers muß man es entſchuldigen, wenn Ariſtoteles meint, er habe die Menſchen beſſer gemahlt als ſie ſind; wir finden alle Karaktere vermuthlich nach der Natur gemahlt, aber ſehr unvollkommen. Die Ilias iſt der Sieg der Gewalt, und die Odyſſea der Triumph der Liſt. Daß die Jamben eben nichts zur Satyre vorzügliches haben, haben die lateiniſchen Satyrenſchreiber bewieſen. Nach dem Werke kommen einige Anmerkungen. Das Reinigen durch den Schrecken und das Mitleid ſucht Herr B. zu erklären; es bleibt aber für uns noch

immer dunkel, und wir wünschten nicht, daß man das Mitleid aus unsern Freunden austriebe, oder es bey uns auch nur schwächte. Herr B. vertheidigt den Achilles wider den grossen Kenner den Horaz, wir finden aber den Peliden noch viel tadelhafter. Sein Verkaufen des Körpers des Hektors, des einzigen Helden, der einige Menschlichkeit zeigt, ist bloß durch barbarische Sitten zu entschuldigen. Und Jupiter kannte ihn besser, der durch ein Wunderwerk ihn zwingen mußte, den Priamus leidlich zu empfangen.

2. Horaz. Dieses grosse Muster des guten Geschmacks hat freylich auch nur einen Theil einer Dichtkunst geliefert, was er aber sagt, ist wahr und lehrreich.

3. Vida: ein im Virgilius wohl bewanderter Mann, der fleißig sich mit den Blumen der Alten zu schmücken wußte, aber dabey weitschweifig, mit fremden Dingen beschäftigt, oft überaus niedrig war; und überhaupt bringt er in das Innere der Kunst nicht ein. Die Auferziehung eines Knaben, womit er sich lang abgiebt, ist eine ganz fremde Sache. Die Regel eine Heldengeschichte in der Mitte anzufangen, und das Vorhergegangene zu erzählen, hat uns nie gefallen wollen. Nicht nur bringt sie eine unnöthige Unordnung in die Erzählung, sondern man braucht die Personen selbst zum Erzählen, wodurch unserm Begriffe nach entweder die ganze Schreibart ermü-

dringt, oder auf eine unwahrſcheinliche Weiſe der epiſche Styl einer Perſon in den Mund gegeben wird, wohin er ſich nicht ſchickt, da er in der Feder des Dichters an ſeinem Orte iſt. Denn wenn braucht ein Fürſt in ſeinen Reden Gleichniſſe, Metaphoren und dergleichen Zierrathen, die nicht ohne Ueberlegung und Arbeit können erfunden werden. Uns gefällt, daß Vida, ganz ehrlich, die niederträchtigen Gleichniſſe des Homers, und die langen Reden in den Schlachten mißbilligt, und es für keine Schönheit anſieht, wenn eben die Worte wiederholt werden. Odini Anmerkungen werden im urſprünglichen Latein hier abgedruckt.

4. Boileau. Man kennt ſeine gefeilte und mühſam ausgeſchliffene Art Verſe vollkommen zu machen. Sie erſcheint hier in ihrer Vollkommenheit. Aber auch hier ſuche man nichts aeſthetiſches, nicht einmal einen recht gereinigten Geſchmack. Malherbe war der Mann nicht, Helden würdig zu loben; und die verbuhlten Verſe des Horaz gehören nicht zur ächten Ode; ein Sonnet iſt auch ein Spielwerk, dem wir niemals den Vorzug unter den Gedichten geben würden. Eben ſo wenig ſchränken wir das Heldengedicht in die Götter der Fabeln ein; aber Boileau hatte den Namen des Milton, auch des Addiſon's, nie gehört. Und wie füllt des Achilles Zorn eine Ilias an? Weil der Dichter zwanzig Schlachten erzählt, und in jeder die Umſtände aus einander ſetzt, wie jener durch die Leber und dieſer durch den Hals

geſtochen worden ſey, ein Ueberfluß in Kleinigkeiten, worinn noch Fenelon den Homer zwar nachgeahmt, aber doch mehrentheils etwas einzuflechten getrachtet hat, woran der Leſer Theil nimmt.

LXXXVIII.

Klopſtock und die franzöſiſchen Liederdichter.

1771. (S. 956. S. 822.)

Freylich ſehen wir lieber Klopſtocks Werke ſich vervielfältigen, als die weichen Herzen der Jugend noch mehr erweichenden Werke der ſogenannten Anakreonten, die wohl gar geradezu ſich verſprechen, durch den Genuß ihrer Lüſte, wie durch verdienſtliche Handlungen, ſich einen Weg zur glückſeligen Ewigkeit zu bahnen. Freylich verehren wir Klopſtocks Liebe zur Tugend und zu Gott. Iſt ſchon unſer Geſchmack an die neuern Wendungen noch nicht gewöhnt, womit er die Sprache bereichert hat; ſind wir noch immer in den Gedanken, ein Vers müſſe nicht mit einem Worte abgebrochen werden, das zu nahe mit dem erſten Worte des folgenden zuſammenhängt; finden wir noch immer, hin und wieder ſey man gegen Gott vertraulicher, als es ſeine unendliche Gröſſe zulaſſen ſollte; ſo hindern uns dieſe eingeſchränkten Gefühle nicht, das Groſſe und Erhabene in Klopſtocks Geiſte zu empfinden. So wenig wir uns an die neuen

Sylben-

Sylbenmaaße gewöhnen, ſo wenig wir die Harmonie in vielen derſelben fühlen; ſo ſehen wir nicht auf dieſes für uns fremde Aeuſſerliche, das durch ſchwache Nachahmer ſo oft mißbraucht worden iſt; wir ſehen auf das Herz, auf die edeln Geſinnungen, und auf die athmenden Ausdrücke des Dichters. Wir glauben auch mit Hrn. K. in der poetiſchen Mahlerey und in der erhabenen Schreibart habe die deutſche Sprache viele Vorzüge, ſelbſt vor der Engliſchen, die viel ärmer im Zuſammenſetzen iſt, und deren Wörter noch viel weniger Gelenk haben.

Der Inhalt der franzöſiſchen *Elites des Poeſies* iſt mehrentheils Tändeley und Liebe; die meiſten ſind auch ganz artig. Dieſe Art von Gedichten iſt dem Nationalkarakter der Franzoſen am beſten angemeſſen, und in derſelben ſind ſie am glücklichſten. Ob aber dieſe Klaſſe überhaupt zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts etwas beytrage, ob ſie die groſſe Achtung verdiene, die viele Fürſten gegen ihre Verfaſſer zu unſern Zeiten bezeugen, das wäre eine ernſthaftere Frage. Sie können dienen, einen Augenblick zu beluſtigen. Sie können, wenigſtens viele von ihnen, Lüſte rege machen, die von der Natur ſelber ihr Angenehmes haben; aber zum wahren Beſten des Menſchen, zu ſeiner beſtändigen Glückſeligkeit, tragen ſie nichts bey. Ohne die Religion zur Hilfe zu rufen, lehrt uns die Erfahrung, ſie lehrt es auch ſelbſt diejenigen, die es am ungernſten lernen, daß Arbeit,

und tugendhafte Thaten das Gemüth ſtärken, daß ſie ihm eine Fähigkeit beybringen, zum gemeinen Beſten arbeitſam und thätig zu ſeyn, und daß alles Schwere, was der Menſch oft thut, ihm geläufig, leicht und vergnügend wird. Da hingegen alle weichliche Triebe, alle ſinnliche, oder nach den ſinnlichen abgemahlte Wolluſte, das Gemüth erweichen, ihm ernſthaftere Arbeiten ekelhaft machen, und auch dieſe unglückliche Wirkung haben, daß die Gewohnheit ſich zu vergnügen, das Vergnügen ſelbſt ſchmacklos, und wie die ſtarken Getränke den verwöhnten Geſchmack endlich gegen alles unempfindlich machen, was nicht noch reitzender, als die gewöhnten Luſtbarkeiten ſind.

LXXXIX.

Das Jahr 2442. *)

1771. (S. 1264. f.)

Einer der mißvergnügten Franzoſen, der die Mängel des gegenwärtigen Zuſtandes auf das lebhafteſte fühlt, ein groſſer Verehrer des Rouſſeau, des Beccaria, und aller Fürſprecher der menſchlichen Bosheit, hat hier einen freylich unermeßlich langen Traum erzählt, den er gehabt haben will, und in welchem

*) L'An deux mille quatre cent quarante deux (par M. Mercier.)

er nach 670 Jahren in dem damaligen Paris wieder aufwacht, und die vortreflichen Folgen einer alles leitenden Philoſophie ſieht. Der Mann hat eben den Hang zum Widerſpruch gegen ſich ſelbſt, wie ſein Rouſſeau. Er iſt ſehr bedächtlich, das Blut eines Miſſethäters zu vergieſſen, es muß ein Mord ſeyn. In dreyßig Jahren iſt zu Paris eine einzige Hinrichtung geſchehen worden. Man läßt den Angeklagten ſich nicht nur verantworten, ſondern ſelber verurtheilen, und dann bittet ihn der Staat faſt um Vergebung, daß er ihn niederſchieſſen laſſen will. Hingegen läßt er einen Rächer, einen Mohren, entſtehn, der auf einmal, mit Beyfall des Verfaſſers, alle Europäer, auch die Franzoſen, in Amerika vertilgt, und dann zwar nicht etwa die Freyheit, ſondern zwey groſſe Kaiſerthümer aufrichtet: Mexico und Peru. Hier ermordet unſer Mann vielleicht zwanzig Millionen Europäer ohne Reue, davon doch keiner dem Inca oder dem Montezuma ein Haar gebogen hat, und davon ganze Millionen auf rechtmäßig beſeſſenen, und von den Eigenthümern angekauften Grunde wohnen. Die groſſen Helden der Tugend, die Heiligen des 25ſten Jahrhunderts, übernehmen aus Liebe zum Menſchengeſchlechte, die Kloaken zu räumen, Steine zu hauen, und andre Beſchwerden des geſellſchaftlichen Lebens. Unſers Träumers Helden, darunter Rouſſeau, erhalten nunmehr die verlangten Bildſäulen, und treten in Marmor auf den

Köpfen ihrer Verfolger, der Christophes. Alle andre Sprachen sind abgeschaft, und die philosophische Jugend vom Lateinischen und Griechischen erlöset. Das Palais Royal dient der Arzneywissenschaft, und seine Säle zu Erfahrungen; doch sollte billig diese Kunst sehr leicht seyn; denn der Wiederauferstandene versichert, wie Boutekoe, alle Krankheiten kommen von verdickten Säften. Die Theologie ist abgeschafft, ein ungeoffenbarter Gott wird angebetet, den ein jeder verehrt, wie er es gut findet, und doch kömmt ein Prälat in den erleuchteten Zeiten, und führt den heiligen Paulus an. Das andre Leben besteht auf brachmanisch, in einer auf und absteigenden Seelenwanderung. Die ehemahlige Kommunion ist dahin gebessert, daß man dem Jünglinge ein Sehrohr und ein Vergrösserungsglas reicht, die Schüssel zu beyden Unendlichkeiten. Die Fleischer werden vor die Städte versetzt, ihr Handwerk ist unehrlich, kein Bürger übt es, es bleibt verwiesenen Fremden. Die Todten werden weit vor der Stadt verbrannt. Aber sollten nicht tugendhaftere Schauspiele für das philosophische Volk geschrieben werden, in denen nicht eben die abgöttische Liebe zu einem Frauenzimmer der grosse Trieb wäre, der den Helden beseelte? So denkt unser Philosophe nicht, er behält die französischen Schauspiele als unverbesserlich. Doch giebt es auch republikanische Schauspiele, zumal das Lob des Sanftmüthigen, des Blutschonenden, des sein Va-

terland befreyenden Cromwell's, denn der iſt unſers Träumers Held. Der königliche Bücherſaal iſt zum Kabinete geworden. Man hat die Schriftſteller faſt alle verbrannt, und die übrigen abgekürzt, ſelbſt Horaz iſt noch kürzer geworden, weil er zu einer epikuräiſchen Ruhe räth. Rouſſeau, der Romanenſchreiber, ſteht triumphirend und unabgekürzt neben Young und Locke. Voltaire muß büßen, daß er vom Jean Jaques übel geſprochen hat. Die Werke ſeiner letzten fünfzehn Jahre ſind verbrannt, und ſeine 26 Quartbände ſehr geſchwunden. Ein Redner verſpottet die jetzige Akademie francoiſe. Die Naturalienſammlung iſt unermeßlich. Der Wallfiſch und der Elephant erſcheinen in ihrer koloſſaliſchen Größe. Es bleibt doch ein König, deſſen Thron auf dem Grabe ſeines Vorfahrers ſteht, aber dieſer König hat nur die über den Geſetzen haltende Macht, die geſetzgebende iſt bey den Ständen, die Verwaltung führt ein Reichsrath, und freylich iſt der Zepter nunmehr nicht ſchwer; aber daß ein ſolcher König alle Macht beſitze, Gutes zu thun, das iſt ſchwer zu ſehen; er iſt ungefehr ein chineſiſcher Cenſor. Der Erbfürſt wird, ſich ſelbſt unbekannt, wie ein gemeiner Jüngling erzogen, und erſt im zwanzigſten Jahre von ſeinem Vater erkannt. Anſtatt aller Auflagen iſt ein groſſer Kaſten, worein alle Jahre ein jeder den funfzigſten Theil ſeiner Einkünfte legt. Italien hat einen Kaiſer, vor dem ſich der Biſchof zu Rom ehrerbietig bückt, aber wozu

dieſer Biſchof? Louis XIV. iſt verurtheilt, mit ſeinem Schatten auf dem Schutte von Verſailles zu ſitzen.

XC.

Unterſuchung über das Chriſtenthum.

Von N. Bonnet. *)

1771. [Zugabe S. 3. f.]

Herr Bonnet hat aus der oben (S. 328.) angeſagten Palingeneſie dasjenige ausgezogen, worinn vorzüglich die chriſtliche Offenbarung vertheidigt wird, und von der Geſchichte der Natur nur wenig beybehalten. Er hat ſeine Arbeit nunmehr in Kapitel abgetheilt, die allzu gelehrten Kunſtwörter durch gemeinere gegeben, einiges hin und wieder zugeſetzt, und das ganze 19. Kap. neu beygefügt; hin und wieder auch in einigen Anmerkungen die Einwürfe beantwortet, (zumal die ſo von einem aller Hochachtung würdigen Hebräer herkommen). Wir werden kürzlich anzeigen, was uns am wichtigſten vorgekommen iſt. Hr. B. hält ſeinen Gedanken von einem feinern und unzerſtörbaren Gehirne noch für dienlich, das im gröbern Gehirne verborgen iſt, und erſt in der Ewigkeit ſich entwickeln ſoll, dabey aber die Eindrücke beybehalten wird, die es durch das gemeine Gehirn empfangen hat; hierdurch

*) Recherches philoſophiques ſur les preuves du Chriſtianiſme 1771.

wird die Perſonalität, und die Zurechnung der Thaten des Lebens nach des Hrn. B. Geſinnungen am leichteſten erklärt. Da er ſich verſichert, daß wir verſchiedene Eindrücke zugleich empfinden können, ſo ſchließt er hieraus auf die einfache und unzertheilbare Natur der Seele. Die Vernunft hat einige billige Vermuthungen der Unſterblichkeit dieſer Seele, ein deutliches und überzeugendes Licht aber kann nur die Offenbarung geben. Das Daſeyn Gottes erhellt aus der Beſtändigkeit und Uebereinſtimmung der Geſetze, und aus der Zufälligkeit der Umſtände bey einem jeden Weſen. Alle Geſetze ſtimmen überein, aber die Urſache dieſer Uebereinſtimmung liegt nicht in ihnen ſelber. Daß aber der Geſetzgeber ſelber ſpreche, kann der Menſch nicht deutlicher erkennen, als wenn der Geſetzgeber dabey die ſonſt unveränderlichen Geſetze der Natur in einzelnen Fällen ändert, denn das kann niemand, als er, thun. Folglich ſind die Wunderwerke das Siegel, das Gott ſeinen Befehlen an die Menſchen aufdrückt. Die Wunder entſtehn aber nach Hrn. B. nicht plötzlich, ſie ſind vorbereitet und in einem Beyſpiele ſind die Gehirne gewiſſer Menſchen ſo zubereitet, daß ſie dem Willen des Geſetzgebers auf eine angemeſſene Weiſe dienen können. Auch zu andern phyſiſchen Begebenheiten können die Anſtalten angeordnet geweſen ſeyn, und vielleicht urtheilen diejenigen, die die Wunderwerke für unmöglich ausgeben, wie ein Kind, das die Wirkungen eines Werkzeuges für un-

möglich hält, weil es den Bau desſelben nicht kennt. Selbſt die Schwere, die Dichtigkeit, die Menge der elektriſchen Materie, können durch vorgeordnete Urſachen beſtimmt worden ſeyn. Es iſt ſo ſchwer nicht, die Wunderwerke zu erkennen. Bey denſelben iſt kein Verhältniß zwiſchen den bekannten Urſachen und ihren Folgen, und die Wunder treten offenbar aus dem gewohnten Gleiſſe der Natur. Es war den Jüngern Jeſu nicht ſchwer, zu erkennen, daß Lazarus wirklich todt war, und daß keine bekannte Urſache ihn wieder aufwecken konnte, und Humens Einwurf geht zu weit. Daß alle Menſchen todt bleiben, iſt eine bloſſe Sammlung von Erfahrungen; die eine neue Erfahrung niemals unmöglich machen kann. Hr. B. begegnet hier einigen Einwürfen. Wieder die Idealiſten. Er zeigt wie Gott durch die Kette der Urſachen und Folgen das Künftige zuvor ſehen könne. Die Gründe wiederholen wir mit Fleiß nicht, wodurch man beweiſet, daß die Jünger Jeſu weder betrogen haben werden können, noch ſelbſt Betrüger geweſen ſind. Hr. B. beantwortet den Einwurf, daß Jeſus nach der Auferſtehung ſich nicht allen Juden gezeigt habe, durch die Abſicht ſeines Leidens, die ſich auf alle Zeiten und alle Völker erſtrecken ſollte, die doch unmöglich zuſammengerufen werden konnten, um alle ſeine Auferſtehung bezeugen zu können. Er erwähnt einige höchſt deutliche, und wichtige Weiſſagungen, die unfehlbar um einige Jahrhunderte älter ſind, als die Menſch-

werdung des Heilandes. Die Gründe aus der innern Vortreflichkeit der Offenbarung werden ausgeführt, und endlich einigen Einwürfen begegnet, die von der Unvollkommenheit der Tugend bey den Christen, von der unvollständigen Verkündigung in allen Ländern, von der Freyheit der Menschen, und von andern Schwierigkeiten hergenommen werden. Die Lebhaftigkeit und Präzision des Vortrages unsers Verfassers ist bekannt, und braucht keines Anrühmens.

XCI.

Ueber die Offenbarung. *)

Von Hr. v. Haller.

1772. (S. 107.)

Wir vernehmen zuverläßig, bey dem Todtbette eines der Häupter der Bernischen Republik, eines alten Freundes des Hrn. von Haller, sey der leztere von einem in vieler Hochachtung stehenden Gottesgelehrten ermahnt worden, in den Zeiten, da das Christenthum in seinen wesentlichen Theilen so häufig angegriffen wird, die Gründe seiner Ueberzeugung an den Tag zu legen. Man erstreckte dieses Verlangen blos auf die Göttlichkeit der Sendung Jesu, auf seine göttliche Natur, und auf seine Genugthuung,

*) Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. 1772.

weil dieſe Wahrheiten bey der zunehmenden Lauigkeit der Proteſtanten, durch die Anfälle der Spötter und der Socinianer, am meiſten in Gefahr ſind. So fremd es dem Hr. v. H. vorkam, in einem Felde zu arbeiten, deſſen Bau ihm eigentlich nicht aufgetragen war, ſo ließ er ſich, auch durch die letzten Reden eines ſterbenden Freundes, und durch die Gegenwart der nahen Ewigkeit bewegen, einen Verſuch zu thun. Er brauchte hierzu was eigentlich das weſentlichſte in der Geſchichte Uſongs hatte ſeyn ſollen, und worinn die letzten Geſinnungen eines die Wahrheit einſehenden Deiſten vorgetragen waren, nur glaubte er, es ſey der Würde der Religion gemäßer, alles Weltliche und Poetiſche von dieſen Betrachtungen wegzunehmen, wobey er blos die Geſtalt, von einem ſeinem Tode nahen, an eine vermählte Tochter ſchreibenden Vaters beybehielt. Er blieb in der ganzen Ausführung bey der H. Schrift, die ſeine einzige Theologie iſt. Der Menſch iſt böſe, ſagt er, eine Wahrheit, die ein Voltaire ſich nicht zu beſtreiten ſchämt, er, deſſen feindſelige und rachgierige Seele den Satz ſo deutlich beweiſet, den er verneinen will. Der böſe Menſch mißfällt alſo Gott, und Gottes Mißfallen iſt die weſentliche Hölle; es iſt unmöglich, da Gott das Gute liebt und belohnt, daß er das Böſe nicht mißbillige und beſtrafe, wie ſoll nun der böſe Menſch mit Gott verſöhnt, wie ſoll Gottes Gerechtigkeit bewogen werden, ihm ſeine Sünden zu vergeben? Die-

ſes Geheimniß, worauf doch die Beruhigung eines jeden Menſchen ſich gründen müßte, konnten die Weiſen nicht entdecken; eine auserordentliche Perſon mußte abgeſandt werden, uns daſſelbe zu eröffnen; für dieſe Perſon trug ſich Jeſus an. Er lehrte uns in der That eine Menge heilſamer Wahrheiten, deren ganzen Umfang die von ihm erleuchtete Vernunft nunmehr erreicht, die aber dennoch den weiſeſten Völkern verborgen geblieben waren. Die unläugbare Vortrefflichkeit ſeiner Sittenlehre beweiſet ſeinen göttlichen Beruf noch nicht, ſie iſt aber eines der Kennzeichen, woran man ein Werkzeug Gottes erkennen ſoll. Dieſer Jeſus iſt unſtreitig das Haupt der Chriſten, und der Anfänger ihrer Religion. Seine Lebenszeit fällt aufs genaueſte in die Zeit, in welcher der Geſalbte erſcheinen und leiden ſollte. Jeſus trug die Kennzeichen an ſich, die viele Jahrhunderte vor ſeiner Geburt den Retter der Welt zu erkennen waren vorhergeſagt worden. Dieſe Kennzeichen waren zudem eine Miſchung von Höhe und Niedrigkeit, Herrſchaft und Leiden, die in keines Menſchen Gedanken gekommen waren, und die das Volk ſelbſt, aus welchem Jeſus entſprang, die ſeine nächſten Freunde und Diener niemals begreifen konnten, die aber alle, und auf das auszeichnendſte ſich mit Jeſu vereinigten. Jeſus hatte alſo in ſeinen Lehren, in ſeiner Geburt, in den Beſonderheiten ſeines Lebens alles, woran man den verſprochenen Lehrer erkennen konnte. Aber für das Volk und für

die Mehrheit der Menſchen war das Zeugniß Gottes noch deutlicher, das ihm durch die Wunderthaten gegeben wurde, an welchen niemals gezweifelt worden iſt. Auf dieſen Wundern beruhte die lebhafte Ueberzeugung der Jünger, die eher in den Tod giengen, als daß ſie einen Mann verleugnen konnten, an dem ſie die Beweiſe der göttlichen Sendung ſo deutlich geſehen hatten. Die Auferſtehung war das Siegel aller vorigen Wunder, und der erſchütternde Grund, worauf ſich die Standhaftigkeit der Bothen Jeſu gründete. Wider die Sophiſten wird leicht gezeigt, daß ein Wunder eben wie eine andere Geſchichte, durch das Zeugniß der Sinne erkannt werden kann. Die Bothen Jeſu waren keine Betrüger, da ſie keine weltlichen Abſichten, und bey ihrem Zeugniſſe nichts als Elend vor ſich hatten. Sie wurden ſelbſt mit Wundergaben ausgerüſtet, wodurch ihre Ueberzeugung unüberwindlich wurde, und dieſe Wundergaben ſind ſo innigſt in ihre Schriften und Geſchichten eingewirkt, daß daran nicht gezweifelt werden kann. Wenn nun Jeſus der Abgeſandte Gottes iſt, ſo verdient er Glauben; wenn er ſagt, und ſeine Jünger ſagen läßt, die Gottheit wohne in ihm, ſo müſſen alle Einwürfe der Vernunft verſchwinden; da ohne dem über göttliche Eigenſchaften allemal Wahrheiten erwartet werden, die uns ohne die Offenbarung unbekannt geblieben wären. Es wird auch die Schicklichkeit gezeigt, daß der Heiland der Menſchen ohne Sünde,

ohne Irrthum, und der göttlichen Vorzügen theilhaftig wäre. Eben Jesus nun, und seine ersten Jünger haben uns auch belehrt, daß er für die Sünden der Welt gestorben sey, und der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan habe. Ob man wohl dem Abgesandten Gottes ohnedem Glauben schuldig ist, so findet die Vernunft doch Spuren, daß durch keine Strafen und durch keine andere von uns begreifliche Weise, der sündige Mensch mit Gott versöhnt werden konnte, daß auch eine vollkommene Gerechtigkeit vielleicht den Menschen zu einem noch verdammlichern Stolze geführt hätte, und daß es seinen Trieben am angemessensten war, durch ein fremdes Verdienst Gnade zu erlangen.

XCII.

Theorie der schönen Künste.

Von J. G. Sulzer.

1772. (S. 299.)

Hr. Sulzer hat in diesem wichtigen Werke die Dichtkunst, die Beredsamkeit, die Musik, die Baukunst, die Mahlerey und die Bildhauerey abgehandelt, und ein seltenes Beyspiel der tiefesten Einsichten in so viele Künste gegeben. Er hat von den schönen Künsten einen höhern Begriff als man insgemein zu haben pflegt, und glaubt sie können zur Aufnahme

der Wahrheit und der Tugend sehr vieles beytragen. Auch hat er nicht als ein blosser Liebhaber, sondern als ein Philosoph geschrieben, und die Quellen tief erforscht, woraus das Schöne und das Rührende entspringt, und er macht einen grossen Unterschied zwischen dem wahren Dichter, und demjenigen, der eine Kleinigkeit fein auszufeilen, oder einen Reim mechanisch zu wenden weiß. Wir wollen blos bey der Dichtkunst und der Beredsamkeit bleiben. Aeneis, ein sehr richtiges Urtheil. Aesthetik, ein tiefgedachter Artikel. Hr. S. scheint es am alexandrinischen Verse zu rühmen, wenn der Verstand von einer Zeile in die andere übergeht; aber die Franzosen, die dieses Enjambement vermeiden, finden keine Langwierigkeit in ihren langen epischen und tragischen Gedichten, und wir glauben das Enjambement sey nur alsdann erträglich, wenn der Verfasser in den Affekt gekommen ist. Nahls Allegorie zu Hindelbank ist billig gerühmt, sie ist eigentlich die Geschichte selber ausgedruckt. Was Batteux, und überhaupt die Franzosen sagen, man müsse im Heldengedichte den Anfang in die Mitte bringen, in eine Nachahmung der Odyssee, in welcher Ulysses den Phäaciern seine Abentheuer erzählt; den haben alle andern epischen Dichter nachgeahmt. In der Natur finden wir keinen Grund dazu, und Homer selber hat es in der Ilias nicht gethan, in welcher die Geschichte Tag für Tag fortschreitet. Daß es die Franzosen den andern Völkern in der Ausarbei-

tung vornehmlich zuvorthun. Einige und zum Theil; die Geiſſel der Kritik zwingt ſie dazu. Doch ſind Pope's Verſe beſſer ausgearbeitet, harmoniſcher und richtiger als des Voltaire. Belebung, war der groſſe Vorzug der Alten, dem insbeſondere die Franzoſen nicht beykommen, deren Gedichte bey den allgemeinen Begriffen und Worten bleiben, und deswegen mehrentheils kalt ſind. Wie wußte Virgil ſeinen niedrigſten Vorwürfen eine Seele und einen Adel zugeben! Hr. S. beſtraft mit recht die blos angenehmen, in Wein und Liebe verſunkenen Dichter. Die Geſchichte der Dichtkunſt. Zu den ſchwäbiſchen Zeiten war es eine allgemeine Beſchäftigung der Edlen, welches um deſto mehr beſonders iſt, weil ſehr wenig Wiſſenſchaft unter ihnen war. Daß nicht alles flüſſend ſeyn müſſe; es iſt allen ſtarken Leidenſchaften (und auch dem Erhabenen) entgegen. Von den Schranken der Freude. Von den Gleichniſſen. Hr S. hat nicht den Wiederwillen gegen dieſelbe, den wir fühlen, ſie legen nach unſerm Geſchmacke allemal allzudeutliche Spuren der Kunſt ab, ſobald ſie etwas lang ſind. Hr. S. bringt auf die Einheit der Handlungen, wider die die Engländer ſehr oft fehlen, und recht mit Fleiß über das Plot noch ein Unterplot verlangen. Aber die Rührung zerſtreuet ſich, wenn man den Leſer an vieler Helden Schickſal Theil nehmen laſſen will. Mit recht wiederlegt Hr. S. den Schaftesbury (und Ariſtoteles), der an der Helden Ich-

ler haben will. Die tadelloſe Gröſſe eines Grandiſon's benimmt ihm nichts von der Liebe, die er ſich erwirbt. Unter den Heldendichtern verdient Ingal eine vorzügliche Stelle, auch weil er, noch mehr als Homer, in einem ungebildeten Volke gelebt, und doch feinere Empfindungen gehabt hat, als ſelbſt Virgil. Mit Vergnügen ſehen wir das aufrichtige Zeugniß, daß, S. 532, Hr. S. dem Hrn. Bodmer giebt, den die heutigen ſogenanten Anakreontiſchen Dichter ſich faſt zur Pflicht machen zu verſpotten. Vom deutſchen Hexameter; er iſt ſehr wenigen gerathen. Eines Freundes Gedanken über die Idyllen. Wir können die Vollkommenheit unmöglich fühlen, die man den theokritiſchen Idyllen zuſchreibt. Allerdings war die Sprache muſikaliſch. Wie viel reizender tönt συριζειν als pfeifen; Aber der Geſchmack fehlte dem Manne, und grobe Hirten verdienen nicht beſungen zu werden. Die alten Patriarchen, und die Araber ihre Nachfolger, geben Muſter ächter und dennoch edeldenkender Hirten, die keine Werke der Einbildung ſind. Homer. Hr. S. denkt ſehr vortheilhaft von dem Manne, wir auch, wenn wir den Mann anſehen, der in ungeſitteten Zeiten und vor der Philoſophie gelebt hat. Aber vom Dichter denken wir anderſt; es war unmöglich, daß er zu ſeinen Zeiten die Idealvollkommenheit habe erreichen können, die zu den ſpätern Zeiten möglich wurde, die auch jetzt möglich ſeyn würde, wenn nur nicht alle europäi-

päiſche Sprachen gegen die griechiſche ſo ſchwach, ſo ungelenk; und ſo tonlos wären. Aber wir können die vorzüglichen Stellen des vortreflichen Werkes nicht alle anzeigen. (Die Anzeige des 2. Bandes folgt unten St. CIII.)

XCIII.

Phyſiologie der thieriſchen Körper.

Von J. A. Unzer.*)

1772. (S. 548. f.)

Man muß ſich durch das Wort Phyſiologie nicht verleiten laſſen, dieſes ſcharfſinnige Werk für einen Umfang der Geſchäfte des thieriſchen Lebens anzuſehen; es betrifft die Wirkungen der Seele, und der Nerven, zu welchen letztern Hr. U. die Reizbarkeit rechnet. Niemand hat ſich noch in dieſe Geſchäfte ſo weit eingelaſſen; wobey man aber ſich erinnern muß, daß Hr. U. die Anatomie der Theile, und die Verſuche ſo annimmt, wie ſie von andern, und die letztern insbeſondere von Hr. von Haller beſchrieben worden ſind. Vom Letztern ſagt Hr. U. er habe angefangen den Umriß der Lehre (der Reizbarkeit) auszuzeichnen, der vor ihm nicht exiſtirt habe. Eigentlich hat unſer ehemaliger Lehrer nur die Verſuche vorgetragen, und jenſeits derſelben einen ſehr kurzen Schritt

*) Erſte Gründe einer Phyſiologie der eigentlichen thieriſchen Natur thieriſcher Körper. Leipzig.

gewagt. Zuerſt findet man eine anatomiſche Beſchreibung des Gehirns. Hier und anderswo zieht Hr. U. dergleichen Stücke aus beiden Halleriſchen Werken. Im Hirnmarke nimmt er, als einen Grundſatz, eine bewegende Kraft an, die für jede Vorſtellung der Seele eine verhältnißmäßige Bewegung hervorbringt. Er hat wie der Hr. v. H. materielle Ideen. Er findet an dem Nervenſafte, oder den ſogenannten Geiſtern, nicht die elektriſchen Eigenſchaften; und die ſinnlichen Eindrücke ſelbſt laſſen ſich, wie er wohl anmerkt, nicht mechaniſch erklären. Das Herz hält er für ſehr empfindlich (wir haben eben eine unangenehme Gelegenheit gehabt, uns zu verſichern, das Herz habe eine ſtumpfe Empfindlichkeit. Der Verfaſſer dieſer Anzeige hat eine Zeitlang ein Herzklopfen, und einen ganz ausbleibenden Puls leiden müſſen, wobey endlich der ganze Leib kalt wurde, und ein klebrichter kalter Schweiß ausbrach. Das Herz arbeitete bey dem Zurückbleiben der Aderſchläge gar ſehr, und er fühlte dabey theils die Wärme des zurückbleibenden Pulſes bey der ermangelten Ausleerung des Herzens, und theils eine unangenehme Empfindung, die doch kein rechter Schmerz war; dabey litt weder das Athemholen, noch der Verſtand, noch die Kräfte des Leibes, und im Vorbeygehen zu ſagen, zeigte es ſich deutlich, daß die Bewegungen in den Nerven nicht von der Bewegung des Herzens abhangen; denn die letztere war alle 2 bis 3 Pulſe unterbrochen, und die

erſtere gieng ungeſtört fort.) Wie die Gewohnheit die Wirkſamkeit eines Eindrucks vermindern und unwirkſam machen könne. Von den eigentlichen Seelenkräften. Von den körperlichen Ideen (Species des Hrn. v. H.) ſie entwickeln ſich bey dem Urſprunge eines jeden Nerven im Gehirne. (Es iſt doch merkwürdig, daß im Rückmarke auch Nerven, und aus dem Marke entſpringen, folglich ihre äuſſerlichen Eindrücke ſich daſelbſt entwickeln ſollten, und deñoch zuverläſſig die Seele im Rückgrade weder wohnt noch empfindet.) Vom Zuſammenhange der Empfindung die im Gehirne geſchieht, wo ein Nerve ſeine Eindrücke andern mittheilen kann. Bald darauf hält Hr. U. den Unterſchied der vom Gehirne abführenden und wieder zum Gehirne zurückführenden Nerven für wahrſcheinlich, und dasjenige, was man dawider ſagt, für unerheblich; er vergißt, daß der Beweiß auf ihm liegt, da weder die Verſuche noch die Anatomie ſeine Muthmaſſung begünſtigen. Die Unempfindlichkeit der Hirnhäute, Sehnen und dergleichen, nimmt er hingegen völlig an, meynt aber der Hr. v. H. habe die Nervenſchlingen nicht verlaſſen ſollen. Wie konnte er eine zuſammenziehende Kraft in den Nerven behaupten, wo der Augenſchein ihn belehrte, es wäre keine da? Aehnliche Wirkungen mögen in den kleinſten Mündungen der einſaugenden Gefäße durch die Nerven bewirkt werden, aber auf eine andere Weiſe, als durch ein Zuſammenziehn der Nerven. Bald darauf wird

wiederum der Hr. v. H. etwas hart widerlegt, wenn er die Werkzeuge des Willens von den Werkzeugen der Reizbarkeit absondert. Was konnte er thun! Man reizt die Nerven des Herzens, es bewegt sich weder langsamer noch geschwinder; man bindet und schneidet die vornehmsten Stämme, das Herz schlägt fort; man schneidet in den kaltblütigen Thieren das Rückmark ab, und das Herz schlägt unverändert. Bey andern Muskeln sind die Folgen dieser Verletzung ganz anders. Kann man aus diesen Versuchen etwas anders schließen, als die Nerven tragen zur Bewegung des Herzens höchstens etwas so weniges bey, daß ohne sie die Quelle der innern Kraft die gewöhnlichen Bewegungen hervorzubringen im Stande bleibt. Da hingegen die andern Muskeln bey Ermangelung der Nerven zwar ihre Reizbarkeit, aber doch weit weniger Kräfte behalten. Wiederum, weil man doch behaupten will, die Reizbarkeit des Herzens komme doch von den Nerven her, so bleibt kein Zeichen übrig, woran man durch Versuche die Wahrheit erkennen könne, wenn die Versuche diesen Unterschied nicht beweisen. Es giebt eine offenbar ohne die Nerven, in der Leiche, viele Tage nach dem Tode zusammenziehende Kraft in allen Thierischen Fasern, diese Kraft ist am wirksamsten in der Muskelfaser, aber doch auch in andern sichtbar; sie herrscht vollmächtig in gewissen Pflanzen, und einer Menge von Thieren, die ohne Nerven sind; sie bleibt, wenn das Gefühl vertilgt, der Nerve gebunden, der Darm oder das Herz aus

dem Leibe geſchnitten iſt. Muß denn nicht offenbar folgen, die Faſer, zumal die Muskelfaſer, habe eine innere zuſammenziehende Kraft, die ohne Nerven wirke, obwohl die Nervenkraft eben die Faſern der Muskeln in eine gezwungene oder auch willkührliche Bewegung ſetzen kann. Wir erkennen auch die Folgen der Leidenſchaften nicht für willkürlich; ob ſie wohl mit einem Zuſtande der Seele verbunden ſind, ſo hängen ſie doch nicht vom Willen ab. Weder das Erröthen in der Schaam, noch des Spritzen des Speichels in der Begierde, noch das Schaudern in der Furcht ſind Thaten der Seele; ſie geſchehen überaus oft wieder ihren Willen, allemal aber ohne denſelben; und eben auch ohne das Zuthun des Willens ſchlägt das Herz in den Leidenſchaften heftiger. Dieſer Streit wird hin und wieder gegen den Hrn. v. Haller erregt, der aber blos nach ſeinen Verſuchen geſchrieben hat, weil doch keine Folgerung noch Schlüſſe dasjenige unwahr machen können, was die Sinne beweiſen. Allerdings iſt das Athemholen eine That des Willens. Von den ſinnlichen Trieben handelt Hr. U. umſtändlich. Im zweyten Theile ſchreibt er von den Nerven-Kräften, oder von den unwillkührlichen Bewegungen, die weder aus den allgemeinen mechaniſchen Geſetzen zu erklären ſind, noch auch von den Kräften der Seele abhangen. Hr. U. findet leicht aus den Verſuchen, daß die Reizung der Nerven ſehr oft in allen mit denſelben verbundene Ner-

ven und in ihren Muskeln eben die Folgen und Bewegungen verurſachen kann, die ſonſt wohl auf den Befehl des Willens folgen. Wie kann doch im Seevielfuße, der oft zum groſſen Thier erwächſt, und in ſo vielen andern weichen Thieren mit und ohne Schale, die Bewegung aus den Nerven entſpringen, wo keine Nerve iſt? Und iſt denn nicht die zuſammenziehende, auf den Reiz folgende Kraft vollkommen ohne Nerven in den Thieren möglich? Es iſt auch nicht einmal recht richtig, daß kein Reiz, wo keine Muskelfaſern ſind, eine Bewegung erregen könne. Nicht der Reiz eines Meſſers, oder Gifts, ſondern die Kälte zieht die Haut des Geilenſacks zuſammen; folglich wäre der Satz zu allgemein, daß alle Bewegungen durch die Nerven entſtehn. Hr. U. glaubt auch die Nervenknoten ſeyen wie kleine Gehirne. Vom Gefühl der Nerven, wobey keine Vorſtellung der Seele geſchieht. Von Hrn. Whytts Meynung, daß die Seele ſich auf den ganzen Leib ausbreite. Den vermeinten Widerſpruch S. 436. 437. finden wir nicht, die Rede iſt von zweyen Fällen, die beyde wahr ſind; in dem einen geht die Erſchütterung eines Nerven zuerſt ins Gehirn und breitet ſich dann auf alle andre Nerven aus; im zweiten geht eben dieſe Erſchütterung von einem Nerven in den andern, ohne durch das Gehirn zu wirken. Die hirnloſen Thiere, fährt Hr. U. fort, können blos durch die äuſſerlichen Eindrücke erregt alles dasjenige thun, was ſonſt andere mit Gehirn und Nerven verſehene Thiere durch den Befehl der

Willens verrichten; denn Hr. U. ſieht die mit einem Gehirne verſehene Thiere als denkend, und die andern als gedankenlos an. Auch ohne Befehl, oder Mitarbeitung der Seele, ziehen ſich die Schlagadern zuſammen, wo ſie dergleichen thun, und eben ſo das Herz, die Därme, der Magen, und ſelbſt in den Nerven, die dem Willen unterworfen ſind, können ſtarke Reizungen eben ſolche Bewegungen bewirken, wie ſonſt auf Befehl der Seele, oder auf gewiſſe Vorſtellungen hin entſtehen. Durch die Knoten werden die innern ſinnlichen Eindrücke zu Zeiten ſo unterbrochen, daß ſie nicht bis zu gewiſſen mechaniſchen Maſchienen fortgehen; und auf dieſe Weiſe wird verhindert, daß nicht auf jeden innern ſinnlichen Eindruck alle Muskeln in Bewegung geſetzt werden, die ihre Zweige von dem erregten Nervenſtamme empfangen. Hr. U. ſchreibt den äußerlich angebrachten Mitteln eine Kraft zu, das Naſenbluten zu ſtillen, und dergl. Wie die Seelenwirkungen durch Nervenwirkungen erſetzt werden können. Die Triebe der Thiere. Wider die zwey Seelen einiger Franzoſen. Beym dritten Theile von der thieriſchen Natur im Ganzen müſſen wir nur kurz ſeyn. Von den Trieben der Thiere. Von der Erzeugung, (wie der Hr. v. H.). Daß zwiſchen der Seele der Mutter und der Frucht keine Harmonie ſeyn könne. Von den Mittelpunkten der thieriſchen Kräfte, dem Herzen, dem Gehirne, endlich dem Zwerchfell, (nur höchſtens in vierfüßigen und warmblütigen Thieren.)

Im Jahr 1773 iſt erſchienen: J. Auguſt Unzers phyſiologiſche Unterſuchungen auf Veranlaſſung der Göttingiſchen, Frankfurtiſchen, Leipzigiſchen und Halliſchen Recenſionen ſeiner Phyſiologie. Der gröſſere Theil dieſer Vertheidigung geht uns ſelber an; man wird nun freylich nicht erwarten, daß wir auf ein Buch in einer Seite antworten, und unſerm Zwecke würde es nicht entſprechen, wenn wir uns in alles einlieſſen, was Hr. U. für ſeine Meinung geſagt hat. Hr. U. freuet ſich, daß nur ein geringer Theil der thieriſchen Phyſiologie noch auf zweifelhaften Gründen beruhe. Er behauptet, es gebe doch einen Einfluß der Nerven aufs Herz. Vielleicht läßt ſich die Sache ſo erklärten, daß er befriediget werde. Nach den Verſuchen haben die Nerven keinen Einfluß aufs Herz, da ſie hingegen einen jeden andern Muſkel (die Därme ausgenommen) in Bewegung ſetzen, wenn ſie gereizt werden, und ihm diejenige Bewegung benehmen, wenn man ſie abſchneidet oder bindet. Hingegen ſind ſie unfehlbar nicht vergebens da, und andere (nicht Verſuche, aber phyſiologiſche Schlüſſe) leiten dahin, daß dennoch die Nerven einen Antheil an der Bewegung des geſunden Herzens haben. Folglich muß der gröſte Theil der bewegenden Kraft dem Herzen eigen, und von den Nerven unabhängend ſeyn, die Nerven aber doch auch einen Theil zur Bewegung deſſelben beytragen, und den Leidenſchaften ſeine Kräfte unterwerfen, ſeine Fleiſchfaſſern eine erforderte integrität geben. Nur iſt dieſer Antheil der

Nerven in den Verſuchen unmerklich, und folglich in ſoweit geringer, weil ohne die Nerven die Bewegung des Herzens vor ſich geht. Unleidlich nennt es Hr. U. daß man die Leidenſchaften in den Körper geſetzt hat. Der Hr. v. Haller hatte ſich doch erklärt. In willkührlichen Bewegung will die Seele, daß dieſelben vor ſich gehn. Bey den Leidenſchaften will ſie nicht, weder daß das Herz heftiger ſchlage, noch daß die Galle ſich ergieſſe, noch daß die Tränen flieſſen, oder die Glieder zittern, alles dieſes geſchieht, ohne, auch wieder ihren Willen. In ſoweit ſind alſo willkührliche Bewegungen eine Folge des Willens, und die bey den Leidenſchaften ſich äuſſernden Bewegungen ſind es nicht; ſie ſind mit dem Leiden der Seele verbunden, aber keine Wirkung derſelben. Daß dennoch in den Polypen Nerven ſeyn müſſen, nehme doch der Hr. v. Haller im zarten Hünchen Theile an, die er erſt ſpäter erblicken könte. Hier können wir dem Hrn. U. keinen Beyfall geben. Die Theile im Hünchen erſcheinen am 6. 5. 4. 3. Tage, im zweyten ſind ſie zu klein, mit bloſſen Augen geſehen zu werden; aber die Vergröſſerungsgläſer, und die Säure machen ſie ſichtbar. Man kann alſo keklich annehmen, ſie ſeyen den 2. und auch den erſten dageweſen; Wenn aber im vollen Wachsthume des Hünchens kein Gehirn wäre, das man doch in kleinern Thieren fände, als das Hünchen iſt, ſo würde man mit keinem Rechte dieſem Hünchen ein Hirn zuſprechen können. Und es giebt Meerpolypen, die viel gröſſer als Hünchen, und ſehr

viel gröſſer als die Raupen ſind, deren Gehirn, Rückmark und Nerven man ſieht. Man darf alſo eben ſo wenig zu ſeiner Bequemlichkeit dem Polypen einen Nerven zuſprechen, als runde Faſern dem Augenſterne. Folglich iſt die Reizbarkeit möglich, wo keine Nerven noch nicht vermuthet werden können. Die Nervenknoten ſind in ihrem Baue vom Gehirne unendlich unterſchieden, ſollten ſie in ihrer Verrichtung ihm gleich ſeyn? Die übrigen Vertheidigungen übergehn wir. (Gött. Anz. 1774. S. 307.)

XCIV.

Erläuterung über den Uſong,

des Hrn. v. Haller.

1773. Aug. (S. 276. f.)

Nicht eine Vertheidigung unternehmen wir, die wird allemal froſtig aufgenommen. Der Grundriß deucht uns deutlich zu ſeyn. Uſong verbeſſerte zuerſt das Steuerweſen, das keinen Verzug litt; dann das Kriegsweſen: alsdann die Polizey und die Gerechtigkeit. Es kam zuletzt zur Religion, weil er die Schwierigkeit nicht zu überwinden wußte, die er dabey fand. Man muß ſich immer erinnern, daß von Perſien die Rede iſt, obwohl einige Sätze ſich auch auf andere deſpotiſche Regierungen ausdehnen laſſen. Nun in Perſien gieng es mit der Religion unter den

Aliden am ſchlechteſten; da ſie ſchon hundert und funfzig Jahre geherrſcht hatten, ſo rückte ihnen der Muſti von Stambul noch unter Morad dem IV. vor, ſie geſtehen ſelbſt, aus Mangel tüchtiger Geiſtlichen ſtehen ihre Meſchiden öde.

Der Landmann bearbeitet das Land, nicht als eine Strafe, es iſt ſein Beruf, wie andere Künſtler und Handwerker in ihrem oft weit unangenehmern Beruf thun müſſen. Die Früchte der Erde wachſen nicht ohne die Bemühung der Menſchen; und wer bearbeitet ſie billiger, als wer von ihrer Tragbarkeit unmittelbar ſeinen Lebensunterhalt erwartet? Der Bauer darf deswegen nicht arm ſeyn. Uſong erfreute ſich, daß ſeine Landleute wohlgekleidet, ſelbſt mit einiger Pracht in Fröhlichkeit und Vergnügen lebten. Nicht die Arbeit, ſondern die Unterdrückung macht den Bauer unglücklich, wenn er bey den Geſetzen keinen Schutz für ſeine Perſon, ſeine Ehre und ſein Eigenthum findet. Aber eine unmittelbare Folge ſeiner Arbeit iſt eine dauerhafte Geſundheit, und eine Leibesſtärke, die ihn zum Kriege tüchtig macht; dieſe Fähigkeit iſt ein Vorzug und keine Strafe, wo kein Zwang Soldaten macht. Die alten Römer waren Ackerleute, und bezwangen die Welt.

Die Städte ernähren durch die Künſte und durch die Manufakturen weit mehr Menſchen als die Dörfer. Eine Baurenfamilie von ſechs Perſonen braucht wenigſtens ſieben Morgen zum Leben; aber ſechs

Seidenarbeiter, sechs Weber bedürfen weniger Klafter, und nähren ihre Familien dennoch. Folglich sind die Städte das größte Mittel der Bevölkerung. Sie bereichern den Staat, weil das Getreid eine allzu wohlfeile Waare ist, die nicht weit verführt werden kann, weil Seidenzeuge, Wollentücher und verarbeitetes Eisen nach Indien und in tausend Häfen hingebracht werden können, wohin kein Getreid verkauft werden konnte, und in einem kleinern Gewichte einen mehrern Werth ausmachen. Eine Nation von lauter Dörfern ist allemal arm. Streitbar wird sie seyn; aber Armeen besolden, Flotten ausrüsten, die Kriegsbedürfnisse anschaffen ist ihr unmöglich. Was war Großbritannien, ehe es Handlung und Fabriken hatte, und was ist es jetzt!

Das Gemählde des Oelfu ist aus verschiedenen Gemählden sichtbarlich zusammengesetzt; ein Theil ist allgemein. Wie gefährlich es sey, die blaue Farbe zu brauchen, wird niemanden unbekannt seyn, der an einer Wochenschrift oder Monatschrift gearbeitet hat. Ein anderes Bild ist augenscheinlich nach einem berühmten Deutschen gezeichnet, und die übrigen haben in ihren Zügen verstellt werden müssen, daß man sie nicht kenne.

Wir brechen hier ab, und der Erläuterungen ist vielleicht schon zu viel. Ein aufmerksamer Leser beurtheilt ein Werk nach seiner eigenen Empfindung,

ein unachtſamer, oder eingenommener, wird durch keine Erläuterung überzeugt.

XCV.

Das Lob des DesCartes.

Von Hrn. Thomas. *)

1773. Aug. (S. 371.)

Nirgend haben wir den Hrn. T. mehr als einen Lobredner gefunden, als hier, und ſeine Lobſprüche ſind offenbar übermäßig. Wir können unmöglich annehmen, daß D. zur wahren Philoſophie den Weg eröfnet, und der Colom im Reiche der Wahrheit geweſen ſey. Es iſt wahr, er hieß zweifeln, und ſeinen Beyfall einzig der Ueberzeugung gönnen. Er gab aber der Welt das ärgernde Beyſpiel, in der Anwendung dieſer Geſetze gerade gegen dieſelben zu handeln, und bloſſe Muthmaſſungen, ſichtbare Irrthümer zu lehren. Bacon hatte den Weg gezeigt, durch die Verſuche die Natur kennen zu lernen; zu den Verſuchen war aber des C. zu eilig, die Straße war ihm zu lang; er war auch wirklich nicht recht geſchickt dazu. Er zergliederte allerdings, aber ſah die Begebenheiten unrichtig. Das Herz ſelbſt, an welchem er am meiſten arbeitete, leerte ſich in ſeinen Augen, in ſeiner Ausdehnung aus, da es ſich ſo offenbar im Zuſammenziehen ausleert. Wenn nach

*) Oeuvres de M. Thomas. T. IV.

des Hrn. T. Versicherung er auf den Alpen die Entstehung der Gewitter beobachtet hat, so waren auch da seine Wahrnehmungen unrichtig. Gewiß hat er niemal Wolken auf Wolken fallen, und den Donner erwecken gesehn; gerade das Gegentheil. Mehr als einmal haben wir die Wolken schnell durch ein Thal gegen die Spitze des Berges hinauf eilen gesehn, auf welchem wir stunden, und wenn sie den Gipfel erreicht hatten, so donnerte, hagelte auch wohl es um uns herum. Ein guter Algebraist war D. wohl, aber sein Weg, mit Aequationen anstatt mit Linien zu rechnen, ist bey seiner mindern Schwierigkeit weit minder erleuchtend. Seine physische Romanen. Hr. T. schilt den Poet, weil er sich wider den des C. aufgelehnt habe, und erlaubt sich ungeziemende und grobe Ausdrücke, aber D. antwortete so heftig wieder, daß man seine Vertheidigung verbrannte; und gewiß seine Gedichte von der Entstehung des menschlichen Leibes hatten eine schädliche Leitung. Er schloß den Schöpfer aus dem Bau des Menschen aus, und vernichtete folglich die Beweise der höchsten Weisheit, die im Baue ihre Absichten erreicht. Nirgends sehen wir sonst, daß Newton durch den des C. sey geleitet worden; sein ganzer Wunsch war dem Fluge des des C. gerade entgegen gesetzt. Nirgends auch finden wir, daß Locke seine versuchmäßige Beschreibung der Seelengeschäfte von des C. geborgt habe. Sogar den Corneille und den Bourdaloue soll des C. geleitet ha-

den. Von den Verfolgungen, die des C. in Holland ausgeſtanden habe; die können wir nicht finden. Was bewog ihn, daſelbſt zu bleiben? iſt jemals ſeine Perſon angegriffen worden? haben ihm die Proteſtanten die letzte Ehre verſagt, die Paris ihm verſagt hat? Alles, was er litt, litt er an ſeinen Büchern, und hier widerfuhr ihm nicht mehr, und nicht ſo viel, als andern, die eingewurzelte Vorurtheile angegriffen haben. So glimpflich gieng man mit dem viel weniger anſtößigen Galilei nicht um. Des D. Vorurtheile koſteten ihm das Leben, er wollte im Seitenfieber ſich nicht die Ader öfnen laſſen. — —

Herr v. Haller ſagt an einem andern Orte von Descartes: Descartes kann wegen ſeiner Abhandlung *de methodo* zu den Verbeſſerern der Wiſſenſchaften, auch zu den Vermehrern der Wege gerechnet werden, die zur Berechnung der Gröſſen führen. Hingegen betrat er in der Naturlehre die Bahn der Muthmaſſungen, und bildete ſich eine Welt, wie ſie etwa aus ſeinen Elementen mechaniſch entſtehen könnte, ohne die geringſte Verſuche anzuſtellen, und er entſchuldigte dieſes durch den Mangel der dazu nöthigen Koſten. Sein von mehrern gerühmter Menſch, den er bildete, begreift faſt nicht ein wahres Wort. — — Wir wiſſen aus der Geſchichte, daß die Carteſianer ihren Gegnern weder an Haß noch an Verachtung etwas nachgegeben haben. (Gött. Anz. 1765. S. 132.)

Die Trostrede des Hrn. Thomas an den Entdecker neuer Wahrheiten gefällt uns sehr wohl. Nur möchten wir ihn nicht gerne mit einer Unsterblichkeit seines Namens trösten, die vermuthlich in seinem neuen Zustande ihm völlig gleichgültig seyn wird. (Gött. Anz. 1765. S. 1242.)

Albrechts von Haller

Wirkl. Präsidenten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, u. s.

Tagebuch

seiner

Beobachtungen

über

Schriftsteller und über sich selbst.

Zur Karakteristik der Philosophie und Religion dieses Mannes.

3616

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis 1880.

Zweyter Theil.

Bern, in der Hallerschen Buchhandlung, 1787.

Beurtheilungen und Auszüge

für die

philoſophiſche und ſchöne Litteratur.

Dritte Abtheilung.

XCVI.

Colbert. *)

1774. (S. 649. f.)

Sully's Verdienſt beſtund gröſtentheils darinn, daß er die Königl. Einkünfte von den Räubereyen der Hofleute zu retten, und ungeplündert in den Schatz zu leiten ſuchte. Colberts Vorzug war, neue Quellen von Einkünften auszufinden, und neue Arten von Induſtrie in Frankreich in Aufnahme zu bringen. Er munterte die Kaufleute durch Geſchenke und Ehrenbezeugungen auf, half den Manufakturen mit Beyſteuren, und ſetzet den Zins auf 5 vom Hundert herab. Ein Kornmangel, der gleich A. 1662. einfiel, erſchröckte ihn in der That zu ſehr, er wollte dem künftigen Mangel vorbeugen, verbot alle Ausfuhr des Getraides auf beſtändig, und ließ ſogar das Gedraide einer Provinz, nicht in die andere führen. Er hielt es auch in einem ſo niedrigen Preiße, daß 240 Pf. nie mehr als 13 bis 14 ietzige Franzöſiſche Pfund galten. Dieſer geringe Werth brachte, nebſt den Kriegen

*) Tableau du Miniſtre de Colbert. 1774.

den Ackerbau so sehr herunter, daß man hernach, noch A. 1774. und ohne Mißwachs, das Pfund Brod um 9 S. in Paris zahlen muste, und daß Frankreich viele Jahrelang sein Getraid guten Theils von den Fremden zu kaufen gezwungen war, auch die Theurung mehr als einmal Frankreich genöthiget hat, den Frieden zu suchen, wie A. 1709. und 1748. Hier gesteht Colberts Lobredner den Fehler seines Helden aufrichtig. In etwas half er dem Landmann, indem er die Ausfuhr des Fleisches durch eine Belohnung von 4, (jetzt fast 8 L.), für jede Tonne begünstigte. Aber Frankreich hat niemals viele Viehzucht gehabt. Der Minister schränkte indessen A. 1666. die Zahl der Klöster ein, und kaufte Dunkerke vom verschwenderischen Karl. Er warb auch seinem Könige Lobredner durch einige an fremde Gelehrte gegebene Besoldungen, die nicht lange ausbezahlt wurde. Er richtete verschiedene Akademien, und auch diejenige auf, die Frankreich zum grösten Ruhm gereicht, die Akademie der Wissenschaften. In beyden Indien richtete er eine Handlung, zwar durch ausschliessende Gesellschaften ein. Er belegte die eingeführten Waaren mit schweren Auflagen, beförderte hingegen die Ausfuhre, und zahlte 5 L. für jede Tonne eines neuen Schiffes; er suchte auch die Handlung nach der Ostsee in Aufnahme zu bringen, welches aber nicht zu Stande kam; glücklicher war er mit Marseille, dessen Handlung seit dem beträchtlich worden ist. Er

ließ beyde Seen vereinigen, und führte zahlreiche Pallääe auf. Ihm hat man die Tapeten aux Gobelins zu verdanken, und die groſſen gegoſſenen Spiegel. Vortrefflich war auch ſein Gedanke, die Mahlerey und die Bildhauerey mit einer Akademie zu beehren. Die Meiſterſchaften richtete er, und zwar mit ziemlichen Beſchwerden und monopoliſch ein, welches aber ſein Lobredner dadurch entſchuldigt, daß eben der Handwerksſtand den tugendhafteſten Theil der Nation ausmache. Er erbaute verſchiedene Seehäfen (an unrechte Orte, wie man ſagt, und vom übrigen Reiche zu ſehr abgeſchnitten.) Er gab Geſetze von allen Arten, umſchränkte die Ferberey und bald alle Künſte mit Königlichen Verordnungen, und führte Krankenhäuſer auf. Er unterſuchte die Mißbräuche in den Kammerſachen, und entdeckte 384 Millionen an falſchen ſogenannten Ordonnances de contant. Die Provinzen und die Gemeinen ſetzte er unter genaue Regeln, und ſchafte hingegen eine Menge unnöthiger Bedienten ab. Er ließ den Adel ſeine Vorrechte beweiſen, und nahm die angemaſſeten falſchen Vorzüge weg. Er zeigte bey der Provinz Montauban die Möglichkeit einer beſſern und beſtändigen Einrichtung der Grundſteuren, und verboth doch lang an dieſer Steuer die Kleider, das Bett, das Brod, die Pferde, oder die zum Ackerbau gebrauchten Ochſen wegzunehmen. Er ſetzte die Tailles von 50 auf 36 Millionen herunter, (weil der geſchwächte Ackerbau

nicht mehr tragen konnte.) Er verfiel auf die Accise oder Konsumtionssteur. Er verminderte die vielen aufgehäuften Auflagen, und die Einkünfte der Krone nahmen zu. Es wird gerühmt, er habe die Steuern auf den Wein erleichtert; es ist aber bekannt, daß sie noch jetzt unendlich vielfältig sind. Die Salzsteuern ließ er nicht wegnehmen, so hart sie sind. Er unternahm eine andere allemal harte Operation: er zog die veräusserten Königl. Kammergüter wieder ein. Die Einfuhr der Amerikanischen Früchte belästigte er mit nicht mehr als drey vom Hundert; er erlaubte auch die Waaren, die man wieder auszuführen gedachte, an gewissen Oertern, ohne Auflagen in Waarenhäusern niederzulegen. Die Zölle brachte er nicht in Ordnung, und blieb bey der höchst verderblichen Gewohnheit der allgemeinen Pachten; er nahm sich sogar der Finanzbedienten wider die Klagen des Volkes an. Aber die grossen Kriege, die Ludwig XIV. unternahm, und der Haß von ganz Europa, den er sich zuzog, hinderten den Colbert, die Lasten der Nation zu erleichtern; er beredete doch den König, zu Nimwegen einen Frieden zu schliessen, und scheute die Unkosten der grossen Feyerlichkeiten nicht, die der König nach diesem Frieden dem Volke gab. Er that also nicht alles mögliche Gute, aber doch viel Gutes, und verdiente den Haß des Volkes nicht, das ihn verfolgte. Die schimmernden Zeiten Ludwigs dauerten nicht länger, als Colberts Leben. Er hat

auch (in den Anmerkungen) die herrſchaftlichen Rechte verſchiedener Edeln unterdrückt, die ſie in der Stadt Paris beſaſſen. Im Jahr 1669. waren 442000 Webſtühle im Reiche, blos für die Wolle, und die ſeidenen Zeuge trugen 75 (ietzige) Millionen ein. Unrichtig wird hier geſagt, die Calviniſten haben die Kunſt, Kupfer zu verzinnen, in andere Länder gebracht; Frankreich hat kein Zinn, und iſt erſt neulich zum Blech machen gelangt. Er wollte doch ſich der Proteſtanten zur Japaniſchen Handlung bedienen, aber die Holländer vereitelten ſeine Bemühungen. Plötzlich bedeckte er alle Meere mit Flotten. Colbert vermehrte ſeinen eigenen Reichthum nicht; und bey allen ſeinen dem Reiche erwieſenen Gutthaten, wollte das Volk doch ſeine Leiche zerreiſſen; aber das war die Folge von der Pracht des Fürſten und ſeiner Kriege, die den Colbert zu beſchwerlichen Auflagen zwang. — (1774. Aug. S. 81.)

XCVII.

Voltaire der Reformator.

1774. (S. 1143.)

Unter dieſem Titel erſchien 1772. ein kleines Werk mit dem falſchen Druckorte Bern. Vermuthlich iſt es zu Kopenhagen, kurz nach Struenſees Unglück aufgeſetzt; und zweymal wird deutlich geſagt, der

Verfaſſer wohne im Norden, welches gegen Deutſchland von Bern nicht geſagt werden kann; ſo daß die Berniſchen Dorfpfarrer an allen dem Unfuge keinen Antheil haben können, deſſen der Verfaſſer ſich mag ſchuldig gemacht haben. Das kleine Werk iſt lebhaft geſchrieben, und ſein Verfaſſer war über die vielen Lobſprüche entrüſtet, die man, auch unter den Proteſtanten, dem Voltaire als dem Fürſprecher der Duldung, und er ſelbſt ſich als einem Reformator zulegt, der mehr gethan habe als Luther und Calvin. Jenes hat einige Wahrheit in ſich, nur daß freylich Voltaire zwar der Vertheidiger, aber nicht der Erfinder der Duldung ſeyn kann. Sie war das Werk der Nothwendigkeit, bey den aus verſchiedenen Religionen ſich vereinigenden niederländiſchen Staaten, ſie ſtieg unterm K. Wilhelm zur Vollkommenheit, ehe V. gebohren war. Die Sirvens hat er nicht gerettet, ſie entflohen, fanden bey der Republik Bern Schutz und Unterhalt, und indeſſen kam die Abſcheulichkeit der Calaſſiſchen Geſchichte an den Tag. Allzu ſichtbar iſt es, daß V. eigentlich die Duldung der Freygeiſter zur Abſicht hat, und wie in Swifts Johann dem guten Martin ſeinen Freybrief ſtehlen will. Ein Voltaire, der das alte Teſtament auf alle Weiſe verdächtig und ſelbſt lächerlich macht, der ſich nicht geſcheuet hat, des Heilandes Weiſſagungen als unerfüllt auszugeben; der das andere Leben blos als eine ehrliche Hypotheſe annimmt; der endlich in den

Briefen des L. Memmius die Spinozische Lehre blos mit der Verbesserung vorträgt, daß doch den der Ursache der Dinge ein Verstand wohnen müsse, kann unmöglich aus Eifer für die Protestanten die Duldung angerathen haben. Seine Reformation geht auch auf die allerbequemste Sittenlehre, die uns erlaubet, unsere Triebe zu vergnügen, fast nichts Böses an den Menschen findet, mit dem Laster im besten Verständniß lebt, und billigt, daß V. zu den unzüchtigsten Gedichten seine Gaben mißbraucht, die Schauspielerinnen und eine Pompadour besingt und verehrt, und fast nichts für verboten erkennt, als den von Voltaire zu tadeln. Und dieser Mann soll Luthern und Calvin vorgezogen werden, die von den äusserlichen Uebungen die Menschen wieder zur Besserung ihres Herzens, und zu Gott zurückgeführt haben. Er V. der hundert Bullen lieber annehmen, als sich in Gefahr setzen will; der öffentlich zu den allerabergläubigsten Lehren der römischen Kirche sich bekennt und unterzeichnet, und doch täglich der Offenbarung spottet; dessen Lehren gewiß in den Sitten der Menschen keine nützliche Revolution bewirkt haben. Die Grossen der Welt hat er freylich belustigt, und ihnen angenehme Stunden verursacht; das nennt aber unser Verfasser noch keinen Unterricht; und wie kann man dem Manne danken, der alles gethan hat, uns den einzigen wahren Trost im Leben und im Tode, die Zuflucht zu einem gnädigen und auf die Menschen

aufmerkſamen Gott zu entziehen? Unſer Ungenannte ſagt dieſe Dinge oder das Gleichgeltende derſelben mit vielem Feuer, und erkennt dabey nicht deutlich genug die vorzüglichen Gaben des Mannes, die man hochſchätzen und dennoch den Gebrauch bedauren kann, den er davon auch in ſeinem letzten Alter macht.

XCVIII.

Ueber die Erziehung in einem Freyſtaate.

1774 (S. 1235.)

Der Herr von Sauſſüre hat einen Vorſchlag zur Verbeſſerung der Genfer Schule gethan, die vielen Widerſpruch gefunden hat *). Einer der vornehmſten Vorwürfe iſt es, daß der Hr. von S. die todten Sprachen zu wenig, und auf die Naturgeſchichte und dergleichen Realwiſſenſchaften zu heftig gedrungen hat; und daß er eine Auferziehung für vornehmere Kinder entwerfe, und minder nöthige Studien auferlege. Herr S. unterſucht alſo was für Kenntniſſe überflüſſig genennt werden können, und findet unter denjenigen, die er vorſchreibt, keine dergleichen. Die Alterthümer und die Fabeln vertheidigt er durch die Nothwendigkeit dieſer Kenntniſſe, ohne welche man die alten Meiſterſtücke in den ſchönen Wiſſenſchaften nicht verſtehn kann. Die Kenntniß der natürlichen

*) Projet de réforme pour le Collège de Géneve, avec les éclairciſſements 1774.

Dinge iſt ja der Grund zu tauſenderley nützlichen Kenntniſſen in allen Wiſſenſchaften. Er will ſie überhaupt nicht nach der ſtrengen Lehrart, ſondern allein wie die königl Akademie zu Paris in ihrer Hiſtoire thut, auf eine populäre und faßliche Weiſe vorgetragen haben. Die Sprachen gedenkt er nicht auszuſchlieſſen; aber weit zieht er doch die Kenntniß der Dinge, der Kenntniß der Wörter vor. Man hat angerathen, für Künſtler und Handwerksleute eine beſondere Schule einzurichten, wo dann die todten Sprachen nicht würden gelehrt werden. Dieſer Gedanke gefällt dem Hrn. von S. in einer demokratiſchen Stadt nicht, wo man nicht genug ſorgen kann, zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der Bürger keinen Unterſchied zu machen. Ein Vater kann auch nicht ſo früh über die Beſtimmung der Lebensart ſeines Sohnes ſich entſchlieſſen, und er gewinnt unfehlbar dabey, wenn er eben in der gemeinſchaftlichen Schule durch die Erfahrung ſich überzeugen kann, zu welcher Art von Kenntniſſen ſein Sohn mehr Fähigkeit beſitze. Ein zu unſern Zeiten unerwarteter Einwurf iſt derjenige, man müſſe dem Volke nicht zu viel Licht beybringen; wozu man denn die Vorzüge der Sitten unſerer frommen Altväter mißbraucht. Hingegen findet der Herr von S. die Sitten ſeyen nicht im Verhältniſſe der beſſern Regierungsform, ſondern im Verhältniſſe des ausgebreiteten Lichtes gelinder worden. Die Liebe zur Freyheit wächſet mit dem Lichte

(auch bey den unter der Knechtſchaft ſchmachtenden Völkern), und die Kenntniſſe im Leſen und Schreiben und in der Geſchichte hindern weder den Britten noch den Helvetier ſeinen Acker vorzüglich wohl zu bauen. Zu Genf, wo das Volk die oberſte Macht beſitzt, iſt es noch billiger, es möglichſt zu erleuchten. Wenn aber der Herr von S. glaubt, ein erleuchtetes Volk werde unter einer guten Regierung ruhiger und zufriedener ſeyn, ſo müſſen wir ihm das Beyſpiel der Britten entgegen ſetzen, die bey der beſten, nach ihrer Meynung ſelber aller andern weit vorzuziehenden Regierungsform, unter dem tugendhafteſten Könige unzufrieden ſind. Selbſt in der Arzneywiſſenſchaft würde die Kenntniß einiger allgemeinen Räthe dem Volke heilſam ſeyn. Die Kenntniß der natürlichen Dinge unterdrücke langſam, aber am gewiſſeſten, die Macht des Aberglaubens. Die Kinder von bürgerlichen Geſchlechtern können zur Kenntniß natürlicher Dinge die ſechs Jahre anwenden, die zwiſchen den erſten Anfängen, und der Zeit verlaufen, vor welcher ſie zur Handarbeit nicht genugſame Kräfte beſitzen. Da viele andere Kinder todte Sprachen lernen; lernt der künftige Handwerksmann zeichnen, und allerley dergleichen Vorbereitungen zu Künſten. Ein anderer Einwurf. Die Schule würde zu zahlreich, und der Kinder zu viele werden, als daß man die Ordnung unter ihnen erhalten könnte. Dieſer Folge will der Herr von S. den unbedingten Gehorſam entgegen

ſetzen, mit welchem die Knaben ſich der Ordnung, und den Befehlen ihrer Vorgeſetzten unterwerfen ſollen (es iſt aber wirklich faſt unmöglich, eine ſehr große Anzahl von Knaben unter einer genugſamen Aufſicht zu halten).

XCIX.

Helvetius vom Menſchen.*)

1774. 3ug. (S. 1. f. S. 67.)

Wir haben dies Werk mit dem Verdruſſe geleſen; den ein jeder Freund des Guten empfinden muß, wenn er ſchädliche und den Grund aller Tugenden angreifende Bücher lieſt. Meine Grundſätze, ſagt H. in der Vorrede, zu beſtärken iſt meine Abſicht (eben die Lehre des Buches ſur l'esprit, die er ſchriftlich abgelegt und wie abgeſchworen hatte). Nur verbotene Bücher, ſagt er, ſagen die Wahrheit, die Erlaubten lügen. Die franzöſiſche Nation ſey die Verachtung von ganz Europa. Die Wiſſenſchaften verlieren ſich im Süden, durch die deſpotiſche Macht erdrückt, und ſteigen im Norden. Nach einer ziemlich langen Einleitung folgt das Werk ſelbſt. Die Tugenden und Gemüthsgaben ſeyen nicht eine Folge der Organiſation, ſondern des Unterrichts. Ein Unwiſſender ſey über den falſchen Gelehrten (den Glän-

*) De l'homme, de ſes facultés intellectuelles & de ſon éducation 2 Vol. *Amſterd.* ſous Londres.

bigen) eben ſo ſehr erhaben, als er hingegen nie-
driger als der witzige Mann ſey. Vor zehn Jahren
habe der Verfaſſer den Aberglauben zu Paris noch
nicht herrſchend gefunden, (herrſcht er denn jetzt?)
Von der Auferziehung. Der beſte Unterricht ſey das-
jenige, was uns der Meiſter nicht lehre. Das Un-
gefähr beſtimme oft das Schickſal und die Geſchick-
lichkeit der Menſchen, ſo ſey Vaucanſon ein Künſtler
in der Mechanik worden, weil man ihn als ein Kind
in ein Zimmer eingeſperret habe, da nichts als eine
Uhr war. Der Handſchuh des Hrn. von Malbo-
rough (eine Fabel); es war kein Wunder, daß
Anna die Whigs verließ, ſie war von Anbeginn den
Torries zugethan; ein Wunder war es, daß die Whigs
ſich ſo lange bey ihr erhalten konnten. Wider die
katholiſche Auferziehung: ſie widerſpreche ſich in allem
ſelber; aber H. vermiſcht alle Augenblicke mit der
römiſchen Kirche die chriſtliche, und beſchwert die
Letztere mit Zulagen, die nur die Erſte verdient. Die
Kirche, ſagt er, habe bey ihrem Anbeginn die Ge-
meinſchaft der Güter gelehrt, aber die Prieſter haben
ſich dieſe Güter zugeeignet. (Gewiß nicht die Apoſtel,
die dieſe Güter eigenen Helfern überlieſſen und ſich
von ihrer Handarbeit nährten). Es ſey unvernünf-
tig, die Leidenſchaften ausrotten zu wollen, die aller
Tugenden Quellen ſeyen. Der Widerſpruch zwiſchen
den Geſetzen und der Ehre, in Anſehung der Zwey-
kämpfe. Eben ſo ſehr widerſpreche man ſich, wenn
man

man den jungen Schönen die Keuſchheit predige, und dann Opernhäuſer baue, wo nichts als die Liebe beſungen und angeprieſen werde. Die Sittenlehre der römiſchen Kirche ſey eine Sammlung von Widerſprüchen, dieſe Kirche ſey bloß von Menſchen errichtet. Die wahre Religion ohne ein anderes Leben, ohne Pflichten gegen Gott, bloß die Pflichten gegen das geſellſchaftliche Leben. Anſtatt der Heiligen ſollte man den Sidney, und die Erfinder der Künſte verehren. Die römiſche Religion erſchöpfe den Staat. In F. belaufe ſich der Unterhalt der Prieſter täglich auf 200000 Thl. und ein Stück Landes, das 21 L. in dreyen Jahren trage, bezahle dem Prieſter 17 L. 10 S. Eine fröhliche Religion ehre Gott am beſten. Der Stolz und die Anhängigkeit an irdiſche Dinge ſey höchſt nöthig und heilſam. Der Barden Lieder ſeyen vortreffliche Werkzeuge geweſen zur Tugend aufzumuntern. In den Anmerkungen zum 1. Buche. Vom Nutzen der gelehrten Schriften. Endlich habe man dadurch den Miniſter gezwungen den Kornhandel frey zu machen (der es nicht iſt). Des Hrn. v. Saille Kritik der Franzoſen, ſie dürfen nicht denken, ihre Seele ſey ohne Nachdruck (energie.) Nirgends könne man einen wahrheitliebenden Geſchichtſchreiber finden, als in einem reformirten Lande. Die Schutzheiligen ſeyen wahre Fetiſchen. Die proteſtantiſchen Länder ſeyen allemal reicher und mächtiger Im II. Abſchnitt. Alle unſere Begriffe kom-

men von den Sinnen. Der Unterſchied im Witze verſchiedener Menſchen ſey bloß die Frucht der Auferziehung. Alle Wirkungen des Witzes beſtehen dennoch im Fühlen. Der Witz (Eſprit) ſey von der Seele unterſchieden, als die ſchon im Kinde da ſey, und nicht eher als im Tode verlaſſe, und zu welcher keine Gedanken nöthig ſeyen. Der gröſte Weiſe habe nicht mehr Seele als der geringſte Schriftſteller, wohin Hr. H. den Hrn. von Ponipignan zählt, und ihn einen Poliſſon nennt. Der Witz wirke indem er wechſelsweiſe und mit Aufmerkſamkeit den verſchiedenen Eindruck bemerke, den zwey Vorwürfe machen. Die Aufmerkſamkeit einer Maſchine. Die Worte: Denken, Miſſethat, und dergleichen ſeyen unbeſtimmt und ſchwankend. Die Empfindung ſey die einzige Quelle unſerer Thaten. Das Mitleiden hilft ſich ſelber zu Liebe dem Unglücklichen, deſſen Anblick ihm beſchwerlich iſt (auch wenn er abweſend wäre). Die Reue iſt auch körperlich, und die Verachtung unerträglich, weil wir uns dadurch von allen Wollüſten beraubt ſehen. Die Liebe der Eltern zu den Kindern, und hinwiederum, iſt weder ſo ſtark als man meint, noch ſo nützlich (eine Philoſophie, die uns abſcheulich vorkömmt). Der Geiz beruht auch nur auf der Begierde die Mittel zum Vergnügen zu beſitzen. Daß ein gutes Gedächtniß nichts zum Witze beytrage, und eben ſo wenig die Vollkommenheit in der Organiſation, vielmehr leide oft der Witz dabey. Die Luſt

macht auch den Witz nicht aus, und auch nicht die Nahrung, denn der Engländer ſey bey ſeiner Butter und ſeinem Rindfleiſch eben ſo witzig, unter einem neblichten Himmel, als der Spanier unter ſeinem trocknen Himmel und bey ſeinem Knoblauche. Wiederum hat auch die ungleiche Vollkommenheit der Sinne keinen Einfluß auf den Witz (hier ſtreitet Hr. H. unaufhörlich wider ſich ſelber). Der Witz wird aus dem Locke erklärt. Eine Vergleichung des Pabſts mit unſerm Heilande, in welcher Herr H. Jeſu Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Dennoch ſeyen in allen katholiſchen Ländern zwey oberſte Mächte, davon die eine beym Pabſte ſey. Der Wörter Bedeutung zu beſtimmen ſey niemand geſchickt, als der freye Britte. Diejenigen ſeyen keine Atheiſten, die die Bewegung als eine weſentliche Eigenſchaft der Materie anſehen; auch diejenigen nicht, die ſich keinen Begriff von Gott machen, denn das könne man nicht. (In dieſer höchſt anſtößigen Stelle ſpielt H. mit dem Worte Begriff. Wenn er ein Bild der Einbildung dadurch verſteht, ſo läßt ſich keines von Gott machen. Aber deswegen kennen wir dennoch viele Eigenſchaften Gottes, und können von ſeiner Weisheit, ſeiner Gerechtigkeit, ſeiner Ewigkeit, ſeiner Allmacht uns vergewiſſern, ohne daß Farben oder Gewichte in dieſe Vorſtellung kommen). Ein heftiger Ausfall wider die katholiſche Geiſtlichkeit, die ſich den Freygeiſtern widerſetzt. Die Ungleichheit im Witze komme von

der Kette der Begebenheiten, und von der Begierde sich zu unterrichten. Ein jeder neuer Begriff sey bloß ein Geschenk des Ungefährs, so sey es auch, was man Genie nenne. Nichts sey dem Staate schädlicher, als den Ehrgeiz zu unterdrücken. Der besondere Karakter des Menschen sey die Folge seiner ersten Gewohnheiten. Daß unter eben dem Himmel, eben das Volk nach den Umständen der Regierung sich selber unähnlich werde. Die heutigen Britten seyen vortrefliche Männer. Unter der K. Elisabeth seyen sie unbarmherzig, sklavisch, abergläubisch, ohne Künste und Industrie gewesen. (Unter eben der Königin, deren Seemänner und Minister die besten ihrer Art waren; unter welcher Shakespear, Spencer, Sidney und so viel andere grosse Männer lebten). Lang in den Ketten eines Despoten gehalten, werde der heftigste Mensch gezähmt, und folglich seyen Tugend und Laster die Folgen der Umstände. Eine hieher nicht gehörende Klage, über die Neider und die Kritik. Die Gerechtigkeit entstehe aus den Gesetzen, ohne dieselbe wäre keine. (Ein blosses Wortspiel; die Gesetze selber sind Aussprüche der Begriffe, die alle Menschen sich von der Gerechtigkeit machen, und es ist völlig unwahr, daß freye Barbaren nichts als die Stärke über sich erkennen). In allen Arten der Regierung sey das einzige Triebrad der Gemüther die Begierde zur Gewalt. Wider den Montesquieu. Die Tugend sey nicht der Grundtrieb in den Republiken, noch die

Ehre in den Monarchien. Eine heftige und ungerechte Satyre wider die Ariſtokratien. Venedig, Augſpurg, Nürnberg, Bern blühen unter derſelben, und andere Länder ſchmachten unter einer ungewiſſen tyranniſchen Demokratie, die keines Bürgers Ehre und Leben ſicher ſtellt. Und wie nichtig ſind die Vorzüge, die H. der Demokratie zuſchreibt. Die Würden ſeyen in derſelben der Lohn der Verdienſte. Wie widerſpricht nicht dieſes Lob ſo deutlich der Geſchichte von Rom, von Athen, von neuern demokratiſchen Republiken, denn Genf hat ſeinen blühenden Zuſtand der Ariſtokratie zu danken, die bey 150 Jahren gedauert hat. Unter einem recht böſen Fürſten werde alle Tugend aufhören. Das that ſie zu Rom nicht, that es auch nicht unter den Aſiatiſchen Deſpoten. Dann ferner, die beſte Vorbereitung zur Tugend ſey im Menſchen die Begierde zur Macht (ſie machte den Cäſar keuſch, gerecht und patriotiſch). Die Beſtrafung des unglücklichen holländiſchen Zeitungſchreibers mißfällt unſerm Verfaſſer ſehr, der allzu gern frey und ungehindert Fürſten und Prieſter tadeln möchte. Die Hofnarren ſeyen die letzten Weiſen geweſen, die man bey den Groſſen geduldet habe; ein übertriebenes bon mot. Wieder vom Neide. Die Wundärzte haben den F. Come verfolgt, ihn aus Frankreich zu verbannen getrachtet, und um einen verſiegelten Brief wider ihn angeſucht, der bloß von ungefähr abgeſchlagen worden ſey. Karl V. habe mit Wuth die Luthera-

ner verfolgt, (das that er wirklich nicht, ſein Interim bezeugt es). Wider die geiſtliche Intoleranz; heftig, wie man es denn wohl erwartet; Jeſus habe ſie nicht befohlen, und kein Feuer auf die Samariter wollen fallen laſſen. Ein in groben Ausdrücken verfaßter Ausfall über die vermeynten Verfolger des Rouſſeau. Wider die Polniſche Geiſtlichkeit, die ſich als verfolget anſieht, wenn ſie nicht verfolgen darf. Auf die Intoleranz der Geiſtlichen gründe ſich ihre Gröſſe. Eine merkwürdige Stelle, worinn H. zuerſt ſagt, nur eine intolerante Religion ſey von der Duldung auszuſchlieſſen, und dann die Proteſtanten warnt, die Religionsänderung ihrer Fürſten als den Weg zur Verfolgung anzuſehen. Ein Prieſter werde freylich noch in Preuſſen die Duldung lehren, aber in Frankreich ſchon als eine Ketzerey verſchreyen. Wie aus dem einzigen Grundtriebe der Empfindlichkeit alle Leidenſchaften entſtehen. Von der grauſamen Begegnung, die M. de la Chalotais wegen einiger ſpitzigen Ausdrücke gelitten habe. Von den Grauſamkeiten, die von den Katholiken wider die Waldenſer verübt worden. Für die Proteſtanten: ſie haben die Fürſten nicht bekriegt, ſie ſeyen von ihnen ermordet und bekriegt worden.

Der zweyte Band des dem Hrn. Helvetius zugeſchriebenen Werks de l'homme, de ſes facultés intellectuelles & de ſon education iſt von 756 S. Zuerſt behauptet Hr. H. wider den bekannten Bürger von Genf, die Ungleichheit des Witzes ſey von der

Auferziehung, und nicht von einem angebohrnen Unterſchiede herzuleiten. Das Talent iſt der Witz in einem einzigen Vorwurf vereiniget, oder eine groſſe Menge Begriffe über dieſen einzelnen Vorwurf. Die Gemühter ſeyen im Norden von den Gemüthern in Süden im Grund nicht unterſchieden. Der Menſch werde weder gut noch böſe gebohren, er werde beydes mit den Jahren. Die Sittenlehre ſey die Lehre der von den Menſchen erfundenen Mittel, erträglich mit einander zu leben. Wider den morale Senſe der Engländer. Die Menſchenliebe ſey nur die Erinnerung der Uebel, die man ſelbſt erfahren habe. Schon das Kind ſey ungerecht, wenn es genugſame Kräfte beſitze. Der Menſch ſey von Natur grauſam, weil er zu einem fleiſchfreſſenden Thiere geſchaffen ſey (das iſt er nicht. Von allen Thieren iſt der Bau ſeiner Zähne, Magen und Därme dem Pferde am ähnlichſten.) Rouſſeau mache wahre Anmerkungen, aber ſeine Grundſätze ſeyen faſt allemahl falſch. Umſtändlich wider das Lob das er der Unwiſſenheit giebt. Hr. H. hingegen verabſcheuet dieſelbe faſt gänzlich, und verbindet die Tugend durchaus mit der Wiſſenſchaft. Jemehr verſchiedene Begierden der Menſch habe, je ſchwächer ſind ſie, und dieſe Verſchiedenheit verſchafft die Wiſſenſchaft. Auch lernen alle Völker, ſagt der V. die Unwiſſenheit verachten. Die Wiſſenſchaften blühen freylich kurz vor dem Verfalle eines Reiches (mit dem Frieden und Reichthum.) Ein Ausfall

auf die Gelehrten, die den Urheber der despotischen Gewalt, den C. v. Richelieu, erheben. Der erste Despote beschütze die Wissenschaften, aber die nunmehr befestigten Despoten unterdrücken sie. Im Norden habe man eben so eine lebhafte Einbildungskraft, wie man an Ossian sehe. Zu Venedig erhalte die Oligokratie die Menschen in der Unwissenheit, auch sey diese Nation die verdorbenste unter der Sonne. Wider die Liebe; sie sey, wenn sie zum vornehmsten Geschäfte werde, allemal ein Laster. Jemehr Wissenschaft ein Volk besitze, je tugendhafter, tapferer und glücklicher sey es, wovon H. die Britten zum Beweise anführt. Die Regierungsform zwinge einen jeden Britten, seinen Verstand aufzuklären. Die Unwissenheit mache ein Volk böse und unglücklich. Vom Luxus und zu dessen Vortheil, weil die Geister der Menschen in Bewegung zu bringen, Belohnungen nöthig seyen, und das Vergnügen sey eine Belohnung. Die elendeste Nation sey diejenige, in welcher die Mächtigen der Untergebenen Feinde seyen. Kein Staat könne bestehen, wo die Grossen nicht von den Geringen, so wie diese von den Grossen abhängen. Eine Muthmassung, wie die Völkerschaften entstanden seyen. Die Macht der Fürsten habe zugenommen, so wie das Volk zahlreich und vermögend worden sey (oft gerade das Gegentheil, wie in Engelland.) Die erste Auflage ist das Mittel, wodurch der Fürst das Volk unterjocht hat, bis es alle Empfindung der

Freyheit verliert. Aber alsdann geht der Staat zu Grunde. Die despotische Herrschaft sey des Staats abnehmendes Alter, so wie die Republik die Jugend. Eine Nation könne zu volkreich seyn, daher seyen gewisse Gesetze entstanden, die man dem Minos zuschreibt, und die uns erst in den verdorbensten Zeiten scheinen entstanden zu seyn; wenigstens hat Homer von diesen Greueln keine Spur. Ein zahlreiches Volk müsse sich vorstellen lassen, aber die Leute, die das Volk vorstellen, nehmen an der Gewalt nach der Natur der Dinge immer zu, bis ihre Macht unumschränkt sey. Von einem Volk, das kein Geld habe, es habe auch keine Tyrannen, wenn es erleuchtet sey (das ist ohne Geld schwer.) Wiederum für den Luxus, eine Menge von Prachtkünsten würden mit demselben aus Frankreich fliehn, wenn man ihn verbannete. Wie Hume, meynt Hr. H. bey einer reichen Nation würde die Arbeit so theuer, daß sie den Preis gegen die arme Nationen nicht halten könnte, und ihr Reichthum abnehmen müsse. (Wir haben schon oft gezeigt, daß das Gegentheil wahr sey, und die Manufakturen in einem armen Lande theuerre seyn. Niemand kann den Preis gegen England, in vielen Waaren, zumahl Eisenwaaren halten, in andern nicht gegen Holland und Frankreich). Ein nach des Verfassers Gewohnheit grober Ausfall auf diejenigen, die die Pracht misbilligen. (Durch sie verarmte doch das mächtige Rom durch die Menge

der Prachtwaaren, die es aus Indien zog, und die es mit ſeinem Silber erkaufen mußte.) Ein anderer Ausfall auf die Engländer; ſie ſeyen aufgeheitert, ſeyen aber in der Sittenlehre und der Politik nicht ſo gründlich, als ſie ſeyn ſollten, die Franzoſen graben tiefer, eben die unwiſſenden, der deſpotiſchen Gewalt unterworfenen Franzoſen, die H. anderwärts nicht gering genug machen kann. Die Herrſchaft der Pracht erkenne man an den reichen Waaren, und an eben denſelben die Ungleichheit in dem Vermögen der Bürger. Wider die Religion, ſie thue keine Wirkung auf die Sitten der Völker; hier, wie anderswo verwirrt H. die römiſche Religion mit der Religion überhaupt. Man ſehe wenige Titus, Trajanen und Antoninen mehr. (Wir hingegen glauben, die meiſten chriſtlichen Könige herrſchen mild, gerecht und und menſchenliebend, man kann aber ſie nicht gegen Ungeheuer vergleichen, wie man bey den Römern that. Wir können keinen dieſer Kayſer, der dem Alfred gleich gekommen ſey.) Die Religion ſey nicht Tugend; ſie, die die reineſte Tugend mit den dringendſten Gründen von den Menſchen fordert. Alle Religionen haben die Fackeln der Intoleranz angezündet (eine wahre Verleumdung.) Die Geiſtlichkeit ſey der geſetzgebenden Macht weſentlich entgegen (immer in der Römiſchen Kirche allein) von ihr kommen die kanoniſchen Rechte, (ſie kommen vom römiſchen Hofe.) Die Religion lehre entweder was die natürlichen Geſetze, und ſey alſo überflüßig, oder etwas anderes

und ſey ſchädlich. Der offenbare Trugſchluß des Ormars. Nicht die Religion, ſondern die ſcharfen Geſetze halten das Laſter zurück. Eine abſcheuliche Nachrede, die Religion predige das Laſter, weil ſie den Verurtheilten die Seligkeit verſpreche. Wider die Jeſuiten. Aber dennoch haben ſie nichts gelehrt, als was die (Römiſche) Kirche lehre, und die Ermordung der Tyrannen erlaube auch S. Thomas (aber auch die unter dem Rechte der Natur ſtehenden Heyden zu Athen und Rom.) Es wäre nützlich, die Verfaſſung und die Geſchichte aller Mönchsorden zu kennen, und daraus könnte man von den Mitteln urtheilen, einer Klaſſe von Menſchen aufzuhelfen. Alle Gröſſe von Engelland komme von fünf Geſetzen, worunter H. die Freyheit der Preſſe rechnet. Von der Glückſeligkeit einer Nation; ſie ſey glückſelig zu nennen, wenn ein jeder Bürger mit einer achtſtündigen Arbeit ſein Haus unterhalten könne. (Die Landleute müſſen wegen der Natur des Landbaues mehr und oft zwölf Stunden arbeiten, und aus ihnen beſteht der gröſſere Theil der Nation.) Von dem Vergnügen. Dahin müſſe man das vorgeſehene Vergnügen rechnen, das mich bey meiner Arbeit aufmuntre, weil ich es als den Preis derſelben anſehe. Das Unglück der Nationen komme von den unvollkommenen Geſetzen, und von der ungleichen Vertheilung der Güter her. Der Müßiggang ſey die Quelle der meiſten Bedürfniſſe, der Buhlerey, ſelbſt ehemahls des rit-

terlichen Lebens. Zum Erhabenen gehöre allemal eine Empfindung eines innern Schreckens (gerade das Widerspiel, das Erhabenste beruht auf der Vergewisserung unserer Uebermacht wider alle Gefahren und Uebel.) Vieles von der Schreibart, der Dichtkunst, dem Vermögen abzuziehen ꝛc. Die Unauflöslichkeit der Ehen sey der Vernunft zuwider. Dem Hr. H. gefällt die heilsame Verordnung die Hurerey zu erlauben, und die Kinder auf Unkosten des Staats zu erziehen. Es sey schwer, eine gute Gesetzgebung zu entwerfen, auch entwirft H. H keine. Die entdeckte Wahrheit (der Unglaube) störe die Staaten nicht. (So heftige Eiferer wie H. und V. würden verfolgen, und allenfalls hinrichten, wo sie die Macht hätten. Der letztere hat wenigstens alles gethan den Freunden der Religion zu schaden, was in seinem Vermögen war). Ein grosses Lob der Druckfreyheit. Ein bitterer Ausfall wider die Ungerechtigkeit bey Bestrafung der Erbsünde. (Alles ist dennoch ein Wortstreit. Wenn ein Vater ungesund ist, und seine Krankheiten zu seinen Kindern übergehen, so sterben dieselben zwar an diesen Krankheiten, die ihre eigene geworden sind, aber die Quelle war doch beym Vater, und so sind wir in Adam gestorben.) Wie die Mönche (nicht die Religion) ihre lasterhaften Gutthäter verherrlicht haben, als den blutdürstigen Clovis, den Rebellen Pipin. Von Karls des Grossen Lastern. M. Riviere habe doch zu viel von

der Kenntniß gehofft. Man opfere gar zu oft das entfernte Gute dem nahen Vergnügen auf. Die Urſachen, warum man in der Römiſchen Kirche die Schändlichkeit der päbſtlichen Einrichtung nicht einſehe, die doch nothwendig die Reiche zerſtören müſſe; daß ſie fanatiſche Hände gegen das Leben der Fürſten wafne', und daß eine intolerante Religion nothwendig den Königsmord lehren müſſe. Von ihr werden in Frankreich die Geſetze und die Parlemente geſtürzt werden. Die (römiſche) Kirche wiſſe zu unbequemen Zeiten ihre Anſprüche ſchlafen zu laſſen, und zu gelegenern aufzuwecken. Wie ſie dann in Frankreich Könige haben geiſſeln laſſen. Die Geiſtlichen ſeyen die Werkzeuge des Arimanes und die Philoſophen des Oromasdes (des guten Gottes den ſie nicht glauben.) Alle Religionen ſolle man dulden und nur die nicht, die ſelber nicht dulden. Alles beruht, ſagt endlich Hr. H. auf der Erziehung, und nun räth er auch etwas dahin Abzweckendes an. England bringe wenige gute Werke über die Sittenlehre und Staatskunſt hervor, das ſey eine Frucht der allgemeinen Glückſeeligkeit. Die üble Auferziehung der Fürſten; ſelten ſey der Fürſt würdig König zu ſeyn, wenn er zum Könige gebohren iſt. Die öffentliche Auferziehung ſey beſſer. Ein Entwurf der Sittenlehre. Wie ein Kind ſie lernen ſolle (ohne Gott und zweytes Leben, blos auf das Gefühl gegründet.) Das Geſetz: thue andern nicht u. ſ. f. ſeye nur ein kleines Geſetz für Haushaltungen. (Es wäre für Könige und

Staaten.) Daß kein Prieſter mit der Auferziehung ſich befaſſen ſolle. Ein Heiliger habe keine Aehnlichkeit mit einem tugendhaften Bürger. Freylich könne man unter einer deſpotiſchen Regierung einem Kinde keine rechte Auferziehung geben.

C.

Die Kunſt zu beobachten.

Von J. Senebier.

1775. (S. 419..)

Der Verfaſſer iſt ein junger Mann, der eben nicht ſelbſt viele Wahrnehmungen angeſtellet, aber ſeinen Bonnet und andere neuere fleißig geleſen hat; wir könten wünſchen, daß er unter den Quellen die Interpretation de la nature weggelaſſen hätte die gewiß eine ganz andre Abſicht hat, als uns Wahrnehmen zu lehren. Er hat der harlemiſchen Geſellſchaft ſeine Gedanken, als eine Preißſchrift zugeſchickt, ſie iſt auch in den Abhandlungen derſelben abgedruckt, hier aber umgearbeitet und erweitert. Gleich Anfangs zieht, er als ein wahrer Lobredner, die Wahrnehmung dem Verſuche vor. Wir finden einen ſehr groſſen Unterſchied zwiſchen beyden; keine Wahrnehmung würde jemals uns dasjenige lernen können, was uns der Verſuch lehrt. Hätte Harvey nicht die Adern gebunden und die Natur zum Antworten gezwungen, hätte Newton nicht durch die feinſten Verſuche das Licht geſpalten, ſo wäre

weder der Kreislauf, noch die Entſtehung der Farben aus dem Lichte jemahls bekannt worden. Hr. S. verirrt ſich hier in ſo weit, daß er ſo gar die Verſuche verwirft. Sie ſeyen oft irrig ſagt er, und noch öfter zwifelhaft; wie oft ſind es nicht die Wahrnehmungen, und wie behutſam muß man ſeyn, wenn man die Nachrichten vom Ausgange derſelben zum Grunde eines Beweiſes legen will. Die Erforderniſſe zur Wahrnehmung, le genie, wo wir uns mit der Aufmerkſamkeit und Induſtrie begnügt hätten. Die Wiſſenſchaft. Hr. S. bedauert hier, daß ein Schiffbruch uns die Handſchriften des Ritters v. Jaucourt beraubt, und der Phyſiologie einen groſſen Verluſt verurſacht habe. Wie ſchwer es ſey, bey verwickelten Wahrnehmungen, die viele Urſachen haben, die wahren zu unterſcheiden. Dalembert habe erkannt, daß die Hydrodynamik die Geſchwindigkeit des Blutes nicht erklären könne, weil das Spiel der Nerven, und die Schnellkraft der Gefäſſe, durch die allgemeinen Geſetze des Gewichts und der Bewegung nicht erklärt werden können. Der Wahrnehmer ſoll zweifeln, ſoll ſeine Kunſt, wie billig, verſtehn. Die Araber ſeyen zu den Wahrnehmungen untüchtig geweſen (doch etwas zu hart.) Was man beobachten ſolle? Alles, auch das geringſte, wenn es nur neu iſt (und eben ſowohl dasjenige, das man ſchon vor bekannt anſieht, und woran man oft viel Irriges findet.) Man ſollte ſeltene Vorfälle, Mißgeburten und Zwitter fleißig beobachten. Man ſolle methodiſch wahrnehmen,

und einen Zweck vor sich haben, und die Mittel alsdenn anwenden, die zu diesem Zwecke dienen. (Hier auch sonst oft verfällt Herr S. in das Gebiet der Versuche; denn die Mysterien reizen ist ein Versuch). Der Gebrauch eines jeden Sinnes. Eine vermuthlich falsche Nachricht, daß der spanische Wein auf dem hohen Berge auf Tenerissa seinen Geschmack verliere (auf den noch höheren Alpen schmeckt er den reisenden Einwohnern sehr gut). Die Werkzeuge. Die nothwendige Kenntniß der Mechanik. Die Geschicklichkeit, wie sich die Nymphen aus ihren Hülsen entwickeln, habe Reaumur zuerst wahrgenommen (allerdings Swammerdam). Die Geduld, das Nothwendige zu wiederholen; eine unentbehrliche Vorsicht bey Versuchen und Wahrnehmungen; die Aufmerksamkeit und genaue Sorgfalt; und hier würden wir wiederum den Hrn. Toaldo nicht zum Muster geben; denn eine Eigenschaft mangelt ihm, die auch Hr. S. vergißt, und ohne die alle Wahrnehmungen verdächtig sind: die Unpartheylichkeit. Es gebe vortrefliche Männer, die mit ihren Handschriften ihre Wahrnehmungen in Vergessenheit fallen lassen. Die Verschiedenheit wie Wahrnehmungen angestellt werden. Wie man die Glaubwürdigkeit der Wahrnehmung in eine Schätzung bringen könne. Einige unrichtige Wahrnehmungen, darunter die durchs Glas dringenden elektrischen Ausdünstungen. Von der Entstehung der Bienenkönigin aus einer gemeinen Bienenmade, die

Herr

Herr S. für gewiß annimmt. Dieſer Band iſt von 242 Seiten.

Der zweyte Theil iſt 324 Seiten ſtark. Man ſolle nicht heimlich noch neidiſch ſeyn, wie Leeuwenhoek, man ſoll ſeine üblen Erfolge (weder in den Verſuchen) ſowohl anzeigen, als die erwünſchten, und den Leſer in den Stand ſetzen, über die Völligkeit des Zutrauens zu urtheilen, das man zu einer Wahrnehmung haben könne. Die Beſchreibung. Wie man die Wahrnehmungen, wie der Herr v. Haller, ſynthetiſch zuerſt vortragen, und das dadurch Erwieſene alsdenn analytiſch zur Lehre machen ſolle. Die Beſchreibungen ſollen nicht zu übermäßig lang und umſtändlich ſeyn. Albinus wird gerühmt, weil er ſein Gerippe habe abmahlen laſſen, als wenn er 40 Schritt weit geſehen hätte (man würde einen ſehr ungenauen Begriff vom Gerippe haben, und ſeine kleinen Theile niemals kennen, wenn man es von einer ſolchen Entfernung anſähe). Die Definitionen, die Klaſſifikationen, die Herr S. für höchſt unnütz erklärt (ohne die dennoch es unmöglich wäre, zum Exempel die Kräuter kennen zu lernen). Wie aus den Wahrnehmungen man lernen könne, die Natur auszulegen, die Urſachen durch ihre Wirkungen zu entdecken, die Phänomenen zu erklären, wo Herr S. Newtons Regeln wiederholt. Wie allgemeine Grundſätze feſt zu ſetzen ſeyen. Die Kraft der Induktion, wo wiederum Herr S. einen bekannten Ir-

thum anpreiſet; er rühmt nemlich den la Peyronie, daß er durch die Ausſchlieſſung den Siz der Seele im groſſen Hirnbalken feſtgeſetzet habe. Die Analogie. Die allgemeinen Geſetze. Hat in der That der gute Commerſon zwanzig tauſend neue Gewächſe entdeckt? Wie man ſich zu hüten habe, aus einzelnen Wahrnehmungen nicht allzu allgemeine Schlüſſe zu machen. Hier verfällt Hr. S. auf einen Abweg; er will denjenigen nicht für einen Wahrnehmer erkennen, der einen einzigen Körper genau beobachtet habe. Man müſſe die einzelnen Fälle in Gattungen vereinigen, und die allgemeinen Geſetze aus den einzelnen Wahrnehmungen zuſammentragen. Dieſes iſt ein Nutzen der Wahrnehmung, nicht aber das Weſen. Eine Schutzſchrift für die Hypotheſen; Newton habe ſich derſelben nicht enthalten. Die Kennzeichen einer guten Hypotheſe. Halley wird ſehr gerühmt, wegen des entdeckten Urſprungs der Quellen. Die Wahrſcheinlichkeit einer Hypotheſe ſey wie die Zahl der Phänomenen, die durch dieſelbe erklärt werden. Die analytiſche Lehrart (die analytiſchen Bejahungen müſſen bloß die Sammlungen einzelner Wahrnehmungen, oder doch die allerunmittelbarſten Folgen derſelben ſeyn). Allerley Mittel, Wahrnehmungen zu machen, darunter die Reiſen; wiewohl die meiſten Reiſenden keinen Glauben verdienen. Endlich der groſſe Einfluß, den die Wahrnehmungen auf die Wiſſenſchaften und auf die Künſte haben, die

wie ihre Geſchöpfe ſeyen. Hier überſchreitet Hr. S. wiederum ſeine Schranken, er ſagt dem Spalanzani nach, daß er die gelbe Farbe im Blute nicht entdeckt habe, komme davon, deß er ſich des zurückgeſchickten Lichtes und nicht der Lieberkühnſchen Linie bedient habe. Unſichtbar iſt dieſer Unterſchied der Stellung nicht die Urſache, warum Sp. einige Dinge anders als der Herr von H. geſehn hat, denn dieſer hat mit dem Lieberkühniſchen Tiſche die rothe Farbe der einzeln laufenden Kügelchen des Blutes, und die gelbe Farbe ganzer Haufen in dem geſchwächten Thiere geſehn; und es iſt ſchwer zu ſagen, warum Herr S. niemals ſolche geſchwächte Thiere vor ſich gehabt habe. Die Wiſſenſchaften, denen die Wahrnehmungen dienen, auch die geoffenbarte Gottesgelahrtheit. Etwas zum Beweiſe des groſſen Einfluſſes des Climates; ſelbſt auf die Sprache; die vielen Mitlauter und die Aſpirationen der nordiſchen Sprachen, kommen von der Kälte her, die das Werkzeug der Stimme zuſammenziehe und ſtumpf mache (engourdit,) aber man kann der ruſſiſchen Sprache die Aſpiration nicht vorrücken, und nicht einmal die vielen Mitlauter, die ziſchenden ausgenommen.

CI.

Rouſſeau.

1775. (S. 463. f.)

I. *J. Rouſſeau juſtifié envers ſa patrie . . . & pluſieurs lettres de cet homme célébre qui n'ont point encore paru.* Der Sammler iſt ein warmer Freund des bekannten Verfaſſers des Emile und der Heloiſe. Der Herausgeber geſteht ſelbſt, dieſer Sammler ſey von einem Partheygeiſt nicht rein; und ganz im Anfange ſagt dieſer Sammler von dem Feinde der Offenbarung und der Obrigkeiten: Rouſſeau ſey odieux aux faux devots & aux tirans; er, der Sammler der Briefe und der Geſchichte, habe in den Schriften des R. geſehen, daß er weder der Religion, noch der Ordnung im geſellſchaftlichen Weſen, noch dem Glücke ſeiner Vaterſtadt zuwider gehandelt habe. Er erzählt dann die Geſchichte des Mannes von der Zeit an, da er von der römiſchen Kirche, in die er übergetreten war, wieder in die Gemeinſchaft der Reformirten gekehrt iſt. Er rühmt gar ſehr am Verfaſſer einiger ſcherzhaften Schauſpiele den Eifer, mit welchem er auch ſich der Einführung einer Schaubühne zu Genf widerſetzt habe. Die Bekehrung des Rouſſeau, und ſeine Verlaſſung der römiſchen Religion, war auch ſo ernſtlich, daß er unter dem Namen des Vicaire de Savoie die Wunder Jeſu, ſeine Geſchichte

und die Offenbarung, mit allen Kräften ſeiner lebhaften Einbildung und ſeiner kernhaften Schreibart angrif. In Frankreich verurtheilte man dieſe Schrift. Zu Genf ſchämte man ſich, minder für die Offenbarung gegen einen Bürger zu thun, als man in Frankreich gegen einen Fremden gethan hatte; man foderte den abweſenden Rouſſeau zur Verantwortung auf; dieſes Vorladen aber geſchieht nach den dortigen Geſetzen, mit der Formel, der Angeklagte ſoll in Verhaft genommen werden; ein Befehl, deſſen der Vorgeladene ſich dann entledigen und zur Verantwortung gelangen kann, wenn er ſich einfindet. Dieſe allgemeine Formel nahm Rouſſeau ſehr übel auf; er beklagte ſich darüber, als wenn das Geſetz wider ihn gemacht worden wäre, und ſprach davon als von einer Infamie, die es nicht iſt. Zuerſt zürnte er, daß die Bürgerſchaft keine Vorſtellungen wegen des ihm angethanen Unrechts that, und dann bedauerte er, daß ſie es thaten. Hierinn folgte er dem Beyſpiele ſeines Sokrates nicht, der ſich der Gewalt der Geſetze unterwarf. Er ſchrieb indeſſen den Contrat ſocial, der zwar alle Regierung überhaupt, aber insbeſondere die ariſtokratiſche umzuſtürzen zur Abſicht hat; er erweckte zu Neufchatel allerley Unruhen, und ſetzte dem Eifer der Geiſtlichen des Königes Schutz entgegen, bis ſich der Pöbel erinnerte, daß, nach dem Rouſſeau, die oberſte Macht unveränderlich in ſeinen Händen iſt, ihn zu verfolgen anfieng, und nöthigte, ins Berniſche

zu ſtehen. Dieſe Republik hatte ſeinen Emile verdammen laſſen. Sie konnte ſeinen Contrat ſocial nicht anders als für ein Buch anſehn, das alle Ruhe aus der Geſellſchaft verbannte. Sie ließ ihm befehlen, ihre Lande zu meiden. Mit einer Ironie über die enaen Schranken ihres Gebietes, rettete er ſich zwey Stunden weit nach Biel, und dann nach andern Ländern. Er erweckte durch ſeine Antwort an den Erzbiſchof von Paris, und durch ſeine lettres ecrites de la montagne, noch mehr Mißvergnügen; in deren letztern er das Volk zu Genf wider die Regierung aufmahnte, und nur allzu glücklich war eine gefährliche Gährung zu erwecken, die zum Umſturz der alten Regierungsform ausgeſchlagen iſt. Er ſagte ſich demnach als mißhandelt vom Bürgerrechte zu Genf feyerlich los, und ſchrieb einen ſehr heftigen Brief an einen ſeiner beſten Freunde, worinn er ſich äuſſerte, er würde dieſen letzten Schritt nicht gethan haben, wenn auch nur fünf oder ſechs Bürger wider das ihm angethane Unrecht vorgeſtellt hätten; und dieſen Brief will der Sammler dahin brauchen, R. habe keine Unruhen gewünſcht! Da die Gährung ſchon in ihrer Stärke war, mißbilligte er freylich vieles an den Repräſentanten, war geneigt den Vorſchlag des Raths anzunehmen, beklagte ſich über ſeine Freunde, daß ſie ihn verlaſſen hätten, und verſchwur mit einem Eide, jemals wieder nach Genf zu kommen. Aus allem erhellet, daß in ſeinen öffentlichen Schriften

Rouſſeau beharrlich die Offenbarung angegriffen, die demokratiſchen Grundſätze bis zu dem äuſſerſten Widerſinn getrieben, und das Volk in die Macht geſetzt hat, auch ohne gegebnen Anlaß, den König oder den Rath allemal zu ſtürzen, ſo oft es ihm beliebt hat; daß er auch durch ſeine Schriften eine der vornehmſten Urſachen der letzten Unruhen in ſeinem Vaterlande geweſen iſt. In den hier abgedruckten Briefen finden wir ſeine angebohrne Unbeſtändigkeit, ſeine Klagen über Freunde und Feinde, und ein allzu ſpätes Bedauren über die ſchädlichen Früchte ſeiner Aufhetzungen wider den Rath.

CII.

Die Troubadours, *)

Von Hrn. Curne de St. Palaye;

(herausgegeben von Millot. **)

1775. (S. 499.)

Man iſt gewiß beyden dem Hrn. Sammler als dem Herausgeber für die höchſt unangenehme Mühe Dank ſchuldig, mit welcher ſie dieſe veralterten, oft faſt

*) Troubadour war eigentlich ein Dichter, ſehr oft ein Ritter, auch wohl ein groſſer Herr, und ſogar ein König; Jongleur hieß ein Sänger, der die Gedichte des Troubadours abſang, und ſich damit ernährte. Dieſe poetiſchen Schwärmer blüheten in dem Zeitraume 1050 — bis faſt 1500.

**) Hiſt. litter. des Troubadours. 3 vol. 1774.

unverſtändlichen, und gröſtentheils unbedeutenden Ueberreſte der Ritterzeiten durchgeleſen haben; wir hätten nicht zu zwanzig Seiten Geduld gehabt, ſo unerträglich widerſinnig kindiſch aufgeblaſen und faſt meiſterhoriſch ſind durchgehends dieſe Troubadeurs; der Entrüſtung zu geſchweigen, den ihre unzüchtige Frechheiten, und die höchſt verderbene Sittenlehre vieler derſelben erwecken müſſen. Die Arbeit des Hrn. M. hat auch nicht gehindert, daß das vor uns liegende Buch nicht ſehr trocken, und für weit die meiſten Leſer völlig gleichgültig geblieben ſey. Die kleinen hiſtoriſchen Umſtände alter Geſchlechter ſind für ſehr wenige Leſer intereſſant, und das einzige, was noch die Troubadours leidlich macht, iſt die Schilderung der Sitten des 14ten und des folgenden Jahrhunderts. So wenig als die Homeriſchen Helden ſich Liebe und Hochachtung erwerben, ſo wenig gewinnen auch die Ritter dabey, daß ſie bekannt werden. Ihre Liebe war nur allzu oft nichts weniger als platoniſch, ihre Verſchwendung hielt ſie in beſtändigem Mangel, und zwang ſie durch die unanſtändigſten Mittel, die nöthigen Gelder zu ſuchen, womit ſie ihre Pracht beſtreiten konnten; ſelbſt der Straſſenraub war ihnen nicht zu niedrig. Ihre Religion war der elendeſte Aberglauben, und beſtund mehrentheils in einem Kreuzzuge, und in der Unterwerfung unter alle Befehle Roms. Hin und wieder treten doch Leute unter dieſen Dichtern auf, die den Verfolgungs-

geiſt, die Pracht und das Wohlleben der Geiſtlichkeit mißbilligen. Die Dichtkunſt ſelbſt zeigt uns Hr. M. nicht, er giebt lauter Auszüge in ungebundener Rede; ſie iſt aber, wie wir aus verſchiedenen abgedruckten Urkunden wiſſen, gezwungen, mehrentheils wäſſericht, doch oft ſchwülſtig, und durchgehends monotoniſch. Wir haben in demjenigen, was wir ſonſt geleſen, nicht einmal die Natur der ſchwäbiſchen Minneſänger gefunden. Mehrentheils ſind es übertriebene Lobſprüche ihrer Schönen, dann auch giftige und grobe Scheltwörter wider ihre Feinde, und ſehr oft die unanſtändigſten Lobeserhebungen der eigenen Vorzüge des Dichters. Der Nationalſtolz verleitet den Hrn. M. gar ſehr, wenn er glaubt, dieſe ſo ſpät entſtandenen Troubadours ſeyen die Quelle aller heutigen Poeſie. Lange vorher hatte der Nord ſeine, ein wirkliches Amt verſehende Hofdichter, ſeine Skalden und Barden. Lange vorher hatte Oſſian unnachahmlich geſungen; auch Deutſchland hatte gedichtet und gereimt. Das geben wir zu, Petrarcha möge die T. vor Augen gehabt haben, obwohl dieſelben zu ſeinen Zeiten in die gröſte Verachtung geſunken waren, obwohl ſeine ganze Manier unendlich polirter und reiner iſt.

CIII.

Theorie der ſchönen Künſte. *)

Zweyter Theil.

Von J. G. Sulzer.

1775. (S. 625.)

Wir werden nur in demjenigen Fache des, Hrn. Verfaſſers Gedanken anzeigen, in welchem wir einiges Licht haben, da der ſogenannte Recenſent weder in der Muſik noch in der Baukunſt ſich ſelber einige Kenntniß zutrauet. Jene die muſikaliſchen Abſchnitte, hat Herr Kirnberger mit ſeinem Beyſtande und mit wichtigen Anmerkungen bereichert. Den ſpielenden und ſcherzenden Witz ſchäzt ſonſt, ſelbſt in der Vorrede, Hr. S. zwar hoch, glaubt aber dennoch, die ſchönen Künſte haben eine höhere Abſicht, und ihre Würde borgen ſie von ernſthaften Werken her. Von der dramatiſchen Würde der kalten und unerſchütterlichen Karaktere; die lerne man am beſten beym Xenophon, beym Aeſchines, und bey den Stoikern kennen und ausdrücken. Ernſthafte Dichter verehre man als Lehrer und Väter, bloß witzige könne man als jüngere Brüder lieben. Knoten; derjenige der die Verwickelung in der Ilias macht, (uns hat allemal gedäucht, die Nationalliebe habe den Homer gehindert, dieſen Knoten recht zu wickeln. Er macht die Troianer zu ſchwach, und ſelbſt den Hektor dem Aiax

*) Siehe oben Band I. S. 365. f.

nicht gewachſen, und vor dem Diomedes flüchtig, gegen den Achilles aber niederträchtig feig. Wenn der Griechc verlieren, wenn ein Patroklus umkommen ſoll, ſo müſſen die Götter in Bewegung ſeyn, und den Trojanern zu einiger Gleichheit helfen. Hierdurch wird Achilles minder unentbehrlich, und ohne ihn würden die Trojaner unten gelegen ſeyn, wenn die Götter ſich nicht mehr in den Streit gemengt hätten). Wenn die Kraft der ſchönen Künſte in verführeriſche Hände kommt, ſo werde ſie zum Gifte, leite den Menſchen ins Verderben, in die noch völligere Ergebenheit in ohnedem allzu ſtarke Triebe. Griechenland ſcheine ſeine ſchönen Künſte von den Jeniern und dieſe von den Chaldäern, Großgriechenland aber von den Heturiern erhalten zu haben. Kayſer Heinrichs VI. Siegel, das Hr. S. in Herverden geſehen hat, ſey ſo ſchön geſchnitten, als ein Stein unter den erſten Cäſarn. Zu Stettin hatten die Wenden vortreffliches Schnitzwerk in einem Tempel angebracht. Die Groſſen der Welt brauchen die ſchönen Künſte bloß zum Staate und zur Ueppigkeit. Schon Athen hat ſeine allzu ſtarke Liebe zu dem Ergötzenden gemisbraucht, und die Mittel zur Erhaltung des Staates den Schauſpielen geheiligt. Wir ſeyen von den Alten in den ſchönen Künſten nicht zu weit entfernt, und übertreffen ſie in einigen Abſichten. Das wahre Komiſche und Lächerliche iſt ſchwer, und in Deutſchland ſelten. Daß ein Lehrgedicht allerdings eben ſo wohl Poeſie

ſey, als das Epiſche (und das ſchönſte aller Gedichte, die Georgika, ſind ein Lehrgedicht,) es werden aber auch alle Dichtergaben dazu erfordert. Liebe; ſie bedarf wohl am wenigſten der Reize, die ihr die Poeſie giebt, und in Romanen und in dramatiſchen Stücken wird nur allzu oft die Jugend dazu gereizt, auch wo man vielleicht meynt, ſie abſchrecken zu wollen. Man ſollte die Zärtlichkeit mehr durch ihre edle Wirkungen, als durch ihre angenehmen Empfindungen vorſtellen. Lieder. Nur allzu viele Deutſche haben ſich in denſelben als Schwelger oder Jünglinge gezeigt, die ihren Lüſten nachhängen. Lyriſche Versarten. Hier geht unſer Geſchmack von dem Geſchmacke des Hrn. S. etwas ab, und wir finden im Deutſchen die meiſten neuen Versarten noch allzu unausgebildet und unharmoniſch. Mahlerey; ein lehrreicher Artikel. (Hier hätte man vielleicht bey der poetiſchen Mahlerey die Deutſchen vertheidigen können, die eben wegen der Mahlerey häufig von den Franzoſen getadelt werden.) Muſik. Der viele Nutzen den ſie haben könnte, und den die Neuern verabſäumen aus derſelben zu ziehen. Die Vorzüge der neuſten Deutſchen in derſelben. Wider die Einführung der nordiſchen Mythologie. Ode. Eine Horaziſche Ode wird entwickelt und die Abſicht des Dichters errathen. Die deutſchen Odendichter. Die Niedrigkeit in welche die Oper verfällt, indem ſie groſſe Vorzüge mit geringen Mitteln vorſtellen will. Aus Fin-

gain und aus den alten Geſängen der Barden könnte man den Entwurf einer reinen und Ausdrucksvollen Oper hernehmen. Oratorium; eine Kritik einiger Fehler des Hrn. Grauns, der den Nachdruck und die muſikaliſche Vervielfältigung oft auf unbedeutende Wörter geſetzt hat. Von einem deutſchen Genie, das ſich allzuſehr dem Nachahmen ergiebt, und den Crebillon, den Diderot, den Sterne, (den Marivaux) nachahmt. Oſſians Vortrefflichkeit, worüber wir von Herzen mit Sulzern einſtimmen. Sein Fingal iſt ein unnachahmlicher Held, und faſt ein unbegreiflich ſchönes Ideal, wenn man bedenkt, zu welchen Zeiten und in welchem Lande er geſchildert worden iſt. Der Unterſchied der Griechen von den Kelten; die Schönen waren in Griechenland wenig bekannt, kamen nicht unter die Leute, und hatten an den Begebenheiten einen kleinen Theil. (Nur Helena war bey ihrer Entführung doch eine, zwar leidende, Urſache groſſer Begebenheiten.) Die Griechen kannten in der That keine Großmuth, keine ſanfte Geſinnungen, und es iſt uns unbegreiflich, wie Horaz die Lehre vom Löblichen, Anſtändigen und Guten beſſer vom Homer als vom Chranth und Crantor vorgetragen finden konnte. Selbſt Homers Götter waren ungütige rachgierige Menſchen, die nichts Göttliches hatten, als die Macht. Parodie, ihr Misbrauch, das wirklich Rühmliche lächerlich zu machen. Pathos. Starke Empfindung, und keine andere Gaben,

können dieſelbe bewirken. Periodiren hält Hr. S. für einen der ſchwerſten Theile der Beredſamkeit. Pharſalia. Uns kömmt es lächerlich vor, daß ſie kein epiſches Gedicht ſeyn ſoll, weil keine Götter dabey erſcheinen. Wir erkennen die Fehler des Lucanus, ſeine langweilige Schildereyen von Hexen, von Viehſeuchen, und Schlangen; ſein Verfallen auf unepiſche Vorwürfe; aber er hat in vielen andern Stellen das wahre Erhabene, im wahrhafteſten und ſtärkſten Verſtande.

Meruique timeri

Nil metuens.

Pindar, denſelben würdig zu beurtheilen, müßte man freylich die Sprache und die Geſchichte Griechenlandes in einer groſſen Vollkommenheit beſitzen. Plautus hat hin und wieder nützliche Anmerkungen; aber wir können den Geſchmack des Hofes des Auguſtus nicht misbilligen, wann er den Scherz des P. an den meiſten Stellen zu grob findet. Poetiſch. Hier wären wir auch von etwas anderm Geſchmacke, als Hr. S. und die Verſe, die er als Muſter anführt, dünken uns zu alambiquirt, und die Figuren zu entfernt und unausgebildet. Ein dem Hrn. S. mitgetheilter Artikel über das politiſche Drama. Recitativ, eine gegründete Kritig des Hrn. S. über die Vermiſchung zweyer redenden Perſonen in einem Recita-

tiv. Die Wohlredenheit; ein wichtiger Artikel. Romanze; ſie wird zur Ungebühr auf eine ſcherzhafte Weiſe gebraucht. Das Rührende. Hr. S. warnt, ſolches nicht zu verſchwenden, da es nöthiger ſey, die Menſchen zur Standhaftigkeit und Stärke des Geiſtes aufzumuntern als zu verzärteln. Wie ſtark die Rührung der Redenden, auch ohne andere Vortheile, auf die Gemüther der Zuhörer wirke. Satire. Der Nutzen, den ſie in Anſehung des geſellſchaftlichen Lebens haben könnte, wenn ſie wider die Laſter gebraucht wird, und der Schaden, den der Ariſtophaniſche wider die Tugend und des Verdienſt gebrauchte Muthwillen thut. Wider das Drama Götz v. Berlichingen. Hr. S. befürchtet, wenn der Geſchmack ſolcher piece à tiroir überhand nähme, ſo gienge die ächte Tragödie verlohren. Schaumünze; eine Kritik einer vom verdienten Hedlinger geſchnittenen allzu zuſammen geſetzten Schaumünze. Schauſpiele. Der Nutzen, den ſie haben könnten, wenn ſie zur Aufmunterung löblicher Geſinnungen gebraucht würden; ihre Schädlichkeit, wenn ſie das Laſter angenehm und intereßant machen, wie die Beggars Opera (und verſchiedene Stücke des Moliere, wo die Betrügerey belohnt wird). Die unglückliche Uebermacht unzüchtiger Geſinnungen bey groſſen Gaben. Das Schöne ſetzt Hr S. doch in die Vollkommenheit der äuſſern Geſtalt. Aber warum iſt ein hohes Roth, ein ächtes Blau, für alle Völker ſchön; und iſt denn bey dieſen

Farben einige Mannichfaltigkeit? Sophokles; ihm wird die Krone in der Kunſt der Tragödie zuerkannt. Spondäus (der reinſte Spondäus iſt im Deutſchen unerträglich. Großvater kann in keinem Verſe geſagt werden). Der hier beleuchtete Oedipus mag tragiſch ſeyn, aber in Anſehung der Sittenlehre iſt er abſcheulich; die Unglücke und die Uebelthaten der Menſchen auf eine zwingende Gottheit zu legen, iſt die allerſchändlichſte Unternehmung. Trotzen. Hr. S. befürchtet, man brauche ſie in Deutſchland zu häufig. Wahrheit. Wiederum zeigt hier Hr. S., daß Pope in ſeinen Lehrgedichten dichteriſcher als Homer geweſen iſt. (Und wir finden, es war mehr Kunſt nöthig, das Düngen und die Erziehung der Rinder edel zu beſchreiben, als Schlachten zu ſchildern).

CIV.

Einfluß des Tribunats

auf die Staatsverfaſſung von Rom. *)

1775. Jun. (S. CCCLXIX.)

Es iſt offenbar, daß die Tribunen ihr beſtändiges Augenmerk auf die Vergröſſerung ihrer Gewalt, und auf die Stürzung aller der Vorrechte hatten, die den Geſchlechtern vom Anfange der Republik an, zugehörten, und ſie thaten alſo in uralte Rechte Eingriff, die

*) Hiſt. du Tribunat de Rome, 2 Vol. 1774.

die niemals rechtmäßig seyn konnten. Anstatt eine neue Klasse obrigkeitlicher Personen zu fordern, die ganz vom Volke abhiengen, gegen allen Widerstand durch die schärfesten Gesetze bewafnet waren, und die sehr bald die höchsten Würden der Republik mit Füßen traten, hatte das Volk, wie es auf den heiligen Berg entwich, nichts eigentlich zu fodern als ein Gesetz für den Wucher. Das Valerius Publicola Schwachheit, dem Volke das letzte Urtheil über alle Bürger zuzusprechen, gab ohnedem dem Volke eine überwiegende Macht, die einem jeden Grossen fürchterlich war, der zu sehr für das Ansehen der Geschlechter arbeiten würde. Vom ersten Anfange des Tribunats an, war Rom der Schauplatz eines unaufhörlichen Krieges zwischen den ihre Macht vergrösserwden Tribunen, und dem durchgehends nachgebenden Rath. Diese Leiter des Volkes errungen sehr bald das Recht, das Volk und bald auch den Rath zusammen zu berufen, und das Recht, daß niemand ihnen einreden durfte. Sie widersetzten sich, auch bey der größten allgemeinen Gefahr, dem Ausheben der Bürger zur Armee, und liessen den Patriciern nicht eher zu, das Vaterland zu vertheidigen, bis sie denselben ein neues Vorrecht abgedrungen hatten. Sie brachten es dahin, daß die größten Geschäfte in den Versammlungen nach Zünften abgehandelt wurden, wobey die Geschlechter keinen Einfluß hatten. Die verblendeten Römer liessen sich lie-

ber von den Feinden ſchlagen, als daß ſie dem Appius die Ehre eines Triumphs erworben hätten. Die Tribunen hätten es geſchehen laſſen, daß die Patricier allein den Krieg für das Vaterland übernommen, und vielleicht auf einmal ihr Leben hingegeben hätten, wenn das noch zu edelgeſinnte Volk dem eigennützigen Rath der Tribunen ſich nicht ſelbſt widerſetzt hätte. (Wir bemerken, was wir in einer noch unlängſt durch freywillig erwählte Tribunen beherrſchten Stadt auch geſehen haben, daß dieſelben unter ſich den Schluß gefaßt, allemal einſtimmig zu ſeyn.) Da ſie den regierenden Konſul für das Volk forderten, und dieſer weigerte, ſich von ihnen befehlen zu laſſen, ſo gaben ſie ſelbſt dem Volke den abſcheulichen Rath, noch einmal auf den heiligen Berg zu entweichen, ſo wie ſie einen Theil der Bürgerſchaft nach Veji verlegen wollten. Ihr unweiſer Rath war es, der die unumſchränkte Macht der zehn Männer erzwang, wodurch Rom in die völlige Sklaverey gerieth.

CV.

Clemens XIV. (Ganganelli. *)

1775. S. 1146. [Zugabe 1777. S. CCLVII.]

Herr Caraccioli hat den würdigen Herrn ſelbſt gekannt, Briefe von ihm erhalten, und von ihm ſelbſt die Geſchichte ſeiner ihm aufgedrungenen Kardinalswürde vernommen. Die Geſchichte iſt ſonſt freylich etwas nackt, und von einem ſo guten Herrn hätte man lieber weit mehrere Umſtände wiſſen mögen. In Vergleichung mit den letzten Päbſten gewinnt er deutlich; ſelbſt Lambertini kannte die Kunſt zu regieren nicht. Er war doch von Adel, und eines Arztes Sohn; weit gelinder als Sixtus V. konnte er doch ſtrenge ſeyn, wenn man wider das Beſte des Volks gehandelt hatte, wie er es denn an einem Manne bewies, der wieder die Befehle Korn aus dem Kirchenſtaate geſchaffet hatte. Seine Vertilgung des Jeſuitenordens nahm er nach langer Ueberlegung, und nach einem groſſen Kampfe vor, und ſoll dabey geäußert haben, er habe damit ſein Todesurtheil unterſchrieben. Er beſaß beydes eine allgemeine höhere Einſicht auf die Hauptſache, und die Scharfſicht auf die innern Umſtände. Er entwarf mit eigener Hand

*) La Vie du Pape Clement XIV. Lettres du Pape Clement XIV. Beyde hat Herr Caraccioli herausgegeben.

einen vortreflichen Rath, wie die Auferziehung der Jugend vorzunehmen ſey. Er wurde von den Fremden, auch von den Proteſtanten verehret, und Sultan Muſtapha gab ihm ein vortheilhaftes Zeugniß. Kurz vor ſeinem Tode ließ er ſich durch einen Mauthner berücken, und gab eine Art eines Einzelkaufs des Getraides zu, wodurch dann das Volk, das ihm ſonſt ſehr zugethan geweſen war, zum Schreyen gereizt wurde. Er nahm nach und nach an Kräften ab, und ſah ſeinen Tod lange vor ſich. Seine Bullen und Breven arbeitete er allemal ſelber aus, und gab ihnen die wahre Erhabenheit. Sein Verdienſt war, ohne Geräuſch zu regieren, wie die Maſchienen, die leicht wirken und faſt zu ruhen ſcheinen, dieweil ſie groſſe Geſchäfte verrichten. Er ſchafte die barbariſche Gewohnheit ab, wegen der Stimme, junge Knaben zu verſtümmelen. Der General ſeines Ordens, in deſſen Armen er ſtarb, ſchrieb einen hier abgedruckten Circularbrief über ſeine letzten Tage und Stunden. Einige Briefe des Pabſtes voll Vernunft und Natur. In einem derſelben geſteht er, vollkommen zu ſeyn habe es Benedikt dem XIV. an Standhaftigkeit gemangelt. Ueber die franzöſiſche Sprache der er ſehr zugethan war. Ein Brief, durch den er einen alten Miſſionar Alary bewog, und faſt zwang, aus der Trappe zu gehn, und ſich wiederum der Miſſionen anzunehmen. Er wäre unſtreitig einer der gröſten und berühmteſten Päbſte geworden, wenn er län-

ger hätte regieren können. Vor dem Nepotismus bezeugte er den vollkommenſten Abſcheu, und hinterließ ein Erbe, das einem gemeinen Prälaten angemeſſener war, als einem Pabſte.

Die Briefe ſelbſt werden von einigen ſcharfſinnigen Männern verdächtigt. Uns iſt es ſchwer darüber zu urtheilen, weil wir nichts zuverläſſiges vom Fr. Ganganelli geſchriebenes haben, gegen welches wir die vor uns liegenden Briefe vergleichen könnten. Vom Herausgeber ſind ſie gewiß nicht, deſſen Schreibart wir kennen. Den Charakter des fröhlichen, beſcheidenen, gütigen Mannes tragen ſie. Ueberall rühmt der Mann das Weſentliche der Religion im Gegenſatz gegen den Aberglauben und gegen kleine äuſſerliche Thaten, und mißräth die Anhängigkeit an die Heiligen. Den Mönchen iſt er nicht gewogen, und wünſcht zumal nicht ihre Vergröſſerung. Was er von dem P. Concina S. 271. ſagt, deſſen Eifer wider die Moliniſtiſche Sittenlehre er gänzlich billigt, kömt mit der Unterdrückung des fürchterlichen Ordens gänzlich überein. Die Ueberſetzung iſt ſonſt nicht durchgehens wohl gerathen. Das Wort inveſtir wird hier im ungewöhnlichen Verſtande gebraucht; für einnehmen, bemächtigen. Insbeſondere finden wir eine Reihe wohlgeſchriebener Briefe, brauchbar, die Ganganelli an einen Grafen geſchrieben hat, der in dem Laſter verſunken war, und gerettet werden ſollte. Der Minorit drang ſich zuerſt dem Wildfange recht

auf, der ſich vor ihm verbarg; er gewann ihn aber bald, ſchrieb ihm aufs liebreichſte und verſtändigſte ſeine künftige Lebensart und die Mittel vor, vom Laſter ſich frey zumachen, mißrieth ihm das Kloſterleben, und verläßt ihn gehey rathet. Der Herausgeber hat ziemlich unbienlich dieſe Briefe zerſtreut, die zuſammen gehört hätten. Ein Aufſatz, den der gute G. für einen Ordensbruder gemacht hat, und den dieſer für die ſeinigen aufgehoben hat. Des Verfaſſers vorzügliche Liebe für die leichten, frivolen Franzoſen, wie er ſie heißt. Seine Ehrerbietung für die Religion, die beſtändig bey ihm zugenommen hat, nachdem ſie in 45 Jahren ſein Hauptgeſchäft geweſen war. Allerdings ſey Gerſon, ein Abt von Vercelli, der Verfaſſer der Nachahmung J. C. Zwey wichtige Briefe an den Grafen Algarotti, deſſen Ernſt im Chriſtenthume unſerm G. nicht erwieſen vorkömmt. Seine herzhafte Empfehlung eines in Ungnade gefallenen Bedienten des Cardinal Miniſters Valenti, an den erzürnten Herrn. Die Freygeiſter. Die Häſſer der Mönche empfange er mit gedoppelter Liebe. Freymüthig ſagt er dem Kardinal Quirini, ſein Brief an die proteſtantiſchen Geiſtlichen ſey etwas trocken. Wider die Vermächtniſſe an die Klöſter; die Familie ſollte allemal den Vorzug haben. Einige gute Ermahnungen an den Journaliſten Lami; nicht überhaupt ein Werk ſchwach oder irrig zu nennen, ſondern allemal Proben beyzulegen u. ſ. f. Eine kluge Ermahnung an eine, wie ſie glaubte, fromme Dame, die aber dabey

ſich Haß und üble Begegnung gegen andere erlaubte. Wider die Verehrung der Reliquien. Fein und ſchlau vertheidigt der künftige Pabſt die römiſche Kirchenreligion wider die Proteſtanten. Benedict XIV. würde die Prieſterehe und den Kelch wohl erlaubt haben. Man lege der römiſchen Kirche vielen Aberglauben zur Laſt, den ſie nicht dulde, noch gut heiſſe. (Warum durfte denn ſelbſt Benedict XIV. den widerſinnigen Brief der gebenedeyten Jungfrau an die Stadt Meſſina nicht für unächt erklären? Warum legte er dem ehrlichen Muratori das Stillſchweigen auf?) Wider die poetiſchen Predigten, die in Italien gewöhnlich ſind. Eine Bibliothek für einen Mann, der ſein Heil ſchaffen will; zuerſt das Evangelium, und zumal Pauls Briefe, dann Auguſtins Bekenntniſſe, die Nachahmung J. C.; einige Geſchichtſchreiber; die alten Philoſophen und Dichter; keine Legenden, keine Myſtiſche Bücher. Wider die allzuſtrenge Beobachtung der Kloſterregeln, und wider das Stillſchweigen der Karthäuſer. Ueber die Dichtkunſt bey den Heutigen. Die deutſche Poeſie erleuchtet, die Franzöſiſche funkelt (petille iſt etwas kleineres), die Italiäniſche brennt, die Engliſche ſchwärzt. So urtheilt B. Sein erſtes Gedicht über den Tod eines Freundes. Es war mit Umſtänden überladen, und geſſel nicht, und Garganelli ſagte der Dichtkunſt auf. Ein höflicher Brief an den Hrn. v. Kreneſt. Er habe wohl müſſen die Scotiſche Lehre von

tragen (es ſcheint aber, es geſchah mit Widerwillen). Man ſolle über die Heiligen Jeſum nicht Vergeſſen; eine Warnung, die G. oft wiederholt. Nichts ſey dem Chriſtenthum mehr entgegen: der Aberglauben und die kleinen Gebräuche (pratiques). G. wünſchte des Arioſto Aſche zu küſſen. Wider einen Prieſter, der übel vom Benedikt XIV. ſprach. Bruder Lorenz meint, die römiſche Kirche habe keine Neuerungen eingeführt; denn man könne die Zeit nicht beſtimmen, wo ſie dieſelbe eingeführt habe. Er würde, wenn es zum ernſthaften Streit gekommen wäre, hier ſeine Kirche ſchwerlich haben retten können. Man braucht nur ihre tauſenderley Erfindungen und Befehle mit der heil. Schrift zu vergleichen, ſo werden ſich die Neuerungen von ſich ſelber auszeichnen. Die Glaubensverbeſſerer haben über die Mißbräuche der Kirche Vorſtellen ſollen, meint G.; dieſes allein ſey ihnen erlaubt geweſen, und würde auch gefruchtet haben. Man denke doch nur, was Luther und Zwingli's Vorſtellung wider die Ablaßbriefe würden ausgerichtet haben, auf die Leo X. ſeine Ausgaben ſchon verlegt, und auf dieſes Geld hin prächtige Gebäude anfieng, und einen ſchimmernden Hofſtaat hielt.

Der zweyte Theil der Lettres intereſſantes de Clement XIV. iſt 340. S. ſtark. Die meiſten Briefe ſind doch noch geſchrieben, ehe daß er Kardinal war. Seine Freude über die Vermählung des damaligen Delphins an eine Erzherzogin. Spaßhaft iſt des Be-

nedicts XIV. vergegebene Bemühung, ſeinem Orden einen General zu geben. Er war ſelbſt bey der Wahl gegenwärtig, dennoch ernannten ſeine Brüder einen andern, und der Pabſt nahm es ſanftmüthig auf. Der künftige Pabſt geſteht gegen einen Lord und gegen einen proteſtantiſchen Prediger, ſeine Kirche habe den Proteſtanten zu viel Schaden gethan, zu ſehr nach Blut gedürſtet, und darinn wider das Weſentliche der Religion gefehlt, und es gebe unter den Proteſtantiſchen Predigern viele verdienſtvolle Männer. Dieſes letztere ſchreibt er als Kardinal. In einem andern Briefe verſpricht er, in ſeiner neuen Würde die alte Einfalt beyzubehalten, und anſtatt aller Bedienten ſich mit dem Frere François zu begnügen, welches er auch als Clemens XIV. that; er geſteht dabey, daß der Kardinal zuweilen dem Bruder Lorenz ſeine Niedrigkeit vorrückt, verſichert aber, der Bruder behalte die Oberhand. In vielen Briefen mißbilligt er ungeſcheut ſeines Vorfahrers Anhängigkeit an die Jeſuiten, und ſeinen ungelenkſamen Widerſtand gegen die mächtigen katholiſchen Kronen. Man ſieht wohl, daß er die Jeſuiten aufopfern würde, wenn er die Macht dazu hätte, ohne dennoch ihnen einige Schuld beyzulegen. Ein milder Brief an einen Frere Convers, der ſich hart vergangen hatte, und eine Fürbitte an ſeinen Vorgeſetzten, denſelben gütig wieder anzunehmen. Die Vergleichung der Kirchenväter S. 166. iſt ein Italieniſches Koncetto. Man könne, ſagt S.,

ohne den Ausſpruch der Kirche, den Boſſuet noch für keinen Kirchenvater erkennen. Dieſe Väter ſchätzt S. ſehr hoch, zumal den heil. Auguſtin. Wenn Monſignor Braſchi S. 277. der jetzige Pabſt iſt, wie wir glauben, ſo erhält derſelbe, wegen ſeines erleuchteten Verſtandes und ſeiner Rechtſchaffenheit, ein ſehr gutes Zeugniß von ſeinem Vorfahrer. Ein ſehr ruhiger Brief über den Tod Clemens des XIII. und eine Verſicherung, S. werde an den Partheyen im Conclave keinen Antheil nehmen. Einige Briefe die er als Pabſt geſchrieben hat. Zuerſt in einem Erſtaunen über ſeine unverhoffte Erhebung; dann einige öffentliche Briefe, zumal an Ludwig XV. theils wegen des Eintretens der Madame Luiſe ins Kloſter, als auch wegen der Freygeiſter, wider welche Clemens des Königs Hülfe aufferdert.

CVI.

Lavaters Werk von der Phyſiognomie.

1776. (S. 138.) 1777. Aug. S. LI.) 1777. (S. 993. f.)

Phyſiognomiſche Fragmente, zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe, von J. Caſpar Lavater (Prediger in Zürch). Erſter Verſuch, auf 276 Seiten mit acht und ſechzig Kupferplatten. Dieſes ungemein prächtig ausgeführte Werk verdient eine um deſto genauere Anzeige, iſt aber auch

um deſto ſchwerer zu beurtheilen, je gewiſſer es iſt, daß einer Seits eine Kenntniß der Gemüther aus den Zügen des Geſichts nicht ohne Grund gezogen wird; und daß auf der andern Seite man zu weit gehen, und jedem feſten Theile eine Bedeutung und eine Würde geben kann, die zu Irrthümern und zum willkührlichen Auslegen der Züge führen könnte. Und die Beurtheilung iſt um deſto ſchwerer, je einnehmender, lebhafter und nachdrücklicher des Hrn. L. Vortrag iſt, und je deutlicher hingegen die Einwürfe uns in die Sinne fallen, davon wir einige einrücken werden. Herr Lavater, der ein guter Zeichner iſt, kam durch ungefähre Wahrnehmungen zu ſeiner Kenntniß der Phyſiognomie. Ihn erſchütterte zuerſt die beſondere Phyſiognomie des Hrn. Lamberts, und dann ſeines Freundes Felix Heſſen, die er ſelbſt abzeichnete; in beyden Männern fand er in der Naſe eine groſſe Aehnlichkeit, und ungeachtet Hr. Heſſe auf die groſſen Verſtandsgaben des Hrn. Lamberts keinen Anſpruch machen konnte, ſo war doch auch bey ihm ein groſſer, heller und vielfaſſender Verſtand. Herr L. fand bey mehrern Beyſpielen die Aehnlichkeit in einem oder in mehrern Geſichtszügen mit einer Aehnlichkeit in den Seelenkräften vereinigt. Nach und nach entſtund bey ihm eine Fertigkeit, aus dem Anblick, auch eines ſonſt minder merkwürdigen Theils eines Menſchen, wie des Halſes, von ſeinen moraliſchen Eigenſchaften zu urtheilen, die zwar, wie er

ſelbſt uns belehret, oft fehlte, aber dennoch Gelegenheit zu den erſten phyſiognomiſchen Schriften und auch zu dieſem letztern Werke gab. Er begegnet nunmehr einigen Einwürfen wider die Wahrheit der Phyſiognomie, und rückt hingegen Stellen verſchiedener Verfaſſer, auch von Weiſen ein, die dieſer Wiſſenſchaft günſtig ſind. Hiernächſt folgen ſeine Gedanken vom Sitze der verſchiedenen Kräfte des Menſchen; die Denkungskraft ſitzt im Haupte innerhalb der Stirne, die Begierde im Herzen, die Kraft im ganzen Leibe, und zumal in der Hand und im Munde. Er widerlegt die Philoſophen, die der Seele, als einer einfachen Subſtanz, keinen eigenen atomiſchen Sitz im Körper, und keine andere Kraft anweiſen, als die vorſtellende leidſame. Er hingegen unterſcheidet ein animaliſches, ein phyſiſches und ein moraliſches Leben, welche drey Leben zwar im Grunde nur eins ſind; alle drey einzeln und zuſammen aber ſind ſie der Vorwurf der phyſiognomiſchen Kenntniſſe. Der Menſch findet ſein Glück, und wird menſchlich, indem er die Schönheit und die Vollkommenheit der menſchlichen Natur entdeckt, und die Gewohnheit macht ihn in der Entdeckung von beyden noch fertiger. Die Wahrheit der Phyſiognomik wird bewieſen durch die Uebereinſtimmung der wirklichen Eigenſchaften eines Menſchen mit den Zügen, die überhaupt den Karakter dieſer Eigenſchaften ausmachen. Die Wahl der Freunde wird ja aus der Phyſiognomik hergenommen;

der Arzt ſieht in derſelben tauſend Dinge bis zum Erſtaunen, jedes Inſekt kennt ſeinen Freund und ſeinen Feind, und alle Menſchen laſſen, ohne es zu wiſſen, ſich durch die Phyſiognomik leiten; ſie iſt allerdings eine Wiſſenſchaft. Was in der Seele vorgeht, hat ſeinen Ausdruck im Angeſichte. Es giebt moraliſche Schönheiten und Häßlichkeiten, und eben auch Schönheiten und Häßlichkeiten im menſchlichen Angeſichte, und die Schönheit iſt kein willkührlicher Begriff. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Schönheiten der Seele durch ſchöne Züge im Geſichte vorgeſagt werden, und hinwiederum. Die Leidenſchaften zeichnen ſich ja aufs offenbarſte durch die Züge des Angeſichtes aus, ſchöne durch ſchöne, häßliche durch unangenehme. Ein kleines Kind hat die Gutmüthigkeit in einem alten verfallenen Geſichte noch unterſchieden, ſich demſelben genähert, und ſich von einem muntern Jüngling weggedreht, der dieſes Anziehende nicht hatte, und hart und hitzig war. Hier entſchuldigt ſich Herr L. über den Satz, den man von dem ſeinigen leicht erfolgern könnte, daß folglich Tugend und Schönheit, Laſter und Häßlichkeit, allemal beyſammen ſeyn müſten; unſer Verfaſſer meint, bey der ſchönen Laſterhaften ſey die Anlage zur Tugend da geweſen, aber nachwärts habe die Schöne ſich durch widrige Fertigkeiten überwinden laſſen; und das Laſter zerſtöre in der That ſichtbarlich die blühende Schönheit der erſten unſchuldigen Jugend. Eben ſo kann eine gute Erziehung die un-

edlen Neigungen der Natur überwinden, und der häßliche Karakter der leztern kann dabey in den Zügen übrig geblieben seyn; aber auch hier, sagt Hr. L. nehme die Häßlichkeit des Gesichtes dennoch ab, so wie der Mensch im Guten zunehme; doch giebt er der Auferziehung nicht so vieles zu, als der liebenswürdige Enthusiast Helvetius (so nennt er ihn). Die Anlage zum Guten und Bösen sey doch im Kinde sehr merkbar vorhanden; und es werden ja moralische Dispositionen so gar sichtbarlich ererbet. Zuweilen hat ein Kind die deutlichsten Laster des Vaters, und das andere die Tugenden der Mutter; und beyderley Gemüthsarten sind mit ihren körperlichen Kennzeichen im Angesichte begleitet. Allerdings kann aber der Mensch einer Seits durch schlimme Beyspiele, schlimme Auferziehung, starke Versuchungen fallen; er kann auch siegen und sich veredeln, er wird sogar durch den beständigen Umgang mit einerley Leuten das äusserlich in die Sinnen fallende Besondere derselben annehmen. Hier folgen nun die Erklärungen der Kupfer. Die Platten sind überhaupt von sehr ungleichen Händen; einige sehr schön, wie Franke, Calas, Anson, andere sind mittelmäßig, und eine Menge sogenannter Silhouetten lassen der Kunst wenig Gelegenheit sich zu zeigen; bey denen wir ohnedem bemerken müssen, daß sie fast bloß die Nase, Stirne, die Oefnung des Mundes und das Kinn zeigen; die so viel bedeutendern Augen, die Wangen, das übrige des Mundes verborgen lassen. Die erste

Zugabe zeigt, daß einige Tugenden und Laſter auf's deutlichſte ſich durch die Geſichtszüge vorſtellen laſſen. Dann beurtheilt er des Holbeins abſcheulichen Judas, nimmt ihm aber übel, daß man die apoſtoliſche Gröſſe nicht mehr an Judas findet, die Raphael nicht vermißt hätte, und die, wie Herr L. glaubt, ſich in ſeiner Verzweifelung zeigt; nur macht er die treffende Anmerkung: würde jemand den Holbeiniſchen Judas jemals für den Heiland anſehn, wenn auch ſchon Holbein J. C. darunter geſchrieben hätte? In der That hat dieſer Holbeiniſche Judas etwas teufliſches im Geſicht. Dergleichen Köpfe und Bildniſſe bekannter Perſonen beleuchtet nun Herr L. häufig. Wir können ihm aber hierinn nicht folgen, ſind auch nicht im Stande allemal die Uebereinſtimmung der Zeichnung und der Gemüther klar einzuſehn, woran der Fehler an uns ſeyn mag, wie S. 97. Des Calas Abſchied iſt vortreflich. Ausdrücke der gröſten Laſter in einigen Angeſichtern, zumal eines Mannes, der doch bey einer groſſen Nation ſo viel Freunde und Beſchützer hat. Herr L. nähert ſich nun noch mehr und mehr, ſeinem Hauptzwecke, nehmlich in dieſem und jenem Zuge des Geſichtes, Beſchaffenheit der Gemüther auszufinden, die jener Zug bezeichnen ſoll. Die Erhabenheit hat ihren Sitz auf der Stirne, der Adel in der Naſe. Wie man einen Menſchen auf eine einzelne und ſeltene That hin unrichtig beurtheilen, und dann die aus der Phyſiognomie gezogenen

Schlüſſe verdächtig machen könne. Eine groſſe Schwierigkeit der Phyſiognomik, die darinn liegt, daß auch kleine, gemeinen Augen unmerkbare Züge, einen weſentlichen Unterſchied im Gemüthskarakter beweiſen. Die Klaſſifikation hingegen hält Herr L. für nicht ſo unmöglich, und verſichert ſich, man könne die verſchiedentlich geſtalteten Naſen unſchwer in Klaſſen bringen, deren jede dann ihre phyſiognomiſche Bedeutung habe. Hier rückt er einen Brief des Hrn. L. M. Zimmermanns ein, in welchem derſelbe einige Einwürfe wider die Phyſiognomik beantwortet. Hr. L. fährt fort, da die Phyſiognomik ſo höchſt nöthig ſey, ſo werde die Natur ſie auch nicht allzu ſchwer gemacht haben. Er beweiſet den groſſen Nutzen des Gefühls des Edlen und Schönen; die Erleichterung alles Umgangs und aller Geſchäfte, die leichter werden, wenn wir den Mann kennen, mit dem wir zu thun haben, ihn aber ſehr oft, auf keine Weiſe, als durch die Phyſiognomie kennen lernen. Eine Beantwortung des Einwurfs, die Phyſiognomik könne uns zu Splitterrichtern unſers Nächſten machen: Herr L. hingegen hofft, ſie werde uns den Menſchen beſſer und mehr ganz kennen lehren, und uns alſo lehren im Urtheilen gerechter zu ſeyn. Die Kenntniſſe, die zur Phyſiognomik erfodert werden, darunter die Anatomie. Einige Beyſpiele von Männern, die der Phyſiognomik kundig geweſen ſind. Ein gewiſſer Kupiz, der das teufliſche Gemüthe unter den ſchönen Zügen

der

der Grimaſſiers entdeckt hat. Unter dieſen Phyſiognomiſten iſt auch Herr Zimmermann und des Hrn. Lavaters Eheliebſte. Die Geſichter einiger Knaben mit einer Schätzung des daraus zu verhoffenden Gemüths, ſowohl ganz als in bloſſen Schattenriſſen. Mehrere ſolche Umriſſe. Eine gute Zeichnung einer kranken, dem Tode ſich nähernden, in ſchwerſter Wehmuth verſunkenen Frau. Ein männlicher Kopf, in welchem Herr L. eine beſondere Fähigkeit zu Geſchäften entdeckt. Eine ſehr zuſammengeſetzte Erklärung eines von Raphael gezeichneten Kopfes, in welchem z. E. die Kraft die Stirne bey den Augenbraunen ſtark heraustreibt, und ſich auch an dem Kinne zeigt; wo hingegen das Ohr kraftlos iſt; es ſoll einen nach der Wahrheit begierigen Mann bedeuten, bey welchem Glauben und Zweifel abwechſeln. Ein feiner und umſtändlicher Kommentarius über einen jungen Kopf des Raphaels, in welchem deutlich die ganze Kraft auf der Oberlippe ſich koncentrirt. Zwey ziemlich einander ähnliche Köpfe nach le Brun, mit der Auszeichnung der feinen Unterſcheide. Ein Italiäner, denn man kennt die Nation unter den Zügen: tief, klug, künſtlich und fleißig, doch kein Erfinder. Den planvollen weiſen Mann würde vielleicht nicht ein jeder, wiewohl Herr L. thut, in dem kleinen Kopfe entdecken. Der folgende Kopf, der für uns hoffnungsloſes Schrecken und ein ſtarkes Leiden bezeichnet, wird vom Hrn. L. näher auf das Mitleiden

und auf das Schrecken bey fremder Noth bestimmt. In einem Kopf des le Brun finden wir ein ängstlich um sich sehendes Auge mit Furcht. Vier schöne Profile, genau erklärt: ein wirklich heiter denkender Gelehrter, ein freundschaftlicher Officier, ein gutmüthiger getreuer Medikus Herr Franke, der Mährische Aufseher bey der Anstalt zu Montmiral, ein wirklich menschenliebender, nicht sektirischer, allgemeiner Menschenfreund, dessen wirklich Gutes wir sonst kennen, aber doch im Gemählde nicht alles entdecken würden, was Herr L. entdeckt: wie dann in einer Silhouette eines bekannten Göttingischen Lehrers Herr L. eine Menge von Eigenschaften wahrnimmt, die er aus den Schriften desselben erkannt zu haben vermuthlich sich versichert, die uns aber viel zu fein vorkommen, als daß man sie in einem Schattenrisse unterscheiden könnte: wie z. E. das beständige Kalkuliren, bey einem dennoch heitern und poetischen Genie; zur Nase setzt auch hier Herr L. sein meistes Vertrauen. Ein wirklich kennbarer Tartar. Erdichtete Silhouetten, deren Zeichner sich vorgenommen hat, gewisse Gemüthscharaktere auszudrücken; für uns sind diese Buchstaben nicht recht leserlich, da wir doch die Meynung der Natur in denselben lesen sollen. Zwey ganze männlichen Ausdrucksvolle Silhouetten. Ein Löwengesicht mit fast allzu grossen und aufgesperrten Augen. Michael Schuppach, der berufene Landarzt zu Langnau, zweymal vorgestellt; dessen Gemüth aber hier

ganz anders geſchildert wird, als neulich vom Hrn. Köchlin; der bey dem fetten, gutmüthigen Geſichte gar viel mehrere Schlauigkeit, und gerade die Abſicht gefunden hat, die Hr. L. läugnet. Wem ſollen wir nun Glauben zuſtellen, dem Bemerker der Phyſiognomie, oder dem Aufzeichner der Thaten? — — Ein räthſelhafter Karakter bey einem wirklich auch etwas räthſelhaften Geſichte eines bey dem völligen Mangel aller Heiterkeit originaldenkenden Mannes.

Der zweyte Theil hat 300 Seiten und 106 Kupfer, ohne die vielen Anfangs- und Schlußzierathen. Keine Ordnung muß man hier ſuchen. Wir wollen alſo bloß dasjenige anzeigen, was ſich unſere Aufmerkſamkeit vorzüglich zugezogen hat. Eine Menge Köpfe, theils idealiſche von berühmten Mahlern, theils wirklich nach der Natur gezeichnete, und dann bey jedem Kopfe die Triebe und Eigenſchaften, die Herr Lavater in den Zügen des Geſichtes ausgedruckt findet. Virgil ſagt von Helden alter Zeiten, die Steine warfen, die unſre heutigen geſchwächten Krieger nicht mehr zu bewegen die Kraft haben: eine ſolche Kraft hat Herr L. im Entdecken der feinſten Eigenſchaften der Menſchen in den Zügen des Geſichtes; nicht nur in den beweglichen, die Werkzeuge der Leidenſchaften und derſelben Kennzeichen ſind, ſondern in den unveränderlichen Knochen, der Stirne, der Naſe und den Ohren. Wir kennen einen Theil der hier abgemahlten Männer, und zum Theil ge-

sauer, als es Hrn. Lavater möglich ist; aber unmöglich können wir in ihrem Gesichte die subtilen zusammengesetzten Kräfte finden, die Herr L. an denselben entdeckt. Von einigen glauben wir auch so viel zu wissen, daß sie die Eigenschaften ganz und gar nicht besitzen, die man hier aus ihrem Gesichte erräth. Eben so geht es uns mit andern Bildern berühmter Männer, wo wir die Buchstaben im geringsten nicht leßlich finden, die für Hrn. Lavatern so deutlich sind. Wir geben den Herzog von Malborough zum Exempel, wiewohl dessen Kopf hier verstellt ist; er war der schönste Mann am Hofe, aber den Feldherrn vom kältesten Geblüte, fähig ein Heer von zwanzigerley Nationen mit gleichem Feuer anzufüllen, den können wir in den schönen und zärtlichen Zügen nicht entdecken. Die hier gezeichneten Kleistischen Gesichter versprechen auch wohl den mit dem feinsten poetischen Geschmacke verbundenen kriegerischen Muth nicht; die Thoren haben auch bey weitem die deutlichen Beweise des Unverstandes nicht, die Hogarth so richtig ausgedruckt hat. Unmöglich ists uns, am Ruytern, am Connetable von Bourbon zu sehen, was dem Herrn L. so sichtbar ist. Eben so wenig sind wir S. 213. über das Gesicht mit Hrn. L. einig. In dem Cölla Gesicht ist nichts Freudenloses; so auch Lips; dennoch ruft Herr Lavater aus; o Physiognomik, Mutter der Menschenfreude, Gerechtigkeit und Liebe! Unmöglich finden wir an Pfenningern die von Hrn.

L. ihm verliehene Eigenſchaften. Carteſius, der Erfinder neuer Welten (weder in der Natur noch im Portrait). Einige beſondre Anmerkungen des Hrn. L. die Schuſter ſeyen faſt alle bucklicht und blöde. Von der Aehnlichkeit der Sterbenden mit ihren Eltern. Von der Verſtellung; es hält hier Lavatern etwas ſchwer, ſich aus der Schwierigkeit zu wickeln, die aus der betriegenden Verſtellung einiger klugen Böſewichter entſteht. Doch glaubt er, und hierinn ſind wir nicht von ihm entfernt, ein Lügner könne niemals ſeiner Rede den verſicherten Ton und die Uebereinſtimmung mit den Augen, dem Anblick, mit dem ganzen feſten Weſen der Wahrheit geben; doch geſteht der Mann aufrichtig, er ſey ſehr oft durch die Verſtellung betrogen worden. Sokrates und ſeine Sileniſchen Neigungen, die dem Zopyrus ſo kenntlich waren. Herr L. läugnet gerade zu, daß des Sokrates Geſicht ſolche Neigungen verſpreche, und wir glauben es ungeachtet der eingedruckten Naſe auch nicht. Die Phyſiognomie aus dem bloſſen Munde, aus dem Hinterhaupte, aus den Schattenriſſen, wo die ſo nothwendigen Augen fehlen; dennoch hat Hr. L. ſehr feine und ausgezeichnete Karaktere, aus ſolchen Silhouetten errathen. Mit dem Sonnenvergröſſerer gerathen dieſe Schattenriſſe ſonſt wie Herr L. erfahren habe, am beſten. Was man in den Schattenriſſen entdecken könne. Die Thiere; eine Reyhe Schedel derſelben, und dann verſchiedene Köpfe. Hier gewinnt Herr L. viel, aber billig iſt die

Phyſiognomie der Thiere am leßlichſten; ſie drückt allemal herrſchende einfache Triebe aus, und beſteht in dem ſtarken Ausdrucke dieſer Triebe. Dennoch ſind wir nicht durchgehends mit dem wackern Manne einig. Im Kopfe des Lämmergeyers (denn es iſt nicht der Goldadler, den er abmahlt, der Bart macht den Geyer kenntlich) finden wir, wie überhaupt im ganzen Thiere, etwas Dummes, und der Kopf verſpricht wirklich die grimmige Stärke nicht, die wir den Vogel haben ausüben ſehn. Im Elephanten findet Herr L. nebſt andern Tugenden ſogar Delikateſſe. Einige menſchliche Schedel, theils von Kindern im Vergleich gegen ältere Köpfe, theils von verſchiedenen Nationen, wo doch noch etwas Zweifel bleibt. Und dann das Alphabet der Phyſiognomie in den Knochen, die Bedeutung des Naſenbeins, des Kinnes u. ſ. f. Aber hier iſts uns unmöglich mit Hrn. L. zu denken. Boerhaave hatte mit ſeiner eingedruckten Naſe den gröſten Geiſt und das beſte Herz. Die Affen, ein lächerliches Chor. Bey der thieriſchen Phyſiognomie vergißt Herr L. die ihm günſtigen ſichtbarlich ehrlichen Jagdhunde. Sogar teufliſch finden wir die Bosheit nicht S. 194. und Hogarths Wilkes iſt viel karakteriſtiſcher. Maximilian I. Herr L. findet in ſeinem Geſichte eine Menge von Tugenden, die wir weder in ſeinem Geſichte noch in ſeinen Geſchichten finden. Hrn. Lavaters eigene Gedanken über den Florſtyl und den Metallſtyl im

Kupferſtechen. Kleinjogg, vortreflich geſtochen. Ein Kind, in einer Art zu ſtehen, die etwas von der ſchwarzen Kunſt hat, aber weicher und gar nicht rund iſt. Ein Vorzug ſonſt des Werkes, den es ungerecht wäre zu vergeſſen, iſt in der Schreibart und in der groſſen Anzahl kräftiger Ausdrücke, die Hr. L. erfunden hat, und die dennoch verſtehlich ſind, und ganz neue Begriffe beſtimmen. Er iſt gewiß ein Bereicherer der deutſchen Sprache.

1777 iſt der dritte Band von den phyſiognomiſchen Fragmenten zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe, von J. Caſpar Lavater, Pfarrern, auf 371 S. im größten Quart mit 104 Kupferplatten herausgekommen. Die Anzeige dieſes Werks wird uns allemal ſchwer, nicht nur wegen der eigenen, vom Hrn. L. erdachten, mehrentheils nachdrücklichen, zuweilen aber für uns ziemlich etwas dunkeln Ausdrücke; ſondern vornehmlich wegen des Unterſchiedes, den wir zwiſchen dem vortreflichen Manne und uns in Anſehung der Phyſiognomie, anmerken. Oft, ſehr oft, ſagen die Geſchichter zu uns etwas ganz anders, als was Hr. L. geſehen hat; zuweilen gerade das Gegenſpiel deſſen, was er in den Zügen gefunden hat. Manchmal iſt es uns überhaupt unbegreiflich, wie nicht nur Hänge, Fähigkeiten und Kräfte im Ohre und andern unbeweglichen Theilen ausgedrückt ſeyn können. Widerſprechen und Kritikenſchreiben iſt überhaupt die Weiſe unſers Wochenblatts niemals gewe-

ſen, und am wenigſten gegen einen Mann, für den wir die gröſ'e Hochachtung tragen. Dennoch wird es dem Leſer vielleicht angenehmer ſeyn, bey den Erklärungen der Köpfe, die wir anders auslegen, zweyerley Meynungen zu hören. Daß wir vieles, ſehr vieles übergehen müſſen, ſagt ſich von ſich ſelber, denn das ganze Werk iſt Original, und voll eigener Gedanken und eigener Ausdrücke. Zuerſt vertheidigt ſich der Hr. V. über einige, wider die vorhergehenden Theile gemachte, Einwürfe. Er ſoll ein Materialiſt ſeyn, und iſt es, wie er verſichert, nicht, obwohl dieſe Lehre an ſich ſelber, nach ſeinen Gedanken, die Möglichkeit der Auferſtehung und eines zweyten Lebens nicht beſtreitet. Griechiſche Geſichter; es gebe hierſeits der Alpen weit mehrere unbedeutende Geſichter; vielleicht, weil in den heiſſen Ländern die Leidenſchaften ſtärker ſind, und folglich auch ihre Ausdrücke in den Zügen des Geſichts ſtärker bleiben. Die Köpfe des Hippokrates und anderer groſſen Griechen; den ſittlichen Charakter finden wir in ihren Werken, aber die Köpfe ſind eben nicht zuverläſſige wahre Gleichheiten. Zu Priams Zeiten mahlte man nicht, wenigſtens findet man beym Homer keine Spur vom Mahlen, und die gegrabenen Steine, die wir von den Helden dieſer alten Zeiten beſitzen, ſind unmöglich nach Urbildern gemacht worden. Raphael; Hr. L. findet viel Vortrefliches in dieſem Kopfe, und wir ein ſchönes wollüſtiges Weibergeſicht, das nicht den geringſten

Zug hat, aus welchem wir den oberſten Staffel in einem Theile des menſchlichen Wiſſens erkennen lö-ten. Die Phyſignomien der Thiere, zumal auch vieler laſterhalten Pferde, dann den Löwen u. ſ. f. Hier iſt viel Wahres; die Ehrlichkeit des Jagdhundes, das Stilltückiſche der Katzen, das Muthige des Pferds, das Dumme des Schaafes ſtehen mit leſerlichen Buch-ſtaben an ihren Zügen geſchrieben. Alsdann der Kupfer-ſtich, in welchem ein Waſſerpferd mit dem Krokodill, und die Menſchen und Hunde mit dem Waſſerpferde ſtreiten; ohne Zweifel eine Europäiſche Erdichtung, worinn doch L die Sprache der Natur findet und erklärt. Das Seepferd hat in der That etwas Gräß-liches. Die Beantwortung einiger Einwürfe; in den feſten Theilen ſey niemals ein Widerſpruch des einen gegen den andern, wohl aber in den beweglichen (wenn der ſtolze Menſch aus Abſicht die Demuth nachahmen will). Johnſon; in der That zeigt uns ſein Kopf ein elendes kümmerliches Geſicht, von dem wir keinen Rambler hofften. In der Oeffnung des Mundes ſtecke das Charakteriſtiſche der Menſchen. Die Phyſiognomie der Handſchrift; etwas iſt darin wahr. Aber ſolte N. 1. Phlegma in der Handſchrift ſtehen? Hat der Schreiber dieſer erſten Aufſchrift ſich in den Verdacht dieſes Laſters geſetzt? Eine durch allzuvieles Schreiben geſchwächte halb lahme Hand finden wir darinn, und eine Eile im Schreiben. Hätte der Mann ſich dem Phlema überlaſſen, und langſam geſchrieben,

ſo würden keine Spuren dieſer Schwachheit bleiben, die Phlema anzeigen ſollten. Und dann iſt die Handſchrift nicht mehrentheils eine Nachahmung des Schreibmeiſters? Einige Münde und Ohren. Wenn das ſichtbare Ohr das Werkzeug des Sinnes wäre, ſo würden wir davon etwas hoffen; aber unmöglich fällt uns bey, daß nicht nur kräfte, ſondern ſehr zuſammengeſetzte moraliſche Notionen Kräfte im Ohre ausgedruckt ſeyn können, wie zugleich die Feſtigkeit wider die Schmeichler und wider die Drohungen. In den Kindern findet Hr. L. noch keine ächte Phyſiognomie, nichts Beſtimmtes; dennoch liefert er eine Menge Köpfe und Bruſtbilder von Knaben und Kindern mit der Erklärung ihrer Naturgaben. Auf der 35. Tafel lieſet Hr. L. wiederum anders, als wir; der Kopf dünkt uns ſauer und wunderlich, und die Hartnäckigkeit im Ausführen iſt für uns unſichtbar; daß aus N. 3. etwas werden müſſe, können wir auch nicht verſtehen. Noch unſichtbarer für uns iſt das Edle auf der 155 S. Wo Gefühl iſt, da iſt Kraft, ſagt Hr. L.: im Phyſiſchen gerade das Widerſpiel. Die Kraft war beym Boötier, beym Römer; das Gefühl beym Athenienſer. Die ſtarke Faſer läßt ſich minder bewegen, und empfindet minder. Karl v. Hedlinger, der treffliche Stempelſchneider, deſſen ſittliches Lob Hr. Göthe hier giebt. Die verſchiedene Köpfe gleichen einander nicht, aber Hr. L. lieſet ſie dennoch geläufig, und findet in den Zügen das Groſſe und das Gute. Andere

Künſtler; einige höchſt unverſprechende Köpfe, wie d S. 187. 55. T. Muſikaliſche Kunſtler; Jomelli, an welchem Hr. L. vieles ſieht, und wir nichts ſehen, als daß er kein Mann ſey. Die Dichter: ſehr ſtreng iſt hier der V. in ſeinem kurzen Verzeichniß. Ohne Ton und Manier ſey keiner; Bodmer, Geßner, Wieland haben doch ihre Manier, und kaum könne eine Nation ſolche Dichter aufweiſen, ſagt Hr. L. Nach dieſem Verzeichniß nennt er die Dichter Propheten der Schöpfung und der Vorſehung Gottes; eben die ſchlüpfrigen anſteckenden Dichter. Und hingegen ſcheint Hr L. ſagen zu wollen, denn ſchwer iſt es zu wiſſen, ob er es ſagt, er könne Pope und Voltaire nicht für Dichter hingehen laſſen. Pope war nicht nur der meiſt harmoniſche aller heutigen Dichter; er hatte auch die angenehmſte und feinſte Empfindung. Wie ſpann der Mann das ſchimmernde Gewebe des rape of a Lock! Und Voltaire; wie prächtig und impoſant iſt ſein Mahomet und viele andere ſeiner Schauſpiele! Nicht aus ihren Phyſiognomien, ſondern aus ihren Werken erkennen wir dieſe beyden für wahre und groſſe Dichter; und verſchiedene von denen, die Hr. L. zur Zunft zählt, könnten wir nicht einmahl unter ihnen in den zweyten Rang ſetzen. Göthe; in verſchiedenen einander nicht ähnlichen, Köpfen, deſſen Gröſſe wir wiederum nicht weiter im d. S. 222. finden, und Genie ſey Liebe, Liebe, Liebe: wir dächten, jene ſey eine Vortreflichkeit des Verſtandes, dieſe eine Vollkommen-

heit des Willens, und leider können beyde getrennt seyn. Religion: ein Abschnitt, dem wir allen Beyfall geben. Die Religion ist um eben so viel der Tugend vorzuziehen, als die Ewigkeit dem zeitlichen Leben. Die Religion ist der Preiß der Glückseeligkeit in jenem, die Tugend in diesem. Aber des Spinoza Religion! denn er glaubte eine Gottheit, sagt Hr. L. (wovon er selbst ein Theil war, und deren übrige Theile nichts von ihm zu fodern hatten, als was er mit eben dem Rechte von ihnen verlangen konnte). Zu S. 249. ein häßliches Gesicht, in dessen Zügen er wiederum vieles lieset, das für uns unsichtbar ist. Boromeo: hier müssen wir völlig dem Hrn. V. widersprechen. Der Mann war ein Verfolger, ein Tyrann, der mit seinem Gelde Rebellen warb, die ihre rechtmäßigen Herren, die Rhätier, anfallen sollten, warum? weil dieselben gerne eine Schule für ihre, der Landsherrn, eigene Kinder anlegen wollten. Und die verschmitzte Grausamkeit steht auf dem Gesichte geschrieben. Atheisten mit Frommen verglichen. Bolingbroke hat in der That etwas Teufliſches im Gesichte. Im Leben Diderots mag man die Fehler sehen, die man ihm Schuld giebt; das Gesicht verräth sie nicht. Die Nummern 5. und 6. sind unfehlbar versetzt, denn nicht Zinzendorf, sondern la Mettrie, hatte das Hogarthische unsinnige Tollhauslächeln. Spinoza mit einem grossen Lobe. Die Liebe, die Duldung sind Tugenden. Aber sollten wir dieselben an

Männern finden, die ein in die Ewigkeit wirkſames Gift ganzen Nationen zum Verderben ausſchenken? Zinzendorf im N. 5. ſcheint ſeinen Charakter auszudrücken. Die Vergleichung des männlichen ſtärkern, und des weiblichen feinern Geſchlechts. Gegen S. 303 über ſcheint uns der Marquiſe du Chatelet Kopf zu ſeyn. S. 337. ein bekannter Arzt etlichemal in verſchiedenen Arten von Stichen. Hr. L. ſchreibt demſelben ein äuſſerſt unbeſtändiges Weſen zu; er ſoll, wie Tigellius, von einem Aeuſſerſten zum Entgegengeſetzten übergehen, und herzhaft und verzagt, gütig und empfindlich ſeyn u. ſ. f. U. v. S. (Ulyſſes von Salis); der Kupferſtich thut dem wackern viel beſſer gebildeten Manne unrecht. Ein bekannter König: dieſes Geſicht leſen wir ganz anders, als Hr. L. denn hier ſoll man ſich auf die Züge, und nicht auf die Thaten gründen; uns ſcheint es einen abgehärteten, durch die Ermüdung etwas abgelebten, König auszudrücken. Ueberhaupt hat ſonſt Hr. L. den liebenswürdigen Fehler, daß er zu freygebig rühmt, und vielleicht zu ſparſam tadelt; wiewohl der leztere Fehler ſonſt faſt kein Fehler iſt. Vom übertriebenen Lobe könnten wir aus dieſem Bande mehr als eine Probe zeigen, wenn wir uns nicht verſicherten, ſelten, überaus ſelten, ſey es nöthig, oder auch erlaubt, die Fehler ſeiner Mitbürger zu entdecken. Hr. L. ſcheint mehrere Bände anzuſagen, als er ſich vorgenommen hatte.

CVII.

Von der Bevölkerung. *)

1776. (S. 1067.)

Man ſieht überhaupt auf dem Lande mehr Gebohrne als Sterbende, und in den Städten mehr Sterbende als Gebohrne. Hieraus ſchließt man durchgehends, und Herr Baumann ſchließt wie andere, die Lebensart und die Luft in den Städten ſey ungeſunder als auf dem Lande. Wir finden dieſes nicht ausgemacht. Die Stadt hat ihre dem Leben ſchadende Fehler, das Uebereſſen, das träge Leben, das Wachen, die hitzigen Getränke und ſcharfen Speiſen, und über alles die ſtärkern und ſchwerer zu befriedigenden Leidenſchaften. Aber das Land hat ſeine eben ſo ſchädlichen Fehler oder Nachtheile; die dumpfigen, niedrigen, heiſſen Stuben erwecken alle Frühlinge in vielen Gegenden eines Landes faulichte Bruſtkrankheiten, die überaus viele Menſchen wegraffen und in den Städten ſelten vorkommen. Die Rotheruhr herrſcht auch alle Jahre bald in dieſem bald in jenem Striche auf dem Lande, und in den Städten überaus ſelten. Vergleicht man die Londonſchen Verzeichniſſe mit den Liſten der Sterbenden eines ganzen mehrentheils in Dörfern beſtehenden Landes, wie Helvetien, ſo iſt

*) Dritter Theil zu Süßmilchs göttl. Ordnung von Hrn. Baumann.

zu London die Anzahl der die Neunzig und ſelbſt die Hunderte überſteigenden ganz gewiß gröſſer, als in einem eben ſo ſtark bewohnten Theile des geſunden Helvetiens. Nur iſt die Sache ſelbſt in ſo weit wahr: die Verzeichniſſe ſind richtig, und zeigen auf dem Lande mehr Geburten, in den Städten mehr Sterbende an, und zwar iſt der Unterſchied um deſto merklicher, je gröſſer die Städte ſind. Aber die Urſache iſt nicht eine mehrere Tödtlichkeit der Stadtluft. Die Stadt begräbt ihre Gebohrnen mehrentheils ſelbſt, wenigſtens ziehn dieſelbe überaus einzeln aufs Land. Hingegen kommen in die Städte unzählbare Bediente, Handwerksleute und Soldaten, davon ein Theil daſelbſt ſtirbt, und die Todtenverzeichniſſe ſo ſehr anſchwellt, daß zu Paris die in den Hoſpitälern und Fündlingshäuſern Sterbenden bis auf 12000 im Jahre ſteigen, die mehr als die Hälfte fremd und nicht zu Paris gebohren ſind. Hingegen begräbt das Dorf bey weitem ſeine Gebohrnen nicht alle: es ſchickt als Mägde, als Knechte, als Soldaten, als Matroſen, eine überaus groſſe Anzahl weg, die in der Welt herum, und guten Theils in den Städten ſterben; und hingegen hat das Dorf keinen andern Zugang zur Bevölkerung, als ſeine eigene Gebohrnen. Da nun in groſſen Städten mehr Bediente, mehr Leute die ihr Glück ſuchen, mehr ehloſe als in den kleinern ſind, ſo nehmen in eben dem Verhältniſſe die Todtenverzeichniſſe der Städte zu, und die Geburten ab.

Theure Jahre vermindern die Zahl der Ehen, wie hingegen eine gewisse Hoffnung zur Nahrung sie vermehrt. Grosse Höfe vermindern auf dem Lande die Ehen, weil sie viel Gesinde erfordern, das gutentheils unverheyrathet bleibt. — Durchgehends ist die Fruchtbarkeit der Ehen in Handelsstädten gering. — Der Schaden ist sehr groß den die vielen ehelosen Soldaten thun; in Frankreich können sie in hundert Jahren das Reich anstatt der Bevölkerung entvölkert haben. Die unehelichen Kinder tragen zur Bevölkerung nichts bey, sie sterben schleunig und jung weg, und kommen selten zum Verheyrathen. Ihrer sterben zu Berlin im ersten Jahre die Hälfte mehr als der ehelichen. Paris wird auf 600000 Einwohner berechnet, Zehntausend mehr als zu London sind, (beyde grosse Städte kann man aus den Tabellen nicht richtig schätzen. Zu London mangeln in den Listen der Gebohrnen alle Dissenteurs, alle Katholiken, Juden und Sektirer, vermuthlich ein volles Viertel der Gebohrnen. Dem Verzeichnisse der Sterbenden gehn auch so viele unaufgezeichnete Begräbnißörter ab, daß man die vorbeygegangenen Gestorbenen auf 3000 schätzt. Zu Paris werden die Todten ungeheuer vermehrt, wenigstens durchs Jahr mit Zwölftausend, die in Hospitälern und Fündlinghäusern sterben, und grossentheils vom Lande nach Paris gekommen sind. Der Umfang von London ist sonst um em so vieles grösser, daß man sich zu Paris unmöglich mehr Einwoh-

ner

ner vorſtellen kann, und wenn daſelbſt die Häuſer höher ſind, ſo wohnet zu London ein Theil der Einwohner unter der Erde).

CVIII.

Ulrich Zwingli. *)

1777. (S. 1018. f)

Man ſtellet ſich gemeiniglich die Urheber der Reformation als bloſſe ſtrenge, etwas zu ſtrenge Theologen, ohne Anmuth und ohne Kenntniß der Grazien vor. So war Zwingli nicht; er hatte ſeinen Verſtand mit dem Leſen alter Griechen und Römer ausgeziert. Der Charakter des Pindarus, den er zu einer A. 1526. gedruckten Auflage beygefügt hat, beweiſet deutlich daß Zwingli die wahre Schönheiten des Dichters gefühlt, und ihm nicht ein unbeſtimmtes Lob ertheilt, ſondern eben dasjenige gefühlt und erhoben, was den Pindarus von andern Dichtern unterſcheidet; insbeſondere ſieht er im Sänger von Theben den Freund der Tugend, den aufrichtigen Mann, der auch von ſeinen Helden dasjenige nicht verſchwiegen hat, was ihnen zur Vollkommenheit abgieng. Aber Zwingli hatte noch andere wichtigere Einſichten; er war ein lebhafter Patriot, ein Feind fremder Beſoldungen, ein Mißbilliger der damaligen Helvetiſchen zum Scha-

*) Ulr. Zwingli Lebensbeſchreibung und Bildniß von Nüſcheler.

den und zum Verluſt vieler Tauſenden gereichenden Kriegsdienſte; er ſah die Vortheile einer tugendhaften und gerechten Regierung im Innern ein, und gab der Stadt Zürich die weiſeſten Räthe. Die Münze wurde gebeſſert, die geilen Weiber abgeſchafft, die Freyſtätte für Uebelthäter verſchloſſen, die Schulmeiſter beſſer beſoldet, und entbehrlicher Geiſtlichen Stellen und Einkünfte zur Aufnahme der Schulen verwandt; ſogar auch das Anſehen des dem Evangelio entgegenen Adels verringert. Sonſt war Zwingli ein Schüler des gelehrten Henrich Luvulus (Wölflein von Bern) und dann des Gottesgelehrten Thomas Wittenbachs von Biel, aus einem adelichen vor wenigen Jahren ausgelöſchten Geſchlechte. Er gerieth, durch ſeine Geſchicklichkeit, bald in einen ſolchen Ruf, daß ihm ſogar der päbſtliche Hof eine Beſoldung gab, und zu verdoppeln willig war. Aber in der heil. Schrift, die Zwingli fleiſſig las, und ſchon im 26. Jahre in der Urkunde verſtehen konnte, ſah er bald, daß die herrſchende Kirche von den Grundſätzen der Religion gänzlich abwich, ſo daß er ſein Mißfallen nicht bergen konnte. Der Abt zu Einſiedeln und der Biſchof von Konſtanz unterſtützten ihn in ſeiner Beſtrafung der Mißbräuche in der Röm. Kirche, und im Andringen auf das allgemeine Leſen den heil. Schrift. Im J. 1519. wurde er nach Zürch zum Predigtamt beym Münſter berufen, und hier trat er nun auf eine gröſſere Schaubühne, und unternahm wichtigere Verbeſſerungen in der Religion. Verſtändige Männer erkannten bald

an ihm den ächten Prediger der Wahrheit. Bernhard Samsons ſchamloſer Ablaßhandel brachte Zwingli's Beſtrebung zu mehrerer Wirkſamkeit; er hatte Anſehen genug, dem Indulgenzkrämer den Zutritt nach Zürch zu verſchlieſſen (und hier war keine Eiferſucht eines Auguſtiners wider einen Dominikaner, denn Zwingli war ein Weltprieſter). Schon A. 1520. befahl auch der Rath zu Zürch, nichts zu predigen, als was in den Schriften beyder heiligen Teſtamente ſtünde, und aller Menſchenſatzungen zu geſchweigen. Auch trat der Biſchof von Konſtanz A. 1521. wider den Lehrer der Wahrheit auf, und von dieſer Zeit an begegnete ihm die Römiſche Kirche wie einem offenbaren Feinde. Nur der ſittliche Pabſt Adrian hatte Einſicht genug, zu trachten, einen gefährlichen Feind ſeiner Hierarchie zu gewinnen, und bot ihm alles, nur nicht die päbſtliche Krone, an, welches aber der Eiferer ohne Bedenken Ausſchlug. Verſchiedene Prieſter traten nun auf Zwingli's Seite, und darunter der Geſchichtſchreiber Stumpf. (Johan Haller, Probſt zu Almandingen, ſchon A. 1521., der darüber ſeine Stellen verlohr, ein Stammvater der jetzigen Haller in Bern, ſo wie es auch Wittenbach war). Eilf Geiſtliche legten A. 1523. eine Bittſchrift ein, worinn ſie um die freye Predigt des Evangeliums anhielten. Nach und nach wurden zu Zürch verſchiedene Diſputationen gehalten, in welchen Zwingli mit den Vertheidigern der Römiſchen

Kirche zu ſtreiten hatte. Da aber zum Grundgeſetze befohlen worden war, bloß aus Gottes Wort ſich zu vertheidigen, ſo war Zwingli ſeinen Gegnern leicht überlegen. Einige der vornehmſten Männer ſpotteten der Niederlage der römiſchen Kämpfer in einer gedruckten Ironie. Verſchiedene Prieſter heyratheten, und Zwingli ſelbſt ehlichte A. 1524. eine adeliche Witwe, die aber, ihm zu lieb, ſogleich allen damals dem Adel vorbehaltenen Schmuck ablegte. Ein Schuſter, Hottinger, vergriff ſich, aus allzugroſſem Eifer, an einem Bilde, und wurde nachwärts von den Römiſchgeſinnten aufgefangen und hingerichtet. In einer neuern Diſputation lagen die Fürſprecher der Bilder unter, und die Bilder wurden, doch mit aller Behutſamkeit, abgeſchafft. Die Meſſe fiel A. 1524. nach einer durch eine niedergeſetzte Kommiſſion geſchehenen reifen Ueberlegung, und A. 1525. wurden die Klöſter in der Stadt Zürch aufgehoben. Zwingli's Buch von der wahren und falſchen Religion fand vielen Beyfall, obwohl überhaupt bey den damaligen unruhigen Zeiten, da man alle Augenblicke, einen Irrthum oder eine Nachrede zu widerlegen, die Feder ergriff, ſelbſt Zwingli oft bey der Eile nicht alle Kräfte ſeines Geiſtes anwenden konnte. In dem eben erwähnten Buche trug er nur ſeine Meinung wegen des Abendmahls vor, die nun die allgemeine Lehre der Reformirten Kirche iſt. Im Traume fiel ihm der tröſtende Spruch ein: denn dieſer iſt das Pa-

ſcha des Herrn. Er wollte keine Kirche nach ſeinem Namen genannt wiſſen, und drang vornehmlich auf die Beſſerung des Herzens. Mit überlegtem Muthe lehnte er ſich über die allmächtige römiſche Hierarchie auf, predigte ſehr oft, und arbeitete unbegreiflich viel. Im Jahre 1525. wurden ihm ſeine Sorgen durch die Wiedertäufer erſchweret, deren Enthuſiaſterey aller geiſt- und weltlichen Ordnung den Untergang drohete. Einige von denſelben überzeugte Zwingli, andere wurden, doch ohne Strenge, beſtraft, und einem der Hartnäckigſten von ihnen, der wegen der Kaiſerlichen Verfolger in Lebensgefahr war, verſchaffte Zwingli ſelbſt einen ſichern Aufenthalt. Da die katholiſchen Orte eine Diſputation zu Baden veranſtalteten, weigerte Zwingli A. 1526. ſich daſelbſt einzufinden, weil man auf ihn lauerte, und ſogar zu Zürich, ihn heimlich aufzuheben einen Anſchlag gemacht hatte. Il ſtilo Romano, ſagte Fra Paolo. Nach Bern zu der wichtigen A. 1528 gehaltenen Diſputation, die den Umſturz der Römiſchen Religion in dieſer Republik nach ſich zog, gieng er aber willig hin, wiewohl unter einer Bedeckung von Gewaffneten, und doch geſchah ein Schuß auf ihn. Zu Zürich verſammlete ſich A. 1528. der erſte Synodus, und Zwingli hatte den Vorſitz. Und nun gerieth er in einen Streit mit Luthern, den Zwingli hochſchätzte, aber nicht lutheriſch heiſſen wollte, ob er wohl Luthers Lehre überhaupt billigte. Man muß aber eingeſtehen, daß Luther über die perſönliche Gegen-

wart im Sakrament keine Einwürfe vertragen konnte, daß er die Unterwerfung Zwinglis im Gespräche zu Marburg vorausforderte, und die Anträge brüderlicher Liebe, die ihm von den Reformirten geschahen, nicht annahm, ob er wohl doch beym Abschiede versprach, den Frieden zu lieben, und Aergerniß zu vermeiden. Dieses war ein unglücklicher Streit, der dem ganzen Wesen der Reformation einen unwiderbringlichen Schaden, auch noch in folgenden Jahrhunderten, that. Zwingli pries dennoch selbst Luthers Schriften zum Durchlesen an. Die Römischgesinnten vergriffen sich nun mehr und mehr an den Reformirten; zu Schwitz verbrannte man einen Pfarrer aus dem Gebiete der Zürcher, und Zürch erklärte endlich den Römischen den Krieg, doch wurde der Friede bald wieder hergestellt. Zwingli äusserte damals so milde Gedanken von der Seeligkeit tugendhafter Heiden, daß sie ihm in den damaligen eifrigen Zeiten zu grossen Vorwürfen gereichten. Das Gesetz der Natur ist auch Gottes Gesetz, sagte Zwingli, und durch Gott den Heiden bekannt worden; wenn sie dieses Gesetz also halten, so halten sie es auch durch die göttliche Gnade. Endlich griff Zürch wieder zum Entschlusse, den katholischen Orten den freyen Getraidekauf abzuschlagen. Da sie wegen ihrer Lage (wenigstens Schweiz und Uri) fast durch keinen andern Weg das Getraide erhalten können, so griffen die Katholischen mit Verzweiflung zu den Waffen, und schlugen im späten November, fast in der Nacht, die übel angeführten Zürcher. Zwingli wollte nicht entfliehen, und wurde

mit vielen Wunden hingerichtet und verbrannt; Thomas Plater rettete aber sein unverletztes Herz aus der Asche. Er hatte nur 47 Jahre gelebt, und hätte dem Vaterlande noch viele Dienste thun können, wenn er, wie es ihm frey stund, seines Lebens geschont hätte. Sein billiges Lob: unter den Verbeſſerern des Glaubens, habe noch keiner seine Gedanken deutlicher, bestimmter und gleichförmiger auszudrücken gewußt.

CIX.

Ueber die Ausbreitung der chriſtlichen Religion.

Nach Gibbon. *)

1777. (S. 311..)

Herr Gibbon schreibt mit vieler Vorsicht, (doch merkt man endlich seine Gesinnungen.) Ueber die Wunder erklärt sich Hr. Gibbon nicht deutlich, und wirft ein, es sey allzuschwer, die Zeit zu bestimmen, in welcher die falschen Wunder angefangen, und die ächten aufgehört haben. Wenn man aber dennoch die herzhafte Berufung der im dritten Jahrhunderte noch lebenden Vertheidiger des Christenthums lieſet, wenn man betrachtet, daß sie alle den Tod für ihren Glauben litten, wenn man sich erinnert, daß Julian an diesen Wundern keinen Zweifel bezeugt, so

*) History of the roman Empire by E. Gibbons V. I. 1776.

iſt man geneigt, wenigſtens in den erſten drey Jahrhunderten, nicht allen Wundern den Glauben abzuſprechen. Daß Hr. Gibbon wenige Märtyrer macht, darinn ahmt er den heutigen Ungläubigen nach, und braucht dazu eine Stelle des Tertullianus, die aber weiter nichts beſagt, als daß einige Jahre lang, wie es auch wahr iſt, vom Decius an bis zum Diocletian, die Kirche ziemlich Ruhe gehabt hat. Aber die vom Nero hingerichteten Chriſten waren zahlreich, ſo ſagt es Tacitus, und Diocletian gieng ſo weit, daß er meynte, die chriſtliche Religion ausgerottet zu haben, und dieſen Sieg auf ſteinernen Denkmälern und auf den Münzen bekannt machte. Er gab auch ſolche Geſetze, die es einem Chriſten ſchwer machten, zu entrinnen, wie Hr. Gibbon ſelbſt eingeſteht. Alle Geiſtlichen wurden in Verhaft gezogen, man brauchte die ſtrengſten Mittel, ſie zum Abfall zu zwingen, und auf alle diejenigen waren harte Strafen geſetzt, die einen Chriſten retten würden. Sonſt rühmt Hr. Gibbon die guten Sitten der Biſchöfe. Daß aber wenige von denſelben hingerichtet worden ſeyen, widerſpricht der ungemein groſſen Anzahl der Päbſte in den erſten Jahrhunderten, die auf keine andere Weiſe erklärt werden kann, als durch viele Hinrichtungen. Von der Polizey der Kirche. Anfänglich ſeyen alle Chriſten an Anſehen einander gleich geweſen. Die Biſchöfe haben ſich nach und nach über die Aelteſten erhoben, und Hr. G bemüht ſich, zu zeigen, wie zumal das Anſehen des römiſchen

Biſchofs gewachſen ſey, ungeachtet des Widerſtandes der afrikaniſchen und gallicaniſchen Kirchen. Wie nach und nach die Chriſten reich geworden, ſo daß der Biſchof zu Carthago für eine plözliche Liebesſteuer 850 Pf. St. zu ſammeln im Stande geweſen ſey. Wie die Kirchen zu Einkünften gelangt ſeyen, und wie der Gehorſam gegen die Biſchöfe wichtiger geworden, als die ſittlichen Gebote. Die vermuthliche Anzahl der Chriſten zu Rom ſezt hier Hr. Gibbon auf 50000. Zu Conſtantins Zeiten möge der zwanzigſte Theil des römiſchen Volks die chriſtliche Religion angenommen haben, (ſo daß dieſer Kaiſer eben nicht aus Staatsklugheit zu derſelben übergegangen ſeyn muß). Warum die Chriſten mehr verfolgt worden ſeyen, als die Juden? Sie waren von ihrem Glauben abgefallen, und die Juden hingegen waren dabey geblieben; auch die Verſammlungen waren den Römern ſehr zuwider. Man habe den Chriſten die Aufruhren einiger Juden zugerechnet, wie Tacitus den Aufruhr des Theudas. Wie kann aber der Verfaſſer ſchreiben, Trajan habe wegen den Chriſten nichts verordnet gehabt, und es wären auch keine Geſeze wider ſie in Kraft geweſen, da hingegen des Plinius Worte deutlich ſolche Strafgeſeze zum Grunde ſezen. Noch ſeyen die Obrigkeiten den Chriſten günſtig geweſen, das Volk aber habe ſie gehaſſet und ihren Tod verlangt. ꝛc.

CX.

Werlhof, ein Arzt und Dichter.*)

Herr Werlhof iſt nicht ein bloſſer Dichter. So groß dieſer Name ſcheint, wenn man einen Virgil einen Homer nennt, die nichts als Dichter geweſen ſind, ſo iſt er, wie gewiſſe Mahlereyen, nur in einer ziemlichen Entfernung groß. Ein Dichter, der nichts als ein Dichter iſt, kann für die entfernteſten Zeiten und Völker ein glänzendes Licht ſeyn. Aber für ſeine eigene Zeiten, und für ſeine Mitbürger, iſt er ein entbehrliches und unwirkſames Mitglied der Geſellſchaft. Seine Gaben erwecken Verwunderung, aber ſie haben keinen Antheil an der allgemeinen Wohlfarth; er kann für einige Stunden einen Leſer vergnügen, aber er vermehrt kein Glük, und vermindert keine Sorgen und keine Schmerzen.

Weit gröſſer ſind die Vorzüge eines gelehrten, geübten, und folglich glücklichen Arztes. Seine Gaben ſind ein Werkzeug, durch welches die Vorſehung ihre Güte verbreitet. Erſchrockene Ehegatten, zitternde Kinder, tief gerührte Eltern hoffen, und erhalten öfters von ihm das erwünſchte Leben eines unſchäzbaren Ehemanns, einer zärtlich geliebten Frau,

*] Vorrede zu deſſen Gedichten. (1749.)

eines unentbehrlichen Vaters, eines hofnungsvollen Kindes; die Sehnſucht beſchleuniget ſeine Wege, die Hofnung begleitet ihn, und der Segen derer, die er gerettet hat, folgt ihm nach, wenn er zurükgeht. Ein Dichter vergnügt eine Viertelſtunde; ein Arzt verbeſſert den Zuſtand eines ganzen Lebens.

Ich nehme vielleicht mein Amt ſchlecht in Acht, wenn ich die Vorzüge der Dichtkunſt erniedrige, die ich bey den Schriften eines beliebten Dichters erheben ſollte. Aber mein Freund verachtet die falſche Beredſamkeit, die dem Heiligen des Tages heuchelt, und ihm denjenigen weit nachſezt, den ſie morgen eben ſo weit über ihn erhebt.

Werlhofs Poeſien zeugen von ſeinen groſſen Gaben, und mahlen ſein menſchenliebendes Herz ab. Aber als ein Arzt wendet er dieſes Herz und dieſe Gaben unmittelbar zu dem wahren und weſentlichen Wohlſeyn ſeiner Mitbürger an. Er dichtete alſo nur in den kleinen Zwiſchenräumen, in welchen der Arzt nicht wirken kann. Reiſen, ſchlafloſe Nächte, Krankheiten ſelber, ſind die einzige Zeit, die er auf die Dichtkunſt wendet, und ſo ſehr wir dieſe in ihm lieben, ſo wenig läßt uns die Menſchenliebe zu, ſeine Zeit der mitleidigſten aller Künſte, der Arzneywiſſenſchaft, zu mißgönnen. Wir verzeihen dieſer leztern um ſo eher ihren Vorzug, weil ſie zwar Werlhof hindert, mehrere Früchte ſeiner Dichtkunſt an den Tag zu legen, aber an derſelben völligen Reife keine Abnahme verurſachet hat. Die Reinigkeit der Sprache,

die Flüßigkeit des Sylbenmaſſes und der Wortfügung, die richtige Wahl der Reime, könnten nicht vollkommner ſeyn, wenn dem Hrn. Werlhof ſchon kein anderes Amt von der Vorſehung aufgetragen wäre, als die Dichtkunſt.

Es giebt Reime, die die Oberſachſen eingeführt haben, und worinn weder die Buchſtaben vollkommen ähnlich ſind, noch der Laut bey den andern Deutſchen übereinſtimmig iſt. Alle Dichter haben ſie, als eine nöthige Ausdehnung der Freyheiten der ohnedem ſo enge eingeſchränkten deutſchen Poeſie, freymüthig angenommen, und ohne Scheu gebraucht. Werlhof iſt faſt der einzige Dichter, der auch dieſe Nachſicht verſchmäht, und mit der beſtändigſten Richtigkeit die vollkommene Uebereinſtimmung des Lautes in ſeinen Reimen beobachtet hat.

Eben ſo ſorgfältig und zärtlich auch iſt Werlhof in allen andern Schönheiten des Reims geweſen, die den Abſchnitt, den Wohlklang, die Wortfügung, die Richtigkeit der Sprache, und die Wahl der Wörter betreffen.

Alle dieſe Vorzüge würden in unſern Augen nicht mehr als mittelmäßig ſeyn, wenn ſie die einzigen wären. Die Abſicht des Dichters iſt zu gefallen und zu rühren, und die äuſſerliche Richtigkeit hat bey dem Verſtande ihren Werth, aber keine Macht auf das Herz des Leſers. Es ſind zu allen Zeiten Dichter geweſen, die ſich mit dieſer äuſſern Schönheit begnügt haben, und alle dieſe Dichter haben ihres Zwecks ver-

fehlt. Aber bey unſerm Verfaſſer ſind ſie, wie ſie in der That ſeyn ſollen, nur zierliche Kleider der wahren Schönheit. Wahre und gründliche Gedanken, wohl ausgefundene Aehnlichkeiten verſchiedener Begriffe, ſcharf unterſcheidende Varietäten ähnlicher Ideen, kurze und dennoch das Weſen der Dinge abmalende Beywörter, anſtändige Vorſtellungen wirklich zärtlicher Leidenſchaften, alles dieſes ſind Schönheiten, die auch ohne Zierde des Schalles und der Sprache gefallen: aber die ſich der Vollkommenheit nähern, wenn dieſer äuſſere Schmuck ſie begleitet. Ich finde dieſe Vereinigung beyder Vorzüge nicht nur deswegen ſchön, weil Wohlklang, Reinigkeit und Richtigkeit, Eigenſchaften guter Gedichte ſind, ſondern auch deswegen, weil es ſehr ſchwer, und folglich ſehr ungewöhnlich iſt, wenn ein Dichter ſie mit der Stärke der Gedanken, und dem Feuer des Ausdruckes verbindet.

Unter dieſen wenigen Dichtern, die keine Art von Schönheit verabſäumt haben, wird ein jeder Kenner unſern Hrn. Verfaſſer zählen, und ich ſehe ſeine Gedichte als eine der ſeltenen Schönheiten an, bey welchen nicht nur einige Geſichtszüge ſchön ſind, ſondern alles, was eine Schönheit ausmacht, in einer regelmäßigen Uebereinſtimmung zuſammentrifft.

Und dennoch iſt noch ein Vorzug, den ich über alle diejenigen ſchätze, die ich noch benannt habe: Es iſt die herrſchende Tugend, und die ungeſchminkte Gottesfurcht, die alle Gedanken des Verfaſſers belebt.

Wenn die gröſten Gaben Werkzeuge des Unglaubens, der Ueppigkeit, oder der zügelloſen Satyre ſind, ſo ſind mir dieſe Vorzüge eben ſo verhaßt, als die Stärke an dem Tieger, oder die Macht an einem unbilligen Fürſten.

Wenn aber ein groſſer u. erhabener Geiſt ſeine Talente dem Glauben, der Wahrheit und der Tugend zu Füſſen legt; wenn ein Newton die Offenbarung aus der Natur vertheidigt, ein Fenelon die Tugend mit dem Reize der Beredſamkeit ziert, und ein Racine die Religion mit den herrlichſten Farben der Poeſie ausſchmückt; ſo entſteht bey mir jenes reine Vergnügen, das mit demjenigen eine Aehnlichkeit hat, welches wir vermuthlich empfinden würden, wenn wir in die Bekanntſchaft eines ſeligen Geiſtes von einer höhern Ordnung kämen. *)

*) Man hat ſich nicht geſcheut, dieſe Vorrede der Politik zuzuſchreiben. Aber ſeit 1753 habe ich Göttingen verlaſſen, und ſeit 1766 iſt der verehrungswürdige Werlhof todt, und in den zwey lezten Auflagen meiner deutſchen Schriften bleibt dieſe Vorrede, unabſichtlich, als ein reines Zeugnis meiner wahren Hochachtung.

v. H.

CXI.

Vom Nutzen der Hypotheſen.*)

In allen Meinungen der Menſchen herrſcht eine Mode, eine mehrentheils unüberlegte und veränderliche Gewohnheit, deren ganze Völker folgen, ohne eine Urſache ihres Gehorſams angeben zu können; dieſe Moden ſind eben darum veränderlich, weil ſie auf keine wahren Gründe gebauet ſind. Es iſt der Wahrheit unmittelbares Vorrecht, daß ſie ewig bleibt.

Es ſind kaum hundert Jahre verfloſſen, daß in Europa die Erklärungen der natürlichen Begebenheiten, und die willkürlichen Lehrgebäude, angeſehene Vorzüge groſſer Gelehrten waren.

Nachdem einmal Rene' Des Cartes auf eine mechaniſche Weiſe die Bildung und den Bau der Welt erklärt, und ſich die Freyheit genommen hatte, ſolche Figuren den kleinſten Theilen der Materien zu geben, und ihnen ſolche Arten von Bewegung mitzutheilen, wie er ſie zu ſeinen Erklärungen nöthig hatte, ſo ſah ganz Europa dieſe ſchöpferiſche Gewalt als ein unzertrennliches Vorrecht eines Weltweiſen an; man baute Welten, man verfertigte Elementen, Wirbel und Schrauben, und meynte dem gemeinen Beſten aus-

*] Vorrede zu der deutſchen Ueberſetzung von Büffons Naturgeſchichte. 4. Hamb. 1751.

nehmend gedient zu haben, wenn die wirklichen Begebenheiten in der Natur ſich nur einigermaſſen durch den angeblichen Bau erklären lieſſen, den man für ſie ausgeſonnen hatte.

Aber dieſer bequeme Gebrauch dauerte nicht ſo lang, als die indolenten Naturlehrer wohl gewünſcht hätten. Die Erfindungen der Einbildungskraft ſind wie ein gekünſteltes Metall, es wird die Farbe, aber niemals die Dichtigkeit und die unzerſtörbare Feſtigkeit beſitzen, die die Natur ihrem Golde giebt; eine falſche Münze iſt gangbar, weil die Neuigkeit ihr einen Glanz giebt, die Zeit deckt ihre Röthe und ihre unächte Herkunft auf. Die Streitigkeiten, die der natürliche Stolz und die Ruhmbegierde der Menſchen nothwendig erregten, waren die erſten Mittel die Blöſſe der Hypotheſen aufzudecken. Ein junger Weltweiſe fand einen bequemen Weg zur Gröſſe in der Widerlegung eines berühmten Mannes, und es war ihm viel leichter, deſſen Schwäche zu finden, als etwas beſſers an die Stelle des niedergeriſſenen Lehrgebäudes zu ſetzen; ein gemeiner Probſtein entdeckt das Kupfer in dem edlen Metalle, aber Gold zu machen iſt für die Menſchen zu ſchwer. Hieraus folgte ein allgemeiner Krieg unter den Gelehrten, und da nichts von ihren Meynungen auf die Natur gebauet war, ſo blieb nichts von denjenigen übrig, was mit ſo groſſer Bewundrung war aufgebauet worden. Der Carteſianer verdrang den Schüler der Peripatetiſchen Sekte, der Gaſſendiſte

fand

fand die Schwäche des Carteſianers, und eine allgemeine Vergeſſenheit hat nunmehr die ſtreitenden Lehrer begraben. Die ſiegenden Meynungen, und die überwundenen, ſind in ein unpartheyiſches Nichts zurückgeſunken, aus welchem ſie die Einbildung ohne die Erlaubniß der Natur gezogen hatte.

Ein groſſer Vorzug der neuern Zeiten war die immer ſteigende Kunſt der Arbeiter, die zur Enthüllung der Natur Werkzeuge verfertigten. Bequemere Sternröhre, rändere Glastropfen, richtigere Abtheilungen eines Zolles, Spritzen und Meſſer thaten mehr zur Vergröſſerung des Reiches der Wiſſenſchaften, als der ſchöpferiſche Geiſt des Des Cartes, als der Vater der Ordnung Ariſtoteles, als der beleſene Gaſſendi. Bey jedem Schritte, den man näher zur Natur that, fand man das Gemählde unähnlicher, welches uns die Weltweiſen von derſelben gemacht hatten.

Die Verachtung der Hypotheſen wuchs mit der Ueberzeugung, daß ſie eben ſo wenig richtig wären, als ein aus der Einbildung hingemahlter Kopf eines Aeneas, eines Romulus, eines Pharamunds, dem wahren Urbilde ähnlich ſeyn kann; der Mahler und der Weltweiſe hatten das Urbild nie gekannt.

Die mathematiſche Lehrart breitete ſich über Europa aus, ſie lehrte uns kriechen, da wir vorher fliegen wollten, und lieber langſam uns der Wahrheit nähern, als geſchwind von derſelben entfernen. Man trug den Menſchen das ſchwere Geſetz auf, nichts

zu glauben als was erwieſen wäre, und nach und nach wurde es von den geſitteten Völkern angenommen. Engelland fieng an; Boerhaave und Holland folgte nach, Deutſchland bequemte ſich dazu, und Frankreich, ſo ungern es ſeinen Landsmann verließ, ſo unangenehm als es ihm war, der Einbildung Rechte zu verleugnen, in welcher es einen Vorzug vor ſeinen Nachbarn hatte, ſchämte ſich endlich, und that in ſeiner Akademie, in der Perſohn ſeines Reaumürs, ſeines Maupertuis, ſeines Clairauts, der Wahrheit die längſtverſchuldete Abbitte.

Die Mittelſtraſſe iſt für den Menſchen der allerſchwerſte Weg; er wird viel eher aus dem Unglauben zum Aberglauben übergehen, er wird aus einem üppigen Leben viel leichter ein Mönch in der Trappe, als daß er zwiſchen beiden Abwegen in einem vernünftigen Chriſtenthum fortleben ſollte. Die Mittelſtraſſe iſt eine Linie, ein Weg ohne Breite; wer wollte ſich auf demſelben erhalten? So wenig das Herz des Menſchen ſich auf der Mittelſtraſſe feſtſetzen kann, ſo wenig kann es auch ſein Verſtand; auf einer Seite fliegt der Menſch zu hoch mit eigenen Schwingen, und wird ein Pelagianer, er ſinkt auf der andern, und wird unter den Händen des Janſeniſten zur Maſchine. Eben ſo gieng es der Naturlehre; man hatte ſich bey den willkürlichſten Erklärungen übel befunden, und ward zum Zweifler; die Akademie zu Athen wollte ſich vor dem Irrthume hüten, ſie ſank

immer tiefer, und glaubte endlich gar nichts mehr, um nicht zu irren.

Ich glaube mit Recht zu den Ausschweifungen des menschlichen Verstandes, zu seiner Uebermäßigkeit (denn die glückliche Sprache unsers gemäßigten Vaterlandes hat keine rechten Wörter für Excès und Caprice,) die Gewohnheit rechnen zu können, alle Hypothesen, alle Systeme zu verachten; eine Gewohnheit, die immer mehr und mehr zunimmt, und die dem menschlichen Geschlechte schädlicher werden kann, als die Träume der Schulweisen nimmermehr haben seyn können.

Der Mensch ist von Natur faul, seine träge Kraft senkt ihn mit einer ewigen Gewalt zur Ruhe. Alle wilde Völker, die sich den Trieben der Natur wehrlos überlassen, sind zu aller Arbeit äusserst verdrüßig, sie hucken auf der Erde, sie schmauchen Toback, sie schlafen in ihren Hängebetten, und würden niemals aufstehen, wenn sie der Hunger und die Noth nicht aus ihrer Gemächlichkeit triebe.

Die Europäer haben mehrere elastische Kräfte, die ihre Schläfrigkeit stöhren. Der Ehrgeiz, das Exempel, die Scham, die Ermahnung, die Neubegierde, lassen ihren Verstand nicht so Brache liegen, wie bey den Völkern, die für Ehre und Weisheit keinen Namen haben. Aber alle diese Triebe sind noch kaum stark genug, uns zu der schweren Arbeit anzufeuren, die die Nachforschung der Wahrheit erfordert.

Im ſcharfſinnigen Italien, im tiefdenkenden Spanien, ruhen tauſend und tauſend fähige Köpfe, unter dem Schatten des Aberglaubens und der Gewohnheit, und verträumen ihre Kräfte.

Noch wallen doch die Gemüther der Europäer voll Ehrbegierde, mit der Liebe zur Neuigkeit, die Linnäus als das hauptſächliche Vorrecht des Menſchen anſieht, womit er ſich über die Thiere erhebt, und wodurch er der Bezwinger beyder Welten, der natürlichen und derjenigen geworden iſt, die er ſelber aufgeführet, und die **Theorie** genannt hat.

Man ſtelle ſich nun eine Zeit vor, wo aus ganz Europa alle willkürliche Meynungen, alle Hypotheſen gänzlich, nach dem Wunſche vieler neuern Weiſen, verbannet ſind; man nehme die Sätze dieſer des menſchlichen Herzens nicht recht kundigen Geometern an: daß der Menſch die innere Natur der Dinge zu kennen unvermögend ſey; daß wir nichts zu hoffen haben, als die Wahrnehmung einiger Erſcheinungen; und daß die Wahrheit in einem Abgrunde liege, über welchen wir keine Brücke haben.

Was wird wohl die Wirkung dieſer Sprache der Verzweiflung ſeyn, wenn ſie die Oberhand gewönne? Eben die, ſo die erkannte Unfruchtbarkeit eines neuen Landes hat. Sobald der reiſende Waghals kein Gold, keine ſeines Wunſches würdige Waare an dem ungaſtfreyen Ufer mehr hoffet, ſo verläßt er die angefangene Entdeckung, niemand verfolgt die erſten Unterſuchun-

gen, das Land bleibt unbebaut, und ein bloſſer Namen haftet auf dem gleichgültigen Gedächtniſſe der Nachwelt.

Ich befürchte ſehr, das Reich der Wahrheit werde eben dieſes Schickſal erfahren, ſobald wir in demſelben keine fruchtbaren Entdeckungen zu machen hoffen, ſobald unſre Neugierigkeit und unſer Ehrgeiz kein Eigenthum in demſelben mehr erwarten. Wenn der Weg zur Wahrheit uns ſo weit, ſo ungewiß, ſo ſchwer gemacht wird, wenn man uns vorſagt, daß wir nicht anders als mit dem Senkbley in der Hand gehen ſollen, und doch dabey uns zu wiſſen thut, daß wir mit aller Vorſicht alle Augenblicke fallen werden; wenn alle unſre Bemühungen uns zu nichts, als von einer pöbelhaften Unwiſſenheit zu einer gelehrtern führen, werden wir uns wohl bewegen? werden wir in einer mühſamen Reiſe fortfahren, die uns nirgends hin führt? wird nicht die Gemächlichkeit, wie ein neuer Cineas, einem jeden gelehrten Pyrrhus ins Ohr ſagen: warum willſt du die gewiſſen Vergnügungen der Wolluſt und der Ruhe verläugnen, und mit einer chimäriſchen Ritterſchaft die Rechte der Wahrheit, ohne den geringſten Anſchein etwas auszurichten, unfruchtbar vertheidigen? wenn du alles gethan haſt, ſo biſt du wieder wie jetzt, bey der Unwiſſenheit.

Sollte jemand mich mit dem Beyſpiele der Mathematik widerlegen wollen, von welcher man alles Willkürliche, alles Halbwahre und Unerweisliche glaubt verbannet zu haben, ſo würden mir doch ſolche Ank-

worten auf dieſen Einwurf bleiben, die mir zureichend vorkommen, meinen Gegner mit mir zu vereinigen.

Die Mathematik gehet mit überaus einfachen Dingen um; mit Linien, mit Drevecken, mit Vierecken, mit Ziffern, deren Eigenſchaften wenig an der Anzahl, und vollkommen ausgemacht ſind. Sie beſchäftiget ſich mit dieſen einfachen Gröſſen, und ſuchet derſelben Verhältniſſe und Zuſammenſetzungen. Keine andern menſchlichen Wiſſenſchaften haben dieſen Vortheil, und es läßt ſich bey keiner eine gleiche Strenge gebrauchen.

Da ich von der Naturlehre in ihrem ganzen Umfange hauptſächlich ſchreibe: ſo iſt es bekannt, daß uns von den Körpern, aus denen die Natur beſteht, und von der Bewegung, die ihre Kräfte ausmacht, das meiſte unbekannt iſt. Ein mathematiſcher Lehrer fängt vom Punkte, von der Linie, von ſolchen einzelnen Dingen an, deren vollſtändige Erklärung er zur Hand hat. Wo fängt der Naturlehrer an? Die Elemente der Körper ſind völlig verborgen, die erſten aus den Elementen entſtandenen Körner der Materie, die Urkräfte der Schwere, der Schnellkraft, des elektriſchen und des magnetiſchen Weſens, des Lichts und des Feuers, ſind uns nur hin und wieder ſtückweiſe, und unvollkommen bekannt.

Der gröbere Bau der Thiere und Pflanzen; der Bau, den die Vergröſſerungsgläſer einſehen, und der nur Gebürge von Elementen in Ordnung bringt, iſt noch wenig und ſelten in einzelnen Körpern entworfen.

Selbſt der noch gröbere Bau, den ein Meſſer zergliedert, den eine Richtſchnur mißt, und ein Treibofen trennet, iſt noch ſo unausgeführt, ſo unzuverläſſig, daß die gröſten Mathematiker, wenn ſie von den Kräften der Thiere haben ſchreiben ſollen, die Feder niedergeleget, und verlangt haben, man ſoll ihnen Maaſſe und Winkel, und einen Grund ſchaffen, auf den ſie bauen könnten. Kann man denn von uns eine mathematiſche Strenge verlangen? Kann eine Summe von Begriffen gewiß werden, wenn die einzelnen noch unbeſtimmt ſind?

Es iſt wahr, dieſe ſpröde Schöne, die Mathematik, iſt den Hypotheſen nicht ſo feind als ſie ſich anſtellt. Sie ſieht ſie als eine Schwachheit an, deren ſie ſich ſchämet, und ſich derſelben doch nicht ganz entziehen kann; und hierinn kömmt ſie mit den irrdiſchen Schönen überein. Der groſſe Vorzug der heutigen obern Mathematik, dieſe verblendende Meßkunſt des Unermeßlichen, iſt auf eine bloſſe Hypotheſe gegründet. Newton, der Zerſtörer der willkührlichen Meynungen, hat dieſelben nicht gänzlich entbehren können. Wie am Leibe des Achilles, muß doch an ſeiner Schkunſt eine verwundbare Stelle ſeyn, wie könnte ſonſt ein Euler, und ſogar ein Mahler, ein Gautier, dieſelbe widerlegen? Seine allgemeine Materie, das Mittel des Lichts, des Schalles, der Sinne, der Schnellkraft, war es nicht eine Hypotheſe? und da dieſer Prometheus ſich näher zur Erde lenkte, da er

die Zeiten ausmessen, und den Begebenheiten feste Schranken setzen wollte, wurde er nicht gezwungen, willkührliche, und gar sehr dem Zweifel unterworfene Meynungen zum Grunde zu setzen?

Nach einem Newton wird sich nun wohl niemand schämen, etwas nicht völlig erweisliches zu lehren. Hat ein so guter Kenner das Wahrscheinliche als eine Münze gebraucht, so kann es doch nicht sogar ohne Werth seyn. Es ist an dem, es ist eine Nothmünze, es dient blos ein Gewerbe unter den Gelehrten zu unterhalten; die Gewißheit ist ein ächtes Gold, dessen Preiß niemals heruntergesezt werden kann; es würde uns lieb seyn, wenn wir dessen so viel hätten, daß wir die willkührliche Münze entbehren könnten.

Da aber dieses nicht angeht; da wir ohne diese lezztere fast von der ganzen Naturlehre schweigen müßten; da alle die Theile der menschlichen Wissenschaft einzelne Bruchstücke ohne Zusammenhang und ohne Verbindung würden; sollten wir nicht diese mangelnden Theile mit dem Wahrscheinlichen ergänzen, und anstatt eines Schutthaufens ein Gebäude aufrichten? Ich bediene mich mit Fleiß dieses Gleichnisses; ich habe Bücher von mathematischen Lehren gesehn, die vom Bau des menschlichen Leibes geschrieben haben, und die von ihrer Arbeit alles Unerläuterte zu verbannen sich verbunden zu seyn glaubten; wie unzureichend, wie abgebrochen, wie allgemein, wie unbestimmt haben sie reden müssen, um das Wahrscheinliche zu vermeiden!

Doch ich komme zu dem wahren Nutzen der Hypotheſen. Sie ſind zwar noch die Wahrheit nicht, aber ſie führen dazu, und ich ſage noch mehr, die Menſchen haben noch keinen Weg gefunden, der glücklicher zu derſelben geführet, und es fällt mir kein Erfinder ein, der ſich derſelben nicht bedienet hätte. Als Kepler dem Laufe der Planeten ſeine Geſetze beſtimmen wollte, ſo bildete er ſich eine Meynung, eine unwahrſcheinliche Meynung, deren Ungrund erwieſen iſt; und dennoch führte ihn dieſe Meynung zu dem wunderbaren und von der Nachwelt beſtärkten Geſetze des Verhältniſſes der periodiſchen Umläufe der Planeten gegen ihre Entfernung von der Sonne, zu einem Grunde, der dem Newton feſt genug war, darauf zu bauen.

Die Alchymiſten mahlten ſich Geſpenſter, goldene Berge, und mehr als ovidiſche Verwandlungen vor; ſie arbeiteten, um ſich dieſen Geſpenſtern zu nähern, und fanden auf dem Wege eben ſo nützliche, und vielleicht dem menſchlichen Geſchlechte noch nützlichere Wahrheiten, als ein Mittel wäre, Blei zu Gold zu machen; eine Erfindung, die uns in kurzer Zeit mit allem möglichen Golde in die Armuth zurükbringen, und uns in die Nothwendigkeit verſetzen würde, mit Diamanten, oder mit einem andern Preiſe, unſern Handel zu treiben, der zugleich feiten und beſtändig genug wäre.

Die gröſten Geſetzgeber der Botanik haben ſich willkührliche Grundregeln gemacht, nach welchen ſie

Klaſſen, Geſchlechter und Gattungen bildeten, und nach welchen ſie Gewächſe vereinigten oder trennten. Alle dieſe Geſetze ſind willkührlich, ſie ſind noch alle unzuverläſſig befunden worden; aber ſie haben uns dennoch unglaubliche Dienſte gethan. Man hat nunmehr die unzählbare Menge der Gewächſe in eine ſolche Ordnung geſetzet, daß wir leichter, und unendlich gewiſſer, zehntauſend Pflanzen unterſcheiden, als die Alten ihre Sechshunderte.

Die angenommenen Hypotheſen haben wirklich erweisliche Aehnlichkeiten entdecket; ſie haben uns noch nicht ganz zur Wahrheit, aber doch weiter auf dem Wege dazu fortgeführet; jedes neue Lehrgebäude leitet uns etwas näher, und ohne dieſelben hätten wir keinen Schritt gethan.

Ich finde dieſes Gleichniß für meinen Zweck ſo deutlich, daß ich es noch nicht verlaſſen werde. Wenn man keine Hypotheſen bey der Kräuterkenntniß gebrauchet, und nur wie Cluſius oder Bauhin einzelne Pflanzen wohl zu beſchreiben geſuchet hätte, ſo würde, nach dieſer von unſern Gegnern geprieſenen mathematiſchen Methode, gar nichts zum Beſten dieſer Wiſſenſchaft gethan worden ſeyn.

Cluſius und Johann Bauhin waren groſſe Kräuterkenner und gelehrte Männer; ihr Verſtand und ihre Arbeitſamkeit ſind ohne Tadel. Da ſie aber kein Lehrgebäude hatten, noch haben wollten, ſo blieben ihre Pflanzen ohne Ordnung.

Die unähnlichen waren untereinander vermengt, die ähnlichen getrennt, der Natur widerſprechen, und der Gebrauch der Namen ſo verdorben, daß dieſes groſſe Hulfsmittel des Gedächtniſſes mehr ſchadete als es Nutzen that. Wenn ein Ehrenpreiß, eine Onagra, eine Scutellaria, ein Epilobium, eine Peplis, eine Lyſimachia, alle Lyſimachia heiſſen, und alle eben denſelben Namen führen, ſo ſollten ſie, nach den Regeln der Karakteriſtik, ähnliche Weſen ſeyn. Da aber dieſer Namen ohne Syſtem ausgetheilet wurde, ſo bezeichnete er verſchiedene und unähnliche Dinge, und verführte alſo mit ſeiner Gleichförmigkeit die Lernenden, die bey einem ähnlichen Namen ähnliche Dinge erwarten.

Da dieſe groſſen Männer kein Syſtem hatten, und keinem Theile der Pflanzen ein beſonderes Vorrecht anwieſen, daß es das Kennzeichen der Art ſeyn ſollte, ſo bemerkten ſie von den meiſten Kräutern die Geſtalt, die Anzahl und die Lage der Blume, ihrer Decke, der Staubfäden, der Staubwege, der Saftgruben, und der Fache der Frucht ganz und gar nicht. Ihre Beſchreibungen wurden dadurch ſo unvollkommen, daß man ſie ſehr oft gar nicht würde brauchen können, wenn nicht der Fleiß der neuern von vornen an, eben dieſelben Gewächſe zergliedert, und Maaß und Zahl beſtimmet hätte.

Schon zu den Lebzeiten des Clußus erſchien Cäſalpin, ein Mann, der in der peripatetiſchen Schule

die Liebe zur Ordnung, und den Wunſch alles zu erklären, angenommen hatte. Er war ein mittelmäſſiger Kräuterkenner. Cluſius hat mehr Kräuter erfunden, als Cäſalpin gekannt hat, da ſein Kräuterbuch, nach des Micheli Zeugniß, noch nicht 900 Gattungen in ſich faſſet.

Mit einem ſo geringen Vorrathe ſetzte ſich Cäſalpin vor, die Botanik ſyſtematiſch zu machen. Es war faſt nicht möglich, daß er bey ſeiner kleinen Kenntniß der einzelnen Theile, das Ganze untadelhaft hätte überſehen und anordnen können. Er nahm alſo die Frucht allein, und zwar mehrentheils nur denjenigen Theil zum Leitfaden an, an dem die Keime ſitzen, und dennoch trat er der Wahrheit näher, und beſtimmte mehr wahre Aehnlichkeiten, mehr natürliche Klaſſen, als alle Kräuterkenner vom Theophraſtus bis zum Tournefort.

Dieſer Letztere ſah die Pflanzen auf einer andern Seite, bey der Blüthe, an; einer Seite, auf welcher die Franzoſen alle Dinge anzuſehen pflegen. Er wählete wenige Geſtalten von Blumenblättern, die noch dazu weder genug beſtimmt, noch genug unterſchieden waren, und nach dieſer unvollkommenen Hypotheſe führte er ein Gebäude auf, das ſich die Verwunderung von ganz Europa zuzog. Selbſt ſein Gegner Ray bediente ſich ſeines Lichtes, die Ordnung zu erheitern, die er in ſeinem hohen Alter den Kräutern vorſchrieb.

Tournefort genoß faſt dreißig Jahre nach ſeinem Tode ſeinen Ruhm, und war ein Geſetzgeber in ſeiner Wiſſenſchaft. Aber die Hypotheſen ſind, wie wir ſchon geſagt haben, ein Gerüſte, gemacht ſich der Wahrheit zu nähern; ſie dürfen nicht immer aufrecht bleiben. Linnäus trat im Norden auf. Er wählete ſich neue Grundſätze, er gründete ſeine Methode auf eine Hypotheſe, auf die willkührliche Ordnung der Pflanzen nach ihren Staubfäden und Staubwegen, die nach einer wahrſcheinlichen Meynung eine Aehnlichkeit mit den befruchtenden und befruchteten Theilen der Thiere haben. Dieſes neue Lehrgebäude that die gröſten Dienſte. Alles wurde rege; von allen Kräutern wurden alle Theile der Blume und der Frucht aufs genauſte beſchrieben, denn ſie waren nunmehr alle nöthig geworden. Die Botanik hebt ſeit dem ihr Haupt über alle andere Wiſſenſchaften empor; ſie iſt nicht nur der Vollkommenheit ſelbſt am nächſten, ſie hat nicht nur nach und nach der Natur faſt alle ihre Klaſſen und Aehnlichkeiten abgerathen, ſondern ſie hat dem ganzen Naturreiche ihre Lehrart mitgetheilet. Die Kenner der Thiere und der Erzte haben bey ihr, wie die Römer beym Areopagus, ihre Geſetze geholet, und ſich denſelben unterworfen.

Ich habe bishicher meinen Satz mit Exempeln beweiſen; es wird mir eben ſo leicht ſeyn, mit abgezogenen Begriffen mich zu vertheidigen. Wenn die Menſchen handeln ſollen, ſo werden ſie wirkſamer

nach dem Verhältniſſe der Stärke ihrer Triebe. Ihre natürliche Trägheit wird durch den Ehrgeiz, und durch ihre andern der Schnellkraft ähnlichen Gemüthsbewegungen überwunden. Leben, Geld und Ruhe, werden willig aufgeopfert, ſobald ihr herrſchender Trieb es erfordert; und dieſer herrſchende Trieb iſt hauptſächlich eine eigene Hypotheſe, und gleich nach derſelben das Vergnügen, die Hypotheſe eines andern zu zerſtöhren.

Ein Lehrgebäude, das unſern Namen führen ſoll, eine Meinung, die aus unſern Kräften entſproſſen iſt, thut bey dem Gelehrten, was die Ehrſucht bey dem Alexander that. Mühe, Aufwand, Zeit, Erfahrung, Kunſt und Werkzeuge, alle Kräfte des Willens und des Verſtandes, werden mit Luſt, und ohne Widerſpruch angewandt, wenn wir einen Zweck dabey haben, wenn dadurch unſer Lehrgebäude wahrſcheinlicher, gewiſſer und angenehmer wird. Wer würde die Staubfäden in faſt unzählbaren Blumen gezählt und gemeſſen haben, wenn ſie nicht das Weſentliche ſeines Lehrgebäudes bey dem Linnäus, und alſo die Hauptmittel geweſen wären, daſſelbe vollſtändig zu machen, und die allgemeine Monarchie in der Botanik zu erhalten? Da Newton einmahl auf den Gedanken gekommen war, die Strahlen des Lichtes zu ſpalten, ſo dauerten ihn keine Koſten, die Künſtler mußten ihr äuſſerſtes thun, ihn mit Werkzeugen zu verſehn, die für ſeine Abſicht fein genug wären, und er unterwarf

ſich den mühſamſten und ſchwerſten Abmeſſungen und Abtheilungen, weil es um die Wahrheit ſeiner Lehre zu thun war.

Doch die Hypotheſen haben noch einen ernſthaftern Nutzen, den ſie auch bey den fühlloſeſten Weltweiſen behalten, wenn ſchon einer entſtehen würde, der die Wahrheit bloß wegen ihrer Schönheit, und ohne Rückſicht auf ſeinen Ruhm, lieben ſollte. Sie werfen nemlich Fragen auf, deren Beantwortung von der Erfahrung gefordert wird, und die ohne Hypotheſe uns nicht eingefallen wären, eine Wirkung, die ihren unſäglichen Vortheil in den Wiſſenſchaften hat.

Die wenigſten Menſchen hätten Scharfſicht genug, von ſich ſelbſt ſich Fragen vorzuſchreiben, und einzuſehen, auf was vor einer Seite ein Vorwurf am nützlichſten anzuſehen wäre. Aber ein Syſtem, oder die Zerſtörung deſſelben, wirft eine unzählbare Menge von ſolchen Fragen auf, die wir der Natur vorlegen, und die ſie öfters beantwortet. Alſo hat das Ptolomäiſche, das Tychoniſche, und das Copernikaniſche Weltgebäude den Sternkennern gewieſen, worauf ſie zu merken hätten, und ihnen die Wahrnehmungen ausgezeichnet, aus welchen die Wahrheit erkannt werden ſollte.

Eine iede Wahrſcheinlichkeit beſitzt einen Theil der einzelnen Wahrheiten, die einen allgemeinen Satz mit noch andern ausmachen, die uns dieſesmal noch

mangeln. Wir erſehen alſo genau aus dem, was wir haben, dasjenige, was wir ermangeln, und finden ein Verzeichnis von denjenigen Erfahrungen und Bemerkungen vor uns, die unſere Wahrſcheinlichkeit zur Gewißheit machen würden, wenn wir ſie beſäſſen. Wie ein Feldmeſſer, der eine Landkartz entwirft, von welcher er einige Stellen beſtimmet hat, dazwiſchen ihm aber die Stellungen anderer Oerter fehlen, dennoch einen Umriß macht, und nach halb gewiſſen Nachrichten die übrigen Städte anzeigt, die er noch nicht mathematiſch kennet, eben ſo thut der Naturlehrer. Hätte jener gar keinen Entwurf gemacht, in welchem er nebſt dem Gewiſſen das noch Ungewiſſe in eine zuſammenhangende Verfaſſung gebracht hätte, ſo würde ſeine Arbeit die noch übrigen Stellen, und um die Gränzen genauer zubeſtimmen, viel ſchwerer, viel unangenehmer und faſt unmöglich ſeyn, weil ſie keinen Zuſammenhang hätte, und kein Ganzes ausmachte.

Endlich ſind die blos wahrſcheinlichen Lehrgebäude auch um deswegen höchſt nützlich, weil ſie eine Eiferſucht und einen Wettſtreit unter den Gelehrten erweken. Ein Läufer, der um einen Preiß mit ſeinem Nebenbuhler rennt, greift ſich ganz anderſt an, und macht viel geſchwindere Schritte, als wenn er für ſich ſeinen Weg gienge.

Der Preiß iſt die Ehre des Rechtshabens, und das gemeine Beſte genießt die Früchte des Beſtrebens der Streitenden.

Darf ich mich ſelber zum Beyſpiel geben? es kann ohne Eitelkeit geſchehen. Wäre Boerhavens und meine Meinung von dem Athemholen niemals in Zweifel gezogen worden, ſo hätte ich mich mit einem oder zweyen Gründen begnügt, und meine Ueberzeugung nicht vermehret.

Der Umfang der Wiſſenſchaften iſt unermeßlich; man weiß nicht, wo man anfangen ſoll, in einem Felde zu arbeiten, deſſen Weite und Fruchtbarkeit gleich groß ſind. Aber der Streit lehret uns einen Theil dieſes Feldes wählen, den wir fleißiger umarbeiten, und wenn man ihn uns ſtreitig macht, mit Ernſt umzäunen. Ich wurde genöthiget neue Verſuche zu machen, und dieſe öfters zu wiederholen, und fand nicht nur die Wahrheit deſſen, das ich vertheidigte, ich fand auch neue Gründe dazu, und überzeugte mich, daß kein Grund mehr bleiben könnte, warum man an einer Lehre zweifeln ſollte, deren Richtigkeit ich mit Augen an ſo vielen Thieren geſehen hatte.

Dies iſt ein kleines Beyſpiel; die Figur der Erde iſt ein groſſes. Newtons Meinung davon war etwas mehr, und des Caßini Ausmeſſung etwas minder als wahrſcheinlich. Man ſtritt; und dieſer Streit brachte uns die zwo vortreflichen Reiſen nach dem Pol und nach der Mitellinie zuwege, die nunmehr die

Sache nicht nur nach des Newtons Sätzen entſchieden, ſondern vielgenauer und gewiſſer gemacht haben, als eine bloſſe allgemeine Rechnung hätte thun können.

Bloſſe geometriſche Sätze, oder allgemeine und vollkommen wahre Erklärungen der natürlichen Erſcheinungen, würden keine Streitigkeit, keine Racheiferung erwecken. Dieſes thun die Hypotheſen, woran zwar vieles iſt, das ſie in Stand ſetzet vertheidiget zu werden, vieles aber doch bleibet, das man angreifen kann.

Streitende Sekten ſind wie Stahl und Feuerſteine; ſie zeugen zwar Feuer, aber auch Licht dabey, uns zu erleuchten.

Niemand wird wohl glauben, daß meine Schutzreden für die Hypotheſen ſo gemeint ſey, daß ich das Wahrſcheinliche dem Wahren an die Seite ſetzen wolle. Nein; der Mond wird niemals wie die Sonne ſcheinen, aber doch iſt ſein ſchwächerer, ſein kalter Schimmer uns nützlich. Die Ptolomäiſche Einrichtung war falſch, niemand zweifelt mehr an ihrem Ungrunde: viele Erfahrungen die richtig waren, lagen unter noch mehrern Meinungen, die nichts Wahres hatten, vermiſcht; und dennoch hatte die Welt mit einem ſehr groſſen Nutzen dieſe Hypotheſe ſo viele Jahre gebraucht, und davon im gemeinen Leben faſt eben den Vortheil gehabt, den wir von der Wahrheit ſelber haben. Endlich iſt der Tag gekommen, und hat den kryſtallenen

Himmel, die übermüthige Lage der Erde in der Mitte der Welt, die unnöthige Geſchwindigkeit der Sonne und der Fixſterne, und die andern Fehler dieſes Lehrgebäudes, von dem Wahren getrennet. Hätte man vor der Zeit von den Sternkundigern eine allgemeine Gewißheit verlangt, die ſie nicht im Stande waren zu liefern, ſo hätte man ſo viele Jahrhunderte gar keinen Begriff von der nähern oder weitern Entfernung der Geſtirne von uns, von ihrer Ordnung und Bewegung, und von dem Verhältniſſe der Theile der Welt unter einander gehabt; man hätte von den gemeinſten Erſcheinungen, den Finſterniſſen, ſich keinen Begriff machen können, und wäre in einer barbariſchen Unwiſſenheit geblieben, aus welcher doch Ptolomäus uns ſchon halb herausgeriſſen hat.

Alsdann wird niemand ſich über die angenommenen und unerwieſenen Lehrſätze beklagen können, wenn wir der Wahrheit ihren unendlichen Vorzug laſſen, und das Wahrſcheinliche nur um den Preiß anſetzen, den es an ſich ſelber hat. Niemand wird Betrogen werden, wenn wir zwar mit dem Wahrſcheinlichen die Lücken des Wahren ergänzen; wenn wir aus demſelben über den Abgrund der Unwiſſenheit Erwartungsbrücken bauen, aber dabey warnen, daß ſie nur bis auf einen gewiſſen Grad zuverläßig ſind. Wir können annehmen was wir wollen, wenn wir den Leſer nur bey dem Angenommenen aufrichtig erinnern, unſere wahrſcheinliche Meinung ſeye von dem Wah-

ren noch ſehr, oder noch ziemlich, oder nur wenig entfernet; wenn wir geſtehen, es fehle uns noch zur Ueberzeugung dieſe noch ungemachte Erfahrung, jenes Maaß, oder der Bau von dieſem noch nicht beſtimmten Theile. Kann jemand klagen, wenn man Scheidemünze für Scheidemünze angiebt, und ihren Preiß nicht höher ſetzt, als das Silber an derſelben werth iſt? der betrügt allein, der ſie für lauter Silber anbietet.

Ich glaube, aus dieſen Betrachtungen werde man denjenigen, die der Natur Werke und Thaten zu erklären ſich beſtreben, die Freyheit vergönnen, nebſt dem Erwieſenen etwas Unerwieſenes, etwas Wahrſcheinliches zuzubauen, und alſo ein Gebäude aufzuführen, deſſen Hauptſäulen zwar feſte, deſſen Theile aber nicht alle von einer gleich unerſchütterlichen Stärke ſind. Die Erfahrung hat uns belehret, daß ſolche Erwartungsſtücke mehrentheils die Urſachen geweſen ſind, daß ſie mit der zuverläßigſten Materie in kurzem von ihrem Verfaſſer, von ſeinen Gegnern, oder von der Nachwelt erſetzt worden; und ich glaube, es iſt nunmehr wahrſcheinlich, die Hypotheſen ſeyen ſowohl in Anſehung des Verſtandes als des Willens, dem Wachsthume der Wiſſenſchaften zuträglich.

Dieſe Betrachtung iſt um deſto natürlicher, je öfter der Hr. von Büffon, als der Haupturheber des gegenwärtigen Werkes, die Freyheit genommen hat, Hypotheſen, und zum Theil ganz neue, ganz fremde,

und einem ungewohnten Leſer unwahrſcheinliche Lehrſätze vorzutragen; denn auch dieſe Freyheit hat ihren groſſen Nutzen. Geht man mit ſeinen Vorgängern immer auf eben dem Pfade, ſuchet man nicht neue Wege, ſo wird nichts entdecket. Es iſt wahr, die Erfinder neuer Welten ſind nicht allemal glücklich; einige leiden Schiffbruch, andere kehren ohne Verrichtung zurück, und andere entdecken unfruchtbare Gegenden, deren Bekanntſchaft uns gleichgültig iſt. Aber wäre kein Colon, kein Magelhaens, aus Spanien abgeſegelt, ſo wären viele Schiffbrüche vermieden, aber auch keine neue Welt entdekt worden.

Der Herr von Büffon ſcheinet von denjenigen Reiſenden zu ſeyn, die gerne neue Seen und neue Welten entdecken mögen, und ſich dabey weder die Mühe der Schiffart, noch die Gefahr des Schiffbruchs verdrieſſen laſſen; denn eine irrige Lehre iſt für einen Erfinder ein Schiffbruch.

In den drey Theilen des Werkes, das ich anſage, iſt keines, worinn er nicht eine eigene, und auch wohl mehr als eine Hypotheſe, vorgetragen habe. Seine Gedanken vom Urſprunge und der Bildung der Welt, von der Erzeugung der Thiere, und andere zum allgemeinen Baue der Erdkugel, und zum beſondern Baue der kleinern Welt gehörige Hypotheſen. ꝛc.

Sie ſind eben von der Art, die einer Vertheidigung bedürfen, aber auch einer Vertheidigung fähig ſind. Man findet überall viel Kenntniß der Dinge,

viele Erfahrung und viel Einſicht; aber doch geht der Verfaſſer immer etwas weiter als ſeine Kenntniß, ſeine Erfahrung, und ſeine Einſicht. Ich würde mit Vergnügen hievon den Leſer unterhalten, und meine Gedanken über des Herrn von Büffon Meynungen mit Freyheit und Beſcheidenheit ſagen, wenn es möglich wäre ſie kurz zu ſagen, oder meine Zeit mir eine Ausführlichkeit zuließe, die anſtatt einer Vorrede zu einem Buche werden könnte.

Da dieſe beiden Fälle nicht möglich ſind, ſo kann ich nichts weiter, als den Leſer ermahnen, mit einer philoſophiſchen Achtſamkeit dieſes Werk zu leſen. Er wird viel Neues, viel Eigenes finden, und es werden wenige Leſer ſeyn, die nicht etwas hierbey werden zu lernen haben. Sie werden aber auch ſolche Sätze antreffen, die mit derjenigen Einſchränkung müſſen angeſehen werden, davon ich oben geſprochen habe.

CXI.

Hagedorn und Haller

gegen einander verglichen. *)

Ew. Hochgeb. verlangen meine Gedanken über eine Vergleichung, die Herr Uz und andere zwiſchen zwey Dichtern gemacht haben, die faſt zu einer Zeit ent-

*) Schreiben an den Hrn. von Gemmingen.

ſtanden ſind, und in vielem allerdings etwas ähnliches gehabt haben. Ich will verſuchen, ob ich ohne der Eitelkeit alles zu erlauben, von mir ſelber werde ſprechen können.

Der Herr von Hagedorn iſt in eben dem Jahre, aber ſechs Monate früher als ich, gebohren. Beyde kamen wir in eine Zeit, da die Dichtkunſt aus Deutſchland ſich verlohren hatte. Denn Brokes und Pietſch hatten einzelne, und jener zuweilen groſſe Schönheiten, er überlies ſich aber allzuſehr der unendlichen Fertigkeit, mit welcher ihm die Reime aus der Feder giengen. Beyde wurden wir ſorgfältig erzogen; ich wurde aufs ſtrengſte zur Arbeitſamkeit und zur Ordnung angehalten, und Homer war mein Roman im zwölften Jahre. Beyde hatten wir das Unglück Waiſen zu werden, und mich traf es härter, weil man mich völlig mir ſelber überlies. Beyde dichteten früh, und ich ſchrieb eine Unendlichkeit von Verſen von allen Arten, ehe ich fünfzehnjährig wurde; meine Begierde war unerſättlich; ich ahmte bald Brokes, bald Lohenſtein, und bald andere niederſächſiſche Dichter nach, indem ich eines von ihren Gedichten zum Muſter vor mich nahm, und ein anderes ausarbeitete, das nichts dem Muſter nachgeſchrieben, und doch ihm ähnlich ſeyn ſollte. Der Herr von Hagedorn kam doch noch in ein Gymnaſium, ich aber wagte es An. 1723. auf die hohe Schule zu gehn.

Beyde hatten wir mehr Geſchmack als Kräfte. Mein Freund (denn wir haben Briefe gewechſelt, und viele Jahre im beſten Vernehmen geſtanden) ſchmelzte ſeine erſten jugendlichen Gedichte um, und verbeſſerte ſie, wie er zu mehrern Kräften in der Dichtkunſt kam. Ich gieng einen Schritt weiter, und an einem glücklichen Tage im Jahre 1729 verbrannte ich alle meine unzählbaren Verſe, Hirtenlieder, Tragödien, epiſche Gedichte, und was es alles war. Ich ließ mir ſelbſt keine Spuren davon über; nur war ich in meinem Geſchmacke noch nicht ſo gebeſſert, daß ich alle diejenigen vertilgt hätte, die es verdienten. Ein ſchmeichelnder Zuhörer ſchrieb ſich noch einige ab, die ich beybehalten hatte, die ich aber ſelber unterdrückt habe, und er gab ſie zwanzig Jahre hernach einem Verleger ohne mein Vorwiſſen, und zu meinem gröſten Verdruß. Lange hernach, und jetzt mehr als iemals, war mein Geſchmak beſſer als meine poetiſchen Kräfte; ich ſah jenſeits allein, was ich zu leiſten vermochte, eine mögliche Vollkommenheit, die ich zu erreichen unvermögend war. Ich ſah, zumal im Virgil, eine Erhabenheit, die ſich niemals herunterließ, wie ein Adler in der obern Luft ſchwebte, eine Ausarbeitung, die an der Harmonie, an der Mahlerey, am Ausdrucke nichts unausgefeilt ließ, und die in meinen Gedanken noch niemand nachgeahmt hat.

Der Herr von Hagedorn beſuchte Engelland, ich auch, und noch etwas früher. Dieſe Reiſe hatte auf beyde einen wichtigen Einfluß. Wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr ſagen konnte, als man in Deutſchland bis hieher geſagt hatte; wir ſahen, daß philoſophiſche Begriffe und Anmerkungen ſich reimen lieſſen, und ſtrebten beyde nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten.

Sehr jung machte ſich der Herr von Hagedorn mit ſeinen Poeſien bekannt; ich um etwas ſpäter. Ein Freund, der ſich zuviel aus den meinigen machte, unternahm A. 1731. eine kleine Sammlung davon drucken zu laſſen. Ich erhielt, daß er mir die Beſorgung überließ, wodurch ich ſo viel gewann, daß ich vieles weglaſſen, und verſchiedenes verbeſſern konnte.

Beyde haben wir an den bürgerlichen Kriegen zwiſchen den deutſchen Dichtern keinen Antheil genommen. Beyde waren wir wohl der wäſſerichten Dichtkunſt eben nicht günſtig, und lebten mit Bodmern in Freundſchaft. Aber ſelbſt zu Felde ziehen, dieſes wollten wir nicht. Ihn verſchonten die ſogenannten Gottſchedianer noch. Mich aber, weil ich ein Schweizer war, mißhandelten Gottſched, Schönaich, Mylius, und andere in die Wette. Das Tintenfäßlein, die Aeſthetik in einer Nuß, die Bemühungen griffen mich mit der heftigſten Rachbegierde an. Man war grauſam genug, meine Mariane

ſchimpflich zu parodiren. Man that der Ewigkeit eben die Ehre an. Ein Freund ſchrieb mir, er habe Hrn. Gottſcheds Hand vor ſich liegen, mit welcher er die Aeſthetik korrigirt hat. Aber was ſollte ich bey einem Kriege gewinnen? In einer Wiſſenſchaft, die ſich auf Erfahrungen gründet, kann eine Streitigkeit ihren Nutzen haben; ſie giebt uns einen Anlaß, die Verſuche zu wiederholen und zu vermehren; und die Wahrheit kann durch das Zeugniß unpartheyiſcher Sinne erwieſen werden. Aber in Wiſſenſchaften, die auf dem Geſchmacke beruhen, iſt es unendlich langweilig, die Quellen des Schönen allemal bis zu den erſten Gründen zurückzubringen, und bey einem Leſer zu erzwingen, er ſolle ſich eine Stelle gefallen laſſen, die ihm nicht gefällt. Es war mir alſo viel leichter, harte Urtheile anzuhören, als vor dem Tribunal der Welt einen langwierigen Proceß zu führen.

Der Herr von Hagedorn dachte auch bey der neuen Poeſie wie ich, und wir blieben beyde dem Reime getreu. Ich ſah auch, daß unſre Gründe ungefehr gleich waren. Mir kam es immer vor, wenn man Hexameter machen wollte, wie ſie gemeiniglich ſind, ſo wäre die Arbeit zu leicht; und leichte Arbeit iſt auch in der Poeſie ſchlecht. Sollte man aber die Harmonie beybehalten, und richtige Füſſe von langen und wirklich kurzen Sylben abwechſeln laſſen, wie Herr Uz und von Kleiſt, und in Schweden Li-

thau gethan haben, ſo wäre die mechaniſche Arbeit ſehr ſchwer. Und einmal fehlt dem deutſchen Hexameter der Spondäus, und die einſylbigten Wörter ſind zu häufig.

Selbſt der neue Schwung der Sprache, der in den hexametriſchen Verſuchen herrſcht, däuchte dem Hrn. von Hagedorn eine Neuerung, und mir kam er oft verworren und gezwungen vor. Nicht daß wir beyde Klopſtocks Verdienſte nicht gefühlt hätten; ich ſuchte ihn von Langenſalze und aus dem Weißiſchen Hauſe in das meinige zu ziehn; das Glück ſorgte aber beſſer für ihn, und ſeine Gaben wurden belohnt. Wir blieben indeſſen beyde bey den Reimen. Im Lehrgedichte, dünkt mich, haben die gleich langen Verſe, in deren jedem ein Begriff ausgeführt iſt, einen überaus deutlichen Vorzug. Das in einander Flechten der hexametriſchen Verſe, das man gewiß biß auf die höchſte Ungebühr getrieben hat, ſteht in einer lebhaften Beſchreibung, und im Affekte, ganz gut; aber der nüchterne Philoſoph ſpricht feyerlicher in einem in ſich ſelbſt vollkommnen Verſe, der die Sache auch dem Gedächtniſſe am beſten eindrückt.

Herr v. Hagedorn kam endlich mit mir auch in den Lehrgedichten überein, die einen groſſen Theil ſeiner Gedichte ausmachten. Wir ſuchten beyde dieſem Gedichte den Nachdruck zu geben, deſſen es fähig iſt, und für Worte Gedanken anzubringen.

Bey allen dieſen Aehnlichkeiten blieb zwiſchen uns eine groſſe Ungleichheit. Eine der Urſachen beſtund in der Lebensart. Unſer Herr v. Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüthe, er trank ein Glas Wein, und genoß der freundſchaftlichen Freuden des Lebens. Ich hingegen ſagte im neunzehnten Jahre meines Alters dem Wein ab, ob mir wohl Horazens Fluch nicht unbekannt war; aber es ſchien mir erträglicher, keine zur Nachwelt durchdringende Verſe zu machen, als einem unaufhörlichen Kopfwehe unterworfen zu ſeyn. Hieraus folgte, daß ich mich den luſtigen Geſellſchaften entzog, und mein Vergnügen bey einem ſtillen Theetiſche, oder bey den Büchern ſuchte.

Hieraus entſtund ein groſſer Unterſchied im ganzen Tone unſrer Poeſie. Der Hr. von Hagedorn dichtete Lieder, darinn er die Liebe in dem Wein beſang, und die die erſten waren, die man in Deutſchland den Liedern der Franzoſen an die Seite ſetzen durfte. Mir gefiel nichts über den verliebten Baurenkerl, und wie viel munterer würde noch das Gemählde ſeyn, wenn der geſchickte Dichter in einem Lande gelebt hätte, wo Freyheit und Ueberfluß den Landmann belebt.

Aber die Frölichkeit und die Kenntniß der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes, eine Heiterkeit aus, wodurch er ſich dem Horaz nähert, und den Boileau übertrifft. Mit dem Pope hat er eine groſſe Aehnlichkeit in der

feinen Auspolirung der Verſe, worinn wenige, auch ſeit unſern Zeiten, es Hagedorn nachgethan haben. Dem Horaz kam er in der lächelnden Ironie, in der unſchuldigen Schalkhaftigkeit der Satyre, und in der Kenntniß des geſellſchaftlichen Menſchen nahe. Noch jetzt finde ich nichts, das der Glückſeligkeit und dem Freunde vorzuziehen ſeye. Hagedorn ſchrieb rein wie Boileau, und ſcharfſinnig wie Horaz. Der Erſtere blieb zurück, ſo bald er nicht über die Poeſie ſchrieb, und fiel ins Tiefſte, wenn er den Menſchen überhaupt zum Vorwurf ſeiner Satyre machte. Horazen mangelte es an der Harmonie, er merkte es ſelber, und geſtund, er ſchreibe faſt wie in Proſa, ſo angemeſſen die Ausdrücke ſind, ſo fehlt ihm überall der Wohlklang eines Virgils.

Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit; dieſes ſtarke Gefühl, das eine Folge vom Temperamente iſt, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung, und am meiſten noch der Erkenntlichkeit, mit einer Lebhaftigkeit an, dabey mir die Ausdrücke der Empfindungen ſehr theuer zu ſtehen kommen. Noch jetzt brechen mir Thränen beym Leſen einer großmüthigen That aus; und was habe ich nicht gelitten, da das Schickſal in den allerhülfloſeſten Umſtänden eine junge und geliebte Gemahlin mir von der Seite riß. Dieſe Empfindſamkeit, wie man ſie zu nennen anfängt, gab freylich meinen Gedichten einen eignen ſchwermüthigen Ton, und einen

Ernſt, der ſich von Hagedorns Munterkeit unendlich unterſcheidete.

Ich kenne ein einziges Gedicht meines Freundes, daß ein in etwas trauriges Gefühl zeigt, und doch läuft es endlich in eine Art von Lächerlichkeit hinaus; es iſt die dankbare Liebe eines Sohns gegen ſeine Mutter.

Ein anderer Vorzug des Hrn. von Hagedorn war die Kenntniß der Sprache. Er lebte in Deutſchland, und war von ſeiner Jugend an im reinen Deutſchen erzogen. Hier konnte ich ihn nicht erreichen; in meinem Vaterlande, jenſeits den Gränzen des deutſchen Reichs, ſprechen ſelbſt die Gelehrteſten in einer ſehr unreinen Mundart; wir haben auch in unſern ſymboliſchen Büchern, und in den Staatsſchriften andre Deklinationen, andre Wortfügungen. Dieſe Unarten mußte ich nach und nach ablegen, und da meine anderweitigen Arbeiten mir nicht zuließen, meine Stunden auf die Mutterſprache zu wenden; ſo blieb mir allemal eine gewiſſe Armuth im Ausdrucke, die ich ſchon damals am beſten fühlte, wenn ich mich gegen die Leichtigkeit des Günthers verglich. Manchen Gedanken lähmte mir der Zwang der Sprache; manchen andern drükte ich mit einem unvermeidlichen Verluſte an der Reinigkeit, und an dem leichten Schwunge des Verſes aus.

Mein Freund blieb dabey ein Dichter; und hatte daneben keine beſchwerliche Arbeit. Er las, was

ſeinen Geiſt zieren konnte, und beſaß mehr als ein andrer die Kunſt, einzelne und nicht überall bekannte Begebenheiten aufs angenehmſte anzubringen; wodurch eben ſeine Lehrgedichte ſich vor andern ausnehmen, deren Stoff bloß aus den allgemeinen Begriffen der Dinge genommen iſt.

Ich hingegen wurde frühe von andern Berufsarbeiten gedrückt, und erlag faſt völlig unter der geehrten Bürde, da des würdigſten Miniſters Zutrauen mehr auf meine Achſeln legte, als ſie tragen konnten. Anatomie, Botanik, ernſthafte Geſchäfte gaben keinen Stoff her, der ſich in die Poeſie einweben ließ, ſie brachten vielmehr die Gedanken in eine Strenge, und in eine Trockenheit, die der Einbildung Flügel dämpfte. Vielleicht kömmt eben von der Gewohnheit in weniger Zeit viele Arbeit zu thun das allzuſehr gedrungene Weſen, das man hin und wieder an meinen Verſen getadelt hat. Die Verſe wurden mir ſchwer, ich unternahm nicht leicht in einem Tage über zehn Zeilen aufzuſetzen; auch dieſe veränderte ich ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich ſehr frühe auf einiges Vergnügen an der Poeſie zu fühlen. Bis ins Jahr 1736. nahm ich nur dann und wann vor, einen Begriff auszuarbeiten, nach dieſer Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringender Affekt ein Vergnügen fand ſich abzumahlen, oder die Pflicht ein Gedicht von mir forderte.

Hingegen dichtete der Herr v. Hagedorn bis an ſeinen zwar frühen Tod, der ſchon An. 1753. einfiel; und dennoch iſt mein poetiſches Leben noch kürzer geweſen; denn nach 1748. finde ich kaum vier neue Seiten in meinen Gedichten. Beyde haben wir glücklich zu der Zeit geſchwiegen, da die Natur nicht mehr redet, und die gedämpfte Einbildung der Vernunft keine Zierde mehr verleihet.

Der Herr von Hagedorn hat ſehr witzige Dinge geſchrieben, und es iſt mir nicht begreiflich, wie man ihm dieſen Ruhm abſprechen kann. Er konnte mit einem Worte den Kontraſt zweyer Begriffe auszeichnen.

So hündiſch liebet nicht
der Wanduhr gleich giebt das Gewicht
ihm Kräfte. u. ſ. f.

Gemählde der Natur hat er ſparſam und allemal auf der moraliſchen Seite gegeben. Man iſt über ihren Werth noch nicht einig. Aber wie unnachahmlich hat Virgil gemahlt. Jedem unbeſeelten Dinge gab er ein Leben, einen Adel, den ihm niemand gegeben hätte. Ich habe mehr gemahlt, zumal Werke der Natur; das kann man nicht, leſe ich irgendwo. Es iſt wahr, Aberlin giebt mit dem Pinſel einen Begriff von einem Staubbache, der auch für ein Kind ſinnlich iſt. Aber die Poeſie mahlt, was kein Pinſel mahlen kann; Eigenſchaften andrer

Sinne

Sinne neben dem Geſichte, Verbindungen mit ſittlichen Verhältniſſen, die nur der Dichter fühlt.

Vielleicht hat man bis zum Ueberfluſſe gemahlt, und die Franzoſen ſetzen die poetiſche Mahlerey unter die Fehler ihrer Feinde der Britten, und ihrer verachteten Nachahmer der Deutſchen. Aber eben dieſe Franzoſen fangen an der Natur die ſchuldige Abbitte zu thun; St. Lambert und ſelbſt de l'Isle mahlen ihr nach.

Sie ſehen, mein erhabener Freund, daß der Hr. von Hagedorn und ich Aehnlichkeiten haben, und wiederum einander unähnlich ſind. Wären die Menſchen gerecht, ſie würden nicht um Vorzüge zanken. Kann nicht eine Roſe ſehr ſchön ſeyn, und dennoch die Nelke reizend bleiben. Haſſenswürdig ſind in meinen Augen die Sultane, die nicht glauben auf ihrem poetiſchen Throne ſicher zu ſeyn, ſo lang ſie Brüder haben. Und was gewinnen ſie? Sie erwürgen, und werden erwürgt.

Die gröſte Unähnlichkeit zwiſchen uns bleibt wahl in den Schilderungen vergnügter Leidenſchaften. Et ego in Arcadia, ich habe auch geliebt, mit aller Lebhaftigkeit die Süßigkeit der Liebe gefühlt, und mir, in ſehr jungen Jahren zwar, einige Ausdrücke dieſer Empfindungen erlaubt. Das war aber keine Beluſtigung für mich, es war das ernſthafteſte Geſchäft meines Herzens. Die lächelnde Freude aber habe ich

nie gefühlt, die Hagedorn so lebhaft empfand, und so angenehm abzumahlen wußte.

Jetzt, da das Alter mich ernsthafter gemacht hat, jetzt sehe ich nicht mehr als ein Nachtheil an, daß ich das Vergnügen freundschaftlicher Ergötzungen nicht genossen, nicht empfunden, nicht gemahlt habe. Nicht daß Hagedorn sich jemahls von dem Wohlstande entfernt habe, den die Ehrerbietung gegen die Tugend erfordert. Er hat auch von Gott würdig und empfindsam gesprochen. Nein, weil seit seinem Tode die unzählbare Menge deutscher Dichter sich mehr als jemahls mit dem Thyrsus und den Grazien beschäftigt.

Ich bin nicht ohne Gefühl für die leichten Schwünge des lächelnden Anakreons; ich habe Gleims glückliche Nachahmungen mit Lust gelesen, und mit Vergnügen angepriesen. Nun aber, da diese fröhliche Sekte alle ernsthafte Dichterey verdringen will, da sie mit der Duldung nicht zufrieden, zur Verfolgerinn wird, nun sehe ich lieber, daß ich nicht zu derselben gehöre.

Ich vermeide allzu traurige Betrachtungen, und dennoch sind auch bittere Arzneyen nöthig, wenn die Krankheit sie erfordert. Aber so angenehm, so reizend diese Dichterey seyn mag, so kann ich mir den Schaden nicht verheelen, den sie thut.

Unser Jahrhundert ist gesellschaftlicher, als alle vorhergehenden. Die beyden Geschlechter sehen ein-

ander mit der gröſten Freyheit; überall breitet ſich der Geſchmack zum Tanze, zu Schauſpielen, zu Luſtbarkeiten aus. In dieſer den Vergnügungen ſo gänzlich ergebenen Welt iſt die reizende Dichtkunſt nicht an ihrem Orte, ſie die den herrſchenden Trieben noch mehr Zunder reicht. Des Menſchen Herz wird ohnedem der ernſtlichen Arbeiten leicht überdrüſſig, und hängt an dem ſinnlichen Vergnügen mit natürlichen Feſſeln. Je öfter, je reichlicher er ſich in dem angenehmen Tranke der Wolluſt berauſcht, je weniger Geſchmack findet er an den ernſthaften Forderungen der Pflichten. Auguſt, der kluge Fürſt, der die Menſchen vollkommen kannte, Auguſt, der keinem Gotte ſeine eignen Lüſte aufopferte, fand dennoch die erweichenden Ovidiſchen Gedichte ſeinen lüſternen Römern ſchädlich.

Was ſoll die Welt werden, wenn der Fürſt zuerſt in Schauſpielen, in Bällen, in ewigen Verlarvungen und rauſchenden Luſtbarkeiten ſeine ſo enge Zeit verſchwenden will; wenn der Miniſter an Pracht, an Buhlſchaften, an feyerlichen Mahlzeiten, an allen Nothwendigkeiten, die Pracht und Eleganz täglich vermehrt, eben die Zeit anwenden muß, die er für das Land verwahren ſollte; wenn der allgemeine Rauſch endlich die Kaufleute, die Bürger, die Gelehrten überwältigt, und in einem neuen Sybaris die Wolluſt das einzige Geſchäfte bleibt.

Kann eine Regierung, ein Land, eine Stadt, eine hohe Schule ohne Arbeit beſtehn? kann dieſe Arbeit von Menſchen erwartet werden, deren Seelen mit den flatternden Bildern ſüſſer Empfindungen ganz eingenommen, ewig nach dem Genuſſe lechzen.

Iſt es alſo jezt die Zeit, die fröhliche Welt mit reizenden Poeſien zu noch gröſſern Begriffen aufzufordern, die ſie ſich von der ächten Glückſeligkeit machen ſoll, welche man ihr im Wein, in der Liebe, in Buhlſchaften, in Luſtbarkeiten verſpricht? Giebt man dem erhizten Kranken im Fieber erhizende Weine? Iſt alſo der Gebrauch zu rühmen, den ſo viele muntere und fähige Köpfe von ihren Gaben machen, die nichts als ein ätheriſches Oel ſind, womit man das Feuer der herrſchenden Leidenſchaft zur heftigſten Lohe bringt.

Iſt es alſo das Murren eines Sauertopfes, wenn ich gewünſcht habe, wenn ich noch wünſche, daß ſo vieler Witz, daß eine ſo roſichte Einbildungskraft, daß die glühenden Farben der hellſten Mahlerey nicht zum allgemeinen Schaden angewendet würden; und ſind die luſtigen, die ſchalkhaften, die flüchtigen Dichter, ſind ihre Bewunderer gerecht, wenn ſie nicht nur frey ſeyn wollen, zum Schaden der Sitten, zur Unterdrückung nöthigerer Pflichten reizend und verführeriſch zu dichten; wenn ſie ſogar diejenigen verfolgen, die noch einigen Ernſt bey der Poeſie beybehalten, und dieſelbe zu ihrer groſſen Beſtimmung, zur Auf-

munterung zurückführen wollen, am Glücke der Welt durch die Tugend zu arbeiten?

CXIII.

Vom Nutzen der Reisebeschreibungen. *)

Ich habe zu allen Zeiten für die Aufsätze vernünftiger und wissensbegieriger Reisenden eine besondere Neigung gehabt. Ich fand in denselben die Naturgeschichte im Grossen, die Kenntniß der Erdkugel und des Menschen. Ich lernte von jener die wahre Ertragenheit eines jeden Landes, und seine Früchte aus den dreyen Reichen, die wir aus dem blossen Ansehen der Himmelsstriche nicht lernen können, indem die gesammelte Erfahrung aller Reisenden beweiset, daß Europa in Ansehung der kleinen Entfernung vom Pol das wärmste Land in der Welt, Asien in gleichem Abstande vom Nordpol schon kälter, Amerika im Nordtheile sehr kalt, und im Südertheile am allerkältesten ist. Ich lernte aus denselben die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit der Gewächse und Thiere, davon sehr viele, und je länger man sucht, je mehrere sich in beiden grossen Welttheilen finden. Man hat in Jamaika schon ziemlich viele europäische Kräuter, in Nordamerika aber mehrere

*) Vorrede zur Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen. Göttingen; eilf Bände. (1750.)

gefunden, und die von den wärmern Gegenden, trifft man jemehr und mehr ſowohl in den heiſſen Inſeln unter Aſien, als in den Antilliſchen an. Die Thiere finden ſich auch immer häuffiger in beiden groſſen Strichen des feſten Landes. Der Bär, der Löwe, das Elend, der Luchs, das Pferd, der Stier, der Bieber, und die meiſten andern vierfüſſigen Thiere ſind in beiden anzutreffen, und die Lama hat man nunmehr auch in Bengala, den Lamantin aber um Kamtſchatka entdeckt. Ich erfuhr aus der allgemeinen Uebereinſtimmung der Reiſenden, daß auf allen Bergen der Welt ſich verſteinerte Muſcheln fänden. In Carolina, im Caucaſus, im Taurus, in Arabien, in China, und in allen Ländern die wir kennen, hat die Erfahrung dieſen Satz beſtätiget; denn die Andiſchen Gebirge, worauf die Pariſiſchen Weltmeſſer keine verſteinerte Muſcheln gefunden haben, ſind zu hoch, und auf einer gewiſſen ſechstauſend Schuhe übertreffenden Höhe haben die Alpen ebenfalls keine. Ich bemerke aus allen Nachrichten, daß auf dem meiſten Theile des Erdbodens überhaupt die See abnimmt und ſchwindet; die Caroliniſchen Ufer und die Schwediſchen nehmen zu, und ſelbſt die ſüſſen Seen in den Gebirgen nehmen ab, welches beweiſet, daß dieſe Abnahme des Waſſers nicht von den Winden, ſondern von einer viel allgemeinern Urſache herkömmt, obwohl das Maaß dieſer Abnahme allzu frühzeitig beſtimmet worden iſt. Ich finde, daß das Gold in

heiſſen Gegenden am häufigſten, in gemäſſigten minder häufig, in kältern mehr Silber, das Eiſen aber faſt über die ganze Welt zerſtreuet iſt, woraus jenes Erz zur Seltenheit und zum Preiße der Waaren, dieſes aber zur Nothdurft der Menſchen hergegeben zu ſeyn ſcheinet. Ich ſtelle Tauſend andere Betrachtungen von dieſer Art an, die alle auf die Nachrichten der Reiſenden gegründet ſind, und die mir die Wohnung des menſchlichen Geſchlechts bekannt machen.

Aber die gröſte Bemühung der Menſchen iſt die Kenntniß ſeiner ſelbſt, und dieſe ſind wir groſſentheils den Reiſenden ſchuldig. Wir werden in einem Lande unter Bürgern erzogen, die alle einen gleichen Glauben, gleiche Sitten, und überhaupt gleiche Meynungen haben; dieſe flechten ſich nach und nach in unſre Sinnen ein, und werden zu einer falſchen Ueberzeugung. Nichts iſt fähiger, dieſe Vorurtheile zu zerſtreuen, als die Kenntniß vieler Völker, bey denen die Sitten, die Geſetze, die Meynungen verſchieden ſind; eine Verſchiedenheit, die durch eine leichte Bemühung uns lehrt dasjenige wegzuwerfen, worinn die Menſchen uneinig ſind, und das für die Stimme der Natur zu halten, worinn alle Völker miteinander übereinſtimmen. So wild, ſo grob die Einwohner der in der friedlichen See zerſtreuten Inſeln ſind, ſo weit der Grönländer von Braſilien oder vom Vorgebirge der guten Hofnung abliegt, ſo allgemein ſind doch die erſten Grundſätze des Rechtes

der Natur bey allen Völkern. Niemand beleidigen, einem jeden das Seine laſſen, in ſeinem Berufe vollkommen ſeyn; iſt der Weg zur Ehre bey den alten Römern, bey den Anwohnern der Straſſe Davis, und bey den Hottentotten.

Eben dieſe Reiſen decken uns eine unendliche Verſchiedenheit in der Herrſchaft des Verderbens auf, die ſich über alle Einwohner der Welt ausgebreitet hat. Wir finden überhaupt die Einwohner ſüdlicher Länder faul, geil, grauſam und verrätheriſch; gegen den Pol nehmen dieſe Laſter immer mehr ab, und die äuſſerſten Theile gegen den Nordpol ſind mit ſolchen Völkern vom Eiß-Cap bis zur Wagersbay bewohnt, die faſt ohne Leidenſchaften, und eben deswegen ohne Obrigkeiten und ohne Krieg ſind. In den wärmern Ländern herrſcht faſt ohne Ausnahme eine monarchiſche Herrſchaft, auch auf den kleinen Inſuln der friedlichen See. Die freyen Staaten ſind mit wenigen Ausnahmen an das einzige Europa gebunden, und ſcheinen alſo eine Erfindung der durch die Wiſſenſchaften erleuchteten, und über die Fehler der königlichen Regierung nachdenkenden Menſchen zu ſeyn. Beide äuſſerſte Theile der alten Welt zeigen uns künſtliche und geſittete Völker, auf einer Seite die Europäer, auf der andern China und Japan, faſt unter einem gleichen Himmelsſtriche; da hingegen die ſchönen Künſte und die innerliche ordentliche Eintheilung der Regierung von dem übrigen Erdboden verbannet zu ſeyn ſcheinet. Das Alter der Menſchen iſt überhaupt ziem-

lich gleich, doch länger in den etwas kältern Gegenden und ohne Zweifel am allerkürzesten in den heissen wo die Menschen eher zu ihrem Wachsthume und zur Kraft zu zeugen, und vermuthlich also auch am ehesten zu den übrigen, und zur letzten Stufe des Lebens gelangen.

In der Bildung der Menschen finden sich einige geringe Verschiedenheiten, wovon die gröste die Schwärze ist, die in Afrika hauptsächlich in den heissesten Gegenden herrschet, hingegen in Amerika unter eben der Linie gar nicht, und in Asien viel geringer angetroffen wird. Die andere eben so merkliche, ist die von den Weissen in dem innern Afrika und in der Darienischen Meerenge befindlichen Menschen, deren Haut Pferdeweiß, und die Augen zu blöde sind, die Sonne zu vertragen. Alle diese Menschen kommen dennoch in ihren Haupteigenschaften überein, und die letzte allereinfältigste Art hat doch ihre Sprache, ihre gesellige Lebensart, und ist der Unterweisung fähig, und nimmt sich also von dem allerklügsten Orang Utang noch beträchtlich aus.

Doch wir haben bisher nur einige kleine Proben von den Gedanken gegeben, die die Reisebeschreibungen bey uns erwecket haben, und die ohne Ende häuffig und verschieden sind. Mit einem Worte, wir lernen durch sie die Welt kennen, und ersetzen einigermassen den Mangel eigener Reisen und eigener Erfahrung. Wir bereichern uns mit tausend nützlichen Wahrheiten; wir legen unsere Vorurtheile ab, und wir ge-

nieſſen die Frucht der Lebensgefahren und der langwierigen Bemühungen andrer Männer, die in verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten für uns gearbeitet haben. Der Arzt, der Kräuterkenner, der Mineralienliebhaber, der Naturkündiger, der Sittenlehrer, der Staatsgelehrte, der Patriot, der Gottesgelehrte, der Kaufmann, der Künſtler, lernen auf tauſenderley Arten. Sie erweitern ihre Begriffe, und kommen auf Spuren, auf die ihr eigener Verſtand ſie niemals hätte führen können.

Sollen aber alle dieſe Vortheile wirklich ſeyn, ſo muß man ſolche Nachrichten leſen, die von wahrhaften und kündigen Männern herſtammen, bey welchen das Vermögen und der Willen die Wahrheit zu ſagen ſich vereinigen. In einem Thevet, einem Lukas, einem Le Blanc, einem Pinto, lernet man nicht die von Gott erſchaffene Welt, ſondern eine Fabelwelt kennen, die nirgens als in dem Gehirne ihrer Verfaſſer eine Wirklichkeit hat.

Man ſiehet, wohin dieſe Betrachtungen führen. Nicht alle Reiſebeſchreibungen ſind nützlich, und viele können wirklich ſchaden. Gegen einen Kämpfer, einen Tournefort, einen Rauwolf, findet man hundert trokene Seefahrer oder abentheuerliche Helden, die weder die Sprache, noch die Geſetze, noch die Natur der Länder gekannt haben, wo ſie geweſen ſind, und deren Reiſen dem Leſer eben ſo wenig Nutzen ſchaffen als ihnen ſelbſt. Dieſe Wahl iſt nun eben ſo ſchwer nicht, und

wir hoffen verſprechen zu können, daß man ſie in unſrer Sammlung finden werde.

Man wird allemal des Verfaſſers Ordnung und Worte beybehalten. Ich geſtehe, daß es mich dünkt, des Salmons und andrer Weiſe, aus verſchiedenen Reiſebeſchreibungen eine zuſammenhängende Geſchichte zuſammenzutragen, ſene nicht ſo nützlich und nicht ſo angenehm, als wenn man bey der Urkunde bleibt. Dieſe findet mehr Glauben; der Leſer lernt aus dem Ganzen urtheilen, ob die Verfaſſer ſein Zutrauen verdienen; ſie iſt auch angenehmer, weil ſie die Natur abmahlt. Wir haben bey der allgemeinen Reiſegeſchichte überall alles trockener, und manchmal eine Menge von Widerſprüchen verſchiedener Reiſebeſchreiber bemerkt, aus welchen ſich der Leſer auf keine Weiſe helfen kann. Man hat dieſe Fehler durch die ſchlechten Quellen vermehrt, woraus man geſchöpft hat. Die Naturgeſchichte iſt zumal mehrentheils unzureichend, und mit unähnlichen zuſammengeſtoppelten Kupfern mehr verſtellt als bereichert worden. Wider dieſe Fehler wollen wir uns ſicher genug ſtellen. Kein ſchlechter, kein mittelmäßiger, kein unzuverläßiger Schriftſteller ſoll in unſerer Sammlung Raum finden.

CXIV.

Ueber die Scholaſtiſche und Wolfiſche Philoſophie. *)

Die Herrſchaft der Metaphyſik hat ein Ende. Wahr iſt, ſie hat lange gedauert. Wenige Monarchien dauerten ſelange als die Ariſtoteliſche. Seine Philoſophie herrſchte zwölf Jahrhunderte durch über ganz Europa; ihre Eroberungen erſtreckten ſich bis nach Perſien und Indien, und die Macht eines Schulmeiſters von Athen gieng weiter als die Herrſchaft eines Auguſts und Trajans. Auch noch zu unſern Zeiten findet eine mächtige Sekte ihren Vortheil daben, dieſe Philoſophie zu unterſtützen; die ihrem eigenen Geſtändniſſe nach, ungemein tüchtig iſt, Meinungen zu vertheidigen, die dieſer Sekte eigen ſind, und die die Vernunft mit Widerwillen annehmen würde, wenn man ſie ihr ganz nakt vorbrächte. Newtons Namen wird in den meiſten Schulen der römiſchen Kirche kaum a) ausgeſprochen. Hie und da erhebt ſich ein Freund der Atomen, von der Dämmerung der

*) Auszug aus der Anzeige der hollandiſchen Logik in der Bibl. raiſ. T. 27.

a) Damals.

Gaſſendiſchen Philoſophie erleuchtet, der bald darauf ein Opfer ſeiner Liebe zur Wahrheit wird, die dieſer Sekte beſtändig verdächtig iſt, und allezeit durch den verhaßten Titel der Neuerungen ſich anſchwärzen laſſen muß b). Engelland, Holland, Deutſchland, ein Theil von Frankreich und Italien, haben dieſes Joch ſeit einem Jahrhunderte abgeſchüttelt. Man iſt müde geworden, ſein ganzes Leben mit der Erlernung allgemeiner Sätze zuzubringen, die man niemals Gelegenheit fand, zu irgend einem Gebrauche anzuwenden. Man ſah, daß die eingebildete Welt, die die Scholaſtiker erſchaffen hatten, nirgends in der wirklichen Welt, zuſammenhängt. Gott ſchuf einzelne Weſen, Körper und Bewegungen, und man hatte ſich einzig um die Einrichtung der Klaſſen, und um Modifikationen bekümmert.

Iſt man aber nicht vielleicht in dieſer Verbeſſerung zu weit gegangen? Hat man nicht zugleich mit dem Geſchwätze der Schule auch dasjenige verbannt, was ſie nützliches hatte? Hat man nicht unterlaſſen, die allerweſentlichſten Begriffe zu erklären? Iſt man nicht dadurch in eine weitſchweifige und unbeſtimmte Schreibart gerathen? Und hat dieſer Mangel an Bün-

b) Begebenheiten, und zwar häufige Begebenheiten, geben zu dieſen Betrachtungen Anlaß. Sie haben ſich zu Salzburg und zu Ingolſtadt zugetragen. Die Geſellſchaft, die die Schlüſſel der ſcholaſtiſchen Weltweisheit beſitzt, verfolgte daſelbſt im allerbuchſtäblichſten Verſtande gute ächte Katholiken, bloß weil ſie den Meinungen des Gaſſendi Beifall gaben.

digkeit nicht ſeinen Einfluß auf alles dasjenige ausgedehnt, was über die Zeit, über die Bewegung, über die Freyheit, über die menſchliche Seele, geſchrieben worden iſt, und überhaupt auf alles dasjenige, was in das Gebiet der Metaphyſik gehört?

Wolf bejaet alle dieſe Fragen auf das ſtärkſte. Er hat ſich verbunden geglaubt, die Erklärungen, die Abtheilungen, und die Wörter, die die Modifikationen ausdrücken, wieder in die Philoſophie zurückzuführen; Dinge, die man als barbariſch verſtoſſen hatte, und die nun wieder mit aller Ehre in den Schriften dieſes Weltweiſen und ſeiner Anhänger zum Vorſchein kommen. Man ſieht, ſogar in ſeiner Sekte, vermeſſene Geiſter entſtehen, die ſich alles Zweifels ſchämen, die die Arten den Erklärungen der Gattungen unterwerfen, und die ſich nach und nach eben die Herrſchaft über die Wiſſenſchaften anmaſſen, die Baken und Gaſſendi der Schule entriſſen haben. Sie ſchreiben über Vorwürfe, von denen ſie das wenigſte verſtehen. Ihre allgemeine Sätze ſind für ſie, was Salomons fabelhafter Ring; alle Thoren eröfnen ſich bey ihrer Ankunft; das allerverborgenſte wird aufgedeckt, und die ganze Natur unterwirft ſich ihrem Zepter. Sie ſind Naturkündiger, Aerzte, Rechtsgelehrte, Theologen, blos weil ſie die Metaphyſik verſtehn; ſie würden auch Redner und Dichter ſeyn, wenn ſie ſich nicht allzuhoch hielten, Redner oder Dichter zu werden.

Man hat in der Meinung, daß alle unſere Begriffe uns durch die Sinne beygebracht werden, und daß wir uns keinen eigentlichen Begriff von unkörperlichen Weſen machen können, ich weiß nicht was, gottloſes finden wollen. Allein Krankheiten, Träume, und die Wirkung der Arzneyen beweiſen auf eine unumſtößliche Art, daß die Vorſtellungen und das Gedächtniß mit dem Bau des Gehirns verknüpft ſind, und daß folglich die Begriffe, wenn ſie ſich der Materie eindrücken, keine unkörperliche Dinge in derſelben vorſtellen können.

Der Streit der Realiſten und der Nominaliſten gerieth zur Schande der menſchlichen Natur. Ein Augenblick von unpartheyiſcher Unterſuchung iſt hinlänglich einzuſehen, daß allgemeine Begriffe bloß in der Art zu denken vernünftiger Weſen ihr Daſeyn haben, die das Allgemeine von einzelnen Dingen abſondern. Dieſer Streit iſt ſeit zwey Jahrhunderten beygelegt; die Helden beyder Partheyen liegen, ſamt ihren unermeßlichen Zänkereyen, in einer verdienten Vergeſſenheit bey einander. Allein es war eine Zeit, wo man ſich um einen Streitpunkt zerrieß, der gewiß den trojaniſchen Krieg rechtfertigt, und die Unternehmungen der Griechen entſchuldigt. Schmähungen, Verläumdungen, Schläge, Verfolgungen, ſogar der Mord wurde angewandt, die Vertheidiger der entgegengeſetzten Meinung zu vertilgen. Man tödtete Philoſophen, weil ſie die Wirklichkeit eines Pferdes leugneten,

das weder braun noch ſchwarz noch weiß, noch von irgend einer andern Farbe, ſondern das bloſſerdings ein Pferd wäre. Unter allen Hirngeſpinſten die dem menſchlichen Geſchlechte ſchädlich ſind, halte ich der Talmudiſten ihre für die närriſchen, aber gleich nach ihnen die Träume der Scholaſtiker.

CXV.

Ueber das Verhältniß der Sprache zu den Wiſſenſchaften. *)

Noch jetzt behalte ich einen alten philoſophiſchen Groll wider einen Gelehrten der ein Bewunderer der Chineſiſchen Sprache war. Wahr iſt eine Sprache ſcheint reich, die 80000 Wörter benützt; allein man kann ſich irren, wenn man bloß nach der Anzahl urtheilt. Ein Münzkabinet von 5000 recht verſchiedenen Münzen iſt mehr werth, als eines von 80000 das meiſtens nur aus gedoppelten beſtünde, und das nur 800 verſchiedene Münzen hätte, deren jede 100 mahl wiederholt wäre. Die Chineſer haben ein Wort, um ein Pferd, ein anderes um ein zweyjähriges Pferd, wieder ein anderes, um ein Pferd auszudrücken, das irgend einen Fehler, oder eine gute Eigenſchaft hat. Sie haben 100 Stammwörter, die alle nur ein Pferd nach

*) Aus der Anzeige der Hollmanniſchen Logik in der Bibl. raiſ. T. 37.

nach ſeinen Eigenſchaften bezeichnen. Ich bin völlig überzeugt, das dieſe wunderliche Sprache die Chineſer verhindert hat, ſich in den Wiſſenſchaften hervorzuthun. Man kann ihnen allerdings weder den Geiſt der Erfindung, noch eine vollkommene Aufmerkſamkeit, noch eine natürliche Scharfſinnigkeit abſprechen, die von ihrem Klima herzurühren ſcheint. Neben ſo vielen Vortheilen beſitzen ſie noch denjenigen, ein unermeßliches Volk auszumachen, das gleichen Geſetzen, und einer gleichen Sprache unterworfen iſt, und bey welchen die Wiſſenſchaften mehr geehrt werden, oder aufs wenigſte mehr geehrt worden ſind, als bey allen andern Völkern des Erdbodens. Mit allem dem haben ſie es nirgends weit gebracht, als in der Sittenlehre, die die Wiſſenſchaft des Herzens iſt, und die die Araber, die Perſer, und die älteſten Morgenländer, ohne Buchdruckerey und oft ohne Bücher, eben ſo hoch als die Chineſer getrieben haben.

Ich bin überzeugt, daß die Schicklichkeit (aptitude) einer Sprache ſelbſt der Philoſophie ungemein behülflich ſey. Eine Sprache, ſo wie die griechiſche, die beynahe alle erſinnliche Begriffe mit Leichtigkeit und Genauigkeit auszudrücken im Stande iſt, muß nothwendigerweiſe viele Vorzüge vor einer heutigen Sprache haben, die blos das Wörterbuch eines beſondern Volks iſt, das ſich ſchwerlich lenken läßt neue Begriffe auszudrücken, und das lieber die Begriffe ſelbſten miſſen will, als ſie durch neue Worte bezeichnen.

Der Hr. v. Voltaire hat dieſen Punkt gar zu weit getrieben. Er will die franzöſiſche Sprache einſchränken, die ſo nöthig hätte noch mehr erweitert zu werden. Die Vollkommenheit einer Sprache in Anſehung der Wiſſenſchaften beſteht allerdings darinn, ſo viel verſchiedene Wörter zu haben, als verſchiedene Begriffe ſind. Allein die Begriffe eines geſitteten Volks vermehren ſich täglich. Welche erſtaunliche Menge von Begriffen hat man nicht ſeit hundert Jahren erlangt? Die Naturlehre, die Naturgeſchichte, die Zergliederungskunſt, die Kräuterkunde, die Künſte und Handwerke haben uns eine unendliche Menge neuer Begriffe geliefert; der Umgang und die Verfeinerung der Höfe ſelbſt das Verderbniß des Herzens haben andere Begriffe ausgebildet. Wie ſoll man dieſe Begriffe behandeln, wenn Worte fehlen, dieſelben auszudrücken.

Man erlaube mir mich bey dieſer Gelegenheit mit aller Lebhaftigkeit eines Menſchenfreundes über die falſche Ehrbegierde zu beklagen, die alle Völker von Europa je mehr und mehr einnimmt. Man hatte, über Künſte und Wiſſenſchaften zu ſchreiben, die Lateiniſche Sprache; die in alle Wege reicher iſt, als die Gemiſche die aus derſelben entſtanden ſind. Nun vernachläßigt man eine ſo zahlreiche, an vortrefflichen Schriftſtellern ſo reiche Sprache, und dieß bloß, um in einer eingeſchränkten halbſtummen Mundart zu

ſchreiben, *) die nur die Gedanken einer einzigen Nation ausdrückt, und aller andern Völker ihre verſtellet. Bald werden die Gelehrten von einer neuen Laſt unterdrückt werden, die ſchwer auf ihnen liegt. Man muß das Engliſche, das Franzöſiſche, das Italieniſche erlernen; denn dieſe Nationen ſind feſt entſchloſſen, nicht anderſt als in ihrer Mutterſprache zu ſchreiben. Man entſchließt ſich dazu, in der Hoffnung dasjenige nutzen zu können, was bey Nationen geſchrieben wird, die viele gelehrte, ſcharfſinnige und gründſame Köpfe hervorbringen. Allein auch die Holländer, die Deutſchen, ſogar die Schweden und die Dänen, ſind eiferſuchtig über ein Vorrecht, das dem gemeinen Beſten ſo ſehr zuwider iſt, und ſchreiben nun ebenfalls ihre beſten Tagebücher, ihre Geſchichte, und die Entdekungen ihrer Akademien in ihrer Mutterſprache. Künftig wird man zehn Sprachen verſtehen müſſen, um nicht unwiſſend zu ſeyn. Der aufgeklärteſte Kopf wird nicht länger vermögend ſeyn, alle Worte zu faſſen, die man zu der Zahl der Begriffe hinzufügen muß, welche ſich alle Tage vermehrt, und deren Vermehrung das menſchliche Geſchlecht wirklich bereichert; da hingegen die vielen Sprachen ihm nur gleichviel bedeutende Töne liefern. Welche Vortheile hätten nicht die Griechen vor uns voraus? Sie hatten nur

*) Der Hr. v. H. zielt hier auf die Oberherrſchaft der franzöſiſchen Sprache.

eine einzige Sprache zu erlernen, und konnten der Erlernung der Sachen diejenigen koſtbaren Jahre wiedmen, die wir nun zur Erlernung ihrer Benennungen anwenden müſſen.

Einzelne Bemerkungen.

I.

Ueber die Religion und die Kirche.

Die Religion iſt immer das Einzignothwendige des Menſchen. Ihre Wirkungen gehn bis in die Ewigkeit fort, und dies Bedürfniß nimmt beſtändig zu; denn einſt bleiben doch alle Arbeiten hinter uns. (1757. S. 120.)

II. Die Furcht des Todes iſt freylich zum Theil eine Folge des Uebergewichtes des ſinnlich empfundenen Gegenwärtigen, vor der durch Schlüſſe erworbenen Kenntniß des Zukünftigen. Sie iſt aber auch guten Theils ein Schlag des Gewiſſens. (1768. S. 815.)

III. Warum Gott das natürliche und das ſittliche Uebel zugelaſſen habe? Das Erſtere, ſelbſt wenn es Tugendhafte betrifft, iſt ein Mittel zur Beſſerung der Menſchen, oft auch ein Mittel, die Bande der Geſellſchaft enger anzuziehen, und die Menſchen einander nützlicher und werther zu machen. Die Tugend macht bey ſehr mäßigen Umſtänden uns glücklicher,

und ſicherer glücklich, als das Laſter beym Reichthum und bey der Macht. Die glücklichſte Familie, die glücklichſte Nation iſt diejenige, die tugendhaft iſt. Warum erlaubt Gott das ſittliche Uebel? Weil er nicht Götter, nicht Klötze, ſondern freye denkende Weſen ſchuf, und dasjenige Geſchöpf nicht tugendhaft ſeyn kann, dem es unmöglich iſt laſterhaft zu ſeyn. — Die denkenden Weſen zum Guten aufzumuntern, hat Gott mit der Tugend, Heiterkeit und reine Freude, mit dem Laſter Schaam, Reue und andere nachtheilige Folgen verbunden. Die Ueberwindung des Laſters dient in dieſem Leben zur Prüfung, und erhebt uns zu einer mehrern Fähigkeit gut und glückſeelig zu ſeyn. Selbſt die Wiederkehrung des Laſterhaften zur Tugend iſt für ihn eine deſto lebhaftere Freude, je kräftiger er den Werth der Tugend nunmehr fühlt; der mächtige Einfluß, den die Tugend in dieſem Leben auf unſere Glückſeeligkeit hat, läßt uns denjenigen Einfluß ermeſſen, den ſie im künftigen Leben haben wird, wenn kein Körper uns mehr der natürlichen Leiden bloßſetzen, kein Laſter uns ſelbſt unwerth, und uns Gott mißfällig machen kann. (1776. Aug. 150.)

IV. Der Anfang und die Ausbreitung des Chriſtenthums ſollen blos durch menſchliche Mittel bewirkt worden ſeyn? — Aber die verdorbenen Menſchen zu den Tugenden umzubilden, durch welche das Chriſtenthum ſelbſt bey ſeinen Gegnern, ehrwürdig gemacht worden iſt, was war das Mittel? Kennen es die Verach-

ter? War es in der Philoſophie, oder in der Religion zu ſucher? (1772. S 774.)

V. Es wäre durch hundert Beyſpiele zu zeigen, wie leicht die Menſchen ſich einbilden können, eine Sache ſey unbegreiflich, die ſie doch bey erhaltenem mehreren Lichte ganz wohl begreifen. (Dies über die ſogenannten Geheimniſſe in der Religion. (1763. S. 352.)

VI. Die neuere Philoſophie iſt durchgehens eine Verfolgerin, die alle diejenigen mit Verläumdungen und Schimpfreden beſtraft, die nicht von ihrer Sekte ſind. Billig haſſen ſie die Lehre Jeſu, die den Feinden Gutes zu thun befiehlt, und von der ihrigen ſo weit entfernt iſt. Wenn wir keine andere Urſache hätten, die Religion zu lieben, ſo würden wir dazu genugſamen Grund finden, wenn wir die Sittenlehre ihrer Widerſacher und die Herzen derſelben kennen lernen. (1768. S 952.)

VII. Die Religion der Weltweiſen hatte wenig Einfluß auf die Sittenlehre des menſchlichen Geſchlechts. Viele zweifelten über alles, und über die Natur der Gottheit am meiſten. Manche von ihnen verwarfen die Eigenſchaften eines wahren Gottes, und die Beſten und unter ihnen Sokrates, waren von der Vielgötterey nicht rein. Anaxagoras war der erſte, der Gott für einen Geiſt erkannte; die Stoiker waren faſt in dem nemlichen Irrthum, den ſeit ihnen Spinoza wiederholt hat, und machten das Alles zum Gotte. Die Weiſen unterrichteten dabey das Volk nicht über die

Religion, und waren durchgehends der Meinung, man müſſe die Götter ſeines Landes nach den Sitten deſſelben verehren, denen ſich Sokrates nicht entzog. Sie ſuchten das Unvernünftige der Vielgötterey zu beſchönigen. Sie vertheilten die Vorſehung und Regierung der Welt unter verſchiedene Götter. Ueber das Gebet waren ſie kalt und uneinig. Viele verwarfen es, und andere ſchränkten es auf die zeitliche Glückſeligkeit ein. Die Welt war eben um die Geburt des Heilandes über die göttlichen Sachen in der gröſten Unwiſſenheit, wie man auch aus des Cicero Schriften ſiehet, und folglich beweißt die Geſchichte ſelbſt, das Unvermögen der menſchlichen Vernunft, die Göttliche Natur Gottes und unſer Verhältniß gegen denſelben zu entdecken. (1766. S. 768)

VIII. Man rückt den Philoſophen das wenige Gute vor, das jemals im Großen von ihnen bewirkt worden iſt; da hingegen die chriſtliche Religion aus Barbaren geſittete und menſchliche Nationen gebildet hat. (1771. S. 247.)

IX. Warum will man doch die Augen verſchlieſſen und nicht einſehen, daß die Verbeſſerung des Glaubens blos der Vergleichung zuzuſchreiben iſt, die man zwiſchen der wieder bekannt gewordenen heil. Schrift und den Lehren der herrſchenden Kirche machte! Sollte man den Proteſtanten eine ſinnliche Religion zuſchreiben, weil ſie das Fleiſcheſſen und die Prieſterehe erlaubten, worinn ſie wörtlich die heil. Schrift

ſowohl als die Natur vor ſich hatten, da ſie hingegen die dem verdorbenen Menſchen ſo bequeme Weiſe abſchafften die Beſtrafung der Sünde durch Abläſſe, milde Gaben, und andere äuſſerliche Handlungen zu erlangen, die mit dem Verderben des Herzens ſowohl beſtehen können? Hat die römiſche Kirche ſich als eine erleuchtete Richterinn der Aechtheit der Offenbarung gezeigt, da ſie offenbar fabelhafte Schriften unter die Werke der Propheten gemiſcht hat? Hat nicht die Duldung unter den Proteſtanten den Anfang genommen? Haben ſie jemals Inquiſitionen errichtet, und den Irrthum wie die Miſſethat beſtraft? Hat man ihren Mordnächte in Paris, in Veltlin, in Irrland vorzurücken? Hat ihre Kirche, wie die verſchiedenen Päbſte, dieſe Mörderenen ganzer Nationen gebilliget, mit Feſten gefeyert, mit Lobreden, mit Münzen, mit Denkmählern verewiget? Lächerlich iſts die Proteſtanten zu Socinianern zu machen, weil ſie die geheiligten Worte nicht brauchen, womit die Römiſche Kirche, die Göttlichkeit des Worts beſtimmt. Was hat dieſe Kirche für ein recht, ihre Schulwörter andern Kirchen aufzudringen? — (Aug. 1774. S. 244.)

X. Hr. Hume erwähnt allemal der proteſtantiſchen Geiſtlichen mit einem ſichtbaren Haſſe, obwohl der nemliche Hume, den Puritanern die ganze engliſche Freyheit, wie er ſie jetzt über alles in der Welt hochſchätzt, einzig zuſchreibt. Dieſer Mann iſt auch gegen die Reformation nicht völlig gerecht. — Ihre Ur-

ſache war offenbar nichts anders als die Vergleichung, die die Urheber derſelben, in Helvetien ſobald als in Sachſen, zwiſchen der wiedererlangten heil. Schrift, und der Lehre, und dem Staatsgebäude der römiſchen Kirche machten. Keine weltliche Abſicht hatte dabey einen Antheil, und die reformirten Geiſtlichen traten recht mit Eifer alle ihre Macht an die weltliche Obrigkeit faſt zum Schaden der Kirche ab. Man weiß, was Beza antwortete, da man ihn bat zu bewilligen, daß die Biſchöffe ihre äuſſern Vortheile behalten ſollten. Es iſt völlig falſch, daß die Kraft der Beweiſe die Völker nicht zur Reformation gebracht habe. Sie that es ganz allein, und zumal zu Zürich, Genf und Bern in der gröſten Ordnung. Bern ließ die entgegengeſetzten Geiſtlichen gegen einander diſputiren, die Akten öffentlich aufſchreiben und drucken, und alsdann erfolgte der Schluß: dem erkannten Worte Gottes zu folgen. — Wir haben faſt immer die Freygeiſter gegen die Proteſtanten unbilliger als gegen die Katholiken gefunden; vermuthlich weil ſie für ihre Sekte die proteſtantiſchen Grundſätze gefährlicher anſehen, als jene ihre. Eben dieſe Gunſt der Freydenker gegen eine ſtaatskluge und mächtige Kirche macht, daß Hr. Hüme an den Unordnungen zweifelt die zur Zeit der Reformation den Klöſtern Schuld gegeben wird. Aber ſind denn die Gravamina Germanicæ nationis nicht ein Beweiß des äuſſerſten Verderbens der damaligen Kirche? denn wir glauben ſie ſey nur allein

durch die Eiferſucht gegen die Proteſtanten, und das in ſie eindringende Licht der Wahrheit, in den Sitten reiner geworden. (1764. S. 26.)

XI. Den Geiſt der Verfolgung der römiſchen Kirche vertheidige wer kann. Aber der Beyfall den die Päbſte der Mordnacht zu Paris, und der allgemeinen Mördereyen im Veltlin und in Irrland gegeben; die grauſamen Geiſtze, die noch itzt in Frankreich herrſchen, die niemals von Rom mißbilligte Inquiſition, die Anſprüche ſelbſt die die römiſche Kirche auf die allgemeine Herrſchaft macht, laſſen wenige Hoffnung einen Zweifler zu bekehren. — Unter den Chriſten iſt die wahre Duldung der Ungläubigen in ihrem ganzen Umfange entſtanden, aber dieſe Chriſten waren Proteſtanten. — Die Vertheidiger des Katholizismus ſetzen die Bibel herab. Aber es iſt ganz unphiloſophiſch eine göttliche Offenbahrung eingeſtehen, die die Mittel zum Heil in ſich faßt, und dieſelbe dem gröſten Theile der Menſchen unterſagen zu wollen. Freylich gab dieſes göttliche Buch der deſpotiſchen Kirche die tödtlichſte Wunde, weil man in demſelben den Unterſchied zwiſchen der Lehre und den Maaßregeln Gottes, und ihrer Lehre und ihren Maaßregeln fand. Aber die geringe Anzahl Irrlehrer, die durch die Freyheit zu denken entſtanden ſind, kommen mit den ſchädlichen Folgen in keine Vergleichung, die aus der Hinterhaltung des Lichts entſtehen, und die einerſeits eine gedankenloſe Dummheit, und anderſeits eine zügelloſe und von

der Furcht Gottes völlig entledigte Frechheit nach ſich ziehen. Am ſchwächſten iſt endlich der Beweiß der Religion den ein Doctor der theol. Fakultät zu Beſancon (Bergin) vorträgt. Er ſagt die Bilder der Kirche, die Feſttage, die Ceremonien beweiſen die Wunder Jeſu. Sie beweiſen alſo die Wunder Jupiters. Eine unverrückte Reihe von Prieſtern kömmt von Jeſu auf mich. Eben eine ſolche Reihe kam auf den Hannas und Caiphas, und kömmt noch auf die Prieſter der Juden und die Biſchöffe der verſchiedenen orientaliſchen Kirchen. Auf dieſe Stützen will Hr. Bergier ſein Chriſtenthum bauen, und die göttliche Kraft der Schrift ſoll überflüßig ſeyn. Die wahre Kirche iſt unſichtbar: Kann aber eine Kirche wahr ſeyn, die dem Geiſte und den Worten der göttlichen Offenbarung widerſpricht, die ſie ſelbſt für das Werk des Heilandes und ſeiner erſten Schüler anſiehet. Hr. Bergier der ſonſt die Proteſtanten zum Theil geleſen hat, hätte auch nicht die Rechte des chriſtlichen Glaubens durch die Rechte ſeiner, wiewohl mächtigen Kirche ſchwächen ſollen, auf die er ſeine gründen will. [1768. S. 261.]

XII. Ueberhaupt glauben wir, ſo wie im ſechzehenden Jahrhunderte die bekannt gewordene heilige Schrift alles gethan hat, ſo ſey eigentlich nichts zur Erleuchtung nöthig, als eben dieſelbe verglichen mit dem wirklichen Zuſtande der römiſchen Kirche, um den proteſtantiſchen Kirchen neue Verehrer zu verſchaffen. [1772. Zug. 183.]

XIII. Die Hinrichtung des Servets iſt den damaligen blutigen Geſetzen allein zuzuſchreiben, die von der vormals allein herrſchenden Kirche wider die Ketzer gemacht worden, und noch in Kraft waren. Calvin konnte nichts weiter als die Anzeige thun; und die harten Ausdrücke des Spaniers wider die Dreyeinigkeit würden ihm noch heutiges Tages, bey aller von den Proteſtanten eingeführten Duldung der Ungläubigen, ein hartes Gericht zuziehen. [1765. S. 832.]

XIV. Freylich hätte man den hypochondriſchen Spanier (Servet) lieber einſperren ſollen; da er aber das Wort Cerberus wider den Gegenſtand der tiefſten Verehrung aller Chriſten gebraucht hatte, ſo glaubte man im moſaiſchen Geſetze, und in den nicht abgeſchafften blutigen Geſetzen der katholiſchen Kirche, Urſache genug zum Tode zu finden. Die Duldung war noch nicht erfunden, und iſt die ſpätere Frucht der nothdürftigen Umſtände der Holländer, und der aufgeklärten Vernunft. [1771. S. 156.]

XV. Es haben einige die Beſtrebungen der Pfälzer, ihre Kirche zu Heidelberg zu behalten, mißbilligen wollen; hierinn gehet man aber zu weit. Dieſe Kirche war ein Recht, und dieſes darf man auch unter den türkiſchen Deſpoten vertheidigen. Noch hält man dort das Verſprechen bey dem Mahomet, und die mit ihrem Daumen beſiegelte Vorrechte der Chriſten. [1770. S.]

XVI. Die Weisheit des Pfaffenbriefes von 1370. verdient in der helvetiſchen Geſchichte bemerkt

zu werden, als wodurch dieſe Nation zu allererſt die Geiſtlichkeit in ihre Schranken ſetzten, und ihnen die Macht abgeſchnitten, vor ihre geiſtliche Gerichte jemand zu laden. [1766. S. 750.]

XVII. In der Geſchichte von Italien ſagt Denina: „Die groſſe Macht der Geiſtlichen entſtund zu Theoderichs Zeiten, aus den guten Dienſten, die die Biſchöffe dem Volke als Geſandte und Friedensräthe und als mildthätige Beſchützer der Armen leiſteten.„ Wir aber glauben die wahre Urſache der Gröſſe des Biſchoffs zu Rom ſey wohl dieſe: daß weder die gothiſchen Könige zu Rom wohnten, noch die Longobardiſchen Rom wirklich einnahmen, ſo daß dieſe Hauptſtadt nach und nach eine eigene Stadt unter der Leitung des Biſchoffs wurde. [1771. S. 396.]

II.

Ueber natürliche Merkwürdigkeiten.

I. Das Verdienſt des Naturkündigers nicht ſchätzen, heißt alle die Vortheile verachten, dir wir von der genauern Einſicht in den Bau der natürlichen Dinge genieſſen. Was wüßten wir von der Kette der Weſen, wenn nicht die Kenntniß der Inſekten und der Kräuter uns die Ringe derſelben an einander gehängt hätte? Was war die Philoſophie ohne die Schüler der Natur anders als eine ſchwatzhafte, verworrene und unnütze Unwiſſenheit. (1748. S. 427.)

II. Die

II. Die Alten hatten zur Kenntniß der Natur auch manche Hülfe, die wir nicht haben; vorzüglich unter den Römern die prächtige Menge von Thieren zu ihren Schauſpielen, und die damals mehr bekannten ſchönſten Theile der Welt. (1763. S. 501.)

III. Die Streitigkeiten über die Ehre der erſten Wahrnehmung kommen uns immer als Zeichen einer zudringlichen Eitelkeit vor, da es ja wohl möglich iſt, daß verſchiedene Gelehrte, die die Natur ſelber Rathsfragen, in entlegenen Ländern die nemlichen Sachen ſehen, ohne daß ein Schüler des einen dem andern verrathen haben; denn die Natur iſt ſich doch überall gleich, und zeigt allen die in ihr forſchen, die gleiche lehrende Seite. (1758. S. 1237.)

IV. Viele Gelehrte ſtimmen in die Klagen von Ausartung des heutigen Menſchengeſchlechts, ein, und ſtimmen mit in die Volksſage: nos xtas, &c. Bey den Vornehmen, (obwohl nicht bey allen) den Kaufleuten und ſitzenden Handwerkern mag etwas Wahres daran ſeyn. Sonſt zeigen uns auch die alten Holzſchnitte, und noch ſicherer die Harniſche, daß man im vierzehenten Jahrhundert nicht länger gewachſen iſt, als heut zu Tage. Freylich mögen die Jägernationen gewiſſes Ungemach beſſer vertragen lernen, daran ſie ſich gewöhnen. Sie ſind aber in Nordamerika, nach allen Nachrichten der Engelländer, nicht ſo ſtark als die Britten. Und daß das Leben ſich nicht abgekürzt habe, ſiehet man an den Reihen der Euro-

päiſchen Könige. Man wird manches Jahrhundert zurückſetzen, bis man das Alter Ludwigs XIV. Georgs II. Friedrichs I. und des Königs Stanislaus wieder findet. Wir wiſſen auch aus unzähligen Verzeichniſſen, daß noch vor 150 Jahren die Bürger der Stadt (Bern) wo wir leben, geſchwinder nach einander und jünger geſtorben ſind. [1764. S. 453.]

V. Ob der Menſch eigentlich ein vierfüßiges Thier ſey oder ſich aufrichte, iſt von mehrern Gelehrten unterſucht worden, und ſie lenken ſich faſt auf die erſtere Meynung. — Uns ſcheint aber das zur Freyheit der Arme beſtimmte Schlüſſelbein, der breite Fuß, der kurze Tarſus und Carpus, die Schwachheit der Nackenmuskeln, und insbeſondere der Mangel des die Augen zurückhaltenden, und unſers Wiſſens den auf vier Füſſen gehenden Thieren völlig eigenen Muskels, den Menſchen, theils von allen, und theils von den meiſten Thieren zu unterſcheiden; und noch weniger Neigung haben wir zu glauben, der Menſch hätte auf vier Füſſen gehen, und alsdann einen ganz andern Bau ſeiner Theile annehmen können. [1758. S. 397].

VI. Wenn es geſchwänzte Menſchen giebt, und ſie Feuer anzünden, wie Linné meynt, ſo ſind ſie gewiß keine Affen. Das Vorrecht Feuer hervorzubringen, hat Gott keinem Thiere verliehen. [1767. S. 783.]

VII. Cui bono? iſt eine allzu gewöhnliche Frage gemeiner auch wohl vornehmer Leute, was denn endlich die fleißige Jagd nach kleinen Gewächſen und Un-

geziefer für Nutzen habe. — Wir Menſchen ſind auf eine ſo ſchöne an ſo mannichfaltigen Geſchöpfen reiche Erde geſchickt, daß wir dieſe und aus denſelben die Abſichten und die Weißheit des Schöpfers erkennen ſollen. Die Inſekten nähern ſich uns, ſie nähren nützliche Vögel u. ſ. w. und viele von ihnen bringen uns beträchtlichen Schaden oder Vortheil. Eben ſo iſts mit den Mooſſen, und mit allen Grasarten die in der Haushaltungs- und Arzneykunſt ihren Nutzen haben. Auch kann man nicht wohl Klaſſen und Regeln machen, wenn man nicht alle beſondere Arten kennt, und aus denſelben die allgemeine Kennzeichen beſtimmt. ꝛc. ꝛc. (1754. S. 1124.)

VIII. Die Fähigkeit vollkommener zu werden, hält Rouſſeau für das eigenthümliche Vorrecht des Menſchen. Aber die Thiere wiſſen auch vieles von ſich ſelbſt, das ſie nicht nachgeahmt haben, und ein Kanarienvogel, der ſeine Eltern in fernen Gegenden verlaſſen, und kein Neſt von ſeiner Art hat bauen geſehen, baut das ſeinige ungelehrt. (1756. S. 831.)

IX. Allerdings haben die Thiere Begriffe; ſie vergleichen dieſelben mit einander, ſie urtheilen und erinnern ſich. — Die Thiere lernen; ſie erwerben das Vermögen ihre Nahrung ſelber zu ſuchen und ſich zu vertheidigen. Sie haben ſogar Modelle in ihrer Einbildung, wie könnten ſonſt die Vögel ihre Neſter, und die Biber ihre Hütten bauen? Es iſt wahr, ſie ſind in einen engen Kreis eingeſchloſſen, aus welchem ſie nicht

heraustreten. Sie können einander gar wenige Begriffe mittheilen. Auch die Menſchen würden ohne Sprache und ohne Zeichen ihrer Begriffe, bey gar wenigen Begriffen bleiben. Die Triebe (Inſtinkt) ſind nur einfache Erkenntniſſe, und die Vernunft ein weitgebrachtes und vollkommenes Vermögen. Die Thiere machen gar ſelten Abſtraktionen, ſie haben wenige allgemeine Begriffe, alles iſt ein Individuum für ſie. [1756. S. 1216.]

X. Die warmen Gegenden der Welt geben überhaupt den Thieren die meiſte Verſchiedenheit der Farben. Um Angora werden nicht nur die Ziegen, ſondern auch die Katzen, und die Kaninchen langöhrig. — — Die hangenden Ohren ſind ein Zeichen der uralten Sklaverey bey einem Thiere, und die wilden Arten tragen die ihrigen durchgehends gerade. — Die Leber aller wilden Arten iſt kleiner als die Leber der zahmen Art. In den äuſſerſt kalten und äuſſerſt warmen Gegenden, ſagt Büffon, findet man die gröſten, die kleinſten, und die grimmigſten Thiere. In den gemäſſigten Gegenden hingegen ſind auch die Thiere mittelmäßig groß, und minder grimmig; wie denn in dem minder heiſſen Amerika die Löwen ſelbſt vor den Menſchen fliehen. Auch die Pflanzen ſind in den heiſſen Gegenden äuſſerſt warm und kühl, und in den gemäſſigten minder wohlriechend und minder würzhaft. Ueberhaupt nehmen die Thiere ab, und der Menſch nimmt täglich mehr im Reiche der Erde überhand. [1757. S. 413].

XI. Die Thiere müſſen faſt nothwendig ein Mittel haben, ſich einander ihren Willen zu offenbaren, da eine Wölfin ſich in einen Hinterhalt legt, um ein vom Wolfe gehetztes Thier mit friſchen Kräften anzugreifen. Sie lernen auch durch die Erfahrung die Mittel ihrer Erhaltung verbeſſern. Die Fleiſchfreſſenden um den Raub zu bezwingen, die vom Graße lebenden um dem Untergange zu entgehen. Alle dieſe Liſten ſind ein Beweis, daß die Thiere eine mehrere Vollkommenheit zu erwerben fähig ſind, denn ſie werden vorzüglich durch die Erfahrung erhalten. Die erworbene Fertigkeit geht ſogar in die Zucht wohlgezogener Hunde über, und wird erblich. [1769. 1404.]

XII. Die Alpenkräuter kommen mit den Nordiſchen überein, wegen der ähnlichen Kälte; und in Grönland wachſen am Seeſtrande Kräuter, die auf den hohen Alpen ſonſt angetroffen werden. Um die Pflanzenkräfte zu erkennen, muß man den einzigen Weg der Erfahrung einſchlagen. Die meiſten Kräfte ſchreibt man ihnen nach einer mündlichen Ueberlieferung von den Alten zu, die gar leicht irrig ſeyn kann. [1770. S. 687.]

XIII. Das Schnee- und Regenwaſſer iſt allerdings geſund, und in vielen Ländern hat man kein anders, als das leztere; doch ſollte man es in eiſernen Rinnen, mit Pech überzogen ſammeln. Das Schneewaſſer iſt reiner, weil keine Fäulniß dabey Plaz hat, und keine Inſekteneyer ſich einmiſchen können, es hat

auch wenigere fremde Stoffe, wie das Verhältniß von 60 zu 100. [1770. Aug. 216.]

XIV Wintringham meynt die Köpfe entſtehen vom Schneewaſſer. Dies iſt aber ein Irrthum. Sie ſind ein Uebel nicht der wahren Alpenländer, ſondern gewiſſer ſehr warmer Thäler, die weniger Schnee als Deutſchland kennen. [1773. 1390.]

XV. Wir finden es ſehr gegründet die Namen berühmter Männer den Pflanzen-Geſchlechtern beyzulegen, und die Namen derſelben müſſen unveränderlich bleiben. Wir würden hiebey, da dieſe Namen eine Belohnung gemeiniglich von der Welt unbelohnter Bemühungen, und eine Aufmunterung ſeyn ſollen, dergleichen Bemühungen ſich aufzuopfern, und weder ein Fürſt, noch ein Miniſter, ſich ſonderlich mit dem beygelegten Namen eines Krautes ſchmeichelt, alle dieſe Kränze blos für wirkliche Kräuterkenner ſparen. Wir würden auch niemals bloſſe Hoffnungen noch ungeprüfter Leute zum voraus mit einem Namen belohnen, der durch die Erfahrung an einem unverdienten Manne haften kann. Am wenigſten aber ſollte man perſönliche Gefälligkeiten, Aufnahmen in gelehrte Geſellſchaften, empfangene Geſchenke, u. dgl. mit einer Ehre bezahlen, die in die Ewigkeit fortdauern, und dem Verdienſte eigen ſeyn ſoll. Endlich ſollen keine ſchlechten Ausſchreiber und Zuſammentrager eine Ehre erhalten, die blos den Vermehrern des Reichs der Gewächſe zugehört. ꝛc. ꝛc. [1770. S. 237.]

XVI. Es wird richtig angemerkt, daß man in der Botanik zu viele Mühe auf die bloſſen Namen wende; nichts iſt dürrer als die heutigen Floræ. [1772. S. 532.]

XVII. Hr. Unzer glaubt Koniunktionen der Planeten verurſachten Ueberſchwemmungen, und ein Komet könne eben wie der Mond die Witterung regieren, auch weil er, wie Newton und die geſunde Vernunft lehren, von der Sonne gewaltig erhitzt werde, der Erde viele Hitze mittheilen. — Wir haben aber ſchon oft erinnert, daß ein Komet ſich wohl nicht lange genug bey der Sonne aufhält, von ihr die Hitze zu erhalten, die Newton berechnet hat, nur ein Beyſpiel zu geben, wie man ſolche Dinge nach Vorausſetzung berechnen könnte, und aus dem, was von den Wirkungen des Mondes und der Sonne in flüßige Materien auf der Erde bekannt iſt, verſichert man ſich leicht, daß von entfernten Weltkörpern nichts, das damit zu vergleichen wäre, zu erwarten iſt. Dieſe Verſicherung hat freylich nicht der ſogenannte Phyſikus, der nur weiß, daß Kräfte da ſind, aber der Mathematikus, der weiß, wie ſtark ſie ſind. [1771. S. 398.]

XVIII. Daß nach dem Regen alles deutlicher, gröſſer, und näher ſcheint, iſt allerdings eine in Helvetien gemeine Wahrnehmung; ſo wie hingegen die Gebürge in der Dämmerung uns niedriger dünken. [1766. S. 746.]

XIX. Wir haben oft geſagt, die Welt iſt aus Gotteshand als ein Wald gekommen. Auch das nor-

diſche Island, das jetzt keinen Baum mehr zeugt, war bey ſeiner erſten Entdeckung ein dichter Birkenwald. — (1764. S. 58.)

XX. Unzählbare Irrthümmer ſind zumal in der Phyſioſophie, daraus entſtanden, daß man ſich auf einen einzigen, oder auf wenige Verſuche verlies, da doch bey denſelben ein zufälliger Umſtand den Ausgang beſtimmt hat; da hingegen bey den wiederholten Verſuchen die unweſentlichen Umſtände wegfallen, und nur dasjenige bleibt, was der Natur beſtändige Weiſe iſt. — Wenn man ſich mit der Beobachtung der Natur abgeben will, ſo muß man ſich nicht denjenigen Ausgang wünſchen, der mit unſerer, oder unſers Lehres Meinung am beſten übereinkömmt, ſondern ſich alle Arten von Ausgängen gefallen laſſen. Und hiergegen wird überaus oft gefehlt! — Viele Irrthümer ſind aus unvollkommenen Wahrnehmungen entſtanden, wenn man einige Ausgänge, die man oft bemerkt, für allgemein angeſehen hat. — Die Wahrnehmung allein lehrt uns in der Arzneywiſſenſchaft die Wahrheit. — Die Wahrnehmung verſchafft uns auch ein zärtliches Gefühl des Schönen; und ſie erweitert und erhöhet unſere Begriffe von der Majeſtät des Schöpfers und ſeiner Werke. (1779. Zug. S. 381.)

III.

Etwas zur Land und Stadtwirthſchaft.

I. Die neuen Anbauer in Lappland ſollen mit ziemlich ſchlechtem Fortgange Aecker anlegen. Es ſcheint der Klugheit gemäß, in jedem Lande diejenigen Gaben der Natur mit allem Fleiſſe zu bauen, die deſſen Eigenſchaften angemeſſen ſind, und nicht zu weit nach Norden, Wein, Obſt oder Getraide von dieſer gütigen Mutter zu fordern, da ſie doch den nördlichen Ländern an Fiſchen, Bergwerken, Waldungen und andern Reichthümern ihr Erbe ausgetheilt hat. (1761. S. 1157.)

II. Eine gute Regel iſts, lieber minder Vieh zu halten, und daſſelbe recht wohl zu füttern, als mehr Stücke und es elend zu halten. Man nährt am ſchlechten Vieh zu bloſſem Verluſte, die gleich groſſen Knochen und Muskeln doppelt; die man bey dem beſſern Vieh einfach erhält, und alſo noch einmal ſoviel Ueberfluß zum Behuf der Milch übrig läßt. (1759. S. 588)

III. Die Landhaushaltungskunſt hat in keinem Theile mehr gewonnen, als in der Urbarmachung der eingeſunkenen und Landesſchädlichen Sümpfe, zumal in Irrland und neuerlich in Schweden. In warmen Ländern ſind dergleichen Gegenden gar nicht ſelten, und könnten zu den vortrefflichſten Ackerflu-

ten werden, da ſie jetzt nur das Land mit Ungeziefer und fieberhaften Dünſten anfüllen. — (1759. S. 588.)

IV. Die Gerſte ſcheint kalten Ländern gewiedmet zu ſeyn, und wächßt in den höchſten Helvetiſchen Thälern bis ganz nahe an das Eiß. (1759. S. 589.)

V. Man darf billig wider die allzugroſſe Nutzbarkeit des Salpeters zum Wachsthum der Pflanzen, warnen. In Indoſtan ſind die reichen Salpeterichten Erden zugleich bloſſe Wüſteneyen. (1759. S. 589.)

VI. Die ſchwarzen Kühe ſind die beſten, und auf den helvetiſchen Bergen ſind ſie auch die gröſten und Milchreicheſten. (1759, S. 676.)

VII. Der Torf iſt zu nichts, als zum Brennen nützlich zu gebrauchen; und ungeachtet der Spötterey des Linnäus, dennoch der Morgen nach Abzug aller Unkoſten ſo viel werth, als eine gute Wieſe, wobey man das Land nicht verliert, ſondern gar wohl zu guten Wieſen machen kann.

Guter Torf iſt ein nützliches Produkt, und ein Fuder reicht ſo weit als zwey Fuder Holz. In Helvetien hat man zwar guten Torf, der zu Bern genug im Gebrauche iſt, er wird aber nicht verkohlt. (1763. S. 234.)

VIII. Die obrigkeitlich errichteten Vorrathshäuſer haben allerdings ihren Nutzen, den Preiß in allzureichen Jahren noch etwas aufrecht zu erhalten. Wir ſehen in den neuerlich im Kanton Bern errichteten Weinvorräthen augenſcheinlich, daß in den reichſten

Jahren, wo man ehemals den Wein auslaufen laſſen muſte, der Preis noch ziemlich bleibt, und nicht viel unter dem Dritteil des theuren Preiſſes fällt; in dem benachbarten Wallis aber noch jezt in reichen Jahren ganze Weinberge ungeleſen bleiben. (1763. S. 590.)

IX. Herr Fougeraux in der Deſcr. des arts, hält für die Dächer den Schiefer für vortreflich; unſere Baumeiſter hingegen, wegen ſeines Springens im Feuer, und wegen der aus den Nägeln unvermeidlich eindringenden Feuchtigkeit ihn für ſchlechter halten, als die Ziegel; wie wohl es ſonſt eine Veredlung einer ſonſt unbrauchbaren Waare iſt, dahingegen bey dem Ziegelbrennen an ſo vielen Orten das Holz in Betrachtung kömmt. Auch in Frankreich iſt dieſer vormals offenbar weich geweſene Stein mit den Abdrücken fremder und amerikaniſcher Gewächſer öfters bezeichnet. (1763. S. 592.)

X. Man klagt, daß man in unſern ökonomiſchen Zeiten Verbeſſerungen unternehme, ohne zu berechnen, ob ſie die Unkoſten bezahlen werden. Aber dies iſt ein Fehler wider die Privathaushaltung; für die allgemeine Oekonomie des Landes iſt jede Verbeſſerung nüzlich, wenn ſie ſchon mit dem Schaden des Unternehmers geſchiehet, und dieſe Art von Ausgaben iſt in den meiſten Ländern die edelſte und rühmlichſte. (1763. S. 833)

XI. Der Schnee iſt freylich eine Art von Dung, wie wollten ſonſt die Alpenwieſen, die niemand jemals bauet, ſo unſäglich reich ſeyn können. Doch glauben wir, er dünge mehr die Wieſen als die Felder, und

ſey eine langſame und zur beſten Zeit eingerichtete Wäſſerung. (1764. S. 139.)

XII. An die Stellen der unfruchtbaren Gegenden, hat die Natur die Wälder gepflanzt. Die Tannen wachſen am liebſten zwiſchen den Klippen, die Eichen auf dürren Auen; die Birke und Fichte im ſchlechten Sande. Und eben darum iſt die Unbedachtſamkeit einer Nation am ſchädlichſten, wenn ſie eine ſolche, zu nichts als zu einer gewiſſen Gattung Walde auserſehenen Gegend, vom Holze entblöſſet, und dadurch zu allem Gebrauche unnütz macht. (1755. S. 555.)

XIII. Daß ein groſſer Bauernhof mehr abtrage, als ebenderſelbe, wenn er zertheilt iſt, — läuft wider alle Erfahrung. Da ein kleines Gut allemal pünktlicher kann beſorgt werden, als ein groſſes, und da unzweifelhaft ein Eigenthümer mehr Fleiß anwendet, als ein durch Vögte angeſtrengter Knecht. Wenn aber mehrere Höfe und mehrere Familien auf einem vormals ſehr ausgedähnten Gute wohnen, ſo werden ſie freylich mehr zu ihrem Unterhalte aufwenden, und der verkäufliche Ueberfluß wird kleiner ſeyn. Aber eben dieſes iſt der allgemeine Nutzen des Landes. Wir ermahnen die Zweifler, in freye Länder zu reiſen, die die Natur eben nicht beſonders begünſtiget hat, ſie werden anſtatt eines mächtigen Edelmannes zwanzig Familien wohlbemittelter, und mit zahlreichen Kindern geſegneter Bauren, und das Land aufs beſtmöglichſte benutzet finden. (1770. S. 1263.)

IV.

Ueber die Staatswirthſchaft.

I. Nicht das Klima trägt zu den edlern Eigenſchaften eines Volkes das Meiſte bey; wie Montesquieu meint, ſondern die Religion. Der Zuſtand der Wiſſenſchaften, die Regierung, die friedlichen und geſegneten, oder die kriegeriſchen und unterdrückenden Umſtände wirken vorzüglich auf den Geiſt einer Nation, womit ſich noch andre Urſachen mit verbinden laſſen. (1759. S. 22.)

II. Die Menge des nützlich beſchäftigten Volkes iſt der wahre Reichthum der Länder; alles alſo, was der Vermehrung durch die Ehen entgegen ſteht, iſt ein wahres Verderben eines Landes. Das Volk aber kann ſich nicht vermehren, wenn die Verehlichten nicht eine zuverläſſige Nahrung für ſich und ihre Kinder erwerben können. Dieſes iſt nicht möglich, ſo lange das Land in ungeheure Höfe vertheilt iſt, deren jeder nur eine Familie nährt, ihr aber wegen ſeiner Größe zur Laſt gereicht, und ſie zwingt, aus Mangel genugſamer Hände, mit Dienſtboten das Land zu bauen, die ſich wenig oder gar nicht verehlichen. — Ein Bauer der kein eigen Land hat, verläßt das Land, oder ſtirbt unbeerbt, als ein Soldat oder als ein Knecht, und ſein Stamm ſtirbt mit ihm aus. Zwey Geſetze würden dieſen Uebeln abhel-

ſey, deren das eine die Theilung der Höfe erlaubte, und das andre die Zuſammenſchlagung verböte. — (1767. S. 503.)

III. Die Stärke einer Nation beſtehet in den volkreichen Städten, und es iſt nicht zu hoffen, daß dieſe in Aufnahme kommen können, wenn die Handwerke, wovon die Bürger leben ſollen, auf dem Lande getrieben werden. (1765. S. 341.)

IV. Herr **Rumberg** ein Schwede, hat politiſche Tabellen herausgegeben. Er ſchätzt auf eine ganz beſondere Weiſe das Leben eines Menſchen. Deſſen Werth beſtehet in den Abgaben an die Krone; in den Beſoldungen verſchiedener Richter, Lehrer, und anderer Diener des Staats; in den Geldern, die man an Kauf und Handwerksleuten giebt; und endlich in der jährlichen Nothdurft eines Menſchen. Ein Menſch überhaupt trägt nach dieſen Tabellen 42⅞ Kd. oder etwas über 32 Gulden des Jahrs ein, und iſt alſo kapitaliter Werth 527 Gulden. Ein Arbeiter iſt faſt noch einmal ſo viel werth. Ein verheyratheter Menſch iſt wegen der zu hoffenden Vermehrung wieder doppelt ſo viel werth. Die Verbeſſerung des Landes kann den Werth des Menſchen 15mal höher treiben, und alsdann wäre eine Quadratmeile an Kapital faſt 2 Millionen Gulden werth. Herr Rumberg berechnet demnach den Schaden ſo man dem Lande thut, wenn man einen Unterthan auswandern läßt; wenn man eine Ehe hindert; auch wenn ein Baurengut in

Herren Hände kömmt. Wie unermeßlich iſt alſo, der Schade des Krieges, wo eben aus den beſten Jahren, und aus den geſündeſten Leuten, zu Hunderttauſenden verlohren gehen, und alſo der Schaden von 300,000 Seelen (oder der geringſte Verluſt eines ſiebenjährigen Kriegs bey einer mächtigen Nation,) über 316,000,000 Gulden kömmt. (1762. S. 939.)

V. Die Macht einer Nation iſt nicht bloß aus der Anzahl des Volks zu ermeſſen; denn ſehr oft hat ein kleineres Volk ein Gröſſeres überwunden, und auf dem mehrern Reichthum beruhet viel; und noch mehr auf der beſſern Kriegszucht. Die Bevölkerung iſt nur dann hoch zu ſchätzen, wenn ſie von arbeitſamen Einwohnern iſt, und man darf nichts von unarbeitſamen Armen hoffen. (1772. Z. 32.)

VI. Es giebt doch noch politiſche Schriftſteller, die zweifeln, ob eine ſtarke Bevölkerung ein Glück ſey. Man fürchtet ſo viele Einwohner werden ihr Auskommen nicht finden. u. ſ. f. Aber wie findet der Holländer und der Chineſer das ſeinige? Je mehr Menſchen je mehr Induſtrie, weil einerſeits der Fleiß unfehlbar nährt, und anderſeits ohne Fleiß die Natur allein niemanden das Leben verſchafft. (1764. S. 1188.)

VII. In einem Lande können die Taufen ſehr zahlreich, gegen die Anzahl der Sterbenden ſeyn, welches oft ein trauriger Beweis iſt, daß von den fruchtbaren Ehen viele Kinder ſich auſſer Landes verlieren. (1763. S. 105.)

VIII. Die Armen machen doch den gröſten Theil einer Nation aus, und wenn man es im Grunde betrachtet, ſind ſie ihre mehre Stärke, da ſie doch eigentlich das Land bauen, faſt alle Arbeit thun, auch den gröſten Theil der Kriegsleute hergeben. (1757. S. 1004.)

IX. Es iſt ein gemeiner Satz in der Staatsökonomie, daß die bloſſe ſtärkere Bevölkerung eine Nation zwingt mehr Fleiß anzuwenden, und folglich die Einkünfte des Regenten vermehret. Es ſcheint auch eine natürliche Rechnung zu ſeyn, nach welcher die Tagarbeiten in die Einnahme einer Nation gebracht werden, und folglich mit der Anzahl der geſchäftigen Hände, auch die Einnahme einer Nation ſteigt. Ein Staat verarmet am gewiſſeſten, wenn der Regent den Verkauf des Getraides und Weines und folglich den Ackerbau im geringſten einſchränkt. (1763. S. 91.)

X. Friede, Handlung und eine glückliche Regierung, vermehren viel geſchwinder die Anzahl der Einwohner, und folglich die Macht eines Landes, als die gröſten Eroberungen; und Frankreich ſoll wirklich 1 bis 2 Millionen weniger Unterthanen haben, als A. 1700, da es Lothringen noch nicht beſaß.

XI. Die Religion hilft allerdings die Ehen vermehren, und angenehmer, beſtändiger, fruchtbarer zu machen, indem ſie die unreinen Lüſte verdammt und hemmt, durch welche die Ehen ſeltener und unglücklicher werden. Wie fruchtbar war das Alt nach

ſeiner Art gottesläſterliche Italien gegen eben daſſelbe, nachdem alle vornehmern Römer Epikuräer waren, und ſich allen ihren Begierden überlieſſen! Die zunehmenden und alle Scham mißkennende Buhlerey war auch damals der Untergang der meiſten Kayſerl. Familien, und dadurch des Staates ſelber.

> Die Armeen helfen nur allzukräftig ein Land entvölkern, als in welchen ſehr wenige Menſchen, in den geſundeſten und ſtärkſten Jahren, zur Ehe gelangen; auch die harte Bezahlung trägt etwas dazu bey. (1772. Jug. S. 413.)

XII. Der Marquis von Mirabeau ſagt: Gott ſelber will nicht, daß die Einkünfte des Fürſten anders ſteigen ſollen, als wenn mit ihnen die Einkünfte des Volkes ſteigen. — Es war ein groſſer Fehler am Colbert, daß er die Manufakturen allein in Aufnahme brachte, und die Landesprodukte vergaß: und lieber auf den Preiſe der rohen Materien verlieren wollte, als daß der Künſtler gewinnen könnte. — Die Pachter treiben die Steuren eines Volks auf, bevorab heiſſen, was der König bezieht, und ſie ſind immer dennoch ſeine Gläubiger. Sie bringen es dahin, daß alle Quellen erſchöpft werden, bis man nichts mehr mit neuen Laſten belegen kann; der Fürſt nichts mehr vom Lande, und dieſes nichts mehr vom Fürſten hofft, und der Athem eines Kindes die Monarchie übern Haufen werfen kann. — Ohne Eigen-

thum iſt kein Lohn, ohne Lohn keine Regierung. Schätze ſammeln iſt kein Fehler, ſie iſt allemal die Frucht einer weiſen Regierung; und die Könige und Kayſer, die Schätze nachgelaſſen haben, ſind gute Fürſten geweſen. *) — — (Theorie de l'impot).

XIII. Es iſt lächerlich, daß man nur Brod und nicht auch Kleider haben will, die eben ſo nothwendig worden ſind. (Dieß zu Gunſten der Manufakturen wider den Hr. von Mirabeau.)

XIV. In Frankreich iſt der Satz von den Ecbemerißen gar zu gemein: man müßte alle Auflagen in eine einzige verwandeln, die auf dem Lande liegen ſoll. — Eine ſolche Einrichtung kann bey einem Volke Platz haben, wo lauter Landbau, und wenige Manufakturen und Künſte ſind. Gewiß iſts, daß nicht der Landbeſitzer, ſondern der Verbraucher, die Acciſen bezahlt; und daß, wenn Engelland ſeine zehn Millionen Pf. Sterling alle vom Lande heben wollte, es noch etwas mehr als 20 Sch. auf das Pf. jährlicher Einkünfte, und Holland vielleicht das hundertfache derſelben auflegen müßte: da in Engelland das Land nur 2 gegen 10 der ganzen Einkünfte bezahlt, und in

*) Eigene Umſtände können einen Fürſten zwingen, daß er ſo viele Schätze ſammeln muß, als einen Krieg auszuhalten nöthig ſind: aber freylich ſind Canäle, Austrocknung ſumpfiger Gegenden, Vermehrung der Producten und Manufakturen, weit ergiebigere Schätze als Geld, das müßig in Kiſten liegt. (1764. S. 94.)

Holland faſt alles Einkommen des Staates von den Manufakturen und der Handlung kommen muß, und das Land ſelbſt faſt nichts einträgt. (1776. S. 1015.)

XV. Es iſt widerſinnig zu läugnen, Fleiß und Induſtrie zeuge Reichthum. Woher hat ihn denn Holland? Daß die Induſtrie dem Landbau und der Bevölkerung ſchaden könne, iſt ein unmöglicher Einwurf; denn die Induſtrie zeugt Nahrung, und Nahrung ſammelt Leute. — 1776. S. 1016.)

XVI. Die langen Pachten (mehrentheils auf drey Menſchen Leben, ſiehet Herr Arth. Young als den wichtigſten Vorzug der Engliſchen innern Einrichtung an, als wodurch der Pachter aufgemuntert wird, ein Gut zu verbeſſern, deſſen mehrern Ertrag ihm und ſeinen Kindern zu Nutzen kommt. Im übrigen Europa hat man dieſe lange Pachten nicht, und eben dieß iſt eines von den ſtärkſten Hinderniſſen der Aufnahme des Landbaues. — — Anders denkt Herr A. von den Zehenden, die er völlig verabſcheuet, weil der Beſitzer des Zehenden einen Antheil an der Verbeſſerung des Gutes hat. Uns dünkt aber, der Zehende habe für ſich, daß hingegen der Beſitzer des Zehende in den ſchlimmen Jahren mit leidet, da hingegen der Landbau bey den Landtaxen und Grundzinſen, auch zur Zeit des Mißwachſes, eben der Auflage erfordert; und die Abnahme eines Zehntentheils verhindert doch die Verbeſſerung eines Gutes nicht ſo ſehr, wenn man es aufs doppelte bauen kann.

In Helvetien ſind die Zehendländer die reichſten, und diejenigen wo der Ackerbau die meiſte neue Vollkommenheiten hat; und hingegen ſind die Gegenden, wo man Grundzinſe bezahlt, die ärmſten. Den Pfarrern will Herr N. lieber ein Stück Land für ſeinen Zehenden abtreten. Wir, wo wir wohnen, ſehen hingegen nicht gerne, wenn die längſt feſtgeſetzten Einkünfte einer Pfarrey allzuſehr in Ländereyen beſtehen, und Herr N. ſollte ſich erinnern, was er von der Schädlichkeit kurzer Pachten eben geſagt hat. Eine ſolche kurze Pacht wäre der Beſitz der Pfarrgüter in den Händen eines Pfarrers. (1775. S. 1028.)

XVII. Eine reiche und zur See handelnde Nation, hat zu den Manufakturen groſſe Vortheile; eben die groſſen Taglöhne, die Hume als den Verfall der engl. Handlung anſiehet, verſchaffen ihr fremde Hände. Sie erſetzt aber dieſelben mit wohlfeilen rohen Materien, durch die Nähe der einander in die Hände arbeitenden Künſte; mit der Menge der verkauften Waaren; mit den wohlfeilen Zinſen, mit den beſten Werkzeugen und Handgriffen. Keine europäiſche Nation kann gegen die engliſche harte Waare den Preiß halten; und die engliſchen Wollenzeuge gehen heutiges Tages mitten durch Frankreich in die entfernteſten Länder des feſten Landes, und durch die neue Handlung der Engländer bringen ihre Waaren durch den Indus bis in die Länder der Patanen und Angwanen. Englands Fabrikationen ſind über-

haupt auch beſſer, als die Franzöſiſchen; und daß ſich der Engl. Handel noch vermehrt, wird durch die Zollbücher und durch die Höhe aller Aktionen deutlich bewieſen. — — Eine groſſe Schiffarth vermindert einerſeits die Anzahl der Lebenden durch die Gefahren der See, und andererſeits vermehrt ſie die Nahrung und die Ehe, und zieht nach England viele Fremde. (1768. S. 1200.)

V.

Ueber die Regierungsverfaſſung freyer Staaten.

I. Einen äuſſerſt unrichtigen Gedanken trägt Helviſet vor, wenn er ſagt: Die engliſche Staatsverfaſſung ſey ewigen Streitigkeiten unterworfen, denn der Friede finde ſich nur in den äuſſerſten Gränzen der Abhängigkeit und der Freyheit. War das demokratiſche Rom und Athen ohne Unruhe? War und iſt es das deſpotiſche Frankreich? Die Vollkommenheit einer Regierung beſtehet nicht in der unmöglichen Abwendung aller Zwietracht; ſie beſteht in der Lagung des Staats durch genugſame Gegengewichte, ſo daß er ſich ſelbſt wieder hebe, wenn er auf eine Seite ſich zu ſehr geneigt. Die deſpotiſche Herrſchaft der Stuarten brachte den Umſturz dieſer Familie zuwege; das ariſtokratiſche lange Parlement wurde der Nation zum

Greuel; die militäriſche Obermacht der Armee brachte die ganze Nation wider ſie auf, und der Anarchie müde, rief man die Monarchie zurück. Aber zu Rom, da das Volk kein genugſames Gleichgewichte gegen ſich hatte, nahm ſeine Macht ungeſtört zu, bis es ſich blindlings anwendete, einem gefährlichen Bürger die Mittel zur Einzelherrſchaft in die Hände zu geben; und dieſe letztere hörte erſt mit der Zerſtörung des Staats auf. [1764 S. 166.]

II. Die Wahrnehmung des Hrn. von Mirabeau, daß eine Monarchie nach ihrer Abnahme ſich wieder empor hebe, eine Republik aber niemals von ihrer Schwäche wieder zu ſich ſelbſt komme, iſt ziemlich hiſtoriſch. [1768. S. 1183.]

III. Wir glauben allerdings, es ſey in einer Monarchie weit leichter, ein übel Herkommen zu verbeſſern als in einer Republik. Aber hingegen ſinkt die Republik langſam in Verfall, da ein Commodus plötzlich alle die Tugenden eines beſiegenden Antonius in wenig Jahren unnütz, und Rom zur Mördergrube macht. Wie ſchnell war auch nicht die Ausartung der franzöſiſchen Regierung, nachdem Heinrich todt, und Sülly verdrungen war. [1770. S. 1101.]

IV. Herr Iſelin in ſeinen vermiſchten Schriften hat einen Verſuch, die drey Mächte bey einer Democratie in ein Gleichgewicht zu bringen. Die erwählende Macht [und die oberſte] beſteht in allen Gliedern des Staats. Dieſes dünkt uns nicht nur allzudemokratiſch, ſondern allein fähig, ein Land zu Grunde

zu richten. Der Pöbel, man ſieht es an Engelland, wählt nicht nach Idealtrieben, aus Verehrung der Tugend; er wählt nach ſeinem eigenen und höchſtverderbenen Eigennutze, nach der demagogiſchen Freundlichkeit eines Kandidaten, und nach dem Maſſe des freygegebenen Weins. Zu Rom wurde die niedrigſte Klaſſe ausgeſchloſſen, und dieſes müſte auch in der Idealrepublik geſchehen, wiewohl ſolche Geſetze wie in Engelland, gar bald in Kraftloſigkeit verfallen. ꝛc. [1770. S. 1302]

V. Dem Hrn. Rouſſau entfähret ein vielleicht unrichtiger Gedanke. Nur die Demokratie ſagt er, verdoppelt die Beſchützer eines Staats, weil ſie ihren Muth verdoppelt. Wir kennen viele wirkliche Demokraten, und beneiden ihre Ruhe, ihre Glückſeligkeit und ſelbſt ihren Muth nicht. [1764. S. 774.]

VI. Die Staatsverfaſſungen ſind in Helvetien äuſſerſt verſchieden; theils höchſt demokratiſch, dann bald und endlich ganz ariſtokratiſch. Ob groſſe Staaten durch eine Republik beherrſcht werden können, wird durch Roms Beyſpiel widerlegt. Rom als eine Republik konnte nicht mehr die allzuweit ausgedehnten Provinzen verwalten; Man darf nur des Cicero Briefe leſen, wie elend die Regierung für die Unterthanen und für Rom ſelber war. [1776. S. 332.]

VII. Der Grundſatz des Rouſſeau, das Volk ſey der oberſte Herr, und alle Obrigkeiten (Gouvernement) nur eine Kommiſſion, die nach Gefallen widerrufen werden könne, ohne daß es ſelbſt in des Volkes

Vermögen ſehe, ſich dieſes Rechtes zu begeben, macht alle Regierungen unſicher und unkräftig. Es war alſo Pflicht der Regierung ein Buch zu verurtheilen, das alle Macht der Obrigkeit und alle Sicherheit aufhebt. — [1765. S. 695.]

VIII. Die heutigen Rouſſeauiſchen Grundſätze: alle Geſetze beſchweren die natürliche Freyheit; macht viele Mißvergnügte. Dieſe Menſchen werden nicht zufrieden ſeyn, bis ſie frey werden, wie die Grönländer. Der groſſe Grundſatz: das allgemeine Beſte erfordere einen Theil der Freyheit eines jeden Bürgers; ſcheint den neuern Philoſophen fremde zu werden. [1771. S. 806.]

IX. Eine Republik mag ſich nur durch die Tugend erhalten. Eine Wahrheit die ſchon Montesquieu bewieſen hat. Und allerdings iſt die Schonung in Republiken gegen ſeine Bürger, bey geringen Verbrechen und bey Amtsnachläßigkeiten, nicht wohl zu trennen. Um die Gleichheit der Stände, welche dem Geiſte einer Republik ſo angemeſſen iſt, zu erhalten; und die Schwierigkeiten die den Belohnungen obwalten, zu überwinden; ſollte jedes Glied der Regierung ſtuur von einem allgemeinen innern Gefühle belebt ſeyn, eine Pflichten ohne Abſicht auf Belohnung oder Strafe mit Eifer zu erfüllen, und mit Feuer dem Vaterlande zu dienen. Dieſe patriotiſche Tugend muß ſich auf die Religion gründen. [1757. S. 216.]

X. Wir glauben, die Tugenden der Römer ſeyen Wirkungen ihrer Leidenſchaften geweſen; aber wie

glücklich iſt die Staatsverfaſſung, die eben dieſe Leidenſchaften zum allgemeinen Beſten zu leiten weiß.
(1770. S. 201.)

VI.

Ueber Sprachen und Wiſſenſchaften.

I. Die ſchönen Wiſſenſchaften und die Künſte haben ſich immer ſchweſterlich verbunden; vor der Beredſamkeit waren die ſchönen Künſte rauh und unbelebt; heute haben ſich in gleichem Grade gebildet, und gerathen gemeinſchaftlich wieder in Verfall. Die Malerey nahm ihre ſtarken lebhaften Bilder aus den Eindrücken, den die groſſen Redner auf den Geiſt, und folglich auf die Geſichtszüge ihrer Zuhörer machten. Dieſe waren die Urkunden ihrer Leidenſchaften.
(1767. S. 36.)

II. Wie ſehr ſich das abendländiſche Europa gebeſſert habe, ſeit den die Wiſſenſchaften wieder erneuert worden, kann man am beſten ermeſſen, wenn man die eigentlichen mittlern Zeiten mit den itzigen vergleicht; nur daß der verbeſſerte Glauben, nicht vom Antheil beraubt werden muß, den er an der Verbeſſerung der Sitten, ſelbſt in der Römiſchen Kirche, gehabt hat. Unſtreitig ſind auch durch die Wiſſenſchaften die Fürſten, die Miniſter, die Richter, die Künſtler, ſelbſt

die Kriegsleute, in ihren Geschäften klüger und fähiger geworden. (1771. Jug. 99.)

III. Mit Recht haben Schriftsteller die chimärischen goldenen Zeiten des Augusts, des Leo X. und Louis XIV. angegriffen. Alle Wissenschaften steigen nach und nach in glücklichen und vorzüglich in freyen Staaten. Auguits aelchete Helden, waren alle unter der Republik erzogen, und die Cäsaren konnten nicht mehr ihresgleichen aufweisen. Des Königs Louis XIV. größte Männer waren eben auch älter als seine Regierung, wie Corneille und Paskal. ꝛc. ꝛc. (1765. S. 964.)

IV. Es ist offenbar ein Unglück, daß nicht alle Gelehrte, wenigstens über die gründlichen Wissenschaften, Lateinisch schreiben. Die Gewohnheit der heutigen Nationen, daß jede in ihrer eigenen Sprache schreiben will, wird zum unerträglichen Joche für die Gelehrten, die anstatt der einzigen lateinischen Sprache, jetzt sechs oder acht Sprachen versuchen müssen. Und ob wir heut zu Tage wohl nicht wie ein Cicero schreiben, so ist dennoch die lateinische Sprache unendlich schöner, reicher und wohlklingender, als alle heutigen Sprachen; und wo Kürze und Nachdruck seyn soll, wie auf den Münzen und Steinschriften, müssen auch die Franzosen, die beständige Ausfälle gegen den Gebrauch der lateinischen Sprache thun — auf sie zurückkommen. (1772. Jug. 566.)

V. Eine Vollkommenheit wollten wir gerne bey unsern praktischen Schriftstellern sehen, daß die Schreib-

art reiner, und nicht mit ſo leicht entbehrenden fremden Wörtern durchflickt wäre. Es iſt an dem, man ſiehet auf die Sache und nicht auf die Wörter. Aber die gröſten Gelehrten in andern Ländern, haben den Ruhm ihrer gemachten Erfahrungen durch eine angenehme und leichte Schreibart zu erhöhen, ſich glücklich bemühet. Unſere in ähnlichen Arbeiten noch nicht genug bereicherte Sprache, würde unter der Feder eines geſchickten Mannes immer gelenker werden, und den Verfaſſer mit einem noch gröſſern Beyfalle belohnen, als die bloſſe nackende oder in vielfärbige Larven aufgekleidete Wahrheit zu thun vermag. (1747. S. 636.)

VI. Die engliſche Sprache iſt reich, und allen Gegenſtänden gewachſen; nur hat man ihre Regeln nicht genug beſtimmt, und aus Gefälligkeit gegen den Reim viele Wörter verſtümmelt, das höchſt nöthige e verdrungen, und die ohnehin häufigen Mitlauter noch auf einander gehäuft. Johnſon hat ſchon viel zur Verbeſſerung gethan, und könnte man den noch übrigen Fehlern helfen, ſo würde dieſe Sprache in Anſehung der guten in derſelben vorhandenen Bücher, und der ausgebreiteten engliſchen Handlung, ſich eben ſo leicht allgemein machen laſſen, als die viel ärmere und unkräftigere franzöſiſche, und ſelbſt als die beyden klaſſiſchen Sprachen. (1757. S. 236.)

VII. Freylich iſt den Franzoſen unmöglich die poetiſche Beſchreibungen aus andern Sprachen in die ihrige überzutragen, weil dieſe Sprache eine Menge von Bildern verwirft, die aus dem gemeinen Leben,

den Künſten, dem Ackerbau, und ſelbſt aus der Anatomie hergenommen ſind. Hierdurch werden ihre Ueberſetzungen gemeiniglich kürzer als die Urkunden, ſie verlieren aber einen guten Theil des Mahleriſchen, das die Urkunde oft ſo lebhaft macht. (1761. S. 104.)

VIII. Iſt die Ordnung der Franzöſiſchen Sprache ſo vollkommen, als ihre Lobredner behaupten? Iſt es in der Natur die Vereinigung zu ſpalten, ne und pas von einander zu entfernen? Und die Energie! Man vergleiche die beſten franzöſiſchen Gedichte gegen die neuern Deutſchen Lyriſchen, wie wäſſerich und ſchwach ſind jene. Auch iſt die Anmerkung unrichtig, daß eine jede Sprache in Europa um ſo viel ſanfter werde, je näher daß Land dem Mittage iſt; der Spanier j oder x iſt für die Franzoſen nicht ſanft, und die Rußiſche Sprache ſanfter, als die ſüdlichere Polniſche. (1778. Zug. S. 618.)

IX. Herr Thomas handelt in einer Rede vom Einfluſſe, den die Gelehrten auf die Regierung haben können. Sie bereiten mühſam die Materialien der Geſchichte, der Geſetzgebung, der Kammerſachen; und der Staatsmann findet bey ihnen dasjenige vorbereitet deſſen Ausarbeitung im Lärm der Geſchäfte ihm unmöglich geweſen wäre. Wir wollten beyfügen: daß die Gelehrten zur Tugend der Nationen am meiſten beytragen, indem ſie leuchtende Beyſpiele angenehm vorſtellen, und die Tugend rühmlich machen, ſo wie in der wirklichen Welt die Macht ſich die allgemeine Ehrerbietung zuzieht. Die nachdenkenden Gelehrten,

lehren ein ganzes Volk denken, und ſich nur durch die Ueberzeugung leiten zu laſſen. (1767. S. 1224.)

X. Es iſt nicht wohl möglich, in einem Lande, wo man eine einzige Sprache lernt, ein hiſtoriſches oder dahin einſchlagendes Werk nur in einer mäßigen Vollkommenheit zu ſchreiben; und der Abbe Lambert gibt einen neuen Beweis, wie wenig Recht die Franzoſen haben, andere Völker als Schmierer und unverſtändige Sammler zu verachten. (1751.)

XI. Ohne die Kritik wird keine Nation jemals das Uebergewicht in Werken des Witzes erhalten. Und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die wenige Aufnahme der Dichtkunſt in den hundert nach Opitzen verfloſſenen Jahren, den Mangel der wahren Kritik zur vornehmſten Urſache habe. Auch gute Köpfe, wie Lohenſtein und Hofmannswaldau, lieſſen ſich durch die Geduld der Leſer verleiten, bald hart und ſchwülſtig und zur Unzeit gelehrt und metaphoriſch, und bald wieder unkeuſch und matt zu ſeyn. — — (1777. S. 326.)

XII. Oft fällt es den Franzoſen ein, ihrer Nation die Verbeſſerung des Geſchmaks unter den Deutſchen, zuzuſchreiben. Aber die poetiſche Mahlerey, die die Ausländer ſelbſt als einen Vorzug der Deutſchen erkennen, konnte man gewiß den Franzoſen nicht abſehen. Wir wiſſen hingegen, wie groſſen Antheil die engliſchen Urbilder an dem verbeſſerten Geſchmacke der erſten deutſchen Dichtern gehabt habe, die es gewagt, ſich

von Jäde der Skryphius und Weiſen zu entfernen. (1779. S. 1278.)

XIII. Wir haben ohne Nationalſtolz, der eigentlich an uns ungegründet wäre, mehrere Bardenlieder mit den franzöſiſchen Lyriſchen verglichen, und mit Vergnügen uns überzeugt, daß die deutſchen Gedichte an Lebhaftigkeit der Farben, am Neuen und Erhabenen, die hochgerühmten Franzoſen überhaupt übertreffen; da ihre Oden bey aller Sprachrichtigkeit, allemal zu ſehr im Allgemeinen (Generali) und deswegen kalt bleiben. Und gerne überſehen wir, was uns ſonſt weniger an unſern Deutſchen gefällt, einige Enjambements, oder auch einige Verſe, die wir nicht zu ſkandiren wiſſen. (1776. S. 300. Zug.)

XIV. Die ganze Klaſſe der reizenden Schriftſteller, die die Seele erweichen, und die ohnedem heftig reizenden Triebe noch verführeriſcher abmahlen, ſcheinen in der That nicht zur nützlichen zu gehören. Die Beſtimmung des Menſchen iſt doch wohl nicht für ſich, und für den Augenblick zu ſorgen, daß er in Wollüſt hinfließe. Er hat Verhältniſſe gegen die Zukunft und gegen die Geſellſchaft, die das angenehme Leben des Phenias nicht erfüllt. (1770. S. 231.)

XV. Wir haben uns müſſen Schuld geben laſſen, ein Reſponſum über witzige, aber in das ſchlüpfrige fallende Schriften gegeben zu haben, der Benamen nicht zu gedenken, die man dieſem Reſponſo zugelegt hat. Aber wir ſind der unveränderten Meynung,

ein Dichter könne naiv, witzig und allerliebſt ſchreiben, und dabey um deſto ſchädlicher ſeyn, je mehrere Gaben er hat, ſeine gefährlichen Bilder einnehmend zu machen. So denken wir von dem unnachahmlichen la Fontaine. Die Triebe der Natur ſind ſo ſtark, daß man wider die erſten Grundſätze der Sittenlehre handelt, wenn man dieſelbe durch reizende Gemälde noch mehr aufweckt; und der Nachahmung würdig das Leben vorzuſtellen, das man in dem Schoße einer öffentlichen Bevſchläferinn zubringt, iſt ein Rath, von dem wir wünſchen, daß er weder unſern Kindern, noch unſern Freunden, noch dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gegeben werde. (1770. S. 1329.)

XVI. Bey Beurtheilung eines Dichters ſollte man nicht ſo vielen Werth auf die poetiſche Schilderey ſinnlicher Dinge ſetzen; die ein Mahler auch in ſeiner Gewalt hat; man ſollte mehr die moraliſche Schilderey betrachten, wodurch ſich der Dichter weit über den Mahler erhebt. (1771. S. 307.)

XVII. Wenn der Lobredner in ſeinem Styl die Blumen gar zu reichlich verſchwendet, und eine ſo deutliche Geſinnung äuſſert, ſeinen Mann in allem und auf das geſchickſamſte zu loben, ſo ſcheint dies uns das Mittel, den Leſer vielmehr wider den Redner und Held einzunehmen, und ihm alles verdächtig zu machen, was mit ſo mühſamer Begierde zu rühmen vorgetragen wird. Simplex munditiis! iſt bey der Schönheit, der Wohlredenheit und Dichtkunſt was am meiſten gefällt. (1749. S. 144.)

XVIII. Wir glauben angemerkt zu haben, daß keine Anſtrengung der Kräfte zu den Studien ſchadet, wenn ſie mit Vergnügen begleitet iſt; wohl aber, wenn ſie mit Widerwillen, mit Sorgen oder einer verdrießlichen Ueberhäufung erduldet wird. Das Einſame, und oft alles Vergnügens beraubte Leben, macht die Arbeitſamkeit der Deutſchen ſo oft tödlich.

XIX. Wir erfahren täglich, daß Leute gegen ſonſt allgemein angenommene wiſſenſchaftliche Sätze, äuſſerſt ungläubig ſind, und die dagegen dennoch eine unbegreifliche Leichtgläubigkeit gegen die ihrer Sekte nöthigen Hypotheſen hegegen. Eben ſo die Freygeiſter in der Religion! (1747. S. 885.)

XX. Der Alchemiſt Jugel, hat es mit allen andern Fanaticis gemein, daß er die wahre Wiſſenſchaft verachtet, und ſich dadurch ſelbſt den Weg zur Aufklärung ſeines Verſtandes verſperret. (1745. S. 22.)

XXI. Es iſt bekannt, daß bey der Abnahme des blühenden Zuſtandes der Wiſſenſchaften, die Alchemie mehr und mehr empor gekommen, und um deſto ſtärker getrieben worden, je elender die Umſtände des griechiſchen Reichs geweſen. (1745. S. 251.)

XXII. Unbequem iſt es, Bemerkungen aus Büchern hintereinander aufzuſchreiben. Durch dieſe Weiſe ſammelt man ein Meer, worinn man ſein Eigenthum nicht mehr finden kann. Viel bequemer ſind einzelne Papiere, die man in Fächern, unter ihren Titeln in Schränken aufbehält. (1764. S. 255.)

XXIII.

XXIII. Der heutige Zuſtand der Wiſſenſchaften ſcheint es zu erfordern, daß entweder die Wahrheiten rein vorgetragen, oder das Untermengte blos Wahrſcheinliche, auch für blos wahrſcheinlich ausgegeben werde. (1749. S. 141.)

XXIV. Wir glauben, es geſchehe endlich ohne Schaden der Wiſſenſchaften, wenn in der Republik der Gelehrten Freygeiſter entſtehen, die alles in Zweifel ziehen, was man ſonſt überall für gegründet angeſehen hat. Es entſtehet dadurch eine unpartheyiſche Art zu denken; der Arzt z. B. macht erfahrungsmäſſige Unterſuchungen in die Gründe ſeines mechaniſchen Glaubens; das Falſche wird, wie ein ſonſt ungerügter Miſſethäter zur Verantwortung gezogen; und das Wahre behält doch ſeine ewigen Rechte in den Urtheilen der Kundigen. (1756. S. 690.)

XXV. In faſt allen metaphyſiſchen Büchern ſind die Verfaſſer nur mit Widerlegungen beſchäftiget, als wenn Streiten von dieſer Wiſſenſchaft unzertrennlich wäre. (1768. S. 815.)

XXVI. Locke hat mit Unrecht das Nachdenken (Reflexion) von den Sinnen, als einer Quelle der Begriffe, getrennt; das Nachdenken iſt ſelbſt in ſeinen Anfängen nichts als Empfindung; und dieſer anſcheinend kleine Fehler hat den Locke in der Folge weit geführet. (1756. S. 1317.)

VII.

Ueber die Schaubühne.

1. Es iſt möglich daß die Schaubühne nützlich und eine Sittenſchule werden könnte. Wer eine Athalia ohne Liebe hat ſchreiben können, hätte eben auch andre Schauſpiele ohne dieſen allzuoft beſungenen Trieb erfinden können. Aber ſo wie die Schauſpiele jetzt beſchaffen ſind; ſo wie ſie wirklich vorgeſtellt werden, ſo ſind erſtlich die Luſtſpiele, und zumal das Luſtſpiel in dem Geiſte eines Moliere, durch und durch mit Stellen angefüllt, die die Tugend und die Wahrheit von der Bühne verſcheuchen. Man vertilgt die edlen Eindrücke des Trauerſpiels, durch das gleich darauf aufgeführte Poſſenſpiel. — Man hat ſchon gewünſcht, daß man einen groſſen Theil der Schauſpiele ganz verbieten, und aus andern das Schädliche wegſtreichen möchte. — Die Bühne würde ſodann eine unſchuldige Beluſtigung ſeyn. — In dem Trauerſpiele, wie es jetzt iſt, iſt die angenommene Sittenlehre übertrieben; die unnöthige Verachtung des Todes und die Aufopferung aller andern Triebe gegen die einzige Liebe, führt zu keinen guten Lebensregeln, und die Begebenheiten und Grundtriebe die ſie entſpringen laſſen, gehören in eine romaniſche von der unſern ganz verſchiedene Welt. (1774. S. 351. 3.)

D'Alembert ſagt die franzöſiſche Tragödie ſollte mehr Thätigkeit und minder Worte haben. Aber wir glauben ſie ſollte vorzüglich die theatraliſche Sittenlehre verlaſſen, die auf die ritterlichen Romane gegründet, und nicht die Sittenlehre der Menſchen iſt. (Jug. 1774. S. 102.)

II. Die Franzoſen vertragen nicht leicht ein Schauſpiel in ungebundener Rede; ſelbſt der Geizige fiel, weil er nicht in Reimen war; und doch iſt der Reim für das Luſtſpiel, das Gemälde der gemeinen Natur, faſt zu künſtlich, und er zieht ſehr viele Schwachheiten nach ſich, davon auch Moliere wimmelt, und die von der ungebundenen Rede wegbleiben würden. — — Die geſchwinden Antworten, die in Engelland ſehr gemein ſind, dünken uns gezwungen, und verrathen die Kunſt allzuſehr. In der Schreibart iſt der Deutſche mehrentheils ſo ſchwülſtig als der Britte. „Eh noch der junge Tag auf Hermons Höhen glänzt.“ ꝛc.*) (1772. S. 1247.)

III. Wir finden die Komödie in Frankreich, vorzüglich auch beym Moliere, ſo laſterhaft, daß wir den Widerwillen der Geiſtlichkeit nicht tadeln können. Der Betrug wird faſt in allen Stücken gerühmt, und die Einfalt derjenigen lächerlich gemacht, die ihm nicht widerſtehen können. Des Jourdains Freund dünkt uns zehnmal unwürdiger, als der elende Jourdain, der ſich auf die unwahrſcheinlichſte Weiſe zum

*) Cromek.

Mamamouchi machen läßt, und ein guter Türke zu ſeyn verſpricht. — Moliere iſt groſſentheils ein Poſſenreiſſer; in der wahren Kenntniß, vorzüglich der tugendhaften Menſchen, iſt er fremde, und keines ſeiner Spiele kann mit den Conſcious lovers, ja nicht einmal mit der hecyra hierinn verglichen werden. Er kannte und mahlte eine laſterhafte Welt. (1764. 827.)

IV. Wenn etwas Nüzliches auf der Schaubühne iſt, ſo könnte es das Comique larmoyant ſeyn, wo Leute, wie wir; uns groſſe und rührende Beyſpiele der Tugend geben. Denn die tragiſche Tugend iſt mehrentheils für die meiſten Menſchen zu hoch, zu ſelten, und in den meiſten Trauerſpieldichtern falſch und romantiſch. Die Natur hat unſerm Geſchmacke nach, ſich ſo wenig beym Moliere erſchöpft, daß er mehrentheils nur für den Pöbel und ſehr ſelten für den Kenner geſchrieben hat; und ſein verdorbenes Herz ſtrafte die Einfalt, dabey er des Laſters ſchonte. Man will zwar, ſein Miſantrop und Tartüffe ſeyen doch voll von einer guten Sittenlehre. Sie mögen es ſeyn; aber doch überhaupt hat Moliere den ſchlauen Betrug begünſtiget, und die Einfalt lächerlich gemacht, die das mindere Laſter (nur Schwachheit) iſt. (1768. S. 752.)

Wie gemein ſind auf unſern Bühnen, die unaufhörlichen Anſpielungen von Kammermädchen und Dienern auf Begriffe, die ohne das die Sinne mächtig genug reizen? Wie gemein iſt die falſche Sittenlehre,

die das Glück im Beſitz des Reichthums und der Schönheit ſetzt, und damit die Tugend zu belohnen. (1769. S. 990.)

VIII.

Ueber Schriftſteller.

Pope in ſeinem Verſuche über den Menſchen, verdeckt unter angenehmen Blumen ein gefährliches Gift. Seine Abſicht gehet dahin, dem natürlichen Triebe oder Inſtinkte das Wort zu reden. Und der allgemeine Satz: Daß alles was iſt, gut ſey, ſtreitet ſowohl mit der Vernunft als mit der Offenbarung. Sollte der ſatyriſche Pope kein moraliſches Uebel kennen? und iſt denn das moraliſche Uebel etwas wünſchenswürdiges und gutes? [1746. S. 551.]

II. In dem Leben des Milton bemerkt man einen freyen, und aller Verſtellung und Knechtſchaft entgegen ſtrebenden Geiſt, mit etwas Unruhe und einiger Eckelheit im Umgange. Ein Quacker gab ihm Anlaß das Paradieſe Regaind zu ſchreiben, und dieſes Werk war ſein Liebling. [1750. 572.]

III. Es iſt für Deutſchland ein Vorwurf, daß die Schweizer zuerſt es waren, die in Klopſtock den groſſen Geiſt geprieſen, und Dännemark ihn belohnt hat, da er mitten in dem aufgeklärteſten Theile Germaniens verborgen lebte. [1751. 580.]

IV. Ich will die Jahre, (ſagt der Herr v. Haller in der Vorrede zu ſeinen Opp. min.) die mir in meinem Alter noch übrig bleiben, auch dahin anwenden, daß ich meine Werke von den Fehlern nnd Mängeln ſo viel reinige, als mir möglich ſeyn wird. Er entſchuldigt dieſe Fehler durch die ungewiſſe Lebensart, die er habe führen müſſen, indem er nie bey einer Wiſſenſchaft habe bleiben können, und auch jetzt ſeitdem er Göttingen verlaſſen, in allgemeinen und beſondern Geſchäften ſeines Vaterlandes arbeite, die mit der Medizin in keiner Verbindung ſtehen. Er beſcheidet ſich auch, daß ſeit dem ſeine Schriften erſchienen, die nemlichen Gegenſtände von andern beſſer behandelt worden, und ſehet endlich die Streitigkeiten als einen Fehler an, den er, ſo viel an ihm iſt, zu verbeſſern trachten werde: wie man denn von den Streitigkeiten mit Senak, Hambergern, Gunzen, Hubern, keine Spur hier antrift. „ [1763. S. 153.]

V. Man wirft d'Alembert vor, daß er ſeit 1758. und ſeit dem Urtheile des Parlements wider die Encyclopedie, ſich wieder als einen Katholiken, ja ſogar als einen Kontroverſiſten anſtelle. Ueberhaupt beſchuldiget man die neuern franzöſiſchen Weltweiſen (in England würde man ſie Freygeiſter nennen) einer verächtlichen Heucheley, indem ſie bald die Duldung der Proteſtanten rühmen, und bald wider ſie das Wort nehmen; bald den Aberglauben verwerfen, und bald ſelber wieder einführen wollen. Stand doch Mau-

Pertuis zwiſchen gewexheten Kerzen, und blieb doch ein Philoſoph. [1763. S. 176.]

VI. Gottſched mag zwar als ein grammatiſcher und proſaiſcher Schriftſteller ſein Lob verdienen; aber der Geſchmack des Lobredners des Hermanns und Verächter des Miltons kann auf keinen Ruhm Anſpruch machen. Die Kleidung des Schönen mochte er allenfalls beurtheilen, für das Schöne ſelbſt aber hatte er in der That kein Gefühl. [1769. S. 1062.]

VII. Wir haben kürzlich eine ſcharfe Beurtheilung der Schauſpiele des unerſchöpflichen Goldoni geleſen. Aber den Ruhm muß man doch dem Manne laſſen, daß er eine unzählbare Menge neuer fabelhafter Gemüthsarten geſchildert hat, die auf dem Theater neu waren, und gröſtentheils feiner und minder Karrikatur ſind als die Molieriſchen Geizigen, oder bürgerlichen Junker, wobey die Unwahrſcheinlichkeit oft aufs höchſte getrieben wird. — — [1769. S. 1292.]

VIII. Büffons ſchriftſtelleriſcher Karakter hat das Redneriſche, das ohne Beweis angenommene, das Zweydeutige, zum Unterſcheidungszeichen. [1764. S. 1315.]

IX. Die Fabeln der Minneſinger aus dem 13ten Jahrhundert, beweiſen eine ſchlaue Einfalt der damaligen Zeiten. Der Grund des Verſtandes, iſt, wie bey allen Nationen und Zeiten gut; die Einkleidung aber, und die indeſſen veraltete Sprache giebt der Ausmahlung einen gewiſſen Schimmel, der uns ſo we-

nig unangenehm vorkömmt, als der ſo hoch geſchätzte grüne Roſt der römiſchen Münzen. — — Es kann den Liebhabern der deutſchen Sprache nicht anders als angenehm ſeyn, die kleine Abweichung der Wörter näher kennen zu lernen, die ſie in fünfhundert Jahren erlitten hat, und manches urſprünglich deutſche Wort, und manche kräftige Wendung kann ſich hier mit einem Geburtsbrief als ächtes deutſch rechtfertigen. ꝛc. [1757. S. 359.]

X. Wir finden im Pope einen groſſen Vorzug an Stärke über den Boileau. Des leztern Satyren über den Menſchen haften am äuſſern, und an einigen, theils einzelnen Nationen zur Schuld liegenden Mißbräuchen, theils unſchuldigen Feyerlichkeiten. Pope geht auf die innern Triebfedern des Menſchen. In den ſcherzhaften Heldengedichten, ſagt Boileau in ſchönen Verſen mehrentheils gemeine Dinge. Pope hat ganz neue Erdichtungen und neue Schwünge. Sein L'Ombreſpiel iſt unnachahmlich ſchön und witzig u. ſ. w. [1763. S. 63.]

XI. Herr von Linné klagt immer ſeine Tadler an. Aber hat er nicht zu der mindern Achtung ſeiner Verdienſte dadurch Anlaß gegeben, daß er in der Botanik alle Benennungen fremder Verfaſſer, eine ſehr kleine Anzahl ausgenommen, auslöſcht; auch wo ſie offenbar beſſer ſind? Hat er nicht die Entdekungen derjenigen, die nicht alle ſeine Regeln annehmen wollen, unterdrückt? ihre neu gefundenen Pflan-

gen vorbey gegangen, und ihre Verbeſſerungen unangezeigt gelaſſen? Hat er nicht von verſchiedenen Gelehrten, zumal auch in Wiſſenſchaften wo er fremd iſt, ſehr hart geurtheilt? Hat er nicht, ſo lang es ihm immer möglich geweſen, die von ihm für Varietäten gehaltenen, und wahrhaftig doch verſchiedenen Gattungen anzunehmen ſich geweigert? wiewohl er ſpäter verſchiedene endlich angenommen hat. — — Wir wünſchten, daß bey der Arbeitſamkeit des Hrn. von Linné, bey ſeinem lebhaften Genie, und der vortreflichen Gelegenheit die Wiſſenſchaften aufzuklären, er ſich überwinden könnte, andern gleichfalls mit Augen begabten und weiter nach Süden lebenden vieles alſo friſch vor ſich habenden Männern, etwas mehr zutrauen und überhaupt ſich erinnern möchte: daß wie alle Wiſſenſchaften, alſo auch die Kräuterkenntniß eine Republik ſey. [1764. S. 687]

XII. Es muß allerdings vielen die unumſchränte Herrſchaft zuwider ſeyn, die ſich Herr Linné über die Thiere angemaſſet hat. Er hat ſich ſelbſt als einen zweyten Adam angeſehen, und alle Thiere nach ihren Kennzeichen benennet, ohne ſich um ſeine Vorgänger zu bekümmern. Kaum kann er ſich enthalten den Menſchen zum Affen, oder den Affen zum Menſchen zu machen. [1746. S. 670.]

XIII. In dem brittiſchen Plutarch wird von Shakespear viel zu viel geſagt. Ein groſſer Theil ſeiner Schauſpiele ſind voll concetti und unnatürlicher Aus-

drücke, zwiſchen welchen allerdings zuweilen etwas unverbeſſerlich ſchönes hervorſchimmert; und es iſt eine Anmerkung zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, daß zur nemlichen Zeit die Italiäner ihre beſten Schauſpieler und Dichter, die Engelländer die helle Morgenröthe des Shakespears, und Frankreich die elendeſten Dichter beſeſſen hat. 1765. S. 1126.]

XIV. Man findet genug Spuren, wie wenig Montesquieu mit ſeinem Vaterlande zufrieden ſeyn konnte. Man zwang ihn einen Abſchnitt ſeines Eſprit de Loix zu unterdrücken, worinn er zeigte, die Würde eines Statthalters ſey für die vereinigten Niederlande nöthig. [1767. S. 999.]

XV. Cäſar Borgia das Ungeheuer, übertraf an Grauſamkeit, an Frechheit ſeiner Lüſte und an Treuloſigkeit den Nero ſehr weit; und es iſt ein unwiderlegbarer Beweis des böſen Herzens des Machiavels, daß er dieſes Scheuſal zum Muſter eines guten Fürſten wählte. [1768. S. 388.]

XVI. Des Petrarca ein und zwanzig jährige Liebe für die ſchöne Laura, war vermuthlich nur auf ihrer Seite Platoniſch. Der Dichter rühmt ihre unverletzte Keuſchheit, die er mehrmals angefochten zu haben geſtehet, und ſeine zweyte Liebe für eine Fräulein Bezzari endigte die Geburt einer Tochter, die des Dichters Erbin wurde. — — [1768. S. 388.]

XVII. An Voltaire fühlt man doch immer den Vorzug unſrer Zeiten über die unwiſſenden, unphiloſophiſchen Zeiten des Corneille. Die mehrere Kenntniß

der Sittenlehre und der Philoſophie, und das Leſen engliſcher Schriftſteller, hat den Gedichten des Herrn v. Voltaire einen Nachdruck gegeben, den Corneille nicht haben konnte. Unſtreitig hat Voltaire überhaupt das ſchönſte Kolorit, das die franzöſiſche Scene kennt. Zärtlich und ausgemahlt wie Racine, erhaben wie Corneille an ſeinen guten Stellen, und philoſophiſcher als beyde. [Bey Gelegenheit einer Anzeige der theatral. Arbeiten dieſes Dichters.] [1768. S. 424.]

XVIII. Der Artikel: Luther, in dem Dict. des portraits hiſtor. anecd. des hommes illuſtr. iſt unerträglich, und kein Jeſuite würde ihn partheyiſcher geſchrieben haben. Können denn die heutigen Katholiken nicht einſehen, was für Dank die Welt unſern Glaubensverbeſſerern ſchuldig iſt, und wie ſie auch ihnen die Feſſeln des römiſchen Stuhls leichter gemacht haben. [1768. S. 1215.]

XIX. Rabelais wird oft dem Swift vorgezogen. Der Unterſchied iſt unendlich. Swift hat einen Plan, eine Abſicht, ſeine Einbildung iſt reich und der Natur ähnlich. Rabelais Räthſel gleichen oft den Einfällen eines Verrückten. [1771. S. 1044.]

XX. Man ſagt in Frankreich Haller habe ſich nach dem Boileau gebildet. — Keine Dichter können ſich unähnlicher ſeyn. Des Boileau Vorzüge waren in der Mechanik des ausgefeilten Verſes, und in der ſchlauen Bosheit; ſein Geſchmack ſchränkte ſich auf die Dichtkunſt ein, aber ſein Herz fühlte nichts, und man wird kein Zeichen einer Rührung bey ihm finden. [1771. 1045.]

XXI. Shakespear hat überhaupt unnachahmlich schöne Stellen, aber aus Mangel an Geschmack sinkt er in die niedrigsten. Es ist freylich wahr, der Geschmack seiner Zeit hieng am Hanswurstischen. Dies mag eine Entschuldigung für Shakespear seyn, nicht aber für die Schauspiele, deren Ziel die Vollkommenheit seyn soll. Gelehrt war Shakespear nicht. Sein Theseus spricht vom Aristoteles. Wir können auch sein Lob nicht zugeben, daß er die Leidenschaften so vortreflich geschildert hätte, wenigstens nicht die Liebe. [1771. S. 1175.]

XXII. An Fenelon rühmt sein Biographe vornämlich die Sanftmuth. Fenelon hat rund abgeschlagen mit Dragonern die Protestanten zu bekehren, und er hat zwey Provinzen von der Verfolgung befreyet; — Er allein in ganz Frankreich habe sich der Gewaltthätigkeit widersetzt. — Sein Telemach wird freylich gerühmt; wir würden die allzuhäufige heidnische Mythologie, die unanständige Geschäfte der Götter, die unmöglichen Vorschläge, wie die Eintheilung der Bürger in Klassen, und die allzuumständlichen Zweykämpfe, etwas gemildert wünschen. — Er hatte Streitigkeiten mit Bossuet, aber Bossuet war ein stolzer Sophist. [1772. S. 279.)

XXIII. Bacon ist mit dem Galiläi verglichen worden. Der letztere war freylich ein besserer Mathematiker und Sternkenner, aber er war auf wenige Wissenschaften eingeschränkt; Bacon übersah sie alle, und die Mittel sie zu verbessern, wie ein Wesen

von einem höhern Orden, und wie noch niemand ſie angeſehen hatte. (1772. S. 325.)

XXIV. Herr v. Haller gedenkt mit einigem Verdruſſe der Nachrede, die er nach faſt vierzigjähriger Arbeit, unzählbaren beſchwerlichen Reiſen, und beträchtlich aufgewandten Geldern, (wegen ſeiner botaniſchen Werke) hat ausſtehen müſſen. Es iſt abgeſchrieben, ſagte man, weil der Herr v. Haller genau die Schriftſteller anführt, die vor oder nach ihm, aber wie er, über den Bau der Blumen denken. Dennoch ſind in der hiſt. ſtirp. Helv. einige hundert neue, und noch mehrere vorher faſt unbekannte und daſelbſt zuerſt beſtimmte Gewächſe; und dieſes iſt, ſagt er, der Lohn, den man für ſeine Beſtrebungen genießt, nützliche Wiſſenſchaften zu erweitern! (S. Scheuchzers Agroſtographie. N. Ausgabe.) (1775. S. 3.)

XXV. Wir finden nöthig, den wahren Zweck anzuzeigen, den v. Haller bey ſo vielen Citationen mochte gehabt haben. Es iſt die dankbare Hochachtung, die er gegen jene Männer trägt, durch deren Werke er ſelbſt ſeine Wiſſenſchaften erweitert hat. Hatte er z. B. in dem menſchlichen Körper etwas beſonders bemerkt, ſo glaubte er ſich nicht gleich berechtiget, dieſes unbekannte Land in Beſitz zu nehmen, bis er ſich überzeugt halten konnte, daß kein anderer es vor ihm ſchon entdecket. Hat er aber die Spuren andrer Männer gefunden, die vor ihm eben dieſe Bemerkungen gemacht, ſo hat er ſich verbunden geglaubt,

ihre Namen anzuzeigen, um die gröſſern oder kleinern Verdienſte eines jeden Mannes, aufs ſorgfältigſte der Nachwelt zur Verehrung aufzubehalten. (1745. S. 120.)

XXVI. Des Jeſuiten Peter Daniel Huets Buch von der Schwäche des menſchlichen Verſtandes, ſollte unter der Vernichtung der gewiſſen Erkenntniß des Menſchen, das Anſehen des römiſchen Stuhls erhöhen, zu dem man, als zu dem Statthalter des Allerhöchſten fliehen, und die Gewißheit ſuchen müßte, weil ſelbige auſſer der Kirche nicht könnte gefunden werden; und wenn die Vernunft der Ketzer, wie bey der Verwandlung im H. Abendmale ſo viele Zweifel hervorbrächte; ſo konnte man ſie dadurch binden, daß man ihnen zeigte: alles iſt voller Zweifel und Ungewißheit. Und dieſe Lehre iſt auch ſonſt der Sittenlehre und den übrigen Lehren des Jeſuiterordens gemäs. (1745. S. 739.)

XXVII. Corneille hatte ſchon im Jahr 1625. Schauſpiele herausgegeben, und hörte 1672. auf, da noch die franzöſiſche Sprache ihre Reinigkeit nicht empfangen hatte. Er opferte dem erſten Reime gar zu gerne den zweyten auf, er ſchrieb auch zu geſchwind, und beſſerte zwar zuweilen in den nachfolgenden Auflagen etwas, aber nicht oft genug. Voltair's Kommentar über den Corneille iſt wichtig. Voltaire als ein alter erfahrner Meiſter in der Schaubühne, beſitzt die Geſetze des Wohlſtandes ſehr wohl, die Corneille oft vernachläßiget hat, ob er gleich der erſte

wär, der ſie auf die Bühne brachte. Voltaire fühlt alſo ſehr genau die Fehler wider die Einheit des Schauſpiels, wider die richtige Folge der Auftritte, wider die Beybehaltung der Theilnehmung an einer Perſon, ohne die kein Schauſpiel gefallen kann. Doch treibt Voltaire ſeine Skrupel gegen Corneille ein wenig zu weit, und er hat dadurch die Nation ziemlich aufgebracht. (1764. S. 1068.)

XXVIII. Wir finden Voltair's Urtheil über den Shakespear völlig unbillig. Der Mann ſchrieb unter der Königinn Eliſabeth. Was hatten damals die Franzoſen für Schauſpiele? Er ſtarb jung, und war von gemeinen Leuten entſprungen. Es iſt faſt ein Wunder, daß er dennoch die römiſche Geſchichte ſo wohl beſaß, und die vornehmſten Perſonen nach ihrem Karakter, ſelbſt nach Voltairens Geſtändniß, reden lies (1764. S. 1070.) Freylich iſt Shakespear ein Gemiſche von Gold und Koth, aber das Gold bleibt eben ſo rein, wenn es ſchon nicht allein in ſeinen Gedichten herrſcht. Man muß geſtehen, daß die mechaniſche Folge der Scenen allzuſehr auseinander hängt; aber die einzelnen Scenen, und manchmal faſt ganze Stücke ſind unverbeſſerlich, wie Measure for measure, etwas ganz Weniges ausgenommen. (1764. S. 92.)

XXIX. Klopſtock hat in ſoweit die Morgenländer nachgeahmt, daß er aus der heil. Schrift viele Bilder und Ausdrücke nachgebildet hat. Die Kritik

die ein andrer über dieſen Dichter gefället hat, iſt zum Theil allemal die unſrige geweſen. Herr Klopſtock läßt ſeine Perſonen zuviel reden, und zu wenig thun. Freylich kann man antworten, Jeſus habe in der von K. beſungenen Zeit mehrentheils durch innere groſſe unerträgliche Empfindungen gelitten, die ſich durch keine Handlungen ausdrücken laſſen. Aber dennoch ſind der Reden zu viel, und die meiſten zu lang. Hingegen finden wir ſeine Abbildung der böſen Geiſter nicht tadelhaft, ſie iſt völlig im Koſtüme, ſie wird auch durch viele Stellen in der heil. Schrift unterſtützt. (1767. S. 303.)

XXX. Homer ſoll alles zur Sittlichkeit zurückgebracht haben: er, der wie der Verfaſſer des Reinike Voſſes alle Erhabenheit dahin ſetzte, glücklich zu ſeyn, und ſeinen Zweck entweder durch Muth oder auch durch Liſt zu erreichen. — Die Schlachten Homers waren vermuthlich nach dem Koſtüme geſchildert, aber für die Nachwelt unſtreitig mit zu vielen Zweykämpfen und mit den Niederlagen unbekannter Krieger verwirrt, an deren Schickſal man keinen Antheil nimmt. — Aber Homer ſchwächte niemals das Erhabene durch Witz, wie ſein franzöſiſcher Ueberſetzer (M. de Rochefort) häufig that. (1772. S. 483.)

XXXI. Raynals philoſophiſche Geſchichte des Handels, iſt mit vieler Freymüthigkeit geſchrieben; ſein Styl iſt witzig, oft epigrammatiſch, und hat wie alle ſeine Arbeiten, viele Antitheſen. — Er geht

oft

oft zu ſehr dem allgemeinen Geſchwätze nach, wie er über Länder urtheilt. Er iſt ein Enthuſiaſt für alle Arten von Freyheit, das man in einem deſpotiſchen Lande leicht werden kann. (1774. Zug. 233.)

Raynal behauptet die Franzoſen haben bey ihrem heitern Himmel groſſe Vorzüge in den Künſten; ihre Sprache herrſche in der Proſa; ſie ſey die Sprache der Vernunft und der Wahrheit. — Wie oft muß man dieſe Ruhmſucht über eine tonloſe, keiner Aufnahme fähige, tauſend Begriffe nicht ausdrückende Sprache hören, die nicht einmal Wörter für Stehen und Reiten hat! — Raynal iſt auch ſehr heftig, und er ſchont die römiſche Kirche nicht. Sie hat, ſagt er, die Grundſätze der Gerechtigkeit wirklich ausgelöſcht, welche die Natur in aller Menſchen Herzen gelegt hat *). Aber überhaupt klagt er die Religion an, die das Verhältniß der Menſchen gegen einander nicht regiere, ſie ſey allein veränderlich, und die Sittenlehre beſtändig. Wie unhiſtoriſch! Wie ſehr iſt die durch das Chriſtenthum erleuchtete Sittenlehre von der Sittenlehre der griechiſchen Helden und ſelbſt der tugendhaften Römer verſchieden! — Raynal am Schluß ſeines Werkes (das ihm eine Wohnung vor dem Thore S. Antoine zuwege bringen würde, wenn man ihn in Frankreich beträte), drohet der deſpotiſchen Gewalt, ſo feſte ſie zu ſtehen ſcheint

*) Götting. Anz. Zugabe. 1772. S. 258.

dennoch den Untergang, weil die Völker sich mehr und mehr aufklären (und mehr und mehr der Gewalt der Kriegsmacht unterworfen sind.)

XXXI. Ich würde dem Tacitus nicht zur Last legen, daß er die Menschen zu böse gemacht habe. Tacitus lebte in den verdorbensten Zeiten, und hatte die abscheulichsten Fürsten gekannt, die jemals geherrscht haben. — — Wenn man die Alten mit den Neuern vergleichen will, so müssen die grösten Kämpfer in jeder Wissenschaft sich gegen einander messen; überhaupt würden die Neuern gewinnen, nur müßte Guicciardin nicht wider den Tacitus fechten. — (1774. S. 103. Zug.)

Er starb — so sprach Haller bey dem Tode eines berühmten Gelehrten — ohne die Bisse des Neides erfahren zu haben. Ein Glück, das seltener ist als Bänder und Sterne, und das man nur durch Bescheidenheit sich erwerben kann. (1770. Zug. 200.)

IX.

Vermischte Anmerkungen.

I. Mit Recht werden die Tugenden der Römer herabgesetzt. Sie bestunden fast einzig in einer fanatischen Liebe zum Vaterlande, und alle sanftere Empfindungen waren aus diesen eisernen Herzen verbannt. (1769. S. 1180.)

II. Wir haben wahrgenommen, daß die Römer nebſt den bekannten Aufmunterungen für die Sieger, hauptſächlich beſſer mit Belagerungen umzugehen gewußt, als andre Völker, und hingegen auch die eroberten Städte beſſer vertheidiget; ſo daß ihre verlohrne Schlachten faſt keine Folgen gehabt, ihre Siege aber allemal für ihre Feinde einen wirklichen Verluſt eines Theils ihrer Länder nach ſich gezogen haben. (1771. S. 51.)

Conſtantin und hernach alle Kayſer, brauchten zuſehr die Barbaren in ihren Kriegsdienſten, lieſſen die alte ſchwere Rüſtung des Fußvolks eingehen, ſetzten ihr Vertrauen in die Reuterey und in den Bogen, und verlieſſen alſo die Grundſätze der Kriegskunſt, die den Römern wider die tapferſten Barbaren ein Uebergewicht gegeben hatten. (1771. S. 56.)

III. Sparta war ein wahres Neſt von Wölfen, deren Tugend im Rauben beſtand. (1772. S. 772.)

IV. Schwer iſt es, ſeine eigene Angelegenheiten zu vergeſſen und ein aufrichtiger Geſchichtſchreiber von ſich ſelbſt zu ſeyn. Schon im Alterthum vermochte es Xenophon nicht, aber Thucydides zu ſeinem unſterblichen Ruhme leiſtete es vollkommen. (1750. S. 181.)

V. Die Folgen der Kreuzzüge für die Geiſtlichkeit waren auſſerordentlich. Die Edelleute verkauften um die Wette ihre Güter, und mehrentheils den Stiftern, um die Unkoſten dieſer geprieſenen Reiſen zu beſtrei-

ten. Dieſe ſchädlichen Früchte des Aberglaubens waren die erſte Quelle der Wappen. Frankreich ſelbſt hat die Lilie zuerſt unter Ludwig dem Jungen geführt (1755. S. 935.). — — Das Beſte was die unſinnigen Kreuzzüge thaten, war die Befreyung der vielen Leibeigenen.

VI. Man weiß, daß unter den vielen Revolutionen der Staaten, die Fakultäten vieles gelitten; die mediziniſche ausgenommen, welche man niemals hat entbehren können. (1745. S. 4.)

VII. Bald würden wir uns überreden, es ſey unmöglich unter der franzöſiſchen Nation einen Geſchichtſchreiber zu finden, der ſich erinnern könnte, daß er der Diener der Wahrheit und nicht der Nation ſeye. (1768. S. 1279.)

VIII. Freydenkerey löſt alle Bande der menſchlichen Geſellſchaft auf, weil ſie Eyde und Verbindungen entkräftet. (1765. S. 341.)

IX. Allerdings zehrt die Seele den Leib aus. Swift war mager ſo lang ihn die Ehrſucht und mancherley Gram plagte. Als er aber den Verſtand verlohren hatte, und wie ein Kind ward, ſo wurde er fett. (1749. S. 976.)

X. D'Alembert waat einen heftigen Ausfall auf die Arzneywiſſenſchaft, und es macht ſeinem philoſophiſchen Geiſte keine Ehre. Er ſollte ſich erinnern, wie viele Tauſende in hitzigen Krankheiten durch dieſe Wiſſenſchaft gerettet worden ſind; und wie in den

langſamen Uebeln die Natur ſich gar nicht ſelber hilft. Wenn er nur die Lebensjahre der neuern Könige mit den Lebensjahren der Könige in den ritterlichen Zeiten der Unwiſſenheit vergliche, ſo würde er ſehen, wie viel mehrere Fürſten heut zu Tage aus ſchweren Krankheiten geneſen; und wie viel länger ſie leben. Hätte Heinrich V. einen Arzt gehabt, wie jetzt Hunderte ſind, ſo wäre Frankreich vermuthlich noch in den Händen der Plantageneten. — — (1774. S. 102.)

XI. Wer geſteht es nicht, daß manches Buch einen glänzenden Titel hat, deſſen Inhalt ohne allen Glanz iſt? Es ſind übertünchte Todtengräber, die in ſich nichts als Geſtank und Gerippe hegen. (1746. S. 475.)

X.

Die Schweiz betreffend. *)

I. Man hat über den Gebrauch des Worts Helvetier eine Kritik gemacht. Es iſt aber gewiß, daß Schweizer ein in den Akten nicht angenommener und einem einzigen Kanton eigenthümlicher Name iſt. Die Kanzleyen ſagen Eidgenoſſen, wo aber von der Geographie die Rede iſt, dünkt uns Helvetien beſſer, da jenes Wort eigentlich nicht ein Land, ſondern eine Bundsverwandſchaft ausdrückt. (1766. S. 215.)

II. Die Beſitzer der Wieſenländer ſind faſt überall wohlhabend; doch ohne groſſen Ueberfluß. Es giebt im Kanton Bern 10,000. Thlr. beſitzende Bauren und viele mit 1500 Thlr. welches unſtreitig einen Staat mächtiger macht, als die unendlichen Güter anderer Bauren in eben dieſem Kanton, wo für 30,000

*) Der Herr v. Haller hat eine auſſerordentliche Anzahl älterer und neuerer Werke, und einzelne Schriften, die Schweiz betreffend, in den Götting. Anzeigen, rezenſirt und berichtiget. Die Reſultate ſeiner litterariſchen Beobachtungen hat ſein würdiger, leider! zu früh verſtorbener Sohn, der Verfaſſer der Bibliothek der Schweizer-Geſchichte in 6. Bänden; theils benuzt, theils mit ſeinen eigenen kritiſchen Anmerkungen weiter ausgeführt. Es ſcheint alſo überflüſſig, ſich auf Auszüge einzulaſſen, die anderswo vervollſtändiget ſind, und hier nur zerſtückt hätten erſcheinen müſſen. Jene Blicke auf die natürlichen Merkwürdigkeiten ſeines Vaterlandes, vereinigte er ſelbſt unter einen Geſichtspunkt, in der Vorrede zu der hiſtoria ſtirp. helv. ind. — Die paar einzelne Notizen mögen indeſſen noch hier ſtehen.

Thlr. Land ein einziger Baurenhof und nur eine Familie iſt. (1763. S. 217)

III. Die künſtlich gewäſſerten Wieſen ſind in Helvetien das ſchätzbarſte Grundſtück; ſie übertreffen den Ackerbau am Werthe ſehr viel, und geben den Weinbergen nichts nach. — (1763. S. 178.

IV. Die Republik Bern iſt eigentlich reich und in Helvetien die reichſte, weil ſie bisher noch eingeſchränkte Ausgaben gehabt hat. Das Volk iſt reich, theils wirklich, wegen den Manufakturen der Leinwand, der gemahlten baumwollenen Tücher, der Ausfuhre der Käſe, (die in ſehr hohen Preiſe ſtehen) und des Viehes. Die Stadt iſt ziemlich reich, weil alle Jahre die Aemter in die patriziſchen Familien bey zweymal hundert tauſend Thaler werfen. Aller dieſer Reichthum iſt aber mittelmäſſig und eher ein Wohlſtand. (1772. S. 275.)

V. Helvetien hat zwar einige gute beſondere Landkarten, von Zürich, Neufchatel, dem Genfiſchen, dem Baſliſchen (ietzt das Pays de Vaud von Mallet) aber von den meiſten Kantonen und folglich von ganz Helvetien keine erträgliche Landkarte. Selbſt des De L'Isle ſchöne Karte iſt eine Kopie, der nach andern kopierten Scheuchzeriſchen, die bey einigen eigenen guten Gegenden überhaupt doch unrichtig iſt. (1771. S. 520.)

VI. In Helvetien hat Bern allein, und in ſeinem Lande das Gouvernement Aelen, den Vorzug Salz-

quellen zu beſitzen, die an drey Bergen zwar beſonders entſpringen, doch ſo, daß ſie alle zu einem ziemlich beſtimmten Bezirke gehören, wo man in allen Waſſern Kochſalz antrift. — 1765. S. 554.

VII. Die Landſtraßen ſind nun in Helvetien ungemein ſchön, und von der beſten Art. *) Sie befördern auch die Handlung auf alle Wege. Wir beſitzen auch dazu den häufigſten und beſten Grund. Noch beſſer iſt der Marmor, den wir zu den Landſtraßen gebraucht haben, der aber nicht an allen Orten weder gebrochen noch perarbeitet wird. Wir haben uns der Ueberbleibſel vom Springen bedient, das wegen einer Marmorfabrik geſchiehet. Ein guter Rath iſts, den Grund nach und nach aufzutragen, daß die eine Lage feſte liegen mag, ehe die Zweyte nachfolgt. In den Moräſten gründet man den Weg auf eichene Wellen, die mit groſſen Steinen beſchwert werden. — Wir haben eine Straſſe zu verbeſſern gehabt, die von dieſer Art war, und durch einen unendlichen Triebſand gieng. Sie ſinkt ſeit 20 Jahren noch immer, und wir haben ſie mit neuen Materialien aus dem Sumpfe heben müſſen. Anſtatt der Schranken ſind allerdings die Grä-

*) Sie ſind von der Republik Bern um 1740. durch den gröſten Theil des Kantons mit unaemeinen Koſten fortgeſetzt, auch von Solothurn, Baſel, Freyburg und das Bisthum Baſel nachgeahmt worden. Wobey man unendlich mehr Schwierigkeiten gehabt hat, als in Deutſchland.

den vorzuziehen. Man muß keine Straſſe ſteiler werden laſſen, als einen Zoll im Schuh. (1762. S. 933.)

VIII. Mehrere Gelehrte ſtimmen faſt in die nicht unwahrſcheinliche Sage ein, die Gegenden die den hohen Gebirgen am nächſten ſind, werden kälter; die um Luzern ehemals zahlreichen Weinberge hat man nach und nach wegen der unſichern Witterung verlaſſen müſſen. Daß der Schnee und das Eiß überhaupt auf den Alpen zunimmt, iſt unwiderſprechlich. Da kleine in den Akten nahmhaft gemachte Dörfer und gangbare Straßen, vom Ewigen Schnee ſo bedeckt ſind, das man keine Spur und faſt keine Stelle findet, wo ſie haben Platz finden können. (1767. S. 754.)

IX. Der Karakter der Schweizer ſcheint die Lebhaftigkeit des Südländers mit dem Ernſte des Nordländers zu vereinigen. (1764. S. 941.)

Fragmente
Religioſer Empfindungen.

„Das iſt dann noch immer die göttliche, auf Gott ſich beziehende, und durch ſeine Wahrheit erweckte Traurigkeit, welche wirket eine Reue zur Seligkeit, die niemand gereuet.“

1736.

Der Gott der Gnade gebe seinen Seegen zu allen meinen Unternehmungen.

Durch den Tod meiner geliebten Frau Marianne, gebohrne Woß, wurde ich in eine grosse Traurigkeit versetzt; und es wachte insonderheit mein Gewissen auf; als ich bedachte, wie man im Todeskampfe so sehnlich seufzet, über die Sünden, die man ohne Bedenken täglich thut. Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens, und trachte mich zu bessern. Bis hieher hat überhaupt immer etwas in mir nach der Besserung gesehnet; aber ohne rechte Liebe zu Gott, ohne Rührung, ohne Haß der Sünde, ja ohne genugsame Reue und Traurigkeit.

Ich hätte es auch gerne weiter bringen mögen, aber ich kann weder recht beten, noch an Christi Verdienst Antheil nehmen; sondern ich bleibe in einer dürren und ängstlichen Ungewißheit meiner Beständigkeit.

Denn die Welt liebe ich, Hochmuth und insonderheit Unreinigkeit herrschet in meinen Gedanken. Ich habe Ursache zu zweifeln, ob etwas Gutes an mir sey.

O Gott ich kanns nicht, du kannst's! Erweiche mein fühlloses Herz. Lehre mich Jesum erkennen; nicht mit den Lippen an ihn glauben, sondern sein Verdienst mir zueignen.

O lehre mich wenn ich traurig bin, nicht den Welttrost anzunehmen, sondern mich zu dir zu kehren; der du wahre Güter hast, gegen die, das was ich verlohren, nichts ist.

O! gieb mir ein anderes Herz; das nicht heuchle, nein dich liebe, dein sey, ganz und ohne Ausnahme!

5. Dec. Wo ist jetzt die Seele meiner verewigten Frau? Ach, welch ein Unterschied! Entweder leidet sie unaussprechliche Verzweiflung in einer schreckhaften Einöde, oder in der Gesellschaft bosshafter Geister; Oder sie preiset Gott mit unsäglicher Entzückung in Gemeinschaft der auserwählten Seelen und der guten Engel. Thut sie es nicht, so ist es grossentheils meine Schuld. Und das sollte mich nicht rühren, ich sollte nicht weinen!

8. Dec. Gottlob, ein Fünklein des Glaubens! so schwach es auch ist, so munterts mich auf. O wer nur könnte zu Gott kommen, dem Sitz der Seeligkeit. O, daß meine Liebste da wäre!

und ich sie nicht daran gehindert hätte. O daß ich sie bald bey Gott anträfe! Vollbringe Herr! Der Anfang und das Vollbringen ist dein!

17. Dec. Schon lange nichts göttliches mehr! Eitel Eitelkeit, Neid, Haß, Zorn; — O was soll aus mir werden. Ich habe nicht mehr Kraft zu seufzen. Heiliger Geist zerknirsche mich! daß nicht Betrübniß wegen Beraubung weltlicher Güter, sondern Trauer über die Seele da sey!

18. Dec. Nichts gebessert. Aeusserlich Ruhe. Ich vergesse meinen Gram nach und nach. Aber mit Gott wie stehts? Lau ohne Eifer; ohne Furcht, ohne Liebe. O Gott! Wohin führt dieser Weg. Sie sagen Friede! Aber hier ist kein Friede.

19. Dec. Nichts Gebessert. Elendes Gebet, ohne Kraft und Glauben. Elende Entschliessungen ohne Erfolg. Noch sagen sie es sey Friede. Ists ihr Ernst? Betriegen sie sich oder mich? Noch immer Ungeduld Ruhmsucht, heimlich auch wohl öffentlich. Auch Zorn und Hader. Indessen verläuft die Zeit der Gnade und wer weiß wie lange sie währen wird? — Gott gieb, daß ich dich kennen lerne! Wenn ich dich kenne, so werde ich dich lieben müssen. O Gott lehre mich, was ich thun soll, daß ich zu dir komme, und gieb mir Gnade, daß ichs thun könne!

1717.

6. Jän. Elender Zuſtand wenn man ſich ſelbſt nicht beſehen darf, und vor dem Spiegel ſich ſcheuet! O wie viel beſſer waren meine traurigen Tage, als dieſer weltliche Verdruß; dieſe Qualen, die man ſich ſelbſt und andern macht.

13. Jän. Ich war krank. Gott hat in dieſer Zeit mich etwas von der Süßigkeit der Gläubigen ſchmecken laſſen. O, daß ich dieſe Erinnerung nie wieder verliere!

14. Jän. Gott, Herr des Troſtes! ſey bey mir. Dunkel iſts in meiner Seele. Licht der Gnade! wirf ihr einen Strahl deiner Erleuchtung zu. Ach thue im Zeitlichen was du willſt; nur ſchone der Seele!

31. Jan. Ach Gott, wie bin ich wieder von dir gewichen! Reiche mir deine Arme; ich will, wie mich dünkt, auch helfen. Vater, gib mehrere Standhaftigkeit dich zu lieben! Mehrern Eifer, mehrere Sanftmuth! Nimmt weg Welt und Eigenliebe. Herr erbarme dich meiner!

10. Febr. Der Zuſtand meiner wankenden Geſundheit, erinnert mich an Gott zu denken. Ich danke dir o Gott! für dieſe Gnade, da ich ſonſt deiner bald vergeſſen würde. Leben und Tod iſt noch vor mir. Iſts möglich daß ich den Tod wählen ſollte? — Schaffe du, o Gott! ein neues

Herz

Herz in mir, laß dein Erbarmen nicht müde werden; laß es ſtärker ſeyn als mein Verderben.

26. Febr. Weit ſchlechter als jemals. Ich darf nicht mehr ſagen Herr, bekehre mich. Mein Herz iſt zu ſchlimm und zu falſch. Aber was ſoll ich denn ſagen? Herr erbarme dich meiner, um deiner grundloſen Güte willen.

28. Febr. Herr gieb Gnade mich zu reinigen. Herr erhalte; Herr erbarme; Herr ſey mir gnädig! Gieb mir deine Liebe, die Begierde nach dir! die wahre Gewiſſensruhe!

11. März. Ich nehme mir vor, anders zu leben; mir nicht alles zuzulaſſen; auf meine Gedanken, Reden und Handlungen acht zu geben; und von dem Wege zu weichen, der zum Verderben führet. Herr, du Geber aller guten Gaben, gieb mir dazu deine wirkende Gnade, daß ich dich kenne, dich liebe, und mich der Kürze der Gnadenzeit beſtändig erinnere. Du willſt nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre.

25. März. Unfruchtbare Entſchlieſſungen, die ich nicht vor Augen gehabt, und an die ich ſo zu ſagen niemals gedacht, darf ich noch andre machen? — — Ich will mit Gottes Gnade mein Leben anders einrichten. Wider Zorn, Lügen, Verläumdung, Hochmuth, Müſſiggang, Ueppigkeit und Weltliebe mich zur Wehre ſtellen. Gott Morgends und Abends bitten, daß er mir bey-

ſtehe, in dem Kampfe, wo ich ohne ihn nichts vermag; die Gelegenheiten meiden, und mich bemühen, alle Morgen meine Entſchlieſſungen zu erneuren; alle Abende meine Aufführung zu unterſuchen, und zu trachten, daß ich entgehe dem Zorne Gottes, der bereitet iſt den Unbußfertigen.

31. März. Abermal ein Monath vorbey. So gehen unſre Tage und unſre Jahre dahin, biß das Maas voll iſt, und wir fort müſſen. In was für eine Ewigkeit? — Herr hilf, ſonſt bin ich verlohren!

10. Aprill. Gott hat mir ein ſehr erweckendes und erbauliches Buch zugeſchickt. Aber kennt mein Herz auch die Stimme Gottes? — Heiland der Welt! der du dein Blut vergoſſen haſt für uns alle, gieb mir Gnade, dich zu kennen, dich zu lieben, mein Elend zu fühlen, und den Weg zu gehen, der in der Zeit mir allein Ruhe und in der Ewigkeit allein Troſt geben kann. Amen!

14. Aprill. Mein Herz hängt an der Welt, ſo wenig es auch Urſache in der Welt findet, daran zu hangen. O Gott! es kennet dich nicht; es denkt an dich mit Undank, ja wohl mit heimlichem Haſſe wie ein Verurtheilter an ſeinen Richter. O wie ruhig würde ich ſeyn, wenn mein Herz beſſer wäre, wenn ich an Gott einen Freund, einen Vater hätte! Aber wer das will, der muß

ſich verläugnen und ſein Kreuz tragen. Aber das will mein gottloſes Herze nicht! Was ſoll ich thun daß er wolle. Gib mir o Gott die Gnade daß ich mit anhaltendem ernſtlichem Gebete an dir halten, mich mit dir vereinigen; Seegen und Gnade erlangen möge, Amen!

29. April. Mich dünkt es rege ſich in mir etwas Hoffnung. O daß ſie von Gott wäre, und zu Gott führte!

13. May. Noch iſt mein ganzes Leben irdiſch geſinnt. Und ich weiß nicht ob ich das Herz faſſen darf, in dieſem Augenblick vor Gott zu treten. Sein allſehendes Auge ſiehet alle die Unlauterkeit meines Herzens, und Heucheley iſt vor ihm ſowohl Greuel als Thorheit. Wie ſtark ſind doch die Feſſeln der Sünde! So verſichert ich bin, daß der Ausgang unausſprechliches Verderben iſt, ſo wenig finde ich Willen oder Kraft dieſe Knechtſchaft zu verlaſſen. —

26. May. Iſts, daß ich mein Elend weniger empfinde, oder bin ich ſonſt von der Welt minder verleitet? Ich verſpüre mich merklich ruhiger. Gott ſey Dank, trauriger im Aeuſſern und gerührter; aber mit mehrerer Gott gebe gegründeter Hoffnung! Ach, daß ich Thränen vergieſſen könnte, die von Herzen giengen; die nicht den Verluſt der Weltfreude, ſondern die Feindſchaft mit Gott beweinten!

20. Jun. Wie kalt iſt meine Liebe gegen Gott! Ich fürchte ihn als einen Richter; und liebe ihn nicht als einen Fürſprecher. Wie manchen Zug des guten Geiſtes habe ich unnütz angewandt; und das Pfund das er mir anvertraut hat, verſchleudert. Herr, werde nicht müde mit deiner Gnade!

23. Jun. Was hat meine liebe Marianne gedacht, wie ihre ſonſt ſo unſchuldige ſo liebreiche Seele den groſſen Richter erblickt hat! — — Wo werde ich hinfliehen, wenn Gott einſt Rechenſchaft von mir fordern wird. Wie tauſendfach gröſſere Streiche habe ich verdient, der ich meines Herrn Willen beſſer weiß, und weniger thue.

1. Jul. Liebreicher Vater! iſts ein Betrug, oder bin ich endlich etwas gerührt? O hilf mir Armen, daß ich nicht durch falſche Beredung mich beſſer glaube, nicht die Buße verſäume, die ich, wie du weißt, niemals genugſam gethan. Ziehe mich zu dir! Laß das Blut deines Sohnes, ob ich ihn wohl noch nicht recht kenne, für mich ſprechen. Rette mich Herr, ſo bin ich gerettet!

22. Jul. Die Bewegungen der Gnade habe ich gar ſehr verwahrloſet, daß ich faſt nicht mehr hoffen darf, einen Zug derſelben wieder zu fühlen. Es iſt wahr: Chriſtus iſt für alle geſtorben; aber ſein Blut iſt an den Ungläubigen und Abtrünnigen zu ihrem noch gröſſern Unglücke verlohren. O Heiland der Welt! lehre mich dich kennen,

dich lieben, dein Verdienst mir zueignen. Laß mich allen Hochmuth und eitle Lust verläugnen! Amen.

7. Aug. Ich komme von einem sehr lehrreichen Anblicke, einem Sterbenden. Er erwartet alle Augenblicke, die nahe, die furchtbare Ewigkeit. O wie unrein sind wir in den Augen Gottes, und welche schreckhafte Gedanken muß eine Seele befassen, wenn sie vor dem allweisen, vollkommen gerechten Richter erscheinen soll! O daß dieser Augenblick uns immer in Gedanken wäre! O daß ich doch nicht immer wider mein besseres Licht ins Verderben rennete!

18. Aug. Neben mir stirbt wieder ein Freund weg, der seines Alters und seiner Gesundheit wegen mich hätte begraben sollen. Ihn nimmt Gott hinweg — mich läßt er noch wie einen halbverdorrten Stock in Erwartung der Buße hier. Aber auch mich wird der Tod überfallen, vielleicht wenn meine Lampe geloschen und kein Oel drinn seyn wird. —

12. Sept. Stärke mich Herr! Bewahre mich vor unnützen üppigem Geschwätze, vor Lügen, Afterreden, Zorn, Ungeduld, Neid. Erwecke mein Gewissen; Schärfe mir das Gefühl meiner Sünden; unterwirf mich deinem züchtigenden Geiste.

3. Okt. Vater reiche mir deine Hand, führe mich ab vom Weg des Verderbens worauf ich wandle Nimm mich mir selber; nimm meinen Willen,

mein Herz zu dir! O ich wollte es dir gerne geben. — Gib mir die Kraft, daß ich hinfort I. den Anfang und das Ende des Tages mit der Unterſuchung meines Selbſt und mit Uebergebung meines Herzens mache; dann auch wohl etwas leſe, was die Furcht Gottes bey mir rege machen könne II. Mit dem Gebet anfange und ſchlieſſe; III. Alle unnöthige unnütze Geſellſchaften meide. IV. Alle meine Stunden entweder mit Studien oder mit dem Worte Gottes, oder mit einſamen Betrachtungen ausfülle; daß der Müſſigang kein Weg zur Sünde werde. V. Gegen alle meine groben und feinern Sünden beſtändig kämpfe, auch mich darum enthalte des Geſchwätzes, der Raillerie; unnöthiger Projekte, und daraus folgender hypothetiſcher Sünden. Hingegen mich befleiße der Reinigkeit in Worten und Handlungen, und zu widerſtehen den Bequemlichkeiten und Reizungen des Fleiſches. Herr! inſonderheit lehre mich dich kennen, und den der neben dir ſitzt Jeſum den Gekreuzigten!

31. Oct. Laß mich den Frieden ſuchen, der vor dir gilt. Vater öfne mir die Augen, daß ich dich ſehen und kennen lerne. Dich und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum!

24. Nov. Geſegnet ſey der da kömmt im Namen des Herrn! Nemlich der heilige Geiſt, deſſen Rührung ich zu empfinden meyne. Ach Herr ich glaube, hilf meinem Unglauben!

Die Kraft des Wortes Gottes iſt in mir mächtig geweſen. Es dünkt mich nun möglich und faſt leicht zu überwinden. Aber ich kenne mich, und mein tükiſch Herze wohl. Wenn du o Gott mich nicht bewahreſt, wie bald werde ich abtrünnig werden. Sey aber du bey mir o Gott, und hilf mir Schwachen.

3. Dec. Geſtern war es ein ganzes Jahr, daß ich mein Sündenregiſter anhub. Damals war ich ſchlimm, unbeſtändig, ſuchte in meiner Traurigkeit Troſt in den Eitelkeiten der Welt; kannte Gott und Chriſtum nicht. — Bin ich aber nicht noch eben ſo hochmüthig, geizig, jähzornig, gehäßig und im Herzen ſo üppig als ich jemals geweſen. Vater ich bin ein böſes verhärtetes Kind, das ſeinen ihm zurufenden Vater wegſtößt. Biß du aber Treu in meiner Untreue. Zerknirſche mein ſteinernes Herz, daß ich fühle was dein Zorn iſt. — Herr erbarme dich meiner!

1738.

1. Jän. Welch ein Elendes neues Jahr im Geiſtlichen! faſt ſehe und fühle ich nichts mehr von Gott. Zerſtreut in weltlichen Sachen, ohne Eifer und Aufmerkſamkeit; hängend an Ehre, Wolluſt und an allem Böſen, zufrieden mit den tröſtlichen Zuredungen meiner Eigenliebe. O Herr

erbarme dich meiner; denn ich bin eitel und falſch, eitel Heucheley. Gib, daß ich mich verläugnen und dir nachfolgen könne.

22. Febr. So lange hab ich mich vor Gott verborgen! Aber darum ſieht er mich doch, und ſeine Strafe wird durch meine Sicherheit nicht abgewandt. Ich habe ſeitdem allen Geſchmack an göttlichen Dingen verlohren. Ich bin der alte unbekehrte elende Menſch. O Herr erbarme dich mein! Gieb daß ich anfange ehe ich zu Ende bin! Oefne mir die Augen, daß ich den Tod vor mir ſehe! Gib mir Gnade in der Maaſſe, wie du o Gott es gut findeſt, und biß mein Erlöſer. Amen.

11. März. Wie die Zeiten dieſes Büchleins, ſo ſind meine Triebe zum Guten, wenig und ſeltſam. Ach ich verliere nach und nach das Gefühl meines Elendes, und verfalle in eine Schlummerſucht, in eine Unempfindlichkeit, die ich mit meiner Untreue wohl verdienet habe. O Vater bekehre mich!

24. März. Es iſt alles das gleiche; ohne Gefühl, ohne Eifer und ohne Andacht. Die Dornen der Welt erſticken meine übrige Empfindungen von Gott gänzlich. O Gott, reiße mich aus dieſen Klauen des Todes! Ich ſchreye zu dir, matt und ohne Andacht. Aber ſiehe mich doch in meinem Blute liegen, und erbarme dich.

30. März. Mein Elend iſt um ſo viel gröſſer, je weniger ich es fühle oder erkenne. Fällt ein Laſter, ſo ſteigt ein anderes. Die Unempfindlichkeit aber vor Gott nimmt täglich zu.

6. Aprill. Wie wenig Theil nehme ich an dem glorwürdigen Tage, wo der Mittler aus dem Stande der Niedrigkeit in ſeine natürliche Hoheit zurückgeſtiegen iſt. Wie unrein ſind meine Gedanken; wie kaum kann ich mich einigermaſſen an Gott erinnern. Ich bin lauter Untreue, Selbſtgefälligkeit und Weltliebe. O Herr! nimm deinen Geiſt nicht zurück, und laß nicht ab an mir zu arbeiten.

23. Apr. In der Ruhe die ich im Aeußerlichen eine Zeitlang genoſſen habe, ſollte ich billig mehr mit Gott umgegangen und in meinem Chriſtenthum weiter gekommen ſeyn. Aber ich bemerke bey mir noch lauter Kälte und Gleichgültigkeit, gegen dieſes vollkommene Weſen. — Nach und nach verliere ich auch das Gefühl meines Elendes. Es ſteigen mir gar groſſe Gedanken von meiner vermeinten Gerechtigkeit auf. Ich ſcheue und fürchte den Sonntag, und finde die Zeit zu göttlichen Beſchäftigungen leicht zu lange. O laß mich doch o Gott! nicht gar in die Welt verſinken, und erbarme dich meiner als des ärmſten Sünders.

8. Jul. Vater der Gnaden, du haſt mir abermals ein erweckendes und rührendes Buch beſchert. Aber gieb o Gott, daß es mir nicht zum Gerichte diene, daß ich nicht wie bisher, deine kräftige Hilfsmittel verſchwende; wende von mir ab das entſetzliche Gericht der Verſtockung; Gieb mir zu erkennen die Gefahr wo ich bin, die Wichtigkeit der Ewigkeit und die Gröſſe deiner Gerechtigkeit. Nimm weg alle Scheingründe der falſchen Gerechtigkeit, hinter welche ſich mein verderbtes Herz verſtecket. Führe dein Werk herrlich aus.

16. Jul. Vor Gottes Angeſicht fliehen wollen, iſt Thorheit und Raſerey. Er ſiehet dennoch die Schande meines Herzens. Lieber ihm bekennen und um Gnade bitten.

19. Jul. Die Welt wird mir alle Tage angenehmer, und meine Lüſte nehmen zu. Tod und Ewigkeit verliert ſich aus meinen Augen. Ich habe kein Gefühl mehr von göttlichen Sachen. O beſſer Kreuz als ſolcher Wohlſtand! Ich bin auch nicht einmal ein rechter Heuchler mehr. Herr erbarme dich!

23. Jul Laß mich o Gott, an deiner Gnade hangen und dich nicht aus den Augen verlieren, obwohl du wie von weitem biſt. Vater erbarme dich!

2. Aug. Wie wohl thuſt du meiner Seele, daß du den Leib züchtigeſt; mich der Welt entzieheſt, und mein Herz von der Zerſtreuung befreyeſt. Mein

Herz ſehnt ſich aufs neue nach dir — Aber wie untreu, wie ſchwach! Doch werde nicht müde, ob ich wohl untreu bin, treu zu bleiben. Erbarme dich meiner! Oefne mir die Augen, daß ich erkenne, was mein wahres Heil ſey. Laß mich nicht am Bord des Abgrundes einſchlafen, ſondern die Gräßlichkeit und die Gefahr der Sünde mehr und mehr einſehen. Amen.

10. Aug. Wie bin ich ſo zerſtreut, ſo verwirrt, ſo in die Welt vernarrt; — theils in die äuſſere, theils auch in die innere, die ich mir ſelber mache. Ehrſucht, Eigenliebe, Eigenwillen, Flucht vor Gott, und vor ſeinem allgerechten Angeſichte. Vater, hilf meiner armen verwirrten, zerſtreuten irrdiſchen Seele.

17. Aug. Wieder eine Woche, da ich im Guten mehr ab als zugenommen. Wieder der Tag, den ſich der Herr geheiliget, und den ich ſo ſchlecht heilige, der mir zur Laſt und Pein wird, weil ich kein Wohlgefallen am Geſetze des Herrn habe, weil ich ſeine Liebe nicht erkenne, und für ſein Erlöſungswerk ganz kalt und unempfindlich bin; und ebendeswegen kann ein dürrer Baum keine Früchte tragen.

24. Aug. Dieſer Tag war noch elender als die vorigen. Meine Ungeduld und Eckel über dem Worte Gottes, und die Begierden nach der Welt ſind ganz ausnehmend geweſen. O Herr was wird es werden! O erbarme dich meiner! weicht nicht

von mir, mit deiner nachtretenden Gnade, wie ichs leider wohl verdiene. O Herr biß mir gnädig! Lösche den glimmenden Dacht nicht aus; übergieb mich nicht dem Gerichte der Verstockung und des Unglaubens.

8. Sept. Alles in gleichem elenden Zustande! Desto elender, da ich mein Elend je länger je weniger fühle, und recht friedlich damit bin; hingegen von Gott und der Ewigkeit den Begriff täglich schwächer und schwächer fühle. Herr erbarme dich meiner!

19. Sept. Herr! gieb mir Lust zu deinem Worte; mehr Empfindung der Ewigkeit; mehr Furcht des Todes; mehr Muth zur Bekehrung, mehr Gefühl meiner Sünden. Mache mir meinen vermessenen Scherz recht bitter, beraube mich der falschen Götzen, auf die ich mich verlasse. Alles nach deinem heiligen Willen. Amen.

11. Nov. O Vater! laß den guten Samen, den du in mich geleget, nicht gänzlich ersticken. Laß mich an den Tod und an das Leben denken, welches ewig währet.

25. Dec. Diesen Tag habe ich das heilige Abendmahl genossen. Gott weiß, in welchem Zustande. O Herr hilf und erbarme! Retter und Heiland, der du heute auch für mich gebohren bist, laß dein Gnade über mir nicht untergehen. Herr hilf und erhalte, und nimm deinen Geist nicht von mir!

1739.

Jan. Gott segne an mir das neue Trauerbild der neulich Verschiedenen; wobey ich den Ernst eines so heiligen Gottes, und die allemal nahe Ewigkeit gelernet. Laß in gesunden Tagen mich zum Tode und zum Gerichte bereiten. Laß mich empfindlich seyn gegen die Gaben des Gnadenbundes. Herrlicher Gott, erbarme dich meiner Seele! Amen.

Febr. Gott hat mich gesegnet, und mir Brod die Fülle, und mehr Ehre gegeben, dann ich hoffen dürfen. Er ist mir auch mit Kreuz und den Ermahnungen guter Christen nachgegangen. Bin ich darum besser? bin ich weniger Stolz, oder eigensinnig? — Oder dem Gottesdienste und Gott selber treuer? Gott! meine Jahre stehen vor dir, und klagen mich an, daß ich bey so vieler und zärtlicher Erkänntniß, nicht mehr Treue besitze. Herr gieb mir Ueberzeugung, Geschmack an der Schrift. Lösche den glimmenden Dacht nicht aus, sondern blase ihn auf, und mache ihn lebendig!

1. März. Herr erbarme dich meiner! öfne meine Augen, erwärme in mir den Glauben, die Andacht, die bloße Vernunft, die mich alle zu dir rufen. — Laß mich nicht in das Gericht der Verstockung fallen; laß deine Gnade nicht an mir müde werden, noch mich mir selber überlassen.

9. März. Herr Gott! der du eben jetzt viele hundert Menschen so hart und empfindlich züchtigest, und ihnen die Mittel des Lebens in einem Augenblicke entziehest, laß mich erkennen, daß alles was ich habe, dein ist; und daß alle Augenblicke Vernunft, Leben und zeitliche Güter in deiner Hand sind! Laß mich dir danken für alle diese Gaben, und laß deine Gnade über mir walten!

28 Aug. Nachdem ich lange herumgeirret, wie ein Schaf ohne Hirten, wende ich mich endlich wieder o Herr zu dir! zwar elend und schwach. Doch Vater, nimm auch mein Stammeln an! Erbarme dich!

12 Okt. Laß o Herr die Gnade verziehen, und mich, wenn mein Geist im Dunkeln wandelt, dein Licht sehen!

1740.

21 Febr. Je mehr ich vor deinem Angesichte fliehe o Gott! je elender, je schläfriger und unempfindlicher werde ich. Vater, rühre mich aus diesem schädlichen Schlafe der Sicherheit, in welchem ich versinke. Vater, ziehe mich nach dir, zerknirsche mein boshaftes Herz, daß Thränen der Busse und nicht der Ungeduld daraus fliessen!

8 Jul. O Vater! laß mich doch erkennen die Liebe des Sohnes. Laß mir von seiner grossen Barmherzigkeit und Güte einen erleuchteten Begriff in der Seele aufgehen! Vater! du bist gerecht, du hast meine Untreue bestraft! Auch dieser Verlust müsse mir als eine Leitung dienen. Zeige mir, daß bey dir allein wahre Ruhe und Friede ist, dergleichen uns die Welt nicht geben kann.

9 Jul. Mein Gott, du weist was mir gut ist. Lindere meinen Zustand, wenn und wie du willst. Nur schone meiner Seele! Reute aus derselben die thörichten Hoffnungen der Welt. Dagegen pflanze das Bild des gesegneten Mittlers, daß es in mir ein Gefühl unaussprechlicher Gnade werde!

10 Jul. Liebreicher Heiland, du läßt mich Trost fühlen, und mein gekränktes Herz ist aufgeheitert. O wer sollte nicht nach dir verlangen, bey dem Friede die Fülle und Sicherheit auch im Tode ist. Laß mir die Ewigkeit nicht aus dem Sinne kommen; erfülle mich mit einem heiligen Schrecken, so oft ich an dieses unendlich ernsthafte Ende des Zeitlichen gedenke. Erhalte mich in dem Entschlusse mich dir zu weyhen, in Heiligkeit und Gerechtigkeit.

18 Jul. An diesem Morgen, o Vater! da ich durch die Welt noch nicht irre gemacht worden bin, bitte ich dich, daß du wollest zu meinen armen und schwachen Entschliessungen Kraft geben von dei-

ner Kraft; daß du wolleſt die Wichtigkeit ewiger Dinge mir recht bekannt machen, das Sinnliche und Eitele aber je länger je mehr aus meinem Herzen ausreuten; Luſt und Gefallen mir geben am Guten, am Geiſtlichen. Alle thörichte Leſereyen mir verhaßt machen, und mir von der Verſicherung deines Heils ſo viel geben, als du o Vater, nöthig findeſt! Erbarme dich um deines geliebten Sohnes willen!

1. Aug. Durch allerhand Wege, beqneme und harte; führt mich Gott, ach nur zu ihm! O daß ich mich doch ihm gänzlich übergeben könnte! Es muß ein Bann auf mir liegen, das mich daran hindert. Lehre mich ihn kennen und ablegen. O Vater! öfne mir die Augen, daß ich nicht mein zeitliches, ſondern was viel nöthiger iſt, mein ewiges Elend recht einſehe. Gieb mir Kühnheit und Zutrauen, daß ich Gnade um Gnade bey deinem lieben Sohne nehmen möge!

3. Aug. Heute habe ich eine ſtarke Rührung gehabt, dafür ſey Gott gedankt. Am Leibe bin ich nicht recht geſund, aber wenn nur die Seele gerettet wird; wenn nur die Ewigkeit gut iſt.

5. Aug. Der Troſt iſt allein gut der von dir kommt o Herr! Von der Verſicherung eines guten Gewiſſens und von der Hoffnung eines ewigen Lebens. Um dieſen Troſt allein bitte ich dich! Zünde in mir an o Gott! den Glauben, den Eifer für

dein

dein Wort, die lebendige Hoffnung der Seeligkeit. Amen.

8 Aug. In 24 Stunden hat sich mein Zustand zehnmal verändert. Gestern war ich aufgeräumt, heute halb eitel und weltlich; darauf unwillig und betäubt; nun wieder stille und munter, und zum Christenthum etwas aufgeweckter durch gute Bücher. Es scheint bey mir am Gebete zu fehlen, wozu ich eine grosse Schläfrigkeit fühle. O Herr! auch diese ist sündlich und deiner Reinigkeit zuwider So erbarme dich, und gieb Eifer, Muth und Wachsthum im Guten. Denn stille stehen, ist wie du weist zurückgehen.

10 Aug. Traurigkeit nach dem alten Menschen, Schläfrigkeit nach dem neuen; kein rechtes Gebet. Groll und Verdruß über nichtswürdige Dinge. Elender Zustand! Wenn das Aeussere und Innere beyde ohne Trost sind, wenn man nach einem unglückseligen zeitlichen Leben noch ein ärgeres in der Ewigkeit zu gewarten hat. O Vater! strafe hier und schone dort! Bekehre mich zu dir, und gieb mir deinen Frieden, der höher ist dann alle Vernunft!

15 Aug. Gestern ist mir durch weltliche Gesellschaft der Sinn solchergestalt vereitelt worden, daß ich den ganzen Tag und heute fast nichts Gutes zu denken, vermögend gewesen. Unnütze Gesellschaft hat solche Wirkung, sie hilft auch nicht einmal im Leiblichen, sondern vergrössert nur die Leere

und Verwirrung. Gieb mir Geduld und Zufriedenheit mit dem Leben, das deine weiſe Vorſorge mir beſchieden hat!

17 Aug. Dieſer Tag iſt mit Arbeit noch vielleicht ziemlich unſchuldig hingegangen. Ich finde mich auch nach meiner Art ziemlich ruhig. Gott, vollende doch ſein Werk an mir, und laſſe mich ſeinen Willen je mehr und mehr erfüllen, ſeine Gnade erkennen und preiſen, ſeine Liebe fühlen und ſuchen, und ihn wie ich ſollte, allem Vergänglichen vorziehen! Amen.

19 Aug. Mein ganzes Haus ändert ſich. Das Beſte iſt todt, die andern Hausgenoſſen verlieren ſich von mir und ſuchen ihr Glück anderswo. O daß ich je länger je mehr den Unbeſtand der zeitlichen Dinge erkennen und meine Augen nach der Ewigkeit richten könnte, wo wir eigentlich Bürger ſind. Alles iſt hier dem Wechſel unterworfen. Die ſchönſten Perſonen vernichtet ein Fieber, und macht ſie zum abſcheulichſten Aaſe. Unſre Eltern und ihre Freunde ſterben von uns weg, und wenn wir niemand mehr über uns haben, ſo müſſen wir ſelber von der Welt. Oefters aber wartet die göttliche Vorſehung nicht auf die Ordnung der Jahre, und raft die blühende Tochter vor der Eltern Augen weg. Und dennoch leben wir, als wenn wir ewig leben ſollten. — Elende Menſchen, und ich insbeſondere! Kaum iſt der erſte tödtliche Grauſen vorüber, ſo drin-

gen neue üppige Gedanken auf mich zu, und in meinem Herzen wallet Weltliebe — Wer wird mich erretten von dem Leibe dieſes Todes! O Herr gieb mir ein reines und gewiſſes Herz!

22 Aug. Heute iſts ein Jahr, daß meine liebe Frau *) mit Freuden und Spiel in Göttingen angekommen. Welcher Unterſchied, zwiſchen meinem jezt vereinödeten Hauſe! O du liebe Seele, wo du nur in den Händen des Schöpfers biſt, ſo bin ich noch zufrieden mit meinem eigenen, wiewohl unvergnügten Zuſtande. Ich elender Menſch! Im Zeitlichen Angſt und Kummer; im Ewigen Furcht und Zittern. Keine Zuflucht nirgends — ſo lange ich Gott nicht ernſtlicher ſuche. O gieb mir Kraft lieber Heiland! denn in mir iſt keine.

26 Aug. Bey dem Anfange dieſes Tages, den du mir wieder zur Buſſe geſchenkt haſt, bitte ich dich, o himmliſcher Vater! ſtärke in mir das, was du mir gegeben haſt. Laß den Samen des Guten in mir keimen und groß werden. Lehre mich je länger je mehr die Wichtigkeit des **Einzig-Nothwendigen** erkennen. Oeffne mir die Augen, daß ich die nahe Ewigkeit ſehe — Laß mich das Gnadengeheimniß Jeſu deines Sohnes recht begreifen. — Laß mich mein Heil bey dir,

*) Seine zweyte Gemahlin; ſie ſtarb nach einer ſehr kurzen Ehe.

und nicht bey unmächtigen Geschöpfen suchen. Amen.

30 Sept. Heute sinds vier Jahre, daß ich hier lebe. In dieser Zeit ist mir gestorben meine erste Frau Marianna Wyß, mein Söhnlein Albrecht, meine zweyte Frau Elisabeth Bucher, und in meinem Hause noch Hr. Christen; alle diese sind vor Gott, ich aber bin mit den zwey Kindern noch übrig. O wie würde es mit mir stehen, wenn ich eines von den vieren wäre! — — Sie sind alle besser gewesen, als ich; ich kann für sie alle eher hoffen als für mich, wenn ich gestorben wäre. Aber Lob und Dank sey dem gnädigen Gott, der mich zur Besserung aufgespart hat, und der mir Zeit gönnet, mich zu ihm zu kehren. Ich thue es elend und untreu genug. — Aber nicht ich, nein, du o göttlicher Bruder! kannst Beständigkeit machen und wahre Bekehrung. Ach das thue auch mir Erlöser!

6 Okt. Es scheint, Gott bereite mir ein neues Kreuz mich aufzuwecken. Geheiliget werde sein Name! — Herr, beseele mein todtes Gebet. Sollte ich wieder von dir in die Welt zurückweichen? O das geschehe mir nicht! — Ermuntere mich den guten Kampf zu kämpfen — ziehe mich zu dir!

13 Okt. Ich weiß gar nicht wie ich werde; so kalt, so unempfindlich, so entfernt von aller Lust an

geiſtlichen Sachen; daß ich über mich ſelbſt erſchrecke. Das muß die Frucht von den vielen Zerſtreuungen ſeyn — Ach was wird aus mir werden, wenn ich ſo fortfahre. O Heiland! gieb deinem Worte Kraft, mich zu rühren; reiſſe aus meinem Herzen die unreinen Lüſte, mache in mir das Bild des Ewigen lebhafter, auf daß ich dem Zeitlichen keinen gröſſern Theil meines Herzens laſſe, als ihm gebührt!

26 Okt. Heute gehe ich in mein drey und dreyßigſtes Jahr. Ein betrübter Geburtstag für mich, da ich nicht nur von der Traurigkeit einen harten Anſtoß gelitten, ſondern auch im Geiſtlichen recht todt bin. O mein Gott beſſere mich! denn ich vermag es nicht. Ich habe keinen Gefallen, keinen Geſchmack an Gottes Worte! eine dürre ängſtliche Sorge umhüllet meine Seele. O lieber Vater, das iſt keine Traurigkeit zum Leben, ſie gehet zum Tode und Verderben. Ich trage nicht leid um meine Sünden, ſondern um meine verlohrne Bequemlichkeit, um den Troſt den ich miſſen muß, um mein zeitliches Elend. O Herr beſſere mich! mache den Glauben wirkſam; und gieb zum Geiſtlichen Leben Freudigkeit und Muth. Das thue o Heiland! um deinetwillen. Amen!

31 Okt. Heute iſts vier Jahre, daß meine liebe Frau Marianne Voß in die Ewigkeit eingegangen iſt. Seit der Zeit habe ich viel erduldet. Ich hoffe ſie

hat überwunden. O daß ich doch auch da wäre wo keine Sünde mehr ist! wo niemand unsre Beständigkeit mehr anfechten, noch uns unsre Krone rauben kann! —

1 Nov. Wo dein freudiger Geist nicht ist, o Heiland, da ist weder Freude noch Ruhe. O daß ich mich dir eigen ergeben, und einer deiner geringsten Diener seyn könnte; denn du hast Worte des Lebens, und sonst niemand!

6 Dec. Das unnütze, eitle, weibische Geschwätze kann ich nicht lassen. Es ist ohnedem so viel Nachrede, unnützes Richten und soviel Eigenruhm dabey, daß ich mich zu Tode schämen möchte. Kann ich dann nicht arbeiten und schweigen. O hilf mir, o Gott! dieser und so vieler andern meiner Sünden widerstehen!

8 Dec. Ich habe heute gutentheils gethan was gestern. Um Gotteswillen, muß ichs dann thun. Ists dann möglich daß unvernünftige Plauderey mir so viele Lust mache! O wie unrein muß das Herz seyn, woraus noch beständig so viele Unarten quellen — Erbarme und reinige mich, o Gott!

27 Dec. Ein stiller Morgen. Aber mich dünkt nur aus kindischer zeitlicher Hoffnung und nicht aus dem wahren Grunde, der in Ewigkeit tröstet! Ich kenne meinen Leichtsinn, und sonderlich meinen Hochmuth und gloriam ingenii ie länger je basser. Gott lehre mich, mich selbst zu überwinden.

1741.

6 Jän. Ich weiß nicht, warum ich so ruhig bin. Vater iſt es von dir, ſo laß es währen; iſt es aber, wie ich wohl fürchte, von der Welt, ſo laß mich lieber am Aeuſſern leiden, auf daß du dich des Geiſtes erbarmeſt.

8 Jän. Du haſt mich wieder heimgeſucht, mein Vater! Du haſt mir ein einziges liebes und hoffnungsvolles Pfand meiner ehelichen Liebe entriſſen. Im Zeitlichen haſt du mich auch eines groſſen Theils des Meinigen entblöſſet. Gelobet ſey dein Name! — Demüthige, o Gott! dieſes in ſich ſelbſt verliebte Herz; reiß die Larve von meinem Gemüthe, daß ich die Falſchheit meiner Triebe recht einſehen und würdiglich bereuen möge. Heile, Vater, wann und wie du willſt: Nur machs mit meinem Ende gut.

21 Jän. Ich bin wiederum ſehr ruhig. Aber alle Ruhe die nicht gegründet iſt auf das Zeugniß des Geiſtes, iſt ein durch Schlaftrunk erzwungener Schlummer. Du aber Herr kannſt überſchwinglich helfen. Zerſtöre die falſchen Quellen meines Troſtes, und gieb mir die Lebendige, die niemand gereuet. — Strafe mich, auf daß ich dich allein, nicht meine Ehre, nicht das Tändelwerk meiner Studien und weltlichen Freuden zum Grund meiner Ruhe ſetze. Amen.

24 Jän. Ich habe heute den Gottesdienſt der Lektür eines thörichten Lobes nachgeſetzt, da ich doch weiß, wie ſchädlich ſolche Speiſe mir iſt, und wie angenehm das Gift ſich einſchleichet. Ich ſchäme mich zwar einigermaſſen — aber noch nicht genug — O reinige mich von dieſer ſo vielfältig mir anklebenden Unart!

27 Jan. Seelig ſind die Friedfertigen und die reines Herzens ſind! — O mein Gott! wie fern bin ich von dieſen zweyen Seeligkeiten. Wie giftig, gehäßig, neidisch, unempfindlich, nachredig, krumm bin ich! — Alles dieſes erkenne ich für Sünde und thue es doch täglich. Es quillt aus meinem Herzen wie Waſſer aus der Quelle; — — ſo bald ich mich rege, ſo iſts Sünde und Bosheit.

28 Jan. Heute bin ich wieder ganz ruhig. Warum? weil meine Arbeit mir nach meinem Sinne gehet, weil ich ein Stück endige; weil ich alle Tage eitele und ſchmeichelſüchtige Menſchen vor mir habe. Denn ſonſt hätte ich die gröſte Urſache zur Betrübniß. Bin ich nicht arm vor Gott, ohne Liebe, ohne Andacht, ohne Eifer, ohne Entſchlieſſung — und einzig beſchäftiget mit opere operato. Ach was bin ich vor Gott und den Menſchen ein Wurm!

23 März. Dies nahet das Volk zu mir mit ſeinen Lippen und in ſeinem Herzen verachtet es mich. O Gott, dieſen Vorwurf verdiene ich nur zu wohl.

Denn ob ich gleich aus geſetzlicher Furcht etwas thue, ſo iſt doch mein Herz ungebrochen und unlauter.

28 März. Wie erkenne ich bey einem geringen Zufalle meine Ungeduld, meine Aengſtlichkeit in zeitlichen kleinen Dingen, da ich doch in den wahren und groſſen ſo kaltſinnig bin. O Herr erbarme dich meiner! Deine Liebe iſt über alles; du kannſt auch mein kaltes, böſes Herz erwärmen, und lebendig machen.

30 März. Gott beſſere du mein Herz, in deſſen Händen aller Menſchen Herzen ſind. Mache mir die Ewigkeit nahe und groß, das Zeitliche aber klein wie es iſt; — nimm mir die Verwirrung meines Gemüthes, daß ich Frieden mit mir und allen Menſchen haben möge; auch nicht verdrießlich, ſondern aufgeweckt, freudig zum Gebet und allem Guten ſeyn möge. Amen.

10 April. In dieſer allgemeinen Freudigkeit der Natur, bin ich auch aufgeräumt und zufrieden. O daß dieſer Friede auf eine völlige Uebergabe in den göttlichen Willen, und auf eine wahre Freyheit gegründet wäre!

13 May. Die Eröfnung, die ich geſtern gethan, iſt, was ſoll ich ſagen? *) — O mein Gott! wenn ſie mir ſchädlich iſt, ſo ſteh im Weg und wehre meinen Abſichten. Laß mich nicht ein Kreuz von

*) Als er ſich wieder verehlichen wollte.

dir erzwingen, sondern wenn ich je wieder in die Welt treten soll, alles nach deinem heiligen Willen geschehen. Zeige mir selbst deine Wege, und laß mich deinen Rath erkennen.

18 May. In der grossen Ruhe worinn ich mich befinde, sollte ich billig Gott für alle das Gute danken, das er mir beschеret hat. Er hat meine zeitliche Umstände so gebessert, daß ich keinen Ueberfluß, aber auch keinen Mangel habe. Er hat meinem Gemüthe alle erforderliche Kräfte gegeben, meine Pflichten zu kennen, und meine Verbindlichkeit gegen das grosse Wesen einzusehen. Kinder, Haus, Stelle, alles sind Gaben, die ich theils nicht verdient, theils nicht anders wünschen könnte. O Erbarmer lehre mich diese Güter nach deinem Willen gebrauchen!

24 May. Ich bin heute sehr ruhig und zufrieden; weil ich an der Macht der Paßionen einige Abnahme gefunden. So sehr ists wahr, daß wir niemals ärmer sind als wenn wir reich werden, und daß man niemals ruhiger ist, als wenn man völlig nichts hat. O daß ich mich Gott völlig ergeben und in den Stand der Kindschaft treten könnte — dann würde mein Leben ein beständiges Wolleben seyn.

26 May. Ich lebe nun viel ruhiger. O, daß ich doch recht glaubte, daß die Menschen je mehr sie über die Nothdurft Güter erlangen, je mehr

ſie auch von der wahren Ruhe verlieren. Denn ihre Leidenſchaften ſind doch unerſättlich und werden hungriger, je mehr ihnen gelaſſen wird. O daß ich dagegen mich an den Gütern des Heils vergnügen könnte, die alle Tage ſchmackhafter werden, die in Ewigkeit die unſrigen bleiben ſollen, die auch einzig unſerm ewigen Geiſte angemeſſen ſind.

11. Jun. Ich ſehe, fühle und erfahre täglich, daß Ehre, Gut und Zerſtreuung ohne deinen Frieden o Gott nichts nütze iſt. Wie kann ich denn mein Herz daran hängen und es wünſchen? Lieber Vater ſchlage mir ab, alles was nicht — wahrhaftig nützlich iſt, denn es iſt mir unerträglich ohne Leiden zu ſeyn.

18. Jun. Lieber Vater, du biſt doch die einzige Geſellſchaft einer ewigen Seele. Es iſt nicht einmal möglich, daß ſie ohne dich beſtehen könne. Ihr eckelt vor Ehre, vor Wolluſt, vor allem Zeitlichen. Sie fühlet wohl, daß ſie für dieſes alles nicht gemacht iſt! Und ungeachtet dieſer Ueberzeugung ſind wir dennoch dir ungetreu, und leben am ungernſten mit dir. Wir haben tauſend kleine Künſte von dir abzuweichen. O mein Erbarmer, leite doch mein Herz, daß es dich, die Quelle alles Guten lieben möge!

22. Jun. Erbarmender Gott, verſuche mich nicht über mein Vermögen. Siehe zu meiner vielen und verhärteten Bosheit kömmt noch die Lektür

verſuchter Bücher, die dich zum Lügner machen wollen. Aber nein, deine Wahrheit iſt ſtärker als ihre thörichte Spitzfündigkeit. Siehe wie elend ſie die Stelle im Jeſaias auf den König Hiskiah verdrehen. Iſt er denn für ſein Volk geſchlagen, hat er uns durch ſeine Wunden gerecht gemacht? O Herr ich glaube, hilf aber du meinem Unglauben!

22. Juli. Dieſes lange Intervallum bedeutet nichts Gutes. Wenn ich Gefallen hätte an göttlichen Dingen, würde ich mein Herz vor Gott auszuſchütten nicht unterlaſſen haben. Aber es herrſchen noch darinn die alten Feinde, und ihre Gewalt nimmt eher zu als ab. Wie herrſcht nicht mein Hochmuth! O mein Gott lehre mich doch erkennen, daß ich nichts bin! auf daß ich mit Demuth und Einfalt zu dir beten könne!

25. Jul. Ich leſe in der Bibel, durchgehe die Geſchichte des leidenden Erlöſers, und denke zugleich an meine Pflanzen, oder an andre Poſſen. Kömmt ein weltlich Blatt, das mich von den Betrachtungen abruft, ſo lege ich das Wort Gottes hin, und leſe ſo viel, daß mir von dem Samen unmöglich ein Körnlein übrig bleiben kann. Iſts dann Wunder, daß ich am gleichen Orte ſtehen bleibe, und nicht den geringſten Wachsthum des Guten fühle?

26. Jul. Dieſe wenige Zeilen zu ſchreiben habe ich mich ſelbſt heute kaum bereden können. Ich

weiß auch wohl; daß Gott mit dem gethanen Werke nichts gedient iſt, und daß ihm vor allen unſern Prätenſionen den Himmel zu gewinnen, eckelt. Aber dennoch iſt uns der Gebrauch der Mittel anbefohlen, und wem dieſe geringe Pflicht zu ſchwer iſt, der wird die ſchwerere Aenderung des Sinnes, noch viel weniger wagen. Den ganzen Tag, die Ruhezeit, jeden Augenblick meines Lebens, beſitzt meine unruhige Werkſucht; die ich zu nichts brauche als mich zu hindern, daß ich mich ſelbſt nicht einſehen möge. Niemals iſts mir gelegen an Gott zu denken, nichts mag ich weniger, als das, was einzig nothwendig iſt. —

1. Auguſt. Bey der äuſſerlichen Freude, die ich bey Beendigung eines Werkes allemal empfinde, und von andern Betrachtungen beſtärkt wird, — fühle ich doch gar ſehr die Stachel der Ueppigkeit und die Saumſeligkeit in göttlichen Sachen. Die Gerechtigkeit die vor Gott gilt, mag doch einzig nur wahre Freudigkeit gewähren, und um dieſe bitte ich dich, Herr mein Erbarmer!

11. Aug. Herr hilf, daß ich dich und in dir den Nächſten lieben möge. Du ſieheſt wie böſe ich bin, wie leicht ich mich für beleidiget halte, wie ſehr ich von allen Menſchen Anbetung verlange, welcher Fehler mich um alles Zeitliche Vergnügen gebracht hat. Stille mein Gemüthe —

daß er über ſeine Sünden wache, ſo wird es bey den Menſchen ſchon ſchweigen. Hilf und errette! Amen.

13. Aug. Ich elender Menſch, wie ſehr hängt mein Herz an tauſend zeitlichen Kleinigkeiten. Ich ſuche Friede, wo keiner iſt, im Gewühl von Büchern, von Arbeiten, von Projekten. Und den Geiſt, der in mir iſt, der ewig bleiben wird — vergiß ich darob.

11. Sept. In dieſer Stille worinn ich lebe, hindert mich niemand an Gott zu denken, als ich ſelber. Meine Geſchäfte ſind in meiner Willkühr; Menſchen habe ich nicht Urſache zu ſuchen, am wenigſten aber werde ich in ſolche Zeitvertreibe eingeflochten, die mir zu ſündigen Anlaß geben mögen. Um mich habe ich nichts das zur Sünde reizet, ſondern mein nothdürftiges Auskommen. Aber ich weiß noch Mittel genug mich zu verführen. Ich heſte meine Augen auf anzügliche Stellen in Büchern, ich wende ſie von der Offenbarung und geiſtlichen Dingen ab. Ich ſetze mir meine Ehre, meine Ruhe zur Abſicht meiner Handlungen vor; und denke nicht einmal im Ernſte an Gott.

1742.

7. März. In meiner groſſen Ruhe iſt doch keine wahre Ruhe. Mir fehlt der Friede mit Gott,

das Vergnügen, mich an ihn als einen gütigen Vater zu wenden; die Luſt ihm mein Herz zu öfnen, und die Ewigkeit und das wahre Intereſſe meiner Seele zu beherzigen. Mir fehlt der Glaube, der ins Leben einflieſſet. Gott erbarme dich!

11. März. Eben der Hochmuth und das ungebeugte Weſen macht mich unerträglich. Daß ich alles in der Schärfe von den Menſchen erwarte, und gegen dieſelbe mich zu nichts herunterlaſſen kann; da mich doch ſonſt der Anblick meines Elendes und meiner Unvollkommenheiten billig beugen ſollte.

16. April. Alles iſt voll deiner Güte und Liebe o Vater! Himmel und Erde glänzt von den Spuren deiner Mildthätigkeit — und ſelbſt die dunkelſten Herzen empfangen davon ein Licht. O Vater erbarme, und biß gnädig auch uns armen von dir abgewichenen und verdorbenen Seelen. Erneuere auch uns zu deinem Bilde!

17. Jun. Mein Gott, erbarme dich doch meiner! Da ich zu allem Guten ſelbſt im Zeitlichen, mich ſo äuſſerſt verdroſſen finde. O Vater heilige mich, ändere meine böſe, ganz ans Eitle feſtgewachſene Natur. Hilf mir, daß ich doch an dich, an den Tod, an die Ewigkeit denken könne, und nicht ganz ein Heide werde.

23. Jul. O wie gut haben die es, die einzig Gott lieben, und ſich ihm überlaſſen; die alſo weder Menſchen zu fürchten haben, noch mit denſelben im Streite leben. O Gott ſo lange ich noch lebe, iſts noch Raum zur Gnade, die verleihe mir, und ermuntere die bey mir verſunkene Verſicherung, daß alles hier eine Kleinigkeit und nichts als die Ewigkeit unſrer Betrachtung würdig ſey.

2. Aug. Obwohl auch das was ich eben jetzt thue, nicht von aller Heucheley frey iſt, und an meinem Herzen noch alles voll Weltliebe und Unreinigkeit iſt, ſo komm ich doch zu dir o Vater, denn du haſt allein Worte des Lebens. Erwecke in mir einen ſeeligen Schrecken über meine tiefe Bosheit, und die ſich annähernde Ewigkeit! Erbarme dich!

2. Aug. Was habe ich, wenn ich von Gott abweichen und mich ſelbſt allein ſuchen will? Alle Kreaturen empören ſich über mich. Ich finde in der Welt anſtatt Vergnügen und Frieden ewigen Widerſpruch, Haß und Verachtung. O daß ich mich doch von dieſer Sklaverey loßreiſſen könnte, wo man es ſo ſchlimm hat; und mit Verläugnung der auf lauter Stolz ruhenden Empfindlichkeit, mich in die Ordnung Gottes fügen könnte, woraus alles übrige flieſſen würde.

11. Sept. So lange bin ich wieder vor dem göttlichen Angeſichte geflohen. Ich habe nichts dabey

bey gewonnen, Empfindlichkeiten, Zorn, Rachsucht, Mißvergnügen haben mich gefoltert; und die ich alle würde vermeiden können, wenn ich mehr Christenthum, mehr wahre Liebe zu Gott hätte!

14. Oktob. Die Welt bezahlt mich, wie ichs verdiene. Je mehr ich von Gott weiche, je elender und unglückseliger werde ich. Mein Hochmuth fordert eine allgemeine Verehrung, und die wird mir aller Orten abgeschlagen. Verachtung und Feindschaft zeigen sich täglich deutlicher. Wie glücklich ist man, wenn man im Frieden mit Gott lebt, und von der Welt nichts verlangt. O, daß sich das Herz so leicht bekehren liesse, als der Verstand!

18. Okt. Je weniger ich mit Gott umgehe, je weniger ich mich dem Geiste seiner Sanftmuth übergebe, je mehr leide ich, und werde von der Welt selber für meine Liebe gequält. Ists denn nicht möglich, mich einmal zu bereden, daß aller dieser Streit über Thorheiten, und der Sieg dabey selber sündlich ist! *)

*) Herr v. Haller hatte damals verschiedene gelehrte Streitigkeiten, wovon seine gelehrte Geschichte umständlich den Beweis führt.

1743.

7. Jan. Abermals ein neues Jahr, worein ich mit allen den heftigen Leidenschaften und dem gewaltigen Triebe des Bösen eintrete. Tausend tobende Regungen wallen in mir, und benehmen mir fast allen Muth und Hoffnung! Gott erbarme sich meiner! Lehre doch, mich selbst verläugnen! O du mächtiger Gott! ich begehre nicht, daß sich die Welt ändere, oder sich mir unterwerfe; nein ich begehre nur, daß ich mich ändern könne. Erbarme dich!

1744.

25. May. O daß ich doch in dieser Stille, an die Ewigkeit gedenken, und die elenden Vortheile dieses vergänglichen Lebens in ihrem wahren Preise schätzen könnte! O daß ich doch endlich nicht nur wüßte, sondern fühlte, daß ausser dem Frieden mit Gott keiner ist; und daß auch das glücklichste Leben nichts als ein schwerer Traum ist, den eine Ewigkeit enden wird.

22. Sept. Du hast mir wieder einige Hoffnung erweckt, erbarmender Vater! Laß mich doch immer mehr fühlen, daß wenn der Weg zur Seeligkeit schon schwer sey, er dennoch nicht ganz unwegsam ist. Erwecke nur Hoffnung und Begierde! ziehe mich zu dir!

18. Oktob. Ohne Gott iſt das menſchliche Herz ein unaufhörlich ſtürmendes Meer, und ſo lange man ſein Glück im Eiteln ſucht, ſo lange lebt man ohne Ruhe und Seeligkeit.

25. Okt. Vielleicht wäre es beſſer, wenn ich nur lieber nichts mehr hier aufzeichnete. Was iſt es alles, als halbes, kaltes, laues Geſetzwerk! Iſt etwas an meinem Gemüthe gebeſſert oder geändert? Habe ich mehr Demuth, mehr Liebe für den Nächſten, mehr Gefühl von Gott und den Heiland! Iſt nicht ſelbſt dieſe Schrift eine Heucheley!

8. Nov. Jahre vergehen, Unglücke drohen; ſchlagen ein oder verſchonen. — Meine Frauen ſterben in meinen Armen; meine Kinder gehen vor mir hier zur Ruhe; meine Schwachheiten klopfen und melden den Tod an; und ich ſchlafe, ſchlafe wachend, mit offenen Augen, und zwinge mich ſelbſt da ich wache, zum Schlafe! Welche Verkehrtheit! o Gott; ſoll ſie währen, ſo lange als ich ſelber währe!

22. Nov. Zeige mir o Gott! daß ich eine ſchwache unmächtige depeadirende Kreatur bin; — daß das Leben ein Augenblick und die Ewigkeit vor der Thüre iſt!

1745.

17. März. Ich verreise mit Gefahr und Beschwerlichkeit. *) O daß es unter deinem Schutze mein Vater! geschehen könnte! Du allein kannst alles wenden, und forderst nichts für unsre Erhaltung, als daß wir dich darum bitten. Das thue ich fußfällig. Erhalte mich und die armen Meinigen; und lasse sonst mein Vornehmen glücklich oder unglücklich seyn, wie es dir weiser Vater am besten gefallen wird. Amen.

6. Jun. Von der Reise befinde ich mich mit dem gröſten zeitlichen Vortheile und aller Gesundheit wieder hier. Meine Seele ist aber dadurch immer mehr und mehr zerstreut, erkaltet, ja fast zum Beyfall äusserlicher Sünden gereizt worden. Erbarme dich meiner o Vater! und reinige mich; wecke den fast verglommenen Tacht in meiner Seele auf, und schrecke mich, daß ich weiser werde!

4. Okt. Die gröſte Hinderniß in der Bekehrung ist die Meynung, daß ein christliches Leben unmöglich seye; daß es zu viel von uns fordere, daß unser Herz zu dieser beständigen Verläugnung nicht geschickt sey. Diese Hinderniß nimm o Gott von mir, und lehre mich glauben, daß man ein Christ seyn könne. Gieb mir Muth zu dieser Lebensänderung, und Kraft in einem neuen Wege zu wandeln.

*) Nach Bern; wo er in dem gleichen Jahre in den groſſen Rath erwählt worden.

27. Okt. Gestern hab ich mein 38. Jahr angetreten. Mein Mittag ist vorbey. O daß ich am Abend mich bekehren möchte, ehe die völlige Nacht heranbringt, wo Niemand wirken kann. O daß ich auch jetzt in diese Einsamkeit mein Gemüthe sammeln und mich mit Ernst der göttlichen Zucht unterwerfen möchte! Aber mein Herz ist noch voll Haß und Feindschaft, und mein Christenthum ist fast ganz erloschen.

14. Nov. Alle Tage werde ich mit neuen Gutthaten der Vorsehung überschüttet. Alle meine Nothdurft und noch mehr hat er mir gegeben; mich in mehr Ehre gesetzt, die Meinigen in vollkommener Gesundheit erhalten. O Vater, alle Lande sind deiner Güte voll. Gieb mir Gnade, daß ich diese Gutthaten erkenne, dich ehre, dich preise, und insonderheit mich erinnern möge, daß alles dieses nur ein Traum ist, wovon man in der Ewigkeit erwachet.

1746.

1. Jan. Nun sind es bald zehn Jahre, daß meine junge und muntere Marianne im Staube und unter dem Jakobsthurme liegt, der mir täglich vor Augen sich zeigt. Wie leicht, wie natürlich wäre es gewesen, daß anstatt ihrer, ich selbst schon diese lange Zeit in der Ewigkeit zugebracht

hätte, und daß mein Schickſal vielleicht auf eine unglückliche Weiſe auf ewig determinirt wäre. Indeſſen lebe ich noch aus ſo vielen Zufällen errettet. O daß ich doch dieſe Friſt ſo gebrauchte, wie es der göttliche Rath zu meinem Beſten abgeſehen. Vater erbarme dich meiner und meiner ſorgloſen Unempfindlichkeit! Wecke mich auf, zeige mir, daß ich auf dem Rande des Abgrundes ſtehe, und vielleicht keine Viertelſtunde ohne zu ſtürzen, weiter zu gehen habe. Erbarme dich meiner! und laß meine Seele theuerer vor dir ſeyn, als ſie leider vor mir iſt!

24. Jan. Ich finde meinen Körper ziemlich geſchwächt; wie wäre es, wenn er ſich nach und nach zur Ruhe neigte, und mich der Ewigkeit überließe? Welcher Donnerſtreich würde dem Schrecken ähnlich ſeyn, den ich darüber einnehmen würde! Warum ſind denn die Feſſeln der Boßheit ſo ſtark, daß ich ſie nicht zu brechen vermag? O Vater, bey Menſchen iſt es unmöglich, aber dir iſt alles möglich.

30. Jan. Mein Gemüthe kann die guten Tage nicht vertragen. Es wird immer dabey eitler, von Gott entfernter, in ſich ſelbſt verliebter, gegen andere Stolzer, und empfindlicher. — M...a Vater, rege mein ſchlafendes Gewiſſen, bevor es in der Ewigkeit aufwachet;

ſchließe mich nicht ewig von deiner Gnade aus! Amen.

13. März. Hin und wieder wird meine Ruhe durch kleine aber denhoch empfindliche Dinge geſtört. Mein Stolz kann nichts vertragen und wird mir ſelber zur Strafe, da ich doch in der tiefſten Stille und Ruhe ſonſt leben könnte. Ich überhäufe mich auch mit Arbeit, und mache mich zu den nöthigſten Betrachtungen untüchtig.

20. März. Den ganzen Tag hab ich leider mit Eitelkeit zugebracht, und deſſen vergeſſen, welches einzig nöthig iſt. Wenn nichts anders die Wirklichkeit eines Böſen wider uns arbeitenden Geiſtes bewieſe, ſo wäre es eben dieſe allem Guten widerſtehende Zerſtreuungen, die ſo unüberwindlich mich überfallen. O daß ich aber bey der Gefahr auch auf die Mittel derſelben zu entfliehen, mehr und mehr merken möchte!

27. März. Obwohl der Unglaube mich beſtürmet, ſo weiß ich doch, daß es wirklich eine Ewigkeit, einen Gott, und einen Widerſacher des Guten giebt. Ich bin davon überzeugt, nicht aus der Vernunft allein, noch aus der Offenbarung, ſondern auch aus der Empfindung, des wider alles Gute wütenden Böſen. Da ich alſo eine Ewigkeit und alles andere glaube, was die Offenbarung bekannt macht, warum bin ich denn ſo ſorglos, ſo eitel, warum ſetze ich mein gröſtes Wohl:

gefallen in die Welt, in meine Thorheit, in meine Studien, in meinen Eigenwillen und andere geringfügige Dinge. — Ach Vater erbarme dich meiner. Rege in mir die Flamme auf, nach dir zu verlangen, und meine Seeligkeit da zu ſuchen, wo ſie ewig währen kann!

10. May. Mein Zuſtand iſt der gleiche. Je mehr ich äuſſerliche Wohlthaten empfange, je mehr hänge ich mich an die Eitelkeit, und ſuche darinn mein einziges Vergnügen. Mein Leben wird mir zum Traume, worinn mir kein ernſthafter Vorwurf zu Sinne kömmt, und ein thöricht Bild das andere vertreibt.

8. Jul. In groſſer äuſſerlicher Ruhe und innerlicher Unruhe bringe ich meine Zeit zu. Vergnügt mit dem Irrdiſchen, aber mit Recht beſorgt für das Ewige. Gott erbarme ſich meiner, und erwecke in mir das faſt ganz erſtickte Gute.

17. Jul. Die gleichen tumultuirenden Paſſionen fahren fort mich zu quälen, und laſſen mir keine Ruhe; auch habe ich keine zu hoffen, ſo lange ich mich in den göttlichen Willen nicht ganz ergebe. O mein Gott erbarme dich meiner, und rühre mein Herz, daß ich ſehen könne, daß Geduld und Gelaſſenheit der wahre Weg zur Ruhe, und ohne dieſelbe keine für mich zu hoffen iſt.

20. Jul. Mein Gott, was habe ich nicht ausgeſtanden, und was hat man nicht auszuſtehen, wenn man

nach dem thörichten Systemate des Hochmuths alles Gerade und in der Ordnung unſers Willens haben will. Wie glücklich iſt der, der ſeinen Hochmuth darinn überwunden, und ſich mit der Ordnung der Welt begnügen kann, ſo wie ſie Gott gemacht hat. O Gott beſſere mich, und hilf mir einſehen, wie ſehr ich mich ſelbſt zeitlich und ewig quäle. Gieb mir Gelaſſenheit und chriſtliche Liebe, und Ruhe des Gemüths.

1747.

13. Jan. Ach die unerträgliche Empfindlichkeit über alles, was mir zu nahe tritt; Hochmuth, Zorn, unverſöhnliches Weſen. — Iſt dieſer Zuſtand nicht der Hölle ähnlich? — O mein Gott, wie wird es ſo ſchwer ſeyn mich zu retten! O daß ich meinen Willen zu mehrerer Nächſten- und Gottesliebe anwendete, und nicht ſo kalt, ſo irrdiſch, ſo hart, ſo unverſöhnlich, ſo ſehr ohne Gottesfurcht wäre!

23. Jan. Mein Gott, bekehre mich von meinem böſen, harten, feindſeeligen Sinne zu der Demuth und Sanftmuth deines Kreuzes! Laß mich deiner Gnade würdig ſeyn! Sey du ſelbſt meine Gerechtigkeit!

5. Apr. Nur die Friedfertigen werden den Himmel ererben. —

12 Jan. Dank sey Gott, dem Liebhaber unsrer Seele, daß er mich nicht einem gefährlichen Wohlstande übergiebt, sondern mich züchtiget, auf daß ich nicht vergesse, welch ein elendes Geschöpf ich sey.

2 Febr. Und nicht länger währet diese geringe Trübsal, darauf kömmt eine Ewigkeit, daran kein Ende ist. Liebhaber des Menschen! Laß auch meine Seele vor dir kostbar seyn; rette mich von der Herrschaft des Zorns, des Hochmuthes, des schwarzen Grolls. Vergieb mir meine Sünden! Amen.

29 März. Ich danke dir, o Vater, daß du mir ein so ruhiges und vergnügtes Leben geschenkt hast. O daß ich auch im innern so ruhig wäre, und ein gutes Gewissen der Grund dieser Ruhe wäre! *)

1772.

5 April. Nach einem Schlummer, der allzulang gedauert hat, erweckte mich Gott durch drohende Krankheit; ein Fall, der mein Tod hätte seyn können, erschütterte mein Gehirn auf eine Weise, die ich niemals gefühlt hatte; hemmte zum Theil meine Zunge, und überzeugte mich, daß

*) Viele der folgenden Jahre sind in englischer Sprache verfaßt. Sie haben aber den gleichen Ton und die gleiche Stimmung des Herzens. Ich nähere mich nun den lezten Lebensjahren.

weder mein Leben, noch der Gebrauch meiner Seelenkräfte in meiner Macht ſind. Eine fremde noch von mir unergründete Krankheit, die die Hauptquelle des Lebens angrief, die Triebfeder aller Bewegungen zum Theil lähmte, und vom Tode nur wenig unterſchieden war; — denn das Ausbleiben noch eines Schlages des ermüdeten Herzens wäre der Tod geweſen. — Und nun mußte die Seele erwachen, die unter der einwiegenden Stille der Wiſſenſchaften in einen Schlummer der Sicherheit verfallen iſt. Und nun kann ich es mir nicht mehr bergen, daß ich mit groſſen Sünden beladen, gegen Gott kalt, mehr hiſtoriſch überzeugt, als mit wahrer Liebe belebet, gänzlich auſſer Stand bin, vor dem Angeſicht des Allerhöchſten zu erſcheinen. Und nun fühle ich die Laſt der Sünden, womit meine Seele gedrückt iſt, und das Leere alles deſſen, was die Erde und die Menſchen zu ihrer Beruhigung aufbringen können. Wie in einen Abgrund, der ohne Aufhören in eine unendliche Tiefe ſich verſenkt, fällt ſie ohne Rettung, wenn Gott ſie nicht rettet. Das Gehirn und das ganze Rüſthaus der Seele iſt dabey wirkſam und frey; es ſind nicht hypochondriſche Dünſte, die meine Leiden vergröſſern — nein, niemals habe ich deutlicher eingeſehen, niemals überzeugender gefühlt. —

12 Aprill. Heute und seit einigen Tagen finde ich mich ganz trocken und fühllos, unempfindlich für das gerettete Leben, für die gröstentheils hergestellte Gesundheit, für die Aufweckung zu dem einzig nothwendigen Geschäfte. Meine ganze Religion dünkt mir nur auf den Lippen und in dem äussern Verstande zu haften, denn mein Herz ist mürrisch, unzufrieden, und ohne Glauben. Dennoch soll ich dir, o du höchste Güte, danken, daß du meines Lebens im Lauf meiner Sünden geschont, daß du mich nicht dahin gerissen hast, daß mir Zeit gelassen worden ist, mich umzusehen und zum Einzig-Nothwendigen zu bereiten, weil es noch Zeit ist, weil die Kräfte meiner Seele noch im Stande sind. — Dennoch sollte ich im Staube danken, daß mich die himmlische Güte der Herrschaft despotischer Laster entzogen, und mir den erträglichen Zustand gegönnet hat, in welchem ich beten und seine Gnade flehen darf. —

Meine Unzufriedenheit wird die Natur der Dinge nicht ändern — dennoch wird meine Stunde ablaufen; dennoch werde ich näher an den Rand der Ewigkeit kommen; dennoch wird ohne die Gnade Gottes keine ruhige Stunde in meinem Leben und noch weniger in der Ewigkeit für mich seyn.

O so werf ich mich elend, unwürdig, von meiner Undankbarkeit überzeugt, zu deinen Füssen, ewige Liebe! Du hast versprochen, die Trübseeligen, die Beladenen, anzunehmen. Ach der bin ich, sowohl weil ich mit vielen Sünden beschwert bin, als weil ich diese Last nicht fühle, wie ich sie fühlen sollte; weil ich gegen dich, o Gott! kalt und ohne kindliches Zutrauen bin.

19 Aprill. Heute begehet man die Feyer des auferstandenen Jesus, den Tag, der das Siegel auf die Göttlichkeit seiner Sendung drückt — den Tag, auf dem unser Glaube ruhen, und unsre Hoffnung sich gründen soll. — Ein grosser Tag für das Menschengeschlecht! Ein grosser Tag auch für mich, der ich eines Erlösers so sehr benöthiget bin.

Wie billich wäre meine Freude, wie natürlich wäre es, wenn ich mit einer unendlich grössern Theilnehmung diesen Tag begienge, mit der man einen Tag begehet, an welchem man ehemals einer grossen Lebensgefahr entronnen ist!

Wie viel mehr Ursache hätte ich noch, der ich eine so beschwerliche und drohende Krankheit erlitten habe, wo kürzlich mir der Tod, das Ende der Gnadenzeit so nahe gewesen ist. Wie unbegreiflich kalt bin ich bey so vielen Anlässen zur Rührung; ich, der sich sonst in geringern Umständen so gerührt findet und Thränen vergiessen kann.

Was soll ich thun, o mein Herr und mein Gott! dich anrufen, daß du dein Licht in meinem Herzen wollest aufgehen lassen, und mir zeigen mögest, was der grosse Endzweck meines Daseyns sey, nemlich dich zu kennen, dich zu lieben, deinen Befehlen zu gehorchen, und deine Gnade über alles zu suchen. Lehre mich, die unzähligen Wohlthaten, besonders die Unermeßlichkeit deiner Gnade im Werk der Erlösung täglich lebhafter einsehen, auf daß ich zum Dank erweckt, und würdig werde, auch meinen Antheil an der Erlösung hoffen zu dürfen.

26 April. Eben die unaufhörliche Klage, verstärkt durch eine Uebereilung, die wider tausendfache Entschlüsse vorsichgieng. Eben die Kälte, die Abgeneigtheit, mich selbst zu prüfen, in mich selbst zurückzukehren, und die Schande vergangener Zeiten durchzusehen. Dennoch hoffe ich auf dich, o Herr! Du hast den Manasse, den David, den Paulus zurückgerufen, und ihnen den Zutritt zu deiner Gnade eröffnet; du hast auch mir das Leben verlängert; weil du mir Zeit zur Busse hast geben wollen. O so gieb mir selbst auch den Geist der Busse, den Ernst zur Besserung, die Beständigkeit auf dem Wege der zur Rettung führet. — Gieb deinem Worte, und den Worten derer die dich lieben, die Kraft mich aufzuwecken; denn ohne dich, stolze Menschen mögen sagen, was sie wollen; kann ich

nichts thun, meinem Gewissen nichts antworten, mich mit keinem Zutrauen dir nähern, dein Gericht nicht erwarten. O so mache meinen Dank, meine Treue gegen den Retter recht lebhaft. Amen.

3 May. Ich soll schreiben, und weiß nicht was. Mein Gemüthe ist so trocken, so verwirrt, daß ich nicht weiß, was ich sagen soll. Und doch muß ich von meiner Seele und ihrem Zustand reden, der mich am meisten beschäftigen soll. Nun da ich gesund und im Aeusserlichen ohne Bekümmerniß bin, sollt ich nicht bereit seyn zum Danke. Aber ich liege im Schlummer; zum Umgange mit Gott, zum Gebete, zu allen ernsthaften Betrachtungen ungeschickt. Was hätte ich nicht noch vor wenigen Wochen gegeben, so gesund, so sorglos zu seyn, wie ich jetzt bin. Und wie wenig fühle ich nun diese Geschenke Gottes, die wiedererlangte Gesundheit, die Zerstreuung des Kummers, den Frieden mit aller Welt. So unbegreiflich, so verdorben ist das menschliche Herz.

10 May. Ungefähr eben so; vielleicht mit minderm Gefühle. Ueberhaupt freudig und munter aber nicht genug begierig nach der Freudigkeit, die sich auf den Frieden mit Gott gründet, und nach den Mitteln, die zu diesem Frieden führen. Zerstreut, an die kleinen Geschäfte des Lebens verknüpft; auch wohl auffahrend und nicht so sanftmüthig, wie das Christenthum es fordert. O er-

barme dich, Herr, reiche mir deine rettende Hand!

24 May. Morgen iſt es wieder um eine groſſe Veränderung in meinem Leben zu thun; wobey Eitelkeit und Eigenliebe mit unterlaufen mögen, und wo ich ſelbſt befürchten muß, durch die Erhöhrung des Wunſches vielleicht vom Wege der wahren Glückſeligkeit abgewandt zu werden. — Mein Verſtand ſagt: (o daß es doch auch mein Herz in ſeiner tiefſten Empfindung ſagen möchte!) der einzige Weg nicht zu irren, ſey, Gott zu bitten, daß er dieſe und alle Begebenheiten meines Lebens ſelbſt regiere, mir abſchlage was ich als ein unerfahrnes Kind zu meinem Schaden wünſchen möchte; mir nichts beſchere als was mir in der Ewigkeit heilſam iſt. Wird der Wunſch meiner Freunde erfüllt, o ſo zerſtöre, liebender Vater, die Keime des Böſen, die in meinem Herzen Wurzel ſchlagen möchten; dämpfe, den ſo leicht aufſteigenden Hochmuth, und laß mich niemals vergeſſen, daß Gaben und Aemter Pfänder ſind, die du anvertraueſt, und davon du Rechnung forderſt!

31 May. Mein Wunſch iſt in ſo weit erhört, der 25te iſt ohne Veränderung in meinen Glücksumſtänden, aber auch ohne Erſchütterung in meinem Gemüthe vorübergegangen. Meine Geſundheit hat in den lezten Tagen etwas gelitten, doch ohne ſonderliche Empfindung. Urſache zur Klage und zum Unmuth

muth habe ich nicht. Ich ſollte billich Gott mit Freudigkeit danken, der mir Zeit und Kräfte giebt zurückzudenken, und meine ewigen Angelegenheiten zu beherzigen — doch thue ich noch nicht genug — ob ich wohl keine heftige Begierde nach zeitlichen Vortheilen fühle, ſo iſt dennoch mein Gefühl fürs Ewige auch viel zu ſchwach, viel zu kalt, viel zu unthätig. Ob ich wohl fühle, daß ich ohne herrſchende groſſe Laſter bin, ſo arbeite ich doch nicht mit dem Eifer an meiner Beſſerung, wie ich ſollte — ich bin zu ſicher, und zu groſſen Entſchlieſſungen unfähig.

6 Jun. Dieſe Woche hat meine Geſundheit ſehr gelitten. Ich habe traurige und ſchwer zu ertragende Nächte gehabt. Gedankt ſey Gott für die Erleichterung, die er mir dann auch wechſelsweiſe beſcheert; gedankt ſey ihm für die Bürde, die er mir aufgelegt, und die nothwendig ſeyn mag, die Keime des Stolzes und anderer Leidenſchaften zu unterdrücken. Wenn nur mein Herz dieſen Dank eben ſo abſtattet, wie ihn mein Verſtand abſtattet. Aber dieſer ſieht jenſeits des Gegenwärtigen, mein Herz aber iſt an das Irrdiſche gebunden.

5 Jul. Meine Geſundheit erinnert mich oft an mein Ende, und an die Nothwendigkeit mich in einen Stand zu ſetzen, daß ich vor meinem Richter erſcheinen dürfe. Und dennoch iſt mein Herz ſo betrüglich, daß alle Empfindungen der nahen Ewig-

keit ſich aus meinen Gedanken verlieren, und die nichtigen kleinen Verdrießlichkeiten des Lebens mich zur Ungeduld, zum Murren und zum Mißvergnügen bewegen; da ich täglich Gott danken ſollte, weil er mir Zeit zur Buße und zum Frieden mit ihm vergönnet. Ich verlange von meinen Mitmenſchen eine Redlichkeit, die ich Gott ſelbſt nicht beweiſe. Ich verdenke ihnen den Mangel der Liebe, da ich die meinem Gott ſchuldige Liebe nur im Verſtande und nicht im Herzen fühle. O ich wünſche aus dieſer irrdiſchen Welt weg, und dahin zu kommen, wo der rechte Werth der Dinge hergeſtellt, und das höchſte Gut auch am höchſten geliebet werden wird.

12. Jul. Wie elend iſt der Menſch — bald niedergeſchlagen, zerknirſcht, zweifelnd an Gott, — dann wieder groß, trotzig und niemand bedürftig. Soll ich mir von Gott die Krankheiten, die Schwermuth wieder zurückerbitten, deren Erleichterung ich ſo ſehnlich gewünſcht hatte? Wenigſtens dacht ich damals ernſtlicher, vernünftiger; und erinnerte mich, daß ich ein Geſchöpf ſey, und einen Schöpfer habe, bey dem ich meine Zuflucht ſuchen ſoll.

2. Aug. Es iſt doch ein elendes verdorbenes Weſen um den Menſchen! daß er ſo gar nichts aus Dankbarkeit fühlt, daß er Gott nicht eher kennt, als wenn ihn alle andere Hülfe verläßt, und daß er

die Ewigkeit aus den Augen verliert, ſo bald der Pfeil des Todes ihm nicht in der Nähe drohet. Wie kalt, wie gezwungen iſt alles, was ich thue, mein Weſen, mein Leben, dieſes mein Bekenntniß.

9 Aug. Nun drohet wieder ein Sturm, oder wenigſtens werde ich an Dinge erinnert, deren Vorſtellung mir nicht anderſt als verdrießlich ſeyn kann. Gott wird abermals helfen, und ich ſoll es als ſeine Gnade erkennen, wenn theils die Erinnerung der ehemaligen Fehler erneuert, theils die zeitlichen Folgen der Sünde lebhaft vorgeſtellt, und endlich die ewigen Folgen ins Gedächtniß zurückgerufen werden. Mein Alter dient mir übrigens zum Troſte, alles was auf Erden mir beſchwerlich iſt, kann nun nicht mehr lange dauren; es muß bald verſchwinden. Oefne nur du mir deine Vaterarme, und empfange mich in deinem Frieden, zu der Zeit, die deine Weisheit für mich auserſehen wird!

23. Aug. Gelegenheit zum Verdruſſe. Obwohl die gute Abſicht und die Uebereilung einigermaſſen zur Entſchuldigung dienen können, ſo ſollte dennoch der Eindruck der nahen Ewigkeit auch die Möglichkeit ſolcher Fälle abhalten können. Aber immer noch iſt die Macht des Gegenwärtigen dem Künftigen überlegen: immer noch vergißt man des Daſeyns eines allſehenden Richters. Iſt es

nicht ein böſes Weſen, das mir einen falſchen Spiegel vorhält, das vermeinte Gute groß, das unfehlbar Böſe klein macht. Keine Muthmaſſung iſt wahrſcheinlicher als dieſe; auch die Argliſtigkeit, mit welcher das Laſter uns überſchleicht, vergröſſert dieſe Vermuthung. Iſt es aber ein böſes Weſen, das uns verleitet, wie unendlich wachſam ſollten wir gegen die Einflüſterungen deſſelben ſeyn! wie eifrig ſollte ſich unſer Herz wider die erſten Räthe dieſes Feindes aufſchnen?

10. Aug. Einige Spuren meiner Krankheit, die mir ehemals ſo unerträglich geweſen iſt, und die mir jetzt faſt keine Unruhe erwekt hat. Obwohl die Gründe dieſer Zufriedenheit keine vollkommene Reinigkeit haben mögen, ſo danke ich dennoch dem Geber alles Guten, der die ſchwere Laſt der Ungeduld und der Verzweiflung mir abgenommen hat, worunter ich zuweilen faſt erlag. Mag doch dieſer Körper verweſen, wenn nur der ewige Geiſt in die Wohnung der Ruhe aufgenommen wird.

13. Sept. Geſundheit und Ruhe haſt du mir wieder, o mein Vater! gegönnet. Meine Selbſtliebe haſt du an einer empfindlichen Stelle gebeuget, auch dafür ſey dir o Vater Dank geſagt! Ueberzeugt bemerke ich, daß keiner meiner Fehler hingeht, der nicht auf der Stelle und ſchwer beſtraft wird. Aber ſtrafe hier o Vater! und ſchone dort.

Ein Laster haſt du mehrentheils aus dem Herzen ausgerottet, wo es bittere Früchte getragen hat. Ein anderes noch ſchädlicheres, die Eitelkeit, rotte du auch aus, denn wie wolte mein falſches Herz ſich ſelber reinigen. Mache es durch die Beſtrafung meiner Eigenliebe verhaßt. Zeige mir, daß es in Zeit und Ewigkeit unglücklich machen muß, daß es unerſättlich iſt, daß es auf den erworbenen Ruhm eckel herab ſiehet, und nach denjenigen Lorbeern ſchnappet, die es nicht erreichen kann; daß jeder Menſch der ihm nicht ſchmeicheln will, ſein Feind iſt, und der nicht gewährte Zoll des Lobes ihm eben ſo bitter vorkömmt, als wenn ihm die Lebensmittel verſagt würden.

20. Sept. Alles das nemliche, der etwas bittere Becher, der mir eingeſchenkt worden iſt, hat noch nicht ganz ſeinen Geſchmack verlohren. Ich aber ſollte billich der göttlichen Gnade danken, die meiner Selbſtgefälligkeit zuweilen etwas in den Weg legt, und mich an meiner eigenen Bewunderung hindert. So thue es auch o mein Vater! drücke den Empörer, laß mich nie vergeſſen, daß ein beſteckter Sünder Gnade, und nicht Ruhm ſuchen und annehmen ſoll; dämpfe alle dieſe aufſteigende Wallungen meines Herzens, worinn unaufhörlich das Böſe gähret. Erinnere mich, daß die Ewigkeit allein mich beſchäftigen, allein mein Troſt und meine Hoffnung ſeyn ſoll.

27. Sept. Mächtig iſt das Böſe auch ohne die Reize der Natur, wer wollte nicht demüthig ſeyn, wenn er ſein Herz erforſcht, und gegen die Richtſchnur hält, die ihm vorgezeichnet iſt. Und was ſind die Lüſte, die ſich der Ewigkeit vorgezogen wiſſen wollen? Kenne ich ſie nicht, habe ich nicht ihr Elend tauſendmal empfunden, und wenn ich ſie genoſſen, geſtehen müſſen, ſie verdienen den Wunſch eines Vernünftigen nicht!

4. Okt. Nicht umſonſt habe ich mich über meine Kälte, und über die fortdaurende Herrſchaft böſer Leidenſchaften beklagt. Es ſcheint aber der gütig ſorgende Vater habe durch eine ſchlechte Geſundheit dem zunehmenden Uebel ſteuren wollen. — Auch für dieſe Gnade, denn es iſt eine wahre und wichtige Gnade, danke ich ihm. Ein kränklicher Leib iſt wirklich eine Gnade. — Die Feßeln der Zeitlichkeit werden dadurch gebrochen, die Ewigkeit ins Geſicht gerückt, und das elende Vertrauen zu nichts bedeutenden Gütern, in ſein Nichts zurückgeſetzt.

11. Okt. Meine Geſundheit hat gelitten. Aber Gott ſoll ich danken, daß ſie gelitten hat: das iſt das kürzeſte Mittel die aufwallenden Begierden zu dämpfen, die Uebermacht des Gegenwärtigen zu bezwingen, und die Wünſche des an die Erde gebundenen Herzens der Ewigkeit zu nähern. —

25. Okt. Seitdem hat meine Geſundheit noch mehr gelitten. Aber bin ich beſſer geworden, iſt mein

Herz näher mit Gott, mit dem Heiland verbunden? den ich doch als das einzige Mittel zum Heil und zur Rettung erkenne. Wie unendlich entfernt bin ich doch von dem Eifer, dem Feuer, mit welchem die ersten Christen an ihrem Glücke gearbeitet, und das elende vergängliche mit Füßen getreten haben. Wie anhängig an mich selber, an meine Gesundheit, an meine kleine Umstände und Angelegenheiten, wie unsinnig kalt gegen das ewige und einzig Wichtige.

1. Nov. Ich habe seitdem harte Tage ausgestanden — auch die sind vorbey. Dank sey dir o Vater, für diese Züchtigung, denn sie hat wieder schädliche Bewegungen gedämpft, die allzuheftige Anhängigkeit an das Zeitliche gemindert und mich erinnert, daß ich in allem nur von dir abhange.

8. Nov. Mein Körper verzehret sich nach und nach innerlich und sinkt zum Grabe. — Wo ist doch Trost in den annäherenden finstern Stunden zu finden? Wo anders als in den Armen eines versöhnten Gottes? Ach wie kalt ist diese Betrachtung! Wie frostig meine Liebe gegen den, der doch einzig die Schrecken des Todes und das Grauenvolle des Grabes versüssen kann; wie anhängig ist mein Herz an kleine Vergnügungen in der Arbeit, an Erleichtung meiner Schmerzen! wie unempfindlich gegen den Heiland, mit dessen

Arbeiten an dem menſchlichen Geſchlechte, ich mich doch täglich beſchäftige! Und wider dieſe Krankheit der Seele, wo iſt ein Mittel zu finden? Wo anders als im Gebethe, in der Anrufung Gottes, daß er mein Herz erweiche, es von dieſer Welt loßreißen und zu ſich ziehen wolle.

6. Dec. Nun hat die göttliche Gnade mir die beſchwerliche Krankheit wieder abgenommen. Sie hat auch meinen Geiſt der niedergeſchlagen war, wieder aufgerichtet, und mir den Muth gegeben, meine Arbeit mit Luſt und Fertigkeit zu verrichten. Sollte ich nicht für dieſe wahre Güter dankbar ſeyn? — Und worinn beſtehet der Dank, den Gott fordert? In meiner eigenen Glükſeeligkeit; in meiner Beſſerung, die der Weg zum ewigen Heil iſt. Sollte auch nicht das ſchreckbare Andenken ſo vieler Sünden, zum Ernſt im Chriſtenthum, zur Buße, zum Abſcheu gegen alles das erwecken, was die Seele unheilbar verwunden kann? —

20. Dec. Auch in dieſen letzten Tagen habe ich Geſundheit und alles Gute genoſſen; und wie kalt bin ich gegen die göttliche Güte geweſen, die geholfen hat, wo ich mir nicht helfen konnte. Und dennoch überzeug ich mich durch die tägliche Erfahrung, daß es noch viel unmöglicher iſt, ſich unter dem Drucke der Krankheiten und Schmerzen zu ernſtlichen Gedanken und Ueberlegungen zu erheben, da der Körper ſelbſt die Seele zer-

ſtreuet, und daß mit Gott umzugehen keine Zeit geſchickter iſt, als die Zeit der Geſundheit und der Ruhe! Wie iſt es denn möglich, daß ich dieſe Zeit, die doch unfehlbar kurz und nicht in meiner Macht ſeyn wird, nicht zu dem Zwecke gebrauche, und wie ſchwer iſt iſt es doch, ſich von dem Sichtbaren zum Unſichtbaren und Ewigen zu erheben; wie matt ſind alle Eindrücke, die nicht unmittelbar von den Sinnen kommen! Eben das iſt der Leib des Todes, worüber ſo gar ein Apoſtel zu klagen gehabt, deſſen Leben doch eine Folge lauter heiliger Bemühungen war.

25. Dec. Immer das nemliche: ein kränklicher Körper, doch ſo, daß es zu ertragen iſt; aber ein mißvergnügtes verfinſtertes Gemüthe, kalt, wo es warm ſeyn ſollte; Undankbar und ohne Empfindung. Und dennoch bey dem jetzigen unvollkommenen Stande, habe ich Urſache genug zum Danke. Errettet von den gröbſten herrſchenden Sünden, befreyet von einem körperlichen mich zu Boden drückenden Uebel, einige mehrere oder mindere Empfindungen meines Elendes, und einige Begierde mich von demſelben loszumachen. Alles Vortheile, die ich der göttlichen Gnade zu danken habe, die durch meine Schuld unfruchtbar werden können, die aber dennoch der nothwendige Anfang zur wahren Beſſerung meines Zuſtandes ſind.

1773.

9. Jan. Im Aeuſſerlichen ruhig, und ſo glücklich, als es mein Zuſtand und mein Alter mitgiebt, habe ich nichts als der göttlichen Güte zu danken. Aber thue ich es auch wie es Gott will. Bin ich erinnerlich, daß an ſeiner Gnade mein Alles hängt; daß das Gute der Zeit ein verſchwindender Schatz iſt; daß einzig die Ordnung, in welcher man ihm gefallen kann, der Wunſch und die Pflicht eines vernünftigen Geſchöpfes iſt! O laß mich Heiland meiner Seele! nicht vergeſſen, wie entſetzlich das Unglück eines Menſchen iſt, der dich vergißt; wie wenig Geſundheit, Glück, Ehre, und vortheilhafte Unternehmungen zur wahren Glückſeeligkeit beytragen können; wie fürchterlich im Grunde die Erfüllung unſerer Begierden, die Befriedigung unſers Ehrgeizes, die ungeſtörte Stille iſt, worinn wir die Ewigkeit verſchlummern.

10. Jan. Ich habe immer eben die Klage, und die Urſache darzu vermehrt ſich eher, als daß ſie ſich vermindert. Wieder habe ich die Angſt eines neuen Anfalles meiner Krankheit ausgeſtanden, dieſe Furcht iſt vobey gegangen, aber mein Herz iſt undankbar, unempfindlich geblieben. Die Rückkehr in mich ſelbſt, iſt mir ſo ſchwer, daß ich mich mit heimlichem Widerwillen dazu bequeme.

Die Ueberzeugung meines Verſtandes geht nicht in den Willen über, und beſſert mein kaltes Herze nicht. —

24. Jan. Einige Erinnerungen meines körperlichen Uebels habe ich erlitten, und vielleicht waren ſie nöthig, die aufſteigenden Dünſte des Stolzes niederzuſchlagen. Sonſt ſind meine Umſtände ruhiger und vergnügter, als ſie lange nicht geweſen ſind. Aber eben dieſe Ruhe führt zur Gleichgültigkeit über das Wichtigſte; und zur Anhänglichkeit an dieſe, uns gefallende Welt. Mit Recht haben die Myſtiker gelehrt, das Unglück und das Leiden ſey eine Wohlthat Gottes, und keine Strafe ſchrecklicher, als ein beharrlicher Glücksſtand, aus welchem man erſt in der Ewigkeit erwachet. Dir Dank ich o Vater! daß du von Zeit zu Zeit, theils durch die Folgen meiner Fehler, theils auch durch Krankheiten mich zur Vernunft, zur Sorge für die Ewigkeit zurükrufeſt! Unſere falſche Seele ſcheuet ſich vor dem Ernſten, und wendet ſo lange die Augen davon ab, biß es ſich ſo mächtig zudringt, daß wir ihm Gehör geben müſſen.

31. Jan. Und nun kömmt noch der Ehrgeiz mich zu quälen, und meine Ruhe zu ſtöhren. So ſehr er ſich im innerſten des Herzens verbirgt, ſo verräth ihn die Unruhe und die Unzufriedenheit. Dämpfe dieſe Wallungen, o mein Gott!

ſtürze lieber die Säule, die ich mir aufzurichten beſtrebe; entziehe dem Stolze die Nahrung; gieb nicht zu, daß ich für nichtige Schmeicheleyen, die nur wenige Jahre dauren können, die Hoffnung des ewigen Lebens aufopfere. Laß mich die groſſen Wahrheiten der Offenbarung im Herzen fühlen, auf daß ſie in demſelben herrſchen, und das Böſe ausrotten mögen. In zeitlichen Dingen ſey deinem weiſen Willen alles übergeben! Dein Wille geſchehe auf Erden, und in Anſehung meiner; denn dein Wille iſt Gnade!

7. Horn. Die Begebenheit dieſer Woche ſchlägt wohl die Hoffnungen des Ehrgeizes gänzlich nieder; und iſt mir empfindlich geweſen, da der Menſch ſo gerne bey den untern Urſachen ſtehn bleibt, und die Werkzeuge haſſet, wodurch Gott ihn erniedriget. Faſt ſichtbarlich iſt dennoch dieſer nicht gewünſchte Ausgang mein wahres Beſte, für meine Ruhe, mein Leben. Vermuthlich hätten die Schmeicheleyen meine Eitelkeit aufgeweckt, die Gedanken der Ewigkeit noch mehr verdrängt, und mich in einen Troſt gewieget, der doch nichts Feſtes hat, und unter uns einſinken muß. Hilf du o Vater, daß ich bey dir mein Heil, in deiner Gnade meine Seeligkeit ſuche: bey dir allein iſt Seeligkeit und nicht bey Menſchen.

14. Horn. Meine Geſundheit iſt gut geweſen, die Erſchütterung vom 2ten iſt ohne Spur verſchwunden, und alle meine Umſtände glücklich und vergnügt. Jezt folgt auf die Unruhe Eckel, die ſogenannte Langeweile, die mitten in meinen Arbeiten mich einhält, und mir zumal die Abende lange macht. Iſt das nicht auch eine Folge der Entfernung von Gott!

21. Horn. Gute Geſundheit und Ruhe, und überhaupt bey allen den kleinen Beſchwerden des Lebens, und zumal des Alters, lauter Urſache der göttlichen Güte zu danken, die meinen Uebergang zum Grabe ſo ſachte abhängend macht. — Freylich fällt jeden Tag eine meiner Kräften weg, und dennoch bleibt ſo viel, daß ich ruhig, ſelbſt mit Vergnügen meiner Arbeit abwarten, und die Stunden genieſſen kann, die mir noch zugezählt ſind.

28. Horn. Mein ziemlich gedrücktes Gemüth hat ſich wieder geſtillt, entweder weil keine zeitliche Eindrücke ewig dauren; oder weil die Ehrſucht wieder einige Nahrung gefunden hat. Meine Geſundheit iſt ziemlich gut und alles in der gewöhnlichen Ruhe. Aber wohl ſagte Gerſon:

hors de toi le Calme eſt rude

Was ſoll alle Unempfindlichkeit, oder alle zeitliche Wohlgefälligkeit an ſich ſelber, wenn du uns o Richter ſelbſt nicht billigeſt; wenn das Schwerd des

Gerichts offen über unſerm Scheitel hängt, und das Ausbleiben jedes Athemzugs uns einer unglücklichen Ewigkeit überliefern kann.

7. März. Meine Krankheit zeigt ſich wieder; zwar eben nicht mit der alten Heftigkeit, aber doch genug mir zu zeigen, daß die Geſundheit bloß eine Gabe der Vorſehung iſt, die ſie frey zurücknehmen kann. Und vermuthlich war es Zeit, dem aufquellenden Ehrgeize Schranken zu ſetzen, der bey beſſern Umſtänden ſich meiner wiederum bemächtiget hätte. Unendlich falſch iſt mein Herz; unendlich an das Irrdiſche gebunden; unendlich kalt gegen das Unſichtbare und Ewige. Bloß dann wenn die Stütze des Körpers zu ſinken drohet, erinnere ich mich, daß ein anderes viel wichtigeres Leben iſt, auf das wir unſern Troſt und unſere Seelenruhe gründen ſollen. Und alle dieſe Ueberzeugung wirket mit der matten Kraft einer theoretiſchen Wahrheit, da die Sinne wie eine verzehrende Flamme uns zur Erfüllung der Begierden hinreiſſen. O wer wird uns erretten, von dieſem Leibe des Todes.

14. März. Ich habe nichts Neues hinzuſchreiben, äuſſerlich Ruhe und ziemliche Zufriedenheit; innerlich Kälte. Ein Buch, das ich in guten Abſichten zum Leſen gewählt, iſt mit unrichtigen Begriffen angefüllt, wie diejenigen von der Verſöhnlichkeit Gottes ſind. Der Verfaſſer ſtellt die Menſchen als bußfertig und beſſer geſinnt vor,

und Gott als beleidiget, der wie ein Mensch vergeben wird, wenn er gütig ist. Diese Vorstellung ist unrichtig und dem Urbilde unähnlich. Der Mensch ist nicht bußfertig, nicht zur Besserung willig, Gott ist nicht beleidigt, er ist aber dem Bösen aus angebohrner Rechtschaffenheit entgegen, und verabscheuet es.

21. März. Die Stille wird durch heftige Verdrießlichkeiten unterbrochen. Sie zerrütten meine ganze Seele, die überall auf Erden sich um Hülfe umsiehet, und keine findet. Bey dir aber ist Ruhe, überschwinglicher Friede. Wer sich dir unterwirft, wer sich thätig erinnert, daß du o Vater alle Begebenheiten lenkest, daß auch der bitterste Trank den du einschenkest, eine Arzney von derjenigen Hand ist, die unsern Schaden am besten kennt, und ihn heilen will; wer ein Christ ist, der ist mitten in diesen Stürmen seelig; und seeliger als der Fürst, der in ungestörtem Glücke auf dem Throne sitzet, der auf seinem Grabe steht.

28. März. Die beyden verdrießlichen Begebenheiten sind auch vorübergegangen, und die Ruhe wieder hergestellt. Genugsam gesicherte Ruhe, so bald ich nichts weiter verlange, als meine übrige Tage im Frieden und Stille zuzubringen; und warum sollte ich etwas anders verlangen! Ich, der der Ewigkeit so nahe, von allen Aussichten

der weltlichen Gröſſe, ſo werkthätig abgeſchnitten bin? Und was würden die Schmeicheleyen einiger Dürftigen zur Beruhigung meiner Seele beytragen, wenn ſie der Schrecken der nahen Ewigkeit erſchüttert; warum ſollte ich nicht ohne chimäriſche Hofnungen da Troſt ſuchen, wo er unfehlbar zu finden iſt; wo kein Gebet unerhört bleibt, wo die Bitte ſelbſt ſchon eine Erhörung iſt? O ſo laß mich, gütiger Geiſt des Troſtes! bey mir ſelber einkehren, bey dir Schutz, bey dir Ruhe ſuchen, wo unendliche Ruhe, wo ſie leicht, wo ſie unfehlbar zu finden iſt.

11. April. Eben die nemliche Klage, habe ich über mich ſelbſt zu führen. Heute iſt das Oſterfeſt, der Tag, an welchem der Heiland ſeinem prophetiſchen Amte das Siegel aufgedrückt hat, wo jeder, der von ſeinem Tode etwas hofft, voll Dankbarkeit gegen ſeine Rettung ſeyn ſollte. Aber wie kalt bin ich gegen dieſe groſſe Nachricht! Es iſt doch nicht recht begreiflich, wie ein Menſch zugleich glauben, zugleich eine Offenbarung erkennen und ſich von der Wahrheit überzeugen, und noch ſo kalt bleiben könne! Meine Unwürdigkeit hält mir die Vernunft ſelbſt vor, und überzeugt mich, daß ich nicht in dem Stande bin, worinn ich vor Gott erſcheinen könne!

6. Juni. Nach und nach, langſam, faſt unmerklich beſſert ſich meine Geſundheit. Noch willſt du

o Vater! daß dir lebe. Aber hilf, daß mein Herz ſich nicht an die Welt hänge, hilf daß ich bey dir, in deinem Beyfalle, in deiner Gnade einzig meinen Troſt ſuche. Was würde mir ſonſt bleiben, wenn einſt die Gegenſtände vor den Sinnen ſchwinden, wenn jede irrdiſche Hoffnung, auf die ich mich lehnen möchte, unter mir einſinket, wenn meinem Geiſte die Ordnung und die Stille fehlt, in welcher ich mein wahres Beſte beherzigen könnte.

20. Juni. Meine Krankheit nimmt nicht ab, und ſcheint nicht abnehmen zu wollen; ſie wird vielleicht der Weg ſeyn, auf welchem ich in die Ewigkeit gehn ſoll. Und bey dieſer ernſten Ausſicht kann ich mich dennoch nicht von der Welt abziehen, nicht zu Gott gewöhnen, nicht an dem Einzigen arbeiten, das in der tiefen Dunkelheit mein Troſt ſeyn ſoll. In dem Menſchen iſt etwas unbegreifliches. Täglich finde ich doch Gründe zum Glauben, zur Kenntniß des Heilandes, und dennoch ſuche ich keine Zuflucht bey demjenigen, der ſo offenbar einzig meine Zuflucht ſeyn kann. Dieſe Blindheit und Sorgloſigkeit iſt bey einem Sterbenden unbegreiflich. Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde? Es iſt doch nichts übrig als ſich zu ſchämen, und Gott anzuflehen, das tückiſche Herz zu beſſern.

7. Nov. Immer noch Anhängigkeit an die kleinen und falſchen Tröſtungen die die Welt uns gewähren kann. — Meine Zuflucht iſt noch immer zu Büchern, zu gelehrten Beſchäftigungen, die vielleicht im Grunde Ehrſucht und Eigennutz ſo angenehm macht. Was iſt das Herz des Menſchen!

14. Nov. Meine Geſundheit iſt noch immer wankelbar. Meine Krankheit hat mich von der Ehrſucht geheilt; ſie hat mich zur Ruhe gezwungen, die meinen Jahren am natürlichſten zuſtehet. Sie verſchafft mir das Glück zwiſchen Leben und Tod einen Mittelſtand zu ſetzen, um mich von der Erde abziehen und zu der Ewigkeit erheben zu können. —

21. Nov. Aber auch Strafen von dir o mein Vater! ſind Geſchenke. Die Ehrſucht die mich quälen wollte, iſt durch die Krankheit meines Leibes verdrungen worden. Ich habe gefühlt, daß ich mir nicht Bürden aufladen ſoll, wenn ich die Kräfte verlohren habe, ſie zu tragen. Ich kann freyer an die Ewigkeit denken, der ich mich täglich nähere, und in die ich mich unausweichlich doch bald verſinken muß. Aber brauche ich auch dieſe Muſe recht? Iſt nicht meine gelehrte Tändeley eben ſo weltgeſinnt, eben ſo ſehr im Zeitlichen verſunken, als die gewöhnliche Ehrſucht! Wie falſch, wie irrdiſch, wie unfähig aller innern Triebe iſt mein Herz! Laß mich o Vater leben, wie ein Menſch der ſterben ſoll!

vor dir handeln, wie ein Menſch, der zu dir zu kommen verlangt; ſo handeln, wie einer der wirklich glaubt, er ſey unſterblich, und zu einem beſſern Leben gebohren.

5. Dec. Wie oft habe ich Gott gebeten, daß er mir eine langſame Krankheit ſchenken, und mich nicht in einem Sturme wegraffen möchte, wo ich keine Zeit mich zu bedenken hätte. Dieſe langſame Krankheit iſt nun da, ſie führt faſt unvermerkt zur Auflöſung; ſie gönnt mir den Genuß aller Seelenkräfte; und läßt mir alſo alle Zeit, zu dem groſſen Zwecke mich vorzubereiten, zu dem der Menſch gebohren wird. —

19. Dec. Meine Geſundheit nimmt mehr ab — Ohne Zweifel iſt es dein Gefallen o du, auf alle deine Geſchöpfe aufmerkſamer Vater! Die kleinen Tröſtungen der Welt, ſollen mich nicht von den ächten die bey dir allem ſich finden, abwenden. Du trennest die Bande los, die mich an das Eitele heften, auf daß ich mich freyer zur Ewigkeit hinaufſchwingen könne. Was ſollte mir Ehre, Geld und Luſtbarkeiten, da ein innerer Wurm in mir nagt, deſſen Biſſen alle dieſe Güter mich nicht entziehen können.

25. Dec. Bin ich denn ungläubig, oder was iſt das für ein kalter lebloſer Glaube, der weder fühlt noch Antheil nimmt! Iſt denn Jeſus nicht heute gebohren? Nicht in die Welt gekommen für die Sünden der Welt? Liegt es nicht an uns, wenn

wir dieſer groſſen Empfindung nicht theilhaftig werden. Habe ich im Verſtande einige wichtige oder beträchtliche Zweifel entgegen zu ſetzen, iſt nicht die aufrichtigſte Erzählung der Geſchichte, und die gäbe und ununterbrochene Fortpflanzung des Evangelii zureichend, uns zu überzeugen, daß weder Schwärmerey noch Betrug hier Platz haben können! Und iſt die Geſchichte wahr, iſt ſie dann nicht das wichtigſte Geſchäft unſers Lebens, einzig würdig uns zu beſchäftigen. Bin ich nicht am Rande der Ewigkeit, alt, abgelebt, krank, beſchwert mit herrſchenden Sünden; bedürftig der Gnade. — — Was habe ich denn in der Welt, das mich abhält, an meiner Seeligkeit zu arbeiten? Habe ich Lüſte zu vergnügen; Sinne zu befriedigen. — Bin ich nicht von allen dieſen Genüſſen auf ewig getrennt, die ohnedem ſo elend waren. —

1774.

13. Jan. O mein Vater! lehre mich verſtehen, was es heißt: dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel. Dein Wille, wie er allmächtig iſt, ſo iſt er auch allweiſe und allgütig! Alle Verfügungen Gottes, bitter oder angenehm, ſind doch lauter Gnade, und es ſtehet nur an uns, ſie zu unſerm ewigen Vortheile zu nutzen. O

mein Vater! im Verſtande herrſcht die Wahrheit, aber das Herz hängt am Gegenwärtigen, iſt gegen das Entfernte unempfindlich, auch gegen dich, den ich nicht ſehe, der aber allgegenwärtig, und auch mir ſo nahe iſt, daß er meine geheimſten Gedanken hört. — —

17. April. Oft habe ich gewünſcht, nicht in einem Sturme plötzlich hingeriſſen zu werden, ſondern die Zeit zu genieſſen, mich zu meinem Ende vorbereiten zu können. Ich dachte an die Waſſerſucht, an die Schwindſucht. Mein Zuſtand iſt viel gelinder, minder beſchwerlich, minder geſchwind tödlich; und ohne einige Störung meiner Gedanken. Danken will ich dir alſo mein Vater, für dieſe meine Leiden, die mich zur Seeligkeit führen ſollen, und wirklich fühle ich einen Strahl der von dir quellenden Hoffnung. —

28. Aug. Es iſt dem Menſchen in der That beſſer, zu leiden; denn gar leicht vergißt er ſonſt des Ewigen. Gott verdient alſo unſern Dank, wenn er uns von den Kleinigkeiten des Lebens abziehet, und uns das einzig Nothwendige ins Geſicht rückt. Auch ſoll unſer Gebet nicht das Kreuz von uns ablehnen wollen, das uns ſo nöthig iſt, wir müſſen von Gott erbitten, was in der Ewigkeit gut bleibt, und was uns tröſten kann, wenn

der Schauplaz der Welt vor unſern Augen verſchwindet. —

11. Dec. Was ſoll der Unmuth über meinen kränklichen Körper? Muß ich nicht ſterben? Muß nicht das Band das die Seele und den Leib vereiniget gebrochen werden? Bin ich nicht in einem Alter, das ich nicht hätte erwarten dürfen, und das meine Hoffnung weit überſteigt. Und was iſt denn zu wagen? Bin ich nicht unter der Aufſicht und der Regierung eines weiſen und gnädigen Gottes! Oder ſoll Zweifelſucht mich dieſer Hoffnung berauben; des Troſtes der allein die Leiden dieſes Lebens noch erträglich machen kann! Aber ich werfe mich in die liebende Arme dieſes Vaters! O mein Schöpfer! weiſer Urheber aller Welten, aller Menſchen, erleuchte meine Seele! Laß mich deine Wege kennen! —

1775.

29. Jan. Herr ſey bey mir! Zerſtreue die Schatten die zwiſchen deinem Lichte und mir ſind! Laß mich dich kennen, wie du biſt! dich lieben, wie du willſt geliebet ſeyn! Dann mag meine Hütte zerfallen, meine Seele wird ihre Heiterkeit nicht verlieren; denn wer könnte trauern, wenn er zum Vater gehet.

5. März. Ich leſe den redlichen Gellert. Aber war-

um kann ich nicht ſterben wie er, der eben auch ſieche und beſtändig kränkelnder Mann! Etwas kann ich einſehen; es ſcheint der Redliche hatte ſich vor groben Sünden, und von der Herrſchaft derſelben rein gehalten; und der verdient es, wer Gott verläſſet, daß er auch wieder von ihm verlaſſen werde.

3. Jun. O mein Erlöſer! ſo wenig ich es ſinnlich fühle, was ich dir ſchuldig bin, ſo ſagt mir doch die Vernunft: derjenige der für mich geſtorben iſt, hat eben ſo viel für mich gethan, als wenn er für mich allein geſtorben wäre. Denn unſtreitig hat ſein Verdienſt die volle Kraft, meine Sünden zu tilgen, und folglich thut er für mich alles was er für alle Welt zuſammen thut. Und dennoch bin ich gegen dieſen göttlichen Erlöſer ſo lau, ſo fühllos. Dies iſt mir unbegreiflich und faſt unerträglich; denn da kein andrer Name gegeben iſt. . . was hilft mir mein äuſſerliches Chriſtenthum, wenn ich dieſen Namen nicht anrufe, nicht voll Dank gerührt anrufe!

2. Jul. Meine Geſundheit iſt noch wohl erträglich. Etwas ſchwarze Gedanken, die doch noch wohl in Schranken bleiben; auch dafür ſeyſt du o mein Vater gepriesen! Dank für die ſchwere Stunden, die mich anhalten, in der Ewigkeit meinen Troſt zu ſuchen; gelobet und gepriesen für alles, was du zur Rettung meiner Seele thuſt; für alle Prüfungen! Auch einen Schimmer

deines ewigen Troſtes haſt du mir zufliessen laſſen; und alle Bitterkeit, alle Schwermuth verſchwindet. Doch zu gerne iſt der Menſch mit ſich ſelbſt zu Frieden; zu leicht kann auch ich in die weltliche Sicherheit zurückfallen, und das Ewige vergeſſen! Alſo gieb, wie in der äuſſern Welt, heitere Tage und dunkle; Schrecken zu meiner Warnung, aber auch Troſt, daß ich nicht verſinke, und nicht andern Menſchen zur Beſchwerde und zur Laſt werde. Nur daß ich auf dem Wege zum Heil bleibe! Denn ich elender kranker alter Mann, was ſollte am Rande der nahen Ewigkeit mir bleiben, wenn du mich o Gott verlaſſen wollteſt, wenn ich ſklaviſch fürchten müßte, zur Verurtheilung vor dir zu erſcheinen. —

29. Okt. — Thöricht habe ich mir das Gedächtniß mit den Schwierigkeiten angefüllt, die die Freygeiſter gegen die Religion zuſammenhäufen. Aber gieb o Vater, daß die Vertheidigung des Glaubens womit ich mich beſchäftige, ihre Kraft und Wahrheit an mir ſelber äuſſere; daß ich nicht verwerflich werde, indem ich es unternehme, andere ſtärken zu wollen! — Meinen körperlichen Leiden, ſetze die Erwartung beſſerer Zeiten, nicht nur Zeiten ſondern Ewigkeiten entgegen. Bald wird der kleine Unmuth verſchwinden, wenn ich hoffen darf, daß nach der Zerſtörung meiner wankenden Hütte, ich bey dir leben, in

der Geſellſchaft der Heiligen, ewig leben werde. Amen das gieb mir!

31. Dec. Und ſo iſt auch dieſes Jahr zu Ende. Nahe an die Ewigkeit hat mich ein hartes Lager gebracht. Habe ich aber auch von der Prüfung den Nutzen gezogen, den ich hätte ziehen ſollen? Bin ich nicht noch weltgeſinnt, an Kleinigkeiten hängend; liebe ich meinen Heiland wie ich ſollte? Bin ich nicht noch gegen Gott kalt und dürre, voll ſchwankender Begriffe! O mein Vater! Gieb deinem Worte Kraft, die Nebel zu zerſtreuen, die meine Seele umhüllen. Laß dein Licht leuchten, daß es meine todte Kraft belebe.

1776.

7. Jan. Noch herrſcht bitterer mürriſcher Unmuth in meiner Seele, und erlaubt mir faſt nicht zu beten. O du, der du mich erſchaffen haſt, du weißt wie weit es in meiner Macht wäre, mich zu überwinden, und den Gebrauch von den Leiden zu machen, darum du ſie auflegſt. — Aber ich weiß, daß ich nichts weiter vermag, als in meinem Elende zu dir zu flehen. O du mein Erſchaffer! der du uns verſichert haſt, ſelbſt die unermeßliche Freude des Himmels, werde durch die Bekehrung und die Rettung eines Sünders erhöhet, o laß auch meine Seele, bey allen

meinen Fehlern, bey ihrer Untreue, doch etwas bey dir gelten! Gieb mir Kraft zu beten! — Ich bin mühsam und beladen, beladen mit Sünden, mit donnernden Schrecken des Gewissens. Meine Frist kann nun nicht mehr lange seyn. O mein Vater, laß sie nicht ohne Seegen vorbeyfliessen. Gieb meinem Gebet den Eifer, die Treue, die Erhörung. Hilf mir in meiner Schwachheit!

30. Jun. Ists möglich, daß man Gott nicht liebe? Ja es wird durch die knechtische Furcht vor einem erzürnten Richter möglich; den man nicht hofft versöhnt zu sehen. Man hat mir die Hoffnung der Seeligkeit zu erleichtern gesucht. Hat man wohl gethan? Die Offenbarung sagt ja, es sey schwer in sein Reich zu kommen, und es müsse darnach gerungen werden. Ich begreife auch aus meiner blossen Vernunft, daß ewig mit Gott und den guten Geistern zu leben, einige Aehnlichkeit mit Gott und mit diesen Geistern erfordert werde; daß ein Herz voll Stolz, voll Haß, unmöglich in der Gesellschaft der Liebe, der Ordnung, der erleuchteten Geister, so vieler frommen Bekenner, ausdauren könne; und daß endlich die Seeligkeit nicht darinn bestehe, daß die Seele an einen gewissen vorzüglich glücklichen Ort versetzt werde; sondern daß ihre Triebe gelenket, sich an die rechten Güter einzig halte, die aber dann erst rechte Güter werden,

wenn man die niedrigen und verdorbenen Triebe abgelegt hat. — Ich verſehe mich alſo nicht durch eine bloſſe Erkenntniß, durch Wehklagen und Wünſche fertig werden zu können; die Bereuung und das Bekenntniß Jeſu, muß freylich damit verbunden ſeyn; aber um mit ihm zu leben, müſſen wir gut ſeyn; müſſen wir nothwendig, biß auf einen gewiſſen Grad ihm ähnlich werden, und das ſagt die Offenbarung!

29. Sept. Mit dem annähernden Winter, nehmen meine Leiden zu. Mein Uebel reizt insbeſondere meine Ungeduld. So gewiß allerdings der Leib hierinn einen groſſen Einfluß hat, ſo gewiß iſt es auch, das ein Chriſt, der alles was ihm geſchiehet, von ſeines Vaters liebreichen Händen empfängt, niemals zur Ungeduld verleitet werden ſollte. Sündlich iſt es alſo allerdings, nicht zu wollen was Gott will, ungeberdig ſich anzuſtellen, wenn ſein Wille gegen unſern Willen durchdringt. Elend iſt dieſe Frucht der Leiden, die uns im Gegentheile von unſrer Abhängigkeit von Gott überzeugen, täglich uns lehren ſollte, nicht nur unſer Schickſal als unwiederſtehlich anzuſehen, wie die Heiden thaten, ſondern wie ein Chriſt, ſie mit kindlicher Ergebenheit aufzunehmen; und das Leiden durch Geduld zum Glücke zu veredeln. Und wie kann uns die Ewigkeit tröſtlich werden, als durch unſer Vertrauen

auf einen verſöhnten Gott! Wie können wir aber dieſe Verſöhnung anders hoffen, als durch den Glauben, durch die Theilnehmung an dem Verdienſte des Erlöſers! — — Nicht eher werde ich zur Ruhe kommen, als bis ich zu dieſer Theilnehmung gelanget bin. Dieſe Seeligkeit iſt nicht in meinem, des verdorbenen Menſchen Vermögen, du muſt mir ſie geben, o Erbarmer! Mache du mich zum Chriſten!

6. Okt. Je länger je kräftiger erfahre ich, daß der Kraft des Gebetes, wir mögen auch noch ſo kleinmüthig ſeyn, nichts widerſtehet. Mein Geiſt iſt allemal aufgerichtet worden, ſelbſt auch oft der Leib — Seelig wäre ich, ſeelig bin ich, wenn dieſer Weg der Erbauung mir offen bleibt! Der Menſch im Glücke, bey voller Geſundheit, meinet, er bedürfe keines Gottes; aber im Sturm und im Unglücke, wenn man ſich nicht mehr helfen kann, durch das Gebet Hilfe finden, iſt ein erfahrungsmäſſiger Beweis der Wahrheit der Religion. Das Gebet iſt ein Hilfsmittel wider Sicherheit und Stolz, es iſt ein ſanftes und kräftiges Band mit Gott. —

2. Nov. Hilf o Vater! daß dein Wort das ich leſe, auf mein dürres empfindungsloſes Gemüthe, einen tiefen Eindruck mache; daß ich glaube! Denn alsdann wird all mein Leiden verſchwinden. Seelig ſind die Freunde die vor mir in

die Ewigkeit eingegangen ſind; ihre Thränen ſind getrocknet, ſie ſind im Hafen geſichert, vor der Sünde geſichert, vor allem Elende ewig ſicher; unfähig zu fehlen und zu leiden.

1777.

1 Jan. Durch unzähliges Ungemach, durch gute Stunden, durch andere, die ich zuweilen meynte nicht ertragen zu können, habe ich auch dieſes neue Jahr erreicht, und eben ſchlimmer iſt mein Zuſtand nicht geworden, zuweilen ſelbſt viele Wochen lang habe ich Milderung gehabt, und ohne ſonderliche Beſchwerde mit fröhlichem Muthe gearbeitet. — Ganz neulich war mein Gemüth niedergeſchlagen, hoffnungslos, und in einen ſtrafbaren Unmuth verſenkt, den nichts entſchuldigen kann, als daß er ſeine Wurzel im Leibe hat, und ſich durch den Willen ſelbſt nicht recht überwinden läßt. Aber was hab ich dem Innern nach gewonnen? was in einer ſo langen Zeit gewuchert? da ſie von meiner noch übrigen Zeit einen ſo groſſen Theil ausmacht. Ich habe immer eben die Klage über mich ſelber, über meine Kälte, über meinen Mangel von Dankbarkeit gegen den Heyland, deſſen Vortreflichkeit ich dennoch täglich beſſer kennen lerne; und in der That, nicht ohne meinen Troſt täglich beſſer einſehe. — Aber Liebe, lebhafte Freundſchaft, wie

ich ehemals gegen Freunde fühlte, kann ich mir nicht zuſchreiben. So iſt auch das Zutrauen nicht da, das Gott ſowohl um mich verdient hat, und ich durch ſeine Hilfe ohne meine Klugheit, aus ſo manchem Unglück gerettet worden bin. O daß doch in dieſem Jahr mein Herz treuer, aufrichtiger, minder weltgeſinnt, mehr der Ewigkeit ergeben wäre, der ich doch ſo nahe bin, und die allein meine Wünſche beſchäftigen ſoll. —

5 Jan. In dieſem neuen Jahre habe ich ſchon viel gelitten, und zumal viele Unruhe gefühlt, weil der Körper nicht in der Ordnung war, wie ich gewünſcht hätte. Man hat mir Hoffnung erwecken wollen, wegen des Guten, das man vermeynt, bey mir zu finden. Aber mein Gewiſſen nimmt dieſen Troſt nicht an. Freylich iſt Gott gütig, unveränderlich gütig bey allen unſern Vergehungen und unſerer vielen Untreue. Und doch kann ich verlohren gehen. Denn die Gerechtigkeit Gottes läßt ſich nicht anders befriedigen als mit einer gewiſſen Stufe des Glaubens und der Liebe zu Gott und dem Erlöſer, die ich mir ohne Blindheit nicht zuſchreiben kann, wenn ich mich recht erforſche. Ich bin nicht ohne Glauben, ohne dankbare Liebe zu meinem Gott und Erlöſer. Aber wie ſchwach ſind beyde. Mehr ein Wunſch dazu, als wirklicher Glaube, als thätige Liebe. Man ſagt mir dann: hier ſey nichts zu thun, als beten, und von

Gott eine unfehlbare Erhörung zu hoffen. — Das iſt recht vernünftig, und vermuthlich das Einzige das übrig bleibt. Laß mich alſo zu dir kommen, o mein Gott, als ein beladener, bekümmerter Sünder. Von dir fordert er die Kräfte, die er ſich ſelbſt nicht geben kann; Kräfte, dich, wie du es befiehlſt, anzurufen; Kräfte, zu glauben, zu lieben, ein Chriſt zu ſeyn. Ach das thue, o Allgütiger, um meines Mittlers willen! —

9 Febr. Ich habe bald gelitten, wie zumal in dieſer Nacht, und bald hab ich wieder Erfriſchung genoſſen, wie eben dieſen Augenblick. Mein Leben iſt ein Werk der Kunſt geworden, das durch einige Hilfsmittel erträglich wird. Dennoch, o mein Gott, wie viel hab ich dir zu danken, daß du die Grenzen zwiſchen Leben und Tod ſo deutlich für mich ausgezeichnet, und mir Zeit und Muſe wie aufgedrungen haſt, mich zur Ewigkeit zuzubereiten. Dank ſey dir tauſendfachen dafür geſagt! Nur vollende dein Werk, o Vater, und hilf, daß ich von dieſer theuren Friſt den Nutzen ſchöpfe, den du ohne Zweifel zur Abſicht gehabt haſt. O zieh mich ganz zu dir, was verliehre ich? Iſt Wolluſt für mich möglich? Iſt Ehre nicht eine Thorheit, und wenn ſie es nicht wäre, würde mich dieſes hindern, die wahre Ehre zu genieſſen, den Beyfall guter Menſchen, das Zeugniß meines Gewiſſens, und deinen Beyfall, o du Richter der Welt, da-

von zu trägen. Noch muß ich klagen, daß ich aus meiner Frist den Nutzen nicht ziehe, den ich ziehen sollte. Noch bin ich, wie ich es längst war, ungeduldig, weltlich. Ich gründe meinen Trost auf nichtige Dinge, auf Stützen, die mich in kurzem verlassen müssen. Noch fehlt mir die Hoffnung, das Zutrauen, die Liebe, die allein mir mein Leben erträglich machen könnten. —

16 Febr. Den groben Sünden hat mich Gott entrissen, sie werden mehrentheils für mich unmöglich. Aber die vor den Menschen feinern Sünden, hängen mir alle noch an. Anhängigkeit an das Irrdische, Vergängliche; an das, was meinen Begierden schmeichelt. Immer noch bin ich kalt gegen meinen Erlöser. Warum ist nur der historische Glaube da, und keine Hoffnung, keine Liebe, keine Dankbarkeit? Wo ist die Gegenwart der Bilder der Ewigkeit, der Vorstellung, die in meinen Umständen meine liebste Beschäftigung, meine gröste Aufmunterung seyn sollte?

23 Febr. Ich bin diese Woche und noch vor wenigen Stunden, sehr krank, sehr abgemattet gewesen, und habe Blut verlohren, welches mehr als ein gemeines Uebel anzuzeigen scheint. Jetzt hat sich die Natur wieder erholt, und für einige Stunden bin ich ohne Schmerzen und ohne sonderbare Beschwerde. Im Leiden bin ich wieder so gewesen wie ich oft geklagt habe, unzufrieden, nicht kindlich

lich zu Gott flehend, gedankenlos. Dieser üble Gebrauch des Kreuzes ist für mich sehr schreckend und fürchterlich, denn wenn die gute Zeit mich sorgenlos und sicher macht; und dann die üble, mißvergnügt und mürrisch, wie soll dann mein Todestag bey einem so nahen Uebertritt in die Ewigkeit ausfallen. O mein Gott, hilf, daß er glücklich sey, hilf dem wenigen guten Saamen auf, der in mir Wurzel gefaßt, daß er wachse, daß er Früchte trage; — lehre mich erkennen, daß ich dir alles schuldig bin, daß ich unendliche Sünden gehäuft habe, und ich nicht anders als durch ein Wunder deiner Gnade der Strafe entrinnen kann. Selbst dieß Gefühl, so fest gegründet es in meinem Alter seyn sollte, ist so schwach, daß es sich fast gar nicht erhebt, und sich blos durch Klagen über meine körperlichen Leiden hören läßt. Nur du kannst helfen, nur deine Allmacht wird es! Ich werfe mich im Staube vor dir nieder; mich umringen meine Sünden, mich bestürzt meine wenige Besserung, meine Fühllosigkeit. O mein Vater, hilf!

26 Aprill. Ach daß ichs fühlen muß, wie eine herrliche Sache es ist, ein wahrer Christ zu seyn, sich versichert zu halten, man habe einen versöhnten Gott, und einen für uns bey dem Richter stehenden Fürsprecher! O möchte dieses seelige Loos mir auch zu Theil werden.

18 May. Diese Woche war eine Zeit der Milderung, einen Verdruß ausgenommen, den ich unvernünftig lebhaft empfunden habe, ungeachtet er nur zeitliche Sachen betraf. Meine Gesundheit ist in vielem gebessert, so daß ich mich für geheilt ansehen wollte, wenn sie bleibt wie sie jetzt ist. Was murret denn meine Seele so oft! Freylich kann zum Theil meine schwache Gesundheit dazu beytragen, daß mir vieles so schwarz vorkommt. Aber dennoch liegt der Hauptfehler in meinem allzusehr am Zeitlichen hängenden Herzen, das auffährt und verzweifeln will, wenn mein Stolz, meine Eigenliebe, meine Habsucht irgend an einem empfindlichen Orte angegriffen wird. Wär ich ein weiser Christ, sähe ich die Ewigkeit, wie sie es ist, als mein wahres Leben, und dieses Leben als eine blosse Vorbereitung an, so würde meine Empfindlichkeit sich ganz auf die ewigen Angelegenheiten zusammenziehen, und aller Verlust an zeitlichen Dingen, an Ehre oder Geld, würde mir ein leichtes Opfer seyn. —

Es bleibt mir nur ein Gebet übrig, und das will ich unaufhörlich wiederholen: Gnädiger Vater, gieb mir den Glauben, der mir mangelt. Du weist es, o mein Gott, daß ich mir ihn nicht geben kann. Du weißt es auch, daß ich sehnlich verlange, zu glauben. O so öfne meine Augen dem Lichte, du hast es schon mehr, du hast es schon in

meiner Jugend gethan. Ich hab es in den Jahren 1726. und 1737. in einem lebhaften Grade empfunden, bin aber durch meine Schuld wieder zerſtreut und unempfindlich geworden. Aber, o mein Gott, da nun bald keine Zeit mehr übrig ſeyn wird, da die Ewigkeit, dieſer furchtbare Abgrund ſo nahe vor mir liegt, o ſo vergiß meiner vorigen Untreue, ſchenke mir den Glauben an dich, Vertrauen und Liebe zu meinem Erlöſer, welches alles bey mir kalt und leblos iſt.

25 May. Dieſe Woche iſt mir mehrentheils ſehr ſchwer geweſen, nicht ſowohl wegen des leiblichen, als vornehmlich wegen des niedergeſchlagenen, mürriſchen Gemüths. Unrecht geſchieht mir. Aber ſoll Stolz und Liebe zum Zeitlichen mich ſo ſehr beſitzen, daß mich ein mäßiger Verluſt und der Verdruß mißhandelt zu werden, aus aller Faſſung bringen können. Ach, mein Gott! wie voll Unreinigkeit iſt dieſes Herz! wie ſtark noch an dieſe Welt gefeſſelt; wie wenig ſollte am Rande der Ewigkeit, woran ich ſtehe, der Verluſt von einigen zeitlichen Vortheilen mich anfechten! Iſt dieſes unzufriedne Murren der Weg dir zu gefallen? der Weg Ruhe zu finden? der Weg erhörlich zu beten? Iſt dieſes die Vergebung der Schulden die wir zum Grunde in unſerm Gebete um die Vergebung unſerer Sünden anführen? O rotte doch den Stolz, die Rachbegierde, die allzugroſſe

Empfindlichkeit über angethane Beleidigungen oder erlittenen Verluſt aus meinem Herzen!

1 Jun. Viele Abwechslung, insbeſondere viele Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit, dann auch wieder Beſſerung und Munterkeit. Die Hauptſache aber, die einzig nothwendige, wichtige und in die Ewigkeit übergehende Angelegenheit, unverändert die gleiche. Ich bin noch immer weit entfernt von dem Ziele, nach welchem ich ſtrebe, von der Liebe und dem wahren Glauben; während ich dieſes ſchreibe, fühle ich meinen Zuſtand aufs lebhafteſte, und erzittere. O mein Gott, welche ſchreckliche Gefühle! Ich werfe mich im Staube vor dir nieder; ach erhöre mein Gebet, mein Gott und Retter; ſtärke doch meinen Glauben, ziehe mich näher zu dir, gieb mir doch Kraft zur Beſſerung, ſo wird meine Seele aufgeheiterter werden, und ich werde dich als meinen verſöhnten Gott erblicken, und hoffen, deiner Gnade würdiger zu ſeyn. —

13 Jul. Dieſe Woche iſts mir im Leibe ſchwer, und im Gemüthe nicht leicht geweſen. Ich habe auſſerordentlich viel am Magenſchmerzen gelitten; daben dann ein allgemeiner Ueberdruß, und ein Miſſallen an allen Dingen. Im Geiſtlichen gewann ich auch nichts; denn dieſer Unmuth zog mich nicht, wie er hätte ſollen, zu Gott hin, um da Troſt und Erquickung zu ſuchen.

Im Grunde des Herzens war vielleicht — denn wer kann es errathen — gar heimliches Murren gegen Gott, obwohl es sich nicht deutlich äusserte. Nun ein paar Tage daher scheint es sich gar etwas zu bessern, zumal das Gemüthe das heiterer und geduldiger wird. Mein Gott! der du mir die Bürde auflegst, hilf mir sie auch tragen, denn ohne deine Hilfe müßte ich verschmachten; und deine Hilfe hab ich erfahren, was wäre sonst aus mir geworden. Thue das ferner, o mein Gott und Vater! Insbesondere ziehe mich zu dir. — Wenn ich nur dich habe, wenn ich nur eine seelige Ewigkeit erwarten dürfte, wie bald würden meine Klagen verstummen, wie gelassen, wie freudig wollte ich auch unter den größten Leibesschmerzen dulden; denn was kann demjenigen schmerzhaft und schrecklich seyn, der eine frohe Ewigkeit in der Nähe erblickt. Aber ach, wie weit bin ich noch davon entfernt, wie wenig erlauben mir meine Unvollkommenheiten, mich mit diesen süssesten Hoffnungen zu beruhigen. O so hilf mir, grosser Erbarmer, mein so verderbtes Herz bessern! —

20 Jul. Mein Körper hat es diese Woche durch sehr gut gehabt, nur daß sich immer Wahrzeichen seiner baldigen Zerstöhrung blicken lassen, aber ohne Schmerzen und sonderliche Leiden; dennoch bin ich muthlos und überdrüßig. Auch meiner Ei-

teikeit und Eigenliebe iſt etwas ſchmeichelhaftes wiederfahren. *) Aber laß mich nicht vergeſſen, o mein Gott, daß mein Glück nicht von Menſchen abhängt, von deren Gunſt oder Ungunſt ich in wenigen Minuten nichts mehr werde — weder zu fürchten noch zu hoffen haben. — Erinnere mich, daß dieß allein das wahre Glück iſt, dich zu kennen, dich zu lieben, deiner Gnade verſichert zu ſeyn, und dereinſt an dir einen verſöhnten Gott und Richter zu finden.

27 Jul. Dieſe Woche war mehrentheils erträglich; nur einen Tag hielt mich wieder das Fieber. Ueberhaupt ſcheint ſich die Natur aufzuhelfen, und in vielem wieder in ihre Ordnung zu kommen. Das Gemüth iſt freylich nicht aufgeheitert, es iſt mehr niedergeſchlagen, betrübt bey dem Anblicke meines moraliſchen Zuſtandes. O mein Gott, hab ich nicht Urſache dazu, wenn ich die Beſchaffenheit meiner Seele gegen die Forderun-

*) Der Beſuch des Kayſers, den 17. Julii 1777. Ich hole bey dieſer Gelegenheit noch eine Anekdote nach, die Hallern karakteriſtiſch iſt: Wenige Tage nach dieſem kayſerlichen Beſuche kam ein hieſiger allgemein geſchätzter Prediger, und vortrefflicher Mann, zu Hallern, und wollte ihm ſein Vergnügen über die empfangene Ehre bezeugen. Alles was Haller darauf antwortete, waren die einzigen bibliſchen Worte: „Freuet euch, wenn eure Namen im Himmel angeſchrieben ſind.„

gen deines Evangeliums halte. Weder den ſtarken Glauben habe ich, noch den ſchwachen. Es iſt nicht Selbſtgefälligkeit, nicht Zutrauen auf meine Kräfte, die mir ſchaden; es iſt bloſſe Unfamiliarität mit Gott, und Mangel an Vertrauen. O mein Gott, ich werfe mich vor dir im Staube nieder. Jeſus Chriſtus, du biſt auch für mich am Kreuze geſtorben, o ſo ſeye auch mein Erlöſer! Ziehe mich zu dir. — Gerne, wie mich dünkt, wollt ich mich dir gänzlich ergeben — gerne alles thun, um dir zu gefallen, alles vermeiden, was dir mißfällt. Aber jetzt finde ich keinen Ausweg. Beten kann ich nicht, wie ich beten ſollte. Meine Lektüren ſchlagen ſehr oft nicht in meine Umſtände ein, und können darum meinen Glauben nicht ſtärken. Darum zeige du ſelbſt, o Allgütiger, mir den Weg zu dir, und gieb mir die Kraft, dieſen Weg zu gehen. Segne dein Wort an meiner Seele, daß es für mich ein Leitſtern ſeye. —

3 Aug. Vor 8 Tagen war ich niedergeſchlagen, auch der Körper war wankend; heute und die meiſte Zeit der Woche bin ich wieder ziemlich wohl, und ſelbſt mein Gemüthe iſt munter geweſen. Nicht recht hab ich freylich dieſe Veränderung genoſſen, nicht recht hab ich Gott gedankt, dem ich dieſe Erleichterung ſchuldig bin. Aber dennoch fühle ich, und überzeuge mich je mehr und mehr,

daß man doch noch eher beten kann, wenn man gesund ist, als wenn Krankheit den Unmuth hergerufen hat, und das Gemüthe in einem heimlichen Aufruhr unausgesprochene Klagen führt. O so laß mich doch, mein Gott, in dieser Stunde mit mehrerer Heiterkeit dich anrufen, dir für die erzeigte Gnade danken, aber dabey vornemlich die vielen Sünden meines Lebens demüthig abbitten. Jetzt fühle ich es nicht recht entwickelt, aber ich habe es gefühlt, und es ist nichts um desto minder wahr, wenn schon mein Gefühl davon nicht so schmerzhaft, die Verzweiflung nicht so groß ist, es ist wahr, ich habe die Ungnade Gottes tausendfach verdienet — denn es war wider mein besseres Wissen, daß ich mich täglich den Sünden überließ. — Die Entschuldigung meiner natürlichen Verdorbenheit und Schwachheit kann vor dir, o Gott nicht zureichend seyn, denn du würdest mir deine Gnade zur Ueberwindung der Versuchungen nicht abgeschlagen haben, wenn ich sie mit demüthigem Gebet gesucht hätte. Aber im Taumel der Lust umnebelte mein Gemüth die Vorstellung von der Unüberwindlichkeit der Versuchungen, und die strafbare Hoffnung künftiger Begnadigung. Welche Niederträchtigkeit, einerseits vorsetzlich das thun, was Gott mißfällt, und dann sich schmeicheln, er werde es vergeben, sobald wir nicht

mehr Luſt zu ſündigen haben. — Und doch willſt du vergeben, gütiger Gott! Das verheiſſeſt du im Evangelio. Du willſt auch mir vergeben, wenn ich glaube, wenn ich gebeſſert bin. Aber hab ich dieſen Glauben, dieſes Vertrauen auf das Verdienſt meines Erlöſers. Mein Verſtand nimmt deine Verheiſſungen an, mit Mund und Feder geſteh ich es. Aber fühle ich dieſes alles im Herzen. — Nein der Glaube, der mich über alle Zweifel und Schrecken wegen der Zukunft erheben ſollte, der fehlt mir. Zu dieſem Glauben, o mein Gott verhilf mir, ſonſt werde ich niemals ruhig ſeyn. —

17. Aug. Die verfloßnen Tage waren wieder ſchlimmer, zuweilen recht ſchmerzhaft und ängſtlich, zumal da mir der Athem zu mangeln anfieng. Seit ein paar Stunden iſt es mir wieder ein wenig leichter und erträglicher. Mein Gemüth hatte auch gar ſehr gelitten, und iſt noch jezt ganz beſtürzt. Ach wie kann ich aufgeheitert und getroſt ſeyn, der ich der Ewigkeit ſo nahe bin, ohne die begründete Hoffnung zu haben, daß ſie für mich glücklich ſeyn werden. Siehe mich doch mit ſchonenden und Gnade verkündigenden Augen an, o groſſer Erbarmer, du kannſt überſchwenglich helfen, hilf auch mir! Rotte die bittere Wurzel ſo vieler Klagen aus, auch die Ungeduld, die mich mit Murren über deine Fügungen anfüllt.

21. Sept. Ich weiß nicht, was ich thun ſoll. Ich fühle mich beym Leſen, kalt und unbewegt, ſelbſt beym Leſen der heil. Schrift. Mir bleibt nichts übrig, als täglich, ſtündlich Gott anzurufen, daß er mein Herz erweichen, daß er ſich mir offenbaren möge. Gieb mir o Gott den Glauben der mir mangelt, den ich gern zu haben wünſchte, den ich nicht habe, weil ich vermuthlich nicht die rechten Mittel anwende, zu demſelben zu gelangen. Lehre mich dich, unendliche Güte! lieben, wie du es verdienſt; du haſt es, o Allweiſer möglich gemacht, daß ich ungeachtet aller meiner Sünden, meine Seeligkeit nicht nur als möglich, ſondern als gewiß anſehen kann, wenn ich mich den Bedingungen unterziehe, unter welchen du die Sünder zu begnadigen verſprechen haſt. Aber ach, wie kalt bin ich nicht in eben dieſem Augenblicke, da ich von dieſem billig alle unſere Dankbarkeit und Bewunderung erweckenden Wunder deiner Gnade rede. — Tod bin ich, du aber o Herr kannſt lebendig machen. Zu dir und deinen Verſprechungen nehme ich meine Zuflucht! Von dir hoff ich die Kraft, dich zu kennen, wie du biſt, dich zu lieben, wie du es um mich verdient haſt. —

21. Sept. Nach einiger Erleichterung weniger Tage, hat mich wieder das Fieber überfallen, und allerley Beſchwerden nach ſich gezogen. Doch hat

mir Gott Geduld und ein ziemlich heiteres Gemüthe verliehen, ſo daß ich nicht allzuſehr dieſe Beſchwerden gefühlt habe. Er wird ſich ja noch mehr meiner armen unſterblichen Seele erbarmen, als meines Leibes, der nun bald zu Staub werden wird. Darum will ich ihn täglich anflehen, und keine Ruhe haben, biß er mich erhört, biß er meinen Glauben ſtärkt, und ſeine Liebe in meinem Herzen angezündet hat; das wird er thun, wenn ich recht bete. Aber wie mach ichs, daß ich erhörlich bete? das weiſt du, o Herr, und du allein kannſt mir dazu verhelfen, o ſo ſchenke mir den Geiſt des Gebets.

26. Sept. Wie geſchwind vergißt die Seele bey dem geringſten Beſſerſeyn die Ewigkeit, und hängt ſich mit Vertrauen an eben die Welt, die den Augenblick vorher in unſerer Noth uns ohne Troſt gelaſſen hat. Aber du biſt immer! O Gott ein langmüthiger Erbarmer, — wenn mein Herz ſchon falſch und veränderlich iſt, ſo bleibſt du immer der gleiche gütige, Geduldtragende Vater. — Höre doch nicht auf, mich ſchwache Kreatur, durch alle Mittel die du gut findeſt, zu dir zu ziehen. Iſt es nöthig, ſo führe mich nur gleichſam in die Hölle, daß ich da einmal recht mein Elend fühle, und meine Zuflucht einzig zu dir nehme, einzig dir und meinem Erlöſer mit wahrem Glauben anhange. Findeſt du körper-

liche Leiden nothwendig, ſo mache mit dieſem meinem Leib, was du willſt, — nur gieb mir Stärke, das Leiden ohne Ungeduld und Murren zu ertragen — gieb mir ein kindliches Herz gegen dich — der du doch durch Jeſum mein Vater ſeyn willſt — wenn ich durch meinen Glauben deiner Gnade einmal würdig werden kann.

12. Okt. Die Vernunft, die Offenbarung — alles hat mich an Gott gewieſen. — Aber das Herz — ich zittre es zu ſagen! Mein Herz iſt von Gott entfernt! O mein Gott, ich bin in Gefahr dich zu verkennen, dich meinen Vater, Schöpfer, einzigen Helfer und Erretter! o gieb es nicht zu. Ich glaube Herr, hilf meinem ſchwachen Glauben! Gieb doch deinem Worte die Krafft, daß ich dich recht erkenne, dich aller Orten, auch hier um mich herum, auch in meinen Leiden als meinen gütigen Gott erkenne, und immer und einzig nur bey dir Hilfe und Troſt ſuche. O Vater, hilf mir beten, erhörlich beten, mit Glauben beten. —

26. Okt. Die Niedergeſchlagenheit iſt das gröſte Uebel, die einen Menſchen betreffen kann, es mag dazu eine Urſache vorhanden ſeyn oder nicht. Sie zeigt eine dem Chriſten unanſtändige Kleinmüthigkeit an — und macht uns auch ohne wirkliche Uebel dennoch leiden. Wenn ich, o Gott deiner Gnade verſichert wäre, ſo wollt ich nichts

nach Himmel und Erde fragen, der Weg könnte mir freylich bisweilen ein wenig beschwerlich vorkommen, aber wenn am Ende desselben eine selige Ewigkeit mich erwartet, würde mir nicht auch die schwerste Bürde leicht vorkommen, müßte ich sie auch 70 Jahre tragen, wenn ich immer die grosse Seeligkeit am Ende meiner Laufbahn erblickte; die Seeligkeit, zu deren Vorstellung und Beschreibung die Vernunft keine Begriffe, die menschliche Sprache keine Ausdrücke hat? —

9 Nov. Meine Seele ist aufgeheitert. Wie entzückend sind diese Strahlen von dem himmlischen Lichte, wie erquickend ist die Hoffnung, die in diesem Augenblick mein ganzes Wesen belebt. O wie glücklich wollt ich mich schätzen, wenn ich nur auf dieser untersten Stufe der Hoffnung verbleiben könnte. O mein Gott, laß mich doch nicht wieder in die vorige Finsterniß zurückfallen, sie ist allzuschrecklich; laß den glimmenden Tacht von Hoffnung nicht wieder auslöschen.

30 Nov. Ich habe sehr viel gelitten. Gott hat mir doch die grosse Beschwerde des Athems abgenommen, und ich habe von dieser Seite Erleichterung. Aber ich leide grosse fast unerträgliche Schmerzen, wenn ich die linke Hand brauchen muß; auch hat diese Beschwerde mir allen Schlaf benommen. So sind meine lezten Tage voll Schmerzen, und mein Gemüthe ist darum auch

ganz niedergeſchlagen. Aber wie ſteht es um meine arme Seele? Was iſt für dieſe zu thun? Geduld und Hoffnung wären die beſten Mittel. O mein Erbarmer, verhilf mir dazu. Ich flehe dich mit Inbrunſt dafür an. Beruhige meine beängſtigte Seele, daß ſie die Schrecken des mir ſo nahen Todes beſiegen könne. Erbarme dich meiner, o mein Heiland, ſtoß mich nicht von dir, ich flehe dich im Staube für deine ſo mächtige Vermittlung an!

4 Dec. Ein wichtiger Tag. Nach dem man meine Krankheit geringgeſchätzt und die Beſchwerde auf der Bruſt niemals für etwas wichtiges hat anſehen wollen, ſo entdeckt man mir jetzt plötzlich die nahe Gefahr, aber unter einem andern Titel, obſchon das, was ich fühle, das vorige iſt. So werden meiner Tage hier auf Erden nur noch wenige ſeyn, und wahrſcheinlich iſt es das leztemal daß ich die Feder führe. Ich kann es nicht verheelen, der Anblick des mir ſo nahen Richters iſt mir furchtbar; wie will ich vor ihm beſtehen, da ich noch nicht auf die Ewigkeit ſo vorbereitet bin, wie mich dünkt, daß jeder Chriſt es ſeyn ſollte. O groſſer Erbarmer! ich werfe mich in deine Arme; du haſt mich in dem Laufe meines Lebens mit ſo unbeſchreiblicher Geduld und Nachſicht getragen; o erzeige mir die gleiche Gnade, wenn ich vor deinem Richterſtuhle erſcheine. O mein Heiland, ſey du in dieſem für

mich ſo fürchterlich feyerlichen Augenblicke mein Fürſprecher, mein Mittler; wirke du bey deinem und meinem himmliſchen Vater meine Begnadigung aus. O ſchenke mir doch den Beyſtand deines Geiſtes, der mich durch das grauenvolle Thal des Todes führe, daß ich, wie du, mein Erlöſer, mit meinen ſterbenden Lippen triumphierend und glaubensvoll ausrufe: Es iſt vollbracht! Vater in deine Hände befehl ich meinen Geiſt. *)

*) Dies iſt die lezte Stelle im Tagebuch. Wie iſt es möglich, einen Mann der in dieſen Geſinnungen durch ſein ganzes Leben verharret, und ſie mit ſo groſſer Zuverſicht und ſo rührend noch im Tode beſtätiget, des Unglaubens oder der Hyperorthodoxie ſchuldig zu finden! Gewiß wird jeder Leſer über ſolche Beſchuldigungen, die eben ſo unwahr als lieblos ſind, ſeine ae echte Indignation nicht bergen können; Man wird auch das unverfälſchte Herz dieſes groſſen Mannes in dieſem Billete nicht verkennen, das er wenige Tage vor ſeinem Tode einem hieſigen würdigen Geiſtlichen ſchrieb: — „Die zunehmende Gefahr giebt mir den Muth, Ew. Hochw. zu bitten, mir heute und ſonſt, ſo oft es gegen einen Sterbenden möglich iſt, Dero Beſuch zu gönnen." Haller.

H.

Anhang.

Ueber die praktiſchen Folgen des Unglaubens.*)

Man müßte weder Gott noch die Menſchen lieben, wenn man ſich nicht über die unſelige Wirkung betrüben ſollte, die die Freygeiſterey in den Ländern gehabt hat, wo ſie überhandnimmt. Ein Shaftsbury, ein Bayle mag die theoretiſche Atheiſterey beſchönigen, ſie mögen eine Geſellſchaft von Gottesleugnern ſo tugendhaft abmalen als ſie wollen; die lebhafteſten Farben können ihrem Gemälde eine Schönheit, aber keine Aehnlichkeit geben. Erfahrung und Vernunft ſtimmen hier zuſammen, und wir wollen ihre vereinigten Beweiſe kürzlich vortragen. Was ich zu ſagen habe, iſt tauſendmal dem Weſen nach geſagt worden; aber die Urſachen es zu wiederholen, werden täglich ſtärker.

Der Menſch handelt nach Abſichten, er ſucht ſein Glük, und folgt ihm auf dem Wege, den ihm ſeine Erkennt-

*) Aus des Hrn. von Hallers Vorrede zu dem Buche: Prüfung der Sekte die an allem zweifelt. (1750) Herr v. Haller entwickelt darinn ſeine Grundſätze die er in Religionsſachen ſich ſchon frühe gemacht, und bis an ſeinen Tod in allen ſeinen Schriften vertheidiget hat. Und auch ſein Beyſpiel als Bürger und Chriſt, hoffe ich, ſey unbeſcholten!

Erkenntniß als den leichteſten, den kürzeſten und den gewiſſeſten vormahlt.

Die Verleugner eines rächenden Gottes und eines ewigen Lebens, ſchränken unſere Glückſeligkeit auf die kurze Dauer unſrer wenigen Jahre, und auf den Genuß der Wolluſt, der Ehre, und mit einem Worte, auf angenehme Empfindungen ein.

Der unſelige Verfaſſer des Traité de la Vie heureuſe, hat in ſoweit der Welt einen Dienſt gethan, daß er, mit abgeworfener Larve, den Menſchen die wahre Geſtalt eines Gottesleugners, und die natürlichen Folgen der bisher noch ſo ſehr beſchönigten Theorie entdeckt hat. „Die Glückſeligkeit, ſagt er, iſt das Recht eines jeden Menſchen, er muß ſie finden wo ſie iſt, ſie gehört dem Laſterhaften ſowohl und ſo billig, als dem Beſten. Der Genuß der Liebe in ſeinem natürlichen und den Thieren vernemlichen Verſtande, die feinſte Kitzelung der Sinne, iſt unſer einziges Gut, es macht allein, auch ohne die Ehre und den Beyfall der Welt, uns glücklich. Dieſes zu erhalten, muß ihn die Pedantin, die Tugend nicht hindern. Sie iſt ein Hirngeſpinſt, eine Brut der Kunſt und ein fremdes Gewächſe, das in unſerm Herzen nicht von Natur keimt. Die Reue, die ſo hartnäckig iſt, uns zu verfolgen, muß man aus den Gedanken verbannen, und das unbequeme Gewiſſen, eine Frucht der in unſrer Kindheit empfangenen Schläge und eingeſogener Vorurtheile, muß man betäuben, ſchwei-

gen beissen, und so lange ihm den Mund stopfen, bis es nicht mehr sprechen kann. An Gott ist nicht zu gedenken, und daß es kein anderes Leben gebe, ist erwiesen; also hat man nichts zu fürchten, als das einzige Wesen, das unserm Glücke im Wege ist: den Henker — vor diesem Richter muß der Philosoph freylich sich in Acht nehmen, da er sonst nichts weder über der Erde noch unter derselben scheuet. „

Wenn der Unglaube so sehr überhand nehmen sollte, daß er herrschend würde, so werden unfehlbar dieß die ersten Folgen seyn, daß man die allgemeine Theorie in die Uebung brächte. Im Fortgange unsrer Betrachtung werden wir zeigen, daß es schon jetzt geschiehet, da die Gottesleugner noch unter einem Stande des Drucks, und unter Königen stehen, und mit andern Menschen gesellig leben, die einen Gott glauben, und an Mord, Blutschande, Vergiften, und andern sichern Mitteln zu unserm Glücke kein Gefallen tragen. Wenn aber ganz Europa diese Lehrsätze wird angenommen, wenn ein neuer Flamininus öffentlich den Völkern wird bekannt gemacht haben: „Ihr seyd frey von dem Gott, den ihr gefürchtet habt, lebet hinfüro nach eurer Willkühr, „ was würde dann die Welt für ein Ansehen gewinnen?

Ein jeder lebet nun als ein wahrer Weltweise, sich selber einzig und ohne Theilung. Er siehet alles dasjenige als sein an, was ihn glücklicher machen kann, sobald er nur die Kräfte hat, es zu dem seinigen zu

machen. Seine Kinder, seine Eltern, seine Brüder, seine Mitbürger, haben nichts von ihm zu fordern; jenen ist er keine Erziehung und Erhaltung, diesen keine Ehrfurcht, und den übrigen kein Mitleiden, keine Dienste schuldig. So denkt jetzt ein Ofrai *); so werden tausende, so werden, wenn es ihm gelingt, alle Menschen denken. Die Bande des menschlichen Lebens werden alle aufs vollkommenste aufgelöset. Es wird zwar die Liebe zur Wollust noch eine beständige und kurze Vereinigung beyder Geschlechter zuwegebringen; ein Priester des Pantheon wird vielleicht eine Formel zum Kebin zweyer gewissenfreyer Philosophen von beyden Geschlechtern sprechen, an welche sie sich nicht weiter gebunden erachten, als bis der Mann eine schönere Frau, und das Weib einen angenehmern Buhler findet. Die Natur wird ihre Wirkung behalten; es werden, wiewohl weit seltener, Kinder gezeugt werden; denn die Erfahrung hat es bewiesen, daß die einer Atheisterey ziemlich ähnliche allgemeine epikurische Freyheit, so viel als irgend eine andere Ursache, zum Untergange von Rom beygetragen hat, blos weil die gränzenlose Unzucht beyder Geschlechter fast allen adelichen Familien ein Ende, und insbesondere die meisten Kayser (fast den einzigen tugendhaften Antonin ausgenommen) kinderlos gemacht hat. Die Brunst der Männer wird in ihren eigenen Kindern, in den natürlichen Schwestern, einen Reiz finden,

*) Ofrai La Mettrie.

den kein Widerſtand mehr hemmt, und deſſen Wirkungen die bitterſten Feindſchaften in jedem Hauſe erwecken, und die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern ſowohl als der leztern befehlende Macht gegen die Kinder, unterbrechen werden.

Aber was wird die erleuchtete Schöne mit ihrem Kinde, der unbequemen Laſt, der Hinderniß neuer Buhlſchaften, dem unwillkommenen Theilnehmer ihrer Zeit und Nahrung, anfangen? Sie wird es, wie zu Rom, Athen, und China, den Thieren zum Raube hinſetzen, und, philoſophiſcher als eine ſäugende Hündin, ohne Zeitverluſt ſich zu einer neuen Liebe geſchickt machen.

Wird ein Kind durch glückliche Zufälle groß, ſo hat es von den Eltern keine Liebe zu gewarten. Es thut nichts für ſie, und ſo werden ſie für ihre Kinder auch nichts thun. Soll ich das Geld, womit ich mir einen wollüſtigen Abend verſchaffen kann, hingeben, und das Heulen eines ſchreyenden Kindes beſänftigen, oder einem halberwachſenen Sohne einen Hofmeiſter bezahlen? Wo ſteht im Geſetzbuche des La Metrie die Stelle, die mich dazu verbindet?

Der Sohn wird zufälligerweiſe groß; er weigert ſeinem Vater den Gehorſam; er hat ſeine eigene Wolluſt zu ſättigen, und ſucht durch alle Mittel die nöthigen Gelder, die ihm der Vater aus gleichen Abſichten verweigert. Ein ewiger Streit trennet die Familien. Der Sohn wird ſtärker als ſein durch Wol-

luſt und Unmäßigkeit geſchwächter Vater; und hier kehrt ſich das Schauſpiel um: der Vater iſt mir im Wege; wäre er nicht mehr, ſo könnte ich die ſchönſten Kleider tragen, den reitzenden Sängerinnen zu gefallen, die beſten Speiſen eſſen, und den theureſten Verſchnittenen zuhören. Wer wird den weiſen Sohn hindern, daß er nicht den Feind ſeines Glücks aufreibe?

Die Atheiſten werden auch krank; ſie fordern Wartung, und die geduldige Liebe der übrigen. Aber wie können ſie dergleichen hoffen? Der unbequeme Mann! wird die eben herrſchende Beyſchläferin ſagen, werde ich ſeiner nicht bald los ſeyn? Er wird, wie ein verlaſſener Wilder in Amerika, ohne Hilfe verſchmachten; denn was geht ſein Elend andere Menſchen an, die für ihr eigenes Vergnügen zu ſorgen verpflichtet ſind.

Wird unter den neuen Philoſophen iemals der Freundſchaft angenehmes Band entſtehen können? Es wird wohl Tafelfreunde und Gefährten in dem Genuſſe der Wollüſte geben. Aber wird nicht der geringſte Eigennutz, die Mißgunſt, die Ungleichheit der Gedanken, dieſe ſchwachen Bande alle Augenblicke trennen, wo ein Freund den andern blos als das Werkzeug ſeiner Wolluſt anſiehet, und eben ſo leicht haßt, ſobald deſſen Triebe den ſeinigen entgegen ſind; wo man nichts einander vergiebt; wo keine Treue in Geheimniſſen, keine Freundesdienſte in der Noth; keine edelmüthige Entziehung von unſerm eigenen Nutzen und unſrer eigenen Luſt, zur Beförderung des Vergnü-

gens und Milderung des Leidens unſrer Freunde, mehr Statt haben werden?

Ein Kind wird vaterlos; es verliert den Beyſtand (wenn es ja einen Beyſtand genoſſen hat) ſeiner Eltern; wer wird ſich ſeiner annehmen? Die Liebe, die die Chriſten Charitas zu nennen um deſtomehr Recht gehabt haben, weil die chriſtliche Religion vornehmlich ſie unter den Menſchen bekannt gemacht hat, iſt mit allen andern Vorurtheilen ausgerottet. Der Waiſe, der hilfloſe Wandersmann, der entkräftete Arme wird, wie ein verlaſſenes Vieh, hinſterben.

Die Ehen werden vielleicht nicht mehr ſeyn; ſollten ſie aber fortdauren, was wird für ein Band zwiſchen zweyen Menſchen ſeyn, wovon der eine ſein Vergnügen beſſer bey einer fremden Perſon, als bey der ſchon gewohnten Buhlerinn findet: und die andere ihrem Manne keine Treue und keine Liebe ſchuldig iſt, ſobald ſie dabey ihr Vergnügen nicht hoft; denn die neue Lehre hebt aus dem Grunde alle Bande auf. Ich verſpreche; aber warum ſoll ich halten? Mein Halten iſt nichts Gutes, mein Brechen nichts Böſes; jenes iſt eine Thorheit, eine Pedanterey, ſobald es mich an meinem mehreren Vergnügen hindert, und die Treuloſigkeit wird eine Pflicht, ja meine einzige Pflicht, ſobald ſie mich glücklicher macht.

Kauf und Verkauf, und alle Handlung, wird unter dieſen neuen Troglodyten nicht anders als baar gegen baar, und mit allen den beiderſeitigen Verſu-

chen zum Betrügen zugehen, die nur möglich seyn werden. Warum sollte ich nicht betrügen? für meine Verfälschung der Waare gewinne ich, es ist meine Pflicht zu betrügen, denn es ist mein Nutzen. Die fast ganz religionslosen Chineser üben diese Theorie bekanntlich in aller ihrer Vollkommenheit aus.

Die neuen Philosophen werden über den Besitz der Güter miteinander streiten; wie hart wird nicht ein jeder bey der Behauptung seiner Rechte seyn, da alles ihn anspornt, dieselben zu behaupten, und ihn nichts zurückhält? Wir geben zu, es werden noch Richter seyn; aber diese Richter kennen kein Recht, keine Ehre, keinen Gott; sie sind Menschen und Atheisten, die nicht durch ein Hirngespinst der Tugend und Ehre, sondern durch das wesentlichste Gut, die Wollust, glückseelig werden wollen. Warum sollen diese von Vorurtheilen freye Richter nicht die grössere Bestechung vorziehen, und denjenigen glücklicher machen, bey dessen Glücke sie das ihrige selbst finden?

Der Stolz des einen stößt wider den Stolz des andern; die Wollust des einen sucht ihr Vergnügen wo der andere; die Gränzen sind dem begierigen Nachbar zu enge und unbequem. Rache und Haß wird alle Herzen trennen. Ein jeder will alles, er hat ein Recht zu allem, ein jeder ist ein Feind aller andern Menschen. Das Gift wird unbequeme Väter und Verwandte, und unangenehme Ehegatten wegräumen; der Dolch eines erkauften Mörders wird

einen Beleidiger, oder einen Beleidigten, deſſen Rache man furchtet, aus dem Wege ſchaffen; denn der wird der gröſte Feind ſeyn, von deſſen Untergang man am meiſten hoffet.

Der Arme, dem die Nothdurft fehlt, der Spieler, dem die Würfel zuwider geweſen ſind, der Müſſiggänger der nichts hat, womit er ſeinen Abend hinbringen kann, der wolluſtige Bürger, der über den Trieben der Natur, denen er weislich folget, um alle Mittel ſich zu erhalten gekommen iſt, wird bald auf der Landſtraſſe, mit der Piſtole in der Fauſt, dem erſten Reiſenden beweiſen, daß er kein Recht zu ſeinem eigenen Gelde hat. Der Richter wird aus Ohnmacht, aus Mangel tugendhafter Bedienten, aus Eigennutz, aus Trägheit, zu der Störung der öffentlichen Ruhe die Augen ſchlieſſen, oder gar die Beute mit dem Räuber theilen. Der Bürger verſchwendet die Frucht ſeiner Arbeit in der Ueppigkeit, die er erreichen kann; er ſucht in der Vermeidung der Zölle, in ſchlechterer Waare, in offenbarem Betrug, ein Mittel zur Unterhaltung ſeiner Frühſtücke, zur Beſuchung der Schauſpiele und der Vauxhalls.

In allen andern Verhältniſſen des menſchlichen Lebens wird eben die Unordnung herrſchen. Der Herr wird von dem Diener, von dem Unterthan alles, und noch mehr fordern, als ſeine Kräfte zu ſeinem Vortheile aufbringen können. Der Diener hingegen und der Unterthan, werden zu der geringſten Arbeit, zu

der gemäßigten Abgabe, um so unwilliger seyn, je deutlicher sie überzeugt sind, daß der Herr kein anderes Recht habe etwas von ihnen zu verlangen, als die überlegene Macht. Und wenn einmal ein philosophischer Pöbel, eine in den Geheimnissen unterwiesene Armee, merken wird, daß sie stärker ist, als der einzelne Fürst und Feldherr, so wird diese gerühmte Entdeckung ihre Wirkung bald kräftig an den Tag legen.

Aber ein Fürst wird richten, wird strafen, wird die Philosophen durch Schwerd und Strick überzeugen, daß es besser für sie sey, ehrlich zu seyn, und ungefehr so zu leben, wie das Christenthum befiehlt. Aber warum soll er diese Mühe über sich nehmen, und diese Aufsicht führen? Hat er nicht nähere, nöthigere Geschäfte? Muß er nicht genieſen? Muß er nicht in der Wollust das einzige wahre Gute suchen, der Wollust, die er so leicht und so verschieden haben kann? Wenn er kriegerisch gesinnet ist, muß er nicht dem Ruhme seiner Waffen, seinem einzigen Abgotte, folgen; und was ficht es ihn an, wenn einige tausend erlegte Maschinen seinem Siegeswagen den Weg ebener machen? Sein erleuchteter Verstand sieht die Richtigkeit des Rechts viel zu deutlich ein, er ist von der Thorheit der Tugend viel zu vollkommen überzeugt. An seinem Hofe herrschen die Erfinder der neuen Wollüste, die nach dem Geschmacke des Despoten sind, und wer sich am tiefsten beugt, steigt am

höchſten, wenn er ein Werkzeug des Vergnügens ſeines Fürſten iſt. An keine milde Stiftung, an keine zur Verbeſſerung des Verſtandes und der Sitten abzielende Anſtalt iſt zu gedenken. Warum ſollte der Fürſt ſeinen Schatz anwenden, andere glücklich zu machen, die nicht er ſelber ſind? Der Statthalter, der Feldherr, und die übrigen Obrigkeiten folgen, nach dem Maſſe ihrer Kräfte, dem Beyſpiel ihres Herrſchers, und der gemeine Mann muß den Preis bezahlen, womit die Groſſen bey Hofe ihre Strafloſigkeit bey ſeiner Unterdrückung erkaufen. Zudem was iſt ein Fürſt, ſagt ſein atheiſtiſcher Feldhauptmann? Worauf gründet ſich ſein Recht? Wer hat mir befohlen ihm zu gehorchen? denn die Eide wären bey einem Gottesleugner eben ſo lächerlich, als wenn man iezt in Wien oder in Paris vor den Gerichten die Leute beym Apollo und Neptun ſchwören lieſſe. Die Folge dieſes philoſophiſchen Beweiſes wird ſeyn, daß Gift und Schwert von allen Seiten nach dem Fürſten zielen wird; denn welcher Unterthan wird ihm ſein Serrail, ſeine ſchönen Pferde, und ſeine Luſtgärten gönnen?

Werden ihn die Leibwachen ſchützen? Wird ein zahlreiches und unter guter Mannszucht ſtehendes Heer ſeine unwilligen Unterthanen unter dem Joche halten? Aber wer ſchützt ihn wider ſeine Leibwache, wider den beliebten Feldherrn etlicher Legionen, wider den Statthalter einer Provinz? Rom im dritten

Jahrhunderte, das heutige Perſien, und die noch neuern Empörungen unter den Ottomannen, dienen zum Beweis, wie wenig die Armeen einen Fürſten bewahren können, wo einmal das Band zwiſchen ihm und ſeinen Unterthanen gebrochen iſt. Der überall eingeriſſene Bau des Staates wird bald fallen, und ein Arbaces, ein Mahmud, ein Galba, der philoſophiſchen Monarchie ein Ende machen. Sardan Pul, Nero und Borgia waren demetriſche Weltweiſe und Fürſten, in der Theorie und Parin.

Alle dieſe Züge ſind der Natur nach gemalt, und ihre Farben haben noch bey weitem nicht ihre behörige Lebhaftigkeit. Ich habe zu Rom, zu Algier, in Perſien und auch wohl näher, die Urbilder dieſer Beſchreibung gefunden.

Ich glaube, es ſey genug erwieſen, daß dieſe neue Weisheit der Untergang des geſellſchaftlichen Lebens ſeyn wird. Da ſie einem jeden Menſchen ſein einziges Glück, und zwar ſein blos ſinnliches Glück, zum Zwecke giebt, ſo erregt ſie eine unendliche Widerſtrebung in den Kräften aller Menſchen, da ein jeder die ſeinigen gegen alle andre anſpannt, und muß alſo den allgemeinen Zuſtand der Feindſchaft und des Krieges einführen, den Hobbes ſehr aufrichtig ſchon erkannt hat, und der nicht eher aufhört, bis der Glaube Friede macht.

Der Glaube thut gerade das Gegentheil des Unglaubens. Alle die Kräfte, die Willen, die gegen-

einander ſtreiten, verbindet er in einem Mittelpunkte, in Gott. Nach ſeinen Geſetzen ſollen wir Gott über alles, und den Nächſten lieben wie uns ſelbſt. Was für ein unendlicher Reichthum von Weisheit, und das Glück der Welt befördernde Güte!

Wir ſind, nach der Offenbarung, nicht für dieſe Welt beſtimmt; ihre Güter ſind eine Probe für uns; wir ſollen ſie mit einer beſtändigen Zurückhaltung genieſſen, die uns bewahrt, unſer Herz daran zu hängen. Wir müſſen ſie verlaſſen. Wir ſind beſtimmt in eine Geiſterwelt überzugehen, woraus die Wollüſte des Leibes verbannet ſind, und in welcher wir, als niedrige und aus Gnaden verklärte Geſchöpfe, in der Gegenwart Gottes, und tauſend weit herrlicherer Weſen als das unſrige, den Trieb der Ehrſucht ausziehen müſſen.

In dieſer jezigen Welt ſind wir alle Brüder, es iſt uns anbefohlen, gegen den Nächſten alles das zu thun, was wir gegen den unendlich belohnenden Gott thun würden, wenn er in menſchlicher Geſtalt erſchiene, und unſrer Hülfe bedürftig wäre; eine Vorſtellung, die allen Reiz menſchlicher Beredtſamkeit an Rührung übertrift.

Aus dieſen kurzen Grundgeſetzen flieſſen alle bürgerliche Tugenden, und, wenn ſie befolget würden, die Glückſeligkeit der Welt, ungezwungen und dennoch nothwendig.

Die Ehe zweyer Christen ist ein Schauplaz der Liebe und der Sanftmuth. Der Gemahl soll des andern Last tragen; das Stärkere soll seine Macht nicht mißbrauchen, das Schwächere soll gehorchen. Kein fremder Reiz soll sich wider die unverbrüchlichen Gesetze der ehelichen Treue aufehnen; denn die Begierde ist schon ein Ehebruch. So sagt Christus, so sagt die nunmehr von ihm erleuchtete Vernunft; denn die gefällig empfundene Begierde wird zur That, so bald die Macht dazu da ist. Das Alter trennt die Liebe zweyer Christen nicht, es kann sie vermehren. Eine mehrere Zunahme im Guten macht den einen Gatten dem andern verehrungswürdig und werth, und diese ist mit den Jahren vermuthlich.

Die Kinder sind bey den Christen ein Pfand, ein anvertrautes Gut, das wir bauen sollen, auf daß es dem allgemeinen Herrscher Früchte trage. Wir sollen sie nicht nur lieben, sondern zur Tugend, zur Gottesfurcht, zum ewigen Glücke erziehen. Gott hat uns ihnen zu Pflegeltern, und an seine eigene Stelle gesetzt, er, der der allgemeine Vater unser aller ist.

Die Kinder sollen ihre Eltern als Gottes Statthalter verehren; sie können sie, da sie von ihnen geliebt werden, nicht anders als wieder lieben; Pflicht und Natur vereinigen sich, das zärteste Band in jeder Haushaltung zu knüpfen.

Confucius hat wohl gelehrt: ein Reich würde glücklich seyn, wenn eine jede Haushaltung in Ord-

mung unter sich selbst stünde, wenn die Haushaltungen in eine Verfassung zusammenstimmten; wenn die Städte in einem Reiche unter einer allgemeinen und obersten Quelle der Ordnung sich vereinigten. Dieses Reich hat Confucius nie erlebt; und es fand sich sobald das Christenthum zum Ernst und zur Uebung kam, weit vollkommener und in der That, als beym Confucius in der Hoffnung.

Der Untergebene ist des Christen Bruder, der Christ ist ihm alle Liebe, alle Pflegung, alle Billigkeit schuldig. Wird der Diener einen solchen Herrn nicht lieben, nicht sein Vergnügen wünschen, da er Befehle Gottes hat, seinen Herrn zu ehren, und seinen ihm nicht aufgedrungenen, sondern von Gott selbst für ihn ausersehenen Stand für gut, als den besten anzusehen, dessen er fähig ist.

Handel und Wandel bekömmt durch das Christenthum die Treue, die kein Gesetz verschaffen kann. Der Christ ist niemals allein, Gott sieht ihn, und er sieht in der Einsamkeit der Nacht unter einer weit ehrwürdigern Aufsicht, als der Atheist in der Gegenwart seines Fürsten. Das heimliche Pfand, das vertraute Geheimniß eines verstorbenen Freundes, reizt uns zu keiner Untreue. Sollte ich ein so grosses Uebel thun, da es Gott siehet? Sollte ich dem zutraulichen Nächsten schlechte oder theure Waare verkaufen, weil er es nicht versteht, weil er meine Waare nöthig bedarf? Ist dies dem Gesetze gemäs: zu thun, wie ich

will daß man mir thue? Soll ich die Ewigkeit für etwas Geld vertauſchen, das ich nur ein paar Jahre genieſſe?

Der Richter, der Vorgeſetzte, ſieht ſeine Macht als ein von Gott ihm anvertrautes Amt an. In dieſem Geſichtspunkte iſt er gerecht, ſorgfältig und unerkauflich. Er handelt unter den Augen ſeines oberſten Fürſten, dem keiner von ſeinen Gedanken unbekannt iſt!

Der König ſitzt auf dem Throne ruhig. Alle Unterthanen ſehen in ihm das Ebenbild Gottes auf Erden, die ſichtbare Quelle der Ordnung, die Sonne der bürgerlichen Welt, die, mit dem empfangenen Glanze, ihre weit ausgedehnte Sphäre erleuchtet und erwärmet. Unter dem Zepter eines chriſtlichen Königes wachſen Schulen zur Erziehung der Jugend, Kirchen zur Beſſerung der Alten, Hoſpitäler zur Pflegung der Kranken, Kolonien zur Ruheſtätte bedrängter Bürger und Fremden. Seine Statthalter, ſeine Unterrichter kennen ihn, ſie wiſſen, daß mit ihrer Tugend ihre Ehre und ihr Glück verbunden iſt; ſeine Gottesfurcht prägt vielen tauſenden die Aehnlichkeit ſeines Gemüths und ſeiner Gaben ein. Keine Aufruhr ſteigt im Herzen der Unterthanen auf. Wer haſſet die Sonne.

Alle dieſe Vortheile flieſſen aus der Offenbarung, die der menſchlichen Eigenliebe Schranken ſetzet, uns von der Wolluſt und Ehrſucht befreyt, und uns ein

Glück zeigt, das werth iſt, Wolluſt und Eigenliebe zu verleugnen. Die Triebe, die im Körper nach Wolluſt, und in der Seele nach Ehre liegen, ſind noch ſtark genug unſre Trägheit zu ſtören; und die Offenbarung ſchränkt dieſe reiſſenden Ströme nur in Dämme ein. Sie fahren fort zu flieſſen; ſie tragen nützliche Schiffe, aber ſie verwüſten das Land nicht mehr. Es wird niemals zu befürchten ſeyn, daß eine Windſtille in der Seele des Menſchen entſtehe. Ehrſucht, Wolluſt und Geiz keimen mitten unter der Sorgfalt der aufmerkſamen Religion, und ſie ſelber lehrt Pflichten, die uns zur Arbeit, und zur würdigen Bekleidung unſrer Bedienungen, verbinden.

Sind aber die chriſtlichen Reiche mit tugendhaften Menſchen beſetzt, frägt der Atheiſt? Sind die Heiden nicht eben ſo gut geweſen? Iſt China nicht unter einer atheiſtiſchen Herrſchaft und Regierung ein geſittetes und ordentliches Reich? und, iſt dieſes alles wahr, was rühmet man uns dann die Offenbarung, die den Menſchen nicht beſſer macht? Was ſchilt man auf den Unglauben, der uns nicht hindert gut zu ſeyn?

Es iſt an dem, Griechenland und Rom haben in verſchiedenen Abſichten Männer gezeuget, die aus bloſſer Ehrbegierde, zum Vortheile ihres Vaterlandes, groſſe Thaten verrichtet, tapfer gefochten, gerecht geurtheilt, herzhaft im Rathe geſprochen, und andere äuſſerliche, dem gemeinen Weſen nützliche

Tugenden ausgeübt haben. Unſre heutigen Gottesleugner können ſich aber ſchwerlich der Beyſpiele dieſer Männer wider uns bedienen. Sie ſind nach ihrem Lehrgebäude, eben ſowohl Thoren, als die Chriſten geweſen. Wie dieſe für ein ewiges Leben, ſo haben jene, für eine Unſterblichkeit bey den Menſchen gearbeitet. Sie ſind auch eben nicht Atheiſten geweſen. Die tugendhafteſten unter den Heiden haben ein göttliches, und auf die Welt aufmerkſames Weſen geglaubt, und eine Dämmerung von dem wahren Lichte ſcheint ihr Gemüthe durchdrungen zu haben. Hieher zählen wir den Antonin, den Epiktet, und gewiſſermaſſen den Sokrates. Ja die Römer, zu den Zeiten des Polyb, waren ſo voller Ehrfurcht gegen die Götter, daß man keinen unter ihnen hätte erkaufen können, einen falſchen Eid zu thun.

Es fehlt aber ſehr viel, daß ſelbſt Athen und Rom diejenige Tugenden beſeſſen haben, die ein Volk glücklich, und einen Menſchen ſelig macht; und die Urſache, warum dieſe gerühmte Staaten dieſe ächte Tugend nicht beſeſſen haben, liegt eben darinn, daß ſie des Lichtes der Offenbarung ermangelten. Dieſe Betrachtung dient weſentlich zu unſerm Vorhaben.

Die Tugend der noch freyen Römer gieng vornemlich auf die Aufnahme des Staats. Alle Bürger waren mit einem fanatiſchen Begriffe eingenommen, die Herrſchaft der Welt ſey den Römern zugedacht, und ein jedes Mitglied der Republik arbeitete an die-

ſem groſſen Werke mit Eifer und Vergnügen. Die Triumphe, die Bildſäulen und die Siegeszeichen erhielten dieſen Trieb, und feuerten die Ehrbegierde an. Aber es fehlte dieſen Römern (und noch mehr den Griechen) an ſehr vielen und an ſehr nöthigen Tugenden. Die Acculationes, oder gerichtlichen und peinlichen Klagen wider ihre und ihrer Eltern Feinde, war die gemeinſte Strafe, auf welcher die jungen Römer nach der Ehre ſtrebten. Die Feindſchaft zwiſchen den Familien war unverſöhnlich, und ein Sohn konnte, wenn er ſich nicht entehren wollte, die Feinde des Vaters nicht unverfolget laſſen. Hieraus entſtunden zwar keine Zweykämpfe, die ihre Erfinder weiter im Norden gehabt haben, aber doch Aufruhr und Zwietracht. Die Römer kannten, ſo viel ich mich erinnern kann, die Liebe und Mildthätigkeit gegen die Armen nicht; die Allmoſen und Hoſpitäler ſind neue Erfindungen, und gehören dem Weſen und dem Namen nach dem Chriſtenthume zu. Gegen ihre Feinde waren ſie, auch die beſten unter ihnen, grauſam und unerbittlich, und ein König, über den man triumphirt hatte, mußte mit ſeinem Geſchlechte ſterben, ja die unſchuldigen Töchter wurden, — ein abſcheulicher Gebrauch! — vom Henker zuerſt ihrer Ehre, und dann des Lebens beraubt. Die herrſchenden Plane, ſelbſt des noch tugendhaften Roms, waren ungerecht; es miſchte ſich in alle Angelegenheiten ſeiner Nachbarn, und unterdrückte eben die Völker,

die es beſchützen wollte. Die Vorzüge der Keuſchheit waren dem männlichen Geſchlechte unbekannt; man weiß des Cato heilloſen Rath, die Vergötterung der Flora, und die Schauſpiele der Römer, das Volk ſchämte ſich ihrer, und konnte ſie dennoch nicht entbehren. Ein Antonin ſelbſt hielt ſeine Beyſchläferin. Die Trunkenheit wurde ſo wenig, als der Geiz, für ein Laſter angeſehen; der jüngere Cato hat die erſtere durch ſein Beyſpiel, der ältere durch ſeine Lehren, den Geiz rühmlich gemacht. Der Selbſtmord war eine erlaubte Freylaſſung, die man ſich ſelber gab, und der übertriebenſte Ehrgeiz ward nicht nur eine Heldentugend, ſondern eine Mutter der Helden. Die Eitelkeit und der Eigenruhm waren, auch bey den beſten Römern, allgemein; der Brief des Cicero an den Luccejus iſt ein immerwährender Beweis, wie weit ſich auch philoſophiſche und gutgeſinnte Männer hierinn vergeſſen können, und die Münzen ſind ewige Zeugniſſe der Ruhmſucht der Römer. Die grauſame Aufopferung der gefangenen Fechter, die eine der vornehmſten Beluſtigungen des Volkes, ſogar bey den Mahlzeiten, war; die Ausſetzung der Kinder, die man ſelbſt in den vornehmſten Geſchlechtern, um keinen neuen Aufwand zu machen, dem Tode überließ; die Knechtſchaft; ſind lauter gegen die Menſchenliebe ſtreitende Verbrechen, und Merkmale einer allgemeinen Härte. Kurz, es bleibt von allen den römi-

schen Tugenden wenig übrig, als die Herzhaftigkeit, und der Eifer für die Gröſſe des ewigen Roms.

China ist nichts weniger, und ist auch niemals dasjenige gewesen, wozu es aus besondern Absichten, die Jesuiten gemacht haben. Anson, Le Gentil, Rinius und andere neue Reisende haben es nach dem Leben abgemalt.

Wir könnten zwar den Freygeistern ableugnen, daß die Gelehrten in China Atheisten seyen. Der Kayser selbst opfert dem Gott des Himmels; die Aufmerksamkeit des Tien (oder obersten Wesens) auf die Aufführung der Menschen, und seine Bestrafung lasterhafter Völker, ist angenommen und kanonisch. Aber wir wollen die heutigen Chineser, bey ihrer grossen Lauigkeit in der Religion, den Atheisten gerne überlassen, sie werden bey dieser Vermehrung ihrer Anzahl nichts gewinnen.

China hat seine Gesetze und Anordnungen von seinen ersten Kayſern, von den tugendhaften Yen und Yuvang, und von andern Herrschern, die, soviel ich finden kann, der allerältesten Religion zugethan gewesen sind, und einen einzigen Gott, als einen Schöpfer, Versorger und Richter der Menschen, verehrt haben. Diese Gesetze sind ungemein ordentlich. Die scharfe und despotische Aufsicht und Macht steigt vom Kayser auf die Statthalter der Provinzen, von diesen auf die Obrigkeiten der Städte, und endlich auf den Hausvater herunter, der eine vollkommene Herrschaft gegen

seine Hausgenossen, und einen eben so vollkommnen Gehorsam gegen seine Obern ausübet, die man sehr unrichtig Mandarinen nennt. Diese und viele andere Verordnungen, neben der natürlichen Feigheit des Volks, haben dieses grosse Reich noch so ziemlich in Ruhe, und in einer gleichen Verfassung erhalten. Die neuen Herrscher, die von Zeit zu Zeit das blödherzige China mit den Waffen bezwangen, haben diese despotische Macht ihnen selbst sehr zuträglich, und zugleich sehr nöthig gefunden, ein unzählbares Volk, das seine Ueberwinder allemal wohl hundertmal an Mannschaft übertraf, zugleich im Zaume, und in einem erträglich guten Willen gegen seine Ueberwinder zu erhalten. Aber was ist die gerühmte Wirkung dieser Gesetze und dieser gepriesenen Sittenlehre, in welcher kein Gott ist? Eine allgemeine Herrschaft vieler Laster, mit überaus wenigen Tugenden. Der Chineser ist feig, falsch, rachgierig, eigennützig, betrügerisch, wollüstig. Es ist wahr, er ist höflich, arbeitsam, und im Aeussern gelassen und sittsam. Aber wie gering sind diese Tugenden gegen die überwiegenden Laster?

Selbst die innere Verfassung hat mehr Fehler, als der schlechteste europäische Staat. Alles ist voll Räuber, und alle Jahrhunderte sind voll von solchen Störern der allgemeinen Ruhe, die durch die Feigheit des Volkes, durch seine Gleichgültigkeit gegen seine Beherrscher, und durch die Ungelenksam-

keit der langsamen Regierungsform fürchterlich, und den Kayſern ſelbſt gefährlich geworden ſind. Die Gerechtigkeit, die gelehrten Beförderungen ſind durchaus verkäuflich. Alle Jahre leidet dieſe oder jene Provinz von der Hungersnoth; die öffentlichen Vorrathshäuſer ſtehen, durch die üble Beſorgung eigennütziger Obrigkeiten, ledig, und die Unterthanen ſterben zu Tauſenden. Der kayſerliche Hof iſt voll Unruhen; ſelbſt der geprieſene Kanghi hat ſeinen erwählten Thronerben hinrichten zu laſſen ſich gezwungen geſehn. Kurz, in China iſt der bloſſe Schatten der Tugend, und das Weſentliche des Laſters anzutreffen.

Hier wird der Freygeiſt mir die europäiſchen Sünden vorwerfen. Er wird die Greuel des ſo andächtigen Konſtantinopolitaniſchen Hofes, das zu Rom herrſchende Verderben, und die Fehler der proteſtantiſchen Länder vorrücken. Seht die Folgen des Chriſtenthums, ſagt man. Der Spanier betet und mordet in einer Viertelſtunde; der andächtige Italiäner ermahnet ſeinen Feind zur Beichte, und ſchießt ihm die mörderiſche Kugel, nachdem der Elende ſein Ave Maria geendet hat, mit beruhigtem Gewiſſen durchs Herz. Die Chriſten geben vor, ſie glauben ein ewiges Leben, und dieſes ſey die Hauptabſicht ihrer Thaten; aber ſeht ſie näher an: ſuchen ſie etwas anders, als Geld, Wolluſt und Ehre? und was ſucht der Atheiſt anders? alſo kömmt, in der ausübenden Sittenlehre, der Atheiſt und der Chriſt überein, und

die Wirkung der Offenbahrung ist nur in den Geberden zu finden.

Dieser Einwurf scheint stark; aber er scheint es nur. Das Christenthum hat zu allen Zeiten seine wahren Eigenschaften genugsam gezeigt, und die Tugend hat allemal in dem gleichen Verhältnisse mit der Frömmigkeit zugenommen.

Die ersten Christen waren Muster der Keuschheit, der Liebe, der Demuth, der Uneigennützigkeit; und warum sollten sie es nicht gewesen seyn, da sie alle Augenblicke gewärtig und erbietig waren ihr Leben zu lassen, und alle die Güter zu verlieren, wornach andere Menschen streben? Der jüngere Plinius ist ihr Zeuge; und sie haben bey ihren Verfolgern sich allemal herzhaft auf die Untersuchung berufen, ob sich wohl unter ihnen, unter ihren Tausenden, ein einziger Lasterhafter befände? So lange sie wahre Christen waren, so lange trieben sie die Tugend über alle bekannte Gränzen der Menschlichkeit. Seine Feinde lieben, sein Leben für die Wahrheit hingeben, sich ohne Widerstand von der wüthenden Obrigkeit mißhandlen und ermorden lassen, sind freylich Tugenden, die nicht ursprünglich in den Herzen der Menschen sind, und die weisesten Heiden nicht gekannt haben.

Es ist wahr, in der Folge der Zeit hat man in dem Herzen Unzucht, Ehrsucht und Rache aufwachsen gesehen, da zugleich der Mund die Sprache

der feurigsten Liebe zu Gott nachgeahmet hat. Eine grosse und mächtige Sekte der Christen hat den Mord, und alle Arten der Verfolgungen, eben so weit, und vielleicht weiter getrieben als die Römer; denn schwerlich wird man in der Geschichte einen Tag finden, der dem Bartholomäustage an der Anzahl, dem Adel der Erschlagenen, und der Treulosigkeit der Mörder gleich kömmt; einen Tag, den der angebliche Statthalter Jesu mit Münzen, mit Jubelreden, mit allen möglichen Freudenbezeugungen gutgeheissen und geweihet hat.

Es ist gleichfalls wahr, daß in den gereinigten Kirchen der Christen selbst, die menschlichen Laster in einem hohen Grade herrschen. Es giebt Unzüchtige, Ehrsüchtige, Geizige, Ungerechte, in allen Ständen und in allen Gemeinen. Aber alles dieses beweiset für die Gottesleugner nichts, und beweiset vieles für uns.

Der Aberglaube ist ein fast eben so abgesagter Feind der Religion, als der Unglaube. Dieser läßt das menschliche Verderben frey, weil kein Gott ist der es straft; und jener, weil sich Gott durch Ceremonien, durch fremde Verdienste, durch eine äusserliche Anhängigkeit an eine wahre Kirche, gewinnen läßt. Beyde machen die Menschen zu bösen Schuldnern gegen Gott. Der Atheist leugnet seine Schuld, und der Abergläubige will für Gold mit Papier bezahlen. Was gehen also die Religion die Folgen

des Aberglaubens an, und warum ſollte ſie die Uebelthaten ihres Feindes verantworten?

Die Laſter der Lauen, der Namens-Chriſten, fallen eben ſo wenig der Religion zur Laſt. Wenn wir ſie mit dem Unglauben vergleichen, ſo halten wir das Lehrgebäude der Offenbarung, und das Lehrgebäude des Unglaubens gegeneinander. Jene führt uns zur allgemeinen Liebe, die das Weſentliche der Tugend, nach dem Geſtändniſſe unſrer Feinde ausmacht; und dieſe trennet uns von allen Menſchen, ſie macht uns ſelbſt und unſern Willen zu unſerm Gott, und zum einzigen Endzweck unſrer Thaten. Der Chriſt iſt laſterhaft, weil er kein wahrer Chriſt iſt; und der Atheiſt, weil er ein wahrer Atheiſt iſt. Die Tugenden, die dieſem bleiben, kommen von der Scheu vor ſeinen Mitbürgern, von den übrig gebliebenen Empfindungen der Erziehung her, und er iſt kein ächter Atheiſt, er handelt nicht nach bündigen Schlüſſen, ſobald er etwas anders liebt als ſich ſelbſt.

Wir bemerken ferner, daß bey allen dieſen Mängeln, eine ungemeine Menge Gutes im Chriſtenthum übrig bleibt, deſſen Quelle wir einzig in der Religion zu ſuchen haben, da dieſes Gute, nach dem Bekenntniß unſrer Gegner, eine fremde Pflanze bey uns, und nicht eine Frucht unſers Herzens iſt. Eine allgemeine Redlichkeit im Handel und Wandel; eine noch groſſe Uebermacht ehelicher Huld und Treue gegen die

entgegenſtehenden Laſter; eine durchgängige Liebe der Kinder, der Freunde, der Armen; eine allgemeine wen vorzüglichere Gerechtigkeit; ein faſt unbegreiflicher Gehorſam gegen die öfters unbarmherzige Obrigkeit; eine ununterbrochene Treue in den Kriegesheeren, herrſchet noch faſt in der ganzen Chriſtenheit. Wie viele Arme werden noch geſpeiſet; wie viele Kranke gepflegt; wie viele Waiſen erzogen; wie manche aufſteigende Begierde zur Rache, zur Unkeuſchheit, wird noch durch das Gewiſſen, durch die dem Gemüthe gegenwärtige Erinnerung an Gott, gebrochen? Und wie mancher Menſch bleibt, eben darum ein guter Bürger, ein liebreicher Ehemann, ein zärtlicher Vater, ein nützlicher Magiſtrat, weil er ein Chriſt iſt?

Viel allgemeiner, viel reiner würde das Reich der Tugend unter den Menſchen ſey, wenn mehrere Chriſten wären; wenn die Menſchen die groſſen Wahrheiten der Offenbahrung ihrem Gemüthe tiefer eindrückten; wenn ſie bey ſich die Religion zur Kraft kommen laſſen wollten. Die Vergleichung eines der wahren Religion zugethanen Staates, und eines andern, wo die Freygeiſterey herrſchet, iſt ein augenſcheinlicher Zeuge für uns.

Engelland war unter der groſſen Eliſabeth, und ſpäter, noch faſt gänzlich frey vom Unglauben. Die gröſten Geiſter dieſer Zeit, ein Verulam, und lang hernach ein Milton, waren voll der tiefſten Achtung gegen

Gott. Damals war die englische Nation häuslich, eingezogen, arbeitsam, tapfer, freygebig, gastfrey, mitleidig, und in allem ordentlich. Der Eindruck der Religion haftete selbst auf den Erzählungen ihrer Reisenden, und auf den Entschliessungen des Parlaments. Dieses Engelland war dem Philipp, und der ganzen Gewalt des Pabstes zu stark. Auf einmal und zu gleicher Zeit hoben sich die Schiffart, die Gelehrsamkeit, die Handlung und der kriegerische Ruhm, und der Namen dieses glückseligen Volkes flog über den bewundernden Erdboden.

Es kam die Zeit, da Freygeister herrschten, da unter Karl dem Zweyten alles, was der Religion ähnlich sah, zum Gelächter und zum Vorwurf ward. Ein noch unbekehrter Rochester, ein Hobbes, ein Dryden, waren die Schooskinder des Hofes und der Nation. Der Unglaube drang bald vom Throne zum Adel, vom Adel endlich bis auf das gemeine Volk, und bis in das Gemach des Frauenzimmers. Was folgte darauf? ein herrschendes, ein allgemeines Verderben. Keuschheit und Eingezogenheit, häusliche Sorgfalt, Treu im Handel und Wandel, patriotische Liebe des Vaterlandes, Ordnung in der Einnahme und Ausgabe, alle Tugenden flohen, fast zusehends, aus dem von der Gottesfurcht verlassenen Lande. Es ist leider mehr als zu bekannt, daß diese Wunden seit dieser Zeit nichts weniger als zugeheilt sind. Das

Verderben hat bey dem Pöbel auf eine erſtaunliche Weiſe zugenommen. Unglückliche Heyrathen, Feindſchaften in den Familien, Verſchwendung und Betrug, und alle Laſter, haben unter dem Schutze des Unglaubens ſo ſehr zugenommen, daß, ſelbſt im Aeuſſerlichen, die Handlung durch die Erhöhung der Preiſe, durch die betrügliche Bearbeitung der Waaren, und durch den unbegreiflich niederträchtigen Schleichhandel mit feindſeligen Nachbaren, das Kriegsweſen aber durch die Feigheit der Anführer, und die Regierung durch eine unſinnige Anhängigkeit an einen der verfolgenden Religion zugethanen Fremden, die bittern Früchte der Freygeiſterey empfunden hat.

Ein Proteſtant würde an ſeinen gereinigten Glauben gedenken, er würde dieſen Schatz mit ſeinem Blute bewahren. Aber ein freydenkender Troglodyte denkt, und ſagt auch wohl: was geht mich die Sicherheit einer Sekte an, von welcher Lehre ich nichts glaube? Was frage ich darnach, ob mein Land frey oder glücklich iſt? Mag es doch zu Grunde gehen, wenn ich über ſeinem Schutte zum Glück ſteige!

Und dennoch bleibt auch bey den verdorbenſten Ländern, und in den Gemüthern der Freygeiſter ſelbſt, noch viel Gutes, das eigentlich dem Chriſtenthum zu verdanken iſt. Sie treffen, ſelbſt wenn ſie groß und mächtig ſind, eine Menge guter Einrichtungen und Anſtalten ſchon gemacht an, die ſie umzuſtoſſen

bedenklich finden, und deren guter Nutzen für den Staat gar zu augenscheinlich ist. Sie sind selber, von der Erziehung, aus dem Lesen solcher Bücher, deren scharfsinnige Verfasser sie durch die Anmuth ihres Vortrages anlocken, noch voll von moralischen Begriffen, deren sie sich so wenig, als der epikurische Lukretius, entschütten können. Die Scham zwingt sie, sich zu verstellen, und der noch nicht genugsam erleuchteten Welt nicht zu früh zu erkennen zu geben, daß die Freygeisterey die Religion des Lasters sey. Und endlich muß man gestehen, daß in einem Lande, dessen Verderben wir eben bedauert haben, nicht sowohl eine undenkende Verleugnung eines obersten Wesens herrscht, dazu die Vernunft dieses scharfsinnigen Volkes zu erleuchtet ist, und daß es nicht viel tiefer als auf die natürliche, und einen Unterschied des Guten und Bösen übriglassende Religion verfällt; da hingegen unsre herzhaftern Weisen einen allgemeinen Krieg wider alles Beginnen was göttlich ist, oder was über den Menschen ein Recht behaupten will, und alle Schranken des Guten und Bösen, alle Furcht und Hoffnung, auf einmal umzureissen und auszurotten sich bestreben. Es ist auch in allen Ständen eine Anzahl rechtschaffener Christen übrig geblieben, deren Licht nicht zuläßt, daß eine allgemeine Finsterniß überhandnehme. Auch unter den Gesetzgebern der Nation, wenden Littleton und West ihre Gaben zur Ver-

theidigung der Wahrheit an, und auf der erhabenſten Stelle unter den Sterblichen könnten wir erlauchte Verehrer der Wahrheit nennen, vor denen Laſter und Unglaube ſich ſchämen muß.

Hat nun der Unglaube dieſes alles unter dem Drucke und im Finſtern gethan, da noch eine Religion bey vielen im Herzen, und äuſſerlich bey allen geherrſchet hat, ſo kann man ſich den Zuſtand eines Reichs vorſtellen, von welchem die Religion gänzlich verbannet, und mit lauter neuen vorurtheilfreyen Philoſophen bewohnt iſt. Rom unter dem Nero iſt ein ziemlich ähnliches Vorſpiel dieſes Zuſtandes geweſen, obwohl die chriſtliche, die jüdiſche Religion, und die ſtoiſche Weltweisheit, noch hie und da die allgemeine Herrſchaft des Verderbens in etwas gehemmt haben. Und doch hat ſchon damals der noch ſeltene Liebhaber der alten römiſchen Tugend ſich ſorgfältig gehütet, etwas davon merken zu laſſen, daß er für dieſe verhaßte Lehrerin einige Hochachtung behalten hätte. Er konnte der Furcht nicht widerſtehen, mit ſeiner Anhängigkeit an die Tugend ſich einem allgemeinen Gelächter bloszuſetzen.

Es iſt alſo unſer Streit mit den Freygeiſtern nicht eine bloſſe theoretiſche Zwiſtigkeit, ein Krieg über den vollen und leeren Raum, wobey der Irrende eben ſo rechtſchaffen bleiben kann, und der Rechthabende keinen nähern Weg zur Tugend erwählt. Es iſt ein

Krieg zwiſchen dem Guten und Böſen, zwiſchen dem Glücke der Welt und ihrem Elende.

Doch wir haben dieſes Reich des Verderbens ſchon abgemalt, und es iſt vermuthlich deutlich, wie nöthig es ſey, daß ein jeder Freund der Menſchen und des Vaterlandes, der über die Aufnahme der Freygeiſterey erſchrickt, ernſthafte Mittel ergreiffe, wie er von dem Haupte ſeiner Bürger, ſeiner Kinder, und vielleicht von ſeinem eigenen Kopfe, die Gefahr abwenden könne, die über ihm hängt. Sollte nicht ein jeder Chriſt mit gedoppeltem Eifer ſich ermuntern, bey ſeinen Kindern, bey ſeinen Freunden, bey der Welt, den Glauben zu pflanzen, und der Nachwelt Chriſten zu erziehen? Sollten nicht die Groſſen, die ihre Kronen von Gott empfangen zu haben nicht vergeſſen, durch Beförderung der Tugendhaften, durch Verachtung der Freygeiſter, durch ernſtliche Ordnungen in Schulen und in Kirchen, durch eine behutſame Wahl der Miniſter, der Vorgeſetzten und der Obrigkeiten, die Unterthanen in den Gehorſam des Glaubens zu ſetzen, ſich bemühen; da ihr Glück ſo offenbar, mit dem Glücke ihrer Unterthanen damit zuſammenhängt. Sollten nicht die Gelehrten, denen ein vorzügliches Maas der Erkenntniß zu Theil geworden, ſie ihrem Geber heiligen? und ſtatt oft unnützer kleiner Unterſuchungen, das einzig Nöthige, das Kreuz Chriſti, mit Rührung, mit Wehmuth und

Nachdruck predigen? Und ſollte nicht ein jeder Chriſt in ſeinem eigenen Buſen den Keim des Uebels auszurotten ſich beſtreben; und bey ſich ſelbſt anfangen, dem Unglauben das überzeugende Beyſpiel eines wahren Chriſten entgegen zu ſtellen, gegen welches die Götzen des Heidenthums, und die Pralereyen der Weltweiſen, wie der Schatten der Nacht beym Anbruch der Morgenröthe, verſchwunden ſind.

Verzeichniß
der
Schriftſteller,
die in dieſem Werke angezogen und beurtheilt worden.

(Die römiſche Zahl weiſt den Band, jene andere die Seiten.)

A.

	Seite
Abbadie I.	20
Abbt (Thom.) I.	346
Adanſon I.	215
Aeſchylus I.	344
d'Agueſſeau I.	212
Albinus II.	33
d'Alembert I.	101. 102. 169. II. 31. 195. 198. 212
Altmann I.	167. 168
Ammann I.	153
Anquetill I.	280
d'Argenville I.	101

Seite

Aristoteles I. . 348. 367. II. 97. 140
Arel I. . 78

B.

Bacon I. 109. 191. 381. II. 204
Batteux I. . 348. 366.
Bauhin II. . 106
Baumann II. . 78
Bayle I. . 278
Le Beau I. . 399
Beaumont I. . 422
Berch I. . 52
Berengar I. . 319
Bergmann I. . 315
Bernier I. . 148
Bertrand I. . 167
Blair I. . 294
Blondel I. . 101
Bochat I. . 167
Bohmer I. . 368
Börhaave I. . 16. 177. II. 70. 113
Böttger I. . 188
Boileau I. 184. 351. II. 125. 200. 203
Bolingbroke I. . 161. II. 76
Bonnet I. . 210. 328. 358

Seite

Boromeo II. 76
Boſſuet II. 204
Bouhier I. 18
Büffon I. 67. II. 116, 117. 199

C.

Cäſalpin II. 107
Cäſar (Jul.) I. 190
Calvin I. 94. 116. 321. 322
Carraccioli II. 51
Caßin II. 113
des Cartes I. 381. II. 95. 97
Caſtilhon I. 118
Chalotais I. 217
Chambers I. 100
Chapelle I. 100
Cicero I. 278
Clemens XIV. (Ganganelli) II. 51
Cluſius II. 106. 108.
Colbert I. 249. II. 5
Commercon II. 34
Condillac I. 125. 211
Corneille I. 14. II. 202. 206
Crebillon I. 171
Cürne de St. Palaye II. 39

D.

	Seite
Dalin I.	21. 91
Daniel I.	148
Daubenton I.	100
De l'Isle II.	215
Diderot I.	101. 162. II. 76

E.

Erasmus I.	95. 321
Euler I.	84. 135
Euripides I.	41

F.

Faggot I.	46
Fenelon I.	149. II. 204
Fielding I.	59
Fingal siehe Ossian.	
la Fontaine I.	149. II. 191
Fontenelle I.	220
Formey I.	101
Fougeraux II.	178
Franke II.	66

G.

	Seite
Gaillard I.	319
Galilâi II.	204
Gaſſendi II.	96. 97. 141
Gerdil I.	247
Geſner I.	296
Gibbon II.	87
Gilleborg I.	163
Göthe II.	47
Goldoni II.	199
Gottſched II.	299
Graun II.	45
s'Graveſande I.	6

H.

Hagedorn II.	218
dû Halde I.	159
Halley II.	34
Haller (Albr. v.) I.	123. 277. 361. 370. 378
II.	33. 35. 73. 113. 118. 198. 203. 205
du Hammel I.	188
Hartley I.	78
Hartlieb I.	191
Harvey II.	10

Seite

Hedlinger II. - 47. 74
Helvetius I. - 176. II. 15
Heß (Fel.) II. - 59
Hobbes I. - 119
Hofmannswaldau II. - 189
Hogarth I. - 256
Holbein II. - 63
Hollwell I. - 279
Home I. - 253
Homer I. 13. 42. 257. 258. 263. 277. 278. 294
349. 351. 366. 368. II. 42. 45. 208
Hopital I. - 284
Horaz I. - 13. 350. II. 45. 125
Hüme II. - 25. 155
Huet II. - 206

J.

Johnson I. - 186. II. 187
Iselin I. - 165. 174. II. 182
Ivon (Abt) I. - 100
Jugel II. - 192.

K.

Kleist II. - 62
Klopstock I. - 45. 352. II. 197. 207

L.

Seite

Lambert. II. - 59
Lavater. II. - 58 f.
Leeuwenhök. II. - 33
Leibniz. I. - 5
Leſſing. I. - 276
Lieberkühn. II. - 35
Lignac. I. - 132
Linguet. I. - 303
Linnee. II. - 109. 162. 200. 201
Locke. I. - 191. II. 193
Lohenſtein. II. - 189
Lucanus. II. - 46
Lukrez. I. - 13. 55.
Luther. I. 94. 319. II. 56. 85. 203
Lykurg. I. - 281

M.

Mably. I. - 281
Machiavel. II. - 202
Macpherſon. I. - 265. 288
Malebranche. I. - 5. 233

Seite.

Malherbe. I. 351
Mallet I. 100. 102
Marſais. I. 100. 102
Maupertuis. I. 105. II. 198
Melanchton. I. 321
Mercier. I. 354
Mery. I. 148
Meſſenius. I. 77
la Mettrie. I. 16. II. 76
Millot. II. 39
Milton. I. 44. II. 197
Mirabeau. II. 177. 182
Moliere. I. 171. II. 194. 195. 196
Montesquieu. I. 103. II. 184. 202

N.

Nahl. I. 366
Newton. I. 5. 57. 183. 217. 382. II. 31. 34 103. 110. 113. 167
Nien Hy Jao. I. 162
Nonnotte. I. 271

O.

Seite.

Oſſian. I. 265. 288. 368. II. 45

P.

Paliſot. II. 181
Petrarka. II. 41. 202
Pindar. I. 344. II. 46. 81
Plautus. II. 46
de Polignac. I. 55
Pope. I. 262. 367. II. 48. 75. 124. 197. 200
de Prade. I. 100

Q.

Quesnell. I. 151

R.

Rabelais. II. 203
Racine. I. 41. 222
Raphael. II. 65. 72
Ratram von Corvey. I. 119
Ray. II. 108
Raynal. I. 63. II. 208. 209

Seite.

Reaumur. I. - 109
Richarſon. I. - 59. 263. 292
Rollin. II. - 118
Rouſſeau. (J. B.) I. - 325
Rouſſeau (J. J.) I. 101. 111. 137. 169. 199
223. 245. 247. 337. II. 23. 36. 163. 183. 184
Reuſſen. I. - 300. II. 183
Rumberg. II. - 174

S.

Saint Real. I. - 7
Saurin. I. - 148
Sauſſure. II. - 12
Scheuchzer. II. - 215
Schmid von Auenſtein. I. 189
Schuppach. (M.) II. - 66
Scotus. I. - 119
Sematſen. I. - 117. 162
Senebier. II. - 30
Servet. I. - 323. II. 159
Sheſtesbury. I. - 367
Shakeſpear. I. 260. 298. II. 201. 204. 207

Seite.

Sokrates. I. - 241. 337. II. 69
Spallanzani. II. - 35
Spinoza. I. - 177. II. 76
Squire. I. - 11
Stiernhilm. I. - 77
Süßmilch. I. - 203. II. 78
Süllz. II. - 5
Sulzer. I. - 187. 365. II. 42
Swammerdamm. II. - 32
Swift. I. - 114. II. 203. 212

T.

Tacitus. II. - 210
Theokrit. I. - 13. 296. 368
Theophraſtus. II. - 108
Thomas. I. - 381. II. 188.
Thucydides. II. - 211
Tiſſot. I. - 209
Toaldo. II. - 32
Tournefort. II. - 108. 109
Touſſaint. I. - 58
Tronchin. I. - 251

U.

Seite.

Unzer. I. - 369. II. 167

V.

Varillas. I. - 8
Vernes. I. - 226
Vernet. I. - 336
Vida. I. - 350
Virgil. I. 13. 41. 257. 258. 263. 277. 367
Voltaire. I. 3. 12. 18. 75. 94. 96. 116. 141. 143
171. 185. 230. 240. 263. 268. 271. 324
362. 367. II. 9. 75. 146. 202. 206

W.

Wegelin. I. - 308
Weiſe. I. - 298
Werlhof. II. - 90
Whytts. I. - 374
Wilde. I. - 92
Winkelmann. I. - 277
Winslow. I. - 37

Seite.

Wintringham. II. - 166
Wolf. I. - 188. II. 142

X.

Xenophon. II. - 211

Y.

Young. II. - 179

Z.

Zehenter. I. - 168
Zimmermann. (J. G.) I. 123. 159
Zwingli. I. 321. 322. II. 66. 81 f.

Erinnerung.

Da ich der Revision beym Abdrucke dieses Werks nicht selbst vorstehen können, so fallen auch die dießseitigen Druckfehler nicht auf meine Rechnung. So weit ich die Probebogen habe vergleichen können, finde ich freylich nicht eigentliche Fehler die den Verstand hemmen; aber doch solche, die meinem Wunsche nach Korrektheit wehethun; so ist z. B. durch einige Bogen die Präposition wider (contra), mit dem Adverb. wieder (iterum) verwechselt worden. Ich erinnere dieses, damit die Irrung, die sich leicht bemerken läßt, zu keiner Zweydeutigkeit Anlaß gebe.

H.